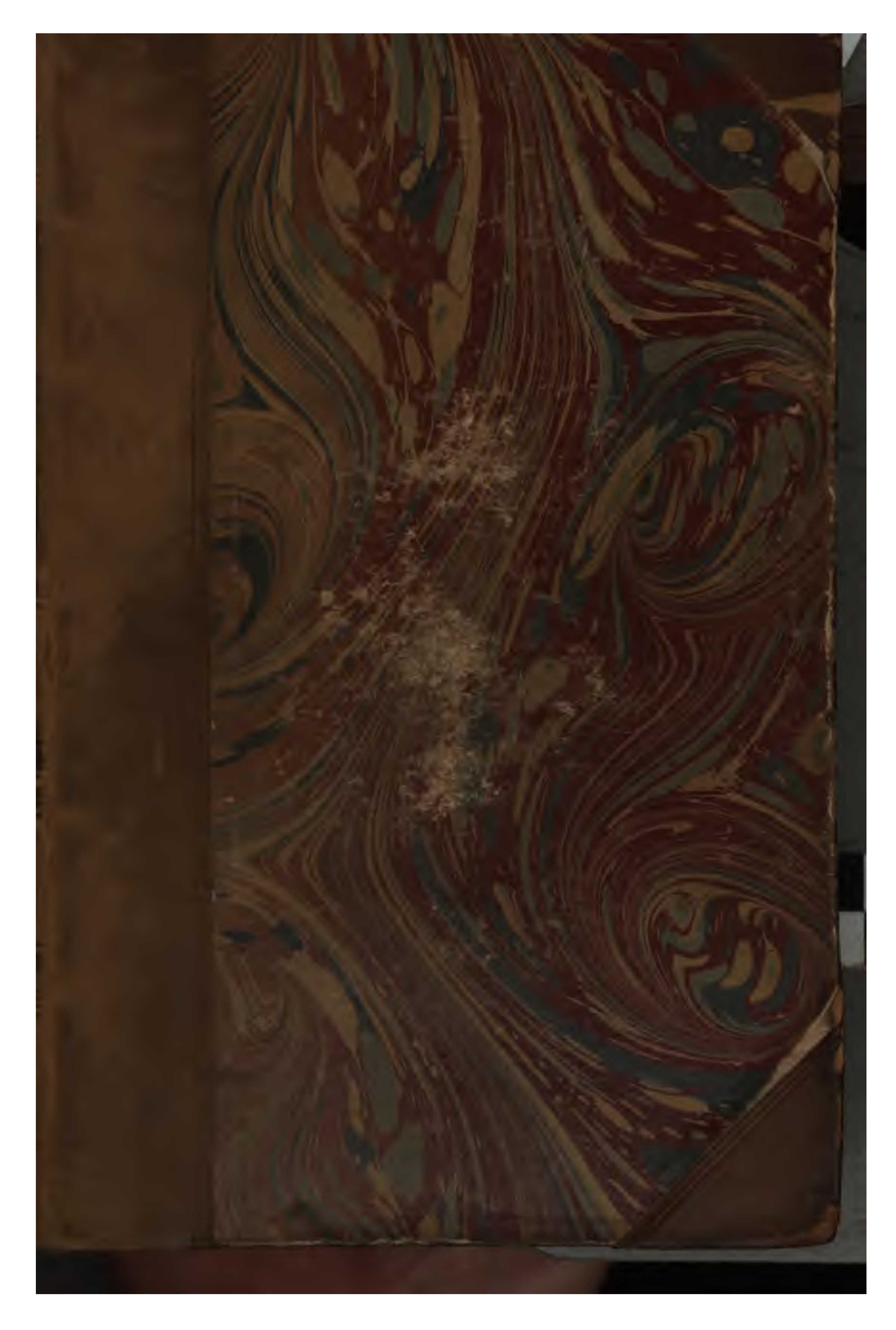
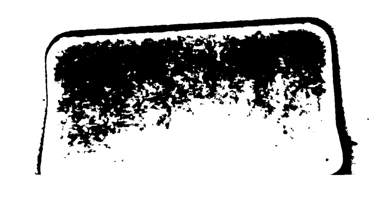



DOMI NUS ILLU
MEA TIO MEA
Taylor Institution.



Geschichte

der

deutschen Kaiserzeit.

Von

Wilhelm Giesebrecht.

Erster Band.

Geschichte des zehnten Jahrhunderts.

Braunschweig,

C. A. Schwetschke und Sohn.

(M. Bruhn.)

1855.

Den

Meistern deutscher Geschichtsforschung

G. H. Pertz

und

Leopold Ranke

gewidmet

als Zeichen der Verehrung und Dankbarkeit.

Vorrede.

Das Buch, dessen erster Theil hiermit der Lesewelt übergeben wird, beginnt von der Gründung des deutschen Königthums und des römischen Kaiserreichs deutscher Nation, stellt in seinem weiteren Gange die Glanz- und Blüthezeit dieses Reichs dar, indem es von den glorreichen Thaten der Ottonen, der fränkischen Kaiser und Hohenstaufen erzählt, und endet mit den Kämpfen, in denen das Kaiserthum den vereinten Angriffen der Päpste, Reichsfürsten und freien Städte erliegend von seiner stolzen weltbeherrschenden Höhe herabsteigen mußte. Der Gegenstand dieses Buchs ist demnach die geschichtliche Periode, in welcher der Wille, das Wort und das Schwert der dem deutschen Volke entstammten Kaiser die Geschicke des Abendlands entschieden, in der das deutsche Kaiserthum vor Allem der Zeit Anstoß, Richtung und Leitung und dadurch ihr eigenthümliches Gepräge vor anderen Zeiträumen gab; der Gegenstand ist die deutsche Kaiserzeit, wie wir diese Periode mit einem kurzen, doch kaum misverständlichen Namen bezeichnet haben.

So groß und allgemein anerkannt die Wichtigkeit dieser Zeit für die weltgeschichtliche Entwickelung ist, hat sie doch für unser Volk noch eine ganz besondere, klar hervorstechende Bedeutung. Denn nicht allein, daß jene Kaiser aus dem

deutschen Volke hervorgingen und Deutschland der Hauptsitz ihrer Macht war, es verschmolzen auch erst innerhalb dieser Zeit die deutschen Stämme, wie sie damals zum ersten Male staatlich in sich geeinigt und gegen die umwohnenden Völker abgegrenzt waren, zu einem einigen Volke, das dann in Kirche und Staat, in Kunst und Wissenschaft seine besondere und eigenthümliche Entwickelung gewinnen konnte. Ueberdies ist die Kaiserzeit die Periode, in der unser Volk, durch Einheit stark, zu seiner höchsten Machtentfaltung gedieh, wo es nicht allein frei über sein eigenes Schicksal verfügte, sondern auch anderen Völkern gebot, wo der deutsche Mann am Meisten in der Welt galt und der deutsche Name den vollsten Klang hatte.

Zu vielfach hat unser Volk die traurigen Folgen seiner inneren Zersplitterung erfahren, zu schwer hat es unter dem Einfluß fremder Mächte, welche die innere Spaltung Deutschlands für ihre Zwecke benutzten, zu leiden gehabt, und zu lange ist es in der ununterbrochenen Entwickelung seiner reichen Kräfte gehindert worden, als daß es nicht mit der heißesten Sehnsucht nach jener Zeit eines einigen, großen, mächtigen Deutschlands zurückverlangen sollte. Diese Sehnsucht durchzieht das ganze Volk; sie durchbringt das gesammte deutsche Leben in unseren Tagen. So verschiedenartige Richtungen sich auch in der Gegenwart durchkreuzen, so entgegengesetzte Parteibestrebungen sich bekämpfen: hier begegnen sie sich; aber um sich freilich sofort wieder bei der Frage zu trennen, wie das Ziel der allgemeinen Sehnsucht zu erreichen sei. Es möchten da wohl Manche die längst zertrümmerten Formen einer fernen Vergangenheit, wäre es möglich, wie sie einst waren, herstellen, um das Leben der Gegenwart in sie zu zwängen; Andere wünschen die Bildungen der neueren Zeit mit denen einer früheren zu verbinden, der Eine auf diese, der Andere auf jene Weise; wieder Andere wollen auf ganz neuen Grundlagen die Einheit des deutschen Reichs und

Volks herbeiführen. Tausend Pläne, die man entwirft, tausend Wege, die man einschlägt: wer möchte sagen, ob einer von ihnen und welcher zum Ziele führt?

Vielleicht daß man sich eher einigte, wenn man sich allgemeiner bemühte, das innere Wesen und die eigenthümliche Gestalt jener fernen Zeit kennen zu lernen, in der einst das einige, große, mächtige Deutschland eine Wahrheit war, wenn man an der Hand der Geschichte die Bedingungen zu ergründen suchte, unter denen das deutsche Volk damals einen weltbeherrschenden Einfluß gewinnen und durch Jahrhunderte behaupten konnte. Um so näher liegt es, wie man meinen sollte, die Vergangenheit hierüber zu befragen, je sicherer man der Antwort ist. Denn jene große Zeit unseres Volks hat sich nicht unbezeugt gelassen. Sie spricht zu uns in den hochragenden Münstern und den festen Mauern der alten Städte, in den bemoosten Burgen, die von unseren Bergen blinken; sie tönt zu uns herüber in Helden- und Minneliedern, deren Laute uns noch jetzt verständlich sind; in Flur und Wald, auf den Höhen und im Thale gehen die Sagen von des alten Reiches Herrlichkeit und Pracht um, und unsere Vorfahren haben unwidersprechliche Zeugnisse ihrer Macht und Größe in vielen Tausenden alter Pergamene und in zahlreichen Geschichtswerken hinterlassen. So ist es wahrlich kein vergebliches Bemühen, Natur und Wesen jener Zeit zu ergründen, sie in klaren und deutlichen Zügen sich gegenwärtig zu machen.

Und schon sehen wir über das ganze Deutschland eine ungemein rege wissenschaftliche Thätigkeit verbreitet, die sich auf die Erforschung des deutschen Mittelalters richtet und gerade mit besonderer Vorliebe der Kaiserzeit zuwendet. Keine Mühe und Arbeit wird gescheut, um verborgene werthvolle Reste der Vergangenheit an das Licht zu ziehen; mit unermüdlicher Geduld und systematischer Gründlichkeit wird Alles, was sie uns überliefert hat, bis in das Einzelnste unter-

sucht. Da erscheint Gesetz und Regel, wo man vordem nur Laune und Willkühr sah, in inneren Zusammenhang treten Erscheinungen, die vordem unerklärbar schienen; nicht nur reicher und lebensvoller gestaltet sich von Tag zu Tag das Bild unserer großen Vorzeit, sondern auch klarer, übersichtlicher, verständlicher. Es sind die uneigennützigsten Bestrebungen, denen wir solche Aufschlüsse über unsere große Vergangenheit verdanken; sie suchen zunächst keine andere Befriedigung, als die unmittelbar in der Wissenschaft selbst gegeben ist, aber sie weisen doch zugleich über dieselbe hinaus. In der Liebe zum Vaterlande wurzelnd, auf das Leben des eigenen Volkes gerichtet, stehen diese Studien ja mitten inne in den Strömungen der nationalen Entwickelung. Ihrer Natur nach populär, müssen sie die Theilnahme des Volks in Anspruch nehmen. Nur von dieser getragen können sie zu ihrer vollen Blüthe gelangen; wie sie andererseits, zu vollkräftiger Entfaltung gediehen, auf das Volksleben eine durchgreifende und folgenreiche Rückwirkung üben müssen.

Niemand, der tiefer in den Gang der Zeitgeschichte blickt, wird wohl verkennen, daß sich ein wohlthätiger Einfluß dieser Studien auf unser Leben bereits kundgiebt. Die auf die Höhen der Macht gestellt sind, begreifen die Bedeutung derselben und fördern sie durch manches Zeichen ihrer Huld; die hervorragendsten und weitblickendsten Geister der Gegenwart erkennen den nationalen Gewinn, den sie verheißen; das Gebiet deutscher Kunst und Wissenschaft wird durch sie nach manchen Seiten hin erweitert und umgestaltet. Aber dennoch fehlt sehr viel daran, daß die Theilnahme des Volks an diesen Studien eine allgemeinere sei, daß auch nur die Mehrzahl derer, die sich zu den gebildeten Klassen zählen, für den Gang derselben ein lebhaftes Interesse zeigte. Wie wäre es sonst möglich, daß noch immer die abenteuerlichsten Vorstellungen über die Rechtszustände des Mittelalters im Schwange sind, daß man selbst im Munde sonst

wohlunterrichteter Männer so häufig Aeußerungen findet, die von einer großen Unkenntniß der früheren Verhältnisse un seres Volkes zeugen, daß längst widerlegte Mährchen nich allein von Mund zu Mund, sondern auch von Buch zu Buch aufs Neue nacherzählt werden? Wie wäre es sonst zu erklären, daß während über anziehende Theile der modernen Geschichte anderer Völker Originalwerke und fast noch mehr Uebersetzungen den ausgedehntesten Leserkreis finden und schnell nacheinander wiederholte Ausgaben erfordern, selbst die besten Werke über das deutsche Mittelalter kaum nach Decennien wieder aufgelegt werden? Man spricht wohl viel von Kaiser und Reich, aber ziemlich mittelmäßige Arbeiten über die neuere deutsche Specialgeschichte finden immer noch eine weitere Verbreitung, als die wichtigsten Publicationen über die alte Reichsgeschichte. Man werfe in die Handbücher der deutschen Geschichte einen Blick; wie dürftig sind selbst da die glänzendsten Zeiten des Reichs behandelt, während die Zeiten der Auflösung in unverhältnißmäßiger Breite dargestellt werden.

Wir wollen mit diesen Bemerkungen die Mitwelt nicht anschuldigen. Sie lebt zum großen Theil in Ideen und Interessen, die denen des Mittelalters geradezu entgegenlaufen. Unsere politischen Zustände haben sich besonders durch die raschen Veränderungen unseres Jahrhunderts so umgewandelt, daß wer aus ihnen seinen Blick in jene entfernten Zeiten wirft, nur mit Mühe sich begreiflich macht, daß die Menschen, die er dort handeln sieht, von seinem Fleisch und Blut waren und von demselben Volksgeist getrieben wurden, der in ihm mächtig ist, daß es derselbe Grund und Boden ist, auf dem sie standen und er jetzt steht. Die ganze Entwickelung unserer Bildung und Literatur hat seit Jahrhunderten eine so antinationale Richtung genommen, daß es nur allzu erklärlich ist, wenn sich in der Mehrzahl des

Volks nur langsam ein Verständniß für Erscheinungen entwickelt, die dieser Richtung in keiner Weise entsprechen.

Es lag uns nur daran, die Thatsache festzustellen, daß im deutschen Volke im Ganzen und Großen noch eine Unkenntniß des ruhmreichsten Theils seiner Geschichte herrscht, die sich keine andere große Nation verzeihen würde, und dabei zugleich auf das Misverhältniß hinzuweisen, das sich hier zwischen dem allgemeinen Volksbewußtsein und der deutschen Wissenschaft findet. Indem die Ausgleichung dieses Misverhältnisses uns nothwendig oder mindestens sehr heilsam erschien, erwuchs der Plan dieses Buchs. Von diesem Gesichtspunkt aus will dasselbe beurtheilt sein.

Die Absicht des Verfassers war, in jenem ausgebreiteten Kreis, der sich aus allen Ständen unseres Volks zusammengesetzt für die historische Literatur interessirt, eine lebendigere Theilnahme für die Geschichte des deutschen Mittelalters zu erwecken. Und kein Stoff schien ihm hierzu geeigneter, als die deutsche Kaiserzeit, wenn sie in ihrem vollen Zusammenhange und nach allen ihren wesentlichen Momenten dargestellt würde. Die Natur dieses Stoffes erfordert aber einerseits die innere nationale Entwickelung, in der die Grundbedingungen der kaiserlichen Stellung beruhten, wie andererseits den ganzen Umfang und die volle Höhe der Kaisermacht im Abendlande darzulegen; die Darstellung muß somit bald in die Einzelnheiten der Territorialgeschichte hinabsteigen, bald sich in die Weite der welthistorischen Bewegung verlieren. Je reicher und mannigfaltiger der Stoff hiernach ist, je mehr galt es, wenn er dem Zwecke des Verfassers dienen sollte, die Begebenheiten, Zustände, Persönlichkeiten in scharfen und festen Zügen zu charakterisiren. Nur so schien es möglich dem Gesammtbilde eine solche Uebersichtlichkeit und Klarheit zu geben, daß dasselbe einem großen Leserkreis leicht faßbar werden und sich fest der Einbildungskraft einprägen könnte. Wenn es aber gelang, der Phantasie

dieses große Bild deutschen Lebens mit voller Lebendigkeit zu vergegenwärtigen, so mußte es auch nach des Verfassers Meinung mit Nothwendigkeit auf Herz und Gesinnung deutscher Leser nachhaltig den von ihm beabsichtigten Einfluß üben.

Die Schwierigkeiten seiner Aufgabe verhehlte sich der Verfasser nicht. Er sah wohl ein, daß ohne die Fähigkeit, seinen Stoff nach allen Seiten geistig zu durchdringen, ihn in lebensvollen Anschauungen zu erfassen und diese Anschauungen künstlerisch darzustellen, seine Absicht nimmermehr zu verwirklichen sei. Er vergegenwärtigte sich auch, daß der patriotische Zweck, der ihm vorschwebte, nur zu erreichen sei, wofern es ihm gelänge, seinen Worten etwas von der Begeisterung einzuhauchen, die ihn für seinen Gegenstand beseelte. Aber die Aufgabe schien ihm schöner und rühmlicher, als die Schwierigkeiten groß; und so wagte er seine beste Kraft an ein nach seiner Meinung für unser Volk heilsames Werk. Er ist fern von dem Wahne, das Ideal, das ihm vorschwebte, erreicht zu haben, aber mindestens der Vorwurf dürfte ihm, nachdem er sich nun zwanzig Jahre lang mit dem Studium der Geschichte des deutschen Mittelalters beschäftigt hat, nicht mit Recht gemacht werden, daß er sich vorschnell und unvorbereitet an eine Aufgabe gemacht habe, deren Schwierigkeiten von ihm nicht gekannt und erwogen seien.

Nachdem der Verfasser so den wichtigsten Gesichtspunkt für seine Arbeit angegeben hat, bedarf es nicht vieler Worte mehr zu weiterer Verständigung.

Es liegt in der Natur der Sache, daß in einem Buche dieser Art nicht Alles jedem Leser neu und unbekannt sein kann, und Kenner der deutschen Geschichte werden mit Fug urtheilen, daß nicht Weniges in demselben, wenn auch in anderer Form und in einem anderen Zusammenhange, bereits längst gesagt sei. Sollte in solchem Urtheil ein Tadel liegen, so will ihn der Verfasser lieber hinnehmen, als daß man ihm mit Grund vorwerfen könnte, seine Darstellung

blende durch den Glanz neuer Hypothesen und Combinationen, die der äußeren Beglaubigung und der inneren Wahrheit entbehrten. Sollte sich nicht überhaupt in der Richtung der modernen Geschichtsschreibung — wir denken dabei nur an Werke voll eigenthümlichen Geistes und Lebens, nicht an saft- und kraftlose Compilationen — ein übermäßiges Trachten nach dem Neuen, eine allzu große Scheu die hergebrachte Ueberlieferung fortzupflanzen bemerklich machen? Das Neue ist nicht immer das Richtige und Echte; das höchste Gesetz des Geschichtsschreibers bleibt aber unter allen Umständen die Treue und Wahrheit seiner Darstellung. Und diese liegt ja nicht allein darin, daß er sich davon fern hält durch willkührliche Erfindungen die Ueberlieferung der Quellen zu verfälschen, sie beruht ebensosehr darauf, daß nicht Nachrichten von zweifelhaftem Werthe und unsicherem Ursprunge, nicht vieldeutigen Ausdrücken und zersplitterten Notizen ein allzu großes Gewicht beigelegt und sie dazu benutzt werden die bisherige Auffassung der Verhältnisse völlig umzukehren. Es geschieht dann leicht, daß an sich Geringfügiges in den Vordergrund der Darstellung gedrängt und das Erhebliche verdeckt wird; das Bild gewinnt die Züge einer Karikatur und wird bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Auch das an neueren Geschichtsschreibern häufig hervortretende Streben durch vielfache Beziehungen auf moderne Verhältnisse die Zustände der Vergangenheit anschaulicher zu machen, verführt unseres Erachtens leicht auf Abwege. Man läuft Gefahr den Personen Motive unterzulegen, die sie nicht haben konnten, die Vorgänge aus Gesichtspunkten zu beurtheilen, die der Zeit fern lagen, der gesammten Darstellung eine vielleicht für den Augenblick bestehende, aber doch falsche Färbung zu geben. Der Verfasser, dem der Werth der Wahrheit mehr gilt, als der Reiz der Neuheit, glaubte die wahre Gestalt der Kaiserzeit seinen Lesern am Besten zu schildern, wenn er sich so eng wie möglich an die besten Quellen anschloß und die

hervorragendsten Schriftsteller jener Zeit häufig mit ihren eigenen Worten reden ließ. Wo dieses Verfahren nicht anwendbar schien, hat er sich lieber bewährten Autoritäten angeschlossen, als eigenen unsicheren Combinationen einen weiten Spielraum gegönnt. Man sage nicht, daß es bequeme Arbeit sei, das Erz, das Andere aus den Schachten geholt, einzuschmelzen; der Verfasser weiß auch, wie es in den Schachten aussieht, und es ist ihm fürwahr nicht alles Erz zugetragen worden.

Und hier noch ein Wort über die Einleitung des Buchs, die des Neuen und Eigenthümlichen vielleicht am Wenigsten enthält und sogar viele Controversen, in denen sich die moderne Geschichtsschreibung zu bewegen liebt, recht absichtlich umgeht. Sie ist trotzdem der vielleicht mühevollste Theil der Arbeit gewesen. Hätte der Verfasser nur für geschichtskundige Leser geschrieben, er hätte den Inhalt dieser Einleitung auf wenige Blätter zusammengedrängt; er wollte aber durch dieselbe zunächst für Leser sorgen, denen weder ausgebreitete Vorkenntnisse, noch genügende historische Hülfsmittel bei der Lectüre dieses Buchs zu Gebote stehen. Es kam darauf an, solchen Lesern die Bedeutung der deutschen Kaisergeschichte für den weltgeschichtlichen Zusammenhang, wie für unsere nationale Entwickelung deutlich zu machen, und dies schien kaum anders als durch eine gedrängte Uebersicht der tausendjährigen Vorgeschichte der germanischen Stämme möglich. Die Darstellung mußte dabei so ausführlich gehalten werden, daß nirgends eine Unklarheit blieb, während andererseits Alles auszuscheiden war, was auf die spätere Entwickelung keinen merklichen Einfluß mehr übte. Alles Problematische wurde zur Seite geschoben, weil es die Leser, die vorzüglich hier in das Auge zu fassen waren, eher verwirrt, als aufgeklärt hätte. Der Verfasser kann nicht sagen, daß die Einleitung, wie sie jetzt vorliegt, seinen eigenen Ansprüchen nur von fern

genügte, aber er hofft, daß sie doch manchen Lesern willkommen sein wird.

Namhafte Vorgänge ermuthigten dieses Buch frei und leicht ohne das schwere Beiwerk von Quellenanführungen und Anmerkungen in die Welt zu senden. Vielleicht gewann es sich so leichter den Leserkreis, den es am Liebsten anziehen möchte; auch konnte ein gelehrter Apparat bei einem bereits wiederholentlich behandelten Stoff leichter entbehrlich scheinen. In der That war es Anfangs die Absicht des Verfassers von allen Beziehungen auf die Quellenliteratur abzusehen und die Darstellung lediglich für sich selbst einstehen zu lassen. Aber mehrfache Rücksichten geboten ihm schließlich einen andern Weg einzuschlagen. Zuerst hat er denn doch manche bisher wenig oder gar nicht benutzte Quellen und Hülfsmittel zu seiner Arbeit verwendet und ist durch diese oder durch selbstständige Forschungen zu neuen Resultaten gelangt, die er wenigstens andeutend begründen mußte. Dann schien es ihm Pflicht, solchen Lesern, die durch die Darstellung angeregt sich tiefer in das Studium jener Zeit begeben wollten, dazu einige Anleitung zu bieten. Viele der großen Schwierigkeiten, welche früher dieses Studium darbot, sind jetzt glücklich gehoben. Durch die von Pertz herausgegebenen Monumenta Germaniae historica ist ein unerschütterliches Fundament desselben für alle Zeiten gewonnen; die früher zerstreuten Quellen der deutschen Geschichte des Mittelalters werden hier nicht nur zuerst vereinigt, sondern auch ihrer ursprünglichen Gestalt zurückgegeben und nach allen Seiten kritisch erläutert. Die Sammlung umfaßt schon die meisten Quellenschriften der Kaiserzeit und geht dem Ende dieser Periode mit beschleunigten Schritten entgegen. Von den wichtigsten Schriftstellern sind überdies bereits Handausgaben veranstaltet, und selbst Lesern, denen die lateinische Sprache des Mittelalters nicht geläufig, ist durch Uebersetzungen ein großer Theil der Quellen zugänglich gemacht worden. Dann

ist das urkundliche Material durch Böhmers Regesten der Kaiser und Jaffés Regesten der Päpste jetzt ohne Mühe zu überblicken. Endlich haben Stenzels Geschichte der fränkischen Kaiser, Rankes Jahrbücher des deutschen Reichs unter dem sächsischen Hause und mehrere Monographien, die sich diesen Werken angeschlossen haben, eine feste Methode für das Studium dieser Zeit gewonnen. Wo so viele Erleichterungen dem weiter Forschenden gegeben sind, schien es geboten, ihn nicht die weiten Umwege wandeln zu lassen, die ältere Werke ihm angeben mochten, sondern ihn unmittelbar mit einigen Fingerzeigen auf die breite und geebnete Bahn hinzuweisen, die ihn sicher zum Ziele führt. Lediglich aus diesem Gesichtspunkt ist die Uebersicht der Quellen und Hülfsmittel, sind die kurzen Verweisungen der Anmerkungen auf die Quellen und die neuere Literatur zu beurtheilen. Weder auf Vollständigkeit des Apparats, die einen bedeutend größeren Raum in Anspruch genommen hätte, war es abgesehen, noch auf einen fortlaufenden Commentar der Darstellung, wie denn diese auch von den Anmerkungen ganz getrennt gehalten wurde und durchaus als ein selbstständiges Ganzes anzusehen ist.

Es wäre unser lebhafter Wunsch, daß sowohl die Lehrer an den höheren Schulen, wie die reiferen Zöglinge derselben durch die Quellenbeilage veranlaßt würden, den Zeugnissen der großen Vergangenheit unseres Volks näher zu treten, als es bisher meistentheils geschieht. Abgeleitete Darstellungen haben ihren großen und besondern Werth, sie bilden die nothwendige Vorbereitung, um die Denkweise und Sprache früherer Jahrhunderte zu verstehen; ist aber das Verständniß hiefür einmal eröffnet, dann reden die Quellen mit viel klarerer und deutlicherer Zunge, als es jeder spätere Geschichtsschreiber vermag. Der Verfasser ist in den Mauern einer berühmten Schule geboren, einer nicht minder berühmten dient er seit langen Jahren mit Eifer und Freude; sein

ganzes Leben hat ihn so mit der Schule in die engste und nächste Beziehung gebracht — wie hätte er nicht auch bei dieser Arbeit unablässig derselben gedenken sollen! Er weiß, daß die Besten und Edelsten unserer Jünglinge sich für eine große Zukunft unseres Volks begeistern und nach ihrem Theil dazu mitzuwirken wünschen. Möchten sie an dem Bilde, das wir von der Herrlichkeit des alten Reichs entworfen haben, begreifen lernen, daß es vor Allem die christlich-heroischen Tugenden unserer Vorfahren waren, die sie frei, mächtig und groß machten, daß ohne dieselben alle schönen Träume von einer neuen glückreichen Zeit für unser Volk nimmerbar in Erfüllung gehen werden. Die Geschichte lehrt vor Allem, daß die Seele mehr ist, denn der Leib, daß der Geist nicht in und an diese oder jene Form gebannt ist, sondern daß zu aller Zeit geistige Kraft und Tüchtigkeit dem Leben neue Gestalten und Formen geben. Die Wissenschaft der vaterländischen Geschichte ist nicht allein dem Ariadneknäuel zu vergleichen, das uns durch die dunklen Irrgänge der Zeiten zu dem Eingange zurückführt, durch den unsere Vorfahren in die Geschichte eintraten, sie ist ebensosehr der Fackel gleich, die unsern Pfad erhellt und vorwärts, wie rückwärts, ihre Strahlen werfend dem Ausgange zuleuchtet, an dem unserm Volke heller — wolle es Gott! — das Tageslicht entgegenstrahlen wird, als es unseren Vorderen schien. Diese Wissenschaft möchten wir unserer Jugend an das Herz legen, die Beschäftigung mit derselben nicht als eine Arbeit des Zwanges, sondern als den Gegenstand freier liebevoller Thätigkeit von ihr getrieben wissen und zugleich ihr einige Anleitung bieten, wie sie dieses Studium zu bleibendem Gewinn für Geist und Herz pflegen kann. Denn es ruht ein großer innerer Segen auf demselben; es macht die Seele weit, das Herz fest und lehrt das Große von dem Kleinen, das Bleibende von dem Vergänglichen scheiden.

Der Verfasser kann das Vorwort nicht schließen, ohne

seinen Dank allen Mitlebenden und Mitstrebenden auszudrücken, deren Forschungen seine Arbeit erleichtert oder eigentlich erst ermöglicht haben. Es mischt sich bei ihm mit der Dankbarkeit, die jeder Geschichtsschreiber tüchtigen Vorgängern und rüstigen Vorarbeitern schuldet, noch eine ganz persönliche Verpflichtung. Der Verfasser hat das Glück gehabt, daß ihn das Leben mit den meisten Schriftstellern, die in den letzten Jahrzehnden auf diesem Gebiet der Wissenschaft gearbeitet haben, in nahe Verbindung gebracht hat. Unter ihnen ist einer seiner nächsten Blutsverwandten, der ihm ein väterlicher Berather war; unter ihnen sind Männer, die er als seine Lehrer verehrt; unter ihnen Mehrere seiner Jugendfreunde und Studiengenossen; unter ihnen auch Manche, mit denen ihn in späterer Zeit lange ein vertrauter Umgang verbunden hat, und Andere, denen er wenigstens im Vorübergehen die Hand reichen konnte. So geht der Einfluß dieser Männer auf ihn weit über die unmittelbare Einwirkung ihrer Schriften hinaus und diese selbst gewinnen für ihn eine lebendigere Bedeutung, ein gesteigertes Interesse. Um so tiefer empfunden ist deshalb auch sein Dank, den zugleich die Aelteren unter ihnen als den Ausdruck der höchsten Verehrung, die Altersgenossen als einen Freundesgruß aufnehmen mögen. Abweichende Ansichten, die in den Anmerkungen hier und da ausgesprochen sind, können ihm von diesen Männern nicht misdeutet werden; der Widerspruch gilt ja nie der Person, sondern lediglich der Sache. Vielleicht hat der Verfasser in manchen dieser Controversen selbst das Recht nicht auf seiner Seite, sicherlich hat er in anderen Dingen dem Irrthum und der Täuschung seinen reichlichen Tribut dargebracht; auf Widerspruch und Tadel mancher Art ist er gefaßt und wird Beides mit Freuden hinnehmen, wenn die Erkenntniß der historischen Wahrheit und der vaterländischen Geschichte dadurch gefördert wird.

Indem der Verfasser diesen ersten Band niederschrieb, wurde er unablässig an jene schöne Zeit erinnert, da es ihm vergönnt war sich im Bunde mit Waitz, Köpke, Dönniges, Wilmans und Hirsch unter Rankes Leitung ganz dem Studium der ottonischen Zeit zu widmen. Die Jahrbücher des deutschen Reichs unter dem sächsischen Hause, die Frucht unserer gemeinsamen Bestrebungen, sind die Grundlage auch dieser Arbeit, die somit eine neue Frucht unserer damaligen Studien. Die lieben Freunde, mit denen der Verfasser zu jener Zeit arbeitete, standen ihm durch ihre Bücher auch jetzt mittelbar stets als Mitarbeiter zur Seite. Aber auch manche unmittelbare kräftige Unterstützung hat der Verfasser gefunden, vor Allem von Wattenbach, der an diesem Bande seinen reichen Freundesantheil hat. Es ist mir sehr schmerzlich, daß ich jetzt von diesem ebenso gefälligen als gelehrten Freunde räumlich getrennt, der unausgesetzten Beihülfe desselben für die Folge entbehren muß. Der Dank für seine Güte verbindet sich mit der Bitte, daß er seine Theilnahme unserm Werke auch in der Ferne erhalten möge.

Ein eigenthümlicher Unstern hat bisher über den größeren der deutschen Kaiserzeit gewidmeten Werken gewaltet. Leibnizs Annalen und Mascovs Commentarien sind unvollendet geblieben, und auch Stenzels Geschichte der fränkischen Kaiser ist nur der mächtige Torso eines größeren unvollendeten Werks über diese Periode. Viel leichter ist jetzt die Arbeit, als sie zur Zeit jener großen Forscher war, und so darf der Verfasser, wenn ihm Gott Gesundheit und Kraft erhält, in nicht langer Frist zum Abschluß dieses Buches zu gelangen hoffen. Der erste Band sollte nach dem früheren Plan bis zum Tode Heinrichs II. führen; innere wie äußere Gründe riethen aber die Regierungsgeschichte Heinrichs II. für den zweiten Band aufzusparen, der außerdem die Zeit des fränkischen Kaiserhauses darstellen wird. Die Geschichte der Hohenstaufen wird im dritten Bande das Werk beschließen.

Wenn das Unternehmen schnell zum glücklichen Ziele gedeihen und sich den Dank des Publicums gewinnen sollte, so schuldet es denselben zum nicht geringen Theile dem trefflichen Verleger des Buchs, der mit patriotischer Wärme den Plan des Verfassers ergriffen, mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit allen Wünschen desselben entsprochen und ihm dadurch wesentlich die Arbeit erleichtert hat.

Berlin, 4. August 1855.

W. Giesebrecht.

Inhalt.

Erstes Buch.

Einleitung. Die deutschen Völkerschaften in der Zerstreuung. Einigung in der fränkischen Monarchie.

†

Zweites Buch.

Gründung des deutschen Reichs.
900—950.

Drittes Buch.

Gründung des heiligen römischen Reichs deutscher Nation. Das Kaiserthum der Ottonen.

951—1002.

Quellen und Beweise zur Kaisergeschichte des zehnten Jahrhunderts.

Erstes Buch.

Einleitung.

Die deutschen Völkerschaften in der Zerstreuung.

Einigung in der fränkischen Monarchie.

1.

Die deutschen Völkerschaften in der Urzeit.

Von den waldreichen Bergzügen an, die jetzt das deutsche Land in eine nördliche und südliche Hälfte scheiden, wohnten in den frühsten Zeiten, zu denen unsere Kunde aufsteigt, die deutschen Völkerschaften gegen Mitternacht bis zu den Gestaden der Nord- und Ostsee. Das Meer trennte sie hier von den scandinavischen Stämmen, in Sprache und Sitte ihnen damals so nahe verwandt, daß sie kaum durch deutliche Kennzeichen zu unterscheiden waren, während im Süden die Main- und Neckargegenden, wie das böhmische Land, zu jener Zeit noch von Stämmen anderer Art und Natur, von celtischen Völkern bewohnt wurden. Celtische Nationen waren auch im Westen die Nachbarn der Deutschen, wo der breite Rheinstrom sie vom gallischen Lande schied. Gegen Morgen erstreckten sich ihre Sitze bis in die weiten Ebenen an der Weichsel, wo Slaven theils mit ihnen grenzten, theils ihnen dienten.

Ein mannichfaltig gestaltetes und reich gegliedertes Land war so von den deutschen Stämmen eingenommen. Mit dichtbelaubten Bergen wechseln fruchtbare Abhänge und milde Thäler, mit wasserreichen Bruchgegenden und sumpfigen Marschen dürre Haideländer und unfruchtbare Dünen, mit öden Landstrecken, wo kaum die Kiefer gedeiht, fettes Ackerland und grüne Wiesenflächen; doch ist es im Ganzen kein übermäßig gesegnetes Land, und nur Arbeit und Ausdauer vermögen dem Boden eine reichliche Ernte abzugewinnen. So ist es noch jetzt, obwohl die Geschlechter von Jahrtausenden dahin mit eisernem Fleiße gearbeitet haben, den Boden ergiebiger und den Anblick des Landes freundlicher zu machen. Aber ob das Land nicht mit Ueberfülle von der Vorsehung ausgestattet ist, es erzeugte in den ältesten Zeiten, wie jetzt, ein kraftvolles, hartes und ernstes Menschengeschlecht, voll Frei-

heitsdrang und mit mächtigen Trieben zu geistiger Erhebung, zugleich aber voll treuer Anhänglichkeit an seinen heimathlichen Boden, wie an den Glauben und die Sitte der Väter.

Viel gespalten, wie der Boden, waren im Anfange die deutschen Stämme selbst. Jeder regelte seine Angelegenheiten für sich, hatte seine besondere Weise des Lebens und Seins, Freundschaft und Feindschaft wechselte unter ihnen mit dem Umschwung der Zeiten; ohne Einheit und äußern Zusammenhalt konnte nicht einmal das Gefühl engerer natürlicher Verwandtschaft im Gegensatz gegen die anderen sie umwohnenden Völker recht lebendig in ihnen werden. Wenn sie auch Sagen erzählten von ihrer gemeinsamen Abstammung von Einem Urvater, wenn auch ihre Aehnlichkeit in Körperbildung, Naturanlage, Geist, Sprache und Sitte ihnen nicht ganz entging, so gab es doch kein auch noch so loses äußeres Band, das sie Alle umschlungen, nicht einmal einen gemeinschaftlichen Namen, mit dem sie ihre Gesammtheit von anderen Nationen unterschieden hätten. Fast ein Jahrtausend hören wir von diesen Stämmen in der Geschichte, ehe der Name „Deutsche" hervortritt, den sie sich dann nach ihrer gemeinschaftlichen Sprache beilegten. Von einem deutschen Volke im strengen Sinne des Wortes kann deshalb in den frühesten Zeiten kaum die Rede sein, nur sehr allmählig und durch besondere Fügungen hat sich ein staatlicher Verband hergestellt, der die Deutschen zusammen- und zugleich gegen die anderen Völker Europas abschloß. Vordem gab es nur deutsche Stämme, die, bald über ein größeres, bald ein kleineres Gebiet verbreitet, in ihren besonderen, abgeschlossenen Verhältnissen lebten.

Zahlreiche Namen solcher Stämme werden uns aus den Anfängen unserer Geschichte überliefert, die meisten derselben sind längst verklungen, und oft hält es schwer, nur die Stelle zu bezeichnen, wo diese Stämme einst hausten. Und doch gab es einst so viele staatliche Verbände unter den Deutschen, als man solche Stämme zählte, Verbände überdies weder von so umfassender Art, noch von so zwingender Gewalt wie die, in denen wir jetzt zu leben gewohnt sind. Denn nur einzelne Zwecke verfolgte damals die staatliche Vereinigung der Stammgenossen, auch betraf sie ursprünglich nur die freien und angesessenen Männer des Stammes, während die Unfreien und Besitzlosen nur mittelbar an den Rechten und Pflichten der Gemeinschaft einigen Antheil hatten. Die freien Männer der Genossenschaft im Kriege zu Trutz und Schutz gegen äußere Feinde zu verbinden und ihnen unter- und gegeneinander Schutz für ihre Person und Alles, was zu ihrem Hause und Hofe gehörte, zu verbürgen: das waren die einzigen Zwecke der

Verbindung, und die Verfassung war hiernach allein auf den Krieg nach außen und den Frieden im Innern gerichtet.

Die ersten staatlichen Ordnungen aller Deutschen gingen davon aus, daß nur die Gesammtheit des Volks über ihr Wohl und Wehe zu entscheiden habe, und Jeder da, wo es sich um sein Schicksal handele, auch sein Wort in die Waagschale legen könne und müsse. Zu gewissen Zeiten, bei Neumond oder Vollmond, traten deshalb die freien Männer des Stammes zur großen Gaugemeinde zusammen, die ebensowohl zur Heerschau, wie zur Berathung über die allgemeinen Angelegenheiten des Volks und zum Gerichte diente. Bewaffnet erscheinen sie, aber heiliger Friede wird sofort von den Priestern verkündet und jede Störung desselben von ihnen streng gestraft. Loose werden geworfen, um zu erfahren, ob die Berathung den Göttern genehm sei; fällt das Loos nach der Meinung der Priester günstig, so gebieten sie Ruhe, und die Versammlung ist zur Berathung eröffnet. Dann werden die Fürsten je nach ihrem Alter, ihrem Adel, ihrem Kriegsruhm, ihrer Beredtsamkeit gehört, doch gelten ihre Worte nur einem Rath, nicht einem Machtgebot gleich. Mißfällt der Rath, so weist man ihn mit unwilligem Geschrei ab; gefällt er, so schlagen sie mit den Frameen — kleinen Speeren, die damals die Hauptwaffe der Deutschen bildeten — zusammen. Denn Waffenklirren war ihnen der am süßesten tönende Beifall. In diesen Versammlungen wurde über Krieg und Frieden entschieden; hier wurden die Fürsten erwählt, welche für die einzelnen Theile des Stammlandes, die Untergaue, auch Hundertschaften genannt, zugleich als Heerführer und Richter dienten. Hier wurden ferner die peinlichen Anklagen gegen Freie zur Verhandlung gebracht. Doch galten als todeswürdige Verbrechen nur Landesverrath, Ueberlaufen zum Feinde, Feigheit und unnatürliche Wollust, denn sie waren dem Gemeinwesen unmittelbar gefährlich und erregten nach der Meinung des Volks den Zorn der Götter, der nur durch den Tod des Schuldigen zu sühnen war. In diesen Versammlungen geschah auch die Aufnahme der heranwachsenden Jünglinge in die Gemeinschaft der Stammesgenossen durch die feierliche Verleihung von Schild und Speer. Ueberzeugte sich die Gemeinde, der Jüngling werde die Waffen rühmlich zu führen wissen, dann schmückte ihn ein Fürst oder der Vater oder einer der Verwandten des Hauses mit diesen Zeichen höchster Manneswürde, und er trat aus dem engen Verband des Hauses in das Leben der Gemeinde ein, wenn er gleich, so lange er ohne eigenen Besitz war, an den Entscheidungen derselben noch keinen Antheil nehmen durfte.

Wie die große Gaugemeinde die allgemeinen Angelegenheiten des Stammes berieth und entschied, so sammelten sich die freien Männer in den Untergauen, den Hundertschaften, zu gewissen Zeiten an ihren Malstätten, um ihre engeren Verhältnisse hier zu ordnen. In diesen kleineren, öfters wiederkehrenden Versammlungen bewegte sich mit nicht minderer Regsamkeit das Leben des Volks. Auch hier erschienen die freien Männer regelmäßig und nahmen an Allem ununterbrochenen Antheil. Es handelte sich ja um ihr eigenstes Wohl und Wehe; es galt für einen Jeden sein Recht, seine Freiheit und Ehre zu schützen, denn hier wurde zugleich Urtheil und Recht über Alle gesprochen, die den Frieden gebrochen oder sonst sich gegen freie Männer oder ihr Eigenthum vergangen hatten. Die Strafen, auf welche die Gemeinde selbst unter dem Vorsitz des Fürsten erkannte, waren Bußen, welche zu Anfang in Rindern und Pferden, dann auch in Geld theils den Beschädigten selbst oder dessen Blutsfreunden, theils der Gemeinde gezahlt wurden. Die Buße für den Todtschlag, das Wergeld genannt, richtete sich nach dem Stande des Erschlagenen. Durch die Erlegung derselben wurde der Frevel gesühnt, und der Thäter erkaufte sich damit aufs Neue den Schutz und den Frieden der Gemeinde; nur wer beharrlich denselben brach, wurde für friedlos und damit für rechtlos erklärt, alles Schutzes und Beistandes entblößt und sich selbst überlassen.

In ähnlicher Weise standen endlich auch die, welche auf einem engeren Gebiete, sei es in einer Dorfschaft oder in Einzelnhöfen, nebeneinander wohnten, in dem Verbande der Markgenossenschaft. Die Versammlungen derselben beschäftigten sich aber nur mit untergeordneten Angelegenheiten, ohne Bedeutung für das Gesammtleben des Volkes.

Das Band der Familie, welches die Blutsverwandten einst unauflöslich an einander gekettet hatte, war durch die staatliche Vereinigung zwar bereits gelockert, aber noch immer stark und fest genug. Noch stand es der Familie zu, wenn Einer der Ihren getödtet war, zur Selbsthülfe zu schreiten und Blutrache an dem Mörder zu üben, und oft genug wurde der richterliche Spruch der Gemeinde, wie das Wergeld, verschmäht und der Frevel blutig gerächt; oft genug trieb dann die Rache zu neuer Rache und neuen Freveln, und in endloser Fehde führte ein Geschlecht gegen das andere die Waffen, bis zu seiner gänzlichen Vertilgung. Wenn also auch das Recht der Familie der höheren Ordnung des Staats sich bereits fügt, übt es doch noch einen durchgreifenden Einfluß in allen Lebensverhältnissen aus. In

der Gemeinde vertritt die Familie auch jetzt noch ihre Glieder, vertheidigt sie und haftet für sie; sie empfängt das Wergeld für den, der aus ihrer Mitte erschlagen ist, im Kriege stehen die Familiengenossen bei einander im Heere, wie sie meist nachbarlich im Frieden wohnen.

In noch minderem Grade berührte der Gemeindeverband das Recht des Hauses. Auf seinem eigenen Grund und Boden, in seinem Hause und auf seinem Hofe schaltete der deutsche Mann noch mit voller Unabhängigkeit, die er eifersüchtig bewachte. Hier herrschte er, ein König im Kleinen, über Weib und Kind, wie über das Gesinde, mit dem ungebrochenen Ansehen höchster Gewalt; es gab hier keinen Willen, als den seinen, den nur Glaube und Sitte milderten und in Schranken hielten. Aber nirgends zeigte sich mehr als hier, daß gute Sitte mehr Gewalt übt, als gute Gesetze. Sobald das Weib die geweihte Schwelle des Hauses übertrat, in dem ihres Gatten Wille gebot, wurde sie darauf hingewiesen, daß sie fortan Alles mit ihm zu theilen habe, Leid und Freud, Arbeit und Gefahr, Noth und Tod; selbst des Krieges Ruhm und Ehre, die höchsten Güter, die der Deutsche kannte, entzog er dem Weibe nicht. Beim Schließen des Ehebundes bot der Mann dem Weibe Stiere, ein gezäumtes Pferd, Schild und Speer zum Geschenke, wie sie gleichfalls dem Manne Waffen darbrachte; diese Gaben galten für Heiligthümer, und heilig, wie sie, war die ganze Ehe selbst und geheiligt durch sie das ganze Haus. Etwas Göttliches und Prophetisches verehrte der Deutsche im Weibe, im Frauenworte leuchtete ihm eine Ahnung der Zukunft auf, nichts achtete er höher, als Frauenlob, Zuruf von Frauenmund war ihm der heißeste Sporn zur Schlacht. Was Wunder daher, wenn die Frau mehr im Hause mitherrschte, als diente, die Herrin neben dem Herrn war. Ein enges, heiliges Band umschlang nicht minder Eltern und Kinder, je mehr derselben, je mehr Freude im Alter, des Vaters Gebot und der Mutter Bitte war den Kindern heiliges Gesetz. Milde und menschlich war die Behandlung der Knechte, die entweder im Hause selbst dienten, oder noch häufiger gegen Hofdienst und Zins ihnen überlassene kleine bäuerliche Stellen bebauten, und dort ihre eigene Wohnung hatten. Das Herkommen regelte bald auf den einzelnen Höfen das Verhältniß des Unfreien zu seinem Herrn und sicherte ihn kaum minder, als es das Gesetz vermocht hätte. Körperliche Züchtigung der Knechte kam nur selten vor, und sonst war ihr Loos kaum wesentlich unterschieden von dem der Freigelassenen und derjenigen Freien, die, ohne eigenen Grund und Boden, gegen Zins das Feld eines Hofherrn bauten. Waren diese auch gegen Beschädigungen an ihrem

Leibe oder ihrer Freiheit durch die Gemeinde gewahrt, so war doch nur der Hofherr selbst ihr Schutzherr, der sie in der Gemeinde der Freien vertrat und dessen Willen und Gebot sie nur schwer sich entziehen konnten.

Eine gemeinsame Obrigkeit gab es bei der Mehrzahl der deutschen Stämme in Friedenszeiten nicht, nur für den Krieg wählte sich das Volk einen gemeinsamen Oberfeldherrn, den Herzog. Nicht Stand oder Reichthum entschied die Wahl, sondern sie traf den tapfersten Mann, den die Männer auf einen Schild erhoben und auf ihren Schultern umhertrugen. Seinem Gebote folgten dann die Fürsten, von denen jeder die Männer seiner Hundertschaft führte. Doch war die Gewalt des Herzogs keine unumschränkte, Todesstrafe zu verhängen und einen freien Kriegsmann zu binden oder zu schlagen, stand ihm nicht zu, sondern war den Priestern anheimgegeben, die, gleichwie auf Weisung der Götter, die Strafe verhängten. Denn auch der Krieg galt den Deutschen als eine heilige Sache, heilig verehrte Zeichen und Bilder führten sie in die Schlacht und glaubten die Götter selbst als Kampfrichter gegenwärtig im Waffenstreite. Mit dem Ende des Kriegs ging die Gewalt des Herzogs zu Ende. Dagegen wohnte den Fürsten in ihrer Hundertschaft die oberste Gewalt, die durch die Gaugemeinde ihnen übertragen war, auf Lebenszeit und gleichmäßig im Kriege, wie im Frieden bei. Sie waren es so in der That allein, in denen sich eine feste obrigkeitliche Gewalt darstellte und die neben den Gemeinden ununterbrochen einen bestimmenden Einfluß auf die Verhältnisse des Staats ausübten. Denn nicht nur, daß alle wichtigen Entscheidungen innerhalb ihres Bezirks unter ihrem Vorsitz getroffen wurden, es fanden auch besondere Zusammenkünfte unter ihnen Statt, um minder wichtige Landesangelegenheiten, die den Beschluß der Gemeinde nicht zu erfordern schienen, sogleich zu erledigen.

Obwohl jeder Freie zum Fürsten von der Gemeinde gewählt werden konnte, war die Stellung desselben doch eine höchst ehrenvolle und glänzende, und wurde es noch mehr dadurch, daß es jedem Fürsten freistand, sich aus den Jünglingen und Männern, die freiwillig in seinen Dienst zu treten begehrten, ein bewaffnetes Gefolge zu bilden und zu erhalten. Der Waffendienst, den sie ihm dann leisteten, verringerte nicht die persönliche Freiheit und Ehre, wie sonst jeder Herrendienst, er verlieh vielmehr Ruhm und Glanz ihnen selbst, wie ihrem Herrn. Im Frieden bildete dies Gefolge die Ehrenwache des Fürsten, im Kriege seine Schutzwehr. In unverbrüchlicher Treue, die durch einen Eid bekräftigt war, standen die Gefolgsgenossen zu ihm, und mit den

stärksten sittlichen Banden war das ganze Verhältniß befestigt. Ruhm, Ehre und Lohn theilte das Gefolge mit seinem Führer; dessen Huld war jedem in der Schaar der höchste Stolz, und Alle wetteiferten, die erste Stufe unter ihren Gefährten zu gewinnen, denn das Urtheil des Führers bestimmte verschiedene Rangstufen in dem Gefolge. War dies der Ehrgeiz der Mannen, so war das Streben des Führers, eine möglichst zahlreiche Schaar um sich zu sammeln und sich namentlich in Kriegszeiten mit vielen kampflustigen und kräftigen Jünglingen zu umgeben. Mußte der Fürst dann nach Beendigung des Kampfs, weil er im Frieden sein Gefolge nicht zu erhalten vermochte, dasselbe auflösen, dann zog die thatendurstige Schaar häufig auf eigene Hand unter einem Anführer, den sie sich gesetzt hatte, auf Abenteuer aus oder begab sich in den Waffendienst fremder Völker, die gerade im Kampfe standen. In diesen Gefolgen fanden zum großen Theil die Freigeborenen oder Freigelassenen, die noch ohne eigenen Landbesitz waren, ihren Unterhalt und ihre Ehre; hier bildeten sich auch aus ihnen Genossenschaften aus, die fest in sich geschlossen, wohl selbst den Gemeinden gefährlich werden konnten; fehlte doch ohnehin diesen die kräftige Leitung eines machtvollen Oberhauptes, während in den Gefolgen Alles auf der Unterordnung unter dem erkorenen Führer beruhte.

So bestanden in den Familien, in den Häusern, wie um die Person der Fürsten wieder besondere Kreise und Genossenschaften, welche ihrer Natur nach die staatliche Vereinigung eher erschwerten, als förderten; ja die verschiedenen Verbände selbst, in denen sich bereits ein politisches Gefühl kundgab, von der Gau- bis zur Markgenossenschaft herab, standen nicht einmal in strenger Unterordnung und Abhängigkeit, sondern ihre Zwecke und Befugnisse berührten und durchkreuzten sich vielfach. Ueberdies war der Staat noch vorherrschend an natürliche Bedingungen geknüpft. Die Theilnahme an der Gemeinde hing von dem Besitz eines eigenen Grundstücks ab, die Standesunterschiede, auf denen das ganze Wesen des Staats beruhte, waren erblich, die einzige regelmäßige Amtsgewalt, die der Fürsten, wurde auf Lebenszeit verliehen, und die Neigung, auch sie erblich zu machen, regte sich gewiß schon von den ältesten Zeiten. So ist dieser Staat nach allen Seiten hin begränzt und beschränkt, während der deutsche Mann, der zum Zeichen seiner Unabhängigkeit sein lockiges Haar frei herabwallen läßt, der in seinem eigenen Hause, auf seinem eigenen Hofe sitzt, wo nur sein Wille gebietet, der nur da mitthatet, wo er auch in der Gemeinde mitgerathen hat, der nur von freien Männern sich richten läßt, über die auch er als Richter sitzen kann, der die Schlachten des

Volks mitschlägt, aber auch zur Blutrache für die Seinen auf eigene Hand zum Speer und Schilde greift, in fast ungebrochener Freiheit und Selbstständigkeit dasteht. Auch vereinzelt ist er stark und leiht der Gemeinde mehr seinen Arm und seinen Rath, als daß er ihrer Hülfe und ihres Friedens bedürfte.

Wie die Deutschen noch vereinzelt auf ihren Höfen wohnten oder diese höchstens zu Dörfern zusammenbauten, durch welche frei der Wind wehte und die ohne Gräben und Mauern ihnen den unmittelbaren Verkehr mit Feld und Wald erlaubten, wie sie die Städte als Zwingburgen der Freiheit scheuten, so fühlten sie auch gegen ein Staatsleben Abscheu, das die Menschen eng aneinander kettete und den Willen und die Interessen des Einzelnen der Gesammtheit zum Opfer brachte. Dagegen zeigt sich in allen Kreisen des Lebens ein immer frischer und neuer Trieb zu freier, selbstständiger Gestaltung der einzelnen und besondern Verhältnisse. — Genossenschaft bildet sich neben Genossenschaft, Körperschaft neben Körperschaft, Gewalt neben Gewalt, wo deutsche Art und Weise sich frei und ungehemmt entfalten kann; nur der Drang der Noth und die unabweisbare Ueberzeugung, daß die Zwecke des staatlichen Lebens ohne eine allgebietende Autorität nicht zu erreichen sind, führt den Deutschen auf andere Bahnen.

Und früh genug schon hat viele Stämme der Zwang der Verhältnisse oder der Ereignisse genöthigt, eine stärkere Gewalt an die Spitze des Staates zu stellen. Der Beginn der Königsherrschaft liegt bei manchen deutschen Völkerschaften vor aller Geschichte, bei andren entsteht sie zugleich mit der ersten Kunde, die von ihnen auf uns gelangt ist. Gefährliche Parteikämpfe im Innern, andauernde Vertheidigungskriege gegen benachbarte Völker, vornehmlich aber Eroberung und Niederlassung auf fremdem Gebiete führte zur Aufrichtung einer königlichen Gewalt. Wo aber Könige waren, wurden sie von der Gemeinde gewählt, und zwar aus einem bevorzugten Geschlecht, in dem dann die Herrschaft verblieb. Für geheiligt galt die Person des Königs, wie ihm auch priesterliche Rechte beiwohnten. Auf ihn ging im Kriege die volle Gewalt des Herzogs über, mit dem er auf dieselbe Weise durch Schilderhebung eingesetzt wurde; doch behielt er auch im Frieden die höchste Gewalt. Er berief und leitete die Gemeinde in ihren Berathungen, er hatte den Vorsitz im höchsten Gerichte und wie er die Quelle aller Rechtspflege war, ernannte er auch die Richter und Vorsteher der einzelnen Bezirke. Aus den Fürsten derselben wurden königliche Beamte, die später allgemein den Namen der Gra-

sen führten. Nur da findet sich meistentheils Königsherrschaft, wo sich bereits ein größeres Gebiet — sei es durch Eroberung, sei es durch freiwillige Uebereinkunft — gebildet hatte, wo die alte Stammes- und Gauverfassung schon der Entwickelung weiterer Verhältnisse zudrängte; daher herrschte der König meist über ein ausgedehnteres Gebiet, über ein zahlreicheres Volk, und setzte Gauen wie Hundertschaften seine Beamte. Der Ausdehnung seiner Herrschaft entsprach sein Reichthum an Grundbesitz, der namentlich auf eroberten Gebieten ihn weit über die andern freien Männer erhob. So gewann er die Mittel, ein glänzendes und zahlreiches Gefolge zu erhalten, zu dem man sich um so mehr drängte, je ehrenvoller und lohnender der Königsdienst war. Aber der König war nicht allein der Fürst der Gemeinde, der Führer seines Gefolges, er war zugleich der Schutzherr aller Hülfsbedürftigen, der Wittwen und Waisen, der Fremden und vor Allem jener zahlreichen Klasse von persönlich freien Männern, die ohne Besitz, von der Gemeinde ausgeschlossen, erst unter der Königsherrschaft zum vollen Genuß der Freiheit gelangten und sich sichtlich über den Stand der Knechte und eigenen Leute erhoben.

So groß die Rechte der Könige auch waren, so wesentliche Befugnisse von der Landesgemeinde auch auf sie übergingen, so gelangten sie doch damals noch in keinem Stamme zu einer unumschränkten Gewalt. Die Gemeinde behauptete sich neben ihnen; und noch weniger vermochten sie es in die Rechte des Hauses und der Familie einzugreifen. Auch gewann ihre Herrschaft nicht bei allen Stämmen, wo sie aufkam, gleichen Umfang und gleiche Stärke, wie sich denn überhaupt innerhalb dessen, was allen Deutschen gemein war, immer die mannigfaltigsten und reichsten besonderen Gestaltungen staatlichen Lebens bei den einzelnen Völkerschaften bildeten. So erhob sich bei der Mehrzahl von ihnen aus dem Stande der freien Leute ein erblicher Adel, der ohne Vorrechte in der Gemeinde doch seine eigene Ehre genoß und aus dem überall die Könige hervorgingen; bei manchen Stämmen bestand dieser alte Erbadel nur aus wenigen Geschlechtern und ist bald wieder erloschen, bei andern erhielt er sich und übte auf die Geschicke des Volks einen erheblichen Einfluß aus. Nicht minder gestaltete sich das Loos der hörigen Klasse, wie der besitzlosen Freien fast bei jedem Stamme in abweichender Weise. Ueberall treten uns neue, besondere Formen des Lebens entgegen, die von der frischen, unerschöpflich gestaltenden Kraft des deutschen Wesens Zeugniß ablegen, zugleich aber immer deutlicher die Zersplitterung und Vereinzelung aller derer zeigen, in deren Adern deutsches Blut floß.

Nicht aber diese mannigfachen, in ewiger Umgestaltung schwankenden Formen des staatlichen Lebens — so anziehend es ist bei ihrer Betrachtung zu verweilen — waren es, die den Deutschen einer großen Zukunft entgegen führten, es waren vielmehr der unbezwingliche Freiheitssinn, der feste Mannesmuth und die urkräftige Tapferkeit, die sie jedem Unterdrücker entgegensetzten, es waren die angeborne Treue und die tief in ihren Herzen gepflanzte heilige Scheu, die Wurzeln eines höheren staatlichen und religiösen Lebens.

2.

Unterdrückung der deutschen Stämme durch die Römer und ihre Befreiung.

Um das Jahr 120 geschah es, daß mehrere deutsche Stämme gegen Süden und Westen vordrangen und in die benachbarten Gebiete der celtischen Völkerschaften einfielen. Die Celten, ihnen einst an Kriegskunst überlegen, aber damals schon geschwächt und durch innere Spaltungen gelähmt, konnten den zahllosen Schwärmen, die über sie herfielen — denn auch Weiber und Kinder folgten dem Zuge — schon nicht mehr gebieten; sie unterwarfen sich daher theils den Eroberern, theils erkauften sie den Besitz ihres Landes durch große Opfer, theils schlossen sie sich selbst dem verheerenden Zuge der Kriegsschaaren an und folgten ihnen auf der Wanderung. Bis zu den Alpen stürmten die Deutschen fort und vernichteten im Jahre 113 ein römisches Heer, das ihnen im östlichen Theil des Gebirgs den Uebergang nach Italien wehren wollte. Die Römer zitterten vor diesen neuen Feinden, die sie als die vereinigten Cimbern und Teutonen bezeichnen hörten; sie besorgten, jene möchten auf die Stadt selbst zueilen und jene Tage zurückkehren, wo Brennus mit seinen Galliern auf den Trümmern Roms hauste. Aber das Kriegswetter stürmte in anderer Richtung weiter, es wandte sich über den Rhein, verheerte Gallien und brach dann bald hier wiederum über römisches Land ein. Die Cimbern und Teutonen fielen nehmlich in den gallischen Küstenstrich am mittelländischen Meere ein, der sich auf beiden Seiten der Rhonemündungen ausbreitet und den die Römer seit Kurzem ihrer Herrschaft unterworfen hatten. Sie forderten hier vom römischen Senat Land und erboten sich dafür ihm mit den Waffen zu dienen. Der Senat schlug ihr Anliegen ab und sandte ihnen ein Heer nach dem

andern entgegen, aber Niederlage folgte auf Niederlage. Die Römische Provinz lag den Feinden offen; Spanien, seit einem Jahrhundert von den römischen Waffen bezwungen, wurde von ihnen plündernd durchzogen, und schon schickte sich ein Theil der Heereshaufen an, abermals vom Norden aus in Italien einzubringen und Rom selbst anzugreifen. Da rettete der große Cajus Marius den Staat, indem er in zwei blutigen Schlachten die so lange gefürchtete Macht der Cimbern und Teutonen brach. 102. 101

Dieser Kriegszug hatte den Deutschen die Stärke Roms, aber zugleich auch die Schwäche der celtischen Stämme gezeigt. Bald folgten ihm daher neue Heereszüge. In die Stelle der Teutonen traten die Sueven und erfüllten mit ihrem Kriegsruhm die Welt.

Der suevische Name bezeichnete eine Gesammtheit von Völkerschaften, die sich weithin über die Mitte des deutschen Landes verbreitet hatten, aber ohne eine staatliche Vereinigung gewesen zu sein scheinen. Von dem Lande der Semnonen aus, das zwischen der mittleren Elbe und Oder lag, sollen sie ausgegangen sein, und hier feierten sie noch später in Waldesdunkel gemeinsame Götterfeste, bei denen selbst Menschenopfer bluteten. Diese Stämme erhoben sich jetzt aus ihren Sitzen, drangen südlich und westlich vor, eroberten einerseits die celtischen Länder am Main und Neckar bis zur Donau hin und drängten andererseits dem Rheine zu. Die celtischen Stämme der Helvetier und Bojer wurden von ihnen zurückgeworfen; nicht minder wurden deutsche Stämme am Rhein von ihnen bekriegt und genöthigt, sich jenseits des Rheins auf gallischem Boden neue Wohnsitze zu suchen; endlich setzte Ariovist, damals der kühnste Heerführer der Sueven, sogar über den Rhein und zwang die gallischen Sequaner, als deren Bundesgenosse er zuerst erschienen war, ihm den dritten Theil ihres Landes abzutreten. Mit 15,000 Mann war er nach Gallien gekommen, aber bald hatten sich 120,000 Krieger unter seinen Befehl gestellt und immer neue Schaaren zogen ihm aus den deutschen Ländern zu. In die Länder am Niederrhein drangen zugleich andere deutsche Stämme, von den Sueven aus ihren heimathlichen Sitzen vertrieben, und es schien, als würde das ganze gallische Land den unbezwinglichen Kriegsheeren, welche vom Osten her anstürmten, erliegen.

Wohl erkannten die Gallier, daß die deutschen Stämme, ob sie nun über den Ober- oder Niederrhein oder über die Donau in ihre Länder einbrechen mochten, wie sie in Tapferkeit und Stärke sich glichen, so auch durch Körperbildung, Sprache und Sitte verwandt seien, und bezeichnete sie mit dem gemeinsamen Namen „Germanen."

Germanen d. h. tobende Krieger, Rufer im Streite, sollen zuerst nur einzelne deutsche Stämme, die sich, aus der Heimath vertrieben, an den Ufern der Maas niedergelassen hatten, von den Galliern genannt sein, bald gaben sie indessen allen Deutschen diesen Namen und überlieferten ihn den Römern, die mit den Deutschen jetzt auf gallischem Boden aufs Neue zusammenstießen.

Denn gerade zu dieser Zeit, als ganz Gallien vor den Sueven zitterte, als Ariovist seinen seit geraumer Zeit unstät umherirrenden Kriegerschaaren feste Wohnsitze in Gallien gewähren wollte, führte Julius Cäsar, dessen Seele nach großen Thaten dürstete, seine Legionen aus der römischen Provinz in die innern Länder Galliens, um auch sie der Herrschaft Roms zu unterwerfen. Cäsar oder Ariovist, Rom oder Germanen, wer sollte in Gallien fortan gebieten? — In einer blutigen Feldschlacht unterlag Ariovist dem größten Kriegsmann seiner Zeit, die Herrschaft der Sueven über Gallien wurde vernichtet, und in mehrjährigen Kämpfen unterjochte Cäsar alle Stämme und Staaten Galliens bis an den Rhein. Schon wollte er auch die Länder der Germanen unter Roms Joch beugen. Zweimal überbrückte er den mächtigen Strom, der noch niemals ein Joch getragen hatte, und führte sein Heer an das gegenseitige Ufer. Aber als ob er es fühlte, daß dem Ruhme Roms hier Gefahr drohe, scheute sich der sonst so unerschrockene Mann, mit den Sigambern und Sueven in ihren Wäldern und an ihren Bergen zu streiten und kehrte ohne Sieg über den Rhein zurück.

Der Kampf gegen die Germanen vererbte sich, als Cäsar unter den Dolchen der Mörder gefallen war, auf sein Geschlecht. Als Kaiser Augustus die unermeßliche Gewalt des römischen Volks zugefallen war, begannen, sobald er in der neubegründeten Herrschaft sich sicher fühlte, die Kriege im Norden aufs Neue, um die trotzigen Germanen unter die Herrschaft des ewigen Roms zu beugen. Im Jahre 15 vor Christi Geburt drangen die Stiefsöhne des Kaisers Drusus und Tiberius tief in die Alpenthäler ein. In dem gewaltigen Berggürtel, der im Norden Italien umzieht, wohnten damals noch freie Völker theils celtischen und germanischen Stammes, theils illyrischer Abkunft, und verbreiteten von hier aus sich über die nördliche Hochebene bis zu der Donau. Oestlich vom oberen Rhein bis zum Inn saßen die rhätischen und vindelicischen Stämme, weiter nach Osten dann bis zu dem Bergzug, den man jetzt den Wiener Wald nennt, die Noriker und südlich von ihnen von der oberen Drau und Sau bis zu dem innersten Winkel des adriatischen Meeres die Carner, an die sich nach

der Donau zu die pannonischen Stämme schlossen, die alles Land zwischen der mittleren Donau und der Sau bis zu ihrer Mündung eingenommen hatten. So beschwerlich die Kriegsführung in den Gebirgsgegenden war, wurden doch alle diese Völker, vielfach unter sich gespalten und ohne geistige Kraft, im Fluge den römischen Waffen unterworfen, und die Donau wurde der andre Grenzstrom zwischen der römischen Herrschaft und den Germanen.

Jetzt galt es die Germanen zugleich vom Süden und Westen anzugreifen. Im Jahre 12 sammelte man deshalb die bedeutendsten Streitkräfte Roms am Rhein und der Donau. Vom Niederrhein her griff Drusus, in dem der hohe Kriegsgeist Cäsars fortlebte, die Germanen an, während Tiberius an der Donau stehen blieb und durch List und Verlockung der deutschen Häuptlinge die Stämme jenseits der Donau der Herrschaft Roms zu gewinnen suchte. Damals geschah es, daß Marbod, der Herzog der suevischen Markomannen und der mit ihnen verbündeten Quaden, die gallischen Bojer aus Böhmen vertrieb und sein deutsches Kriegsvolk daselbst ansiedelte. Am Hofe des Augustus hatte der Jüngling die Kunst, ein freies Volk zu knechten, gelernt, und von den Römern begünstigt, richtete er unter den Seinen eine Königsherrschaft auf, wie sie nimmer noch sich Deutsche hatten gefallen lassen, er erbaute sich eine feste Burg und umgab sich mit einer Leibwache, wie der Kaiser zu Rom, nach römischer Weise übte er sein Heer ein, das er auf 70,000 Mann Fußgänger und 4000 Reiter brachte, und unterwarf mit demselben weithin bis zur Oder und Weichsel die deutschen Stämme seinem Gebote. Noch stand er in gutem Vernehmen mit den römischen Gewalthabern, und Viele sahen in ihm nur ein Werkzeug, Roms Gewalt im Norden der Donau fest zu begründen.

Mit den Batavern, die auf der vom Rhein und der Waal gebildeten Insel wohnten, und den Friesen im Bunde besetzte Drusus indessen das Rheinthal, und baute hier eine Flotte, um von der Land- und Seeseite zugleich in das innere Germanien einzudringen. Auf Wasserstraßen, die er sich selbst durch Kunst erst geschaffen hatte, führte er die erste römische Flotte in die Nordsee und lief dann aus derselben in die Ems ein, mit überwiegender Macht hoffte er die trotzigen Stämme der Chauken und Brukteren leicht zu bändigen, aber ehe ihm dieses gelang, mußte er die Heimkehr antreten. Im folgenden Jahre schlug Drusus einen andern Weg ein. Mit den Katten, deren Sitze im jetzigen Hessenland waren, im Bunde, drang er in das Gebiet der Cherusker ein und rückte bis zur Weser vor, Mangel an

Lebensmitteln und die ungewohnte Kälte des Winters nöthigten ihn aber bald zur Rückkehr. Auf dem Heimwege umstellten ihn Cherusker, Sigambrer und Sueven; er hätte dem Verderben nicht entrinnen können, wenn nicht die Uneinigkeit der Deutschen den sicheren Sieg ihren Händen entrissen hätte. Zur Behauptung des eroberten Landes hatte indessen Drusus bereits ein Castell am Zusammenfluß der Lippe und Alme errichtet, Aliso genannt; es war der erste feste Punkt, den die Römer inmitten der deutschen Gauen gewannen und durch eine Besatzung sicherten.

Nach diesem Zuge gönnte Drusus den Legionen längere Ruhe, die er benutzte, am Rhein eine Befestigung neben der andern zu bauen, Brücken bei Mainz und Bonn über den Fluß zu schlagen, Gräben und Wälle längst dem Ufer anzulegen und das Taunusgebirge mit Befestigungen zu versehen; erst mit dem Frühjahr des Jahres 9 drang er wieder an der Spitze seiner Heere in die deutschen Länder ein. Sein Weg ging diesmal durch die Maingegenden, wo er mit Sueven kämpfte, dann wandte er sich der Werra zu, brach sich Bahn durch den Thüringerwald, begegnete den Cheruskern und gelangte bis zu der Elbe, bis zu Völkern, deren Namen nicht einmal den Römern bekannt waren. Als das Heer über den Fluß setzen wollte, soll Drusus ein Weib von übermenschlicher Gestalt erschienen sein und zu ihm gesprochen haben: „Wohin, unersättlicher Drusus! Es ist dir nicht beschieden, alle diese Länder zu schauen; kehre um, du stehst am Ziel deiner Thaten und deines Lebens!" Es war eine jener dunkelen, finsteren Mahnungen, die dem Menschen nahe dem Grabe wohl entgegentönen! Drusus trat den Rückzug an, seine Tage waren gezählt. Als er die Saale überschritten hatte, stürzte er mit dem Pferde und brach den Schenkel. Er ward in ein in der Nähe aufgeschlagenes römisches Sommerlager gebracht, dort starb er, ohne daß sein Fuß wieder römischen Boden betreten hatte, in den ersten Jahren des Mannesalters. Das Lager wurde abgebrochen, aber der Stelle blieb der Name „das Unglückslager." Auf ihren Schultern trugen die Anführer und Hauptleute der Legionen den Leichnam nach Mainz; Tiberius, der auf die Todesnachricht herbeigeeilt war, schritt als erster Leidtragender dem Trauerzuge voran. Am Rhein wünschte das Heer die Asche des geliebten Führers zu bestatten, aber Augustus wollte höhere Ehre dem Andenken des Sohnes erweisen, auf dem Marsfelde zu Rom wurde der Leichnam verbrannt und im Mausoleum des Augustus die Asche beigesetzt, auf der Appischen Straße wurde Drusus ein Triumpfbogen errichtet, und ihm und seinen Nachkommen der Beiname Germanicus „der Ueberwinder der Germanen" verliehen.

So ehrte der Kaiser den Helden, der der römischen Herrschaft in Germanien für immer Bahn gebrochen zu haben schien.

Tiberius, der bis dahin hauptsächlich gegen die pannonischen und dalmatischen Stämme in den Alpen gekämpft hatte, setzte das Werk seines Bruders am Rheine fort. Sofort drang er tief in die deutschen Länder ein, während Augustus selbst nach Gallien kam und in der Nähe des Kriegsschauplatzes verweilte. Erschreckt schickten die deutschen Stämme an den Kaiser Gesandte und baten um Frieden; ohne Furcht vor göttlicher Rache und der Meinung der Menschen ließ der arglistige Römer die schutzlosen Fürsten der Deutschen ergreifen und als Kriegsgefangene in gallische Städte schleppen. Um den Muth der Ihrigen nicht zu lähmen, geben hier die deutschen Fürsten sich selbst den Tod, aber ohne ihre Häupter wagen die Deutschen der Römermacht nicht zu widerstreben; ruhig durchzieht Tiberius die deutschen Gauen, kehrt als Sieger heim und triumphirt über die unterworfenen Germanen. Man trug in die römischen Annalen ein, alle Völker zwischen Rhein und Elbe hätten sich ergeben.

8.

Domitius Ahenobarbus, ein unternehmender Feldherr, empfing nach Tiberius den Oberbefehl in Germanien es gelang ihm, über die Elbe zu gehen und selbst die Stämme jenseits des Stroms wurden Roms Bundesgenossen. Nachdem er dem Augustus in den überelbischen Gegenden einen Altar errichtet, kehrte er mit Ruhm gekrönt heim. Einige Jahre nachher trat Tiberius abermals den Oberbefehl an. Mit übermächtigen Streitkräften griff er zu Lande und zur See die deutschen Stämme an, da sie immer noch störrisch dem Gebote des Kaisers widerstrebten. Aus der Nordsee lief seine Flotte in die Elbe ein, ohne Widerstand drang das Landheer vor und vereinigte sich mit der Flotte. Zwei Winterquartiere hielt schon der römische Feldherr in der Mitte germanischer Völker. Der zahlreiche Stamm der Chauken beugte sich, die Cherusker, das streitbarste Volk der Germanen, schlossen Bündniß, die Brukterer, Kanninefaten und andere Stämme erkannten Roms Hoheit an. Mehr durch Bestechung und arge List, durch Ueberredung und Versprechungen, als durch Waffengewalt, kam Tiberius zu solchem Ziele, und wenig fehlte daran, daß die Freiheit der Deutschen den letzten Tag sah. In Germanien herrscht Ruhe, sagten die Römer, und schon glaubten sie, bald das überrheinische Land als Provinz einrichten zu können. Neben den römischen Lagern und Kastellen entstanden Märkte und bildeten sich Ortschaften, Kolonien bauten sich an, römische Sitte und Lebensweise wurden den Germanen vertrauter,

2–5 n. Ch. G.

und in hellen Haufen eilte die Jugend des Landes herbei, unter den römischen Feldzeichen ihren Muth zu stillen.

Aber der Freiheitsdrang und Trotz der Germanen erstarb nicht so bald. Je mehr sich die nördlichen Stämme zu fügen schienen, je trotziger wurde Marbods Sprache, der, von der Gunst der Römer erhoben, sich schon mächtig genug dünkte, ihnen kühn die Spitze zu bieten. Furchtbarer schien er in seinem verwegenen Uebermuth Rom, als es einst Pyrrhus oder Antiochus der ewigen Stadt gewesen waren.

6 n. Ch. G.

Mit zwölf Legionen drang endlich Tiberius von der Donau her gegen ihn vor, und nur fünf Tagemärsche war er von den Vorposten der Feinde entfernt: da erhoben sich plötzlich Pannonien und Dalmatien gegen die Römer, und Tiberius mußte mit Marbod Frieden schließen, der sich unbesiegt als ein freier Fürst behauptete.

Jetzt regte sich die Freiheit auch bei den Völkern im Norden aufs Neue, die Rom schon für völlig überwunden hielt. Quinctilius Varus war in diese Gegenden als Statthalter gesandt worden, er sollte römisches Gerichtswesen und römische Besteuerung unter den Germanen einführen, wo bis dahin der freie Mann Niemandem Steuern gezahlt und kein anderes Gericht, als das der Gemeinden gekannt hatte. Mit den Steckenbündeln seiner Lictoren, von römischen Juristen und Schreibern umgeben, zog Varus in das Land und schlug an der Lippe und Weser seinen Richterstuhl auf. Anfangs wagte kein Stamm, ihm den Gehorsam zu verweigern, — aber mit welcher Erbitterung mußte es der deutsche Mann sehen, daß ein fremder Gewalthaber jetzt nach einem Recht, das er nicht verstand, über ihn richtete, daß selbst für leichte Vergehen er die knechtische Strafe körperlicher Züchtigungen erlitt, daß über Leben und Tod der Machtspruch eines Einzelnen entschied, und daß er, dem bisher nur seine Knechte zinsbar waren, steuern sollte! Was der Römer von ihm verlangte, setzte ihn nach seinen Begriffen dem Knechte gleich und griff den innersten Kern seines Lebens an. Die Erbitterung wuchs mehr und mehr, mit ihr der Racheburst und das glühende Verlangen, sich dem Joche der Fremdherrschaft zu entwinden.

Mittel und Wege fand endlich der kühne und scharfe Geist eines jungen Cheruskers. Armin, aus einem abligen Geschlecht seines Volks entsprossen, war früh, wie Andere seines Hauses, in den römischen Kriegsdienst getreten, durch Tapferkeit hatte er sich ausgezeichnet, das römische Bürgerrecht erhalten und war zum Ritter erhoben. Unter Tiberius hatte er gegen sein Vaterland gedient und hier vor Allem gelernt, wie man der List mit List begegnet und wie nur durch ver-

einte Kraft und strenge Zucht große Dinge zum Ziele zu führen sind. Als er in die Heimath zurückkehrte, in sich ging und sah, daß die von den Vätern ererbte Freiheit nicht ohne einen muthigen Kampf zu retten sei, daß für des Vaterlandes heiliges Recht und für die Götter, die über der Heimath walteten, Schild und Speer von jedem freien Manne ergriffen werden müsse, da wußte er die Fäden einer Verschwörung so fein und so geheim zu schürzen, daß selbst gewarnt der Römer in das Netz ging, da verstand er die zwiespältigen Stämme zu einem großen Unternehmen zu einigen und zum ersten Mal in ihnen das Gefühl zu wecken, daß es eine große gemeinsame Sache gebe, die sie alle zu vertheidigen hätten. Die Häupter der Cherusker, der Brukterer, Marsen und Chatten und durch sie die wehrhaften Männer dieser Stämme selbst gewann Armin für den Freiheitsbund, und verlockte dann den sorglosen Varus in das von Thalschluchten vielfach durchschnittene Waldgebirge am linken Ufer der Weser. Mit den Schrecken der Natur im Bunde, unter Sturmwetter und Regengüssen brach hier die germanische Wuth auf das Römerheer ein. Drei Tage lang suchte es sich unter tausendfachen Qualen dem Verderben zu entwinden, drei Tage lang wurde es verfolgt, bekämpft und besiegt, bis Varus sich endlich voll Verzweiflung in sein Schwerdt stürzte und die Reste des Heeres sich dem Sieger ergaben oder im Kampfe den Tod suchten. Ein Heer von gegen 50,000 Mann war völlig vernichtet und nur mit genauer Noth schlug die Besatzung von Aliso sich zum Rheine durch. Der Rhein war wieder die Grenze der Römerherrschaft. 9.

Blutig war die Rache der Germanen. In heiligen Hainen, die in der Nähe des Schlachtfeldes waren, opferte man die Anführer und Hauptleute den germanischen Göttern, am Galgen fanden Viele der Kriegsgefangenen den Tod, den römischen Sachwaltern wurden die Zungen aus dem Munde gerissen. „Endlich, Natter, höre auf zu zischen!“ sagte ein Germane, als er die blutige Zunge in seiner Hand hielt. Die Augen riß man den Gefangenen aus, hieb ihnen die Hände ab, und Manche haben lange ein elendes Leben dahingeschleppt. Vornehme Römer ackerten als Knechte und Hirten auf den Höfen und Feldern deutscher Männer. Selbst der Todten schonte die Wuth der Sieger nicht. Die Leiche des Varus wurde mißhandelt, der Kopf ihr abgehauen und an Marbod als Siegeszeichen gesandt.

Die Nachricht von dieser furchtbaren Niederlage trübte die Freudenfeste, die Augustus für den mühevollen Sieg des Tiberius über die Pannonier anstellen ließ. So schlimm die Botschaft war, so fürchtete der alte Kaiser doch noch Schlimmeres; er stellte sich im geängstigten

Geiste vor, die vereinten Deutschen, eine unwiderstehliche Macht, würden über den Rhein stürmen, Gallien, des großen Julius Eroberung, in ihre Hände fallen, sie über die Alpen brechen und Rom bedrohen; schon sah er die Herrschaft seinen Händen entfallen, das Werk seines Lebens zusammensinken. Er ließ Wachen bei Tag und Nacht Rom durchziehen, ordnete eine allgemeine Aushebung an, gelobte dem Jupiter große Spiele und Opfer, wenn der Staat gerettet würde; voll Verzweiflung zerriß er seine Kleider, ließ Haar und Bart lang wachsen, und wie einen Wahnsinnigen sah man ihn gegen die Wand mit dem Kopf rennen und hörte von seinen Lippen den Schmerzensschrei: „Varus, Varus, gieb mir meine Legionen wieder!"

Die Besorgnisse des furchtsamen Greises waren eitel gewesen. Die Germanen gingen nicht über den Rhein, und Tiberius, der eilends zu den Legionen, die hier standen, geschickt war, konnte ruhig die 10. Grenze mit stärkeren Schutzwehren umgeben. Im folgenden Jahre ging er sogar nach Germanien hinüber, aber mit der ängstlichsten Vorsicht und kehrte bald wieder heim. Der lebensmüde Kaiser wollte 14. seine Herrschaft nicht neuen Gefahren aussetzen, und sterbend hinterließ er seinem Nachfolger den Rath, die Grenzen des Reichs nicht zu erweitern.

Tiberius, der im Jahre 14 die Herrschaft überkam, dürstete nicht nach neuen blutigen Siegen über die nördlichen Stämme; zu gut nur wußte er, daß die Künste der Verführung jenseits des Rheins wirksamer seien, als Waffengewalt, und daß die Zersplitterung und die daraus entspringende Befehdung der deutschen Stämme untereinander die römische Herrschaft sicherer vorbereiteten, als Angriffe von außen, die mindestens für den Augenblick die Kräfte Germaniens vereinigten. Aber sein Neffe Germanicus, des Drusus Sohn, ein trefflicher und tapferer Jüngling, der Liebling der Legionen, befehligte am Rhein, und in ihm glühte das Verlangen, das Werk seines Vaters fortzusetzen und die Niederlage des Varus zu rächen. Sofort ging er über den Strom und überfiel die Marsen an der Lippe. Verheerend durchzieht er das Land, das hochgefeierte Heiligthum der Göttin Tansana wird zerstört, aber schon erheben sich wieder zu Hauf die benachbarten Stämme, die Brukterer, Tubanten und Usiper, und suchten Germanicus den Rückweg abzuschneiden. Nur mit Mühe schlug sich das römische Heer bis zum Rheine durch.

Nichts war gewonnen, aber nur zu größerer Thätigkeit spornte das ruhmlose Unternehmen den rastlosen Geist des jungen Führers 15. an. Sobald es die Jahreszeit erlaubte, ging er von Neuem bei

Mainz über den Rhein, zog durch das Land der Chatten und kehrte bei Bonn in das römische Gebiet zurück; zugleich bekriegte ein anderes Heer, das bei Xanten über den Fluß gegangen war, die Cherusker und Marsen. Und schon spaltete die Cherusker selbst innere Fehde. Gegen Armin erhob sich sein Oheim Segest, dessen Tochter Thusnelda, dem Herzen mehr gehorchend, als dem Befehle des Vaters, sich Armin, dem Befreier des Landes, vermählt hatte. Die Fehde, welche das erste Geschlecht der Cherusker und zugleich das ganze Volk spaltete, brachte Segest in die höchste Noth, so daß er den Beistand der Römer in Anspruch nahm. Das Heer des Germanicus kehrte zurück und entsetzte Segest, der von Armin belagert war. Der Befreite folgte mit seinem ganzen Hause den Römern und selbst Thusnelda gerieth in Gefangenschaft, in der sie einen Knaben gebar, dessen der Vater nie froh werden sollte. Wuthentbrannt stürmte Armin durch das Land der Cherusker, Waffen forderte er gegen Segest, Waffen gegen die Römer. Das, rief er, sei ein trefflicher Vater, ein großer Feldherr, ein tapferes Heer, die mit ihren unzähligen Armen ein schwaches Weib fortschleppten, aber möchte immer Segest als Knecht auf fremdem Boden wohnen, die Deutschen würden dessen gedenken, daß sie zwischen Elbe und Rhein die Steckenbündel und römische Richter gesehen; wo man den Römern nicht gehorche, da fühle man keine Ruthenstreiche und zahle keine Steuern, wenn die Cherusker das Vaterland und ihr angestammtes Recht der Zwingherrschaft vorzögen, sollten sie von ihm sich zur Ehre und Freiheit führen lassen. Die Cherusker sammelten sich wieder um Armin, zu ihnen gesellten sich die angrenzenden Stämme, eine neue Erhebung der norddeutschen Völker bereitete sich vor: da schickte Germanicus eilends ein Heer durch das Bruktererland an die Ems, er selbst ging mit einer Flotte auf der Wasserstraße, die einst sein Vater gebahnt hatte, in die Nordsee, fuhr in die Ems ein und vereinte sich mit dem Landheer. Die Chauken schlossen sich ihm an; die Brukterer wurden zerstreut; als man an die Stätte kam, wo Varus mit seinen Legionen dem Feinde erlegen war, wurden die friedlosen Schatten gesühnt und ihnen ein Grabesdenkmal errichtet; als man aber auf Armins Heer stieß, kämpfte man ohne Glück und mußte den Rückzug antreten. Schrecken aller Art begleiteten denselben, die Flotte hatte mit der Wuth der Stürme zu kämpfen, das Landheer mit dem nachsetzenden Feinde, nur unter den größten Verlusten kehrte man zum Rheine zurück.

Tiberius mißbilligte das gefahrvolle, ruhmlose Unternehmen, aber

Germanicus Kühnheit stieg höher und höher mit den fehlgeschlagenen Hoffnungen, nimmer müde bereitete er noch größere Heereszüge vor. 16. Im Frühling des folgenden Jahres ließ er einen Streifzug in das Gebiet der Chatten ausführen, er selbst drang in die Lippegegenden ein und stellte die Heeresstraße zwischen dem Rhein und Aliso her. Dann kehrte er zurück, um den Hauptangriff zu wagen. Tausend Schiffe lagen am Unterrhein und ein Heer von gegen **100,000** Mann schiffte er auf denselben ein. Ungefährdet kam die Flotte an den Ausfluß der Ems, das Heer wurde ausgeschifft und der Weser zugeführt, an deren anderem Ufer das Heer Armins sich lagerte.

Als sich die Kriegsschaaren hier gegenüberlagen, verlangte Armin mit seinem Bruder — Flavus, der Blonde, genannt — der im römischen Heere diente, ein Zwiegespräch. Man verstattete es ihm, und durch den Fluß geschieden, sahen und begrüßten sich die lange geschiedenen Brüder. Flavus hatte im Kampf für die Römer ein Auge verloren, Arnim fragte ihn, woher diese Entstellung seines Antlitzes rühre. Als jener ihm den Ort und die Schlacht nannte, fragte Armin weiter, welchen Lohn er dafür empfangen habe. Flavus gedachte der Erhöhung seines Soldes, der Ordensketten und anderer Ehren, die er erhalten hatte. „Wie wohlfeil," rief Armin höhnisch aus, „wird doch die Knechtschaft erkauft!" Und dann sprachen sie gegeneinander, Flavus von Roms Größe, des Kaisers Macht, von der Strafe des Abfalls, dem Lohn des Gehorsams, von der Sicherheit für Weib und Kind; Armin von der Pflicht gegen das Vaterland, von der angestammten Freiheit, von den Schutzgöttern Germaniens, er beschwor den Bruder mit den dringendsten Bitten; mit ihm — sagte er — flehe ihn ihre Mutter an, er möchte sein Haus, seine Familie, seinen Stamm nicht verlassen, noch verrathen. Immer heftiger wurde die Rede, zornglühend forderte Flavus sein Roß und seine Waffen, und mit Gewalt mußte man endlich ihn fortreißen.

Germanicus setzte über die Weser und griff das Heer des Armin an; er errang einen Sieg, aber er war weder unblutig für die Römer, noch vernichtend für die Deutschen. Schnell sammelten diese sich wieder und schon wenige Tage darauf lieferten sie nahe derselben Stelle den Römern eine zweite Schlacht, unentschieden in ihrem Erfolge, aber reich an schmerzlichen Verlusten für Germanicus. Trotzdem stellte der Römer eine stolze Waffensäule mit der prunkenden Inschrift auf: „Nach Ueberwältigung der Völker zwischen Rhein und Elbe hat das Heer des Kaisers Tiberius dieses Denkmal dem Mars, Jupiter und Augustus geweiht." Dann aber begann der Rückzug,

mehrere Legionen schlugen den Landweg ein, Germanicus kehrte mit den anderen zur Flotte zurück. Ein fürchterlicher Sturm überfiel die Schiffe und zerstreute sie. Entsetzliche Angst befiel die Gemüther, Keiner glaubte dem Verderben zu entrinnen, und in der That führte Germanicus nur einen geringen Theil des Heeres zurück. Dennoch sandte er in demselben Jahre noch einmal ein Heer in das Gebiet der Chatten und zog selbst, zum dritten Male in Jahresfrist, über den Strom gegen die Marsen aus. Nachdem das Gebiet dieser Stämme weithin verwüstet war, kehrte das Heer bald in das Winterlager zurück. Nun aber mußte Germanicus dem Machtspruch des Tiberius weichen und den Schauplatz seiner Thaten verlassen, um bald nachher im fernen Osten ein ruhmloses Ende zu finden.

Die inneren Fehden, durch die, wie Tiberius hoffte, die deutschen Stämme endlich doch nothgedrungen sich Roms Herrschaft beugen würden, brachen, sobald kaum die drängendste Gefahr beseitigt war, in der That wieder aus. Marbod hatte an der Befreiung Germaniens keinen unmittelbaren Antheil genommen, er hielt seinen Vertrag mit den Römern, um sicher die Herrschaft behaupten zu können, die er über viele deutsche Stämme gewonnen hatte. Aber die Semnonen und Langobarden ergriff der alte Freiheitsgeist, sie schüttelten sein Joch ab und verbanden sich mit dem Bunde freier Völker, an deren Spitze die Cherusker und Armin standen; während auf der andern Seite auch unter den Cheruskern Zwiespalt ausbrach, und Inguiomer, Armins Oheim, der es nicht über sich gewinnen konnte, dem Gebote des Neffen zu gehorchen, mit seinem Anhang zu Marbod übertrat. Aus Nebenbuhlern wurden Armin und Marbod schnell Feinde und zogen mit Heeresmacht gegeneinander zu einem Wettstreit aus um ihren Ruhm und um ihre Macht. Nicht planlos kämpften sie, sondern nach den Regeln der Kriegskunst, die sie beide von den Römern erlernt, in regelrechter Schlachtordnung rückten ihre Heere aufeinander zu. Armin feuerte die Seinen an, indem er auf die neuerrungene Freiheit, auf den Sieg über die Römer hinwies; einen Verräther des Vaterlands, einen Schergen des Kaisers nannte er Marbod, der dasselbe Loos verdiene, wie Quinctilius Varus; Marbod rühmte sich seiner Erfolge gegen die zwölf Legionen, die Tiberius einst gegen ihn führte, nur durch Arglist habe Armin die drei Legionen des Varus vernichtet, zum Unglück Germaniens und seiner eigenen Schande sei es geschehen, denn sein Weib und sein Sohn schmachteten in der Gefangenschaft der Römer. Mit furchtbarer Erbitterung wurde dann gekämpft, auf der einen Seite focht man für den alten Ruhm und die neuerworbene

Freiheit, auf der andern Seite für die Befestigung der Königsherrschaft — die freien und die königlichen Germanen kämpften hier um die Zukunft. Unentschieden blieb der Kampf, aber so gefährdet war doch Marbods Herrschaft, daß er den Kaiser um Hülfe bat. Tiberius, froh des germanischen Haders, versagte sie ihm, wie er früher die Römer im Kampf gegen die Cherusker nicht unterstützt hatte.

Marbods Herrschaft endete schneller, als sie gewonnen war. Von einem gothischen Häuptling entthront, flüchtete er sich zwei Jahre nachher zu den Römern, die ihm das Gnadenbrod gaben. Das Reich der Markomannen zerfiel. Auch der Bund der Cherusker löste sich wenige Jahre später auf, als Armin, unaufhörlich von seinen Verwandten angefeindet, der Hinterlist derselben erlag; man gab ihm Schuld, er trachte nach der Königsherrschaft und erregte hierdurch den Freiheitssinn des Volkes gegen seinen Befreier. Er fiel im Jahre 22 nach 22. Christi Geburt, nachdem er sein Alter auf 37 Jahre gebracht und 12 Jahre an der Spitze seines Volkes gestanden hatte. Sein Ruhm lebte lange in den Liedern der Deutschen fort, und die Römer selbst haben Armin in ihren Jahrbüchern ein unvergängliches Andenken gesichert.

Auch ohne Marbods und Armins Führung behaupteten die Germanen ihre Freiheit, selbst die Friesen, lange Zeit hindurch die feilen Verbündeten der Römer, vertrieben noch unter Tiberius Regierung die römischen Besatzungen und brachten ihren Namen wieder zu Ehren. Die wahnwitzigen Gaukeleien des Caligula von Siegen über die Germanen verhöhnte selbst Rom. Unter Kaiser Claudius kam es wieder zu Grenzkriegen mit den Germanen am Mittel- und Niederrhein, als aber der tapfere Domitius Corbulo gegen die Friesen und Chauken vordrang, hieß es, was fromme es, die Germanen zu reizen, nur Unglück erwachse daraus dem Staate. Der ängstliche Kaiser ge- 47. bot Corbulo, die Legionen über den Rhein zurückzuführen. Mit dem Schmerzensruf: „Wie glücklich waret ihr einst, Roms Feldherren!“ gehorchte Corbulo. — Es ist die erste welthistorische That der Deutschen, daß sie Roms Weltherrschaft ein Ziel setzten.

Seitdem trennten der Rhein und die Donau das Gebiet der freien Germanen von dem römischen Kaiserreiche, nur an den Mündungen des Rheins blieben die nächstgelegenen Gegenden der Bataver auf der rechten Seite des Flusses in Abhängigkeit von den Römern. Aber von den Feinden im Herzen ihres Landes nicht mehr bedrängt, kämpften die deutschen Stämme untereinander zu ihrem Verderben. Die Ampsivarier, die an der Ems ihre Sitze hatten, wurden aus die-

sen vertrieben, und, nachdem sie umsonst die Römer um Land jenseits des Rheins gebeten hatten, suchten sie im Innern Germaniens vergebens sich eine neue Heimath zu erkämpfen: im langen Kriege ging fast der ganze Stamm zu Grunde. Um heilige Salzquellen, die auf der Grenze ihrer Gebiete lagen, geriethen um dieselbe Zeit die Hermunduren und Chatten in erbitterten Streit. Die Chatten hatten gelobt, die Feinde nach ihrem Siege den Göttern zu opfern, besiegt wurden sie selbst an den Altären derselben geschlachtet. 58.

Dem gemeinschaftlichen Feinde gegenüber hatten die deutschen Stämme wohl eine kurze Zeit lang enger zusammengehalten, nach dem Siege brach der alte Zwiespalt wieder hervor, und jeder Stamm verfolgte besonders seine besonderen Zwecke. Noch gab es kein Band, das sie dauernd miteinander vereinte. Die Vorsehung wollte es nicht, daß der deutsche Speer dem römischen Schwerdt unterliege und daß das freie Germanien dem herrischen Rom sich beuge, doch sollten nicht eher, so stand es in den Sternen geschrieben, die Deutschen ein einiges und mächtiges Volk werden, als bis nach vielen Kämpfen und Leiden römische Geistesmacht ihren trotzigen und starren Eigensinn erweicht hätte.

3.

Friedliche Verhältnisse zwischen den Deutschen und Rom.

Als Tiberius einst seine Flotte und sein Heer in die Mündung der Elbe geführt hatte und auf dem jenseitigen Ufer derselben ein Lager aufschlug, während das andere Gestade von den Waffen der Deutschen schimmerte, bestieg eines Tages ein älterer deutscher Mann von mächtiger Größe und nach seinem Schmuck von hohem Range einen Nachen — ein ausgehöhlter Baumstamm war das schlichte Fahrzeug —, mit der Kraft seines Armes den Nachen lenkend, fuhr er auf die Römer zu und verlangte Tiberius zu sehen. Sein Gesuch wurde ihm gewährt, und lange betrachtete er schweigend den römischen Feldherrn in seinem Heeresglanze. Dann brach er in die Worte aus: „Rasend fürwahr ist unsere Jugend, denn in der Ferne verehrt sie euch als Götter und erscheint ihr, so wendet sie gegen euch die Waffen! Dir danke ich es, daß ich heute die Götter mit meinen Augen sah, von denen ich zuvor

nur hörte. Nie habe ich einen glücklicheren Tag erlebt." Er berührte voll scheuer Ehrfurcht Tiberius Hand, dann kehrte er, ohne sich umzuschauen, zu den Seinen zurück.

So sahen die Germanen mit Staunen und Verehrung zu der glänzenden Macht Roms empor zu derselben Zeit, wo sie dieselbe mit den Waffen bekämpften. Denn schon war ihnen die blendende Herrlichkeit der ewigen Stadt, die ausgedehnte Herrschaft des römischen Volks, der Reichthum und die Blüthe der vielen Provinzen des Reichs, die gewaltige Kriegsmacht der Kaiser, die unermeßliche Gewalt, die in deren Händen ruhte, nicht mehr fremd und unbekannt; so Manche hatten dies Alles in der Nähe gesehen, und ihren Erzählungen lauschten daheim voll Verwunderung die Männer, welche ihren Fuß noch nicht über Rhein und Donau gesetzt hatten.

Kaum hatte Julius Cäsar die Germanen kennen gelernt, so begriff er, daß er niemals bessere Krieger finden würde, als diese unerschrockenen und treuen Männer, welche die Natur mit so gewaltiger Leibeskraft ausstattete und die das ganze Leben zum Waffendienst bildete. Deshalb hatte er sie sofort als Hülfstruppen in sein Heer aufgenommen und bei sich hochgeehrt. Den Sieg bei Pharsalus, der Caesar die Zukunft Roms in die Hände gab, halfen Germanen erstreiten; als nach seiner Ermordung bei Philippi noch einmal ein republikanisches Heer dem neuen Gewalthaber gegenüberstand, kämpften auf beiden Seiten neben den Legionen Germanen; und schon vertraute Kaiser Augustus einer deutschen Schaar die Bewachung seiner eigenen Person an, bis ihn die Niederlage des Varus mit Besorgniß erfüllte; unter ihm und seinen Nachfolgern führten für Roms Größe deutsche Hülfsvölker die Waffen bald in dem fernsten Osten gegen die Parther, bald im Süden an dem Rande der afrikanischen Wüste, und selbst die Kriege gegen die Deutschen wurden zum Theil mit Deutschen geführt. Nicht Einzelne, sondern Schaaren, ja ganze Völkerschaften verließen die Heimath und lebten im Dienste der Römer auf römischem Boden, sei es um ihre Kriegslust zu befriedigen, sei es um Ehre und Auszeichnung oder Geld und Gut zu gewinnen.

Mit welcher Liebe der Deutsche auch an seinem heimischen Boden, an der Freiheit seines Hauses und seines Landes hangen mochte, eine ungeahnte Größe und Erhabenheit, die ihm das Maaß des Irdischen und Menschlichen zu übersteigen schien, trat doch in der römischen Welt ihm entgegen und bezauberte seine Einbildungskraft und seine Sinne. Welche glanzvolle Fülle der Macht trat hier ihm entgegen, der selbst in so engen Verhältnissen noch lebte!

Von dem Weltmeer bis an den Euphrat, von der Donau und Nordsee bis zu den Wasserfällen des Nils waren alle Länder und Völker dem römischen Volke und seinem Kaiser unterthänig; wohl hat es größere Reiche gegeben und giebt es noch jetzt, aber eine schönere und reichere Herrschaft hat die Zeit nicht gesehen. Ein Gesetz, ein Recht, gleiche Grundsätze der Verwaltung herrschten von einem Ende zum andern, dasselbe Heerwesen, dieselbe Besteuerung, dieselben Verhältnisse von Stadt und Land waren in allen Theilen des Reichs, inmitten desselben aber lag die gebietende Hauptstadt, die Stadt ohne Gleichen. Schon zu Augustus Zeiten barg Rom eine Bevölkerung von mehr als 2 Millionen Menschen, die Stadt strahlte von Gold und Marmor, sie leuchtete von Denkmalen menschlicher Kunst und Erfindungsgabe, wie sie die Welt zuvor nicht gekannt hatte und wie sie noch heute in ihrem Verfall als unerreichte Muster angestaunt werden. Alle Kraft und alle Fülle des weiten Gebiets sammelte sich hier, die unermeßlichen, mannigfaltigen Schätze des Weltalls strömten zusammen, und doch diente Alles, was das Reich und die Stadt in sich hegte, zuletzt wieder nur dem Willen des einen Mannes, der scheinbar ein Bürger unter Bürgern vom palatinischen Hügel aus Rom und mit Rom fast die ganze damals bekannte Welt beherrschte.

Dem Cäsar Augustus gehorchte in den Provinzen ein stets schlagfertiges Heer von 350,000 Mann, während zur Bewachung seiner Person und Sicherung der Stadt etwa 16,000 Mann in Rom selbst standen, eine Flotte von 250 Segeln wartete seines Befehls auf dem adriatischen Meere, eine gleiche Flotte auf dem westlichen Meere, kleinere Abtheilungen von Schiffen lagen an den gallischen Küsten, auf dem schwarzen Meere, dem Euphrat, dem Rhein und der Donau, nach allen Seiten sandte der Kaiser seine Machtgebote, alle Statthalter der Provinzen hatten seinem Befehle zu gehorchen, und die Mehrzahl derselben ernannte er selbst, auf sein Gebot erstanden Landstraßen in bisher unwegsamen Gegenden, sein Wort schuf Städte und bevölkerte sie wie auf Zauberschlag mit Menschen. Denn wie alle Lebenskräfte nach Rom, wie nach dem Herzen des Staatskörpers, sich zusammendrängten, so trieb dies auch wieder neue reiche Säfte allen Theilen des Reiches zu. Bis dahin waren die Völker sich meist nur im Kriege begegnet, jetzt vereinigte Rom die entferntesten Nationen unter dem Schutze des Friedens; was sie einzeln an äußeren und geistigen Gütern der Weltstadt zubrachten, das wurde von ihr aus bald wieder allen zu Theil. Die zerstreuten Güter der Erde kamen durch

die Vermittelung der Hauptstadt allen Ländern zu gut. Völker, die bis dahin von der Jagd lebten, lernten den Ackerbau, Einöden verwandelten sich in reiche Felder, Städte erhoben sich, wo bisher nur vereinzelte Weiler gestanden hatten, und alle größere Städte des Reichs gaben jene Fülle und Mannigfaltigkeit der irdischen Dinge, durch welche Rom glänzte, gleichsam im Spiegelbilde wieder, wie denn der Stempel römischen Lebens und Wesens mit so scharfen und tief ätzenden Zügen allen Provinzen aufgedrückt wurde, daß er nie mehr zu vertilgen war.

Auch die den Germanen am nächsten liegenden Provinzen des Reichs lernten früh alle Wohlthaten der Verbindung mit dem großen Römerreiche kennen und erfuhren an sich jenen wunderbaren Wechsel aller Verhältnisse. Auch hier wurden Fluren, die vordem brach gelegen hatten, bald die üppigsten Saatfelder, eine reiche Gewerbthätigkeit entfaltete sich schnell, Sprachen und Sitten wurden völlig umgewandelt, früher ungekannte Genüsse der Sinne und des Geistes wurden Barbaren zu Theil, große und glänzende Städte erhoben sich an der Stelle elender Flecken. So geschah es in Gallien, bald einem der gesegnetsten Länder der Welt, so in den Provinzen zwischen der Donau und den Alpen.

Die Römer nannten den Theil ihres gallischen Gebiets, der im Osten durch den Rhein begrenzt war, Germanien, und schieden das Land später weiter in zwei Provinzen: das obere und niedere Germanien. Etwa von Breisach an zog sich ersteres am Rheine stromabwärts hin bis zu der Mündung der Nahe, im Westen durch die hohe Mauer der Vogesen begrenzt. Hier wohnten mitten unter celtischen Stämmen die deutschen der Wangionen, Nemeter und Triboker; blühende Städte entstanden, vor allen Mainz, wo noch jetzt Denkmale der Vorzeit an Drusus und seine Legionen erinnern, dann Worms, Speier und Straßburg. Weiter den Rhein hinab bis zu seiner Mündung lag das niedere Germanien, gen Westen bis zur Schelde und zu den Ardennen sich erstreckend; auch hier saßen germanische Stämme inmitten der Gallier und theilten jetzt mit ihnen dasselbe Schicksal. Die Hauptstadt des Landes war Köln, die blühendste und reichste Kolonie der Römer am Rhein; die anderen Städte am Flusse waren meist aus den Kastellen des Drusus entstanden, wie Bingen, Koblenz, Remagen, Bonn und Xanten. An der Mündung des Flusses wurden Utrecht und Leyden bedeutend; im Innern erhob sich als Hauptort der germanischen Tungrer damals Tongern bei Mastricht. An die germanischen Provinzen lehnte sich westwärts das obere Belgien an,

das Land zwischen den Vogesen und der oberen Maas, wo viele Denkmale noch jetzt den Blick auf die Römerzeit hinlenken. Hier war Trier die Hauptstadt, das an Glanz und Pracht später, als es häufig die Residenz der Kaiser war, selbst mit Rom wetteifern konnte. Metz, Toul, Verdun waren neben Trier Städte zweiten Ranges. Die oberen Gegenden an der Biegung des Rheins bei Basel bewohnten die celtischen Stämme der Rauraker und Helvetier, die später zur sequanischen Provinz gerechnet wurden. Die Hauptstadt der Rauraker, Augusta Rauracorum, lag unfern von Basel, und Ruinen derselben finden sich bei Augst. Als die bedeutendsten Orte der Helvetier galten Aventicum, jetzt Avenche, nahe dem Neuenburger See, und Vindonissa, Windisch, nun ein Weiler, am Zusammenflusse der Aar, Reuß und Limmat. Vom Bodensee begann dann die Provinz Rhätien, die sich bis zur Mündung des Inn nach Osten erstreckte, im Süden vom Kamme der Alpen, im Norden von der Donau begrenzt. Damals war noch das Land meist von celtischen Stämmen bewohnt, doch fingen die Römer an, es mit ihren Kolonien zu bedecken. In der Mitte desselben lag Augusta Vindelicorum, jetzt Augsburg, eine sehr wichtige Kolonie der Römer im Norden. Regensburg war eine der stärksten Festungen gegen die Germanen, Passau am Inn ein Standort römischer Truppen, der seinen Namen von der Batavischen Hülfsschaar, die hier lag, empfing. Weiter die Donau hinab lag die norische Provinz, die östlich bis zum Wienerwald und südlich bis zum obern Lauf der Sau sich ausdehnte. Auch hier wohnten meist celtische Stämme, die bald römische Sitte und Sprache annahmen. Am Einflusse der Enns in die Donau wurde später Laureacum, das jetzige Lorch, wo die Donauflotte aufgestellt war und eine Legion lag, im Innern des Landes aber Juvavum, jetzt Salzburg, von großer Bedeutung, während Cilly schon früh als römische Kolonie genannt wird. Pannonien, die Provinz im Norden und Osten von der Donau, im Süden von der mittleren und unteren Sau begrenzt, im Westen an das römische Land sich anschließend, war hauptsächlich von illyrischen Stämmen bevölkert. Vindobona, jetzt Wien; das wichtige Carnuntum, wenig unterhalb Wien an der Donau; Sabaria, jetzt Stein am Anger; Siscia, jetzt Sissek am Einfluß der Kulp in die Sau; Sirmium, nahe der Mündung der Sau; einst ein prächtiger Ort und oft Residenz der Kaiser während der Donaukriege, von der sich noch einige Ruinen bei dem Städtchen Mitrovitz finden — alle diese Städte werden schon früh als wichtige Plätze in dieser Provinz genannt und bezeichnen sie als eine der bedeutendsten des Reichs.

Zu immer größerer Blüthe gediehen diese Provinzen und die Städte derselben, als bei dem Aussterben des Julischen Geschlechts im Jahre 68 nach kurzen Wirren das Flavische Geschlecht zur Herrschaft gelangte und sich um die Wohlfahrt des Reichs große Verdienste erwarb. Nachdem auch dies Geschlecht bald erloschen und der alte 96. Nerva durch den Senat zum Kaiser erhoben war, folgte durch Adoptionen eine Reihe der ausgezeichnetsten Herrscher: Trajan, Hadrian, Antoninus, Marcus Aurelius, Männer der verschiedensten Gaben und Bestrebungen, aber darin eins, daß sie das Wohl des Reichs über das eigene setzten und mit allen ihren Kräften förderten. Es waren die schönsten Zeiten des römischen Reichs, eine so glückliche Epoche für die Menschheit, daß das Andenken daran sich unverlöschbar durch alle Jahrhunderte erhalten hat.

Nicht ohne ein peinigendes Gefühl seiner Dürftigkeit und Beschränktheit sah der Germane das Glück und die strahlende Herrlichkeit Roms, es lockte ihn der Waffenglanz und der Siegesruhm der römischen Heere, mit Neid schaute er auf die üppigen Saatfelder Galliens, mit offenem Herzen bewunderte er die Größe und Hoheit, die überall auf römischem Boden seinem Blicke sich darbot, und die Genüsse eines schwelgerischen Lebens verführten auch seine Sinne. Was Wunder daher, wenn nicht allein die Stämme, welche sich schon jenseits des Rheins auf römischem Boden niedergelassen hatten, mehr und mehr ihre alte Sitte und Weise verlernten und sich der angestammten Freiheit entwöhnten, sondern auch die Germanen, welche noch in ihren alten Sitzen weilten, doch endlich Gefahr liefen, der Macht des Römerthums zu unterliegen.

Wenn auch die Kriege an der Grenze öfters wieder ausbrachen, so gestalteten sich doch allmählich freundliche und friedliche Beziehungen zwischen den Römern und den meisten deutschen Stämmen, Verträge und Bündnisse wurden geschlossen, ganze Völkerschaften traten unter den Schutz des römischen Staats und in seinen Dienst, andere ließen sich Könige gefallen, die ihre Gewalt unter Roms Einfluß übten, nachdem sie am Throne der Kaiser die Künste und Mittel der Herrschaft kennen gelernt hatten, — selbst die freien Cherusker beugten sich solchen Königen —, schon durchzogen römische Kaufleute die deutschen Länder und steigerten die Bedürfnisse und die Begierden der nordischen Völker.

Mehr als die Kriege bedrohte dieser friedliche Verkehr die Freiheit der Deutschen, und auf das Aeußerste war sie gefährdet, als gegen das Ende des ersten Jahrhunderts noch einmal die römische

Weltmacht im gefährlichen Anwachs begriffen war. Britannien wurde unterworfen, die Länder am linken Ufer der untern Donau bald darauf unter dem Namen Dacien zur Provinz gemacht, von allen Seiten schienen die deutschen Stämme überflügelt, und schon fiel selbst das Land zwischen dem Oberrhein und der oberen Donau in die Hände der Römer, die es mit gallischen Kolonisten bevölkerten und durch einen befestigten Wall und Graben schützten, der an der Donau oberhalb Regensburg begann und bei Koblenz am Rhein endigte. Vom Neckar bis nach Regensburg führte nun eine große Heerstraße, und es erstanden Städte, wie Aurelia Aquensis, das jetzige Baden-Baden, in diesem römischen Zehntland. So hatten die Römer denn also doch auf dem rechten Rheinufer festen Fuß gefaßt, und bis auf die Grenzen der norischen und pannonischen Provinz war das linke Donauufer ganz in ihrer Gewalt. Waffengewalt und Künste der Verführung, hofften sie, würden nun bald ganz Germanien ihnen zu Füßen legen.

Aber stärker als alle Verführungskünste war die Freiheitsliebe der Germanen. Leicht, wie sie geschlossen waren, lös'ten sich wieder jene Bündnisse; die Rom gehorsamen Könige vermochten nicht, ihre Macht dauernd zu befestigen und der kriegerische Geist des Volkes, mochte er auch den römischen Feldherren eine Zeit lang dienstbar sein, fühlte sich am Ende doch befriedigter, wenn es galt, die angestammte Freiheit zu behaupten. Ob die Germanen mit der Schwelgerei und dem Luxus Roms vertrauter wurden, sie blieben im Ganzen bei ihren einfachen Sitten, und der schlichte Barbar war in den Augen Roms so seltsam und auffällig, daß man sich darin gefiel, seine Tracht, Art und Sitte nachzuäffen. Daß diese Germanen so hartnäckig die Freiheit dem glänzenden Loose vorzogen, das ihrer unter Roms Herrschaft wartete, das war den Römern nicht minder ein Wunder, als den Germanen Roms Größe und Macht. Voll Staunen erzählt ein römischer Schriftsteller, der im germanischen Lande gewesen war, von den Wohnsitzen der Chauken, wie die Meeresfluth das Land dort weithin überschwemme, wie die Hütten der Menschen auf Erdhügeln ständen, wo sie ihr Leben dahinbrächten, Seefahrern gleich, wenn die Fluth eintritt, und Schiffbrüchigen gleich, wenn sie zurückweicht, wie sie nicht einmal sich Vieh halten könnten, da weit umher kein Strauch gedeihe, sie sich deshalb nur von Fischen nährten, die sie in schlechten Netzen, aus Schilf und Sumpfgras geflochten, sich einfingen, und wie Regenwasser ihr einziges Getränk sei. „Und wenn diese Stämme heute“ — ruft er aus — „von dem römischen Volk besiegt

werden, so klagen sie über Sklaverei. Ja, fürwahr, Viele schont das Geschick zu ihrer eigenen Strafe!"

Aber es gab zu Rom einen tiefblickenden Mann, der, obwohl ein Römer durch und durch, mit den Germanen fühlte und es begriff, weshalb sie die Armuth der Freiheit mit dem blendenden Glanze der Sklaverei nicht vertauschten. Es war Cornelius Tacitus, der es klaren Geistes ganz durchschaute, daß mit der erstorbenen Freiheit der Römer allem täuschenden Scheine zum Trotz auch der Ruhm ihres Namens mehr und mehr dahinsinke, daß ihre Herrschaft in dem Freiheitssinn der Germanen eine undurchbrechbare Schranke finde und daß die Kraft dieses jugendlichen Kriegervolks, das in Schlichtheit und Einfalt der Sitten heranwachse, dem alternden Rom nicht nur unüberwindlich, sondern auf die Dauer verderblich werden müsse. Er war es, der unaufhörlich seine Blicke und die Gedanken seiner Zeitgenossen auf die freien Germanen lenkte, der den Römern zeigte, wie jene durch die Tugenden stark seien, die einst Rom zu seiner Größe erhoben hätten und die nun in Lüsten und sklavischer Kriecherei verkämen, wie die mehr als zweihundertjährigen Kämpfe mit den Germanen, die so oft besiegt, doch nicht unterworfen seien, Rom an seinen Fall erinnerten und wie ungleich der Kampf zwischen Freiheit und despotischer Gewalt sei. „Nicht die Samniter," sagt er, „nicht die Punier, nicht die Spanier oder Gallier, selbst die Parther nicht, haben uns so oft gemahnt. Aber gewaltiger auch, als des Partherkönigs Macht, ist die Freiheit der Germanen." Er sah schaudernd im Geiste Rom durch germanische Kriegsschaaren untergehen, und wußte keinen bessern Wunsch für sein Vaterland im Herzen zu hegen, als daß der alte Haß und Hader der Germanen untereinander für immerdar bleibe und sie nie vereint gegen Rom sich wenden möchten. „Denn da die Stunde des Reichs herannaht, so kann uns das Glück schon Größeres nicht mehr gewähren, als die Zwietracht unserer Feinde."

4.

Roms Schwäche gegen die Deutschen und Herstellung des Reichs.

Tacitus Worte waren prophetisch. Schon zwei Menschenalter nachher traten deutliche Anzeichen des nahenden Verderbens ein, es regten sich die Völker am Rhein wie an der Donau.

Die Regierung des trefflichen Kaisers Marcus Aurelius war durch vielfache Unglücksfälle bezeichnet. Er fand durch den langen Frieden die Kraft der Heere gebrochen, die Zucht aufgelöst, ein aufrührerischer Geist trat mehr und mehr hervor und brach zuletzt offen aus, die Bevölkerung des Reichs war in Genußsucht und Trägheit versunken und die Sitten im ärgerlichsten Verfall. Die Schwäche entging den Parthern, den alten Feinden Roms, nicht; sie fielen in des Kaisers Gebiet ein und vernichteten seine Streitmacht. Ein lange andauernder Krieg entspann sich im Osten, der mit schwankendem Erfolge geführt wurde und endlich in seinem Gefolge die Pest unter die römischen Heere brachte, die sich dann über Kleinasien, Griechenland, Italien und Gallien verbreitete und unzählige Menschenleben hinwegraffte. Das war der Zeitpunkt, wo die Germanen, die so lange im Süden und Westen durch die Gräben, Wälle und Festungen zurückgehalten waren und inzwischen nach dem Osten Europas ihre Waffen gewendet hatten, hier endlich auch gehemmt und gedrängt, wieder die alte Straße ihrer Eroberungszüge einschlugen.

Im Jahre 162 fielen zuerst suevische Schaaren in Rhätien, die Chauken in Belgien, die Chatten in das römische Gebiet am linken Rheinufer ein. Es gelang sie zurückzutreiben; als aber die Noth des Reiches wuchs, wurde einige Jahre später die ganze Donaulinie von unübersehbaren Kriegsschaaren angegriffen, die besonders Pannonien weithin überschwemmten und über die Alpen bis Aquileja verheerend vordrangen. Meist waren es germanische Stämme, dem großen Verbande der Sueven angehörig: Markomannen, Quaden, Hermunduren, Langobarden traten in erster Rolle hervor, neben ihnen die östlich wohnenden Stämme der Vandalen, Alanen, Gothen und Bastarner; aber schon waren auch slawische Stämme in der vordringenden Völkermasse. Ein langer gefahrvoller Krieg entspann sich, Niederlagen wechselten mit Siegen, Verträge wurden geschlossen und bald gebrochen; der tapfere Marcus Aurelius hat seine Regierung hauptsächlich in diesem Kriege verbracht und das Ende desselben nicht mehr gesehen. An den Ufern der Donau zu Vindobona ereilte ihn der Tod, und sein unwürdiger Sohn, der feige und tief in Lüste versunkene Commodus, mußte mit großen Opfern den Frieden erkaufen. Die germanischen Stämme, welche das Reich angegriffen hatten, erhielten doch größtentheils, was sie verlangten; theils wurden sie massenweise in die römischen Heere eingereiht, theils in das römische Gebiet aufgenommen und an den Grenzen angesiedelt, um diese gegen weitere Angriffe zu schützen, ja selbst in den inneren Theilen des Reichs wurden ihnen

167.

182.

bereits Wohnsitze angewiesen. Die Schwäche des Reichs war den Germanen offenbar geworden, und bald lockte die Lust zu Abenteuern und die Aussicht auf reichen Gewinn neue Schaaren über die Grenzen.

Um so gefahrvoller gestaltete sich bald der Kampf für die Römer, als nach der Ermordung des Commodus die Ordnung im Innern des Reichs sich lös'te und die Kriegsschaaren die Einsetzung der Kaiser willkührlich an sich rissen, zugleich aber in den deutschen Völkern selbst gewaltige Umänderungen vorgingen, welche die Kräfte der Germanen gegen äußere Feinde nachhaltig verstärkten.

Im dritten Jahrhundert verschwinden die alten Stammnamen und zugleich die engen und kleinen Volksgemeinden; in größeren Stammesverbindungen treten die deutschen Völker meist unter neuen Namen auf. Wir hören wenig mehr von Sikambrern, Chauken, Amsivariern, Cheruskern, Brukterern und Chatten; der Name der Franken umfaßt fortan alle Völkerschaften am niedern Rhein, während die Stämme an der Weser und niedern Elbe den Namen der Sachsen gewinnen, der früher nur ein unbedeutendes Volk an der Niederelbe bezeichnete; die suevischen Stämme am Main und in der Nähe des Grenzwalles bis zur Donau hin nennen sich zusammt nun Alamannen, und die in der weiten östlichen Ebene wohnenden Völkerschaften, die sich der Herrschaft der Gothen gebeugt hatten, bezeichnen sich meist in ihrer Gesammtheit nach dem herrschenden Stamme, obgleich hier die alten Namen der besonderen Stämme, wie der Alanen, Vandalen, Heruler u. s. w., nie ganz verschwanden. An der mittleren Elbe behaupteten die Langobarden, an der Küste der Nordsee die Friesen ihren alten Namen, doch gewann derselbe, wie es scheint, jetzt einen weiteren und ausgedehnteren Sinn. In dem Innern des Landes saßen die Burgunder und Thüringer, auch sie bald an der Spitze einer umfänglicheren Herrschaft.

In dieser Wandelung der Namen wird eine der größten Umgestaltungen ersichtlich, welche die deutschen Stämme allmählich und unvermerkt erfahren hatten; aus den kleineren Gemeinden bildeten sich größere, und Körperschaften, die bis dahin ein gesondertes Leben geführt hatten, einigten sich für alle Zukunft. Denn es war meist kein loses und äußerliches Band, durch welches sich Gau nun mit Gau zusammenschloß, vielmehr war es so fest und zähe, daß aller Wechsel der Zeiten es nicht wieder zu lösen vermochte. Verwandtschaft der Naturanlage, Sprache und Sitte haben gewiß Manches dazu beigetragen, um endlich doch den alten Sondertrieb der Germanen zu

brechen, die Zwietracht und den Hader zwischen einzelnen Stämmen dauernd zu stillen, aber mehr that zuverlässig der Zwang der Noth. Von allen Seiten von äußeren Feinden bedrängt, nach allen Seiten im Kampfe, mußten die Völkerschaften sich im Innern gegeneinander schützen und der Nachbar entweder dem Nachbar die Hand reichen oder ihn seinem Gebot unterwerfen. Wie in den einzelnen Fällen die Veränderung sich vollzogen hat, wissen wir nicht, aber kaum läßt sich bezweifeln, daß dies auf die verschiedenartigste Weise erfolgt sei. Manche Stämme werden durch Vertrag sich gütlich mit den Nachbarn verbündet, andere gezwungen dem mächtigeren Nachbar den Vorrang eingeräumt haben, nachdem sie zu ihrem Unglück das Glück der Waffen versucht hatten; schutzflehend vor einem siegreichen Feinde werden noch andere Bruderstämmen sich angeschlossen haben, endlich wird die neu sich erhebende Königsmacht in einem oder dem andern Stamme oft auch der Freiheit anderer verderblich gewesen sein.

Denn in dieser Zeit andauernden Kampfes, sei es zur Abwehr der Feinde von Osten, sei es zum Angriff auf die Feinde im Westen, erhob die Mehrzahl der Germanen Könige über sich; jetzt, da fast ihr ganzes staatliches Leben im Heerwesen aufging und sie sich von Krieg in Krieg, von Waffenzug in Waffenzug stürzten, mußte sich ihnen die Nothwendigkeit zeigen, die höchste Gewalt Einem Manne zu übertragen und aus ihren Adelsgeschlechtern ein königliches an die Spitze des Staats zu stellen. Solche Zeiten mußten zugleich die königliche Gewalt, wo sie schon von alter Zeit her bestand, mehr und mehr erstarken machen, wie selbst bei den Stämmen, die noch keine Könige hatten, tief auf den Geist und die Formen der Verfassung einwirken. Ueber den Gaugemeinden erhob sich überall eine Landesgemeinde, sei es, daß sie nur von Abgeordneten der einzelnen Gaue beschickt wurde, wie es bei den Sachsen war, sei es, daß alle freien Männer auf derselben erscheinen durften, wie bei den Franken, oder daß endlich die Gaufürsten allein zusammentraten, um die allgemeinen Landesangelegenheiten zu entscheiden. Eine höhere allgemeinere Ordnung stellte sich über die kleineren vereinzelten Kreise; damit war zur Einigung der deutschen Völker ein gewaltiger Schritt geschehen, und bald trat es klar an den Tag, wie sehr die größere Einheit auch die innere Kraft der Völker steigerte.

Im Anfange des dritten Jahrhunderts wurden am Rhein und der Donau zugleich die Grenzwehren des Reichs durchbrochen, im Osten traten die Gothen, im Westen die Alamannen in Kampf gegen die Römer. Nichts half es mehr, daß man durch Militairkolonien 213.

die Grenzen zu schützen suchte, indem man hier Grundstücke an die Veteranen unter der Bedingung stetiger Kriegshülfe steuerfrei austheilte; nichts half es selbst, daß man durch eine Empörung Maximinus, einen Kriegsmann von roher Tapferkeit, den nur seine germanische Geburt empfahl — er war in Thracien von einem gothi-
235. schen Vater und einer alanischen Mutter geboren — auf den Kaiserthron erhob und gedungene Germanenheere gegen die freien Deutschen führte; dauernd schien den heranstürmenden Völkerfluthen nichts mehr gebieten zu können. Zwar drang Maximinus mit verwegener Tapferkeit noch einmal tief in die germanischen Länder ein, bis unwegsame Sümpfe und dichte Wälder seinem Marsche ein Ziel setzten; aber doch mußten die Römer eben damals das linke Rheinufer völlig räumen. Die letzten römischen Ueberreste, die man im Zehntlande findet, gehören der Zeit dieses Kaisers an. Und wäre damit die Ruhe des Reichs erkauft worden!

Kaum waren die Alamannen zurückgetrieben, so brachen die Fran-
237. ken über den Rhein und durchzogen plündernd ganz Gallien, und mit stärkeren Heeresmassen, als je zuvor, gingen zugleich die Gothen über
251. die untere Donau. Im Kampfe gegen sie fiel Kaiser Decius, und kein anderes Mittel gab es, sich ihrer zu erwehren, als den Frieden zu erkaufen, sich tributpflichtig zu machen und den größten Theil Daciens ihnen zu überlassen.

Schon damals schien jene letzte Stunde des Reichs, von der Tacitus gesprochen hatte, einzubrechen. Kaum hatte man das Fest des tausendjährigen Bestandes Roms herrlich gefeiert, so stürmte von innen und außen alles Verderben herein, um den eitlen Wahn ewiger Größe dem stolzen Römervolke zu rauben. Schnell nacheinander fielen die Kaiser durch Mord, die Provinzen lösten sich vom Mittelpunkt des Reichs ab, in jeder wählten die Legionen sich ihren eigenen Kaiser, und innere Kriege ohne Ende führten diese Tyrannen unter sich zu ihrem eigenen Verderben und zum Schaden des Reichs. Zugleich stiegen die Alamannen und Markomannen über die Alpen und schweiften ungehindert durch die volkreichen Gegenden Italiens bis an die Mauern Roms. Die Franken plünderten Gallien, das sie nicht allein vom Niederrhein landeinwärts vordringend angriffen, sondern auf leichten Nachen wagten sie sich schon weit in die See, landeten plündernd an den Küsten Galliens und Spaniens und fuhren mit staunenswerther Beherztheit auf ihren zerbrechlichen Schiffen bis in das mittelländische Meer. Schon zeigten sich auch die Sachsen zur See, auf kleinen Kähnen, aus Ruthen geflochten und mit Leder überzogen,

steuerten sie hinaus und machten sich den Küsten Britanniens und Galliens furchtbar, die geschicktesten aller Seeräuber. Durch reiche Beute und glänzende Waffenthaten ermuthigt, stürmten die Gothen weiter und weiter in die Welt und unternahmen die wunderbarsten Heereszüge. Nicht allein durch Thracien und Macedonien bahnten sie sich Weg, bis in Griechenland drangen sie ein, Athen, Sparta, Corinth, alle jene hochgefeierten Sitze der höchsten Kultur des Abendlandes, wurden von ihnen geplündert; indessen befuhren ihre Flotten das schwarze Meer, ihre Kriegsschaaren landeten an der asiatischen Küste, durchzogen plündernd die damals noch reichen Städte Klein-Asiens, und abermals sank der Tempel der Diana zu Ephesus in Asche.

Aber doch hatte Roms Stunde noch nicht geschlagen. Als der ruchlose Gallienus durch Mord gefallen war, erhoben die Legionen den trefflichen Marcus Aurelius Claudius zum Kaiser; freudig bestätigte der Senat die vorzügliche Wahl. Kühnen Muths zog Claudius, sobald die Gothen einen neuen Beutezug antraten, mit einem fast von allen Waffen entblößten Heere ihnen entgegen. Als er des Feindes ansichtig wurde, schrieb er dem Senate: „Ich stehe vor den Augen der Feinde und bin im Begriff, mich mit ihnen zu schlagen. Sie sind 320,000 Mann stark. Ueberwinde ich sie, so werdet ihr hoffentlich es mir danken; unterliege ich, so bedenkt, daß ich nach der Regierung des Gallienus fechte. Das ganze Reich ist ausgezehrt und erschöpft, theils von ihm, theils von den vielen Tyrannen, die sich zu seiner Zeit erhoben und die Provinzen verwüstet haben; es fehlt uns sogar an Schilden, Schwerdtern und Spießen. Wenn wir so auch nur etwas erreichen, verdienen wir Bewunderung." Claudius errang bei Nissa an der Grenze von Bulgarien und Serbien, einen vollständigen Sieg, vernichtete dann die Flotte der Gothen und nahm ihnen so die Rückkehr. Er schrieb nach diesen Siegen: „Wir haben ein Heer von 320,000 Gothen aufs Haupt geschlagen, ihre Flotte, die aus 2000 Segeln bestand, vernichtet. Die Felder und Ufer sind mit Schwerdtern, Schilden und Leichen bedeckt." Diese Siege retteten Rom, aber schon ein Jahr nachher starb Claudius zu Sirmium an der Pest. 269.

Wie Claudius es sterbend gewünscht hatte, wurde sein Nachfolger im Reiche sein Feldherr Aurelian, der das begonnene Werk vollendete und den ehrenden Beinamen des „Wiederherstellers des Staats" erhielt. Es gelang ihm, den Aufstand in den Provinzen niederzukämpfen und das Reich wieder zu vereinigen. Er schlug die Alamannen, die abermals in Italien eingedrungen waren, und schloß mit den Gothen Frieden. In unaufhörlichen Kämpfen gelangte er zu diesem Ziele,

seine ganze Regierung verlief sich in Kriegszügen, sein ganzes Reich war gleichsam ein Kriegslager; er war es, der Rom befestigte und mit jenen hohen Mauern schützte, die noch jetzt die Stadt umschließen. Und doch kam er nicht ohne große Opfer zum Ziele und gab Dacien, das schon nicht mehr zu vertheidigen war, den Gothen preis. Schon glaubte man nach Aurelians Ermordung eines kriegerischen Fürsten

276. entrathen zu können und erhob den Senator Tacitus auf den Thron, aber nur zu bald machte sich das Verlangen nach einem tüchtigen Kriegsfürsten wieder geltend, und die Legionen riefen den tapfern Probus als Kaiser aus. Noch einmal tauchte da der Gedanke auf, Germanien zu unterwerfen, um den furchtbaren Feind in seinem eigenen Lager aufzusuchen und hier gänzlich zu vernichten. Probus kämpfte mit Glück, trieb die Alamannen und Franken über den Rhein, die Gothen über die Donau zurück und drang tief in Germanien ein. Aber es fehlte viel daran, daß er die Stämme, die im Innern wohnten, hätte dauernd unterwerfen können; es blieb ihm zuletzt doch kein anderes Mittel, um die Grenzen des Reichs vor den Germanen zu wahren, als an den Ufern des Rheins und der Donau von Neuem germanische Stämme als Grenzwächter anzusiedeln und die römischen Legionen selbst, in denen bis daher nur Bürger gedient hatten, mit Germanen zu füllen. Indessen war wirklich die drohendste Gefahr für

284. das Reich beseitigt, und als nach kurzen Wirren Diocletian von den Legionen die höchste Gewalt überkam, konnte er daran denken, durch neue Einrichtungen im Innern das Reich wieder zu festigen und zu stärken.

Mit jenem ungemeinen Verstande, der Diocletian auszeichnete, durchschaute er, daß nicht durch die Erweckung freier Formen, sondern nur durch die größte Vereinigung aller Macht der hinfällige Staat zu retten sei, daß aber zugleich die höchste Gewalt, die frei über dem Ganzen schalte, weit über das Treiben der andern Menschen entrückt und dem Widerstreit der Parteien entzogen werden müsse. Die Despotien des Orients wurden sein Vorbild, von den Perserkönigen nahm er das Diadem als Abzeichen der höchsten Gewalt an, mit den steifen, aber zugleich imponirenden Formen des orientalischen Hofceremoniells umgab er seinen Thron, den er nicht zu Rom, sondern im fernen Osten zu Nicomedien aufschlug; seine Unterthanen mußten sich vor ihm in den Staub beugen, mit der Anrede „Herr" sich ihm nahen, die bis dahin nur der Sklave an seinen Gebieter gerichtet hatte, und Alles die heilige Gottheit des Kaisers verehren. Dem Senat, der bis dahin noch einen Schimmer von Ansehen und Macht erhalten hatte, wurde jede Theilnahme an den Angelegenheiten des Reichs ent-

zogen. Das Volk der römischen Stadt, des Kaisers und seines Hofes beraubt, mußte sich daran gewöhnen, daß es nicht mehr gelte, als die Bevölkerung jeder anderen größeren Stadt des Reichs. Italien verlor mit der Freiheit von der Grund- und Kopfsteuer seinen wichtigsten Vorzug vor den anderen Provinzen. Alle Unterschiede wurden möglichst beseitigt, das Andenken der Vorzeit verwischt, eine völlig neue Ordnung sollte beginnen. Um die innere Verwaltung der Länder leichter zu beaufsichtigen, die Grenzen besser gegen die Angriffe der Feinde zu vertheidigen, schied Diocletian die Regierung der westlichen Theile des Reichs von der der östlichen und übergab jene seinem Waffengenossen Maximian, der seinen Sitz zu Mailand nahm. Diocletian und Maximian führten den Titel Augustus, neben ihnen wurden für das Morgenland und Abendland noch zwei besondere Cäsaren ernannt, Gehülfen des Reichs, vornehmlich für die Anführung der Heere und zugleich zu Nachfolgern der Oberherrscher ersehen; denn für immer sollte das Kaiserthum der Wahl der Legionen entzogen werden. Wenn hierdurch eine gewisse Spaltung in dem Reiche eintrat, so wurde das Ganze enger doch wieder dadurch verbunden, daß die letzte entscheidende Gewalt in der Hand des älteren Augustus ruhte, daß die Gesetzgebung und Verwaltung in allen Theilen des Reichs dieselben, die hohen Staats- und Hofämter dem Ganzen gemeinschaftlich waren.

Die späteren Jahrhunderte haben auf dem Grunde fortgebaut, den Diocletian gelegt hatte; nur jene Theilung der Regierung erwies sich sofort als nachtheilig und drohte alsbald das Reich für immer zu zerreißen.

Lange bekämpften sich, als Diocletian freiwillig der Gewalt entsagt hatte, die vielen Augusten und Cäsaren untereinander, bis es endlich Constantin dem Großen gelang, alle seine Widersacher zu beseitigen und sich allein an die Spitze des weiten Reichs zu stellen. 324.

Was Diocletian begonnen hatte, vollendete Constantin. Auch er theilte das Reich; in vier Statthalterschaften zerfiel es fortan, an deren Spitze er seine Präfecten stellte. Aber diese erhielten nur die bürgerliche Verwaltung und das Gerichtswesen; die Kriegsmacht wurde, damit ihre Gewalt nicht zu sehr anwachse, ihnen gänzlich entzogen und unter besondere Befehlshaber gestellt. Jede Statthalterschaft war dann in mehrere Diöcesen getheilt, diese wiederum in Provinzen und diese endlich in Stadtgebiete. Ueberall Theilung der Gewalt; Einheit derselben nur im Kaiser. Auf den Städten, als den Grundsteinen des Staats-

gebäudes, das sich von ihnen pyramidalisch bis zu der höchsten Spitze der kaiserlichen Gewalt erhob, ruhte mit erdrückender Schwere die ganze furchtbare Last desselben, und vernichtet sank bald ihr Wohlstand und damit der letzte Rest selbstständig politischen Lebens im Römerreiche dahin. Die Städte mußten den Hof, die Beamten, das Heer und sich selbst erhalten; auf ihnen ruhten die Steuern, und es galt schon damals als die höchste Regierungskunst, die Steuern so hoch wie möglich zu schrauben und auf das Schonungsloseste beizutreiben. Denn immer neuer und immer höherer Summen bedurfte es, um die Habgier der zahllosen Beamten zu befriedigen, um den Glanz des Hofes zu erhalten und jene imponirende Truppenmacht zu ernähren, die den Frieden im Innern und die Ruhe an den Grenzen sicherte.

Eine übergroße Zahl von Hof-, Militair- und Civilbeamten erforderte die neue Ordnung des Staats, mit ängstlicher Sorgfalt waren die Verhältnisse derselben geordnet, ihre Gehalte, Privilegien, Titel und Abzeichen bestimmt. Es bildete sich eine große Beamtenaristocratie aus, die sich erblich in dem Besitz ihrer Einkünfte und Würden zu befestigen suchte, wenngleich die Ernennung zu den einzelnen Aemtern dem Kaiser vorbehalten blieb. Bald wurde der Rang der höheren Beamten auch Personen, ohne daß sie wirklich im Staatsdienst gestanden hatten, durch Ehrendiplom ertheilt; es erhob sich neben dem Verdienst- ein Briefadel, beide ihren Glanz von dem Abglanz des Thrones empfangend.

Zum Sitz des neuen Kaiserreichs machte Constantin das alte Byzanz, das er mit großer Pracht herstellte und Neu-Rom nannte, das später aber von ihm den Namen Constantinopel erhielt; er umgab sich hier mit einem Senat, der aber wie der des alten Rom nur selten und in untergeordneten Staatsangelegenheiten zu Rathe gezogen wurde und fast allein die Bedeutung eines Stadtraths hatte. Wichtiger war das Consistorium, der Staatsrath des Kaisers, in dem vornehmlich die ersten Hofbeamten, der Oberkammerherr, der Reichskanzler, der Staatssecretair, der Minister des öffentlichen Schatzes, der Verwalter des kaiserlichen Privatvermögens und die Befehlshaber der kaiserlichen Leibtruppen neben den Staatsräthen ihren Sitz hatten. Noch gab es Consuln, Prätoren und Quästoren, kostspielige Ehrenämter, aber ohne Bedeutung für den Staat. Neben dem Gestirn des neuen Roms erblich der Glanz der alten Weltstadt mehr und mehr, und ihre alten Würden und Ehren wurden leere Schattenbilder ohne alle Kraft und Wesenheit.

So war denn das Ziel erreicht, wonach so lange die römischen

Herrscher gestrebt hatten und wohin die Entwickelung der Dinge selbst zu drängen schien. Eine Despotie war errichtet, wie sie Europa noch nie gekannt hatte, die römische Welt lag geknechtet zu den Füßen des Kaisers, und der Zwang seiner Herrschaft war unwiderstehlich, so weit sein Reich sich erstreckte. Unleugbar ist es, daß durch die Strenge despotischer Gesetze Ruhe, Ordnung und Sicherheit in die römischen Länder zurückkehrte, wie es sogar als Nothwendigkeit erscheinen kann, daß mit den eisernen Banden der Furcht und des Schreckens dieser Staat umschlossen werden mußte, wenn er selbst erhalten werden sollte und mit ihm alle die Güter, die er überkommen und die er, ob er sie selbst kaum in ihrem Werthe erkannte, doch der Zukunft zu sichern Pflicht und Beruf hatte, und zwar nicht nur die schönsten und erhabensten Erzeugnisse alter Kunst und Wissenschaft, sondern überhaupt Alles, was nur der menschliche Geist bisher in allen Gebieten des Lebens Großes erfunden und entdeckt hatte, die ganze Summe der Vergangenheit, der Entwickelung des Menschengeschlechts. Nothwendig mag deshalb diese Despotie erscheinen, aber das Verderben war darum nicht minder in ihrem Gefolge für alle die Völker, welche sie zunächst betraf. Unter dem Druck eines prunksüchtigen, unersättlichen Hofs, eines unzähligen Beamtenstandes, der durch den Schutz kaiserlicher Allmacht unantastbar war, eines gewaltigen Heeres, das nicht für das Vaterland, sondern für Geld und Gut sein Blut vergoß, sank in kurzer Frist der Wohlstand des Reichs und die blühendsten Provinzen wurden zu Einöden. Als die Freiheit erstarb, drängte sich der Egoismus überall an die Stelle der Tugend. Der grade Mann bog den Rücken, der Mund der Wahrheit bequemte sich zur Schmeichelei und Lüge, einst tapfere und thatkräftige Geschlechter versanken völlig in Lüste und Feigheit. Bald war es nicht mehr möglich, aus römischen Bürgern — und römische Bürger waren längst alle freigeborenen Einwohner des Reichs — ein Heer zusammenzubringen, was dem Feinde Stand hielt, und Barbaren schlugen die Schlachten der Kaiser. Nur in Lustbarkeiten und Sinnengenuß lebte das feile, feige und faule Geschlecht.

Die alte Welt erstarb in Knechtschaft, neue Mächte mußten die Freiheit der Menschheit zurückgeben und eine neue Zeit gebären.

5.

Verbreitung des Christenthums unter Römern und Gothen.

Oft scheint es, als ob die Dinge dieser Welt in einem ewigen Wechsel kreisten und mit dem Umlauf der Zeiten wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehrten. Irrig aber wäre es, zu glauben, daß die Geschichte in der Monarchie Constantins nach vielen Jahrhunderten doch endlich völlig zu den Formen staatlichen Lebens zurückgeführt hätte, die sich einst in den großen Despotien des Orients ausbildeten. Wie viel fehlte daran! Die Begriffe von Staat, Recht und Gesetz, welche bessere Zeiten scharf ausgeprägt hatten, konnten nicht mehr untergehen, bewahrte doch Constantins Reich selbst den Namen der Republik, und wurde doch, gerade als die freien, den Einzelnen schützenden Institutionen des öffentlichen Lebens dahinsanken, das Privatrecht mit desto gewissenhafterer Sorgfalt gepflegt und gefördert. Und mehr als Alles das: zu derselben Zeit, wo Constantin jede selbstständige Macht im Reiche niedergeworfen zu haben wähnte, erhob er selbst, indem er das Christenthum zur bevorzugten Religion in seinem Staate machte, in der christlichen Kirche eine neue Gewalt von damals noch ungeahnter Stärke, welche der Willkühr der Herrscher nicht allein eine Schranke setzte, sondern dem Staate dereinst selbst Gefahr bringen sollte.

Mit großer Schnelligkeit, getragen von seiner inneren göttlichen Kraft und gefördert durch die enge Verbindung des Reichs, hatte das Christenthum von Judäa aus sich über die ganze römische Welt verbreitet. War gleich die Zahl seiner Bekenner während des ersten Jahrhunderts noch nicht übergroß, so fanden doch die tiefsten und edelsten Gemüther, sobald Gott ihr Herz dem Glauben erschlossen hatte, in demselben einen Frieden, den ihnen die Welt — und zumal jene Welt — nicht geben und auch mit ihrem Hohn und Spott, ja selbst durch die grausamsten Verfolgungen nicht rauben konnte. Die Schaar der Gläubigen wuchs mehr und mehr und erregte schon im zweiten Jahrhundert so sehr die Besorgniß der Kaiser und der heidnischen Massen, daß über das ganze Reich hin die äußersten Gewaltmaßregeln gegen die Christen ergriffen wurden; aber das Blut der Märtyrer, das den Glauben ersticken sollte, wurde zum befruchtenden Thau, unter dem die Saat des Evangeliums nur desto kräftiger und dichter aufschoß.

Das Christenthum macht alle seine Bekenner zu Gliedern einer einzigen großen Liebesgemeinschaft, der Kirche, in der sich schon sichtlich hier auf Erden das Reich Gottes darstellt und die aller Orten wieder die Gläubigen zu engerer Vereinigung in besonderen Gemeinden sammelt, auf daß sie gemeinsam in Werken des Glaubens, der Liebe und Andacht dem Herrn dienen. Nach dem Vorbilde der jüdischen Synagogen, die bereits weit über das römische Reich zerstreut waren, bildeten die ersten christlichen Gemeinden ihre Verfassung und ihre äußeren Ordnungen aus, doch galten alle ihre Mitglieder im Anfange als gleichberechtigte Brüder, von denen jeder seiner Gemeine mit der Gabe, die ihm der Herr verliehen, williglich diente, auch gab es längere Zeit kein äußeres Band, welches die einzelnen Gemeinden verknüpfte, obschon sie alle durch den gleichen Glauben und die gleiche Liebe zum Herrn in der innigsten Eintracht standen. Bald traten jedoch Unterscheidungen mannigfacher Art, sowohl in den Gemeinden, wie an den Gemeinden selbst hervor.

In den Gemeinden erhob sich, vornehmlich in Folge alttestamentlicher Begriffe und Vorstellungen, ein besonderer geistlicher Stand, der Klerus, der die Regierung der Gemeinde mehr und mehr an sich zog und sich namentlich in den ausschließlichen Besitz der Lehre und der Leitung des Gottesdienstes setzte. Wie der Klerus sich von den Laien trennte, so spaltete er selbst bald wieder sich in eine vielgliederige Hierarchie, an deren Spitze die Bischöfe standen. In gleicher Weise fing man an, die Gemeinden selbst zu ordnen und zu unterscheiden. Die Landgemeinden traten hinter den Stadtgemeinden zurück, diese hinter den großen Muttergemeinden, die in den Hauptstädten der Provinzen ihren Sitz hatten. Der Bischof der Hauptstadt, der Metropolit, erhob sich an Macht und Ansehn über die anderen Bischöfe der Provinz; unter seinem Vorsitz traten die Bischöfe zu Provinzialsynoden zusammen, um die allgemeinen Angelegenheiten ihrer Kirchen zu berathen. Unter den Metropoliten gewannen aber schon im dritten Jahrhundert ein besonderes Ansehen die Bischöfe von Antiochia, Alexandria und Rom, zu deren Range sich auch die von Constantinopel und Jerusalem in der Folge zu erheben wußten. Diese Bischöfe, deren bevorzugte Stellung theils auf ihren ausgedehnten Provinzen, indem sich selbst andere Metropoliten ihnen untergeordnet hatten, theils auf dem Alter ihrer Kirchen beruhten, nahmen dann allein den Ehrennamen der Patriarchen in Anspruch, den früher alle Bischöfe führten, und unter ihnen gewann durch besondere Gunst der Umstände der Bischof von Rom die größte und allgemeinste Anerkennung, weil er einmal im ganzen Westen ohne Nebenbuhler

dastand und überdies seine Kirche nach dem allgemeinen Glauben vom Apostelfürsten Petrus selbst begründet war.

So hatte die christliche Kirche durch sich selbst eine geordnete Gestalt gewonnen, die ihr einen festen Bestand zu sichern schien und ihr die Erreichung ihrer ewigen und ihrer irdischen Zwecke erleichterte. Solche bestimmte Ordnungen schienen aber schon deshalb nothwendig, weil trotz aller Verfolgungen die Zahl der Christen in unaufhörlichem Anwachs begriffen war. Die Noth lehrt beten; als daher in den Zeiten der entsetzlichsten Bedrängniß die alten Götter taub gegen die Bitten der Gläubigen blieben, erstarb der Glaube an ihre Macht, und die schuldbelasteten Seelen und die geängsteten Gewissen wandten sich den christlichen Gemeinden zu, wo sie die Kraft des Gebets wiederfanden und der Erhörung desselben durch den Vater im Himmel gewiß wurden.

Noch Diocletian hatte in den christlichen Gemeinden gefährliche politische Verbindungen gesehen und sie deshalb auf die grausamste Weise verfolgt. Constantin blickte tiefer und erkannte, daß das Christenthum für die Welt unüberwindlich, in und mit ihm aber der Sieg auch über die Welt gegeben sei, so daß der Staat, im Kampfe mit ihm stets gefährdet, aus dem Bunde mit ihm eine neue, unwiderstehliche Kraft empfangen würde. Deshalb erklärte er sich offen für den Christenglauben, begünstigte die Bischöfe auf alle Weise und bereicherte die Kirchen. Seine neue Hauptstadt sollte nach seinem Willen eine Christenstadt durch und durch gleich von ihren Anfängen sein, der Uebertritt zum Christenthum, früher mit den härtesten Strafen bedroht, wurde nun ein dem Herrscher wohlgefälliges Werk, und gegen das Ende seines Lebens empfing Constantin selbst noch die Taufe.

Bei großer Einbuße an innerer Kraft und wahrem Glaubensleben erwuchs der Kirche aus dieser nahen Verbindung mit dem Staate der Vortheil, daß sie bei einer großen drohenden Spaltung sich fester und enger zusammenschließen konnte. Schon hatten sich nehmlich bedeutende Männer im Morgen- wie im Abendlande bestrebt, die großen Glaubenslehren des Christenthums nicht allein mit dem Herzen aufzufassen, sondern auch geistig zu durchdringen und zu verknüpfen, eine theologische Wissenschaft hatte sich gebildet; mit ihr aber drohten alsbald dogmatische Streitigkeiten die innere und äußere Einheit der Kirche für immer zu spalten. Die Lehre des Arius, daß Christus göttlich, aber nicht Gott, nicht gottgleichen, sondern gottähnlichen Wesens sei, bewegte zu jener Zeit die ganze Christenheit, erhitzte die Gemüther der Gläubigen gegeneinander, und einer großen Trennung schien kaum noch

vorzubeugen. Da berief Constantin das erste allgemeine Concil nach Nicäa, eine Reichssynode nach dem Muster der früheren Provinzialsynoden; hier wurde die Lehre des Arius von den versammelten Bischöfen verurtheilt und die wahre Lehre der Kirche in einem Glaubensbekenntniß festgestellt. Dem Beschlusse der Bischöfe gebot der Kaiser sich unbedingt zu fügen und sicherte so die Einheit der Kirche und ihrer Lehre. 325.

Aber bei weitem größer als der Gewinn, den die Kirche aus ihrer Vereinigung mit dem Staate zog, waren offenbar die Vortheile, die dieser durch die Verbindung gewann. Eine Religion, welche gebietet: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist!" und „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat!" welche ihre Bekenner anweist, Zoll zu geben, wem Zoll gebührt, Furcht, dem Furcht gebührt, Ehre, dem Ehre gebührt, welche es zur Pflicht macht, nicht allein dem gütigen und gelinden Herrn, sondern auch dem wunderlichen Herrn gehorsam zu sein und in diesem Gehorsam ein Gott besonders wohlgefälliges Werk sieht, wie sie denn hoch die Tugenden des Duldens und der Ergebung erhebt, welche endlich das unbefriedigte Herz des Menschen nicht auf ein irdisches Glück, sondern auf die bessere, jenseitige Welt verweist — eine solche Religion verhieß jenem Staate, den Constantin begründete, eine festere Grundlage zu geben, als sie die am feinsten berechnende Staatsklugheit nur gewähren konnte.

Und doch fand gerade in dieser Religion und in der christlichen Kirche die neubegründete Despotie die bestimmteste Grenze ihrer Gewalt und stieß hier auf eine undurchbrechbare Schranke. War es schon nicht ganz ohne Bedeutung, daß die kirchliche Verfassung selbst noch in manchen Beziehungen eine freie Bethätigung der Gemeinden zuließ und so die aus dem Staate verjagte Freiheit sich gleichsam in die Kirche flüchtete, daß ferner die Herrscher selbst in der Gemeinde sich als Brüder den Brüdern gleichstellen und sich als Laien den Geboten des Klerus unterordnen mußten, so war doch dies noch bei weitem wichtiger, daß in der Kirche eine Macht festen Bestand erhielt, die ob in der Welt stehend doch sich in ihrem Ursprunge, ihren Zwecken und ihrem Endziel unmittelbar mit dem Ueberirdischen und Ewigen verknüpft, die deshalb von keiner menschlichen Gewalt in ihrem innersten Wesen anzutasten ist, zumal sie die Verheißung hat, daß sie die Welt doch endlich überwinden muß. Und diese Macht hatte in den Bischöfen Vertreter, die in dem Vollgefühl unbesieglicher Gotteskraft furchtlos die Herrscher darauf hinwiesen, daß es eine äußerste

Grenze der Gewalt auch für die Obrigkeit gebe und jenseits derselben das Gebot für die Christen stehe: man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen.

Auch nach Constantin hat das Heidenthum noch einmal die christliche Kirche zu verdrängen gesucht, der alte Zwiespalt über die Lehre brach wiederum aus, und der neugeschlossene Bund zwischen Kirche und Staat drohte sich wieder zu lösen, bis endlich Theodosius durch kaiserliches Edict den Götzendienst völlig verbot, den Arianismus als 380. ketzerische Lehre im Römerreich ausrottete und das Nicänische katholische Glaubensbekenntniß zur unbestrittenen Geltung brachte. Seitdem war das römische Reich ein christlicher Staat, und die einige katholische Kirche wurde Staatskirche. Wie wenig aber die Bischöfe derselben sich willenlos dem Kaiser zu beugen gedachten, erfuhr Theodosius an sich selbst. Wegen der Grausamkeiten, die der Kaiser bei der Bestrafung des aufständigen Thessalonich geübt hatte, schloß ihn der Bischof Ambrosius von Mailand vor der Kirchenthür aus, rief ihm das Wort entgegen: „Du hast wie David gefehlt, nun thue auch Buße wie David!" und nahm ihn erst nach achtmonatlichen schweren Bußübungen wieder in die Gemeinschaft der Kirche auf. Ueberall zeigte sich schon der Einfluß der Kirche in der Gesetzgebung des Staats, die unsittlichen Schauspiele wurden aufgehoben oder beschränkt, das Loos der Sklaven und Gefangenen gemildert, das so lange unterdrückte weibliche Geschlecht erlangte höhere Geltung, die Wittwen und Waisen gewannen den Schutz des Staates, Kirche und Staat beherrschten mit und neben einander das Leben der Menschen, und auf ihrem Verhältniß zu einander beruhte fortan jede wichtige Entwickelung des staatlichen Lebens. Zu einer schrankenlosen Gewalt konnte der Staat neben der Kirche nicht mehr gelangen, und noch viel weniger war es diesem möglich, die Macht der Kirche über die Seelen zu schwächen oder gar zu vernichten.

Es war die Frage, ob es diesem neubegründeten und mit der christlichen Kirche schon nahe verbündeten Reiche nicht gelingen konnte, der Germanen völlig Herr zu werden und sie sich dauernd zu unterwerfen. Leicht war dies wahrlich nicht zu hoffen, da die Germanen schon die Waffen des Reichs fast allein in Händen hatten und mit ihnen selbst in den wichtigsten inneren Fragen die Entscheidung herbeiführten. Alamannische Söldner waren es, die Constantin zuerst zum Kaiser ausriefen; mit Legionen, die er in Gallien und Britannien zum großen Theil aus Germanen gebildet hätte, überwand er seine Widersacher und stieg zur Alleinherrschaft auf; an sei-

nem Hofe zu Constantinopel bildeten sich die Franken zu einer wichtigen Partei aus, und er war der Erste, der selbst die Ehren des römischen Consulats Franken ertheilte; mit den Gothen führte er dann wohl Krieg, aber sobald sie sich erboten, ihm gegen Sold, so oft er es verlangte, ein Hülfsheer von 40,000 Mann zu stellen, machte er mit ihnen Friede und Bündniß; auch in den Thronstreitigkeiten seiner Nachfolger lag die Hauptentscheidung stets bei den Germanen. Mochte man dann auch einzelne germanische Häuptlinge mit empörender Grausamkeit bekämpfen und ihre Schaaren vernichten, den Schrecken, wie man sich ausdrückte, als Grenzhüter setzen, mochte selbst der tapfere Julian noch einmal siegreich in die deutschen Länder eindringen, seine Siege fruchteten wenig für die Dauer, und der Schrecken war nicht, wie man wähnte, eine unübersteigliche Mauer; zu gut kannten die Germanen schon, worin die Schwäche des Reichs und worin ihre Stärke bestand. Schon bald nach Julians Tode hatte Valentinian unaufhörlich an den Grenzen zu kämpfen, er wußte Gallien vor den Alamannen nur zu schützen, indem er die Franken gegen sie führte und einen ihrer Häuptlinge zum Befehlshaber der römischen Truppen am Mittelrhein einsetzte; und zu derselben Zeit vermochte sein Bruder Valens, der als Mitkaiser im Osten regierte, schon nicht mehr, die Westgothen von dem Gebiet des Reichs fern zu halten. Wie hätten die Römer da noch stolze Siegeshoffnungen hegen können!

Wie aber? Mußte die weltüberwindende Kraft des neuen Glaubens den alten Kampf, der schon ein halbes Jahrtausend die Geschichte erfüllte, nicht endlich doch für die Römer günstig entscheiden? Ja, hätte der blutige Hader der widerstrebenden Nationalitäten zuletzt wirklich in einem Krieg zwischen Christenthum und Heidenthum geendet, dann wäre der letzte Ausgang unzweifelhaft siegreich für Rom gewesen, aber ein solcher Glaubenskrieg war es schon damals mit nichten. Denn bereits fand das Christenthum nicht nur bei einzelnen Deutschen Eingang, sondern das große Volk der Gothen wandte sich in der Mehrzahl ihm zu; noch ehe zu Rom die christliche Kirche vom Staate anerkannt wurde, war der Glaube an Christus schon bei dem damals mächtigsten deutschen Stamme zu voller Herrschaft gelangt.

In dichten, von keiner Art berührten Wäldern, bei frischsprudelnden Quellen und auf freien Bergeshöhen, nicht in Tempeln von Menschenhänden gebaut und vor steinernen Bildern, sondern im Heiligthume der Natur, das sich die Gottheit selbst geweiht, hatten die Deutschen bisher ihre Götter angerufen und ihnen Sühn- und Dankopfer dargebracht, doch war ihre Religion kein dumpfer Naturdienst, sondern

sie erkannten über sich freiwaltende geistige Gewalten, denen ihre Einbildungskraft Wesenheit, Gestalt und Bildung lieh. Wodan, Thor und Zio, Hulda, Freia und Hellia, die ganze Schaar der Riesen, Elfen und Nixen, sie alle wirkten in den Elementen und Naturkräften, aber sie walteten nicht minder über Krieg und Frieden, in deren Wechsel und Gegensatz ja fast das ganze äußere und innere Leben der Deutschen sich darstellte. In tiefsinniger Weise deutete der alte Glaube dann weiter über dieses zeitige Leben auf eine andere, höhere Ordnung der Dinge hin: nicht nur, daß unseren Urvätern nach diesem Leben ein anderes lag, wo die ruhmvoll im Kampfe Gefallenen Wodan in Walhalla aufnahm, die andern aber die strenge Hellia in ihrer finstern Behausung verschloß, sie glaubten auch an eine Endzeit, wo durch einen großen Brand dieser Himmel und diese Erde, diese Götter und diese Menschen untergehen würden.

Nicht allmählich ist der alte Glaube der Germanen erstorben, wie es bei den Griechen und Römern der Fall war, nicht glaubenslos waren sie, als das Evangelium zu ihren Ohren und in ihre Herzen drang, schnell und gleichwie durch besondere Fügung trat die neue Liebe an die Stelle der alten; sie wurden bekehrt, wie einst Paulus bekehrt wurde. Und was zog die Deutschen so schnell und gewaltig zu der neuen Lehre hin und fesselte sie an dieselbe mit so unwiderstehlicher Macht? Man hat wohl darauf besonders Gewicht gelegt, daß der alte Glaube schon zwar dunkel, aber doch in mannigfacher Weise auf die dem Christenthum eigenthümlichen Lehren hindeute, so daß er hier erst gewissermaßen seine Erklärung und Erfüllung finde, so habe sich, meint man, ein naturgemäßer und leichter Uebergang bei den Germanen vom Heidenthum zum Christenthum gebildet; aber sehr viel wirksamer war doch ohne Zweifel, daß alle jene tiefsten und eigensten Lehren des neuen Glaubens von Christus als dem Erlöser der Welt, von der Freiheit, die durch ihn den Kindern Gottes bereitet ist, von dem unmittelbar persönlichen Verhältniß der Menschen zu ihrem himmlischen Vater, wie zu dem Heiland, von der brüderlichen Gemeinschaft der Christen, in der aus freier Liebe einer dem andern helfen und beistehen soll — daß alle diese Lehren mit dem natürlichen Freiheitssinn der Germanen, mit ihrer angeborenen Neigung, in den höchsten wie in den kleinsten Dingen überall ein unmittelbares persönliches Verhältniß festzuhalten, kurz mit ihrem ganzen Wesen im innersten Einklang standen, so daß Alles, was bisher nur als dunkele Ahnung in ihrem Bewußtsein geschlummert hatte, durch das Evangelium erst licht und klar wurde. Und dann ist das Christenthum eine Religion

des Kampfes: Christus führt die Seinigen in den Krieg gegen die Welt und ihre Sünde, aber er unterstützt sie auch mit liebreicher Huld im heißen Streite und verheißt ihnen nach dem Siege den sicheren Lohn. Und so als Kriegsfürsten stellten sich die Germanen den Heiland am liebsten vor, sie sahen sich als Dienstmannen seines Heeres an, ihr Verhältniß zu ihm als das der unverbrüchlichen Diensttreue, als das innigste und festeste Abhängigkeitsverhältniß, das sie überhaupt kannten.

Während die römische Welt auf die Feststellung und Bewahrung des reinen Lehrbegriffs, auf die Ordnung der Kirche und des Gottesdienstes, auf die Stellung der Kirche zum Staat und andere mehr äußerliche Dinge ein besonderes Gewicht legte, erfaßten die Germanen das Christenthum vor Allem innerlich mit dem Gemüthe und suchten nichts brünstiger, als sich im Glauben der Person des Erlösers zu vergewissern und sich in Treue mit ihm auf das Engste zu verbinden. Deshalb schlossen sie sich auch wohl zuerst der wenn nicht richtigeren, doch leichter faßbaren Lehre des Arius von der Person Christi an, weil in ihr der Heiland ihnen menschlich näher trat und von der Einbildungskraft sicherer festgehalten werden konnte. Wie sie denn überhaupt den ganzen Gehalt christlichen und kirchlichen Lebens ihrer Denk- und Sprachweise möglichst nahe zu bringen suchten, so drang auch erst in ihrer eigenen Sprache das Wort Christi mit seiner ganzen Schwere und seiner ganzen Liebesfülle an ihr Herz, und das deutsche Evangelium war von Anfang an ihr Verlangen. Das erste deutsche Buch überhaupt, von dem wir wissen und das uns mindestens noch theilweise erhalten, ist die Bibelübersetzung des gothischen Bischofs Vulfila.

Nur sehr allmählich im Laufe mehrerer Jahrhunderte verbreitete sich das Christenthum zu allen deutschen Stämmen. Die Gothen waren es, die hier den anderen Völkern voranschritten; wie sie es zu derselben Zeit auch waren, die zuerst den Versuch machten, auf breiter Grundlage einen großen staatlichen Verband herzustellen, ein Völkerreich neben dem römischen zu errichten. Sie waren der lebhafteste und unternehmendste von allen deutschen Stämmen, eben so beflissen, als fähig, fremde Güter, sobald sie dieselben nur als Güter erkannt hatten, bei und in sich aufzunehmen; wie sie zu siegen wußten, so wußten sie auch mit edler Milde der Besiegten zu schonen und gerecht über Unterworfene zu herrschen. Ein solches Volk schien werth, zu gebieten; und daß sie schon von Alters her unter erblichen Königen gestanden und Gehorsam gegen Königsgebot gelernt hatten, auch das mußte ihnen den Weg zur Herrschaft über andere Völker erleichtern.

275. So gründeten sie denn, als Kaiser Aurelian Dacien aufgegeben und sie das Land besetzt hatten, von der untern Donau aus im östlichen Europa ein weitausgedehntes stattliches Reich.

Von der Theiß bis zu dem schwarzen Meere und zu den Mündungen des Don, von den Donauufern und den Karpathen bis zu dem Gestade der Ostsee erkannten zahlreiche Volksstämme ihre Herrschaft an, wie Alanen, Bastarnen, Vandalen, Gepiden, Heruler, Rugier und Skiren, dann römische Colonisten in Dacien, endlich im Osten und Norden Slaven, Lithauer und finnische Stämme. Bunt genug waren die Elemente des Reichs zusammengewürfelt; wie die Herrschaft über sie geübt wurde, wissen wir nicht, aber die Zeichen geistiger Bildung und eine gewisse Kultur fehlten dem Reiche nicht. Am schwarzen Meere gab es Städte aus alter Zeit, sie erholten sich unter den Gothen nach langem Verfall; die Aecker in Dacien wurden besser bebaut, als vordem; eigenthümliche Schriftzeichen und eine Schriftsprache bildeten die Gothen aus, und gesetzliche Vorschriften zeichneten sie in ihren „Bilageineis" auf. So hat es eine Zeit gegeben, wo im Südosten Europas an den Mündungen der Donau und am schwarzen Meere ein deutsches Volk unter königlicher Herrschaft ein Reich gründete, an das sich große Hoffnungen knüpften. Wäre die Kraft des gothischen Stammes hier unzersplittert und unerschüttert geblieben, wie anders würden sich die Schicksale nicht nur des deutschen Volks, sondern ganz Europas gestaltet haben! Aber eine so außerordentlich merkwürdige Erscheinung dieses Gothenreich war, ebenso vorübergehend war sie und gewann kaum eine andere Bedeutung, als den Deutschen zu zeigen, daß auch in ihnen die Kraft lebe, Staaten zu gründen und durch sie auf die Gestaltung der Welt einen nachhaltigen Einfluß zu üben. Doch welcher Gewinn war es nicht schon, daß es den Geistern einmal aufging, daß es noch ein anderes Reich geben könne, als dieses Kaiserreich Roms, und eine andere Kirche, als die, welche sich die allgemeine nannte und mit der Herrschaft der Kaiser im innigsten Bunde stand!

6.

Zerstörung des abendländischen Reichs durch die deutschen Völker.

Die Römer erzählten, als einst Troja, das sie für ihre Vaterstadt hielten, in die Gewalt der Griechen fiel und in Staub und Asche

sank, da habe sich vor Aeneas, ihrem großen Ahnherrn, plötzlich die Wolke getheilt, die sonst die Blicke der Sterblichen umdunkelt und ihnen die Geheimnisse der Götter verhüllt, und Aeneas habe gesehen, wie nicht sterbliche Menschen Troja zerstörten, sondern die unsterblichen Götter selbst, wie Neptun mit seinem Dreizack die Grundfesten der Mauern erschüttere, Jupiter und Juno die Feinde zu den Waffen riefen und in den Kampf führten und Minerva auf der Höhe der Burg im Waffenglanz streite; also sei Trojas Feste und seine weite Herrschaft gefallen durch die Götter, in deren Hand die Menschen nur als willenlose Werkzeuge dienten. In Trojas Untergang haben die Römer das Schicksal ihrer eigenen Stadt prophetisch vorhergesehen. Die Germanen zerstörten Rom und das abendländische Reich, nicht weil sie wollten, sondern weil sie mußten. Eine unabweisbare Nothwendigkeit trieb sie blind in den letzten entscheidenden Kampf gegen die Weltstadt und ihre Herrschaft im Abendlande, gedrängt drangen sie vor und stürmten gegen die römische Welt an, bis sie erlag. Die Zerstörung der römischen Herrschaft im Abendlande ist die größte und folgenreichste That der Deutschen in der Geschichte, die einzige zugleich, an der fast alle Stämme ihren Antheil haben; aber nicht einem planmäßigen und mit Bewußtsein geleiteten Angriff, nicht der vereinten Kraft und dem gemeinsamen Entschluß der Deutschen erlag Rom, sondern einer höheren Macht, der die Menschen unbewußt dienten.

Als im Jahre 374 zahllose Schwärme der Hunnen, eines mongolischen Volksstammes, der in Europa eingebrochen war, über den Don gingen, hielt das gothische Reich, wenig innerlich und äußerlich befestigt, wie es noch war, dem gewaltigen Stoß jener kriegerischen, nomadisirenden Horden nicht lange Stand. Nach mehreren Kämpfen beugten sich die Ostgothen und die meisten ihnen unterworfenen Stämme den Mongolen; die Westgothen dagegen, die früher schon von den anderen gothischen Stämmen in einer gewissen Sonderung standen und die es hauptsächlich waren, die das Christenthum angenommen hatten, verließen ihre Sitze, gingen über die Donau und fanden Aufnahme im römischen Reiche. 200,000 streitbare Männer wurden mit ihren Weibern und Kindern vom Kaiser Valens in den Gegenden zwischen der unteren Donau und dem Hellespont angesiedelt, nachdem ein Vertrag mit ihnen geschlossen war, an den die römischen Beamten sich indessen bald nicht mehr banden. Die Gothen nicht wie freie Männer, sondern wie elende Knechte von diesen Beamten behandelt, griffen sofort zu den Waffen, begannen ihre alten Raubzüge wieder und vernichteten bei Adrianopel das Heer des Kaisers.

374.

378.

Er selbst wurde nach der Schlacht nicht mehr gesehen, und Theodosius übernahm die Herrschaft über das morgenländische Reich; diesem gelang es, mit den Gothen, wie mit den Hunnen, die jene im Kampf gegen Constantinopel unterstützt hatten, Verträge zu schließen, nach denen nicht nur das ganze Land zwischen der Donau und dem Hämus, sondern überdies große Landstrecken in Thracien und Klein-Asien den gothischen Eindringlingen eingeräumt wurden. Bald fingen die Gothen an, auf den Hof des Kaisers selbst den mächtigsten Einfluß zu üben; das gothische Kleid verdrängte dort die Toga des Römers; Gothen waren die vertrautesten Genossen des Kaisers und Stilicho, ein Vandale, dessen erster Minister, dem er seine eigene Nichte vermählte; verzieh doch der strenggläubige Kaiser den Gothen sogar die Hartnäckigkeit, mit der sie an ihrem arianischen Irrthum hielten. Indessen war das abendländische Reich fast herrenlos und in der größten Verwirrung, die der Franke Arbogast zu benutzen gedachte, um alle Gewalt im Westen an sich zu reißen. Da erhob sich gegen ihn Theodosius, besiegte ihn mit einem gothischen Heere in der blutigen Schlacht bei Aquileja und gewann so zum letzten Male die Alleinherrschaft über das ganze römische Gebiet.

395. Wenige Monate nachher starb Theodosius, nachdem er zuvor das Reich zwischen seine Söhne Arcadius und Honorius getheilt hatte. Denn schon schien es fast unmöglich, die Einheit festzuhalten, nachdem in Sitte und Sprache sich ein durchgreifender Unterschied zwischen den griechischen und lateinischen Ländern ausgebildet hatte und selbst die Lehre und Verfassung der abendländischen und morgenländischen Kirche mehr und mehr auseinander gingen; auch machten die bedrohlichen Angriffe auf die Grenzen des Reichs im Osten und Westen zugleich eine durchgreifende Theilung der Kräfte des Reichs nöthig. Arcadius erhielt das Morgenland, das man für den besseren und gesicherteren Antheil hielt, Honorius, der noch im Knabenalter stand, das Abendland, das der Vandale Stilicho für ihn verwalten sollte. Durch Arcadius in ihrem Rechte verletzt, griffen alsbald die Westgothen zu den Waffen und erhoben einen Jüngling, der sich als der unternehmendste Geist und der tapferste Streiter unter ihnen hervorgethan hatte, als König auf den Schild. Es war Alarich aus dem edlen Geschlechte der Balten, eben damals auf einer Insel in den Donaumündungen geboren, als das Volk seine Sitze in Dacien verließ. Siegreich durchzog Alarich mit seinen Gothen Thracien und Macedonien; doch als kurze Zeit darauf zwischen den Höfen zu Constantinopel und Rom Eifersucht und Zwistigkeiten ausbrachen, wurde er von Arcadius zum Befehlshaber der römischen Truppen im östlichen Illyrien ernannt und

damit die Grenzprovinz gegen das Abendland in seine Hand gegeben. Man hoffte hierdurch in Constantinopel sowohl für sich selbst Ruhe zu gewinnen, wie zugleich den Ungestüm des jungen Kriegsfürsten gegen das Abendland zu richten, das man geflissentlich von allen Seiten in Bedrängniß versetzte. Alarich ruhte nicht lange; der Aufforderung seines Kaisers gehorchend, fiel er in Italien ein, doch Stilicho wußte mit schwachen Streitkräften, aber unermüdlicher Thätigkeit ihm zu begegnen. Das Kriegsglück schwankte hin und her, und selbst die große Schlacht bei Pollentia, die zum Aerger der Christenheit am Ostertage des Jahrs 403 geschlagen wurde, blieb unentschieden in ihrem Erfolge. „Wir siegten im Kampfe," sagt ein Römer, „wurden aber als Sieger besiegt." Stilicho mußte endlich mit Alarich einen Vertrag schließen, in dem dieser außer reichlichen Jahrgeldern auch über die Truppen im westlichen Illyrien, das zum Westreiche gehörte, den Oberbefehl erhielt. Wie Constantinopel ihn gegen Rom, so wollte Rom ihn jetzt gegen Constantinopel benutzen. Auf den Grenzen beider Reiche im Dienste beider stand dieser germanische Jüngling und wog in seinem Geiste die Geschicke derselben ab. Das Reich mußte fallen, das seinen Zorn erregte und sein Schwerdt der Scheide entlockte.

400.

Noch bändigte Alarich seinen kühnen Muth, da rauschten furchtbare Volksschwärme gegen Italien heran. Zügel- und regellose Massen germanischer und gallischer Stämme, durch das Drängen, Treiben und Zusammenstoßen aller Völker Mittel-Europas, das der hunnische Sturm verursachte, in wilde Bewegung versetzt, stürmten von den Rheinquellen, wie von den Donauufern her über die Alpen. Radagais, ein Gothe, war ihr Anführer, und eine halbe Million Menschen folgten ihm auf seinem verheerenden Zuge. Radagais war Heide und gelobte das Blut aller Römer seinen Göttern, wenn sie ihm den Sieg verliehen, zu spenden. Wie er nun siegreich vordrang, verließ man zu Rom die Tempel des Christengottes, dessen Ohnmacht die verzweifelte Masse ihr Unglück beimaß, und wollte wieder an den Altären den Götzen opfern. Aber der Sturm toste aus. Vornehmlich mit Hülfe von Gothen und Hunnen, die Stilicho in Sold genommen hatte, siegte er über Radagais und zerstreute dessen Schaaren, der Hunger wüthete in den ungezügelten Volksmassen, der größte Theil des Heeres fand in Italien den Tod und nur spärliche Reste desselben kamen über die Alpen zurück. Radagais selbst gerieth in Gefangenschaft und erlitt hier den Tod.

405.

Um in dieser Noth Italien schützen zu können, hatte Stilicho die römischen Legionen aus Britannien und Gallien gerufen und damit

die westlichen Länder den von allen Seiten vordringenden deutschen Stämmen preisgegeben. Sofort fielen die Rheinstädte sämmtlich in ihre Gewalt, und Vandalen, Alanen, Alamannen, Burgunder und Franken überschwemmten Gallien, um sich neue Wohnsitze auf römischem Boden zu wählen. Niedergermanien nahmen die Franken ein und durchzogen die belgischen Gegenden; in Obergermanien setzten die Burgunder sich fest und machten Worms zu ihrer Hauptstadt; die Länder der Helvetier und einen Theil Rhätiens besetzten die Alamannen, die zugleich über Rhein und Donau gingen; im südlichen Gallien fanden die Sueven, Alanen und Vandalen Wohnsitze, zogen aber bald meist über die Pyrenäen nach Spanien, wo sie in den besten Gegenden sich niederließen und anbauten, während Sachsen an den Küsten Galliens landeten und sich sichere Hafenplätze hier suchten. Die bedeutendsten Provinzen des Abendlands gingen dem Reiche verloren.

Der Haß Roms wegen dieser großen Verluste und aller Drangsale dieser unheilschwangeren Zeit traf gerade den Mann, der dem gänzlichen Untergange noch vorgebeugt hatte. Mit empörendem Undank klagte man Stilicho des Verraths an, mit Fassung ertrug er den Tod; die fremden Hülfsvölker, die er zum Schutze des Reichs herbeigerufen hatte, meist germanische Krieger, wurden niedergemetzelt oder retteten sich durch eilige Flucht zu Alarich, der in der letzten Zeit mit Stilicho in vertrauteren Verhälmissen gestanden hatte. Alarichs Zorn war erregt, sein Entschluß gefaßt, gegen Rom zückte er sein Schwerdt, um das vergossene Blut der Germanen zu rächen.

408. Mit einem wohlgerüsteten, tapfern Heere rückte Alarich gegen Rom und belagerte die Stadt. Obwohl sie damals noch über eine Million Menschen enthielt, vermochte sie doch nichts Anderes, als mit ungeheueren Summen den Abzug der Germanen zu erkaufen. Schon im folgenden Jahre stand Alarich abermals vor den Thoren der Stadt und zog nicht eher ab, als bis man dem elenden Honorius das Diadem genommen und Attalus, ein Geschöpf seiner Gnade, auf den kaiserlichen Thron gesetzt hatte, den er, der Gothe, selbst verschmähte. Als Attalus seinen Erwartungen nicht entsprach, schickte Alarich Purpur und Diadem als Gnadengabe an Honorius zurück, rückte aber nichtsdestoweniger abermals vor Rom und erstürmte die
410. Stadt am 24. August des Jahrs 410. So war es denn zu dem Aeußersten gekommen, was tiefblickende Geister schon lange vorhergesagt hatten, wenn sie auf die Verderbniß Roms ihren Blick richteten: auf den Schutt der Stadt setzte der siegreiche Barbar seinen Fuß,

ihren Boden stampfte der dröhnende Huf seiner Reiterschaaren, und dem Schwerdte des Bezwingers mußte der stolze Römer den Nacken beugen.

Wohl hatte Alarich einst den feigen Römern, als sie aus Besorgniß für ihr Gold ihn verzweifelnd fragten, was er ihnen denn lassen wolle, die höhnende Antwort gegeben: „das Leben;" aber doch zeigte er sich hochherzig und milde im Siege. Ein Theil der Stadt ging beim Sturme freilich in Flammen auf, aber nach der Einnahme wehrte Alarich allen Gewaltthaten und schonte als Arianer selbst die Kirchen der Andersgläubigen. Schon nach wenigen Tagen verließ er die Stadt und zog nach Unter-Italien, um nach Sicilien und Afrika überzusetzen und auch diese Länder seinem Schwerdte zu unterwerfen. Aber der Tod ereilte ihn unvermuthet. Er starb, erst 34 Jahre alt, und die Gothen wählten ihrem großen Fürsten, dem Besieger Roms, in dem Bett des Busento das Heldengrab. Durch die Wahl des Kriegsvolks wurde der ebenso schöne als tapfere Schwager Alarichs Athaulf zum König erhoben; Muth und Geist strahlten aus dem hellen Auge des Jünglings, und Großes versprach sich das Volk von diesem Führer.

Das Schicksal Roms lag in Athaulfs Händen und, wie er selbst später gestand, war sein erster Gedanke, den römischen Namen auszulöschen, alles Römerland seinem Volke zu unterwerfen, an die Stelle des Römerreichs ein Gothenreich zu setzen und selbst den Platz des Cäsar Augustus einzunehmen. Es fehlte ihm nicht an Muth, Kraft und Geist, ein solches Werk anzugreifen, doch die Erwägung, daß seine Gothen nicht nach einem für Alle gleichen Recht regiert werden und ohne ein solches Recht der Staat nicht bestehen könnte, ließen ihn von demselben abstehen; nicht minder hielt ihn wahrscheinlich die Liebe zu Honorius anmuthiger Schwester Placidia zurück, die als Gefangene oder als Geißel in das Lager der Gothen gekommen war und durch den Glanz ihrer Geburt, ihre Jugendblüthe und die Feinheit ihrer Bildung den jungen germanischen Fürsten bezaubert hatte. Athaulf stand also von seinem Vorhaben ab und setzte sich nun zum Ziel, mit den Kräften der Gothen das römische Reich herzustellen und zu erneuern.

Nach dem Willen des Kaisers zog Athaulf nach Gallien, das großentheils in den Händen der Germanen war und wo die letzten Reste römischer Herrschaft rebellische Anführer an sich gerissen hatten und den kaiserlichen Namen mißbrauchten. Athaulf siegte über die Empörer und unterwarf einen Theil Galliens wieder dem Gebote des

Kaisers. In der Vermählung mit Placidia nahm er sich den lange heiß ersehnten Lohn; aber gerade diesen mißgönnte man ihm, und Athaulf mußte gegen das Reich, das er vertheidigen wollte, alsbald sein Schwerdt ziehen. Als er dann mit seinem Volke über die Pyrenäen zog, um das spanische Land seinen Gothen zu unterwerfen, fiel er zu Barcelona durch Mörderhand.

Nach Athaulfs Tode setzten die westgothischen Könige die Eroberungen jenseits der Pyrenäen fort, erst für den Kaiser, der ihnen dafür die südlichsten Theile Galliens abtrat, dann im Kriege gegen den Kaiser. Allmählich gewannen sie fast das ganze spanische Land; die Herrschaft der Sueven wurde auf Gallicien beschränkt; die Vandalen verließen das Land und gingen über das Mittelmeer nach Africa; auf der Stelle des alten Karthago gründeten sie eine Kriegsherrschaft und machten als Seeräuber sich geraume Zeit allen Völkern an diesem Meere furchtbar; das Volk der Alanen unterwarf sich den Westgothen diesseits und jenseits der Pyrenäen.

439.

Denn auch auf der Nordseite des Gebirges, wo die gothische Hauptstadt Toulouse lag, hatte sich indessen weiter und weiter die Macht der Westgothen ausgebreitet, und alle Versuche der Römer, die Herrschaft in Gallien zu behaupten, zeigten sich als vergeblich. Um die Westgothen zu bekriegen, hatte Honorius den Burgundern, welche die katholische Lehre angenommen hatten, das obere Germanien abgetreten und sie in seine Dienste genommen, aber schon beschritten auch sie die Bahn der Eroberungen, während Franken und Alamannen zugleich immer von Neuem Gallien verheerend durchzogen.

Zum letzten Male brachte hier den römischen Namen zu Anerkennung und Ehre der treffliche Aetius, der als nach Honorius Tode Valentinian III. im Kindesalter auf den Thron erhoben wurde, für den kaiserlichen Knaben die Regierung führte. Aetius war von gothischer Abkunft, aber am Hofe und im Heere des Kaisers erwachsen; ein ausgezeichneter Kriegsmann, war er doch auch mit allen Geschäften des Friedens vertraut, Arbeit war seine Lust, Anstrengungen und Entbehrungen schien es für ihn nicht zu geben, dabei war er ohne Habsucht, ohne Leidenschaft, gegen alle Einflüsterungen schlechter Rathgeber taub. Gab es noch irgend einen Mann, Roms gesunkene Macht wieder aufzurichten, so war sicherlich er es. Und in der That schlug er die Westgothen, Franken, Alamannen und Burgunder nacheinander, überwältigte den inneren Krieg und stellte die aufgelöste Ordnung in den Provinzen wieder her. Aber doch drangen die Westgothen nördlich bis zur Loire vor; die Burgunder setzten sich im Juragebirge und auf

der Westseite der Alpen fest und dehnten ihre Herrschaft von da nach und nach bis zur obern Loire aus; in ihre alten Wohnsitze in Obergermanien, die sie aufgegeben hatten, rückten Alamannen ein, und das niedere Germanien blieb in den Händen der Franken, unter denen die Salier, von ihrem König Chlogio geführt, eben damals ihre Sitze bis zu der Somme erweiterten. Dem römischen Reiche blieb von dem gallischen Lande Nichts, als die Striche zwischen der Loire, Somme und Maas auf beiden Seiten der Seine.

Während die Germanen überall siegreich in Gallien vordrangen, begannen sie auch bereits jenseits des Oceans in Britannien ihre Eroberungen. Von dem Schutz der römischen Legionen verlassen, waren die Briten, die längst die Führung der Waffen verlernt hatten, die leichte Beute ihrer Feinde. Von den Picten vom Norden her bedrängt, von den Scoten vom Westen, von sächsischen Seeräubern im Osten angegriffen, war das Land in der hülflosesten Lage ohne Leitung und Führung. Um das Jahr 430 gewannen die Briten noch einmal durch den Bischof Germanus von Auxerre, der von Gallien herübergekommen war und durch die eindringliche Kraft seiner Rede die rechtgläubige Bevölkerung ermuthigt hatte, einen Sieg über die Picten und Sachsen, aber bald drangen die Feinde von Neuem in das Land, und vergeblich wandten sich die Briten im Jahre 446 um Beistand an Aetius. „Die Barbaren," ließen sie Aetius melden, „treiben uns zum Meere, das Meer zu den Barbaren; wir werden „erwürgt oder müssen ertrinken." Von Aetius zurückgewiesen, gaben sich die Briten endlich in den Schutz der sächsischen Häuptlinge und boten ihnen Land und Sold. So wurden die Picten besiegt, aber sofort verstärkten sich auch die siegreichen Sachsen durch nachziehende Schaaren ihres Volks und der Angeln, eines im jetzigen Jütland damals weitverbreiteten deutschen Stammes, griffen die Briten selbst dann an und gründeten das Königreich Kent, von dem sie ihre Macht weiter und weiter über die Insel verbreiteten. 446.

Die Briten, von der unwiderstehlichen Gewalt der Feinde zurückgedrängt, verließen zum Theil ihr Inselland und wandten sich zu ihren Stammesgenossen an der Nordwestküste Galliens, wo das celtische Wesen sich noch am reinsten gegen das Römerthum behauptet hatte und durch sie neue Kräftigung erhielt. In dem allgemeinen Kriege Galliens suchten auch die Britannen, die der heutigen Bretagne dann den Namen gegeben haben, mit den Waffen sich gegen Gothen und Römer eine selbstständige Macht zu gewinnen.

Römer und Gothen, Franken und Burgunder, Alanen und Ala-

mannen, Britannen und Sachsen — denn auch sächsische Seeräuber hatten sich wieder an den Mündungen der Loire festgesetzt — alle diese Völker kämpften noch um den Besitz Galliens, Alles war hier in wildgährender Bewegung: da führte der Hunne Attila sein gewaltiges

451. Heer — auf 700,000 Mann wird es angegeben — im Jahre 451 über den Rhein und drang bis in das Herz des Landes, bis an die Loire, in glücklichen Kämpfen vor.

Einst schien sich an der untern Donau der Kampf zwischen Römern und Deutschen entscheiden zu sollen, aber vor einem gewaltigeren Feinde hatten hier die streitenden Parteien den Kampfplatz geräumt. Die östlichen germanischen Stämme waren den Hunnen erlegen, Constantinopel zahlte demselben Feinde Tribut und hatte die Donaumündungen ihm geräumt. Römer und Germanen beugten sich im Osten vor den Mongolen. Aber im Westen hatten die Deutschen den Streit gegen Rom sofort aufs Neue begonnen und mit besserem Erfolge geführt, als je zuvor; nur der Kampfplatz war geändert und auf gallischem Boden sollte sich entscheiden, was an der Donau nicht zum Austrag gebracht werden konnte. Schon war der Sieg ihnen gewiß, da stürmte auch hier der Mongole herbei, um die auf dem neuen Plan streitenden Kämpen abermals zu trennen und beide seinem Willen auch hier zu unterwerfen. Nicht darum handelte es sich in diesem Moment, ob die Zukunft der Welt den Römern oder Germanen gehören sollte, sondern ob das ganze Europa den Hunnen dienstbar würde.

So fürchterlich schon früher die Beutezüge der hunnischen Horden gewesen waren, so gewannen sie doch neue, noch vernichtendere Kraft und Gewalt, als Attila die Herrschaft über alle Horden und die ihnen unterworfenen Stämme in seiner Hand vereinigt hatte. Plan und Zusammenhang kam jetzt erst in die mannigfachen Unternehmungen des siegreichen Volkes, dessen Schreckensherrschaft sich unter einem Haupte dauernd zu befestigen drohte. Alle Stämme des inneren Germaniens mußten sich Attila beugen, sobald sie angegriffen wurden. Die östlichen deutschen Stämme und die neben und unter ihnen wohnenden Slawen folgten willenlos dem mächtigen Chan; Constantinopel und Rom brachten zitternd ihm ihre Tribute dar; vom Rhein bis zur Wolga, von der Donau bis zur Weichsel und zur Elbe war sein Wort allmächtig. Jene Zeit war an gewaltigen Persönlichkeiten wahrlich nicht arm, aber sie alle verdunkelte die außerordentliche, wunderbare Erscheinung dieses Mongolenhäuptlings, und nur in einer Periode, wo alle inneren Bande und festen Ordnungen der Völker

zusammengefallen, erschlafft oder gelöst waren, vermochte sich ein einzelner Mann, dem kaum andere Mittel zu Gebote standen, als ein heller Blick, fester Wille und kühner Muth, eine so einzige Stellung zu gewinnen.

An den östlichen Grenzen Daciens hatte er seinen Hofhalt aufgeschlagen; in Eile, nur mit hölzernen Gebäuden war hier eine Stadt aufgeführt, aber sie war weitläuftig, volkreich und alles mit reinlicher Sorgfalt gehalten, unermeßliche Schätze, die Beute der eroberten Länder, hegte sie in sich. An dem Hofe des Chans herrschte die ausgesuchteste Pracht, die sogar Griechen und Römer in Verwunderung setzte, selbst an geistigen Genüssen fehlte es nicht, denn aus den entferntesten Gegenden der Erde zog der Name des mächtigen Fürsten lebhafte Geister herbei, Gesandtschaften aus allen Theilen der Welt begegneten sich hier, und neben der hunnischen Sprache wurde die gothische, lateinische und griechische am Hofe gesprochen. Attila selbst ließ in seiner Körperbildung seinen Ursprung nicht verkennen, er war von kleinem Wuchs, auf breiten Schultern ruhte ein großer Kopf, die Gesichtsfarbe war dunkel, die Nase aufgestülpt, die Augen klein und der Bart nur spärlich. Aber stolz trat er auf, und die kleinen Augen blitzten nach allen Seiten, Selbstbewußtsein und Herrschsucht sprachen aus seinen Mienen, die meist einen ernsten, fast finstern Ausdruck hatten. Er lebte einfach, aus hölzernen Gefäßen nahm er Speise und Trank, und auch in Kleidung und Waffen unterschied er sich nicht von den anderen Hunnen; aber er wollte darum doch als Herr der Welt erkannt und geehrt sein. Als man ihm einst ein Bild zeigte, auf dem die römischen Kaiser auf goldenem Throne sitzend dargestellt waren und zu ihren Füßen am Boden unterwürfige Scythen, da ließ auch er sich auf seinem Königsstuhl abbilden und die römischen Kaiser, wie sie Goldsäcke auf ihren Schultern heranschleppten und zu seinen Füßen ausschütteten. Attila war ein Barbar, aber ein Barbar, der mit seinem Blick die Welt überschaute; es entging ihm nicht, was bei den Persern am Euphrat geschah, er leitete mit seinem Einfluß den Hof zu Constantinopel, zu Rom harrte man seines Wortes, zu Karthago bei dem Vandalenkönig waren seine Gesandten, und voll fester Zuversicht auf das Schwerdt des Kriegsgottes, das er, wie er wähnte, in Händen hatte, glaubte er seinem Willen diese ganze Welt beugen zu können.

Als Attila in Gallien vordrang, traf der erste vernichtende Stoß das Reich der Burgunder und den Theil der Franken, der zwischen Rhein und Maas saß, dann wurde das Land der Römer und West-

gothen angegriffen. Attila rückte gegen Orleans, aber die Stadt, durch den Zuspruch ihres Bischofs Ramatius ermuthigt, hielt ihm für den Augenblick Stand, und wunderbarer Weise erschien ihr noch in der letzten Stunde Hülfe. Aetius war es gelungen, in der dringenden Gefahr die von den Hunnen bedrohten germanischen Stämme in Gallien mit den Römern zu vereinigen. So wurde Orleans entsetzt, und Attila wandte sich schon zum Rückzug. Das vereinte Heer der Römer, Westgothen und salischen Franken folgte ihm nach, und auf den weiten 451. Ebenen an der Marne, Aube und Seine zwischen Troyes und Chalons kam es zu einer jener mörderischen Schlachten; die auf Jahrhunderte hin über die Schicksale der Menschen entscheiden. Attila, besonders durch die Westgothen bedrängt, siegte nicht: da schwand sein Glück mit seinem Schlachtenruhm. Es war in derselben Gegend, wo sich für immer das Kriegsglück von jenem größten Völkerbezwinger unserer Zeit wandte, in dem sie einen zweiten Attila gezeugt zu haben schien.

Attila ging über den Rhein zurück und nahm im folgenden Jahre seinen Weg gegen Italien und Rom. Ungehindert überstieg er die Alpen und drang bis zum adriatischen Meere vor. Aquileja und andere volkreiche Städte an dieser Küste wurden zerstört, zitternd flüchteten sich die Bewohner auf die nahe gelegenen Inseln, wo nun erst Venedig, jene Inselstadt eigenster Art, ihren Ursprung gewann. Das ganze nördliche Italien fiel in die Hände der Hunnen, aber gegen Rom zog Attila nicht; obschon nicht die Heere des Kaisers die Stadt retteten, sondern die Bitten und Vorstellungen des römischen Bischofs Leo, der sich in das Lager der Feinde begeben hatte. Noch einmal wagte Attila sich dann nach Gallien, noch einmal fand er dort an den Westgothen Widerstand, und als er zum zweiten Male sich nach 453. Italien wandte, raffte ein plötzlicher Tod ihn dahin. Schnell wie sie entstanden war, endigte seine Herrschaft: die unterworfenen germanischen und slawischen Stämme machten sich frei, und die Hunnen kehrten bald in jene Steppen Asiens zurück, aus denen sie gekommen waren. Wie eine Feuerkugel zuweilen vom nächtlichen Himmel herabschießt, die mit ihrem Glanze die Sterne überstrahlt und weithin das Dunkel erhellt, wie dann aber plötzlich ihr strahlender Schein erlischt und keine Spur der Erscheinung zurückbleibt, nur daß die Menschen noch lange staunen und davon sagen: so sank Attilas Macht plötzlich in das Nichts zurück und keine Spur blieb davon auf Erden, aber in Lied und Sage klang sein Name durch die Zeiten fort, und in den Jahrbüchern der Römer, wie in unseren deutschen Heldenliedern lebt sein Ruf bis auf den heutigen Tag.

Sobald die hunnische Macht zerfallen war, erhoben sich die germanischen Völker wieder zur Freiheit, Roms Herrschaft aber zerfiel im Abendlande für immer; der lange Kampf entschied sich. Aetius fiel durch Mord und Kaiser Valentinian war sein Mörder; Aetius fand seinen Rächer und auch Valentinian endete bald nachher durch Mörderhand. Italien war ohne Schutz; die Vandalen, die mit ihrer Flotte das Mittelmeer beherrschten, plünderten die Küsten, drangen gegen Rom vor und eroberten abermals die Stadt, die schonungsloser, als einst von den Gothen, behandelt wurde. Eine kaiserliche Macht gab es nicht mehr, die Männer, die in schnellem Wechsel mit dem kaiserlichen Namen bekleidet wurden, waren entweder ohnmächtige Werkzeuge in der Hand der Westgothen- und der Burgunderkönige, oder sie wurden vom Hofe zu Constantinopel, oder endlich von dem Willen jener barbarischen Kriegsschaaren geleitet, die in Italien standen. 455.

Eine wahrhafte Macht erhob sich in diesem Lande erst wieder, als die Heruler, Skiren, Rugier, Gothen und Thüringer und andere Deutsche, die im römischen Solde dienten, Odoaker, einen ihrer Genossen, der als gemeiner Kriegsmann nach Italien gekommen war, zu ihrem König erhoben, um unter ihm eine feste Herrschaft sich hier zu begründen. Ein Drittel des Bodens nahm Odoaker für seine Germanen in Anspruch und suchte eine neue Ordnung der Dinge in dem ganz zerrütteten Lande herbeizuführen. Aber nur siebzehn Jahre behauptete sich Odoaker. Der Kaiser von Constantinopel, von den Ostgothen, die in Pannonien Sitze genommen hatten, jetzt nicht minder bedroht, wie einst von den Westgothen, richtete den kriegerischen Ungestüm dieses Volkes gegen den Westen und übertrug dem jungen Theoderich aus dem königlichen Geschlecht der Amaler, der schon mit den ersten Würden des Reichs geziert war, die Eroberung Italiens. So stiegen die Ostgothen mit Weib und Kind nach Italien hinab. Nach dreijährigem heißen Kampfe unterlag Odoaker, und Theoderich wurde Herr nicht nur von ganz Italien und Sicilien, sondern auch über die Ostküsten des adriatischen Meeres und selbst über die Gegenden im Norden der Alpen erstreckte er seine Macht. Es unterwarfen sich ihm außer Rhätien, welches zum größten Theile von den Alamannen besetzt war, auch die norischen Länder, die, seit langer Zeit verwüstet und entvölkert, damals germanische Anbauer erhielten. Es waren Markomannen und Langobarden, mit gothischen Stämmen gemischt, die sich hier ansiedelten und die um das Jahr 550 zuerst mit dem gemeinsamen Namen Baiern, der den alten celtischen Bojern entlehnt ist, bezeichnet werden. 476. 493.

Das umstrittenste Land war noch immer Gallien. Im Süden erhielt sich die Macht der Westgothen, im mittleren Theile erhob sich nach Attilas Abzug abermals das Burgunderreich, und vom Norden her drangen die Franken unter ihrem großen König Chlodovech vor, während selbst nach dem Verfall des Westreichs sich hier noch Syagrius, ein römischer Befehlshaber, gegen die Germanen zu behaupten versuchte. In der Schlacht bei Soissons schlug Chlodovech endlich 486. Syagrius aufs Haupt und nahm das letzte Römerland in Gallien, wie überhaupt im Abendlande ein. Das römische Westreich hatte aufgehört, und der Kampf, der mehrere Jahrhunderte lang die Welt bewegt hatte, war beendet.

Die Zerstörung des römischen Reichs im Abendlande ist die wichtigste und folgenreichste That, welche je von den Deutschen ausgeführt ist, und alle Stämme haben ihren Antheil an dem großen Ergebniß, obgleich sie ohne gemeinsamen Plan und ohne Verabredung oder Verbindung sich, gleichsam willenlos dem Geschicke dienend, in den Weltkampf stürzten und nach errungenem Siege sich bald genug wieder trennten und Jeder seinen besonderen Weg einschlug. Aber ob sie sich von einander entfernten, es blieb ihnen gemeinsam die Erinnerung an den gewaltigen Völkerkrieg und die überstandenen Stürme jener Zeit, und diese Erinnerung gestaltete sich zu einer reichen Sage, aus der die deutschen Sänger immer neue Nahrung schöpften, wie die griechischen Sänger einst aus der Sage vom Kampfe vor Troja. Die Heldenlieder der früheren Zeit verklangen schon früh, nicht einmal Armins Name erhielt sich im Gesange; die vielgestaltige, immer neue Lieder zeugende Heldensage aber, die sich an die Gothen Ermanrich und Theoderich, an den Burgunder Günther und den Hunnen Attila anschließt, lebte fort und fort und war allen deutschen Stämmen gemein. Es ist, als ob sie doch ein dunkles Gefühl davon in sich getragen hätten, wie mächtig und groß die Geschicke seien, die sich damals um sie und durch sie vollzogen.

7.

Gründung germanischer Staaten auf römischem Boden. Entstehung der romanischen Nationen.

Die Zeit jener gewaltigen Umwälzung aller Völker- und Staatenverhältnisse, einer Revolution Europas, wie niemals wieder eine

gleiche erfolgt ist, pflegt man sehr treffend bei uns als die Zeit der Völkerwanderung zu bezeichnen. Denn es war nicht bloß ein langanhaltendes Ziehen und Wandern nomadisirender Horden oder abenteuernder Kriegsschaaren, sondern große, längst seßhafte und an eine Heimath gekettete Völker verließen mit Weibern und Kindern, mit ihrem Gesinde und ihrer Habe ihre alten Sitze und suchten sich in weiter Ferne eine neue Heimath. Die Lage der Einzelnen, der Gemeinden, der ganzen Völker gerieth da in ein unstätes Schwanken und Wogen, alle Besitzverhältnisse lös'ten sich auf, die moralischen Bande der Gesellschaft wurden gelockert, die Grenzen der Staaten und Länder verloren ihre Bedeutung, und gleichwie durch ein Erdbeben wohl eine ganze Stadt in einen Schutthaufen verwandelt wird, so wurde durch diese furchtbare Völkerwanderung das ganze politische System der Vorzeit über den Haufen geworfen. Es mußte sich eine neue Ordnung der Dinge gestalten, wie sie den völlig verschobenen und veränderten Verhältnissen der Völker entsprach.

Die deutschen Völker waren vor allen andern in den Strom dieser Wanderung hineingerissen worden, ihre Grenzen waren daher am meisten verrückt, ihre staatlichen Verhältnisse am meisten verschoben worden. Ueberblickt man, als nun die Bewegung allmählich in Stocken und Stillstand gerieth, den ungeheuren Wandel der Dinge, so zeigt sich bald, wie viel zunächst der deutschen Volksthümlichkeit im Osten und Norden verloren gegangen war. An der unteren Donau, wo die Gothen so mächtig geboten, saßen als letzte dürftige Reste der deutschen Herrschaft nur noch die Stämme der Langobarden und Gepiden, und auch sie sollten bald diese Gegenden räumen. Die Länder an der Weichsel und Oder, wie die Küsten der Ostsee, waren eingebüßt und slawischen Stämmen, die hier ungehindert vordrangen, völlig geräumt; nur bis zur Elbe reichte noch das deutsche Land, und bald nahmen slawische Stämme auch Böhmen ein und drangen bis zur Saale und an den obern Main vor. Nur an der Niederelbe wohnten Sachsen auch jetzt noch auf das jenseitige fruchtbare Ufer hinüber und in den Marschen an der Nordsee Friesen bis tief in die nördliche Halbinsel hinein; doch war auch hier das Gebiet der Deutschen verkürzt, denn als die Angeln die Halbinsel verlassen hatten, fielen Dänen und Jüten von Scandinavien und den Inseln her in das herrenlose Land ein und hielten es fortan besetzt. Nach Westen und Süden schien freilich doppelt und dreifach gewonnen, was dort eingebüßt war, denn alle die einst so reichen und schönen Provinzen des Westreichs waren als Beute in die Hände der siegreichen Deut-

schen gefallen; bis zum Ocean und zum Mittelmeere hin hatten die Germanen alles Land sich unterworfen und noch über die Meere hinaus in Britannien und Afrika Herrschaften begründet.

Nur wenige Stämme hatten, wie die Friesen und ein Theil der Sachsen und Thüringer, ihre uralten Sitze bewahrt, die meisten waren weit von ihrer alten Heimath verschlagen worden. Völker, denen wir zuerst an der Ostsee begegnen, siedeln sich in Afrika an und gründen hier eine Herrschaft. Stämme von der Weichsel her sehen wir erst an den Donaumündungen, dann in den Pyrenäen ihren Sitz aufschlagen. Ein Volk, das einst an der Netze und Warthe wohnte, kommt an der Loire und Rhone zur Herrschaft. Namen, die am Fuß der Sudeten zuerst hervortreten, verklingen am Guadalquivir.

Konnte es wohl anders sein, als daß durch solche Wanderungen die deutschen Stämme auch in sich selbst bedeutende Umgestaltungen erlitten? Wie wurden sie nicht schon in sich gespalten und getrennt. Die Stämme, die einst zu dem großen Verbande der Gothen gehört hatten, traten bald alle unter ihren früheren Namen wieder hervor, und überdies theilten die Gothen selbst sich in zwei Massen, in Ost- und Westgothen. Die Franken finden wir in salische und ripuarische Franken geschieden. Die Sachsen, die über den Ocean gegangen sind, verlieren mehr und mehr ihre Verbindung mit den daheimgebliebenen Stammgenossen, und diese selbst spalten sich wieder in Westfalen, Ostfalen und Engern. Und auch wo eine solche Theilung nicht eintrat, lösten sich doch häufig einzelne Gaue von der Gesammtverbindung des Volkes ab und zogen ihre besondere Straße. So schlossen sich Langobarden an die Sachsen auf ihrem Zuge nach Britannien an, und später begleiteten wieder Sachsen die Langobarden nach Italien. So blieben Alanen in Gallien zurück, während die Hauptmasse des Volks bereits in Spanien Wohnsitze gefunden hatte. Während Thüringer ihr Land im Innern Deutschlands bewahrten, finden wir Thüringer an der Waal und den Maasmündungen, wie Thüringer zugleich unter den Heereshaufen des Odoaker, und so weit die Wanderungen der Deutschen nur reichten, überall begegnen uns zerstreut gothische und suevische Schaaren.

Es war zu befürchten, daß mit dieser Veränderung der Wohnsitze und dieser Spaltung der Stämme auch der Bestand der alten Gemeindeverbindungen sich ganz und gar lockern würde, und dies um so mehr, da wir ja wissen, wie eng die Verfassung derselben mit dem Boden zusammenhing, ja durchweg auf dem Grundbesitz ruhte. Auch ist es gewiß, daß wo die Germanen inmitten der Römer saßen, jene

gleichmäßige Vertheilung des Landes, auf die sich vornehmlich die alte Freiheit gründete, wie jene enge nachbarliche Gemeinschaft, welche die freien Männer zur Gemeinde von selbst zusammenschloß, nicht herzustellen war, aber es lös'ten sich darum doch nicht ganz die alten Gemeinden auf. Meist scheinen die Gaugenossen sich vereint auf die Wanderung begeben und auch auf dem eroberten Boden ihre alte Gemeinschaft festgehalten zu haben; wo sich der Gau auflös'te, blieb mindestens die Hundertschaft zusammen und erhielt durch allen Wechsel hindurch die volksmäßige Eigenthümlichkeit der alten Verfassung. Kehrten die Germanen doch auch sonst bald zu ihren alten friedlichen Gewohnheiten zurück. Kaum hatten die Westgothen in Spanien Land erlangt, so verfluchten sie, wie ein römischer Schriftsteller sagt, ihre Schwerdter und ergriffen den Pflug. Rein im Allgemeinen und ungebrochen erhielt sich jedenfalls die alte Gemeindeverfassung im Innern Deutschlands und wurde von hieraus auch auf die Gegenden übertragen, die entweder mit dem deutschen Boden in unmittelbarer Nachbarschaft lagen oder in denen, wie es in Britannien der Fall war, die alte Bevölkerung von den Germanen ganz verdrängt wurde. Mit der Gemeindeverfassung zugleich hat sich hier dann auch deutsches Wesen und deutsche Sprache dauernd befestigt.

Durch diese ihre alte Verfassung blieb jener Freiheitssinn und jene Kraft den Germanen bewahrt, die ihnen den Sieg über das römische Reich verliehen hatte, aber ihnen hatte der lange Kampf nicht minder gezeigt, daß ohne eine starke, leitende Gewalt dauernde Erfolge nicht zu gewinnen seien. Alle die Völker, welche sich in den Kampf gegen die Römer stürzten, hatten unter Königen gefochten, unter ihnen die Macht der Römer zerstört und das weite Reich in Besitz genommen, und nur unter Königen konnten sie sich im Besitz erhalten. Die Sachsen und Friesen, die in ihren alten Sitzen geblieben waren, bestanden freilich auch ferner ohne Könige, doch hatte sich selbst unter jenen sächsischen Schaaren, die Britannien eroberten, bald nach der Eroberung das Königthum erhoben. Als die Langobarden später unter der Führung von Königen Italien gewannen, machten sie einmal den Versuch, sich der königlichen Gewalt zu entledigen, aber sie gaben ihn bald genug wieder auf. Das Königthum war also eine Nothwendigkeit geworden; sobald die germanischen Stämme die Herrschaft über andere Völker gewonnen und ihre engen Verhältnisse sich erweitert hatten, mußten sie an ihre Spitze eine machtvolle Persönlichkeit stellen, in deren Hand sich die Herrschaft zusammenschloß, denn ohne Einheit und Zusammenhalt ist jede Herrschaft auf die Dauer

unmöglich. Das Königthum war jetzt unter ihnen nicht mehr eine schwache, leicht wieder zu beseitigende Gewalt, sondern es durchdrang das Leben des Volks und war mit dem ganzen Sein und Wesen desselben auf das Innigste verbunden.

Der König war wesentlich und zuerst der oberste Kriegsherr und übte den Heerbann durch seine Beamten über das ganze Volk; aber wie das Kriegswesen von der bürgerlichen Verwaltung die Germanen nicht zu trennen gewohnt waren, ging auch diese von ihm als der Quelle aller Gewalt aus, und durch dieselben Beamten, welche dem Heerwesen vorstanden, ließ er auch den Gerichtsbann üben. Noch urtheilen die freien Gemeindegenossen und berathen über ihre nächsten und eigensten Angelegenheiten, aber es geschieht unter der Leitung und dem Vorsitz des königlichen Beamten, und tritt das ganze Volk zusammen, sei es zur Heerschau, sei es zur Berathung über das allgemeine Wohl, immer erscheint der König selbst an seiner Spitze. Schon wird jede Uebertretung königlichen Gebots mit der höchsten Geldbuße bestraft, und jede Verletzung der geheiligten Person des Königs zieht als unsühnbares Verbrechen den Tod des Schuldigen nach sich. Das Königthum ist den Germanen nicht von außen gekommen, sie haben es nicht von den Römern schlechthin empfangen, aber das Beispiel der römischen Kaiser ist auf die Entwickelung der königlichen Macht nicht ohne erheblichen Einfluß geblieben.

Ein starkes Königthum zeigt sich immerdar von einem mächtigen Adel umgeben, denn die Diener des Königs gewinnen von selbst die Bedeutung eines bevorzugten Standes. So erheben sich denn auch in den neuen germanischen Staaten mit dem Könige und durch ihn jene seine Beamten, die seine Heere führen und die bürgerliche Verwaltung leiten, sofort zu einer hervorragenden Stellung. Und nicht diese allein; Alle, die im Gefolge des Königs stehen und zu persönlichem Dienst ihm verpflichtet sind, empfangen einen Abglanz von seinem Glanze und genießen die Vortheile seiner erhöhten Stellung mit. Höhere Ehren, reichlichere Schenkungen an Geld, an Land und eigenen Leuten kann die Huld eines solchen Führers jetzt dem Gefolge bieten, als es vordem die armen Gaufürsten vermochten. Aus dem Gefolge vorzugsweise wurden jene Beamten erwählt, die im Namen des Königs den Heer- und Gerichtsbann übten, und Männer aus dem Gefolge waren es, die den Dienst am Hofe und um die Person des Königs leisteten. Wie ein Hofstaat sich bald nach dem Muster des römischen gestaltete, die germanischen Könige die Abzeichen der römischen Herrscher annahmen, so stiegen auch die ersten und angese-

hensten Dienstmannen des Königs, der Marschall, Kämmerer, Truchseß und Mundschenk bald zu hohen Kronbeamten auf, sie erhielten neben dem Reichskanzler und Pfalzgrafen, deren Stellung den römischen Einrichtungen entlehnt war, ihren Platz, und zur Seite dieser hohen Würdenträger gewann eine große Zahl niederer Dienstleute am Hofe Raum, die alle nicht leer an Ehre und Auszeichnung blieben. Aber dieser Hof- und Dienstadel bildete keinen erblichen Stand, sondern noch galt es, wie in den ältesten Zeiten, daß das Band zwischen dem Gefolgsherrn und seinen Gefolgsmannen ein rein persönliches war und daß die Huld des Herrn die Rangstufen in dem Gefolge, die Geltung und den Dienst der Mannen frei bestimmte. Eben dadurch unterschied sich dieser neue Dienstadel, den die Könige erst schufen, von jenem uralten germanischen Erbadel, aus dem sie selbst hervorgegangen waren und dessen Bedeutung jetzt neben ihnen mehr und mehr verschwinden mußte. Aus dem Kriegsgefolge der Heeresfürsten ging der neue Adel hervor, und diesen seinen kriegerischen Ursprung hat er durch alle Zeiten nicht verleugnet. Kriegsruhm und Tapferkeit gewannen die Huld des Herrn und führten von Ehren zu Ehren.

In solcher Weise bildeten sich über den alten Ordnungen des Volks nicht zufällig, sondern mit Nothwendigkeit neue Gewalten aus, die allerdings jene vielfach schwächten und zurückdrängten, aber doch keineswegs aufzuheben oder ganz zu beseitigen vermochten. Königsherrschaft und Volksfreiheit bedingten und beschränkten sich fortan gegen einander auf die mannigfachste Weise; sie begegneten sich überall in der lebendigen Entwickelung der Dinge, die das auszugleichen und zu vermitteln wußte, was sich seiner Natur nach zu widerstreben schien. Das Königthum sammelte und leitete zu bestimmten Zielen die Kräfte der Völker, und vor der Despotie schützte der Freiheitssinn des Volks und die aus demselben geborenen uralten Ordnungen des Staats.

Sobald die Germanen in dem Besitz der eroberten Länder sich gesichert glaubten, fingen sie an, die Verhältnisse derselben, die durch den langen Kriegszustand in völlige Auflösung übergegangen waren, so gut es ging, friedlich zu ordnen. Nur einen Theil des eroberten Landes nahmen sie für sich und ließen den andern den alten Bewohnern zu eigener Bebauung. Ein gesetzlicher Zustand wurde hergestellt, die Rechtsverhältnisse wieder geordnet. Die Römer empfingen von den Siegern Gesetzbücher, und selbst den Germanen, die nun auf einst römischem Boden saßen, wurden ihre alten Rechtsgewohnheiten und zwar in römischer Sprache verzeichnet. Ackerbau und

Wohlstand hoben sich, sobald das Gefühl der Sicherheit wuchs und die drückenden Abgaben der Kaiserherrschaft entweder erleichtert oder ganz aufgehoben wurden. Die Sittenstrenge, welche die Deutschen selbst in diesen wilden kriegerischen Zeiten nicht eingebüßt hatten, die Treue und Redlichkeit, von jeher Grundzüge ihres Charakters, wirkten vortheilhaft auf alle öffentlichen Verhältnisse zurück. Bald wurde man inne, daß ihre Eroberungen nicht, wie einst die der Römer, vernichtend für das Leben der Völker waren, daß sie fremdes Recht schonten, andere Sitte und Sprache ehrten und ihr Freiheitssinn einen erdrückenden Zwang selbst gegen Ueberwundene nicht aufkommen ließ. So führte das Eindringen der Fremdlinge in das römische Reich nicht zu einer völligen Auflösung und Zerstörung aller gesellschaftlichen Ordnung, sondern vielmehr zu einer gänzlichen Umgestaltung derselben, die, so tiefgreifend und stark sie war, doch dereinst noch eine Erneuerung und Erfrischung der römischen Welt herbeiführen konnte. Ein neues Reis wurde auf den alten Baum gepfropft.

Vieles ging freilich unwiederbringlich verloren: Länder, die seit Jahrhunderten zusammengehört und in allen Interessen verwachsen waren, wurden auseinandergerissen, dem Handel und Wandel die alten Bahnen und Richtungen genommen, Kunst und Wissenschaft büßten ihre Geltung ein und gingen mit reißenden Schritten dem Verfall entgegen, nützliche Staatseinrichtungen verfielen, das ganze Leben gestaltete sich rauher und kriegerischer; aber dennoch sahen selbst die Römer damals die Germanen als Befreier von dem zuletzt unerträglichen Druck der Kaiserherrschaft an, sie fanden, diese rauhen Sieger seien ihnen eher Bundesgenossen und Freunde, als Herren, und sie zogen es vor, mit ihnen frei und arm zu leben, als üppig und glänzend unter dem angstvollen Druck der unerschwinglichen Steuern.

Die Reiche der Gothen und Burgunder.

Die Führer der Deutschen haben in der That zum Theil geglaubt, daß sich nun auf friedlichem Wege die weitere Entwickelung der Dinge gestalten, daß das römische Reich, nachdem es die deutschen Stämme aufgenommen hätte, friedlich fortan Deutsche und Römer zugleich umfangen und so zu unerschütterlicher, ewiger Kraft gedeihen würde; ja sie hofften wohl gar, durch weise Sorgfalt sich den Dank der Römer zu gewinnen. „Mögen andere Könige," schreibt der Ostgothe

Theoderich, „ihren Ruhm in dem Untergang eroberter Städte suchen, „unser Vorsatz ist es, unsern Sieg so zu benutzen, daß die Untertha„nen sich beklagen sollen, unsere Herrschaft zu spät erlangt zu haben.“ Die Könige der Germanen ließen sich, um den römischen Stolz nicht zu verletzen, so weit herab, daß sie sich selbst und ihre Völker nur als Fremdlinge bezeichneten, die gastliche Aufnahme im Reiche gefunden hätten, ja sie erkannten wohl selbst ihre Länder ausdrücklich nur als untergeordnete Theile des einen römischen Staats an, den sie nicht als einen neben andern, sondern als den Staat schlechthin — die Republik, wie sie sagten — anzusehen gewohnt waren. Viele von ihnen sahen in dem Kaiser zu Constantinopel, so wenig sie sich auch von ihm einen Eingriff in ihre Rechte gefallen ließen, doch geradezu einen Oberherrn, von dem sie Titel, Ehren und Würden mit nicht geringem Eifer nachsuchten und annahmen.

Die Gothen und Burgunder, wie sie einst im Dienstverhältniß zu den Kaisern gestanden und durch Vertrag ihre ersten Niederlassungen im Reiche erhalten hatten, haben sich vornehmlich eines solchen Gefühls der Abhängigkeit vom römischen Staate niemals entschlagen; und es hat dies in Wahrheit auf die Bildung ihrer Herrschaft einen verhängnißvollen Einfluß geübt. „Euch gehört mein Reich,“ — schrieb der Burgunderkönig Sigismund an den Kaiser Anastasius, — „und euch „zu dienen gewährt mir größere Befriedigung, als zu herrschen. Wenn „wir auch zu regieren scheinen, so glauben wir dazu doch keinen andern „Beruf zu haben, als den eure Beamten besitzen; ihr verwaltet durch „uns nur die entlegenen Gebiete eurer Herrschaft, und unser Land gehört „zu eurem Reiche.“ Und an denselben Kaiser Anastasius erklärte einst der Ostgothe Theoderich, es sei nicht genug, daß zwischen dem Abendreich — er meint damit seine Herrschaft — und dem morgenländischen Kaiserthum nur ein äußerlich gutes Vernehmen bestehe, sie müßten vielmehr mit ihrer Macht sich gegenseitig unterstützen und ein Wille und ein Gedanke im ganzen Römerreiche leben. Auch bezeichnet Theoderich seine Gothen wohl als den Kriegerstand des Staats, und es scheint oft, als ob er sich einzig und allein für den Kriegsobersten eines Heeres hielte, dessen fremde Bestandtheile in dem römischen Reich nur deshalb aufgenommen wären und Bürgerrecht erhalten hätten, um die Grenzen des Reichs zu schützen und die innere Ruhe ihm zu gewähren. „Darin allein,“ sagt er einmal, „sind Gothen und Römer unterschie„den, daß jene die Arbeit des Kriegs auf sich nehmen, diese aber in „Ruhe und Frieden sich mehren.“

Aber in der That, keine Einheit war in diesen Staaten, sondern innere

Gegensätze, die sich nicht so friedlich und schonend ausgleichen ließen und den Reichen selbst nur geringe Dauer versprachen. Zwei Bevölkerungen wohnten nebeneinander nicht allein mit verschiedenen Sprachen, Sitten und Lebensgewohnheiten, die sich mehr oder minder kastenartig abschlossen — selbst Familienverbindungen unter ihnen waren gesetzlich verboten oder wurden doch mindestens selten geschlossen — sondern beide hatten überdies ihr gesondertes Recht, verschiedene bürgerliche Einrichtungen und spalteten sich endlich, was zu jener Zeit am schwersten in das Gewicht fiel, in ihrem Glauben und ihrem kirchlichen Leben.

In diesen Zeiten, wo Alles zusammenbrach und unter den Trümmern des Reichs die ganze römische Welt begraben zu werden schien, hatten sich die Gemüther erst ganz mit dem Ernst des Christenthums erfüllt. Alles wahre geistige Leben hatte sich von dem Staat in die Kirche geflüchtet, die Massen, vordem durch kaiserliche Edicte nur äußerlich bekehrt, wurden nun durch Leiden und Unglück innerlich zum Glauben geführt. Wie viele haben damals in der Zurückgezogenheit von der Welt das Glück und den Frieden gesucht, nachdem das weltliche Leben allen Reiz für sie verloren hatte! In abgelegenen Gegenden schlugen Männer, welche das täuschende Weltleben mit Abscheu erfüllte, Einsiedeleien auf. Gerade während Theoderich in Italien regierte, stiftete der heilige Benedict das Kloster von Monte Casino und begründete jene Ordensregel, die sich nachher über das ganze Abendland verbreitete; der Zudrang zu den Klöstern wurde bald so groß, daß man durch Gesetze ihn beschränken mußte. Die bischöflichen Kirchen, die in großer Zahl längst im Reiche errichtet waren, wurden Mittelpunkte eines unendlich bewegten, reichen Lebens, schon waren sie nicht allein Stätten der Andacht, sondern hier fand der Leidende Hülfe, der Arme Unterstützung, der Rathlose Belehrung, hier ließen die Hadernden ihre Streitigkeiten schlichten. In den Bischöfen sah die römische Menge ihre natürlichen Vertreter und ihre Führer; dadurch erlangten sie jetzt eine Gewalt, die weit über ihre geistlichen Befugnisse hinausging. Und was war da natürlicher, als daß die Lehrstreitigkeiten, die sie bewegten, auch das ganze Volk erfüllten, daß die, welche sie als Irrgläubige bekämpften und von sich fern hielten, auch als fluchwürdige Ketzer der Menge galten. Wo daher die fremden Herrscher einem andern Glauben huldigten, entbrannte alsbald gegen sie der Glaubenseifer der Menge, und die Verschiedenheit des Bekenntnisses zeigte sich bald als eine viel schroffere Scheidewand, als die Verschiedenheit der Nationalität. Nun aber gehörten Ostgothen, Westgothen und Vandalen dem Arianischen Bekenntniß an,

und unter dem Einfluß der Gothen hatten auch die Burgunder die katholische Kirche verlassen und waren zum Arianismus übergetreten; wie sollte in ihren Reichen Eintracht und innerer Friede gedeihen, wenn der Glaubenszwist immer neue Nahrung empfing? So sahen die von den Germanen unterworfenen Römer trotz alles Drucks der Kaiserherrschaft bald doch wieder nach dem Morgenlande hinüber, wo das Nicänische Bekenntniß siegreich herrschte, zumal sie sich immer noch als ein einiges, zusammengehöriges Volk fühlten und wußten.

Unhaltbar war der Zustand dieser Reiche, wenn es nicht gelang, sie entweder dauernd in ein gutes Vernehmen mit dem Ostreich zu setzen — und bald zeigte es sich, daß dies unmöglich sei — oder mindestens eine enge Vereinigung der germanischen Könige herbeizuführen und in dieser gleichsam das abendländische Reich herzustellen. Und hierhin hat dann Theoderich mit unendlicher Mühe und Ausdauer sein Streben gerichtet und es die undankbare Aufgabe seines Lebens sein lassen, die deutschen Fürsten im Frieden unter seiner Leitung zu einigen. Er glaubte sich vor Allem zu diesem Werke berufen, einmal weil er im Besitze Roms und Italiens stand, dann aber, weil er vom Kaiser Zeno, wir wissen nicht, in welchem Sinne und unter welchen Umständen, als Sohn adoptirt, sich kaiserlichen Geschlechts meinte rühmen zu können. Hierdurch glaubte er einen Vorrang unter den deutschen Fürsten zu besitzen und für die Anerkennung desselben bemühte er sich auf alle Weise sie zu gewinnen, indem er mit den Einen Verträge schloß, die Andern durch Verschwägerung sich enger verband. Selbst die noch heidnischen Thüringer, welche im Innern der deutschen Länder ihre Herrschaft von der Donau nördlich bis zur Elbe ausgedehnt hatten, bestrebte er sich in seinen großen Völker- und Friedensbund zu ziehen. So war Theoderich der erste große deutsche Friedensfürst; in ihm erkennen wir jenen weisen Dietrich von Bern, dessen hohe und ernste Gestalt im Heldenlied und in der Sage von einem Geschlecht zum andern fortgelebt hat und fortlebt. Aber so hochherzig seine Absichten waren, so weise sein Regiment, so scheiterte doch der germanische Staatenbund an den kühn aufstrebenden Frankenkönigen, und die wunderbare Blüthe, zu der Italien schnell unter Theoderichs Herrschaft gediehen war, zerfiel nur allzubald. Nach seinem Tode zeigten sich sogleich deutliche Spuren, wie innerlich schwach und gebrechlich doch auch selbst dieses Reich sei, was unter ihm allen anderen germanischen vorgeleuchtet hatte.

Das fränkische Reich.

Unter ähnlichen und doch wieder mannigfach abweichenden Verhältnissen war die Herrschaft der salischen Franken in Gallien von dem Merovinger Chlodovech begründet worden. Nicht gleich auf einen Anlauf fiel Chlodovech Alles zu, sondern Schritt für Schritt rückte er vor; er suchte sich den alten Gewinn erst zu sichern, ehe er nach neuem sein Auge richtete, und doch dehnte sich sein Gebiet mit wunderbarer Schnelligkeit aus. Nur in engen Grenzen auf belgischem Boden herrschte er Anfangs, Somme und Maas schlossen damals noch die Sitze der salischen Franken ein, und selbst in diesem kleinen Gebiet mußte er die Herrschaft mit anderen Stammeskönigen theilen; der Mittelpunkt seines Reiches war Tournay. Es gelang ihm dann, das ganze Gebiet der Salier zu vereinen und das letzte römische Heer in Gallien zu schlagen und zu vernichten. 486. Das Land bis zur Seine und bald darauf bis zur Loire wurde fränkisch, erst wurde Soissons, dann Paris die erste Stadt des Reichs. Hatten die Salier in ihren alten Sitzen die celtisch-römische Bevölkerung des Landes so gut wie vernichtet und den Boden nach Willkühr an sich gerissen, so verfuhren sie jetzt gegen die alten Bewohner mit Schonung: weder verdrängt wurden sie, noch geknechtet, sondern behielten ihren Grundbesitz, ihre persönliche Freiheit und ihr eigenes Recht. Nicht einmal eine Theilung des Landes schien erforderlich, wie sie die Gothen und Burgunder in Gallien vorgenommen hatten. Die Krongüter, die verlassenen und die confiscirten Grundstücke reichten hin, um den König und sein Gefolge — die Antrustionen, wie die Franken sie nannten — reichlich auszustatten. Die Verhältnisse ordneten sich fast wie durch ein gütliches Abkommen, und bald trat Chlodovech schon als der Beschützer Galliens auf.

Wie oft hatten die Alamannen das Land verheert, und noch beherrschten sie in ungebrochener Macht die beiden Ufer des Oberrheins bis nach der Gegend von Mainz hinab. 496. Mit dem Beistande der ripuarischen Franken griff sie jetzt Chlodovech an und besiegte sie schnell. Weniger schonend verfuhr er gegen die stammverwandten Alamannen, als kurz zuvor gegen die römischen Gallier. Die Gaue, die nördlich vom Remsthal über die mittleren Neckar-, Kocher-, Jart- und Taubergegenden sich bis zum Main ausdehnten, wurden Franken zur Ansiedelung übergeben, und der fränkische Name verdrängte hier den alamannischen für alle Zeiten. Milder verfuhr man wohl auf dem

linken Rheinufer, im Elsaß, wo sich alamannische Art und Sprache erhielt. Nur der südöstliche Theil Alamanniens rettete sich damals noch von der Unterwerfung, indem er sich unter den Schutz des Ostgothen Theoderich begab. Durch List und Gräuelthaten beseitigte Chlodovech dann das königliche Geschlecht unter den ripuarischen Franken, riß auch hier die höchste Gewalt an sich und mit derselben die Länder von der Maas bis zum Niederrhein. Hierdurch dehnte er sein Reich über weite Gebiete aus, die schon völlig germanisirt waren und ihn in stete Verbindung mit dem überrheinischen Mutterlande brachten; seine Herrschaft war nun nicht mehr, wie die der Gothen und Vandalen, von dem heimischen Boden gelöst und konnte aus demselben neue und frische Volkskräfte saugen, während sie zugleich Gallien vor dem Vordringen neuer Stämme über den Rhein, vor einer neuen Völkerwanderung schützte.

Chlodovech und seine Franken waren noch Heiden, als sie in Gallien ihre Macht gewannen; dennoch gelang es bald dem Eroberer, sich bei den Eingeborenen in das glänzende Licht eines Vorkämpfers des katholischen Glaubens zu setzen. Als Chlodovech in der Schlacht gegen die Alamannen in große Gefahr gerieth, schwankte sein Glaube an die Götter, die er so lange mit Eifer verehrt hatte. „Ohnmächtig sind die," rief er, „die denen nicht helfen, die ihnen „dienen." Er beschloß, sich Christus, dem Gottessohne, anzugeloben, wenn er der Siegesgott sei. „Gewährst du jetzt mir den Sieg," betheuerte er, „so will ich an dich glauben und mich taufen lassen auf „deinen Namen." Der Sieg fiel den Franken zu, und Chlodovech gab sich in den Dienst Christi, des Gottessohnes. Der heilige Remigius, Bischof von Reims, wurde sein Lehrer im christlichen Glauben und wandte sein Herz dem Nicänischen Glaubensbekenntniß zu. Der König und sein Volk traten zur katholischen Kirche über, die nun die siegreichen Franken, wie die besiegten Gallier als Glaubensbrüder umfaßte.

Als der Bischof den König taufte und in den Dienst Christi stellte, spornte er ihn zugleich zu heißem Glaubenskampfe für den Herrn an, dem er sich weihe: „Beuge still deinen Nacken, Sikamber," sprach er, „und verehre, was du bisher mit Feuer und Schwerdt „verfolgtest, verfolge aber, was du verehrtest." Es hätte dessen kaum bedurft, denn mit unverbrüchlicher Treue und voller Hingebung, wie ein Dienstmann dem Herrn dient, stand nun Chlodovech im Waffendienst für seinen Herrn Christus. Schon in den Taufkleidern, als er durch Remigius vom Leiden Christi hörte, rief er aus: „Wäre ich mit „meinen Franken dabei gewesen, ich hätte ihn gerächt!" Und kaum

ein minderer Eifer beseelte sein Volk, sie begrüßten Christus, „der die „Franken liebt," mit Jubelgeschrei; sie meinten besser zu sein, als die Römer, weil jene die Märtyrer getödtet, während sie selbst über ihren Gebeinen herrliche Kirchen errichtet, und setzten ihren Stolz darauf, daß sie zum katholischen Glauben bekehrt und frei von der arianischen Ketzerei der anderen Germanen seien, die dem Herrn Christus nicht die ihm gebührende Ehre des Gottessohns zollten. Seitdem sahen die Römer, die in Gallien unter burgundischer und gothischer Herrschaft standen, voll Verlangen nach dem Frankenlande hinüber und wünschten Nichts sehnlicher, als die Ausdehnung der fränkischen Herrschaft.

Chlodovech ließ nicht lange auf sich warten, denn es verlangte auch ihn, Gallien von dem Joch seiner ketzerischen Gebieter zu befreien. Gegen den Burgunderkönig Gundobad wendet er zuerst seine Waffen, und Gundobad sieht keinen andern Rath, als die katholischen Bischöfe aus seinem Lande zu versammeln und aufzufordern, durch ihren Einfluß Chlodovech zum Rückzug zu bewegen; sie aber antworteten ihm, das beste Mittel, den Frieden zu erhalten, sei die Bekehrung des Königs und seines Volks zur katholischen Lehre, dann würden alle Feinde der Burgunder ohnmächtig sein. Und in der That rettete sich Gundobad nur dadurch, daß er der katholischen Kirche sich geneigt bewies. Dann griff Chlodovech die Westgothen südlich der Loire an. „Es bekümmert mich sehr," sprach er zu den Seinen, „daß „diese Arianer noch in Gallien sitzen. Laßt uns mit Gott aufbrechen „und dies Land in unsere Gewalt bringen." Chlodovech siegte über das Heer der Westgothen und dehnte sein Gebiet bis zur Garonne aus. Nur das Land südlich bis zu den Pyrenäen erhielt noch der weise Theoderich den Westgothen, während er die Provence für sich selbst in Besitz nahm; aber auch hier sehnte man sich schon nach Chlodovechs Herrschaft, der nicht als Eroberer, sondern als Befreier von der katholischen Bevölkerung des südlichen Galliens überall aufgenommen wurde. War die Ungleichheit des Glaubens hauptsächlich die Schwäche der Reiche der Gothen, Burgunder und Vandalen, so wurde die Einheit des Bekenntnisses die Stärke des fränkischen Reichs, sie sicherte den errungenen Besitz und führte von Eroberungen zu neuen Eroberungen.

507.

Nach Chlodovechs Tode wurde sein Reich unter seine vier Söhne getheilt. Für den Augenblick gelang es dem Ostgothen Theoderich wohl, den weitern Fortschritt des Merovingischen Reichs zu hemmen, aber bald traten Chlodovechs Söhne wieder in die Siegesbahn ihres

Vaters ein. Das burgundische Reich wurde zerstört; zugleich drang 534.
Theoderich, der älteste und tüchtigste Sohn Chlodovechs, dem besonders die östlichen, vorwiegend germanischen Theile des Reichs zugefallen waren, siegreich in das Herz der deutschen Länder ein und machte dem Thüringerreich ein Ende. Mit den Sachsen im Bunde hatte Theoderich gestritten; sie erhielten als Lohn den nördlichen Theil des Thüringerreichs, die Gegenden an Saale und Elbe bis südlich zur Helme und Unstrut, dagegen fielen die südlichen Theile um den Main bis gegen die Donau hin den Franken zu und wurden nach und nach fränkisches Land; nur die Gegenden in der Mitte vom Waldgebirge bis zur Unstrut bewahrten den thüringischen Namen und erhielten später einen Herzog unter fränkischer Hoheit. Dann wurden die Provence und Alamannien vertragsmäßig von den Ostgothen dem fränkischen Reiche abgetreten, und schutzlos unterwarfen sich endlich auch die baierischen Herzoge der Königsherrschaft der Merovinger. So vereinigte das fränkische Reich nicht nur fast das ganze römische Gallien, sondern umfaßte mit Ausnahme von Sachsen und Friesland, auch alle die Länder, wo deutsche Völker sich noch rein und unvermischt in ihren alten Sitzen erhalten hatten, und selbst sächsische Stämme zahlten schon den Franken Tribut. Ein Merovingischer König konnte sich gegen den Kaiser von Constantinopel rühmen, sein Reich erstrecke sich vom Weltmeere bis zur Donau und den Grenzen Pannoniens, und mit einem Angriff auf Constantinopel drohen.

Was diesem Reiche Dauer und Festigkeit lieh, war aber nicht allein, daß die germanische und celtisch-römische Bevölkerung, durch das katholische Bekenntniß verbunden, hier friedlich nebeneinander saßen, sondern noch vielmehr, daß alle lebenskräftigen Elemente des germanischen, wie des römischen Lebens sich hier allmählich in eigenthümlicher Weise durchdrangen. Es ist unleugbar, daß das geordnete Staatsleben der Römer auf die staatlichen Einrichtungen der Franken nicht ohne Einfluß war. Die königliche Gewalt, wie groß sie immer auch vor der Eroberung bei den Franken sein mochte, wurde doch erheblich erweitert, als die Rechte der Kaiser in Gallien auf die siegreichen Merovinger übergingen. Das römische Steuersystem wurde die Grundlage des fränkischen, obschon es manche Umgestaltungen erfuhr. Aber trotzdem blieben die ganzen Grundlagen des Staatslebens durch und durch deutsch. Die Heeresverfassung, der wichtigste Theil der Staatseinrichtungen in einer Zeit, wo nur mit dem stets gezückten Schwerdte sich die Selbstständigkeit der Staaten behaupten ließ, blieb ganz die germanische, und die Besiegten mußten sie von den

Siegern annehmen. Nicht minder deutsch war die Gerichtsverfassung im Reich, und in das Rechtsverfahren der Sieger mußte die alte Bevölkerung Galliens sich schicken. Die Standesverhältnisse gestalteten sich gleichfalls nach fränkischer Weise; allein Besitz, gesicherte Freiheit oder Dienst im Gefolge des Königs gaben Macht und Ehre, nicht mehr Brief-, Verdienst- oder Geldadel, wie zu den Zeiten der letzten römischen Kaiser. Endlich beruht auch das wesentlich auf deutscher Anschauung und Denkweise, daß den einzelnen Landschaften, Bezirken und Städten, wie den verschiedenen Nationalitäten, soweit der Bestand des Reichs dadurch nicht gefährdet wurde, weiter Raum zu freier Bewegung gelassen wurde, wie denn den Römern in ihren Rechtsstreitigkeiten die Entscheidung nach eigenem Rechte blieb und selbst die frühere Verfassung ihrer Städte noch einige Zeit erhalten wurde, wie ebenso die unterworfenen deutschen Stämme ihr besonderes Recht und ihre eigenthümlichen Gemeindeverfassungen sich bewahrten.

Das ganze Reich der Merovinger war in Grafschaften getheilt, die in den germanischen Theilen sich meist nach den Gauen, auf dem früher römischen Boden nach den alten Stadtgebieten begrenzten; die Grafen ernannte der König nach freiem Ermessen und übertrug jedem in seiner Grafschaft die Aushebung und Anführung des Heerbanns, die Erhebung und Ablieferung der Krongefälle, die Leitung der Rechtspflege und die Sorge für den Landfrieden. Jede Grafschaft zerfiel dann weiter in kleinere Bezirke, die den alten Hundertschaften der Deutschen entsprachen; in diesen wurde vom Grafen theils in regelmäßig wiederkehrenden, theils von ihm besonders gebotenen Versammlungen der freien Gemeindegenossen an den bestimmten Malstätten in alter, feierlicher Weise das Gericht gehegt, wo ihm jetzt der Vorsitz und die Leitung zufiel, während ihm mit Rechtsbelehrung zur Seite trat der von der Gemeinde gewählte Richter, in dem sich freilich die einst so angesehene Stellung der Gaufürsten kaum mehr erkennen ließ; noch nahm die Gemeinde selbst lebendigen Antheil an dem Gericht und fand in den meisten Fällen das Urtheil selbst. Ueber mehrere Grafschaften wurde gewöhnlich ein Herzog gesetzt, dessen Befugnisse sich aber wesentlich nur auf die Heerverfassung bezogen. Der herzogliche Name hatte demnach seine alte Bedeutung verloren und bezeichnete in Gallien lediglich einen militairischen Beamten ohne eine freiere und ausgedehntere Gewalt. Anders war es in Baiern und Alamannien, wie später in Thüringen, wo die Herzöge an der Spitze der ganzen Landesverwaltung, gleichsam als Statthalter des Königs, standen und die Rechte desselben fast in ihrem ganzen Umfange, nur nicht in freier

Macht, sondern als des Königs Diener übten. Wie diese Herzöge meist altadeligen Geschlechtern des Landes angehörten, fehlte es ihnen nicht an großem, persönlichem Einfluß in ihren Gebieten, und so traten sie oft mehr als Vertreter ihrer Stämme, denn als Beamte des Königs auf. Der Trieb nach Besonderung regte sich ohnehin fortwährend in diesen Stämmen und trat bald auch in Gallien wieder hervor; wenn auch in jenen ersten Zeiten die Königsmacht noch so stark war, daß der Einheit des Reichs kaum Gefahr drohte, so bildeten sich doch nach und nach nationale und provincielle Unterschiede bedenklicher Art aus. Dies geschah um so leichter, als das Königthum allein die verschiedenen Theile des Reichs verband, und allgemeine Landesversammlungen weder stattfanden, noch bei der Ausdehnung des Reichs stattfinden konnten. Chlodovech hielt noch die große Heeresversammlung des Volks am 1. März ab; nachher aber kam sie in Gallien in Vergessenheit, während sie in dem östlichen Theile des Reichs, der fast durchweg von germanischen Stämmen bewohnt war, sich beständiger erhielt und selbst noch benutzt wurde, um die Stimmen des Volks über neue Gesetze einzuholen. Da auch Versammlungen der Gaugemeinden nicht mehr abgehalten wurden, zog sich das politische Leben der niedern Kreise des Volkes wohl ganz in die Versammlungen zurück, die der Graf in den Hundertschaften berief; es war noch immer ein trotziges und freiheitsliebendes Geschlecht, mit dem er es hier zu thun hatte.

Es waren, wie gesagt, alle Einrichtungen des Staats tief in dem germanischen Wesen begründet, und die celtisch-römische Bevölkerung des Landes mußte sich den fremden Staatsformen fügen, aber sie that das um so leichter, als sie nur so eine gesicherte Zukunft hoffen konnte und durch die Kirche, welche durch und durch römischen Ueberlieferungen folgte, ihrerseits völlig die fränkischen Sieger beherrschte. Die Sprache der Kirche war und blieb die lateinische; die ganze äußere Gestaltung derselben war unter römischen Einflüssen in Gallien erfolgt und erlitt durch die Eroberung der Franken keine Veränderung; die bischöflichen Stellen wurden mindestens in der ersten Zeit ausschließlich mit Römern besetzt, und das Ansehen der Bischöfe war unaufhörlich im Zunehmen, selbst in alle staatlichen Geschäfte griffen sie schon mit bedeutendem Einfluß ein. Wenn die Wahlen der Bischöfe auch von den Königen bestätigt und meist nach dem Willen derselben getroffen wurden, so waren die Bischöfe selbst doch weit davon entfernt, ihre Stellung als ein Geschenk königlicher Gnade anzusehen. Ein starkes Gefühl der Selbstständigkeit regte sich vielmehr

schon früh in ihnen, zumal sie sich als Glieder einer großen, über ganz Gallien verbreiteten Körperschaft wußten und bereits seit Chlodovech in Reichs- wie in Provincialsynoden zusammentraten und vereint wirkten. Freilich wurden diese Synoden nur mit der Einwilligung der Könige gehalten, aber darum bewegten sie sich nicht minder frei auf dem kirchlichen Gebiet und griffen oft genug auch in die Kreise des Staates ein. Die Könige mußten einen Bruch mit der Geistlichkeit vielleicht noch mehr fürchten, als die Bischöfe den mit dem Staate.

Im Merovingischen Reiche kam es zuerst zu klarer Erkenntniß, daß der germanische Staat und die römische Kirche einander bedürften, wenn sie ihre Macht behaupten wollten, und in diesem Gefühl unabweisbarer Nothwendigkeit verbanden und durchdrangen sie sich auf das Innigste. Durch ihre Vereinigung gewannen alle Verhältnisse des Lebens eine neue Gestalt, die Gedanken der Menschen schlugen andere Richtungen und Wege ein, als vordem; nicht auf einen Schlag, sondern allmählich traten in Sitte, Sprache und Gewohnheit sich die germanische und römische Welt näher, und es fanden sich gemeinsame Mittelpunkte, in denen sich die Nationalitäten, die sich so lange feindlich gegenübergestanden hatten, ausglichen und begegneten. Die Entwickelung der kirchlich-politischen Verhältnisse, die im Merovingerreiche begann, hat das ganze weitere Leben des Mittelalters beherrscht.

Das langobardische Reich.

Während die fränkische Macht sich mehr und mehr befestigte, gingen die Reiche der Gothen und Vandalen entweder ihrem völligen Untergange oder doch einer bedenklichen Auflösung entgegen. Justinian, ein Bauernsohn aus Dacien, slavischer Abkunft, wie man meint, war durch wundersame Schicksale, die seine ärmliche Familie betroffen hatten, auf den Thron des Ostreichs erhoben worden. Ein Mann, den das Glück so begünstigt hatte, konnte wähnen, es sei ihm Alles möglich, und den kühnen Entschluß fassen, die verlorene Macht Roms im Westen wiederherzustellen. Sobald er vor den Persern im Osten Ruhe gewonnen hatte, sandte er sein Heer gegen die Vandalen. Als Vertheidiger der rechtgläubigen Lehre gegen die Arianer begann er den 534. Krieg, und in zwei Feldzügen wurde das vandalische Reich gänzlich vernichtet. Sofort wandte Justinian dann die Waffen gegen das ost-

gothische Reich und verlangte den Beistand der fränkischen Könige zu diesem Kampfe. „Ihr müßt mit mir gemeinsame Sache machen," schrieb er ihnen, „denn es verbindet uns der wahre Glaube und glei-„cher Haß gegen die Gothen." Die Franken gaben Versprechungen, aber sie waren nicht gewillt, dem Kaiser ein Land zu unterwerfen, auf das sie selbst schon ihr Augenmerk gerichtet hatten; sie ließen vielmehr zeitweise den Gothen einen eigennützigen Beistand angedeihen. Aber trotz dieser Hülfe, trotz eines erneuerten Angriffs der Perser auf das Ostreich, trotz des heldenmüthigen Kampfs der Ostgothen selbst fiel dennoch endlich die von Theoderich begründete Herrschaft, der Kaiser erstreckte seine Macht wieder über ganz Italien und konnte sich rühmen, die Einheit der Republik neugewonnen zu haben. Und schon wandte er seinen Blick auch auf das westgothische Spanien, er sandte Flotten und Heere dorthin; von den Küsten des Mittelmeers aus drangen die Griechen tief in das Land ein. Sobald die Heere des rechtgläubigen Kaisers sich zeigten, erhob sich die römische Bevölkerung im Lande; die Sueven, bis dahin Arianer, aber von jeher der Westgothen Feinde, wandten sich mit ihrem Könige dem katholischen Glauben zu und traten mit den Griechen in Verbindung; zu derselben Zeit griffen die Franken die letzten Besitzungen der Westgothen im Norden der Pyrenäen an; Alles schien sich zum Untergange dieses Reichs zu vereinen. Dennoch erhielt es sich und erhob sich sogar nach Justinians Tode noch einmal aus seinem Verfall. Die Aufstände der römischen Bevölkerung im Innern wurden niedergeworfen, eine Seestadt nach der andern, wenn auch sehr allmählich, den Griechen wieder entrissen, das Reich gegen die Franken geschützt, und der Herrschaft der Sueven sogar ein Ende gemacht; aber nur dadurch wurde dies Alles möglich, daß die Gothen sich dem Glauben der Römer zuneigten und König Reccared endlich zur katholischen Kirche übertrat. Seitdem gewannen die römischen Bischöfe auf die Angelegenheiten des Staats den erheblichsten Einfluß, die Gothen verbanden sich enger und enger den Römern und wurden endlich selbst ihrer germanischen Sprache und Sitte untreu. Der Gothe Reccared war der erste germanische König, der sich von einem Bischofe krönen ließ, nachdem es schon seit mehr als einem Jahrhundert Sitte war, daß die Kaiser zu Constantinopel feierlich aus den Händen der Patriarchen das Diadem empfingen.

554. 586.

Indessen hatte sich bald nach Justinians Tode der größte Theil Italiens dem Ostreiche wieder entzogen. In dem langandauernden Kriege zwischen Griechen und Gothen war das Land in entsetzlicher

Weise verwüstet; verheert und verödet fiel es dem Ostreiche wieder zu, nur durch die äußerste Sorgfalt hätte es wieder zu der Blüthe gebracht werden können, in der es einst unter Theoderich stand. Aber an dieser Sorgfalt fehlte es Justinian und noch mehr seinen Nachfolgern; Italien sah sich als eine misachtete Provinz behandelt, welche die Beamten des Kaisers fast nicht minder aussogen, als jener fürchterliche Krieg. Früh genug sehnte man sich nach der Herrschaft der Germanen zurück, und sicher wäre das Land schon damals eine Beute der fränkischen Könige geworden, wenn nicht vierzehn Jahre nach der Zerstörung des ostgothischen Reichs die Langobarden über die Alpen 568. gestiegen wären, um sich in der südlichen Halbinsel neue Wohnsitze zu suchen.

Mit den Gepiden hatten sich die Langobarden noch bis auf diese Zeit in den unteren Donaugegenden gehalten und hier zuletzt die germanische Herrschaft behauptet. Im steten Kampf mit den Kaisern zu Constantinopel, wie mit den Bulgaren und Avaren, asiatischen Nomadenstämmen, die auf den von den Hunnen eröffneten Wegen nach Europa vorgedrungen waren, hätten Gepiden und Langobarden hier nur durch das engste Zusammenhalten ihre Macht sichern können, aber allen Gefahren zum Trotz stürzten sie sich in einen Vernichtungskrieg gegeneinander. Das Gepidenreich unterlag den Langobarden, und bald darauf mußten diese selbst ihre Wohnsitze den Avaren räumen, die nun weit über Dacien und Pannonien hin ihre Macht ausbreiteten und selbst die östlichen Theile der Alpen bis zur dalmatischen Küste ihrer Gewalt unterwarfen. Die Langobarden stiegen nach Italien hinab; unter ihren Königen Alboin und Cleph eroberten sie in siebenjährigem Kampfe die Gegenden um den Po, denen sie für alle Zeiten den Namen des Langobardenlandes gaben; dann drangen sie südwärts auf der Westseite des Apennins bis in die Nähe Roms vor, indem sie gleichzeitig im Friaul ein Herzogthum errichteten, um die Angriffe der Griechen und Avaren vom Osten auf ihre neugewonnene Herrschaft abzuwehren. Wenn es ihnen später auch noch gelang tiefer in das italische Land einzudringen und in der Mitte desselben das Herzogthum Spoleto, im Süden das Herzogthum Benevent zu begründen, niemals erreichten sie doch die völlige Unterwerfung des Landes. Die venetianischen Inseln, der ganze Küstenstrich von der nördlichen Pomündung bis nach Ancona hin, an dem Ravenna, damals der Hauptsitz der griechischen Macht in Italien, belegen war, die Südspitze der Halbinsel mit Sicilien, und am westlichen Meere die Landschaften von Rom und Neapel — dies Alles blieb in den

Händen der Griechen, und so entstand damals jene unheilvolle Spaltung Italiens, die bis auf den heutigen Tag fortgedauert hat.

Die Langobarden waren, wie die Gothen, Arianer; der religiöse Zwiespalt zwischen den Eroberern und den besiegten Bewohnern des Landes lebte demnach von Neuem auf, ja schien noch um so gefährlicher für die neubegründete Herrschaft, da die Langobarden sich nicht vollends zu Herren der Halbinsel machten, sondern stets den Feind unmittelbar auf dem Nacken behielten, und da überdies die königliche Gewalt bei ihnen noch minder fest, als bei anderen germanischen Stämmen, begründet war. Wenn die neue Herrschaft sich dennoch befestigte, so geschah dies zunächst durch die schonungslose Härte, mit der die Langobarden zuerst ihren Sieg benutzten. Die römische Bevölkerung wurde vollständig als Kriegsbeute behandelt: sie verlor nicht nur ihre politischen Rechte, sondern selbst ihre persönliche Freiheit wurde gemindert, das Grundeigenthum ihr genommen oder nur gegen Abgabe eines Drittheils der Früchte zur Bestellung belassen, das römische Recht verlor seine öffentliche Geltung, und die Römer kamen ohne eigene Beamte unter die Gewalt der langobardischen Befehlshaber. Die Langobarden standen während der Eroberung in einer ausgebildeten Heeresverfassung, die sie auch nach derselben festhielten. Ihre Herzöge vertheilten unter sich die städtischen Territorien; sie selbst nahmen in den Hauptstädten ihren Sitz, während ihre Kriegsmannen sich über den ganzen Bezirk verbreiteten; unter den Herzögen standen Schultheiße an der Spitze kleinerer Bezirke und der darin angesessenen Kriegsmannen, unter diesen weiter die Decane; sie alle zunächst militairische Befehlshaber, die aber zugleich die ganze bürgerliche Verwaltung und Rechtspflege in ihren Händen hatten. Indem die durchgehende Spaltung, die unter der gothischen Herrschaft zwischen dem germanischen und römischen Theil der Bevölkerung bestanden hatte, vermieden wurde und die Römer nun, wenn auch widerstrebend, in die langobardischen Verhältnisse eintreten mußten, mußte sich zugleich eine Verschmelzung der beiden Nationalitäten nothwendig anbahnen. Als dann die Langobarden, die schon von Anfang an gerade die katholische Kirche ihre Härte am wenigsten hatten fühlen lassen, sich mehr und mehr ihr zuneigten und endlich etwa hundert Jahre nach der Eroberung dem Arianismus völlig absagten, als so der Glaube der Besiegten über den Sieger die Oberhand gewann, da vollzog sich die weitere Verschmelzung mit reißender Schnelligkeit. Schon fingen die Langobarden, die von römischer Bildung ganz unberührt nach Italien gekommen waren, an sich auch in Kunst und Wissenschaft als nicht un-

gelehrige Schüler der Römer zu zeigen, schon nahmen sie angesehene Römer, die sich der griechischen Herrschaft entzogen, freudig in ihr Reich auf und gestatteten ihnen gern nach eignem Rechte zu leben; die früher hart unterdrückte römische Bevölkerung wurde nun auf vielfache Weise begünstigt und das schmachvolle Zeichen der Besiegten ihr genommen. Seitdem hatte das Land von den Angriffen der Griechen und Franken, die sich stets wiederholt hatten, kaum mehr ernstlich zu fürchten, und die beiden Volksstämme in demselben wuchsen zu einer Nation zusammen, deren Staatsformen wesentlich an die deutsche Herkunft erinnerten, die aber in ihrem Glauben, ihrer Sprache und in den Anfängen neuer Kultur ihren römischen Ursprung deutlich zu erkennen gab.

Indem der Südwesten Europas überall eine zahlreiche deutsche Bevölkerung und mit ihr viele Elemente deutschen Lebens in sich aufgenommen hatte, erfuhren alle Verhältnisse hier eine vollständige Umwandlung. Die Deutschen hatten die römische Bevölkerung, die sie vorfanden, vor Allem mit ihrem Freiheitssinn erfüllt und das verweichlichte Geschlecht wieder an den Gebrauch der Waffen gewöhnt. Wie tief diese Umgestaltung des Lebens Alles ergriff, was nur in irgend welche Berührung mit den Germanen kam, zeigt sich recht klar darin, daß selbst in dem griechischen Italien der kriegerische Geist aufs Neue erwachte. Auch in Rom, Neapel und Ravenna griff die Bürgerschaft wieder zu den Waffen und zeigte bald einen selbstständigen, trotzigen Geist gegen die Griechen; auch hier bildeten sich neue Verhältnisse aus, sehr nahe denen verwandt, die das langobardische Italien beherrschten. Aber so stark die Einwirkungen der germanischen Eroberung auch waren, nirgends als in Britannien und in den Rhein- und Donauländern waren die germanischen Lebenselemente zu vollständiger Herrschaft gelangt. Die römische Glaubenslehre und Kirchenverfassung, die römische Sprache und Bildung, so manche Einrichtungen des römischen Staatslebens erhielten sich nicht nur bei den Besiegten, sondern übten bald ihre Macht auch an den Siegern. Von den Römern lernten die germanischen Herren nicht nur lesen und schreiben, sondern auch festere Ordnungen in Staat und Kirche begründen. Der zahlreichere Stamm der Besiegten drängte überdies mit seiner Nationalität mehr und mehr die der Sieger zurück und nöthigte endlich diese ihre starre Eigenthümlichkeit aufzugeben und sich der fremden Art zu verschmelzen. Nicht allein in Spanien und Italien zeigt sich diese Entwickelung, sie tritt nicht minder in allen den Theilen Galliens hervor, wo sich eine dichte römische Bevölkerung erhalten hatte.

Auf diese Weise haben sich die romanischen Nationen gebildet,

darin alle verwandt, daß sie auf einer Mischung und Verquickung römischer und germanischer Volkseigenthümlichkeit beruhen, aber jede in Sitte und Sprache doch wieder besonders und eigenthümlich, wie sie sich denn auch in der Folge staatlich getrennt entwickelten. Die romanische Art hat sich dauernd in dem Besitz von Spanien, Italien und des größeren Theils von Gallien behauptet, wenn letzteres auch den Namen des Frankenreichs behielt, und überall sind die rein germanischen Elemente hier allmählich wieder verdrängt worden. Nur die von den Alamannen und Baiern eroberten Donauländer, die von den Franken besetzten Landstriche an Mosel, Maas und Schelde und das von den Angelsachsen eingenommene Britannien wurden von dem großen römischen Reiche für alle Folge der deutschen Nationalität gewonnen. Dies allein blieb den Germanen von ihren großen Eroberungen während der Völkerwanderung, sonst welkte Germaniens Kraft außerhalb Germaniens wieder dahin.

8.

Zersplitterung und Schwäche des Abendlandes. Herstellung der fränkischen Monarchie.

Einzeln und ohne gemeinsamen Plan hatten die germanischen Völker das römische Reich angegriffen und erobert, selbstständig dann ihre Herrschaften begründet und so den Zusammenhang früher auf das Engste verbundener Länder gelöst. Die Einheit Europas und des Abendlands war zerrissen, und es war um so weniger Hoffnung dieselbe herzustellen, als die germanischen Könige, ohne jedes Gefühl für gemeinsame Interessen, sich untereinander unablässig bekriegten und die beherrschten Völker selbst unter der Einwirkung des germanischen Wesens sich eher von einander entfernten, als sich näherten.

Wenn bisher in Spanien, Italien und Gallien noch größere Reiche zusammengehalten waren, so beruhte dies mehr auf überkommenen staatlichen und kirchlichen Einrichtungen aus der Römerzeit, als auf der staatenbildenden Kraft der Germanen. Wo es den Eroberern gelang, die römischen Einrichtungen mit Stumpf und Stiel auszurotten, wie in Britannien, zerfiel sofort die frühere Einheit des Landes, und was bisher verbunden war, wurde in kleine Herrschaften zerrissen.

Nicht ein einiges Reich hatten die Angelsachsen und die ihnen nachziehenden Jüten auf den britannischen Inseln gegründet, sondern unter sieben oder vielmehr acht Herrschaften, die nur sehr lose Bande verknüpften und die häufig untereinander in Fehde standen, wurde das Land getheilt. Der Besonderungstrieb der Germanen drohte in gleicher Weise auch die größeren Reiche, die noch bestanden, allmählich weiter zu zersetzen und zu zerklüften und so den Zusammenhang des Abendlandes vollends aufzulösen und zu vernichten.

Die traurigsten und nachtheiligsten Folgen dieser Zersplitterung zeigten sich bald überall in den neubegründeten Reichen. Die Kraft der Völker gegen die mit wilder Eroberungslust neu anstürmenden Barbaren zu sammeln, ward unmöglich, statt dessen führten die germanischen Könige unter sich verheerende Kriege, und im Innern ihrer Reiche erhoben sich zahllose und endlose Fehden, welche nicht nur die äußeren Ordnungen der Staaten lösten, sondern auch alle sittlichen Bande lockerten. Willkühr und Zuchtlosigkeit trat an die Stelle der festen rechtlichen Ordnung; Freiheit und Wehrhaftigkeit schienen ohne die Zügel des Gesetzes, des Glaubens und geheiligter Sitte der römischen Welt nur zu ihrem Verderben zurückgegeben zu sein; Gewaltthat und roheste Sinnenlust herrschte bei Hoch und Niedrig. Die christliche Kirche, ohne Halt und Zusammenhang, konnte dem immer weiter um sich fressenden Sittenverderbniß nicht wehren und wurde von der Fäulniß der Zeit selbst ergriffen; die Geistlichkeit versank in das eitelste und roheste weltliche Treiben, dem nicht einmal der äußere Schimmer geistiger Bildung blieb. Denn Kunst und Wissenschaft, früher so kräftige Mittel, um tiefere Regungen in den Gemüthern der Menschen zu wecken, und so starke Bande, um widerstrebende Völker geistig zu einen, hatten alle Anerkennung und Bedeutung verloren. Bis zu dem Ende des sechsten Jahrhunderts lassen sich die letzten schwachen Spuren altrömischer Kunst und Wissenschaft verfolgen, dann tritt ein Zeitalter der entsetzlichsten Barbarei ein, in dem nirgends im Abendlande ein Funke geistigen Lebens und Strebens aufleuchtet. Alles, was uns aus dieser Zeit in Schrift- und Kunstwerken erhalten ist, trägt den Stempel der grausenhaften Verwilderung, die überall nun in jenen Ländern herrschte, die einst unter Roms Herrschaft vereinigt in der herrlichsten Blüthe gestanden hatten. Es war, als ob die Menschheit sich selbst vergessen und von schwindelnder Höhe in den tiefsten Abgrund gestürzt hätte.

Der Zustand der abendländischen Welt schien hoffnungslos, aber er war es nicht. Das Saatkorn muß zerfallen, soll neue Frucht ge-

deihen. Das römische Reich ging unter, auf den Trümmern desselben führten viele Geschlechter ein trauriges Dasein, aber es kam die Zeit, wo Germanen und Romanen im Bunde über den Ruinen einen festeren und tüchtigeren Bau aufführten. Die Stunde der Erhebung schlug, aber freilich erst nach langem und tiefem Verfall.

Vieles trug dazu bei die römisch-germanischen Reiche immer mehr zu zersplittern und zu schwächen: zuerst daß die Thronfolge nirgends in heilsamer Weise geregelt war, indem sie entweder zwischen Wahl und Erblichkeit schwankte oder, wo sie fest auf Erblichkeit beruhte, mit Reichstheilungen verbunden war; dann daß das Königthum, durch die schwankende Thronfolge geschwächt, die immer mächtiger aufstrebende Aristocratie nicht mehr im Zaume zu halten vermochte, und diese sich nun in den einzelnen Landestheilen eine selbstständige Gewalt zu gründen bemüht war; endlich daß die nationalen und localen Unterschiede, die lange gewaltsam unterdrückt waren, sich jetzt entfesselt mit um so größerer Hartnäckigkeit Geltung zu verschaffen suchten.

So geschah es vor Allem in Gallien, wo die Merovinger das Reich gleich wie einen Privatbesitz vererbten und, wenn mehrere Erbsöhne vorhanden waren, ungescheut und unbesorgt theilten. Durch diese Theilung wurden Austrasien, der östliche, und Neustrien, der westliche Theil des eigentlichen Frankenlandes, von einander gerissen; Burgund, wie Aquitanien, das frühere westgothische Gebiet, südlich von der Loire, erlangten wieder eine besondere Stellung. Daneben gewann die celtische Nationalität in der Bretagne immer freieren Spielraum und strebte nach politischer Selbstständigkeit; schon erkannten die Häuptlinge der Britten nur mit den Waffen gezwungen die Hoheit der Könige an. Zugleich stiegen von den Pyrenäen die Gascogner herab, ein tapferes Bergvolk, das die südlichen Theile des Landes eroberte und nur nach harten Niederlagen zeitweise wieder in seine Berge zurückwich. Durchgreifende Unterschiede bildeten sich in allen Theilen des Landes aus. Es schied sich der südliche Theil des Frankenreichs vom nördlichen, jener weniger, dieser mehr von den Einflüssen der germanischen Sitte und Sprache berührt; es schied sich im nördlichen Theil der Westen wieder vom Osten, und während in jenem, in Neustrien, das römische Element doch endlich die Oberhand gewann, erhielt sich der Osten im Wesentlichen bei germanischer Sitte und Sprache.

Mit Austrasien war die Herrschaft über die jenseits des Rheins wohnenden germanischen Stämme verbunden, aber schon lösten sich auch diese mehr und mehr von dem Verbande der Monarchie ab.

Die Herzöge von Baiern aus dem Geschlechte der Agilolfinger, obschon von den Königen gesetzt, übten bald eine wirklich landesherrliche Gewalt aus, sie setzten die Grafen im Lande ein, ernannten die Richter und ordneten alle Verhältnisse Baierns unter steter Theilnahme des Volks, denn die alte Gauverfassung bestand unverändert hier fort und gewann jetzt sogar neue Kraft und Bedeutung. Aehnlich gestalteten sich die Verhältnisse bei den Alamannen, obgleich die herzogliche Gewalt hier öfters getheilt war und deshalb nicht zu gleicher Stärke gedieh. Auch Thüringen erhielt eigene Herzöge, die, wenn sie auch nur königlicher Gnade ihre Einsetzung verdankten, doch oft mit großer Selbstständigkeit auftraten. Wenn die Monarchie der Merovinger da auch äußerlich sich noch in einem gewissen Zusammenhange erhielt und darstellte, so war dieser in der That doch innerlich im siebenten Jahrhundert schon völlig gelöst, und das Reich bestand aus einer Anzahl kleinerer oder größerer fast selbstständiger Herrschaften und Gebiete, die fast unausgesetzt in Fehde miteinander standen. In den Reichen der Westgothen und Langobarden waren die politischen Verhältnisse damals in ähnlicher Auflösung begriffen.

Um so gefährlicher waren aber diese inneren Spaltungen, als die Kämpfe mit den äußeren Feinden in keinem Augenblicke ruhten. Noch immer standen die Langobarden im Kampf mit dem Ostreich, die Angelsachsen mit den nach dem Westen ihres Inssellandes zurückgedrängten Britten; die Franken hatten, während die Kriege mit den Westgothen, Friesen und Sachsen selten ruhten, überdies mit den Avaren an der Donau und mit den Slawen an der Elbe, gleich gefährlichen Feinden, zu kämpfen.

Nachdem die östlichen Gegenden Europas von den Germanen verlassen waren, hatten sich die ihnen bisher unterworfenen slawischen Stämme zur Freiheit erhoben und waren theils nach Abend gegen die germanischen Völker, theils nach Süden bis zu den Grenzen des morgenländischen Kaiserthums vorgedrungen. Slovenzen, Kroaten, Serben und Bulgaren — denn auch die letzteren galten, nachdem sie slawische Sitte und Sprache angenommen hatten, für Slawen — fanden endlich im griechischen Reiche Aufnahme und wurden in den Nordprovinzen vom adriatischen bis zum schwarzen Meer in den Gegenden an der Donau und Sau, wie einst die germanischen Völker zur Vertheidigung der Grenzen, angesiedelt. Die gegen Abend vorgedrungenen Stämme erkämpften sich dagegen Wohnsitze, die sie zu Grenznachbaren der Deutschen an der Elbe, am böhmischen Waldgebirge, an der mittleren Donau und in dem östlichen Theile der

Alpen machten. Von der Elbe bis über die Oder breiteten sich zahlreiche Stämme der Wenden aus; das Land zwischen Saale und Elbe unterwarfen die Sorben; das böhmische Land besetzte der Stamm der Czechen und vom Fichtelgebirge dehnten sich noch weiter gegen Abend slawische Niederlassungen bis in die Main- und Regnitzgegenden aus; von den Quellen der Elbe bis zu den Ufern der March setzten die Mähren sich fest; von der Donau ausgehend, nahmen endlich die Karantanen oder Winden, ein Theil der Slovenzen, die östlichen Alpengegenden, die man jetzt mit dem Namen von Steiermark, Kärnthen und Krain bezeichnet, zum großen Theil in Besitz. Längere Zeit hatten dann die meisten dieser Stämme die Herrschaft der Avaren über sich anerkennen müssen, endlich aber schüttelten sie das harte Joch derselben ab, und unter ihrem Führer, dem Franken Samo, gründeten sie ein eigenes Reich, dessen Kern das Böhmenland war, das aber 627. von hier aus sich südlich bis zu den steierschen Alpen, östlich bis an die Karpathen und nördlich bis an die Havel und Spree erstreckte. Es war das erste große Slawenreich, und wie die Germanen zuerst unter römischem Einflusse zur Gründung größerer Staaten gelangten, so entwickelten sich bei den Slawen die Anfänge eines umfassenderen staatlichen Lebens erst unter Einwirkung der Deutschen. Siebenunddreißig Jahre hat Samo seine Herrschaft nicht nur gegen die Macht der Avaren, sondern auch gegen die Waffen seiner eigenen Stammesgenossen behauptet und viel dazu beigetragen, die Macht der Slawen im Osten Deutschlands für alle folgenden Zeiten zu befestigen.

Den Kämpfen, die auf allen Seiten das Frankenreich bedrängten, zeigten sich die Merovingischen Könige nicht mehr gewachsen; ein entartetes und in Lüsten versunkenes Geschlecht, hatten sie der übermüthigen Aristocratie bereits die Zügel der Herrschaft überlassen, und ein Glück noch war es, daß sich in der früher kaum hervorleuchtenden Stellung des Hausmeiers allmählich eine Gewalt herausbildete, welche für die unfähigen Könige die Leitung des Staats übernehmen konnte. Der Hausmeier galt fortan für den ersten Kron- und Hofbeamten, ohne dessen Rath und Mitwirkung kein Staatsgeschäft unternommen werden konnte, er war die Seele der ganzen Verwaltung, der Anführer des Dienstgefolges im Kriege, denn schon war es in den gallischen Ländern fast unmöglich ein Aufgebot des ganzen Volkes zu Stande zu bringen. Als die Monarchie wiederholentlich in die Reiche Austrasien, Neustrien und Burgund getheilt wurde, bedurfte jedes dieser Reiche eines besonderen Hausmeiers, da ohne denselben kein König mehr zu regieren vermochte. Und bald wurden in allen Theilen der Mon-

archie die Hausmeier schon nicht mehr von den Königen selbst ernannt, sondern durch Wahl der Großen ihnen gesetzt und zeigten sich daher zumeist auch als Gönner derer, denen sie ihre Erhebung verdankten. Die Macht des Königthums war gebrochen.

Die Einheit der fränkischen Monarchie, die unter den germanischen Reichen den größten Umfang gewonnen hatte, und auf die sich trotz ihrer Zerrüttung immer noch die meisten Hoffnungen für die Zukunft gründeten, hätte sich völlig auflösen müssen, und die Möglichkeit, das Abendland über kurz oder lang wieder näher zu vereinen, wäre vielleicht für immer genommen worden, wenn sich nicht in dem germanischen Theil der Monarchie, in Austrasien, endlich ein tapferes und unternehmendes Geschlecht erhoben hätte, welches die vergessenen Absichten Chlodovechs wieder aufnahm, die Macht des Reichs aufs Neue sammelte, allen Ueberlieferungen der Deutschen zum Trotz das entartete Königsgeschlecht beseitigte und sich selbst auf den Thron erhob.

628. Aus diesem Geschlecht tritt zuerst Pipin von Landen hervor, der als Hausmeier für den unmündigen König Dagobert eine fast unumschränkte Gewalt in Austrasien gewann, die er hauptsächlich dazu anwandte, alle Kräfte des Merovingischen Reichs noch einmal, so weit es möglich war, zu vereinen. Er breitete die Gewalt Dagoberts auch über Neustrien und Burgund aus und gedachte die Macht des vereinten Reichs sofort zu den glänzendsten Unternehmungen zu benutzen. Das Reich des Samo, die Avaren, alle Völker bis zu den Grenzen des morgenländischen Kaiserthums sollten unterworfen werden und die fränkischen Waffen so wieder zu Ehren gelangen. Aber sogleich brachen die alten Fehden zwischen Neustrien und Austrasien wieder aus, der Ausgang des Kampfes mit den auswärtigen Feinden war für den König unglücklich, die abhängigen deutschen Stämme verweigerten den Gehorsam, und die kaum begründete Einheit des Reichs löste sich wieder auf, indem Dagobert den Austrasiern seinen unmündigen Sohn Sigibert **III.** zum Könige zu geben gezwungen wurde, während ihm selbst kurz darauf in der Herrschaft über Neustrien und Burgund sein anderer Sohn Chlodovech **II.** folgte. Willkührlich herrschten darauf in Neustrien zügellose Factionen des Adels, während in Austrasien Grimoald, Pipins Sohn, die Ordnung aufrecht erhielt. Als er aber nach Sigiberts Tode schon kein Bedenken mehr trug, seinen eigenen Sohn auf den Thron zu erheben, empörte sich das Volk gegen ihn; er selbst

656. wurde mit seinem Sohne erschlagen und die königliche Herrschaft den Merovingern zurückgegeben. Doch bald fiel Pipin von Heristal, Grimoalds Schwestersohn, nicht desto minder alle Macht in Austrasien wie-

der zu; er nannte sich Herzog der Austrasier, stellte sich an die Spitze des austrasischen Heerbanns und mochte zuerst wohl daran denken, sich in diesen deutschen Gegenden, die er schon mit seinem Ansehen beherrschte, eine ähnliche Stellung gegen die Könige zu sichern, wie sie die Herzöge der andern deutschen Stämme im Lande der Alamannen, Baiern und Thüringer bereits sich gewonnen hatten. Aber in dieser Stellung bedroht und zugleich aufgefordert, gegen den übermüthigen Adel Neustriens seine Waffen zu wenden, schritt er bald weiter und dehnte seine Herrschaft auch über die romanischen Theile der fränkischen Monarchie aus. Durch die Schlacht bei Testri wurde er Herr von Neustrien und setzte einen seiner Söhne hier zum Hausmeier ein. Seitdem ruhte in den Händen Pipins, der sich Herzog und Fürst der Franken nannte, das Schicksal der ganzen Monarchie, und den Merovingern blieb Nichts, als die leeren Titel und die werthlosen Abzeichen des Königthums. 687.

Als die königliche Gewalt, die hauptsächlich in den romanischen Theilen der Monarchie ihren Sitz gehabt hatte, verfiel, weil die frische Kraft des deutschen Königshauses unter den Einflüssen der verderbten Römerwelt verkam und versiegte, da erhob sich also ein neues ruhmliebendes und waffenlustiges Geschlecht, das sich in ungebrochener Kraft und stolzem Selbstgefühl für berufen hielt, den erblichenen Glanz des fränkischen Namens wieder hell vor der Welt leuchten zu lassen. Die Wurzeln seiner Macht lagen aber in den deutschgebliebenen Theilen des Reichs und vor Allem in dem Lande der Ripuarier, des Frankenstamms, in dem sich deutsches Recht und deutsche Sitte reiner als bei den Saliern erhalten hatte, wo das deutsche Freiheitsgefühl noch in dem Herzen des Volks lebte, das alte Märzfeld noch zusammentrat, die Gemeinde und das Volksgericht noch in alter Weise bestand. Von hier aus wurden neue Lebenskräfte auch den romanischen Theilen der Monarchie wieder zugeführt und die zerrütteten Verhältnisse aufs Neue befestigt. Von den alten Königsstädten an der Loire, Seine, Marne und Aisne wurden die Sitze der Herrschaft jetzt an den deutschen Rhein verlegt, der Mittelpunkt des Reichs aus den romanischen Gegenden in die germanischen übertragen.

Welch' ein Glück für die Welt war es, daß sich ein kräftiger, streitbarer Staat damals im Herzen Europas erhob! Denn schon stürmten die Araber, nachdem sie in Asien und Afrika eine Provinz nach der andern dem Kaiser von Constantinopel entrissen und sieben Sommer nacheinander seine Hauptstadt belagert hatten, gegen das Abendland vor. Von der Nordküste Afrikas setzten sie über die Meer-

enge des Hercules, der ſie für alle Zeiten einen neuen Namen liehen, und ſchon bei dem erſten Zuſammenſtoß wurde die Macht der Weſt-
711. gothen vernichtet. Ein Theil der Bevölkerung Spaniens flüchtete ſich in die nördlichen Gebirge der Halbinſel, um ſich mindeſtens die perſönliche Freiheit und ungeſtörte Religionsübung zu retten, die große Maſſe der Chriſten mußte ſich aber den Ungläubigen unterwerfen, die bald bis zu den Pyrenäen ihre Herrſchaft ausdehnten und an den Grenzen der fränkiſchen Monarchie ſtanden. Der Kampf mit den Arabern war unvermeidlich. Es war ein Kampf mit einem Volke voll fanatiſcher Begeiſterung für „den größten Propheten des ewigen Gottes" und die ſchwärmeriſche Lehre dieſes Propheten, mit einem Volke, voll des ſtolzen Bewußtſeins einer Geſchichte, die es nun faſt hundert Jahre von Siegen zu Siegen führte. Ueberdies war Einheit und zuſammengehaltene Kraft in allen ſeinen Unternehmungen, denn noch ſtand die Macht des Chalifen, der als Nachfolger des Propheten Kriegsherr und geiſtliches Oberhaupt des ganzen Volkes in einer Perſon war, ungebrochen da, und ſeine Feldherren vollſtreckten in Aſien, Afrika und Europa gehorſam ſeine Machtgebote. Nie hätte die fränkiſche Monarchie ſolcher Macht widerſtehen können, wenn nicht von Pipin die Kräfte des Ganzen im rechten Zeitpunkte wieder geſammelt wären.

714. Für einen Augenblick war freilich nach Pipins Tode Alles wieder in Frage geſtellt, aber ſein großer Sohn Karl — Martellus „der Hammer" mit Recht zubenannt — gewann bald die volle Macht des Vaters wieder und erhob ſie zu noch höherem Glanze. Sein ganzes Leben war Kampf und Streit. Vom Kerker aus, in den ihn ſeine Stiefmutter geſperrt hatte, begann er ſeine ruhmvolle Laufbahn. Aus den Streitigkeiten mit ſeiner Familie, mit den übermüthigen Großen in allen Theilen des Reichs, den kleinen Tyrannen des Landes, wie ſie genannt wurden; mit den aufſäſſigen und trotzigen Herzögen der deutſchen Stämme, aus den Kriegen mit den Sachſen und Frieſen, welche die Grenzen des Reichs bedrohten und von denen er mindeſtens die Frieſen zum größten Theil ſich unterwarf, — aus allen dieſen Kämpfen ging er als Sieger hervor und beſaß als Herzog und Fürſt der Franken ſo vollſtändig die königliche Gewalt, daß es kaum bemerkt wurde, ob ein Merovinger noch den Königsnamen führte oder der Thron, wie es zeitweiſe wirklich der Fall war, unbeſetzt ſtand. Was aber das Wichtigſte war, es gelang, Karl, die Araber, die ſchon in das Reich eingedrungen und bis zur Loire vorgerückt waren, gänzlich auf
732. das Haupt zu ſchlagen und zurückzutreiben. Im Jahre 732 —

gerade hundert Jahre nach dem Tode des Propheten — erlitten die Araber bei Poitiers, eine schimpfliche Niederlage, und als sie nach sechs Jahren abermals in die Provence einfielen, gewann Karl bei Avignon und Narbonne über sie neue Siege. Das waren Thaten, die nicht nur seiner Familie die Herrschaft im Frankenreiche sicherten, sondern die Augen der ganzen abendländischen Christenheit auf ihn richteten. Die Langobarden trugen sich ihm als Bundesgenossen an; der Bischof von Rom, von Langobarden und Griechen bedrängt, bot ihm den Titel eines römischen Patricius und übersandte ihm die Schlüssel zum Grabe des heiligen Petrus; die Christen in Spanien hofften von ihm Hülfe und Errettung aus ihrer Bedrängniß. In der von Pipin hergestellten fränkischen Monarchie war durch die Siege des ruhmreichen Karl wieder ein Mittelpunkt für die ganze abendländische Welt gegeben worden. 738.

Nach Karls Tode theilten seine Söhne das Reich, das sie schon als ihr Erbgut betrachteten. Der fähigste Sohn Karls, Pipin, der Kleine mit Zunamen, gewann aber endlich allein die Herrschaft, nachdem er in langen Kämpfen den Widerstand seines Halbbruders Grippo gebrochen hatte. Noch einmal erhoben sich gegen ihn die localen Gewalten, nicht mehr freilich jene kleineren Tyrannen, deren Bedeutung bereits vernichtet war, wohl aber die großen Herzöge, die sich als Vertreter der verschiedenen Nationen ansahen. Doch unterlagen auch sie im ungleichen Kampfe; dem alamannischen Herzogthum wurde ein Ende gemacht, die Herzöge von Thüringen verschwanden alsbald, in Aquitanien und Baiern mußten die Herzöge wenigstens für den Augenblick dem mächtigen Frankenfürsten sich beugen, obgleich sie später in ihrem alten Trotz sich wieder aufrichteten. Die Einheit des Reichs wurde größer, als sie jemals gewesen, aber nur durch eine starke Kriegsmacht ließ sie sich erhalten, und schon der Vater und Großvater Pipins hatten erkannt, daß in den germanischen Theilen des Reichs allein jene alte Tapferkeit und muthige Hingebung fortlebten, die zu großen Dingen die Kraft bieten, und daß sie hier ihre Heere aufbieten müßten, wenn sie des Siegs gewiß sein wollten. Nichts ließ daher Pipin unversucht, um die überrheinischen Stämme aufs Engste mit dem Reiche zu verbinden, mit dem sie so lange nur in losem Zusammenhange gestanden hatten. Da aber schien ihm nichts wichtiger, als diese Stämme, die noch zum Theil Heiden waren, durch das Band gleichen Glaubens und einer gemeinsamen Kirchenverfassung dauernd an die fränkische Monarchie zu knüpfen, und hier begegneten sich seine Pläne mit den unablässigen Bestrebungen eines Mannes, der im Dienste Roms das Evangelium 741.

längst den heidnischen Deutschen predigte und durch ein neues Band der Gemeinschaft die germanische Welt mit Rom zu verbinden suchte. Es war Bonifacius, der Apostel der Deutschen, der Dienstmann des römischen Papstthums.

Durch die Zerstörung der Römerherrschaft im Abendlande hatte auch die christliche Kirche große Verluste erlitten. In Gegenden, wo bereits das Christenthum tiefe Wurzeln geschlagen hatte, wurde es völlig wieder vernichtet. Die heidnischen Angelsachsen hatten in Britannien, so weit ihre Macht reichte, die Kirchen zerstört, und nur in dem westlichen Theil der Insel unter den Britten, die alle Vernichtungskriege der Sachsen doch nicht ganz hatten vertilgen können, hatte der christliche Glaube eine freie Stätte behalten. Mit größter Inbrunst griff das unglückliche Volk der Britten nach den Tröstungen des Glaubens, und zu derselben Zeit, wo unter den Schrecken der Völkerwanderung in Italien das Klosterleben so weite Ausdehnung gewann, gedieh es auch hier im Norden zu der höchsten Blüthe. Die Klöster füllten sich mit Schaaren von frommen Mönchen und wurden die Mittelpunkte des gesammten religiösen Lebens. Männer voll Glaubensmuth und herzlicher Liebe gingen, dem Gebote des Heilands getreu, von hier hinaus in die Welt und predigten den Heiden das Evangelium; unter den Picten und Scoten, im Norden ihrer Insel und in Irland fanden sie bereites Gehör, und christliche Kirchen erstanden hier alsbald, während die heidnischen Sachsen, voll Haß gegen alles brittische Wesen, die Worte des Evangeliums nicht nur nicht annahmen, sondern die Diener des Herrn auf die grausamste Weise verfolgten. Auch in den Donaugegenden, wo das Christenthum schon in Rhätien, Noricum und besonders in Pannonien in großem Segen gestanden hatte und von zahlreichen Bischofssitzen aus sich christliche Ordnungen überall hin verbreitet hatten, war es unter den Stürmen der Völkerwanderung fast ganz wieder verschwunden, und die heidnischen Alamannen und Baiern hatten ihren Götzendienst in diesen Ländern zur Herrschaft gebracht. Dagegen hatte in den Gegenden am Rhein, an der Mosel und Maas, wo Trier, Köln und Mainz schon seit dem Anfang des vierten Jahrhunderts wichtige Bischofssitze und Mittelpunkte eines weitverbreiteten kirchlichen Lebens waren, zwar das Christenthum lange mit den heidnischen Ripuariern zu kämpfen gehabt, aber doch endlich die Oberhand gewonnen, als die herrschenden Franken den Glauben Roms

annahmen. Nun erhob sich Trier als Metropole und Erzbisthum über die Bisthümer Metz, Toul und Verdun, eine gleiche Stellung gewann Köln über dem Bisthum Tongern, das später nach Mastricht und dann nach Lüttich verlegt wurde, wie Mainz über den Bisthümern von Worms, Speier und Basel, die erst in der fränkischen Zeit begründet zu sein scheinen.

Einzelne Erwerbungen machte die christliche Kirche wohl nach und nach, aber immer blieben die Verluste noch sehr bedeutend, und nirgends erkannte man dies mehr, als in Rom, wo man überdies einen Anspruch auf die kirchliche Herrschaft über die ganze Christenheit zu haben glaubte. Denn das römische Bisthum hatte bereits in den letzten Zeiten des abendländischen Reichs, als die Kirche des heiligen Petrus, des Ersten der Apostel, unter den andern Patriarchaten einen allgemein anerkannten Vorrang und eine gewisse schiedsrichterliche Gewalt über alle Kirchen erlangt. Beschlüsse von Synoden und kaiserliche Befehle hatten den Primat Petri anerkannt und den Päpsten eine allgemeine Oberleitung der gesammten christlichen Kirche zugesprochen. Aber die Folgen der Ereignisse ließen Rom gewaltig viel von der schon gewonnenen Macht einbüßen. Auf der einen Seite wurde die rechtgläubige Kirche im Abendlande vom Arianismus und dem Heidenthum der siegreichen Germanen zurückgedrängt, auf der andern Seite schloß sich die griechische Kirche, die sich in der Sprache, der Auffassung des Lehrbegriffs und dem Ceremoniell von der lateinischen mehr und mehr trennte, auf das Engste an den Patriarchen von Constantinopel an, dem schon seit geraumer Zeit der erste Rang nach dem Bischof von Rom angewiesen war, und der durch die Nähe des Kaisers ebenso sehr gehoben wurde, wie mit der Bedeutung Roms auch das Ansehen des dortigen Bischofs sank.

Als der Arianismus endlich erstarb und die germanischen Eroberer sich der katholischen Kirche mit Eifer zuwandten, stieg zwar im Abendlande überall das Ansehen der Landesbischöfe zu einer früher niemals erreichten Höhe, aber bei der Spaltung der abendländischen Welt und der abgesonderten Stellung der einzelnen Landeskirchen blieb dies zuerst für den römischen Bischof ohne erheblichen Folgen. Wie sehr auch seine eigene Macht und sein Ansehn in der Stadt und dem Gebiete Roms anwuchs, der Primat Petri verlor im Abendlande fast alle Anerkennung.

Die bischöflichen Kirchen in den meisten Ländern bestanden ohne eine andere Aufsicht, als die des Staats, denn selbst die Gewalt der Metropoliten war mehr und mehr in Verfall gerathen. Ohne

geistliche Aufsicht versanken die Bischöfe fast ganz in die weltlichen Interessen der Herrscher, die Concilien gestalteten sich beinahe wie Reichsversammlungen und schmolzen mit diesen zusammen, die Geistlichkeit stellte sich als eine ebenbürtige Aristocratie dem Kriegsadel zur Seite und stritt mit ihm um den Einfluß auf die Person der Könige und die Geschicke der Reiche. Wenn es damals schon als der erste und hauptsächlichste Zweck des Staats hingestellt wurde, die christliche Kirche zu schützen und schirmen, sahen die Bischöfe diesen Schutz hauptsächlich in der Erhaltung und Vermehrung des Kirchenguts. Die reichsten und schönsten Besitzungen fielen ihnen zu, für die sie durch königliche Privilegien nicht allein Freiheit von allen öffentlichen Lasten, sondern auch Befreiung vom Zutritt der öffentlichen Beamten und Gerichtsbarkeit durch eigene Schirmvögte erhielten. Etwa hundert Jahre nach der Eroberung des Landes brach der Merovinger Chilprich schon in die bittere Klage aus: „Unser Schatz ist verarmt und „aller Reichthum den Kirchen zugefallen. Unsere Macht ist dahin „und die Bischöfe herrschen jetzt aller Orten." Diese reichen Bischöfe führten aber meist ein völlig weltliches Leben; es bekümmerte sie die Predigt des Evangeliums in ihren Gemeinden wenig, noch weniger die Mission unter den Heiden, obwohl sie doch fast inmitten derselben wohnten.

Nicht von diesen reichen und mächtigen Bischöfen wurde das Christenthum in den alamannischen Gegenden, so nahe sie ihnen auch lagen, wieder erweckt, sondern von schlichten irischen Mönchen geschah es, die aus Liebe zum Herrn die Heimath verließen, um das himmlische Licht den Völkern zu bringen, die noch im Schatten des Todes wandelten. Einer von ihnen, Fridolin, predigte am obern Rhein und gründete auf einer Rheininsel das Kloster Säckingen; ein anderer, Columban, lehrte mit seinem Schüler Gallus am Bodensee, wo Gallus sein berühmtes Kloster erbaute; ein dritter, Trudpert, wurde der Apostel des Breisgaus. Allmählich wurde im siebenten Jahrhundert ganz Alamannien christlich, alte, längst eingegangene Bisthümer lebten auf und neue entstanden, es ordneten sich die Sprengel von Straßburg, Basel, Constanz und Chur, zu denen später noch das Bisthum Augsburg hinzutrat. Auch nach Baiern drang dann noch in demselben Jahrhundert die Mission vor. Schüler des heiligen Columban werden auch hier als die ersten Prediger genannt, der Vollender des Werks wurde zwar der fränkische Bischof Rupert von Worms, der die Kirche des h. Petrus zu Salzburg in das Leben rief, doch ist einer der ersten und bedeutendsten Nachfolger Ruperts abermals ein irischer

696.

Mönch. In Ostfranken und Thüringen wurde ebenfalls durch einen irischen Mönch, den Priester Kilian, der mit seinen Gefährten Coloman und Totnan sich auf die Wanderung gemacht hatte, zuerst das Evangelium gepredigt und hier in Würzburg das erste Kloster errichtet. Zahlreiche andere geistliche Stiftungen rührten noch von diesen wandernden Iren her, die überall den Samen des göttlichen Worts ausstreuten, wo sie auf Frucht rechnen konnten, aber auf feste kirchliche Ordnungen weniger Gewicht legten, als die Römer, und mit dem Pabste zu Rom in keiner Verbindung standen.

Indessen so das Christenthum tief und tiefer in die deutschen Länder eindrang, waren auch die Angelsachsen bereits demselben gewonnen. Papst Gregor der Große hatte seinen Klosterbruder Augustinus mit vierzig Begleitern zu ihnen geschickt, und König Aethelbert von Kent, der aus den Händen der verhaßten Britten das Christenthum verschmäht hatte, nahm es willig von den Römern an. Noch etwa sechszig Jahre kämpfte das römische Bekenntniß theils mit den heidnischen Lehren der Angelsachsen, theils mit den freieren Formen und Ansichten der brittischen Kirche; da entschied sich endlich König Oswin und mit ihm alle Angelsachsen offen für Rom, weil der heilige Petrus den Schlüssel zur Himmelspforte besitze und sie von ihm nicht zurückgewiesen sein wollten, wenn sie dereinst an dieselbe klopfen würden. Es war gleichsam ein persönliches Verhältniß, das sie mit dem heiligen Petrus schlossen. Nun erhielten sie alle religiösen Unterweisungen von Rom, nach den Wünschen des Papstes wurden die Kirchen geordnet, Geistliche und Laien pilgerten schaarenweise zum Grabe Petri, eine Schule zur Bildung angelsächsischer Geistlicher wurde in Rom angelegt und zum Unterhalt derselben der Romschoß, von jedem Hause im Lande ein Pfennig, erhoben. Ganz England diente fast in gleichem Sinne jetzt dem heiligen Petrus und seinem Nachfolger, dem römischen Bischof, wie Chlodovech einst mit seinen Franken sich dem Herrn Christus geweiht hatte. 664.

Bald gingen angelsächsische Priester und Mönche, der Spur ihrer irischen Vorgänger folgend, nun auch zu den heidnischen Deutschen über die See und verbreiteten hier mit dem Evangelium zugleich die Verehrung des heiligen Petrus. Vornehmlich waren die Absichten der angelsächsischen Missionare auf die ihnen stammverwandten Friesen und Sachsen gerichtet. Nach mehreren unglücklichen Versuchen gelang es endlich Willibrord, dem Christenthum unter den Friesen eine bleibende Statt zu gewinnen, und nachdem er vom Papst schon lange zum Bischof der Friesen ernannt war, gaben ihm die Siege Karl Martells

719. einen festen Bischofssitz zu Utrecht. Unter Willibrords Gefährten zeichneten sich durch lebendigen Eifer für die Mission der schwarze und der weiße Ewald aus, die den Sachsen predigten, aber den Tod der Märtyrer starben; mehr noch Winfried, ein Angelsachse aus Kyrton in Wessex, der dazu bestimmt war, endliche feste Ordnungen der deutschen Kirche zu geben, sie aber zugleich mit den stärksten Banden an Rom zu fesseln.

Nach den Vorschriften Roms und in der genauesten Verbindung mit Papst Gregor II., der ihm den Namen Bonifacius beigelegt hatte, begann Winfried sein großes Missionswerk im Innern der deutschen Länder. Ostfranken, Thüringen, Hessen und Friesland waren das weite Feld seiner reichen Glaubensthätigkeit, indem er theils das Christenthum hier zuerst anpflanzte, theils die schwachen Keime aus früherer Predigt hegte und pflegte, theils die Auswüchse freierer Lehren und Formen, die Rom nicht dulden wollte, beseitigte und ausmerzte. Das Heidenthum erstarb nun in allen diesen Ländern, an der Stelle der heiligen Eichen, die Bonifacius oft mit eigener Hand fällte, entstanden christliche Bethäuser, den heidnischen Opfermahlzeiten wurde für immer ein Ende gemacht. Das eifrige Wirken Winfrieds erkannte Papst Gregor III. an und ernannte ihn zum Erzbischof der neubekehrten Länder, womit er ihm zugleich die Vollmacht ertheilte, die bischöflichen Kirchen in denselben zu ordnen. Aber Karl Martell lieh den Rathschlägen Winfrieds nicht ein so geneigtes Ohr, als es der Papst erwartet hatte. Geneigter zeigte sich ihm Herzog Odilo von Baiern, der im Jahre 739 die bischöflichen Kirchen von Salzburg, Passau, Regensburg und Freisingen durch Bonifacius ordnen ließ; aber noch bei weitem wichtiger wurde, daß der Sohn Karl Martells, Pipin, sich von der Wirksamkeit dieses angelsächsischen Mönchs die größte Förderung seiner eigenen Absicht, die deutschen Stämme der fränkischen Monarchie fester zu vereinen, versprechen durfte und sich deshalb auf das Eifrigste desselben annahm.

Sofort wurden nun in den neubekehrten Gegenden Bisthümer gestiftet: Würzburg für Ostfranken, Büraburg für Hessen, Eichstädt für die an den Böhmerwald stoßenden Gegenden des Nordgaus, Erfurt für Thüringen, von denen Erfurt und Büraburg später mit Mainz vereinigt sind. Schon im Jahre 742 saß Bonifacius als Erzbischof einer Versammlung deutscher Bischöfe vor, wie sie in den nächsten Jahren fast regelmäßig dann abgehalten wurde. Die Einführung römischer gottesdienstlicher Ordnungen, römischer Kirchenzucht, der bischöflichen Hierarchie, der von Rom gebilligten Klosterregel des

heiligen Benedict, vor Allem aber die Anerkennung des Primats Petri — das war hier und auf den folgenden Synoden der Gegenstand aller Beschlüsse. „Wir haben“ — schreibt Bonifacius von einer solchen Synode — „beschlossen und bekannt bis an unser Ende an dem „katholischen Glauben festzuhalten, wie an der Einheit und dem Gehor„sam gegen die römische Kirche; wir haben ferner beschlossen dem hei„ligen Petrus und seinem Nachfolger unterthan zu sein, als Metro„politen das Pallium von dem Stuhle Petri nachzusuchen und in „allen Stücken den Vorschriften desselben Folge zu leisten, wie es recht „und billig ist. Dies unser Bekenntniß haben alle angenommen und „unterschrieben, wir haben es zum Grabe des heiligen Petrus ge„schickt, und der Pabst mit der römischen Kirche hat es mit Freude „empfangen.“ 748 wurde Bonifaz Mainz als erzbischöflicher Sitz angewiesen, und nicht nur die neugestifteten Bisthümer ihm untergeben, sondern auch die alamannischen nebst Worms, Speier und Utrecht; selbst Köln mit Tongern wurden auf einige Zeit von Mainz abhängig. Schon erstreckte sich die Wirksamkeit des rastlosen Mannes auch über die Grenzen der deutschen Länder hinaus auf die Verfassung der ganzen fränkischen Kirche, überall wurde von ihm der gelöste Metropolitanverband hergestellt und die Erzbischöfe in Abhängigkeit von Rom versetzt, indem sie angewiesen wurden von dort das Pallium zu holen. Der Primat Petri wurde dadurch im Abendlande von Neuem zu allgemeinerer Anerkennung gebracht, ja es wurde ihm jetzt schon in England und im ganzen Frankenreich eine bei weitem größere Bedeutung beigelegt, als er jemals vordem besessen hatte.

748.

Das römische Bisthum erhob sich zu einer weithin anerkannten Stellung gerade zu derselben Zeit, als die fränkische Monarchie sich verjüngte, und die germanischen Stämme, die sich am reinsten erhalten hatten, boten in gleicher Weise den beiden neu aufstrebenden Mächten die Kräfte und Mittel zu diesem bedeutsamen Aufschwunge. Nahe bei einander lagen gleichsam die Wurzeln, von denselben Quellen genährt, aus denen zwei kräftige und mächtige Stämme in wunderbar schnellem Wachsthum emporschossen.

Indessen mußten der fränkische Hausmeier und der römische Bischof, um ungehindert die neue ihnen vorgezeichnete Bahn beschreiten zu können, noch in gleicher Weise eine sie lange zwängende Fessel zerreißen: Pipin mußte die Merovinger vom Throne entfernen und denselben für sein Geschlecht in Besitz nehmen, der Papst dagegen die letzten Beziehungen zu dem Kaiser zu Constantinopel, der noch immer sein Kaiser war, auf immer lösen. Beide zögerten nun nicht länger, sich

durch eine gewaltsame That zu befreien, aber indem sie diesen letzten Schritt thaten, wurden sie inne, daß sie Einer des Andern bedürften, und gegenseitiges Bedürfniß trieb sie zu einer der wichtigsten und folgenreichsten Verbindungen für die Geschichte der Menschheit.

752. Im Jahre 752 entthronte Pipin, als er die Billigung des Papstes für diese That gewonnen hatte, den letzten König aus dem merovingischen Geschlecht und schickte ihn in ein Kloster; auf dem Märzfelde zu Soissons ließ er sich dann nach alter Weise von den Franken zum König wählen und auf den Schild erheben, nach neuer Weise aber von den Bischöfen des Reichs salben, um der gegen alles Herkommen gewonnenen Königsmacht eine besondere Heiligung und Weihe zu verleihen. Als zwei Jahre darauf Papst Stephan III. schutzflehend nach Frankreich kam, wiederholte er, Petri Nachfolger, selbst an Pipin 754. die Salbung und weihte ihn und seine Söhne Karl und Karlmann zu Königen der Franken, indem er zugleich unter Androhung aller zeitlichen und ewigen Strafen das Volk ermahnte, dem neuen König unverbrüchlich die beschworene Treue zu halten. Seitdem nannte Pipin sich König der Franken „von Gottes Gnaden.“.

Der Papst verlangte für solche Dienste Gegendienst. Vor der Macht des Langobardenkönigs Aistulf hatte er aus Rom weichen müssen. Obwohl Aistulf auch die griechischen Besitzungen im nördlichen Italien mit Gewalt an sich gerissen hatte, konnte und wollte der Papst doch keinen Schutz mehr bei dem Kaiser zu Constantinopel finden — so weit war die Spaltung gediehen — und hatte seine Hoffnung allein auf Pipin gesetzt. Mit dem dunkeln und vieldeutigen Namen eines Patricius der Römer begrüßte er ihn und bat ihn um Schutz und Beistand. Pipin war bereit, die Rechte des heiligen Petrus und Roms gegen die anwachsende Macht der Langobarden zu vertheidigen nnd nöthigte in zwei Feldzügen Aistulf, alle seine Eroberungen auszuliefern; mit ihnen auch das Exarchat und die Pentapolis, d. h. den ganzen Küstenstrich südlich von der Pomündung bis nach Ancona hin, vom Reno und dem Rücken des Apennin im Westen begrenzt, ein Land, das bis dahin dem griechischen Reiche gehört hatte. Durch eine Schenkung überließ Pipin diese Gegenden dem heiligen Petrus, der römischen Kirche, d. h. dem Papste, und, wie es weiter lautet, dem römischen Reiche — nicht dem Ostreiche, wie Pipin ausdrücklich damals erklärte, sondern dem Westreiche, auf dessen Herstellung also seine Gedanken bereits gerichtet waren. Vorläufig machte er zu Rom als Patricius seinen Einfluß geltend, denn noch oft bedurfte seines Beistands der Papst, der ebenso gegen die aufrührerische Bevölkerung der

Stadt, die seiner tumultuarisch erworbenen Herrschaft widerstrebte, wie mit den Langobarden und „den gottlosen und ketzerischen" Griechen im steten Kampfe lag, und auch nur mit Mühe zum Besitz der geschenkten Landschaften und Städte gelangte. Der Papst hatte eine starke weltliche Macht von Nöthen, die ihn in seinen Ansprüchen hielt und stützte, wie Pipin einer allgemein anerkannten geistlichen Gewalt, welche sein neues Königthum schützte und durch das Band der Kirche die widerstrebenden Elemente seiner Herrschaft vereinte. Der deutsche Kriegsfürst und der römische Bischof mußten zu dauerndem Bunde die Hände sich reichen.

Der Herstellung des abendländischen Kaiserthums reifte Alles zu, eines neuen Römerreichs, in dem Germanien nicht eine unterworfene Provinz, sondern Kern und Mittelpunkt des Ganzen war, und schon strahlte im Glanze jugendlichen Lebens das Haupt, dem die neue Kaiserkrone bestimmt war.

9.

Herstellung des abendländischen Kaiserthums durch Karl den Großen.

Wie lange hatte jener den germanischen Völkern tief innewohnende Trieb, in enger begrenzten Kreisen das Leben zu gestalten, zerstörend auf die Staaten des Abendlandes gewirkt, wie oft waren kaum beginnende Bildungen gehemmt oder gänzlich vernichtet worden, und wie groß war nicht zuletzt die Gefahr, daß die ganze bisherige Entwickelung Europas der Vernichtung anheimfiele und daß nicht die Kultur des Alterthums allein, sondern mit ihr selbst das Christenthum, schon von den Aposteln hier auf den fruchtbarsten Boden gepflanzt, von fanatischem Unglauben mit der Wurzel ausgerottet würde. Jahrhunderte schreckbarer Finsterniß — wer kann es leugnen! — waren den Zeiten der germanischen Eroberung gefolgt, und jene Freiheit, welche die deutschen Kriegsschaaren der Welt zurückgaben, schien eher zum Fluch als zum Segen der Menschheit auszuschlagen; kaum leuchtete aus dem Dunkel noch hier und da ein matter Schimmer auf, der die Hoffnung ließ, daß die Sonne doch endlich wieder die Wolken durchbrechen müsse.

Aber schon nahte eine bessere Zeit, wo sich die zerstreuten Kräfte wieder sammelten, wo sich zusammenschloß, was sich so lange geflohen hatte, wo sich das Abendland wieder in großartiger Einheit darstellte, und sich dann zeigte, daß Keime lebendigeren Glaubens und tieferer Gesittung in dem von dem Eisen der Germanen umackerten Boden lagen und aus ihm aufschossen, als je vordem auf diesem Grunde gediehen waren. Die germanischen und romanischen Nationen traten einer inneren Verschmelzung in allen ihren staatlichen und kirchlichen Verhältnissen näher und näher, und wie bis dahin auch germanisches Wesen zersetzend gewirkt haben mochte, Germanen waren es jetzt, welche die Einigung des Abendlandes förderten und zum Ziele führten. Der Angelsachse Winfried erfüllte die fränkische Kirche mit der Verehrung des heiligen Petrus; wie unter Chlodovech einst sich die Franken Christus zu eigen geweiht hatten, so gaben sie sich nun dem Ersten der Apostel als Dienstmannen hin und bereiteten dadurch dem Papste zu Rom, in dem sie den Nachfolger und Stellvertreter des Apostelfürsten sahen, die Herrschaft über die Kirche des ganzen Abendlandes. Während diese unter der Leitung eines gemeinsamen Oberhauptes sich mehr und mehr einheitlich gestaltete, erhob sich aber auf den Grenzen Galliens und Germaniens ein neues Herrscherhaus, das nicht nur in diesen Ländern schnell die Fülle der Gewalt gewann, sondern auch bereits tief in die Angelegenheiten Italiens eingriff und dadurch, so weit die abendländische Christenheit reichte, zu einer nie erreichten Machthöhe aufstieg. Ueberall begegneten sich nun die Interessen des Papstthums und dieses Königshauses; im Kampfe gegen einander würden sie sich nicht allein geschwächt, sondern ihre ganze Zukunft vernichtet haben, im Bunde mit einander erstarkten sie mit jedem neuen Schritte, den sie vorwärts thaten, und mußten an das Ziel der staatlichen und kirchlichen Einigung des Abendlandes mit Nothwendigkeit gelangen. An weltumfassenden Anschauungen hat es Rom nie gefehlt, es bedurfte nur eines Fürsten auf dem fränkischen Thron, der sich über die Beschränktheit der deutschen Natur zu großen politischen Ideen erheben konnte, um diese Entwickelung zum schnellen Abschluß zu bringen. Dieser Fürst wurde der Welt in Karl dem Großen und gerade im günstigsten Augenblick geschenkt. Größere Herrschergaben haben sich selten in einem Manne vereinigt, und vielleicht nie hat ein Genie eine günstigere Zeit zu unsterblichen Thaten gefunden.

768. Karl folgte als Jüngling seinem Vater auf den Thron; er war damals sechsundzwanzig Jahre alt, und es fehlte viel daran, daß alle Vorzüge seiner reichen Natur schon entwickelt gewesen wären. Aber

von früh an erkannte man in ihm jene eiserne Willenskraft, jene rastlose Thätigkeit, jenen dem Höchsten zustrebenden Sinn und jene Bildsamkeit des Geistes, die ihn den ersten Fürsten aller Zeiten an die Seite setzen. Die Natur hatte Alles für ihn gethan. Ein stattlicher Körper bei dem schönsten Ebenmaß der Glieder, helle, klare Augen, gewinnende Gesichtszüge, Wohllaut der Stimme, ein durch und durch männliches Auftreten fesselten die Aufmerksamkeit und die Neigung der Menschen beim ersten Blick an ihn. Nie hemmte der Leib die Thätigkeit seines Geistes; mehr als dreißig Jahre seiner Regierung hat ihn keine Krankheit befallen, obwohl er niemals sich schonte. Unausgesetzt war er mit den Angelegenheiten seines Reichs beschäftigt; oft stand er des Nachts vier- bis fünfmal von seinem Lager auf und wandte sich seinen Arbeiten zu; selbst beim Ankleiden verhandelte er von Geschäften mit seinen Räthen oder ließ Parteien vor, die seinen Richterspruch suchten; beim Mahle ließ er sich geschichtliche oder theologische Bücher vorlesen; keine Stunde verstrich ungenützt. Dabei war er stets klaren und heiteren Sinns, nie hat er im Unmuth eine Ungerechtigkeit begangen. Im engen Kreise der Seinen war er glücklich, mit der gewissenhaftesten Sorgfalt besorgte er seinen Haushalt, aber sein Blick erfaßte mit derselben Sicherheit und Klarheit das Entfernteste, wie das Nächste; die Lage der Welt lag nicht minder durchsichtig vor ihm, wie das seinem leiblichen Auge Erreichbare, mit derselben Befriedigung lebte er in den großen Dingen, wie in den nächsten Interessen seiner Familie. Die Athener haben an Themistocles, dem größten Helden, den ihre Stadt erzeugte, vor Allem die Kraft des Genies bewundert, die ihn auch ohne tiefere Bildung überall das Richtige erkennen ließ; dieselbe wunderbare angeborne Unterscheidungsgabe wohnte Karl bei. Im Waffendienst erzogen, lernte er erst als König die Anfangsgründe der Wissenschaften, wie sie jener Zeit überliefert waren, und war selbst im Alter in ihnen noch Schüler; aber ob die Spuren altgermanischer Barbarei unvertilgbar seinem Geiste anhafteten, es gab in den Verhältnissen von Staat und Kirche keine Aufgabe so schwierig und verwickelt, daß sein Scharfblick sie nicht gelöst hätte. Man kann behaupten, jedes wichtige Problem, mit dem sich in den folgenden Jahrhunderten die Staatskunst abmühte, hat seinen Geist schon beschäftigt.

Die Verhältnisse gestalteten sich bei seiner Thronbesteigung nicht sonderlich günstig. Die neue Dynastie hatte von der alten jenes unglückliche System der Erbfolge übernommen, das abermals zu neuen Reichstheilungen führte; Karl mußte im Anfange mit seinem Bruder

Karlmann die Herrschaft theilen, und bald geriethen die Brüder in ärgerliche Streitigkeiten. Seiner Mutter zu Liebe hatte Karl eine Tochter des Langobardenkönigs Desiderius geheirathet, und diese Verbindung drohte den Bund mit Rom zu lösen. Aber bald hoben sich alle Hemmnisse. Karlmann starb schon im vierten Jahre seiner Regierung, und die Franken schlossen dessen Söhne von der Nachfolge aus; Karl trennte sich von der Langobardin, und das alte Verhältniß zu Rom stellte sich her. Seitdem verfolgte Karl mit Festigkeit und Entschiedenheit die Wege, welche die begonnene Entwickelung der Dinge dem fränkischen Königthume gewiesen hatte.

Jede selbstständige Gewalt, die sich noch in dem alten Reiche der Merovinger zu behaupten wagte, wurde überwältigt. In Aquitanien hielt sich noch ein erbliches Herzogthum, von Pipin bekriegt, nicht besiegt; Karl machte demselben ein Ende. Die Britannen widerstrebten seit Jahrhunderten dem Gebot der Frankenkönige; ihr Widerstand wurde nach langen Kämpfen endlich gebrochen. Nur Baiern bestand unter dem Agilolfinger Tassilo noch als besonderes Herzogthum und hatte sich bereits unter Pipin wieder trotzig erhoben; Tassilo wurde gedemüthigt, und wenn er seine Gewalt noch längere Zeit bewahrte, so dankte er es nur der persönlichen Freundschaft Karls und der Verwendung des Papstes; endlich mußte doch auch er weichen und in ein Kloster gehen.

Es war eine Lebensfrage für das neue Königshaus, das seine Macht auf die deutsch gebliebenen Theile des fränkischen Reichs begründet hatte, der Freiheit des sächsischen Stamms ein Ende zu machen. Seit Jahrhunderten von den Frankenkönigen bekriegt und oft in blutigen Schlachten besiegt, hatten die Sachsen von jeder Niederlage sich wieder erhoben, und in den letzten Zeiten sogar allgemach ihre Herrschaft weiter im Südwesten gegen das Frankenland ausgedehnt. Jeder Aufstand gegen die fränkische Königsherrschaft fand bei ihnen, dem letzten freien deutschen Stamme, bereite Unterstützung; die Ausbreitung des Christenthums, von den Königen jetzt zu Gunsten der Befestigung ihrer Herrschaft in den inneren deutschen Ländern auf alle Weise begünstigt, wurde durch die Sachsen erschwert und gehemmt. In den letzten Jahren seines Lebens hatte Pipin unaufhörlich mit diesem Volke gekämpft, Karl übernahm den Krieg als eine Erbschaft vom Vater, entschlossen um jeden Preis ihn durchzuführen, um die Königsherrschaft und das Christenthum für ewige Zeiten zu sichern unter allen Germanen, die ihrer alten Sitte und Sprache im Mutterlande treu

geblieben waren. In der Bezwingung des letzten freien deutschen Stammes erkannte er die Hauptaufgabe seines Lebens.

Seit einem halben Jahrtausend hatten die inneren Verhältnisse bei den Sachsen, die in ihren alten Sitzen geblieben waren, keine wesentliche Veränderung erfahren. Die alte Volksfreiheit hatte sich gegen die Königsherrschaft, der alte Glaube gegen das Christenthum behauptet, die Sitte der Vorderen wurde treu bewahrt; die Sachsen jener Zeit waren noch die ächten Söhne jener Cherusker, die einst Armin gegen die Römer führte. An der Spitze der nicht sehr umfangreichen Gaubezirke, in welche das Land zerfiel, standen noch Gaufürsten, von den Gemeinden gewählt, um das Gericht zu hegen und den Heerbann zu führen; eine gemeinsame Obrigkeit für das ganze Volk fehlte, aber alljährlich versammelte sich zu Marklo an der Weser die große Landesgemeinde, zu der von allen Gauen aus den drei freien Ständen des Volks Abgeordnete erschienen. Hier wurden allgemeine Landesangelegenheiten berathen, hier über Krieg und Frieden entschieden und Herzöge erwählt, wenn das Heer gegen einen Landesfeind zu führen war. Dem Stande nach zerfielen die freien Männer des Volks in die nicht sehr zahlreichen, aber mächtigen Edlinge, die Frilinge d. h. die Vollfreien und die Lassen, eine zahlreiche Klasse abhängiger Männer ohne eigenen Besitz, die aber persönlicher Freiheit genossen. Geographisch schieden sich die Sachsen in die Westfalen an der Sieg, Ruhr und Lippe, wie auf beiden Seiten der Ems, die Engern an beiden Ufern der Weser bis zur Leine hin und die Ostfalen bis zur Elbe, von denen endlich noch die Nordleute oder Transelbinger unterschieden werden, die auf der rechten Seite der unteren Elbe bis zur Eider hin die Gegenden behauptet hatten, in denen zuerst der Sachsenname einst gehört wurde.

Ein großes kampflustiges und streitbares Volk in ungebrochener Naturkraft, voll wilden Freiheitstrotzes und barbarischer Verschlagenheit war es, gegen das Karl seine Waffen wendete; allerdings war es ohne feste Einheit und starken Zusammenhalt, deshalb im einzelnen Kampfe unschwer zu besiegen, aber alle einzelnen Siege trugen wenig für die endliche Entscheidung des Krieges aus; Gau für Gau mußte unterworfen, eine Gemeinde nach der andern einzeln vernichtet werden. Der Krieg, den Karl gegen die Sachsen führte, war derselbe, in dem einst die Römer unterlegen waren; gegen dieselben Stämme, in denselben Gegenden wurde er geführt; auch jetzt galt es die germanische Freiheit der Herrschaft zu beugen und der Verbindung eines großen Reichs einzufügen. Aber zugleich war der Krieg nun ein Kampf für

den Glauben; mit den Reliquien der Heiligen zog Karl in den Kampf; fromme Missionare begleiteten den Zug seiner Reisigen.

772. Auf dem Maifelde zu Worms wurde im Jahre 772 der Krieg gegen die Sachsen beschlossen. Das Heer zog aus; die Eresburg, die Hauptfeste der Sachsen an der Diemel, wo jetzt Stadtberge liegt, wurde genommen; der geweihte Bezirk im Eggegebirge, wo die Irminsul stand — ein gewaltiger Baum, der nach dem Glauben der Sachsen das All trug — fiel der Zerstörung anheim; alles Land bis zur Weser wurde mit Feuer und Schwerdt verwüstet. Die Sachsen stellten sich den kriegsmächtigen Franken nicht zum offenen Kampfe; als diese tiefer und tiefer in das Land drangen, gelobten die meisten Gaue Unterwerfung und gaben dem Könige Geißeln. Christliche Priester durchzogen sofort das Land und predigten mit dem Christenthum Unterwerfung unter die Königsherrschaft der Franken. Sie predigten tauben Ohren; kaum hatte Karl die sächsischen Grenzen verlassen, so erhob sich das Volk zu Hauf, besetzte die Eresburg wieder, nahm die Siegburg an der Ruhr ein, von der sich nur spärliche Reste noch finden, 775. und überfiel das fränkische Gebiet. Im Jahre 775 mußte Karl den Krieg von Neuem beginnen, er bot alle Streitkräfte seines Reichs auf und gelobte das „treulose und eidbrüchige" Volk der Sachsen zu unterwerfen oder zu vernichten. Mit ungeheurer Heeresmacht rückte er in Sachsen ein; im offenen Kampfe stellte sich der Feind nirgends den Franken, nur einmal wagten die Westfalen, die Widukind führte, einen nächtlichen Ueberfall; Karls Heer drang unter schrecklichen Verheerungen bis zur Ocker vor; die Ostfalen, Westfalen, Engern unterwarfen sich und stellten Geißeln. Und doch war die Unterwerfung des Landes auch jetzt noch nicht entschieden. Sobald Karl das Land verlassen hatte, erhob sich der Feind ihm im Rücken und nahm die kaum gewonnene Siegburg von Neuem; da kehrte der König mit unwider-776. stehlicher Heeresmacht im Jahre 776 zurück. Die Sachsen gaben sofort jeden Widerstand auf; kaum war Karl bis zu den Quellen der Lippe gelangt, so gelobten sie Annahme des Christenthums und Unterwerfung, Viele nahmen sogleich die Taufe. Karl ließ Zwingburgen in Sachsen bauen, nahm selbst einen längeren Aufenthalt daselbst und 777. hielt zu Paderborn das Maifeld im Jahre 777. Der Adel und die freien Männer des Landes erschienen hier vor dem mächtigen König; kein Widerstand wurde laut, aller Trotz schien gebrochen; sie gelobten, unweigerlich den Befehlen des Königs zu gehorchen, fehlten sie in der Pflicht, so möchte er ihnen ihre Freiheit und ihr Land auf immer entziehen; schaarenweise ließ das Volk sich taufen: Sachsen schien in der

That unterworfen. Nur Widukind, in dem etwas vom Geiste Armins lebte, wollte sich nicht dem Franken beugen und flüchtete sich zu dem Dänenkönig Sigfried.

Nichts war Karl hinderlicher, seine Erfolge in Sachsen zu benutzen und seine Herrschaft hier schnell zu befestigen, als die Kriege, die er als Bundesgenosse des Papstes gleichzeitig gegen die Langobarden zu führen hatte. König Desiderius war durch die Scheidung seiner Tochter Karls erbittertster Feind geworden; freudig hatte er die vom Throne ausgeschlossenen Söhne Karlmanns bei sich aufgenommen, als Frankenkönige sie anerkannt und vom Papst Hadrian ihre Salbung verlangt. Aber was Desiderius auch that, den Papst von Karl zu trennen, der Papst blieb „demanthart"; selbst da wankte er nicht, als Desiderius mit Heeresmacht gegen Rom anzog und den größten Theil der von Pipin geschenkten Städte besetzte. Der Hülferuf des Papstes erging im Jahre 773 an Karl, und dieser zögerte keinen Augenblick ihm zu folgen. Die Alpenpässe wurden schlecht vertheidigt, ohne erheblichen Widerstand drang Karl in die lombardische Ebene ein. Auch hier widersetzte sich Desiderius nicht in einer offenen Feldschlacht, sondern beschränkte sich auf die Vertheidigung der Städte, die einzeln umschlossen und belagert werden mußten. 773.

Während das fränkische Heer hiermit beschäftigt war, begab sich Karl Ostern 774 nach Rom, um sich als ihr Patricius der Stadt zu zeigen und persönlich seinen Bund mit dem Papst zu erneuern. Mit allen Ehren, die sonst für den Einzug des Exarchen oder Patricius des griechischen Kaisers angeordnet waren, wurde Karl empfangen. An der Peterskirche trat ihm der Papst entgegen; unter dem Gesange: „Gesegnet sei, der da kommt im Namen des Herrn!" schritten beide zum Grabe des Apostels und beteten hier vereint. Dann wurde das Osterfest mit der größten Pracht begangen, und nach demselben dem Papste von Karl die Schenkung seines Vaters nicht nur bestätigt, sondern noch durch neue Verleihungen erweitert. Karl erklärte, wie einst sein Vater, er habe den Kriegszug gegen die Langobarden nicht um Gold oder Silber, Land und Leute zu gewinnen unternommen, sondern um die Rechte des heiligen Petrus zu schützen und zur Erhöhung der römischen Kirche; wenn aber der Papst hiernach glaubte, Karl werde die Theile des langobardischen Reichs, auf die Rom nach einem unerfüllt gebliebenen Versprechen Pipins Ansprüche erhob, am Grabe des heiligen Petrus niederlegen, fand er sich freilich getäuscht. Denn als nach langer Belagerung Pavia fiel und Desiderius in die Gewalt seiner Feinde gerieth, ließ Karl nur sich 774. 774.

huldigen und nannte sich fortan „König der Franken und Langobarden.“ Desiderius wurde als Mönch in ein fränkisches Kloster geschickt.

Das Verhältniß Karls zum römischen Bisthum wurde, seitdem er ein ausgedehntes Reich in Italien gewonnen hatte und der mächtige Nachbar des Papstes war, der selbst nach der weltlichen Herrschaft hier strebte, wesentlich geändert; an Reibungen und Streitigkeiten fehlte es nicht, Ansprüche mancherlei Art wurden gegenseitig erhoben und zurückgewiesen, aber der Gang der Dinge machte es unmöglich, daß sich der durch alle Forderungen der Zeit gebotene Bund lockerte oder löste. Schon im Jahre 776 zeigte es sich, wie untrennbar das Interesse des Papsts mit der Macht des Frankenkönigs verknüpft war. Desiderius Sohn, Adelchis, der sich nach Constantinopel geflüchtet hatte, erschien in Italien; es unterstützte ihn sein Schwager Arichis, der stolze, noch unbezwungene Herzog von Benevent; andere langobardische Herzöge standen mit ihm im geheimen Bunde. Der Papst war nicht minder gefährdet, als die Herrschaft der Franken. Da eilte Karl abermals herbei; die drohende Gefahr wurde durch sein kraftvolles Auftreten schnell unterdrückt; die herzogliche Gewalt bis auf Spoleto, wo der Papst oberherrliche Rechte in Anspruch nahm, überall aufgelöst, das Land in Grafschaften getheilt, die fränkische Kriegs- und Gerichtsverfassung eingeführt, die politische Stellung der Bischöfe und Aebte gehoben — kurz Alles den Einrichtungen der fränkischen Monarchie möglichst nahe gebracht. Dennoch gab Karl vier Jahre später in seinem fünfjährigen Sohne Pipin einen Unterkönig dem langobardischen Reiche. Auf eigener Grundlage ruhend, zu besonderen Zwecken bestimmt, den Angriffen gefährlicher Feinde fortwährend ausgesetzt, schien das Land einer getrennten Verwaltung zu bedürfen. Noch war keineswegs hier Alles vollendet. Benevent unterwarf sich erst später und blieb von schwankender Treue. Die Griechen, die ihre Ansprüche und Absichten auf Italien nicht aufgaben, suchten mit Arichis immer aufs Neue Verbindungen einzuleiten. So lange der Papst gegen die „ruchlosen und ketzerischen“ Griechen und gegen das „meineidige und stinkende“ Volk der Langobarden keinen anderen Schutz sah, als in dem erlauchten Königsgeschlecht der Franken, hob er dasselbe von Ehren zu Ehren; er krönte und salbte Pipin und seinen jüngeren Bruder Ludwig zu Königen der Franken.

776. 780.

Ludwig, dem jüngsten Sohne Karls, war Aquitanien als Königreich schon bei der Geburt bestimmt und das Knäblein in der Wiege in sein Reich getragen worden. Denn als sich an der Südwestgrenze

778.

seiner Herrschaft die Aussicht zu großen Eroberungen zeigte, wollte Karl auch hier den tapferen Bestrebungen seiner Getreuen einen eigenen Mittelpunkt geben. Eben damals gaben sich die ersten Spuren der Auflösung in dem großen Reich, das die Araber unter den Chalifen gewonnen hatten, zu erkennen. Abderrhaman, der letzte Sprößling vom entthronten Chalifengeschlecht der Ommaijaden, floh nach Spanien und gründete hier eine selbstständige Herrschaft, deren Sitz zu Cordova war. Aber die Statthalter der einzelnen Städte beugten sich nicht alle gleich willig dem neuen Gewalthaber, und Soliman el Arabi, der zu Saragossa befehligte, rief endlich ein Christenheer über die Pyrenäen. Im Jahre 778 griff Karl die Feinde, von seinen Vorfahren einst von den Fluren Galliens vertrieben, zuerst in ihrer spanischen Herrschaft an, siegreich drang er bis zum Ebro, setzte seinen Schützling in Saragossa wieder ein, und die muhamedanischen Befehlshaber zwischen dem Ebro und den Pyrenäen mußten ihm Geißeln stellen. Ein glänzender Kriegszug in seinen Anfängen, aber nicht ohne Gefahren und schlimme Verluste in seinem Ausgange. Auf dem Rückzuge überfielen die kampf- und beutelustigen Basken das fränkische Heer in den Pyrenäen, und in dem Thal von Roncesvalles erlitt es eine schwere Niederlage. Spät erst ereilte die Basken die Rache und wurden sie zur Unterwerfung gebracht; die spanischen Eroberungen gingen für den Augenblick wieder verloren.

778.

Der Schlag, der Karls Heere in den Schluchten der Pyrenäen getroffen hatte, machte sich seiner Macht selbst an der Weser und am Rheine fühlbar: in so enger Verbindung standen damals alle Verhältnisse des Abendlands. Die Sachsen erhoben sich wieder. Die eben gebauten Kirchen wurden zerstört, die Priester erschlagen, die Franken verjagt und das Frankenland selbst angegriffen. Bis zum Rheine ergossen sich die sächsischen Heereshaufen, von Deutz bis Koblenz wurde Alles verwüstet und zerstört. Sofort sandte Karl ein Heer von Ostfranken und Alamannen gegen die Sachsen, die zurückweichen mußten; in den Jahren 779 und 780 zog er dann selbst in das empörte Land, von Neuem unterwarfen sich alle Gaue und versprachen Treue und Annahme des Christenthums, aber Karl, durch schlimme Erfahrungen belehrt, traute den Versprechungen nicht und dachte auf Mittel den Gehorsam des Volks zu erzwingen. Zahlreiche Befestigungen legte er rings um das Land an, namentlich an der fränkischen Grenze und an der Elbe; starke Besatzungen in diesen Burgen zwängten vom Osten und Westen die Sachsen ein und erhielten eine Zeit lang die Ruhe. Karl benutzte diese Ruhe, um Einrichtungen durchzu-

779. 780.

führen, welche den alten Götterdienst und die angestammte Volksfreiheit zugleich zu brechen vermochten. Die fränkische Heeres- und Gerichtsverfassung wurde nun hier, wie kurze Zeit vorher im langobardischen Reiche eingeführt, das Land in Grafschaften eingetheilt, und fränkische Große oder sächsische Edlinge, die sich Karl ergeben hatten, an ihre Spitze gestellt; schon wurde auch an die Vertheilung des Landes in bischöfliche Sprengel gedacht, christliche Priester angesiedelt und das Volk, wenn es nicht willig die Lehren Christi annahm, zur Taufe, zu kirchlichem Leben und zur Entrichtung des Zehnten gezwungen. Im Jahre 782 hielt der König einen großen und glänzenden Reichstag an den Quellen der Lippe; es schien, als ob er frei in Sachsen jetzt walte, wie in seinem eigenen Hause; schon ging er damit um, über Sachsen östlich hinaus zu den slavischen Stämmen sein Reich auszubreiten. Ein Heereszug gegen die Sorben, die zwischen Saale und Elbe wohnten, wurde beschlossen und mit einem fränkischen Heere mußten die Sachsen dem Könige zum ersten Male Heeresfolge leisten. Dem kriegerischen Geiste des Volks wollte der König, wie es scheint, nach einer andern Seite hin Beschäftigung bieten.

Die neuen Einrichtungen Karls schnitten tief in das innerste Leben des Volkes ein; die alte germanische Freiheit blutete aus tödtlichen Wunden; zu erschöpft, um sich länger aufrecht zu halten, besaß sie doch noch zu viel Lebenskraft, als daß sie nicht in heftigen krampfhaften Zuckungen gegen die Vernichtung angekämpft hätte. Als Rächer der sinkenden Freiheit erschien jetzt wieder Widukind unter den Sachsen, zur Vertheidigung des alten Glaubens und des ererbten Rechts rief er das Volk auf, auch die Friesen schlossen sich ihm an, Alles strömte zu den Waffen, ein großer gemeinsamer Entschluß beseelte die letzten Kämpfer für die altgermanische Freiheit. Kaum 782. war Karl fern, so stand ganz Sachsen und Friesland in Aufruhr; die Priester wurden erschlagen, die Edlinge, die sich den Franken ergeben hatten, aus dem Lande vertrieben; man rüstete sich zum Kampfe auf Tod und Leben. Das gegen die Sorben gerichtete Heer hieß Karl umkehren und richtete es sofort gegen Widukind und seine Schaaren, aber am Süntel, unfern der Weser, erlitt es eine völlige Niederlage. Ein vom Rhein gesandtes Hülfsheer barg kaum die spärlichen Reste der Franken. Aber schon rückte Karl selbst mit gewaltiger Heeresmacht an. Vor seiner persönlichen Erscheinung schien auch diesmal der Widerstand zu erlahmen; Widukind gab die Freiheit preis und flüchtete sich abermals zu den Dänen. Als strenger Rächer und Richter forderte Karl Rechenschaft von den eidbrüchigen Sachsen und Aus-

lieferung der Schuldigen; 4500 Sachsen wurden seinen Händen übergeben, an einem Tage ließ er sie Alle bei Verden enthaupten. Mit einem gewaltigen Schlage sollte die mit dem Tode ringende Freiheit zu Boden geschlagen werden und rasch sich verbluten. Mit furchtbarem Ernste verfolgte Karl jetzt sein Ziel die Sachsen völlig zu unterwerfen oder zu vernichten. Mit dem Blutbade von Verden glaubte er am Ziel zu sein, aber so sehr dasselbe die Sachsen erschreckte, noch mehr hatte sie es mit der äußersten Wuth der Rache und Verzweiflung erfüllt. Sofort stand das ganze Land wieder in den Waffen, und noch einmal kehrte Widukind von den Dänen zurück. Mit allen Kräften seines Reichs zog Karl im Jahre 783 abermals gegen die Sachsen aus, die jetzt sich zum ersten Male in großen, offenen Feldschlachten ihm stellten. Sie thaten es zu ihrem Verderben; erst bei Detmold, dann an der Hase unweit Osnabrück siegte Karl in furchtbaren, blutigen Kämpfen. Die Jugend des Volkes fiel, die Streitkräfte des Landes versiegten; bis zur Elbe drang der König, ohne namhaftem Widerstand mehr zu begegnen, plündernd und verwüstend vor; dennoch hielt Widukind noch zwei Jahre ihm Stand, bis verheerende Züge Karls in den Jahren 784 und 785 endlich die letzten Kräfte des Landes erschöpften. Da erschien Widukind, der Aufforderung des Königs folgend, in dessen Pfalz zu Attigny, unterwarf sich und nahm die Taufe an. Jetzt war Sachsen besiegt, und mit Blutgesetzen wurden das Christenthum und das Königthum zugleich den Sachsen aufgedrungen. Mit Todesstrafen wurde die Taufe erzwungen, die heidnischen Gebräuche bedroht; jede Verletzung eines christlichen Priesters, der Aufruhr gegen den König und der Ungehorsam gegen seine Befehle wurden zu todeswürdigen Verbrechen gestempelt.

783.

785.

Stille des Todes war nachdem acht Jahre im Sachsenlande, und schon konnte Karl daran denken seine Waffen gegen die Wenden jenseits der Elbe zu richten. Im Jahre 789 ging er über den Fluß und griff die Wilzen an, die zwischen der mittleren Elbe und Oder wohnten. Ihre Nachbarn, die Abodriten im Norden und die Sorben im Süden, waren Karl verbündet und unterstützten sein Unternehmen, auch die Sachsen mußten ihm Heeresfolge leisten. Bis zur Peene drang der Frankenkönig vor, und die Fürsten der Wilzen huldigten ihm als ihrem Gebieter; die Herrschaft der Franken war auch im Rücken der Sachsen begründet. Abermals brachen dann wohl unter ihnen noch einzelne Aufstände aus, die der König mit bewaffneter Hand überwältigen mußte, wie im Jahre 798 in den Gegenden zwischen der unteren Weser und Elbe; aber gefährlich wurden sie der Herrschaft der Franken

789.

798.

nicht mehr, und schon empfing in diesem Jahre das sächsische Land feste kirchliche Einrichtungen. Das sächsische Nordthüringen erhielt seinen eigenen Bischofsstuhl zu Halberstadt; in Engern theilten sich die Bischöfe, die zu Paderborn, Minden, Verden und Bremen eingesetzt wurden; über Westfalen erstreckten sich die neubegründeten bischöflichen Sprengel von Münster und Osnabrück, zugleich wurde das Kölner Bisthum bis in diese Gegenden ausgedehnt, und Mainz erhielt in den südlichsten Theilen des Landes eine Erweiterung seines Sprengels, wie es denn auch mit Köln Metropolitanrechte über die neubegründeten Bisthümer gewann. Als die neuen kirchlichen und staatlichen Einrichtungen in Sachsen tiefere Wurzeln zu schlagen anfingen, glaubte Karl jener schreckenden Blutgesetze überhoben zu sein und ließ sie in Vergessenheit kommen. Ein geordneter Zustand kehrte allmählich zurück; Karl ließ die Rechtsgewohnheiten der Sachsen, die noch nicht aufgezeichnet waren, niederschreiben und gab so den Sachsen, wie früher den Thüringern, ein geschriebenes Recht, wie es die anderen Stämme schon schon seit längerer Zeit besaßen.

Während Karl im Nordosten die Grenzen seines Reichs bis in die wendischen Gegenden ausdehnte, waren auch im Südosten große Eroberungen gemacht worden. Den letzten Aufstand des Herzogs Tassilo von Baiern hatten die Avaren, trotzdem ihr Reich schon in tiefem Verfall war, mit Waffenmacht unterstützt und dadurch Karls Zorn erregt. Im Jahre 791 überzog Karl mit großer Heeresmacht den Chakan, das Oberhaupt der Avaren, und drang in einem Zuge, ohne herzhaftem Widerstand zu begegnen, von der Enns bis zur Raab vor. Das Land wurde den Franken unterworfen, fränkische Anbauer siedelten sich in demselben an, denen die Avaren fortan dienten und bald unter ihnen verschwanden. Die slawischen Stämme der Karantanen, die nach dem Abzug der Langobarden und nach dem Verfall des Avarenreichs die Gegenden in den östlichen Alpen beherrschten, unterwarfen sich willig der fränkischen Herrschaft, und bald wurden von Salzburg, Passau und Aquileja aus die ersten Versuche gemacht das Christenthum unter ihnen zu verbreiten. Der Kampf gegen die Avaren wurde auch in der Folge fortgesetzt, obwohl Karl an demselben keinen unmittelbaren Antheil mehr nahm. Im Jahre 796 drang König Pipin mit einem fränkischen Heere bis zur Theiß vor, die großen ringförmigen Verschanzungen der Avaren zwischen Donau und Theiß wurden eingenommen und zerstört, der Chakan versprach Unterwerfung und huldigte Karl. Umsonst versuchte er sich der Abhängigkeit wieder zu entziehen, Niederlage folgte auf Niederlage, und wenige Jahre nachher ging das

796.

Reich der Avaren, vom Osten her zugleich von den Bulgaren bedrängt, gänzlich unter. Bis tief in die Donauebene hinein erstreckte sich jetzt die fränkische Herrschaft, und das Christenthum erhob sich wieder in Ländern, wo es längst erstorben war. Als ein thätiger und tüchtiger Heidenapostel leuchtete vor Allen der Bischof Arno von Salzburg hervor; wegen seiner Verdienste um die Bekehrung der Karantanen und Avaren geschah es hauptsächlich, daß Salzburg zum erzbischöflichen Sitz und zur Metropole Baierns erhoben wurde.

Durch Waffengewalt hatte Karl das überkommene Reich in seinem Umfange verdoppelt, durch unbesiegliche Energie jede widerstrebende Gewalt in demselben gebeugt und den staatlichen und kirchlichen Einrichtungen in demselben eine Einheit gegeben, wie sie seit der Römer Zeiten das Abendland nicht gekannt hatte. Von den Pyrenäen hin bis zu den Karpathen und in die nördlichen Ebenen an Oder und Weichsel, von den Mündungen der Elbe bis in die höchsten Theile der Apenninen erstreckte sich die Herrschaft der Franken, zusammengefaßt von der Hand eines einzigen Mannes, dem nicht nur alle weltliche Gewalt in dem weiten Reiche dienstbar war, sondern den auch die Geistlichkeit unweigerlich als ihr Haupt anerkennen mußte. Was allen Jahrhunderten vorher unmöglich erschienen war, alle Stämme der inneren deutschen Länder unter eine Herrschaft zu bringen, den trotzigen Freiheitssinn aller Germanen unter Königsgebot zu beugen, Karl war es endlich gelungen, und zugleich hatte er die wichtigsten Länder des weströmischen Reichs, seit dem Verfall desselben getrennt, unter seinem Scepter wieder vereinigt; die ersten Städte des alten Reichs waren in seinem Besitz, Rom selbst erkannte schon seine Macht an. Der Kampf, der Gegensatz zwischen Römern und Germanen bewegten seit Jahrhunderten das Abendland; der Kampf schien ausgekämpft, der Gegensatz ausgeglichen, da Germanen und Römer nun ein Reich umschloß, eine Kirche umfing. So erhob sich das fränkische Königthum durch Karl zu einer weltgebietenden universalen Bedeutung; es gewann eine wahrhaft kaiserliche Macht im Abendlande, während das Kaiserthum des Orients in den schmählichsten Verfall gerieth. Eben damals war es, daß die herrschsüchtige Irene, nachdem sie lange für ihren Sohn die vormundschaftliche Regierung geführt hatte, selbst auf die verruchteste Weise die Herrschaft an sich riß; durch Empörung gegen ihr eigenes Kind, das sie blenden ließ, gewann ein Weib gegen alle Ueberlieferungen der Vorzeit den kaiserlichen Namen, den sie mit unsäglicher Schande bedeckte. Wer mochte es da dem Papstthum verargen, wenn es das letzte lockere Band, das es

noch an den kaiserlichen Thron von Constantinopel fesselte, mit einem Riß für immerdar trennte?

Was hatte der Nachfolger Petri nicht Alles Pipin und Karl zu danken! Der Gewalt der Langobarden und Griechen war er nur durch ihren Beistand entrissen; als gehorsame und liebreiche Söhne des heiligen Petrus hatten sie sich dann gezeigt, eine weltliche Herrschaft dem römischen Bisthum begründet und damit erfüllt, was seit geraumer Zeit von den Päpsten als heißester Wunsch im Stillen genährt war; das Band gläubigen Gehorsams, durch welches Bonifacius die fränkische Kirche an Rom fesselte, hatten die Könige fester und fester gezogen und über alle Länder ausgedehnt, die sie ihrer Gewalt unterwarfen; der Primat Petri hatte eine größere und ausgedehntere Anerkennung erhalten, als er jemals vorher erlangte. Papst Hadrian, der dreiundzwanzig Jahre mit großer Umsicht die Stelle des höchsten Priesters der Christenheit verwaltete, lebte in seinen letzten Lebensjahren in der vertrautesten Freundschaft mit Karl, denn fein und richtig erwog er alle Vortheile, welche ihm aus der innigen Verbindung mit dem mächtigen König erwuchsen. Auf Hadrians Wunsch befestigte Karl den immer noch ziemlich losen Metropolitanverband der bischöflichen Stühle seines Reichs und ordnete ihn, wo er noch fehlte; auf Hadrians Verlangen wurde die von Rom anerkannte Sammlung der Kirchengesetze und päpstlichen Verordnungen im ganzen Umfange des fränkischen Reichs eingeführt; Nichts geschah in den kirchlichen Dingen, ohne den Rath des Papstes zu hören. Der geistige Einfluß des Papstthums wuchs so mit wunderbarer Schnelligkeit zu einer nie gekannten Höhe, er verbreitete sich in Gegenden, die ihn früher nie erfahren hatten, er gewann unbestrittene Anerkennung, wo er früher vielfach angefochten war, gerade in Italien selbst befestigte er sich eigentlich erst durch die fränkische Eroberung; aber die äußere Machtentwickelung des Stuhls Petri hielt nicht von ferne gleichen Schritt mit dem geistlichen Einfluß, den derselbe bereits gewonnen hatte. Noch war der römische Bischof rings von Feinden umdrängt, in seiner eigenen Stadt nicht sicher, weder die gewonnene äußere Herrschaft, noch die geistlichen Ansprüche seiner kirchlichen Stellung konnte er ohne die Hülfe des Frankenkönigs behaupten; nicht die Dankbarkeit, die zwingende Noth seiner Lage mußte ihn zuletzt dahin treiben Karl als seinen Herrn, als Gebieter Roms anzuerkennen und die kaiserliche Gewalt für Rom, für das Abendland herzustellen. Sobald das Papstthum noch einmal in Noth und Bedrängniß gerieth, mußte es sich zu diesem letz-

ten entscheidenden Schritt entschließen, der seine eigene Stellung, wie die Lage der Welt durch und durch umwandelte.

Papst Hadrians letzte Jahre verflossen in Ruhe; stürmisch aber wurden schon die ersten Zeiten seines Nachfolgers. Als Hadrian am Ende des Jahrs 795 abschied, folgte ihm Leo III., der sogleich die Schlüssel vom Grabe des heiligen Petrus mit dem Banner von Rom an Karl übersandte, ihm Treue gelobte und ihn aufforderte, Gesandte nach Rom zu schicken, um von den Einwohnern der Stadt sich huldigen zu lassen. Der neue Papst erkannte von Anfang an seine Lage, er faßte die Rechte des Patriciats so weit, als wäre Karl schon Kaiser, er suchte einen Schutzherrn und bedurfte nur allzubald seiner Hülfe. Im Frühjahr 799 brachen wilde Parteikämpfe unter dem römischen Adel aus; der Papst, überfallen und mishandelt von seinen Feinden, flüchtete sich aus der Stadt und eilte hülfeflehend nach Paderborn vor den Thron König Karls. Fränkische Große führten im Herbst ihn nach Rom zurück und schafften ihm Ruhe vor seinen Widersachern. Aber ohne Karl schwebte der Papst in steter Gefahr, und schon eilte der König selbst nach Rom; denn die Herstellung des abendländischen Kaiserthums war beschlossen.

795.

799.

Als Karl am Weihnachtsfest des Jahrs 800 im Gewande des römischen Patricius in die Peterskirche kam, setzte ihm der Papst eine goldene Krone auf das Haupt; die Kirche hallte von dem Zuruf der Menge wieder: „Heil und Segen dem von Gott gekrönten großen und friedfertigen Kaiser der Römer Carolus Augustus!“ Der Papst warf sich dem germanischen Kriegsfürsten zu Füßen und huldigte ihm, wie die römischen Bischöfe vordem dem römischen Kaiser zu Constantinopel gehuldigt hatten.

800.

Als Karl der Große den Kaiserstuhl Roms bestieg, war ein Ziel erreicht, dem hochstrebende deutsche Fürsten seit Jahrhunderten nachgetrachtet hatten. Von Rom hatten einst die Deutschen die ersten Eindrücke eines großen staatlichen Lebens empfangen; unter dem Einfluß derselben waren alle germanischen Reiche begründet worden; die Größe und Macht des römischen Kaiserstaats, die Einheit seiner stets schlagfertigen Heere, der Glanz des kaiserlichen Hofes, die Herrschaft des Gesetzes waren und blieben das Ideal der germanischen Könige; selbst als im Abendlande das zerfallene und geschwächte Reich der Cäsaren dem Andrang germanischer Kriegsschaaren erlegen war, schien

es den edelsten und begabtesten Führern dieser Schaaren doch nur die letzte und höchste Aufgabe zu sein, mit eigener Kraft und eigenen Mitteln den zerstörten Bau herzustellen. Wie aber sollte dies gelingen, so lange sich die deutschen Stämme selbst, ohne inneren wie äußeren Zusammenhalt, in einer fast ununterbrochenen Reihe von Kriegen schwächten und aufrieben, so lange die Fürsten über Völker geboten, die dem Zwang der Gesetze und jeder durchgreifenden Herrschergewalt mit trotzigem Freiheitssinn widerstrebten? So hatte denn der Westgothe Athaulf, so hatte der Ostgothe Theoderich, so endlich die ersten Merovinger ihre kühnen Pläne das abendländische Reich herzustellen sogleich beim ersten Angriff aufgeben müssen; genug, daß es ihnen gelang, einzelne Theile des großen Ganzen ihrem Königsgebot zu unterwerfen und zu besonderen Reichen zu gestalten.

Aber der erste germanische Fürst, dem es glückte, die Selbstständigkeit der Gemeinden für immer zu brechen und der Königsherrschaft zum letzten entscheidenden Siege über die Volksherrschaft zu verhelfen, der zugleich dahin gedieh, alle deutschen Stämme, die in ihren alten Sitzen geblieben waren, in seinem Reiche zu vereinen und sie wieder mit den ausgewanderten bereits romanisirten Germanen zu verbinden, nahm auch sofort das römische Kaiserthum wieder auf und stellte sich als Nachfolger der alten Imperatoren hin. Nun erst schien der lange Kampf zwischen Rom und den Germanen ausgekämpft, bei dem es sich ja von Anfang an weniger um die Vernichtung des alten Weltreichs gehandelt hatte, als um die Aufnahme der deutschen Stämme in den großen Staatsverband der gebildeten Völker, nicht um die Zerstörung aller bisherigen Kultur, sondern um die weitere Verbreitung der edlen Geistesgüter, die Roms Herrschaft in sich faßte und hegte. Nicht freilich als Sklaven, nicht von Roms Legionen bezwungen, waren die Germanen dem Reiche einverleibt worden; mit den Waffen in der Hand hatten sie sich Bürgerrecht und Herrenrecht in demselben erkämpft. Als sie dann mit den Elementen ihres Wesens Alles erfüllt und umgewandelt hatten, gab die freie Entwickelung der Dinge endlich einem deutschen Fürsten das kaiserliche Scepter des Abendlands in die starke Rechte, und er trat die Regierung jenes großen germanisch-romanischen Reichs an, in das sich die alte Römerherrschaft umgestaltet hatte.

Doch das Kaiserthum war noch etwas anderes, als jenes höchste politische Ideal, dem die deutschen Machthaber seit Jahrhunderten zustrebten; auch der religiöse Glaube der christlichen Kirche hatte die Idee desselben als der höchsten irdischen Macht erfaßt, in sich auf-

genommen, auf eigenthümliche Weise aus- und umgebildet. Die Ueberzeugung der alten Römer, daß ihre Republik bestimmt sei, alle Völker bis an das Ende der Welt einem Gesetze und einem Gebote zu unterwerfen, war in der christlichen Zeit nicht erstorben, sondern hatte vielmehr neues Leben durch den Glauben gewonnen, daß alle Bekenner des Heilands zu einer Heerde gesammelt werden und in eine große Gemeinschaft treten sollen; das christliche Rom nährte nicht nur den Glauben an eine christliche Kirche, sondern auch an einen christlichen Staat und theilte diesen Glauben allen Anhängern des katholischen Bekenntnisses mit. Das römische Reich sah die rechtgläubige Christenheit so als eine unmittelbare, ewigfeste Ordnung Gottes an und erblickte in dem Kaiser den von Gott selbst gesetzten Oberherrn der Welt, dem keine andere weltliche Gewalt sich zur Seite setzen dürfe. Seine Pflicht und sein Beruf sei es, meinte man, die Christenheit gegen alle ihre Feinde zu schützen und zu wahren, über Ordnung und Frieden aller Orten zu wachen, die Kirche und ihre Diener gegen die Angriffe und Ansprüche der Welt zu vertheidigen, die Wittwen und Waisen, die Unglücklichen und Verfolgten zu schirmen, die Predigt des Evangeliums mit der Macht seines Arms zu unterstützen und ihm Bahn zu brechen bis an das Ende der Welt, auf daß sich so Alles erfülle und Christus der Herr werde der ganzen Welt. Nach dieser Vorstellung von der Gewalt des Kaisers wurden alle Könige, Fürsten und Herren zu Werkzeugen seiner Macht herabgesetzt, alle Christen mußten in dem Gebot des Kaisers den Willen Gottes erkennen und wurden ihm dadurch zu weit größerem Gehorsam und zu weit höherer Achtung verpflichtet, als sonst die weltliche Obrigkeit von ihnen beanspruchen konnte.

Es war eine schöne und große Anschauung, zu der sich die katholische Christenheit gerade inmitten der Auflösung des Reichs erhob. Als die Herrschaft der Kaiser dann doch im Abendlande verfiel, hofften die römischen Christen die Herstellung ihres kaiserlichen Gottesreiches von Constantinopel, bis der Bischof von Rom und mit ihm Italien sich von dem irrgläubigen Gebieter des Ostens auf immerdar trennte. Als dies geschehen war, wandte man seinen Blick, auch jetzt nicht verzweifelnd, zu den Germanen; und aus ihrer Mitte erstand in Karl ein Fürst, der sich ganz mit den universellen Ideen eines einigen christlichen Staats durchdrang, der das römische Kaiserthum im Sinn der rechtgläubigen Kirche erfaßte und der nicht nur den Willen, sondern auch die Macht besaß den Glauben der Christen an ein Gottes-

reich, so weit er in einer so wilden und sturmbewegten Welt überhaupt durchzuführen war, zu verwirklichen.

Nicht dahin hat also Karl als römischer Kaiser getrachtet, die Zwingherrschaft des heidnischen Roms über die Welt herzustellen, in Vergessenheit gerathene Rechte der alten Imperatoren wieder in das Leben zu rufen und so eine schrankenlose Gewalt sich zu gewinnen; seine Vorstellung von der neuen Macht, die ihm als Kaiser zufiel, beruhte vielmehr durchaus auf jener religiös-politischen Idee, welche die abendländische Kirche vom Kaiserthum in sich ausgebildet hatte. Mehr die Theocratie des alten Bundes, als die Despotie des römischen Kaiserstaats bot die Maximen dar, denen er in Ausübung der ihm übertragenen Weltherrschaft folgte. In dem Kreise seiner Freunde ließ Karl sich König David nennen; vergleicht man ihn seinen kaiserlichen Vorgängern, so stellt man ihn nicht den Juliern oder Flaviern, sondern einem Constantin oder Theodosius, den Begründern der römischen Staatskirche, zur Seite. So ruht denn der neue Kaiserstaat wesentlich auf kirchlichen Grundlagen; sein Ideal ist kein anderes, als das Gottesreich auf Erden, in dem der Kaiser von Gott selbst zu seinem Statthalter eingesetzt ist, damit er alles Volk, nach Nationen, Ständen und Rangstufen gesondert und geordnet, den göttlichen Absichten gemäß leite und regiere; in diesen gesonderten Klassen des Volks stellen sich die natürlichen Glieder des einen großen Staatskörpers dar, dessen Haupt der Kaiser ist; wie er an seiner Stelle, so haben auch sie in ihrem Kreise einzeln ihre besondere Aufgabe in der göttlichen Weltordnung und müssen zur Erfüllung derselben vom Kaiser angehalten werden; jeder Einzelne aber muß nach dem Willen und dem Gesetze Gottes leben, und der Kaiser hat das Schwert erhalten, die Uebelthäter zu strafen.

In diesem Sinne erfaßte Karl seine Stellung; in diesem Sinne begann er seine kaiserliche Regierung. Bald nach seiner Rückkehr von Rom ließ Karl zu Achen die gesammten geistlichen wie weltlichen Gesetze, die in seiner Herrschaft Geltung hatten, sorgfältig durchsehen und Alles ausmerzen, was dem göttlichen Gebot zu widersprechen schien; dann schickte er Sendboten geistlichen und weltlichen Standes nach allen Seiten aus, um die verbesserten Gesetze in das Leben zu führen und um zugleich ihm von allen Unterthanen seines Reichs, die das zwölfte Jahr überschritten hatten, einen neuen Huldigungseid schwören zu lassen, einen Eid, der viel höhere und größere Pflichten, wie sie ausdrücklich hervorheben sollten, gegen seine kaiserliche Hoheit auferlege, als der bisher dem Könige geleistete Schwur. Geradezu apostolische

801. 802

Aufträge gab Karl diesen Sendboten mit: sie sollten das Volk von jeder Uebertretung der göttlichen Gebote mit Eifer abmahnen, die christlichen Tugenden ihm an das Herz legen, Alle darauf hinweisen, daß sie dereinst vor dem Richterstuhl Christi Rechenschaft von ihrem Leben ablegen müßten.

Hatte das germanische Königthum schon von jeher einzelne geistliche Rechte in sich aufgenommen, so scheint es nun, zur kaiserlichen Gewalt erhoben, fast die ganze Machtfülle des höchsten Priesterthums an sich zu reißen. Denn Karl wird in der That schlechthin als „der „Regent der heiligen Kirche" bezeichnet; die Kirchenversammlungen bedürfen nicht nur seiner Erlaubniß, um zusammenzutreten, er ergänzt ihre Beschlüsse, er ändert das Mangelhafte ab, er hat die entscheidende Stimme, sie leihen ihm nur ihren Rath; nicht minder reformirt er den gesammten Clerus seines Reichs und zwingt ihm mit durchgreifender Strenge das kanonische Leben auf, dessen Ordnungen der Klosterregel des heil. Benedict großentheils entlehnt waren; überall greift seine Gesetzgebung in das kirchliche Gebiet hinüber, und in den späteren Sammlungen der Kirchengesetze finden sich Karls Gesetze neben den Schreiben der Päpste und den Beschlüssen der Concilien. Der Papst sinkt, ob die abendländische Kirche ihr Haupt in ihm verehrte, doch neben diesem hohenpriesterlichen Kaiser fast nur zum ersten Rathgeber in allen kirchlichen Angelegenheiten, zum Vorsteher der ersten Körperschaft des Reichs herab. Und in welche wunderbare Stellung gerieth überhaupt die Kirche zu dieser neuen Staatsgewalt, die mit ihr auf derselben Grundlage ruhte, zu demselben Ziel hinstrebte, so viele ihrer eigenthümlichen Rechte für sich in Anspruch nahm! Der Kaiser schien der devoteste Knecht der Kirche und war doch ihr erster Gebieter, der Kaiserstaat konnte ihr Bahn brechen zum letzten und größten Siege, aber ebensowohl konnte auch sie zuletzt nur als Werkzeug einer Gewalt dienen, die aus rein weltlichen Verhältnissen erwachsen war und immerdar um ihres Bestandes willen den weltlichen Charakter festhalten mußte, in diesem aber manche Zwecke verfolgte, die mit den christlichen und kirchlichen wenig oder nichts gemein hatten.

Denn Karl war als König der Franken, als oberster Kriegsherr und Richter seines Volks, zur Kaiserherrschaft gelangt, von dem Heer- und Gerichtsbann, den er über die freien Franken und über alle ihnen unterworfenen Völker übte, war die ganze Gewalt, die er besaß, ausgegangen, beruhte auf diesem Grunde und sank zusammen, sobald derselbe wankte oder ihr entzogen wurde. Sollte sein Reich erhalten bleiben, so kam Alles darauf an, die Königsgewalt unter den Fran-

ken selbst unerschütterlich fest zu begründen, jene Elemente, welche so oft sie geschwächt und untergraben hatten, ihr dienstbar zu machen, die unterworfenen Theile des Reichs aber dem fränkischen Staatsleben so eng einzuverleiben, daß sie sich von ihm nicht mehr zu trennen vermochten; kurz eine Organisation dem weiten Reiche zu geben, bei der alle Kräfte und Mächte desselben sich das Gleichgewicht hielten, in einander griffen und sich unterstützten, wo sämmtliche Glieder des Gemeinwesens nur der Stärkung des Staatsoberhaupts und der Durchführung seiner Absichten dienten. Eine unermeßliche, unendlich schwierige Aufgabe, zumal Karl nie daran denken konnte, den Despotismus des sinkenden Roms seinem Reiche aufzudrängen, mit der Schwere seiner Allgewalt das eigenthümliche Leben der einzelnen Stämme zu erdrücken, ein Gesetz und Recht, gleiche Formen der Verwaltung von einem Ende seines Reichs bis zum andern durchzuführen. Schon sein Ideal des christlichen Staats hielt ihn hiervon ab, noch mehr aber die eigene Sinnesart und die Natur der von ihm beherrschten Völker. Aus deutschem Geiste, der nicht schaffen und treiben kann, wo nicht freie Entwickelung im engen Kreise gegeben ist, mußte die politische Schöpfung Karls hervorgehen, wenn sie unter Völkern, die entweder durch und durch deutsch oder doch von germanischen Lebenselementen berührt waren, irgend welchen Bestand gewinnen sollte; sie mußte überdies an das Altherkömmliche sich eng anschließen; sie mußte endlich durch persönliche und unmittelbare Einwirkung, nicht durch einen todten Mechanismus die Kräfte des Staats regeln, sammeln und leiten.

Mit ewig staunenswerther Weisheit und Geistesgröße hat Karl diese Aufgabe gelöst. So mächtig und folgenreich seine Kriegsthaten sind, so strahlt doch sein Ruhm als Gesetzgeber bei weitem heller durch die Geschichte der Menschheit. Ueber die persönlichen und Volksrechte, die er zum Theil selbst erst hatte aufzeichnen lassen, erhob er durch seine Capitularien — Edicte und Verordnungen, welche er entweder aus eigener Entschließung oder unter dem Beirathe der Reichsversammlungen erließ, — ein allgemeines Reichsrecht, eine Staatsgesetzgebung umfassendster Art, die bald die großen Verhältnisse der Gesammtheit regelte, bald zu den localen Zuständen hinabstieg, um sie dem Ganzen anzupassen. Das Unternehmen, an dem man so lange verzweifelt hatte, die trotzigen, freiheitsstolzen Germanenstämme unter ein Staatsgesetz zu beugen, führte er endlich durch; die allgemeinen Ideen, auf denen die Gemeinschaft der Menschen beruht, gewannen so den Sieg über die ursprünglichen Triebe und Neigungen zahlreicher Völker, deren Leben sich bis dahin in gewissen gleichsam von der Natur ihnen gestellten

Grenzen nach Sitte und Herkommen geregelt hatte; das verworrene Treiben und Drängen getrennter Massen wurde zu gemeinsamen Zielen geleitet und das Bewußtsein in den Seelen geweckt, daß eine höhere und weitere Ordnung über dem engen Kreise stehe, in dem sich der Einzelne bewegt. Ein Riesenschritt in der Entwickelung des deutschen Geistes geschah durch Karls Gesetzgebung, und man glaube nicht, daß sie, weil ein erster, darum ein roher ungefüger Versuch war, aus barbarischem Geiste geboren.

Wenn wir mit Recht die höchste Kunst des Gesetzgebers darin sehen, jeden Keim sittlichen Lebens, den er in Sitten und Einrichtungen seines Volks vorfindet, mit scharfem Blick zu erkennen und so zu pflegen, daß die schönste Frucht, die er treiben kann, aus ihm gewonnen werde, so war Karl einer der größten Gesetzgeber, welche die Welt gesehen hat. Keinen Urtrieb germanischen Wesens hat er verkommen lassen, jeden aber in Zucht genommen, veredelt, an die rechte Stelle gebracht und so fähig gemacht, herrlichere Blüthen und nützlichere Frucht zu zeitigen, als zuvor. Wie überhaupt das fränkische Staatsleben, sieht man von den kirchlichen Institutionen ab, vorzüglich auf germanischer Grundlage beruhte, so sind auch deutsche Elemente vor Allem bei Karls politischen Schöpfungen in Anwendung gebracht; der Inhalt seiner Gesetze ist nach dieser Seite hin durch und durch deutsch, obwohl die Capitularien, wie die Volksrechte, in lateinischer Sprache abgefaßt waren. In gewissem Sinne mündet die ganze Vergangenheit der germanischen Völker in diese Gesetze, strömt alles weitere Leben derselben von ihnen aus. Die Römer haben ihr Zwölftafelgesetz den Quell ihres ganzen Staatslebens genannt, mit noch größerem Rechte könnten die Deutschen, ja alle Nationen Europas dasselbe von Karls Gesetzen sagen. Mit Ehrfurcht und heiliger Scheu schlägt man die Capitularien des großen Kaisers auf, das erste große Gesetzbuch der Germanen, ein Werk, dem mehrere Jahrhunderte vorher und nachher kein Volk ein gleiches an die Seite gesetzt hat. Das Bild des karolingischen Staats tritt uns in voller Gegenwärtigkeit hier vor die Seele, wir sehen, wie Großes und Bewundernswerthes erreicht, wie das Höchste erstrebt wurde.

Was vor Allem den Staat zusammenhielt, war die römisch-katholische Kirche; sie verbreitete *einen* Glauben, *ein* Sittengesetz, gleiche religiöse Ordnungen über Nationen, die bis dahin durch Sprache, Sitte und Gesetz vielfach geschieden waren, und umschloß sie mit ihrem kunstreichen und enggeschlossenen Organismus wie mit einem dichten Netz. Um so einflußreicher war aber die Kirche auf den Staat,

je mehr sie in alle Interessen desselben bereits tief verwickelt war, je geistlicher die Könige, je weltlicher die Bischöfe geworden waren. Synoden und Reichsversammlungen traten gewöhnlich vereint zusammen, und die Stimme der Geistlichkeit war auch auf diesen von dem gewichtigsten Einfluß; die Bischöfe waren die geschicktesten Werkzeuge der Könige bei allen politischen Verhandlungen, sie standen mit gleichem Ansehn den Grafen zur Seite, sie waren reiche Gutsbesitzer wie die weltlichen Großen, führten ihre Dienstleute oft selbst in den Krieg und vertauschten nicht selten den Krummstab mit dem Schwerdte. War die Geistlichkeit früher fast durchgängig römischer Abkunft, so weihten sich jetzt auch deutsche Männer dem geistlichen Stande; man fing an in deutscher Sprache zu predigen, Religionsbücher in das Deutsche zu übersetzen; der Klerus wurde dadurch der eigenthümlichen Art und Weise der germanischen Völker näher gebracht und konnte dabei seine universellen Zwecke nur um so wirksamer verfolgen, da er zugleich an der geschlossenen Einheit, die tief in seiner ganzen Vergangenheit wurzelte, kaum etwas verlor.

Ein zweites, obwohl nicht gleich starkes Band für den Staat war die fränkische Nationalität und die auf derselben ruhenden allgemeinen bürgerlichen Einrichtungen. Mit ihrem Schwerdte hatten die siegreichen Franken die Herrschaft über das Abendland gewonnen, sich zu Gebietern der germanisch-romanischen Welt gemacht; ein fränkischer König herrschte über das ganze Reich; die Theile desselben, die Landschaften, Gaue, Hundertschaften oder wie sie sonst nach provincieller Weise bezeichnet werden mochten, wurden zumeist von fränkischen Großen regiert; in dem weiten Reichsgebiet stieß man überall auf Pfalzen und Höfe der fränkischen Könige, auf Burgen und ausgedehnte Besitzungen des fränkischen Adels; die Grundzüge der fränkischen Verfassung wurden auf die eroberten deutschen Länder, wie auf das unterworfene Italien übertragen: das fränkische Volk durchschlang und umschlang mit seinen Staats- und Lebenselementen das ganze Abendland; nicht stark genug, die andern Nationalitäten zu vernichten, war es doch zu solcher Kraft gelangt, daß es dieselben für den Augenblick niederhalten und seinen Zwecken dienstbar machen konnte.

Auf dieser gedoppelten Grundlage erhob sich die kaiserliche Macht, in der sich äußerlich die Einheit des Reichs darstellte. Als Oberhaupt der abendländischen Kirche und als fränkischer König vereinte der Kaiser eine Summe von Rechten und Machtbefugnissen in seiner Person, die ihn nicht nur an die Spitze des Reichs stellte, sondern es ihm auch ermöglichte, durch alle Kreise und Schichten seiner Völker seinem

Willen Geltung oder mindestens Achtung zu verschaffen. Von dem Kaiser wurde, wie bereits gesagt, die Kirche geradezu regiert; die Bischöfe, wenn auch oft nicht unmittelbar von ihm, doch nur nach seinem Willen erwählt, erscheinen fast nur als die Organe seiner Absichten. Von ihm geht ebenso die ganze bürgerliche Verwaltung des Staats aus. Er allein ernennt die Grafen, die in seinem Namen in ihren Grafschaften den Heer- und Gerichtsbann ausüben, sie gelten ihm lediglich als Staatsbeamten, die versetzt und entlassen werden können, wenn es das Wohl des Ganzen erheischt. Der Kaiser bestimmt die Sendboten, welche alljährlich paarweise die einzelnen Landschaften des Reichs durchziehen, die Beamten beaufsichtigen, Beschwerden gegen sie entgegennehmen, die Rechte des Thrones in allen Theilen der Monarchie wahrnehmen und diese mit dem Kaiser in steter Verbindung erhalten. Er selbst ist der höchste Richter, über seine Großen steht ihm allein das Gericht zu, doch kann er auch jedes Gericht über Andere an sich ziehen. Der Kaiser verfügt ferner über alle Streitkräfte des Reichs, er bietet den Heerbann aller Völker auf, entscheidet über Krieg und Frieden, führt das Heer in Person an oder setzt ihm den Oberbefehlshaber, wie er auch die Herzöge für den Heerbann der einzelnen Völker auf die Dauer des Kriegs ernennt. Die ganze Staatsgesetzgebung ruht endlich in seinen Händen, obwohl er sich zu derselben des Beiraths der Reichsversammlung und seines Staatsraths bedient. Jene bestand aus allen weltlichen und geistlichen Großen des Reichs d. h. aus den Hofbeamten, den Bischöfen, Aebten, Herzögen, Grafen und dem gesammten königlichen Dienstgefolge; sie versammelte sich in jedem Frühjahr, meist in Verbindung mit der großen Heerschau des Maifelds, und wurde bei allen wichtigen Staatsgeschäften oder bedeutenden Reichsgesetzen zu Rath gezogen. Der Staatsrath war dagegen nur aus den Hofbeamten und den Magnaten des Reichs zusammengesetzt, die der Kaiser eines besonderen Vertrauens würdigte und entweder dauernd oder nur zeitweise in seine Nähe berief. Im Herbst trat gewöhnlich der Staatsrath zu besonders wichtigen Sitzungen zusammen, die als Vorberathung für die bevorstehende Reichsversammlung dienten, und wurde zu dem Ende durch angesehene Diener des Kaisers aus allen Theilen der Monarchie verstärkt, so daß er als eine kleine Reichsversammlung gelten konnte.

Die geistlichen und weltlichen Großen des Reichs erschienen neben dem Kaiser nur als seine Rathgeber und als die Vollstrecker seiner Gebote, und doch waren diese Magnaten zuletzt unter der schwachen Herrschaft der Merovinger schon zu einer fast unumschränkten Macht

gediehen. Sie hatten ihren Grundbesitz mehr und mehr erweitert, große Länderstrecken, die überdies von allen öffentlichen Lasten und der Gerichtsbarkeit der königlichen Beamten befreit waren, vom Krongut an sich gerissen und mit diesem ausgedehnten Besitz nicht nur große Massen von Knechten, sondern auch eine beträchtliche Anzahl freier Hintersassen gewonnen. War die Kirche schon durch ihren großen Besitz und ihre ausgedehnten Privilegien den Königen gefährlich geworden, wie viel bedenklicher war nicht noch der Machtzuwachs des weltlichen Dienstadels! Schon sammelten diese kriegerischen Herren, die zu Ehre, Reichthum und Macht im königlichen Gefolge gelangt waren, eigene Kriegsgefolge von freien Leuten um sich, wie es ehedem die Gaufürsten thaten. Ein Recht, was seither im Frankenreiche den Königen allein vorbehalten war, maßten sie so sich an und machten sich aus Dienstleuten des Königs selbst zu Gefolgsherren. Bei der drückenden Herrschaft, die der Adel schon über die niederen Leute übte, verpflichteten sich bald viele Freie, besonders in den gallischen Ländern, zu Kriegs- und Ehrendiensten gegen einen reichen Grundherrn, wenn dieser ihnen Schutz und Unterhalt gewährte. Der Freie gelobte dann durch einen seinem Herrn persönlich geleisteten Eid, ihm zu aller Zeit treu und gewärtig zu sein, ihm zu folgen, wohin er entboten würde, und in keiner Noth ihn zu verlassen; er ließ sich den Namen eines Vassen oder Vasallen gefallen, mit dem man bisher nur die bewaffneten Knechte zu bezeichnen pflegte, mit denen sich der Adel zu seiner Vertheidigung oder zum Ehrengeleit zu umgeben pflegte, der aber nun recht eigentlich zur Bezeichnung der freien Gefolgsgenossen des Adels üblich wurde. Die meisten weltlichen Großen gewannen sich nach und nach eine größere Anzahl solcher Vasallen, mit denen sie dann ihre Fehden führten und die sie später oft genug selbst zum Kampf gegen die Könige benutzten. Da die Macht dieser Großen hauptsächlich noch auf vererblichem Grundbesitz beruhte, bildete sich aus ihnen bereits damals eine erbliche Aristocratie aus, die, obwohl sie nicht geschlossen war und durch den Dienst des Königs sich immer von Neuem erweiterte, doch in ihren hervorragendsten Häuptern bereits zu solcher Kraft gediehen war, daß sie hauptsächlich das Königthum der Merovinger zu Fall gebracht hatte. Das Geschlecht Pipins war selbst aus diesem Dienstadel hervorgegangen, es erhob sich, indem es von der Wehrkraft der deutschen Stämme unterstützt, die anderen Gefolgsherren entweder im Kriege vernichtete oder sich beugte, indem es sich dann selbst an die Spitze des Vasallenthums stellte und mit den Vasallenheeren und dem deutschen Heerbann die äußeren Feinde des

fränkischen Staats überwand. Als dies Geschlecht darauf den Thron der Merovinger bestieg, war es schon unmöglich das Vasallenthum zu vernichten und die geistlichen und weltlichen Großen wieder in die engen Schranken der Vorzeit zurückzuweisen; nur darauf kam es an, die übermächtige Aristocratie der königlichen Herrschaft dienstbar zu machen und zu verhindern, daß sie nicht Zwecke verfolgte, die den Staat aufheben mußten. Den geistlichen Herren verband sich König Pipin, wie bekannt ist, auf das Engste, aber indem er ihren kirchlichen Einfluß unendlich erhob, mußten sie große Einbuße an ihrem weltlichen Besitze erleiden. Eine massenhafte Einziehung des Kriegsguts wurde durchgeführt, und gerade hierdurch erlangte Pipin die Mittel, den weltlichen Adel für sich zu gewinnen. Gegen eine abermalige Erweiterung ihres Besitzes traten alle Gefolgsherren mit ihren Vasallen selbst als Vasallen in den Dienst des neuen Herrschers, der so der Obergefolgsherr aller Vasallen in seinem Reiche wurde. Seitdem wurde es Grundgesetz, daß jeder Vasalleneid zugleich die Dienstpflicht gegen den König, als den obersten Gefolgsherrn, in sich begriff, und aus dieser seiner Stellung leitete der König das Recht her, gesetzlich die Verhältnisse des gesammten Gefolgswesens zu regeln. Das Vasallenthum war dadurch an die Krone gebunden, aber dies Band bedurfte, um dauerhaft zu sein, einer noch stärkeren Befestigung durch das eigene Interesse der Kronvasallen; sie mußten in eine Lage gebracht werden, die sie nöthigte die dem Staatsoberhaupte geschworene Treue nie zu vergessen. Aus diesem Grunde hatte Pipin den Kronvasallen das Reichsgut, mit dem er ihre Treue gewann, nicht als Erb- und Eigenthum übergeben, sondern nur leih- und bedingungsweise d. h. als Lehn ertheilt; sie konnten dies Lehngut nicht allein nicht auf ihre Nachkommen vererben, sondern dasselbe kehrte in gewissen Fällen schon bei Lebzeiten des Beliehenen an den Verleiher zurück, wie es denn regelmäßig nur auf die Lebensdauer des letzteren ausgethan war. Es wurde bald Sitte, alle Vasallendienste nur durch lehnsweise Uebertragung von Grundeigenthum zu entgelten; der Dienstadel ging damit in den Lehnsadel über, und das Lehnswesen fing an einen ungemein wichtigen Einfluß auf alle Verhältnisse des fränkischen Staats auszuüben.

Als die Macht der großen Herzöge vernichtet war, an deren Herstellung Karl niemals dachte, zeigten sich in der That die anderen weltlichen Großen des Reichs, schon sämmtlich Vasallen der Krone, in einer so abhängigen Stellung von der königlichen Gewalt, daß diese durch das neue Vasallenthum eher gestärkt als geschwächt zu werden schien. Das

ganze Gefolgswesen beruhte von Anfang an auf Kriegsdienst, die Vasallen waren ein ritterlicher Kriegsstand, ihre Beschäftigung kriegerische Uebung, der Roßdienst wurde gerade von ihnen vorzugsweise verstanden und geleistet. Der König gewann also durch die Vasallen ein stets schlagfertiges, gutgeübtes, durch persönliche Verpflichtungen fest zusammengehaltenes Heer, wie es aus dem Heerbann nie hervorgehen konnte, und wie es doch das stets von Feinden umdrängte Reich bedurfte. Karl glaubte, daß in den großen Kronvasallen mit ihren Mannen hauptsächlich die kriegerische Kraft seines Reichs beruhte, und das Vasallenthum schien ihm die Grundlage eines streng geschlossenen, fest geordneten Heerwesens, eines besonders organisirten Wehrstandes zu bieten. Aus diesem Grunde hat er die Ausbreitung von Vasallen- und Lehnsverbänden über alle Theile seines Reichs nicht nur nicht gehindert, sondern auf alle Weise befördert und unterstützt. Zugleich hat er freilich mit der größten Achtsamkeit darüber gewacht, daß das Band zwischen der Krone und den Vasallen sich nicht lockere, daß das als Lehn vertheilte Reichsgut nicht in Eigenthum verwandelt oder verschlechtert werde und daß die oberlehnsherrlichen Rechte über die von den Magnaten abhängigen niederen Vasallen in Kraft blieben; deshalb griff er so tief, wie es irgend möglich war, in die Verhältnisse der einzelnen Lehensverbände ein. Eingeordnet in den staatlichen Zusammenhang schien das Vasallenthum die königliche Gewalt in nicht geringem Grade zu heben; ein großer Theil des Volks wurde so durch durch das heiligste Gelübde unverbrüchlicher Treue, das die alten Deutschen kannten, dem Herrscher verpflichtet.

Vasallenthum und Lehnswesen hatte die äußeren Verhältnisse auch der Kirche bereits ergriffen, auch die Bischöfe und Aebte waren Gefolgsherren geworden und mußten als solche dem Könige Kriegsdienste leisten und ihre Kriegsschaaren ihm stellen, aber doch richtete Karl ihre Thätigkeit vornehmlich nach einer andern Seite hin, die dem ursprünglichen Charakter ihrer Würde mehr entsprach und geziemte. In ihnen sah er die Träger nicht allein des Evangeliums, sondern auch aller höheren geistigen Bildung; von ihnen erwartete er die Herstellung und Wiederbelebung der Kultur des Alterthums auf christlich-germanischer Grundlage.

Die Werke alter Kunst und Wissenschaft hatten Karls Geist berührt, unter den Ruinen der großen Vorwelt war er in Italien gewandelt, und mit alten Kunstwerken hatte er seine Pfalzen und die neuen Kirchen in seinem Heimathslande geschmückt; so war ihm aufgegangen, daß ein eigenthümlicher Hauch göttlichen Wesens Kunst

und Wissenschaft durchwehe, und selbst aus den von Andern mißachteten deutschen Liedern wehte ihm dieser frische Athem eines urkräftigen geistigen Lebens entgegen. Karl erhob seinen Blick weit über die engen Schranken, in welche die abendländische Kirche Kunst und Wissenschaft eingezwängt hielt, wo nur die römische Gelehrsamkeit, von der Geistlichkeit in ihrem Sinne längst umgebildet, Raum gefunden hatte; er erkannte, daß das Christenthum die Menschen zu einer universellen Bildung führen solle, die aber eben deshalb auch alle bildenden geistigen Elemente, die sich in der Eigenthümlichkeit der verschiedenen Nationen zerstreut finden, in sich aufnehmen könne und müsse. Aus diesem Grunde wandte er der deutschen Sprache und Poesie seine besondere Theilnahme zu; er selbst versuchte sich an der ersten deutschen Grammatik, er war der Erste, der eine Sammlung deutscher Heldenlieder aufschreiben ließ; er hielt die Geistlichkeit an den Deutschen deutsch zu predigen, sie in deutscher Sprache zu unterrichten. Nur so konnte die Grundlage für eine deutsche Volksbildung gewonnen werden; denn nicht weniger, als die Bildung des Volkes in seiner Gesammtheit, schwebte Karl als letztes Ziel bei seinen geistigen Schöpfungen vor.

Die Idee einer allgemeinen Volksbildung, welche erst die neuere Zeit und überdies höchst unvollkommen in das Leben gerufen hat, hat in der That bereits Karls Geist bewegt. Aber die Volksbildung konnte nur von der gelehrten Bildung, obwohl diese, wie sie fast allein unter der Geistlichkeit sich erhalten hatte, längst vorherrschend einen theologischen Charakter trug, ihren Ausgang nehmen. Schon deshalb mußte Karl die kirchliche neulateinische Gelehrsamkeit, der er ohnehin den höchsten Werth beilegte, auf alle Weise hegen und pflegen. Die ersten Gelehrten zog er an seinen Hof, nicht nur aus Italien, sondern auch vornehmlich aus England, wo jene neulateinische Wissenschaft und Literatur, mit dem Christenthum aus Rom verpflanzt und durch frische Nahrung gekräftigt, erst recht zur Blüthe gediehen war. Karl selbst war der eifrigste Schüler dieser Männer, die er seiner Geistlichkeit zum leuchtenden Vorbild hinstellte und deren Beispiel in der That Ungemeines wirkte. Denn wenn auch die letzten Absichten des Kaisers nicht erreicht wurden, so blühten doch schnell die Schulen an den bischöflichen Kirchen und in den Klöstern empor, die fränkische Geistlichkeit zeichnete sich bald durch ihre Gelehrsamkeit aus und selbst die Laien wurden zum Theil von dem neuen geistigen Leben ergriffen. Die theologische Literatur brachte wieder Werke von nachhaltiger Wirkung hervor, die lateinische Dichtkunst wurde fleißig geübt, die deutsche

gewann Regel und künstlerische Ausbildung, eine zuverlässige Geschichtsschreibung, die Dichtung und Wahrheit zu scheiden wußte und die großen Dinge in ihrer wirklichen Gestalt erfaßte, entstand damals erst unter den Deutschen. In dem Allen sehen wir fast allein ein Werk der Geistlichkeit, die sich von dem Geiste des Kaisers leiten ließ. Karl suchte die Bischöfe und Aebte allen weltlichen Sorgen zu entziehen, indem er ihnen befahl zur Ausübung der Gerichtsbarkeit und zur Einziehung der Stiftseinkünfte Weltliche als Vögte und Amtleute einzusetzen, damit sie ihrem geistlichen und geistigen Berufe mit ungetheilter Kraft leben könnten. Welche große und erhabene Aufgabe war da der fränkischen Geistlichkeit zugewiesen! Nicht nur daß sie das geistige Element in den höchsten Kreisen des Staatslebens vertrat, mit ihrem Ansehn den Hof und den Adel beherrschte, in alle Verhältnisse des Staats eingriff und alle kirchlichen Ordnungen handhabte, sie drang bis in die tiefsten Schichten des Volks hinab, um hier Alles mit den christlichen Lebenselementen und zugleich mit den Anfängen einer höheren Bildung und Gesittung zu erfüllen. In dem Klerus vereinte sich die geistige Kraft des Reichs, von ihm ging die geistige Bewegung desselben aus; ihm war es nächst dem Kaiser am meisten zu danken, daß das neunte Jahrhundert sich in der Geschichte der Kunst und Wissenschaft als eine Zeit lebendigsten Aufschwungs darstellt und zugleich als die Zeit, in der sich das deutsche Wesen zuerst zu den höchsten Regionen geistigen Lebens Bahn brach.

Aber zu einer wie machtvollen und einflußreichen Stellung auch der geistliche und weltliche Adel theils durch königliche Gunst, theils durch Uebergriffe mannigfacher Art bereits gediehen war, die physische Kraft des Volks bildete noch der Stand der freien Männer; er war auch jetzt noch die breite Grundlage für das germanische Staatsleben. Nur die starre Kraft und die Einfalt strenger Sitte, wie sie sich namentlich in den deutschen Theilen der fränkischen Monarchie noch fanden, hatten diese vor dem gänzlichen Untergange bewahrt und den Pipiniden die Herstellung der königlichen Gewalt möglich gemacht. Niemand wußte besser, als Karl, daß hier die Wurzeln seiner Macht ruhten, und daß diese mit jenen absterben und dahinschwinden müsse. Mit unermüdlicher Sorge wachte er daher darüber, daß der Stand der Freien nicht gemindert oder in seinen Rechten verkürzt werde. Wenn die Magnaten sichtlich dahin strebten, die kleineren Grundbesitzer zu verdrängen, den Besitz derselben an sich zu reißen und sie damit in Abhängigkeit von sich zu versetzen, so widersetzte sich dem Karl mit

der ganzen Kraft seiner Autorität und untersagte auf das Gemessenste jeden Zwang, der zu diesem Ende geübt werden konnte. Vornehmlich bedrohten die königlichen Grafen selbst oft die Freiheit der niederen Leute; meist aus den reichsten Grundbesitzern der Grafschaft entnommen und von einer starken Vasallenschaar umgeben, erlangten sie durch den Gerichtsbann und Heerbann, mit dem sie vom König bekleidet waren, ein solches Uebergewicht in ihren Amtsbezirken, daß sie bei herrschsüchtiger Gesinnung die gemeine Freiheit in derselben leicht erdrücken konnten; auch verstanden es die Grafen trefflich früher eifersüchtig bewachte Rechte der Freien in lästige Pflichten zu verkehren; Mancher gab sich daher willig in ihren Dienst, um nur den unaufhörlichen Aufgeboten zu Heer- und Wachtdiensten und dem störenden Besuch der gehäuften Gerichtstage zu entgehen. Karl trat solchen Plackereien der freien Leute mit Strenge entgegen und ordnete gesetzlich die Leistungen, welche die Beamten von den freien Männern beanspruchen durften. Die Aermeren wurden von der Verpflichtung persönlicher Heeresfolge zum Theil befreit, Mehrere von ihnen konnten zusammentreten, um gemeinschaftlich Einen aus ihrer Mitte auszurüsten; überdies wurden beim Ausbruche des Kriegs zuerst nur die dem Schauplatze des Kampfes zunächst gelegenen Provinzen zur Stellung des vollen Heerbanns verpflichtet. Ferner wurde die Zahl der öffentlichen Tagfahrten beschränkt; nur dreimal im Jahre sollte fortan das große echte Ding gehalten werden, zu dem alle freien Männer der Grafschaft erscheinen mußten und wo außer den wichtigsten Rechtssachen alle Gegenstände von allgemeiner Wichtigkeit für die Gemeinde verhandelt wurden. Die sonst vom Grafen gebotenen Gerichte waren nur seine richterlichen Unterbeamten und die sieben Schöffen zu besuchen verpflichtet, die von nun an regelmäßig als Urtheiler die Gemeinde vertraten und in denen sich die ersten Anfänge eines geschlossenen Richterstands unter den Deutschen zeigen. Die Unterbeamten des Grafen, wie die Schöffen wurden von den königlichen Sendboten unter der Mitwirkung des Grafen und der Freien aus der Mitte der Letztern gewählt und bildeten daher in gewissem Sinne eine Klasse von selbstständigen freien Gemeindebeamten. Durch die Ansetzung von regelmäßigen Versammlungen in den Grafschaften, durch die Uebertragung gewisser Befugnisse an dieselben — sogar kaiserliche Gesetze, die in persönliche Rechte eingriffen, wurden den Gemeinden zur Genehmigung vorgelegt — hat Karl unfraglich nicht wenig dazu beigetragen, die Gemeindefreiheit in den germanischen Theilen seines Reichs zu befestigen und in den romanischen, wo sie fast schon erstorben war, wie-

derherzustellen. Es konnte freilich nicht seine Absicht sein, die Elemente eines selbstständigen Gemeindelebens so zu kräftigen, daß sie das staatliche Leben ganz beherrscht hätten, aber er ließ ihnen doch eine solche Wirksamkeit und solchen Umfang, daß sie eine große Lebendigkeit und Frische den engeren localen Kreisen des Reichs erhielten, die dem Ganzen nicht wenig zu gute kam, und daß sie vor allen Dingen in den deutschen Ländern die alte Sitte und die vielfach bedrohte Nationalität zu schützen vermochten.

Indem Karl den Stand der Freien von manchen drückenden Verpflichtungen befreite, wies er die Thätigkeit desselben vor Allem auf die Erhaltung und Besserung seines Besitzstandes hin, denn ohne gesicherten Besitz war es nach deutschem Begriffe unmöglich die volle persönliche Freiheit zu wahren. Nur durch Hebung des Wohlstandes der kleineren Gutsbesitzer ließ sich ein kräftiger und tüchtiger Stand der Freien schaffen oder erhalten. Daß in dem gesicherten Bestande der mittleren und kleineren Grundbesitzer zugleich die nährende und erhaltende Kraft für das Ganze liege, konnte Karl nicht verborgen bleiben, der, wie man behauptet hat, der einzige Fürst des ganzen Mittelalters war, der tiefere Blicke in die erst jetzt erschlossenen Geheimnisse der Staatswirthschaft that. Große allgemeine Anordnungen für die Hebung des Nationalwohlstandes konnte Karl allerdings in einer Zeit nicht treffen, wo die innere Staatsverwaltung fast lediglich in der Handhabung der Rechtspflege bestand, aber wohl konnte er selbst Anderen ein Vorbild geben, wie man den Ackerbau vortheilhaft betreibe. Und dies Vorbild gab er dem ganzen Reiche; seine Meierhöfe waren Musterwirthschaften, er selbst der beste Landwirth, er sah auf Alles persönlich, er ließ sich selbst die Rechnungen vorlegen, von jedem erlegten Wolf auf seinen Gütern ließ er sich Bericht erstatten. Auch nach andern Seiten zeigte er Mittel und Wege an, wie der Nationalreichthum gehoben werden könne. Den Gewerben, die mindestens in den deutschen Ländern nur von Hörigen betrieben wurden, wandte er sein Augenmerk zu und lehrte auf seinen Gütern, wie sie nutzbar zu machen seien. Den Handel, den bis dahin meist noch Fremde in den deutschen Gegenden führten, sicherte er und eröffnete ihm neue Straßen. Am Rhein entlang zog sich ein Handelsweg, der Mittelmeer und Nordsee verband, eine andere Straße führte von der Mündung der Elbe nach der mittleren Donau und verzweigte sich nach der einen Seite zum schwarzen, nach der andern zum adriatischen Meere. Nur langsam und spät haben allerdings diese Anregungen zu einer ausgedehnten Erwerbsthätigkeit sich wirksam gezeigt, für den Augenblick hat-

ten sie so wenig Erfolg, wie die gesetzlichen Anordnungen des Kaisers, welche die Fehde und alle Selbsthülfe dem freien Manne untersagten und ihm im Frieden die Waffen niederzulegen geboten. So mächtig der Arm des Kaisers war, es hatte sich noch ein Rest der alten persönlichen Freiheit und Ungebundenheit erhalten, den auch er zu beseitigen außer Stande war.

Alle die verschiedenen Elemente politischen Lebens, die sich in der christlich-germanischen Zeit herausgebildet hatten, suchte der Staat Karls des Großen in sich zu verbinden; sie sollten sich im Vereine ergänzen, ausgleichen, regeln und allmählich durchdringen. Die Geistlichkeit und der weltliche Adel waren darauf angewiesen sich ebensosehr zu unterstützen, als zu überwachen; die Beamten und die Gemeinden förderten sich in ihrer gemeinsamen Thätigkeit, wie sie sich zugleich beschränkten; die Krone verband das Ganze, aber sie war nicht minder durch die einzelnen Elemente des Staates gebunden. Es war ein gewisses Gleichgewicht der Gewalten hergestellt, das sich aber doch nur mit großer Kunst und nicht geringem Kraftaufwande erhalten ließ. Einer so gewaltigen Persönlichkeit, wie Kaiser Karl war, gelang dies; wohl aber entging es seinem Scharfblick nicht, wie mächtig noch die Sonderinteressen der einzelnen Stände waren, wie schwer man sich überhaupt in einen geregelten Gang der Dinge fügte. Mit Unmuth sah er die Habsucht und den Ehrgeiz der Geistlichkeit, die Gewaltthätigkeiten des Adels, den Trotz und Ungehorsam der Unterthanen. Es gedieh nicht Alles, wie er es wollte und wünschte.

Viel fehlte daran, daß Karls staatliche Ordnungen wirklich die ganze Weite seiner Herrschaft durchdrungen hätten; das Ideal, das seinem Geiste vorschwebte, verwirklichte sich eigentlich vollständig nur in seiner nächsten Nähe, an seinem Hofe. Nach dem geistlich-weltlichen Character des Reichs vereinte sich um die Person des Kaisers eine zahlreiche Hofgeistlichkeit mit einem glänzenden Gefolge weltlicher Großen. An der Spitze des geistlichen Hofstaats stand der Apocrisiarius oder Erzcapellan, durch dessen Hand alle kirchlichen Sachen an den Kaiser gingen und der überdies die Geschäfte des Referendarius überkommen hatte; daher stand unter ihm damals noch mit der kaiserlichen Kanzelei auch der Erzkanzler, der später selbst die Stellung des Erzcapellans gewann. Die gewandtesten Geschäftsleute, die würdigsten Diener des Evangeliums, die ersten Gelehrten der Zeit fand man unter dem Hofklerus, der die Pflanzschule der Reichsbischöfe war und unter dessen Leitung auch die Hofschule stand, damals die berühmteste gelehrte Bildungsanstalt im ganzen Abendlande. Wie die Hofcapelle

so den Mittelpunkt aller kirchlichen und wissenschaftlichen Bestrebungen bildete, so sah man im Hofgericht die Rechtspflege und Regierungsweisheit auf ihrer Höhe. Der Kaiser führte hier entweder in Person den Vorsitz oder an seiner Stelle der Pfalzgraf, der die Spitze der weltlichen Beamten bildete und durch dessen Hand alle Rechtssachen an den Thron gelangten; die Schöffen wurden gewählt aus den erfahrensten und umsichtigsten Männer unter den Hofbeamten. Zum unmittelbaren Dienst bei der Person des Königs waren vornehme Vasallen bestimmt, die als Muster ritterlicher Zucht und Sitte gelten konnten. Am Hofe Karls begegneten sich die angesehensten und einflußreichsten Männer aus allen Theilen des Reichs, Niemand kam in die Nähe des Kaisers, der dort nicht einen einflußreichen Landsmann und in ihm einen Fürsprecher gefunden hatte. Der Dienst im Pallaste war auf das genaueste geordnet und geregelt, Jeder hatte in demselben seine Stelle und danach seine Geltung, Alles griff in einander ein, um sich gegenseitig zu fördern; die Aelteren fanden Hülfe und Unterstützung bei den Jüngeren, und diese bei jenen Lehre und Vorbild. Denn der Hof war nicht allein eine Bildungsschule für die Geistlichkeit, sondern auch nicht minder für den Adel. Die edle Zucht und die höfische Sitte, welche später ein unterscheidendes Merkmal des Ritterthums waren, scheinen vom Hofe Karls ihren Ausgang genommen zu haben.

Wie die Sterne die Sonne, so umgaben die Palatine den großen Kaiser, der sie alle verdunkelte und überstrahlte. Nicht freilich durch Glanz und Prunk der äußeren Erscheinung fesselte er die Blicke derer, die sich ihm nahten, aber es umspielte seine hohe und würdevolle Gestalt gleichsam ein blendender Schein höheren Lichtes, in dem die Klarheit seines großen Geistes auszustrahlen schien. Jene langen weißen Locken, die im Alter sein Haupt zierten, jene großen lebhaften und feurigen Augen, die stets heitere und ruhige Stirn, die mächtige Greisengestalt, der es doch nicht an Anmuth fehlte: dies ganze Bild hat sich tief nicht nur den Zeitgenossen eingeprägt, sondern Geschichte und Sage haben es für alle Zeiten festgehalten, und noch wächst Niemand zum Jüngling heran, der es nicht in sich aufnähme. Viele hochstrebende Herrscher hat das Jahrtausend nachdem erzeugt, aber nach Höherem hat keiner gerungen, als Karl zur Seite gesetzt zu werden; damit begnügten sich die kühnsten Eroberer, damit die weisesten Friedensfürsten; das französische Ritterthum der späteren Zeit verherrlichte Karl als den ersten Ritter; das deutsche Bürgerthum als den väterlichen Volksfreund und den gerechtesten Richter; die katholische Kirche erhob ihn unter ihre Heiligen; die Poesie aller Völker in den folgen-

den Zeiten stärkte und kräftigte sich immer von Neuem an seiner gewaltigen Erscheinung: nie vielleicht ist reicheres Leben von der Wirksamkeit eines sterblichen Menschen ausgegangen.

Kriegerischen Unternehmungen hat Karl in den letzten Lebensjahren weniger obgelegen, als in der früheren Zeit; den Waffenruhm überließ er seinen Söhnen Karl, Pipin und Ludwig, denen er als Rathgeber tüchtige Befehlshaber zur Seite setzte. Im Südosten und Osten zeigten sich, nachdem der griechische Kaiser Nicephorus, der die schamlose Irene entthront hatte, Karl als Bruder anerkannt und mit ihm im Jahre 803 durch Vertrag die Grenzen des morgen- und abendländischen Reiches geregelt, nachdem gleichzeitig Pipin das avarische Reich völlig zerstört hatte, kaum noch ernstliche Gefahren. Die avarische Mark, die Marken von Kärnthen und Friaul gewannen jetzt feste Gestalt, und die in- und anwohnenden Slawen erkannten die Herrschaft der Franken an. Im Jahre 806 überzog Karl, der älteste Sohn des Kaisers, die Böhmen und Sorben mit Krieg, auch sie demüthigten sich, und zur Aufsicht über sie wurden die fränkische Mark auf dem Nordgau und die thüringische Mark an der Saale, Gera und Unstrut errichtet.

Andauernder und gefahrvoller waren die Kriege gegen die Araber im Südwesten des Reichs. Die früheren Eroberungen Karls in Spanien waren wieder verloren gegangen, und im Jahre 793 hatten die Araber selbst die Pyrenäen überschritten und das fränkische Reich angegriffen. Erst im Jahre 800 gelang es abermals einem fränkischen Heere unter Ludwigs Führung tief in Spanien einzudringen, und im folgenden Jahre fiel Barcelona. Der Grund zu der spanischen Mark wurde gelegt, deren Gebiet sich dann durch eine Reihe glücklicher Kämpfe allmählich weiter ausdehnte. Zu derselben Zeit erhoben sich aber auch die kleinen christlichen Staaten, die sich bereits in den Nordgebirgen des Landes gebildet hatten, zu mannhafter Gegenwehr gegen die Ungläubigen. Das Königreich Asturien gewann nun erst unter dem tapferen König Alonso II. sicheren und festen Bestand. Oviedo wurde als Königsstadt gebaut, und über dem Grabe des heiligen Apostels Jacobus, dessen Gebeine wunderbarer Weise gerade damals entdeckt wurden, erhob sich Compostela. Die Verehrung des heiligen Jago di Compostela und der Muth des ritterlichen Alonso feuerten die spanischen Christen zu weiteren erfolgreichen Unternehmungen an,

800.

801.

doch auch zu ihren Siegen hatten Karls Thaten den ersten Anstoß gegeben, und Alonso, der sich einen Knecht des Kaisers nannte, ließ die schönsten seiner Beutestücke ihm zu Füßen legen. Zu derselben Zeit schüttelten Pamplona und ganz Navarra das Joch der Araber ab, indem sie sich zeitweise den Franken unterwarfen, und an den Balearen, an den Küsten von Corsica und Sardinien kämpften bereits fränkische Flotten nicht ohne Glück mit arabischen Seeräubern.

Unfraglich zeigten sich die fränkischen Waffen der bisher so gefürchteten Kriegsmacht der Araber jetzt weit überlegen, aber schon griff ein neuer Feind das Reich an, der mit frischem Muth, riesiger Stärke und wildem Ungestüm gegen die nordischen Marken anstürmte und in der Hitze des Streits immer frische und neue Kräfte zu gewinnen schien. Dieser Feind waren die Dänen. Bisher erschienen sie als stammverwandte Brüder der deutschen Stämme, erst das Christenthum und der enge Verband des fränkischen Reichs errichteten zwischen den deutschen und scandinavischen Stämmen eine starke Scheidewand und verwandelten Stamm- und Blutsfreundschaft in die erbittertste Feindschaft. Unbesieglicher Freiheitstrotz, kecker Heldenmuth, unerschöpfliche Naturkraft, wilde Beutelust: Alles, was einst die Germanen dem römischen Reiche so verderblich gemacht hatte, wandte sich nun gegen die römisch-germanische Herrschaft Karls und drohte derselben um so größere Gefahr, da die scandinavischen Völker des Seekriegs nicht minder kundig waren, als des Kampfes zu Lande, und die Franken, seit langer Zeit nur auf dem Festlande streitend, den Kampf auf dem unstäten Element der Wogen erst zu lernen begannen. Mit Hülfe der seekundigen Friesen rüstete Karl die ersten Flotten aus: wie schon im Mittelmeere fränkische Seeleute stritten, bewachten bald fränkische Schiffe die Küsten der Nordsee vor den Angriffen der nordischen Seeräuber; aber der Seekrieg wurde doch nie den Franken recht vertraut.

Unruhen der Sachsen boten den ersten Anlaß zu dem Kriege mit den Dänen. Als Karl im Jahre 804 die immer widerspenstigen überelbischen Nordleute in das Innere des fränkischen Reichs abführen ließ und ihr Land dem benachbarten Wendenstamm der Abodriten übergab, da entzogen sich Viele der Nordleute dem Gebot des Kaisers und suchten, wie einst Widukind, bei dem Dänenkönig Gottfried Aufnahme und Unterstützung. Mit Heeresmacht drang Gottfried in die fränkischen Marken ein; seine Schiffe beunruhigten die Küsten der Nordsee; der Abodritenfürst, des Kaisers Bundesgenosse, unterlag Gottfrieds Schwerte; die Wilzen schüttelten das Joch der Franken

804.

ab: bis an die Elbe drangen die Dänen im Jahre 808 vor. Hier aber stießen sie auf ein Heer, das Karl, der älteste Sohn des Kaisers, gegen sie führte. Gottfried zog sich zurück und befahl einen Wall an der Grenze seines Reichs längs der Nordseite der Eider aufzuwerfen, mit dem der erste Grund zum Danewirk gelegt sein soll. Der Sohn des Kaisers folgte alsbald den Dänen über die Elbe und stellte die fränkische Herrschaft in der Mark und dem überelbischen Lande her, wo er aufs Neue Deutsche ansiedelte. Das Land wurde durch Wälle und feste Burgen geschützt; damals ist die Esseveldoburg an der Stör, das jetzige Itzehoe, gegründet worden. Gottfried, noch unbesiegt, rüstete sich zu neuen Kämpfen, er vermaß sich nicht allein ganz Sachsen und Friesland seiner Macht zu unterwerfen, sondern den alten Kaiser selbst in seiner Hofburg zu Achen zu überfallen und der fränkischen Herrschaft ein Ende zu machen. Nachdem er die Abodriten unterworfen hatte, erschien in der That eine Flotte von 200 Dänenschiffen an der friesischen Küste; die Friesen, mehrfach besiegt, mußten Tribut zahlen, und Gottfried rüstete im Dänenlande ein gewaltiges Heer, um Sachsen mit großer Uebermacht anzugreifen. Der alte Kaiser zog selbst noch einmal in das Feld, aber Gottfried unterlag, ehe er noch auf dem Kampfplatze erscheinen konnte, seinem Schicksal. Von seinen eigenen Dienstleuten wurde er erschlagen. Gottfrieds Brudersohn, Hemming, machte alsbald mit den Franken einen Frieden, der das überelbische Sachsen dem Reiche sicherte. So gewann Karl Raum die Wilzen wieder zu unterwerfen; die Abodriten kehrten willig in die frühere Abhängigkeit zurück; ein fortlaufender Grenzwall sicherte das Reich gegen neue Anfälle seiner nordischen Nachbarn.

808.

810.

Rings umschlossen das weite Reich jetzt gegen die benachbarten Länder und Völker stark befestigte und wohlvertheidigte Marken, gleichsam wie Schutzwehre und Dämme, die eine sorgsam bestellte Flur vor dem Andringen wilder Gewässer bewahren. Zur Vertheidigung der Grenzen waren hier überall fränkische Vasallen angesiedelt, eine stehende Kriegsmannschaft, immer auf der Wacht gegen den benachbarten Feind und deshalb auch von allen Kriegsdiensten in anderen Theilen des Reichs entbunden. Diese Vasallen, Markmannen genannt, standen unter Grafen, die mit ausgedehnten Vollmachten bekleidet wurden und die Karl aus den tapfersten Kriegern unter seinem Adel erwählte. Markgrafen wurden sie genannt, doch hieß im engeren Sinne Markgraf auch der Herzog, dem in gefahrvollen Zeiten der Oberbefehl über alle Grenzgrafen einer Provinz für die Dauer der Gefahr übertragen wurde. Selten war an den Grenzen dauernde Waffen-

ruhe, und die Markherzöge oder Markgrafen erlangten dadurch allmählich einen ständigen Oberbefehl und eine dauernde Gewalt. Nachdem das nationale Herzogthum glücklich überwältigt war, erhob sich so wieder an den Grenzen des Reichs eine Macht, die sich zwischen den Thron und die Grafen stellte.

Als Kaiser Karl sein Ende nahen fühlte, erhob er seinen jüngsten Sohn Ludwig, dem nach dem frühen Tode Karls und Pipins die ganze Erbschaft des Vaters zufallen mußte, neben sich auf den Thron und setzte selbst ihm die Kaiserkrone auf das Haupt. Vier Monate später betrauerte die Welt den Tod des großen Kaisers. Am 28. Januar des Jahrs 814 starb Karl in seiner Hofburg zu Achen im 72. Jahre seines Alters, im 46. seiner Regierung.

814.

10.

Auflösung des fränkischen Kaiserreichs.

Wie im Frühjahre sich alle Lebenskeime in der Natur regen, Alles sprießt und treibt und sich in Blüthenpracht kleidet, dann aber wohl ein scharfer Nachtfrost die schönsten Blüthen schnell welken macht und die Triebe neuen Lebens, wenn er sie auch nicht ganz ertödten kann, doch in ihrer Entwickelung hemmt und schwächt; so geschah es dem Leben der Völker nach Karls Tode. Welches frische und reiche Leben hatte Karl geweckt, wie schienen sich alle Kräfte der Welt im Bunde zu regen und sich gegenseitig zu heben und zu fördern, und wie bald löste sich dieser Bund, und in unseligem Widerstreit verzehrten und rieben sich die Mächte auf, welche das Leben der abendländischen Völker beherrschten! Nicht Alles freilich ging unter, was Karl begründet hatte, die Ennwickelung, die er begonnen hatte, setzte sich fort, aber gehemmt wurde sie, und auf ganz anderen Wegen, als sie Karls Geist vorgeschwebt hatten, gedieh sie zum Ziele.

Das Kaiserthum sollte nach Karls Absichten, wie es auf das engste mit dem fränkischen Königthum verbunden war, erblich in seinem Hause verbleiben und zunächst an dem Stammlande seines Geschlechts, an Austrasien, haften. Seinem ältesten Sohn hatte Karl deshalb früher die kaiserliche Gewalt zugedacht, um aber zugleich dem altfränkischen Gesetz der Erbfolge zu genügen, seinen jüngeren Söhnen Theile des Reichs zugewiesen, die sie mit dem Königsnamen und kö-

niglichen Ehren, aber unter der Oberhoheit des Kaisers beherrschen sollten. Aber nach Karls und Pipins Tode fiel Ludwig mit dem Kaiserthum das ganze Reich des Vaters zu, nur daß Bernhard, Pipins Sohn, mit beschränkter Gewalt die Regierung Italiens behielt. Ungehemmt hätte Ludwig das Werk seines großen Vaters fortsetzen können, wäre er an Gaben und Denkart ihm nur von ferne ähnlich gewesen; aber die Kraft des karolingischen Geschlechts schien bereits erschöpft.

Ludwig war, wie sich bald verrieth, trüben, trägen und schwächlichen Geistes. Die Zügel der Regierung überließ er sofort unwürdigen Rathgebern und Günstlingen; auf unverantwortliche Weise verschleuderte er das Krongut und machte die Vasallen, indem er ihnen viele Lehen als Eigenthum überließ, übermüthig und übermächtig; die Einigkeit des Reichs und die Eintracht der Nationen löste er, indem er die geistlichen und damit alle römischen Elemente des Staats allzusehr bevorzugte und seine Misachtung des deutschen Wesens unverhohlen an den Tag legte. Den deutschen Ländern wandte er seine Aufmerksamkeit nur zu, um die geistlichen Stiftungen dort zu bereichern und zu vermehren. Er begründete das Bisthum Hildesheim für das östliche Sachsen, das Bisthum Hamburg für den überelbischen Theil des Landes, das er zugleich zu einem Erzbisthum erhob und dem der Papst die Mission für den ganzen Norden übertrug; auch die Gründung der ersten Klöster in Sachsen geschah hauptsächlich durch Ludwigs Einfluß. So segensreich diese Stiftungen in späterer Zeit wirkten, so unheilvoll war des frommen Ludwig Anhänglichkeit an die Geistlichkeit für die Zukunft des Reichs, zumal daraus bald in seinem eigenen Hause der bitterste Hader erwuchs, der unaufhörlich genährt und geschürt zu gottlosen Kämpfen führte, in denen der Kaiser von seinen eigenen Söhnen bekriegt und besiegt wurde.

Schon wenige Jahre nach seinem Regierungsantritt dachte der schwächliche Kaiser an die Ordnung der Nachfolge. Mit gutem Grunde wollte die Geistlichkeit die Einheit des Kaiserthums erhalten wissen, zugleich aber bei der Besetzung des Throns das Wahlrecht des Volks, das im Frankenreiche niemals zur rechten Geltung gekommen und in der letzten Zeit fast vergessen war, in Erinnerung bringen. Der Kaiser ging auf ihre Absichten ein und erließ eine Erbfolgeordnung, die seinem ältesten Sohne Lothar, der sogleich zum Mitkaiser ernannt wurde, fast ungemindert die väterliche Herrschaft sicherte, die beiden jüngeren Söhne dagegen mit kleineren Herrschaften abfand

817.

und überdies das Wahlrecht des Volks wieder in gewissen Grenzen zur Anerkennung brachte. Der fränkische Adel und die unterworfenen deutschen Stämme, dem geistlichen Kaiserthum überdies abhold, waren mit dieser Verordnung unzufrieden, und Bernhard, des Kaisers Neffe, erhob sich sogar gegen ihn zu offener Empörung. Bernhard wurde überwunden, gefangen und zum Tode verurtheilt; jeder andere Widerstand wurde dann mit leichter Mühe gebrochen. Aber als dem Kaiser noch spät aus einer zweiten Ehe ein Sohn geboren wurde und er dem Spätling Karl eine schwächliche Vorliebe zuwandte, wurde er selbst der größte Feind seines eigenen Werks; er stieß seine Erbfolgeordnung um und wandte sich der Geistlichkeit zum Trotz den bei den Franken althergebrachten Grundsätzen der Reichstheilung zu. Die Geistlichkeit vergaß alsbald Alles, was sie dem Kaiser dankte, und verbündete sich mit Lothar und seinen Brüdern gegen den Vater. Ein langer abscheulicher Hader zwischen dem Vater und seinen Söhnen entspann sich; mehr als einmal waffneten sich die Söhne gegen den Vater, und obwohl sich in der Folge der Adel der deutschen Stämme für den Kaiser erhob, unterlag er doch zuletzt seinen Söhnen. Sein ganzes Heer verließ ihn, er gerieth in Gefangenschaft, und das Kaiserthum, die höchste Gewalt der Erde, wurde tief in den Staub getreten. Wenn der alternde Kaiser dann auch von seinem reuigen Sohne Ludwig und den deutschen Großen dem Kerker entrissen und wieder auf den Thron erhoben wurde, so war der Glanz des Kaiserthums doch getrübt, die Würde desselben beschimpft, und ohne eine gefürchtete kaiserliche Autorität erhielt das große Reich sich kaum im Zusammenhange. Umsonst bemühten sich Lothar und die Geistlichkeit den tödtlichen Streich, den sie selbst gegen die kaiserliche Gewalt geführt hatten, zu heilen; die klaffende Wunde schloß sich nicht wieder. Durch die Ansprüche Lothars gereizt, ergriff Ludwig der Deutsche noch einmal die Waffen gegen seinen Bruder und seinen Vater, aber vor der Entscheidung des Kampfs starb Kaiser Ludwig, und der erledigte Thron führte die Brüder zum Kampfe gegen einander.

829. 833. 834. 840.

Für die Einheit des Reichs stritt Lothar, für die Theilung Ludwig und sein Stiefbruder Karl, jetzt mit ihm verbündet. In der fürchterlichen Völkerschlacht, die am Bach der Burgundionen (man nennt das kleine Wasser jetzt die Andrie) unweit Auxerre am 25. Juni 841 geschlagen wurde, wurde Lothar vollständig besiegt. Ludwig und Karl erklärten ihren Sieg für ein Gottesgericht, und in der That wurde durch diese Schlacht über das fränkische Kaiserthum entschieden; zugleich aber hatte die Macht des fränkischen Volks überhaupt einen unheil-

841.

baren Schlag erlitten, die Blüthe des Adels war vernichtet, jene so lange von allen Feinden gefürchtete ritterliche Streitmacht der Franken auf das Aeußerste geschwächt worden. Von diesem Tage an durchbrachen die äußeren Feinde überall die Grenzen des Reichs.

Lothar gab sich durch eine Schlacht, obwohl sein ganzes Heer vertilgt war, doch nicht besiegt; zu den verzweifeltesten Mitteln nahm er seine Zuflucht, um seine Macht zu behaupten. Er rief die Sachsen auf und versprach ihnen die Herstellung ihrer alten Freiheit; er führte die Dänen in das Reich; aber Alles war umsonst, die Großen, die ihm treu geblieben waren, verlangten Einstellung des Kampfes, und er mußte sich endlich bequemen, seinen Brüdern die Hand zur Versöhnung zu reichen. Der Vergleich zu Verdun beendete den erbitterten Bruderkrieg, die Brüder theilten die Erbschaft des Vaters: Lothar behielt die Kaiserwürde und mit ihr Austrasien, Friesland, den größten Theil von Burgund, die alamannischen Theile auf der linken Seite des Rheins und die Provence; Ludwig fielen alle Theile des Reichs auf dem rechten Rheinufer nebst den Gauen von Mainz, Köln und Speier auf dem linken zu; Karl dagegen Neustrien, Aquitanien, der nordwestliche Theil von Burgund, Septimanien und die spanische Mark. Obwohl das Reich noch in einem gewissen Zusammenhange blieb und dem Kaiser auch von den Königen ein gewisser Vorrang eingeräumt wurde, waren ihm doch in keiner Weise bestimmte oberherrliche Rechte zugestanden, und die Gebiete bestanden in derselben Trennung von einander, wie einst bei den Erbtheilungen der Merovinger. Die Idee der kaiserlichen Theocratie war unterlegen, die herkömmliche Erbfolgeordnung der fränkischen Monarchie hatte gesiegt.

August 843.

Dieser Sieg wurde für das fränkische Reich und alle von den Franken beherrschten Völker höchst folgenreich. Obwohl nicht die Interessen der Völker, sondern allein die der Herrscher den Vertrag von Verdun herbeigeführt hatten, gewann er doch für die Entwickelung und Ausbildung der Nationalität im Abendlande eine ungemeine Wichtigkeit. Indem Ludwigs Reich fast durchaus aus den germanischen Ländern zusammengesetzt wurde, Karl dagegen im Wesentlichen diejenigen Theile Galliens erhielt, in denen das romanische Wesen sich bereits durchgesetzt hatte, sonderte sich aus dem großen germanisch-romanischen Kaiserreiche im Ostfrankenreiche ein Staat aus, dessen Einwohner, ob auch nach Stämmen sich scheidend, doch in Sprache, Sitte und Denkart gleichartig waren und ihre Verwandtschaft mindestens in der Sprache schon selbst zu begreifen anfingen. Sie nannten diese ihnen eigene Sprache im Gegensatz gegen die römische der ge

lehrten Geistlichkeit und die romanisirte ihrer südlichen und westlichen Nachbarn die deutsche, d. h. die volksthümliche, und unterschieden sich fortan als Deutschredende von den Romanen. Allmählich fing man dann an, die Deutschredenden Deutsche zu nennen und so sich endlich zu der noch sehr unbestimmten Anschauung eines deutschen Volks zu erheben. In ähnlicher Weise entwickelte sich im Westfrankenreiche die fränkisch-romanische Nationalität erst jetzt fester und bestimmter, nachdem die Verbindung mit den rein germanischen Völkern gelöset war. Die Deutschen wie die Franzosen sehen deshalb nicht ohne Grund in der Theilung von Verdun die Geburtsstunde ihrer Nationalität. Als das Reich Karls des Großen sich auflöste, traten die alten natürlichen Unterschiede der Stämme nicht in ihrer ganzen früheren Schroffheit wieder hervor, sondern auf einer breiteren, gemeinsamen Grundlage bildete sich die Volksthümlichkeit in umfassenderer und zugleich bei weitem höherer Weise aus.

Manches trug dazu bei, die Sonderung des Ost- und Westfrankenreichs zu befördern. Die politischen Elemente, welche Karl in seinem Reiche vereinigt hatte, waren keineswegs über alle Theile desselben in gleicher Weise verbreitet und hatten nicht überall gleiche Kraft gewonnen. Der Lehnsverband gedieh besonders auf gallischem Boden und überwucherte denselben so, daß die Freiheit des niederen Mannes bald ganz erstickt wurde; alle Kreise der Bevölkerung, die nicht im Lehnsverbande standen, verfielen der Hörigkeit. Die großen Vasallen wurden dadurch so übermächtig, daß sie die Erblichkeit der Lehne bald durchsetzten und der König eine unmittelbare Gewalt nur in den Kronbesitzungen behielt, während ihm sonst nur die Rechte eines Oberlehnsherrn erhalten blieben. Die königliche Macht in der Weise, wie die Merovinger und die ersten Karolinger sie geübt hatten, verfiel hier mehr und mehr, und nur auf einer neuen Grundlage ließ sich das Königthum später herstellen. Anders im Ostfrankenreiche. Die Gemeindefreiheit hatte hier zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß sie so leicht hätte beseitigt werden können; das Vasallenthum gedieh hier nur sehr allmählich und meistens nur dadurch, daß königliche Lehnsleute als Beamte dem Volke entgegentraten. Es war so hier noch mehr Kraft und Zusammenhalt im Regimente, der König war noch Volkskönig und konnte die Streitmacht der Masse aufbieten. Dadurch war Ludwig der Deutsche fortan Karl dem Kahlen, wie nicht minder Lothar überlegen.

Lothars Reich war allein aus germanischen und romanischen Theilen zusammengesetzt und deshalb ohne allen nationalen Zusammenhang;

es war schwach und gebrechlich, obwohl die Hauptländer der Herrschaft und die ersten Städte des Reichs ihm zugefallen waren. Beim Herannahen seines Endes theilte Lothar sein Reich unter seine drei Söhne. Der älteste, Ludwig II., den der Vater schon früher zum Kaiser und Mitregenten ernannt hatte, erhielt Italien, das jetzt erst mit der kaiserlichen Gewalt in engere Beziehung trat; von den beiden jüngeren Söhnen erhielt Lothar II. Austrasien, fortan Lothringen genannt, Friesland und die alamannischen Gegenden auf dem linken Rheinufer, Karl die Provence und den Theil von Burgund, der im Vertrage von Verdun dem Vater zugesprochen war. Die beiden jüngeren Brüder starben ohne Erben, und so schwach war schon die kaiserliche Linie, daß Ludwig II. es nicht hindern konnte, daß seine Oheime Karl und Ludwig über sein Erbe mit bewaffneter Hand herfielen, und es sich endlich theilten. Der Vertrag von Mersen vom Jahre 870 ist dadurch besonders wichtig, daß er, indem er den größten Theil von Lothringen und Friesland Ludwig zuwies, dem die erwähnten alamannischen Länder bereits früher abgetreten waren, endlich alle Völker, unter denen die deutsche Art sich rein erhalten hatte, im Ostfrankenreich vereinigte und gegen die romanischen Nationen abschloß. Die romanischen Länder dagegen, die von den Brüdern Kaiser Ludwigs II. beherrscht waren, kamen damals an Karl den Kahlen und die Westfranken.

855.

870.

Auch Kaiser Ludwig II. starb im Jahre 875 ohne Erben, und sofort erhob sich abermals zwischen Ludwig und Karl ein Streit um die Erbschaft und das Kaiserthum. Karl, obwohl in jeder Beziehung der Minderberechtigte, war schneller, als Ludwig, auf dem Platze; er erschien zuerst in Rom, machte seinen Bund mit Papst Johann VIII. und empfing die Kaiserkrone nicht als ein Erbstück seines Hauses, sondern als ein Geschenk des Nachfolgers Petri. Weil er vom Papste zum Kaiser gekrönt war, erkannten ihn die Großen Italiens auch als ihren König an, und als er in sein westfränkisches Reich zurückgekehrt war, ließ er sich dort sogar durch einen Wahlact der Vasallen die Krone, die er längst nach Erbrecht besaß, noch einmal ertheilen. Das Wahlkönigthum, nach dem die Geistlichkeit so lange vergeblich getrachtet hatte, schien so durchgesetzt; der Bischof zu Rom hatte die Ernennung der Kaiser selbst an sich gezogen und dem Erbkaiserthum ein Ende gemacht. Pläne der umfassendsten und kühnsten Art, die lange im Stillen gehegt und vorbereitet waren, waren der Durchführung nahe.

875

Als das Kaiserthum schnell von seiner Höhe sank und es immer deutlicher sich zeigte, daß die schwachen Nachkommen des großen Karl

die Idee des Gottesreiches auf Erden nicht zu verwirklichen vermögten, da tauchte der Gedanke auf, den Nachfolger Petri an die Spitze der abendländischen Theocratie zu stellen und die schon getrennten Staaten des Abendlands in der Abhängigkeit von ihm wieder zu vereinen. Besaß der Papst doch bereits eine universelle Stellung, die keineswegs mehr streng kirchlicher Natur war, sondern vielfach weit in die weltlichen Verhältnisse übergriff! Er selbst hatte in Italien eine weltliche Macht gewonnen, und die ihm untergeordneten Bischöfe zählten überall zu den ersten Magnaten der Reiche. Nur darauf schien es anzukommen, die Geistlichkeit selbst mit den engsten Banden an Rom zu fesseln, jedes Mittelglied zwischen ihr und dem Oberhaupt der Kirche zu entfernen und diesem so eine durchaus monarchische Gewalt zu sichern, um die kaiserliche und königliche Autorität, die sich mehr und mehr in die Netze des Lehnsystems verfing, gründlich zu erschüttern und die Staaten sich dienstbar zu machen. Wahrscheinlich ist die Idee, das Abendland unter der höchsten Gewalt des römischen Pontifex zu vereinen, nicht von Rom selbst ausgegangen, sondern hat sich in der fränkischen Kirche ausgebildet; mindestens entstand hier jenes arge, betrügerische Machwerk, das so viel dazu beigetragen hat, die Macht der Päpste zu einer niemals gekannten Höhe zu erheben und Vorstellungen von dem Primat Petri zu erwecken, die allen früheren Zeiten fremd waren. Eine Sammlung von älteren Concilienbeschlüssen und Schreiben früherer Päpste, wie deren ähnliche als kirchliche Gesetzbücher längst benutzt wurden, war nehmlich von einem fränkischen Geistlichen veranstaltet und in Umlauf gesetzt worden; betrügerischer Weise war diese Sammlung dem Bischof Isidorus von Sevilla zugeschrieben und etwa hundert untergeschobene päpstliche Schreiben, die meist der früheren Zeit der christlichen Kirche angehören sollten, waren ihr einverleibt. Der Zweck des mehr frechen als frommen Betrugs war kein anderer, als einerseits den Klerus hoch über jede weltliche Macht zu erheben, andererseits ihm selbst eine unbeschränkt monarchische Verfassung zu geben und die absolute Gewalt über ihn in die Hände des römischen Bischofs zu legen. Der Papst wurde hier als der allgemeine Bischof dargestellt, die Metropoliten und anderen Bischöfe nur als seine Organe und Stellvertreter, über die ihm allein die richterliche Gewalt zustände; keine allgemeine Synode, hieß es, könne ohne seinen Willen berufen werden, alle Beschlüsse der Synoden bedürften seiner Bestätigung, ihm sei die Entscheidung über alle wichtigen kirchlichen Angelegenheiten vorbehalten, wie in jeder Sache die Berufung an ihn freistände; er allein könne Bisthümer errichten, Bi-

schöfe von einem Sprengel in einen andern versetzen, nur in seiner Vollmacht ordinirten die Metropoliten die Bischöfe ihrer Provinzen — die wichtigsten Rechte, die bis dahin die Könige und die Metropoliten ausgeübt hatten, nahmen die pseudoisidorischen Decretalien als unveräußerliches Recht des Papstthums in Anspruch.

Ging die Idee dieser neuen Theocratie nicht von Rom selbst aus, so wurde sie doch bald genug dort aufgefaßt. Schon Papst Gregor IV. war wieder über die Alpen gekommen, aber diesmal nicht, um dort Schutz zu suchen, sondern um der tiefsten Demüthigung des frommen Kaisers Ludwig beizuwohnen und sie nach seinen Kräften selbst herbeizuführen. Leo IV. waltete in Rom wie ein selbstständiger Fürst und stellte sich selbst an die Spitze eines Kriegsheers, das gegen die Araber auszog. Mit der größten Entschiedenheit ergriff endlich die Idee eines päpstlichen Kaiserthums Nicolaus I., einer der kühnsten und klügsten Priester, die jemals die Welt gesehen hat. Er war der erste Papst, der sich auf die pseudoisidorischen Decretalien offen zu berufen wagte und jeden Einspruch gegen das Werk eines bewußt und ruchlos verübten Betrugs zum Schweigen brachte; er sprach es vor aller Welt aus, daß die höchste richterliche Gewalt auf Erden, von der es keine Berufung gäbe, dem Papste beiwohne, und beeilte sich, diese Gewalt der Welt deutlich zu zeigen. Das sittenlose Leben des Königs Lothar II., das bei hochgestellten fränkischen Bischöfen Beschönigung gefunden hatte, bot ihm dazu den günstigsten Anlaß. In einer großen Synode zu Rom sprach er im Jahre 863 über die Handlungen des Königs das Verdammungsurtheil aus, erklärte die demselben günstigen Beschlüsse fränkischer Synoden für nichtig, entsetzte die beiden Erzbischöfe von Köln und Trier ihrer Gewalt und bedrohte alle Bischöfe, die dieses Urtheil anfechten würden, mit dem Banne. Mit großer Klugheit zeigte er die Macht des Papstthums zuerst zum Schutze der Tugend und guten Sitte. Die Nachfolger des Nicolaus wandelten in den Wegen, die er gebahnt hatte, wenn auch nicht immer mit gleicher Umsicht und gleichem Glücke; endlich gab die rasch ergriffene Gunst der Umstände Johann VIII. die Verfügung über das Kaiserthum in die Hand und machte ihm die Macht dienstbar, die bisher noch das Papstthum beherrscht hatte.

863.

Wenn allein das Spiel der Intrigue und schlauer Berechnung, das die Geistlichkeit jener Zeit meisterhaft verstand, über das Schicksal der Staaten und Völker entschiede, so würde das Papstthum ohne Zweifel den vollständigsten Sieg davongetragen haben. Aber um so weniger konnte ihm dies damals gelingen, als bei der Schwächung

der Reiche überall im Innern die wildeste Anarchie einriß und zugleich furchtbare Feinde die Marken der abendländischen Reiche durchbrochen hatten. Eine Zeit der größten Schrecken war eingetreten, nur mit dem stets gezückten Schwerdte ließ sich die Ordnung herstellen, die Existenz von Staat und Kirche, wie das Leben des Einzelnen sichern. Das Papstthum, dem doch hauptsächlich nur geistige Kräfte zu Gebote standen, konnte sich nicht von Kampf in Kampf stürzen, nicht dem Eisen mit dem Eisen begegnen, und wurde nur zu bald inne, daß es die Herrschaft über das Abendland noch dem germanischen Kriegsmuth räumen müsse.

Aber auch der alte Waffenruhm der Franken schien erstorben zu sein; von allen Seiten von Feinden bedrängt und umringt, leisteten sie trotz einzelner Siege doch kaum ihnen noch erfolgreichen Widerstand, und die eroberte Herrschaft schwand sichtlich dahin. Vom Süden erhob sich ein neuer Eroberungssturm der Araber, der Italien und Rom mit demselben Schicksal bedrohte, das mehr als hundert Jahre vorher Spanien betroffen hatte. Und doch stritt man nicht mehr gegen die vereinte Macht des Chalifen, sondern nur gegen die Streitkräfte eines aufständigen Statthalters, der um das Jahr 810 sich an der nordafricanischen Küste eine selbstständige Herrschaft begründet hatte. Ein verrätherischer Beamter des griechischen Kaisers führte im Jahre 827 die Araber nach Sicilien, nach und nach eroberten sie alle Städte der Insel und befestigten sich durch fanatische Grausamkeit in dem Besitz, zugleich aber verheerten von ihnen ausgesandte Seeräuberschiffe die Küsten Italiens, und bald drangen arabische Heere tief in das Innere der Halbinsel ein. Tarent und Bari fielen in die Hände der Ungläubigen und wurden der Ausgangspunkt furchtbarer Beutezüge. Die langobardischen Fürsten Unter-Italiens — von dem Herzogthum Benevent hatten sich Capua und Salerno mit Amalfi als besondere Herrschaften abgesondert — wurden gezwungen sich der arabischen Macht zu beugen, und bald sogar der Papst selbst bedroht. Im Jahre 846 liefen die Araber auf einer Flotte in der Tiber ein, schwärmten bis vor die Thore Roms und plünderten St. Peter. Papst Leo IV. stellte die Mauern der Stadt her, in deren Bereich er jetzt auch das Gebiet der Peterskirche zog, sammelte eine Flotte und schlug vornehmlich mit dem Beistande der Bürger von Neapel und Gaeta die Schiffsmacht der Ungläubigen bei Ostia. Dieser Sieg rettete Rom, aber die Küsten Italiens wurden deshalb nicht minder hart heimgesucht, und Corsika und Sardinien mußten sich sogar dem Feinde ergeben. Auf dem Meere war den Arabern von den Königen nicht zu wehren, da

849.

die fränkischen Reiche sämmtlich ohne eine Seemacht waren; es rächte sich bitter, daß man nach Karls des Großen Tode die Flotte, die er zu begründen anfing, sogleich aufgegeben hatte. Auf dem Lande griff dagegen wohl Kaiser Ludwig II. noch mehrmals die Araber an und besiegte sie auch in einzelnen glücklichen Kämpfen, aber dauernde Erfolge ließen sich schon deshalb nicht gewinnen, weil es unmöglich schien, in eine feste Verbindung mit dem griechischen Reiche zu treten, das vielmehr die Schwäche des fränkischen Reichs zu neuen Erwerbungen benutzte. Im Jahre 874 erkannten die langobardischen Fürsten wieder die Hoheit des griechischen Reichs an; in ganz Apulien befestigte sich von Neuem die Herrschaft des Kaisers von Constantinopel; in Calabrien setzten sich die Araber fest und verheerten von hier und von Sicilien aus immer aufs Neue die italienischen Küsten.

Als Papst Johann VIII. Karl dem Kahlen die kaiserliche Krone ertheilte, erwartete er von ihm zunächst Hülfe für Italiens Bedrängniß, aber Karl konnte sie am wenigsten gewähren, da er nicht nur sich mit seinem Bruder Ludwig dem Deutschen wegen der Kaiserkrone sofort in einen neuen Krieg verwickelte, sondern auch in seinem eigenen Reiche von dem furchtbarsten Feinde der Zeit, von den Normannen, unaufhörlich bedrängt wurde. Es war, als ob jetzt die ganze Völkermasse des scandinavischen Nordens aufstünde, um sich gegen das Frankenreich in den Kampf zu stürzen. Gerade damals erhoben sich zuerst in Norwegen und Dänemark, bisher in kleinere Reiche gespalten, umfänglichere Herrschaften, die zugleich tiefer in die Freiheit der Gemeinden eingriffen. Unbeugsame und trotzige Geister, die sich der Uebermacht eines Einzelnen nicht fügen wollten, verließen die Heimath und suchten ihr Glück in der Ferne. Waffenbrüderschaften und Kriegsgefolge sammelten sich zu den verschiedenartigsten Unternehmungen; je kühner und gefahrvoller der Streit, je mehr reizte er die Phantasie, je höher steigerte er den Muth dieser wilden Nordlandssöhne. Zugleich stürmten die nordischen Könige selbst in den Kampf, um durch den Glanz ihrer Siege den Ruhm ihrer Herrschaft zu sichern. Der Schauplatz der normannischen Heldenthaten war aber vor Allem das fränkische Reich. Hierhin lockte die Aussicht auf reiche Beute, hierhin die aus früheren Kriegen ererbte Feindschaft, hierhin endlich der Schutz des alten Götterglaubens, den fränkische Geistliche, wie der wackere Erzbischof Ansgar von Hamburg, als Missionare mit Eifer bekämpften und zurückdrängten. Das fränkische Reich konnte mit seiner ganzen Reitermacht und allen seinen Vasallenheeren ohne den Schutz einer Kriegsflotte den Angriffen dieser Feinde nicht begegnen. Durch die

Lage ihrer Länder auf die See hingewiesen, von Jugend auf mit den Gefahren des stürmenden Meeres vertraut und ihnen trotzend, bedeckten die Normannen mit jedem Frühjahr die weite Fläche des Meeres mit ihren leichten Schiffen; überall stürmten die Meeresrappen, wie sie ihre Schiffe nannten, an die Küsten; wo sich ein sicherer Landungsplatz zeigte, wo ein Fluß in das Meer mündete, da legten die beherzten Schiffer an, zückten ihr Schwerdt und beuteten weit und breit. An der friesischen Küste setzten die Normannen zuerst sich fest, bald aber waren alle Meere, die Gallien bespülen, von ihren Flotten erfüllt; rings war das westfränkische Reich von ihnen umzingelt, und tief in das Innere drangen bald einzelne Heereshaufen, bald unermeßliche Schaaren, die sich zu gemeinsamen Waffenthaten verbanden. Schon Karl der Kahle fühlte sich ihnen nicht mehr gewachsen und erkaufte im Jahre 866 ihren Abzug mit 4000 Pfund Silber und dem schimpflichsten Frieden, ohne dadurch die baldige Rückkehr zu verhindern.

Wie konnte da der Papst und Italien von diesem Kaiser wirksamen Schutz erwarten? Selbst als Ludwig der Deutsche im Jahre 876 starb und dessen Reich nach fränkischem Erbrecht unter seine drei Söhne vertheilt und zersplittert wurde, als Karl dann nach Italien noch einmal zurückkehrte, zeigte Alles nur seine völlige Ohnmacht. 877. Bald raffte auch ihn ein unerwarteter Tod hin, und sein Sohn Ludwig der Stammler wurde von den neustrischen Großen erst dann als König anerkannt, als er öffentlich bekannt hatte, daß er der Volkswahl seine Krone verdanke. Wenig länger als ein Jahr herrschte Ludwig, früh siechte er hin; seine beiden unmündigen Söhne Karlmann 879. und Ludwig wurden auf den Thron erhoben und das Reich von ihnen getheilt. Aber wie alle geistige und körperliche Kraft der Karolingischen Linie in Westfranken entschwunden zu sein schien, starben auch sie nach wenigen Jahren kurz nacheinander, und nur noch ein nachgeborner Sohn Ludwigs des Stammlers, der fünfjährige Karl, war im Jahre 884 von der Nachkommenschaft Karls des Kahlen übrig. Das westfränkische Kaiserthum hatte noch schmählicher ein Ende genommen, als sein Anfang gewesen war; schon nach Karls des Kahlen Tode konnte es sich nicht fortsetzen; diese Könige waren als Werkzeuge selbst dem Papste zu schwächlich.

Johann VIII. ging nach dem Tode Karls des Kahlen mit dem Gedanken um, auf den kaiserlichen Thron einen fränkischen Dienstmann zu erheben, den er an Kindes Statt annahm. Es war der Graf Boso, der mit Hülfe der Geistlichkeit in der That die Provence und Südburgund von dem westfränkischen Reiche abriß und sich zum König

eines besonderen burgundischen Reichs wählen ließ, das nach seiner Hauptstadt Arles auch das arelatische genannt wurde; aber die kaiserliche Krone und das Königreich Italien blieb ihm versagt, trotz aller Anstrengungen des Papstes, dessen Macht schon sichtlich im Sinken war. Noch einmal erhob sich vielmehr das ostfränkische Reich, obwohl es durch die Theilung nach Ludwigs des Deutschen Tode am meisten geschwächt zu sein schien. Karlmann, der älteste Sohn Ludwigs, der Baiern mit den südöstlichen Marken erhalten hatte, setzte sich durch Eroberung in den Besitz Italiens, und dieser Besitz fiel nach dem frühen Tode Karlmanns und seines Bruders Ludwigs des Sachsen mit der ganzen Erbschaft des Vaters dem jüngsten Bruder Karl dem Dicken zu, der, zuerst auf Alamannien beschränkt, so das ganze ostfränkische Reich wieder vereinte. Das Schicksal hatte ihm noch Größeres zu seinem Verderben beschieden. Die furchtbare Noth wies darauf hin, alle Kräfte des Reichs abermals Einer Hand zu übergeben; der Papst vergaß seine Abneigung gegen die ältere karolingische Linie und krönte Karl zum Kaiser; die Großen des westfränkischen Reichs übergingen den letzten Sohn Ludwigs des Stammlers und erhoben den König der Ostfranken auch auf ihren Thron. Die Monarchie Karls des Großen war mit Ausnahme des arelatischen Reichs wiederum vereinigt, aber darum nicht hergestellt. 884.

Man hoffte von der Einheit des Reichs mindestens eine Abwehr der äußeren Feinde. Denn auch das östliche Reich, das sich bisher noch am besten geschützt hatte, schwebte schon in der größten Gefahr. Die slawischen Stämme an den Ostgrenzen hatten sich fast sämmtlich gegen die fränkische Herrschaft erhoben. Rastiz, der Fürst der Mährer, obwohl selbst durch die Franken eingesetzt, gründete eine selbstständige Herrschaft und in derselben feste staatliche und kirchliche Ordnungen. Die griechischen Mönche Cyrill und Methodius waren die ersten Apostel und Lehrer unter den Südslawen, die große Erfolge gewannen; im Einverständnisse mit dem Papste und zum großen Verdrusse des Salzburger Erzbisthums wurden bald eigene slawische Bisthümer in Mähren errichtet. Zwanzig Jahre leistete Rastiz den Waffen der Deutschen Widerstand und erlag endlich nur der List seines Neffen Swatopluk oder Zwentibold, wie ihn die Deutschen nannten. Swatopluk übernahm selbst die Herrschaft über die Mährer, scheinbar ein Dienstmann der Franken, in Wahrheit aber ihr bitterster Feind. Zu derselben Zeit verweigerten die Sorben und Böhmen dem Reiche nicht nur den Gehorsam, sondern durchzogen schon verheerend die thüringischen Lande, und die Wilzen und die Abodriten überschritten die

Elbe. Noch furchtbarere Feinde waren die Dänen und Normannen. In einer großen Schlacht an der Elbe hatten die Dänen die ganze sächsische Kriegsmacht vernichtet und dann alle Befestigungen in der Mark zerstört. Die Normannen landeten an den Küsten der Nordsee und durchzogen verheerend die Rheingegenden; die Mauern der Städte wurden von ihnen niedergerissen, die Kirchen und Paläste eingeäschert, selbst die Pfalz Karls des Großen in Achen wurde zum Theil ein Raub der Flammen. Am schlimmsten aber wurde von ihnen noch immer das westliche Reich heimgesucht, das in seiner ganzen Weite wie eine sichere Beute vor ihnen lag.

So viele Gefahren auf einmal zu beschwören, dazu hätte Karls des Großen Umsicht und Tapferkeit gehört, und dieser Karl, der jetzt die volle kaiserliche Gewalt scheinbar wieder in Händen hatte, besaß wenig Muth und noch weniger Verstand. Er vermehrte das Unglück des Reichs, statt es zu heben. Als er mehrere Jahre nacheinander durch unermeßliche Geldsummen von den Normannen den Frieden erkaufte, den sie doch nicht lange bewahrten, als die Anarchie im Innern zugleich mehr und mehr wuchs, entsank die Macht des großen Reichs seinen kraftlosen Händen. Arnulf, ein unehelicher Sohn Karlmanns, der mit der herzoglichen Gewalt in den östlichen Marken bekleidet war, erhob die Fahne der Empörung; die Großen des ostfränkischen Reichs fielen sofort ihm zu, und Karl mußte auf dem Tage zu Tribur im Jahre 887 der Krone entsagen. Willenlos folgte er dem Gebot der empörten Großen und fand bald darauf ein ruhmloses Ende. Durch Wahl wurde Arnulf zum König der Ostfranken erhoben, aber die Wahl ging diesmal vornehmlich von den weltlichen Großen aus. Das karolingische Erbkönigthum war nun auch in den deutschen Ländern beseitigt; die geistliche und weltliche Aristocratie im Bunde hatten es in allen fränkischen Reichen gestürzt, als es sich völlig unfähig erwies, die Macht länger zu behaupten.

887.

Arnulf meinte auf das ganze Reich Karls des Großen Anspruch erheben zu können, aber keineswegs fand er überall die Anerkennung, die er gehofft hatte. Ueberall erstanden vielmehr Wahlkönige, überall durch die Geistlichkeit im Bunde mit den weltlichen Großen erhoben. „Im Frühjahr 888," sagen Annalen jener Zeit, „gediehen „die kleinen Könige." Im Westfrankenreich erhob man auf den Thron den Grafen Odo, dessen Vater als ein niederer Kriegsmann über den Rhein gekommen war und durch glänzende Kriegsthaten sein Haus schnell erhoben hatte. Odo, obwohl er sich durch die muthige Vertheidigung von Paris gegen die Normannen bereits einen ruhmvollen Namen gewon-

nen hatte, brachte es aber doch nicht zu allgemeiner Anerkennung im Westfrankenreiche, denn ein großer Theil der Großen wandte sich bald dem letzten echten Sproß des karolingischen Geschlechts wieder zu, dem Knaben Karl, den man den Einfältigen nannte. In dem burgundischen Lande zwischen dem Jura und den penninischen Alpen, das die Aar durchströmt, erhob man den Grafen Rudolf, ebenfalls aus einem deutschen, dem welfischen Geschlecht, zum König von Hochburgund. In Italien stritten lange um die königliche Herrschaft zwei langobardische Herzöge, Berengar von Friaul und Wido von Spoleto; Wido gewann endlich den Sieg und durch denselben für sich und seinen Sohn Lambert die Kaiserkrone, der aber sie und der Papst kaum noch einen glänzenden Schimmer zu verleihen vermochten. Um sich gegen ihre Nebenbuhler und Widersacher zu stärken, erkannten dann wohl Odo, Rudolf und Berengar für den Augenblick Arnulfs Oberherrschaft an, und Arnulf hoffte sich so noch zu einer wahrhaft kaiserlichen Stellung erheben zu können. Im Jahre 891 schlug er an der Dyle die Normannen völlig auf das Haupt und wandte sich dann gegen Swatopluk, der sich inzwischen offen gegen die Deutschen erhoben und sein Reich über Böhmen und die meisten bisher den Franken unterworfenen Theile Pannoniens ausgebreitet hatte. Arnulf wies die Angriffe der Mähren zurück und drang sofort in Italien ein. Als Swatopluk im Jahre 894 starb und die Kraft des großmährischen Reichs durch die Theilung unter die Söhne des Verstorbenen gebrochen wurde, da richtete Arnulf, vom Papste Formosus gerufen, abermals seine Heeresmacht gegen Italien. Widos und Lamberts Macht wurde gebeugt, Arnulf eroberte Rom und empfing die Kaiserkrone im Jahre 895, mehr den verdienten Preis seiner Mühen, als ein Geschenk des Papstes. Aber zu einer wahrhaft kaiserlichen Gewalt gelangte er dennoch auch jetzt nicht. Odo und Karl der Einfältige theilten sich in das Westfrankenreich, das nach und nach durch Odos tapfere Thaten mehr Ruhe gewann. Wido war bereits während des Kriegs mit Arnulf gestorben, sein Sohn Lambert schloß mit Berengar einen Vertrag, in dem die Herrschaft auch über Italien getheilt wurde. Als bald darauf Odo und Lambert starben, erkannte das ganze Westfrankenreich Karl den Einfältigen als König an, und Berengar gewann allein das italische Reich. Seitdem herrschte Arnulf nur in den deutschen Ländern mit königlicher Gewalt, von denen er Lothringen sogar sonderte, das er seinem unehelichen Sohne Zwentibold als ein Unterkönigreich verlieh; und auch in den deutschen Ländern war seine Herrschaft nicht einmal völlig gesichert, denn nur mit Mühe erhielt er die übermüthige Aristocratie, die ihn erhoben

895.

hatte, im Gehorsam, und von allen Seiten war das Reich von Feinden umringt. Die Marken waren bedroht oder schon dem Reiche entrissen. 899. Am 8. December 899 starb Kaiser Arnulf, und bald erkannten die deutschen Stämme, wie viel sie an dem kräftigen Fürsten verloren hatten.

Die Herstellung des Kaiserthums in alter Weise hatte sich auch diesmal als unmöglich gezeigt; doch die hochfahrenden Pläne der Päpste waren nicht minder gescheitert, und das Papstthum selbst war von der jähen Höhe, die es hastig erklommen hatte, in den tiefsten Abgrund versunken. Ein Menschenalter nach Nicolaus I. saßen die traurigsten Schattenbilder päpstlicher Macht auf dem Stuhle Petri, die willenlosen Kreaturen des sittenlosen römischen Adels. Auch das Erbkönigthum war gebrochen, und die Nationen, die sich nach dem Verfall des Kaiserreichs gesondert hatten, waren wieder für den Augenblick selbst Herren ihrer Zukunft geworden; überall waren Wahlkönige an die Spitzen der Staaten gestellt, aber überall waren sie nur von der geistlichen und weltlichen Aristocratie erhoben worden, die sich das Recht beimaß, nach eigener Willkühr den Lehnsherrn zu wählen und allein die Interessen der Völker zu vertreten. Aber wie sie in sich selbst gespalten war und in stetem Kampfe gegen die anderen Elemente des staatlichen Lebens stand, die noch nicht erstorben waren, führte der Sieg der Aristocratie in allen Staaten des Abendlands sofort zur wildesten Anarchie; zugleich brachen die erbittertsten Feinde des Christenthums immer von Neuem über die Staaten des Abendlands herein, und zu den alten Gegnern, deren man nicht mehr Herr werden konnte, gesellten sich neue und schlimmere Feinde.

Der Zustand Europas gemahnte an jene Zeiten, da die ersten germanischen Reiche der Auflösung mit reißenden Schritten entgegengingen und endlich dem Schwerdte ihrer Feinde erlagen. Aber zu fest waren von Karl dem Großen die kirchlichen und staatlichen Ordnungen begründet worden, zu weit war auf diesen Grundlagen bereits das nationale Leben gediehen, als daß abermals ganze Völkerstämme und Staaten wieder hätten vertilgt werden können. Tiefes Dunkel brach noch einmal über das Abendland ein, und vergebens suchte der Blick der verzweifelnden Völker leuchtende Sterne am Himmel, aber jene lange entsetzliche Nacht, die der Zerstörung der alten Kulturwelt folgte, konnte nicht wiederkehren.

Ein Zeitraum von etwa tausend Jahren und mit ihm die Geschichte zahlreicher germanischer Stämme und großer von ihnen gestifteter Reiche ist vor unseren Blicken in raschem Wandel vorübergegangen. Von jenen Urzeiten an, wo die Germanen ohne einen umfassenderen staatlichen Verband, als den der Gaugemeinde, in zahllos zersplitterten Völkerschaften den Römern widerstanden, bis zu den Tagen Karls des Großen, als sich die ganze römisch-germanische Welt in einem großen Reiche zusammenfaßte und ein fränkischer König das römische Kaiserthum im Abendlande herstellte, welche reiche, welche gewaltige Entwickelung! Wie waren während derselben Glaube, Sitte und Sprache der Deutschen umgewandelt, wie die Blicke und Begriffe erweitert worden, wie hatte man aus den einfachsten Zuständen sich zu den großartigsten politischen und kirchlichen Verhältnissen erhoben!

Die Germanen waren im Laufe der Zeit gleichsam in eine andere Welt versetzt worden, aber sie hatten darum doch ihre Eigenheit nie völlig aufgegeben, nie ihre ursprünglichen Zustände vergessen und ihre besondere Weise verleugnet. Sobald sie sich dahin neigten, wurden sie aus Siegern bald zu Besiegten, und manche der edelsten und kräftigsten Stämme verschwanden so früh aus der Geschichte. Auch der fränkische Stamm, der zuletzt die Weltherrschaft gewonnen hatte, verlor seine Macht, als die Könige und der Adel sich dem römischen Wesen ergaben.

Aber auch mit der Macht dieses Stammes war die germanische Kraft nicht erschöpft. In den Ländern jenseits des Rheins und der Alpen lebten noch Völker, die, obwohl auch sie von der tausendjährigen Entwickelung tief und vielfach berührt wurden, wenig bisher auf den großen Schauplatz der Dinge getreten waren und ihre ursprüngliche Natur bewahrt hatten. Noch bewohnten sie ein weites Waldland, wie einst in den Urzeiten, noch hausten sie meist auf ihren Feldfluren und in ihren eigenen Höfen, noch war die alte Gemeindefreiheit bei ihnen nicht ganz erstorben, noch immer fand man in ihnen ein unbeugsames Geschlecht voll starren Sinns und wilden Trotzes, dem Kriegsleben und dem Waffendienste ergeben. Es trennten diese Völker, obschon sie sich selbst nach ihrer Sprache schon von den anderen Nationen als Deutsche schieden, zwar immer noch vielfache Stammesunterschiede und gehässige Stammesvorurtheile; aber sie fingen doch bereits an zu ahnen, daß sie ein Volk bildeten, und sie beugten sich einem Könige und Herrn. Und große Könige gab ihnen alsbald die Vorsehung, und diese

haben dann die Bande der Gemeinschaft unter ihnen mehr und mehr gestärkt, durch glänzende Thaten das nationale Bewußtsein erhoben, das römische Kaiserthum im Abendlande abermals hergestellt und dadurch sich und die Deutschen an die Spitze der europäischen Entwickelung für Jahrhunderte gestellt. Da erst tritt das deutsche Volk in geschlossener Einheit auf, da erst entstand ein deutsches Reich. An die Geschichte der germanischen Stämme schließt sich die Geschichte des deutschen Volks und des einigen deutschen Reichs.

Die Geschichte der deutschen Kaiserzeit erzählt nicht allein das Leben und die Thaten der großen deutschen Kaiser selbst, sie stellt vor Allem dar, wie durch dieselben aus den deutschen Stämmen das deutsche Volk sich einte und verband. Hier liegt das wesentlichste Interesse dieser Geschichte, denn die Macht der Kaiser erstarb, aber das Leben des deutschen Volkes ist unvergänglich.

Zweites Buch.

Gründung des deutschen Reichs.

900 — 950.

1.

Verfall des ostfränkischen Reichs.

Als man das Jahr 900 nach der Geburt des Herrn zu schreiben begann, sah es unsäglich traurig in den deutschen Landen aus, und mit weniger Freude hat man wohl nie ein neues Jahrhundert begrüßt. 900.

Kaiser Arnulf, der das wankende und zerfallende Reich Karls des Großen zu stützen versucht und mit tapfrer Hand die Normannen, die verderblichsten Feinde des Reichs, auf das Haupt geschlagen hatte, war so eben aus der Welt geschieden; der Kaiserthron und der ostfränkische Königsstuhl standen erledigt, und wer sollte die drückende Last der Reichsregierung in dieser schreckenvollen Zeit auf seine Schulter nehmen?

Arnulf hatte von seiner rechtmäßigen Gemahlin einen einzigen Sohn, Ludwig, damals einen Knaben von sieben Jahren, hinterlassen, und dieses Kind wählten einmüthig und ohne Zaudern die weltlichen und geistlichen Großen aller deutschen Länder, als sie sich am 21. Januar zu Forchheim an der Regnitz versammelt hatten, zum Könige des Ostfrankenreichs. Das Volk stimmte der Wahl zu, und sofort krönte man das königliche Kind und erhob es auf den Thron seines Vaters. Nur deshalb wählte man Ludwig und nahm auf Arnulfs mannbare Söhne aus wilder Ehe, deren Nachfolge er selbst gewünscht hatte, keine Rücksicht, weil man besorgte, bei einer neuen Abweichung von der üblichen Thronfolge möchten die deutschen Länder, die jetzt noch nothdürftig zusammenhielten, sich völlig von einander trennen. Auf diese Weise suchte mindestens der Erzbischof Hatto von Mainz die unpassende Wahl vor den Augen des Papstes zu rechtfertigen.

Denn es war allerdings eine üble Wahl. Wie sollte dieses Kind die Einheit des Abendlandes wahren oder herstellen? Sprach

900. nicht die Wahl selbst es schon aus, daß man in den deutschen Ländern die Ansprüche auf das Kaiserthum, wie sie noch Arnulf erhoben und durchgesetzt hatte, nun vollends aufgab? Und stand selbst nur zu erwarten, daß der Knabe, aus unächter Linie stammend, sein Reich gegen den ächten Sproß aus Karls Geschlecht, den vor kurzem die Westfranken wieder auf den Thron seiner Väter gesetzt hatten, behaupten könnte? War es auch „der einfältige Karl," der in Westfranken herrschte, so drohte bei dem unruhigen Sinn der deutschen Großen doch auch von ihm eine nicht geringe Gefahr, wenn er einst das Recht seines Hauses jenseits des Rheins in Anspruch nehmen sollte. Vor Allem aber die Lage der deutschen Länder selbst, wie sehr heischte sie gerade ein kräftiges Oberhaupt, einen Mann im vollen Sinne des Worts!

Noch lagen die Städte am Rhein in Schutt und Asche, ihre Mauern waren zerstört; wer wollte den Normannen wehren, wenn sie, nachdem der Sieger an der Dyle nicht mehr, von jenen Burgen, die sie an der friesischen Küste noch besetzt hielten, die alte Straße aufs Neue verfolgten? Ueber die Grenzen Sachsens waren die Dänen und Wenden eingebrochen, an der thüringischen Mark standen die Sorben. Mit der sinkenden Macht des mährischen Reichs lebten die Bischöfe und Grafen Baierns in fortwährendem Kriege, und schon schweiften die Schaaren neuer fürchterlicher Feinde, der Ungern, bis an und bis über die Grenzen des Reichs. Zugleich war nirgends im Innern selbst ein fester, gesicherter Zustand. Die Theile lösten sich vom Ganzen, und hatte Arnulf noch mit Mühe die erbitterten Fehden der edlen Geschlechter unterdrückt und die Geistlichkeit und die Kirchen gegen die Gewaltthaten der weltlichen Herren gesichert, so trieb jetzt überall trotziger Uebermuth, frevelhafte Auflehnung gegen das Reich, zügellose Selbsthülfe ungescheut ihr verderbliches Wesen. Wie wenig man die königliche Gewalt scheute, zeigte sich sofort in Lothringen, wo Arnulf seinen Bastard Zwentibold zum Unterkönige eingesetzt hatte, der mit kräftiger, aber roher Gewaltherrschaft die widerspenstigen Großen in Zaum zu halten suchte. Das durchgreifende und scharfe Regiment des jungen Fürsten, der sich mit aus dem Staube erhobenen Günstlingen umgab, erregte allgemeine Erbitterung, und kaum hatte der Kaiser die Augen geschlossen, so vertrieb man seinen Sohn aus dem Lande. Vergebens suchte Zwentibold sich mit Gewalt zu behaupten, nach kurzen Kämpfen wurde er an der Maas im Streite erschlagen. Wohl war es ein Glück, daß sich die Lothringer damals noch dem unächten Karolinger im Osten, nicht dem ächten in Westen anschlos-

sen, und das schöne Rheinland so mit den deutschen Stämmen verei- 900.
nigt blieb.

Von allen Seiten umlauerten Gefahr und Verderben das Reich, und doch erhob man ein Kind auf den Thron, die bedrohte Herrschaft zu schützen. So kam, was kommen mußte; das Reich zerfiel und wurde eine Beute äußerer Feinde; eine Zeit entsetzlicher Schmach und der traurigsten Verwirrungen brach über die deutschen Länder ein.

Alle Schrecken waren entfesselt, aber die schlimmste Geißel für das unglückliche Reich und die deutschen Länder wurden die verheerenden Züge der Ungern, die jetzt begannen.

Die Magyaren, wie sie selbst sich nannten, während das Abendland ihnen schon damals den Namen der Ungern beilegte, ein finnischer nomadisirender Volksstamm, waren von ihrem Wohnsitze am westlichen Fuße des Urals durch nachdrängende Völker vor etwa hundert Jahren verdrängt worden, und hatten endlich ihre beweglichen Zelte in den Steppen am Dniepr aufgeschlagen, wo sie bis zu den Donaumündungen hin hausten. Sie standen noch in einer einfachen und rohen Stamm- und Geschlechtsverfassung. Die Zahl ihrer Stämme, die sich auf sieben belief, war durch einen achten, die Kabaren, vermehrt worden, einen Zweig der Chazaren, die damals am Don eine ausgedehnte Herrschaft besaßen und denen längere Zeit auch das Volk der Magyaren selbst dienstbar gewesen war. Jeder Stamm stand unter einem besondren Häuptling, und als das erste gemeinsame Oberhaupt des ganzen Volks, das aus der Wahl der sieben Häuptlinge hervorging, wird Arpad genannt, in dessen Geschlecht dann die höchste Gewalt verblieb. Der Reichthum der Magyaren bestand in Heerden von Rindern und Rossen, ihr Leben brachten sie auf der Jagd und in Beutezügen zu, die sie bald in die weitesten Fernen ausdehnten und auf denen sie schon im Jahre 862 die Grenzen des Frankenreichs berührten. Sie waren gefürchtete Feinde aller ihrer Nachbarn, denn in jeder kriegerischen Tugend zeichneten sie sich aus. Herzhaft im Angriff, ausdauernd in Beschwerden, vorsichtig gegen Listen des Feindes, sehr gewandt im Benutzen seiner Schwächen; so unbändig sie sonst waren, doch im Kriege strenger Zucht gehorchend, blieben sie im Kampfe fast immer Sieger, zumal ihre Kriegsführung eigenthümlichster Art war. Nicht in großen geschlossenen Reihen rückten sie an, sondern in vielen kleinen getrennten Heerhaufen, die nur scheinbar ein Ganzes bildeten, und nie vergaßen sie einen Theil des Heeres sich im Hinterhalt zu bewahren. Dadurch gewannen alle ihre Unternehmungen an Beweglichkeit, und es blieb ihnen stets Gelegenheit dem Streite

900. neue und unerwartete Wendungen zu geben. Der Sieg täuschte den Gegner, und oft erlitt dieser mitten im geträumten Triumphe durch einen plötzlichen Ueberfall eine ungeheure Niederlage. Die Magyaren kämpften auf Rossen, die durch große Panzer gedeckt waren, und tummelten mit unglaublicher Gewandtheit diese trefflich geübten Thiere. Obwohl sie Schwert und Wurfspieß führten, war ihre Hauptwaffe doch der Pfeil, den sie mit der größten Sicherheit im Sturme des Rosses von dem hörnernen Bogen entsandten; er gehorchte ihnen nicht minder beim Einrennen auf den Feind, wie auf der eiligen Rückflucht. Grausam im Kampfe, schonungslos waren sie im Benutzen des Siegs. Erbarmen gegen den überwundenen Feind war ihnen fremd, wer sich ihnen entgegenstellte, wurde erschlagen; es soll unter ihnen der Glaube geherrscht haben, die auf Erden ihrem Schwerte erlegen seien, würden ihnen im Himmel als Sklaven dienen. So besiegten sie nicht nur ihre Feinde, sondern vernichteten sie, und wohin sie ihre Rosse lenkten, machten sie den Boden zur traurigsten Einöde.

Nachdem die Magyaren längere Zeit mit den Bulgaren an der untern Donau gekämpft hatten, griffen sie im Jahre 892 zuerst das mährische Reich an. Von hier wurden sie aber durch den Kaiser zu Constantinopel bald zurückgerufen, der sie über die Donau abermals gegen die Bulgaren führte, die damals seine Hauptstadt bedrohten. Die Bulgaren, von den Magyaren geschlagen, gewannen als Bundesgenossen gegen sie die Petschenegen, ein jenen im Osten benachbartes wildes und kriegsmuthiges Volk. Als nun im Jahre 895 die Ungern zu neuen Beutezügen nach Abend ausgeritten waren, fielen die Petschenegen unerwartet in die unvertheidigten Sitze derselben ein, hieben die spärliche Besatzung, die Weiber und Kinder nieder, bemächten sich der Heerden und setzten sich in dem eroberten Lande fest. Der öfters erprobten Uebermacht dieses Feindes wichen die Ungern und standen von der Rückkehr in ihre alte Heimath ab. Sie zogen die Donau hinauf, nicht mehr um plündernd diese Länder zu verwüsten, sondern um sich dort neue Wohnsitze zu suchen. Zwischen den Karpathen und der Donau setzten sie sich fest, besonders in den großen Ebenen, während in den Gebirgsgegenden die slawische Bevölkerung sich erhielt, aber in Dienstbarkeit trat. Nirgends fanden die Eroberer hier Widerstand, denn nur zerstreute Burgen und Städte gab es im Lande, und wehrlose Hirten wohnten in dem fast herrenlosen Gebiete. Mit neuer Heftigkeit begannen dann sofort die Angriffe auf das mährische Reich, mit dem die Ungern jetzt in unmittelbarer Nachbarschaft standen und das einen um so schwereren Kampf gegen sie zu bestehen

hatte, als es nach Swatopluks Tode durch die Streitigkeiten seiner Söhne geschwächt war und überdies durch die baierischen Großen unaufhörlich beunruhigt wurde. Dennoch hielt es dem ersten Angriff auch jetzt noch Stand, ruhmlos zogen die Ungern ab, und richteten nach andern Seiten von Neuem ihre Kriegszüge. Durch die Grenzmarken des Frankenreichs nahmen sie im Jahre 899 ihren Weg nach Italien, und verheerten die schlecht vertheidigte lombardische Ebene von der Küste des adriatischen Meers bis zu den Schneegipfeln des großen Bernhard. Mord, Brand und Verwüstung bezeichnete überall ihre Straßen. 900.

Als mit reicher Beute beladen die Magyaren von diesem Zuge in ihre neue Heimath zurückgekehrt waren, hörten sie, daß ein Knabe auf den fränkischen Thron erhoben sei; und nachdem sie eiligst Kundschaft von der Lage des Reichs eingeholt hatten, brachen sie unverzüglich in die baiersche Ostmark ein. Verheerend drang ein Schwarm am rechten Donauufer bis über die Enns vor, während ein anderer am linken Ufer hinaufzog. Die baierschen Großen sammelten sich, aber ehe sie den Feind erreichen konnten, hatten die am rechten Ufer heerenden Ungern sich bereits bis über die Raab zurückgezogen. Ihre Genossen am linken Ufer wurden zwar von den Baiern erreicht und geschlagen, aber unverfolgt kehrten sie mit reicher Beute heim. Jetzt erst vergaßen die Baiern endlich des alten Haders mit den Mährern und sahen ein, daß sie vereint einem mächtigeren Feinde zu widerstehen hatten. Im Jahre 901 wurde zwischen den Baiern und Mährern Frieden geschlossen, und sie vereinten ihre Streitkräfte zu gemeinsamem Kampfe. Aber es war zu spät. Nach allen Seiten ergossen sich schon unwiderstehlich die ungerischen Heeresschwärme. Während sie Kärnthen plünderten, Italien abermals heimsuchten, richteten sie ihre Hauptangriffe gegen das mährische Reich, und im Jahre 906 waren alle Länder, die Swatopluk einst beherrscht hatte, ihnen völlig erlegen. Die Burgen, die so oft den Feinden getrotzt, wurden verlassen, die Kirchen des Methodius zerstört, die Einwohner verjagt, und die Magyaren herrschten bis zu den Grenzen des fränkischen Reichs. 901. 906.

Noch in demselben Jahre wurden die Ungern von den Daleminciern, die in der Gegend von Meißen an der Elbe wohnten, zur Hülfe gegen die Sachsen gerufen und durchbrachen auch die Marken des nördlichen Deutschlands. Im folgenden Jahre wandten sie sich abermals und mit stärkerer Heeresmacht als früher gegen Baiern. Um das Land zu vertheidigen hatte Markgraf Liutpold die gesammten Streitkräfte des Volks aufgeboten. Alle Grafen und Vasallen, auch 907.

907. die Bischöfe und Aebte mit ihren Kriegsleuten hatten sich zu seinen Feldzeichen gesammelt. Aber schon beim ersten Zusammenstoß erlitten die Baiern eine vollständige, entsetzliche Niederlage. Fast der ganze baiersche Adel fand mit Liutpold in der Schlacht seinen Untergang, der Erzbischof Theotmar von Salzburg, die Bischöfe Udo von Freisingen und Zacharias von Seben, starben mit vielen andern geistlichen Würdenträgern im Kampfe, eine unzählige Menge niederen Volks bedeckte das Schlachtfeld. Man sagte, der baiersche Stamm sei von den Ungern fast vernichtet. Das Land lag ihnen offen und wurde furchtbar verwüstet. Die Marken gingen zum großen Theil für immer verloren. Die fruchtbaren Landstriche unter der Enns wurden von den Ungern besetzt und die deutsche und slawische Bevölkerung hier vernichtet oder verdrängt. Mit Mühe behaupteten sich die Deutschen in der Ostmark nur bis zur Enns und in den rauhen Gebirgsgegenden Kärnthens, welche die Ungern weniger anlockten. König Ludwig, der bis dahin sich meist in Regensburg aufgehalten hatte, begab sich nach den westlichen Theilen seines Reichs und überließ Baiern seinem Schicksale. Arnulf, Liutpolds Sohn, ergriff die Gewalt in dem schutzlosen Lande, aber nur dadurch vermochte er ihm augenblickliche Ruhe zu gewähren, daß er den Ungern Tribut zahlte.

Alle deutschen Länder schienen eine sichere Beute der unüber-
908. windlichen Barbaren. Im Jahre 908 durchzogen sie Baiern und Franken und drangen selbst nach Sachsen und Thüringen ein. In Thüringen stellte sich ihnen der Markgraf Burchard entgegen, aber auch er fand Niederlage und Tod im Kampfe, und mit ihm sanken der Bischof Rudolf von Würzburg und der Graf Egino vor den feind-
909. lichen Schwerdtern. 909 wurde Schwaben, das nicht einmal irgend einen Widerstand wagte, verwüstet. Mit unermeßlicher Beute kehrten
910. die Ungern von dort zurück und schlugen im nächsten Jahre wieder dieselbe Straße ein. Alle Kräfte des Reichs bot man jetzt noch einmal gegen sie auf, aber von Neuem kämpfte man mit unglücklichem Erfolge. An den Grenzen Baierns, Schwabens und Frankens unweit der Mündung des Lechs wurde die Streitmacht des Reichs geschlagen, Herzog Gebhard und viele andere edle Herren verloren im Kampfe das Leben. König Ludwig selbst mußte sein Heil in der Flucht suchen und dem siegreichen Feinde Tribut zahlen. Wenn auch die Baiern in diesem Jahre sich durch einen Angriff auf die Feinde glänzenden Ruhm gewannen, so war doch damit neuen Einfällen in keiner Weise gewehrt.

Unbeschreiblich sind die Leiden, von denen damals die deutschen

Länder heimgesucht wurden. Nicht allein, daß die Saatfelder verwüstet und verheert, das Vieh fortgetrieben, die Häuser eingeäschert, und jede werthvolle Habe eine sichere Beute der Feinde wurde, auch die hülflosen Menschen verschonte der vordringende Feind nicht. Nicht die zarte Unschuld der Kinder, nicht das ehrwürdige Haupt des Greises fand bei ihm Erbarmen. Wie Vieh zusammengekoppelt wurden die gefangenen Frauen und Mädchen unter Mishandlungen fortgetrieben, um sie entehrender Wollust dienstbar zu machen. Die Spur dieser furchtbaren Feinde war Verwüstung, Feuer und Rauch bezeichneten weithin die Straßen, die sie zogen, Schutt und Trümmer die Stellen, die sie verlassen hatten. Bei ihrem Nahen flüchtete Alles hinter die Mauern und Wälle der Burgen oder in das Dickicht der Wälder. Glücklich, wer nur das nackte Leben rettete! Schon der Anblick dieser Feinde erfüllte die Deutschen mit Abscheu und Widerwillen. Der niedere Wuchs, die funkelnden, tiefliegenden Augen in dem braunen, häßlichen Gesicht, der bis auf drei Zöpfe kahlgeschorene Kopf, dazu der rauhe Klang der ganz unverständlichen Sprache: dies Alles schien ihnen eher gespensterhaften Wesen, als Menschen eigen. Sie meinten, es seien die Völker Gog und Magog, die vom Ende der Welt kämen, um Alles von Grund aus zu vernichten; sie erzählten sich, wie diese Unmenschen gleich reißenden Thieren rohes Fleisch verschlängen und Blut tränken, ja wie sie sogar den Gefangenen das Herz aus dem Leibe rissen, weil sie dies für ein kräftiges Gesundheitsmittel hielten.

910.

Indessen richteten die Magyaren sich allgemach in ihren neuen Sitzen an der Donau ein, die sie innerhalb eines Jahrzehnts von den Karpathen bis zu den Grenzen des Ostfrankenreichs und Böhmens ausgedehnt hatten. Die Häuptlinge theilten sich in das Land, und jeder bemaß den Männern seiner Horde einzeln seinen besondern Antheil; vor Allem wurde das Oberhaupt des ganzen Volks reichlich bedacht, dem mehr als die Hälfte des Landes zwischen der Donau und Sau zufiel. Die alten Bewohner wurden als Zubehör des Landes behandelt und mit demselben vertheilt. So reich und fruchtbar der Boden ist, wurde der Ackerbau doch im Anfange nur spärlich betrieben, da das Volk, in allen friedlichen Künsten auf der niedrigsten Stufe der Cultur, meist noch von Jagd und Fischerei lebte. Sein ganzes Leben unterschied sich wenig von dem jeder anderen asiatischen Nomadenhorde. Die Kleidung bestand in Thierhäuten, im Sommer wohnte man unter Zelten, im Winter in elenden Rohrhütten oder Holzbuden — steinerne Gebäude waren noch viel später in Ungern

900—910. selten — das erste und wichtigste Bedürfniß waren weite, üppige Weideplätze, für alles Andere sorgte die reiche Beute der alljährlich wiederkehrenden Heereszüge.

Während die deutschen Länder, von einem Kinde regiert, fast wehrlos diesem Feinde ausgesetzt waren, litten sie zugleich kaum minder unter den endlosen Streitigkeiten der Großen im Lande, die ohne den Zügel eines starken Gebieters sich aus Herrschsucht, Habgier, Rachsucht von Fehden in Fehden stürzten. Die wildeste Zügellosigkeit herrschte aller Orten, kaum gab es ein anderes Recht, als das Faustrecht; unter den blutigen Fehden der eigenen Großen ging unter, was die einbrechenden Horden der Ungern verschonten.

Den damaligen Zustand des Reichs schildert der kluge Bischof Salomo von Konstanz, der selbst einer der vertrautesten Räthe König Ludwigs war, als den traurigsten von der Welt. „Alles hadert," sagt er, „Graf und Dienstmann, im Streit liegen die Gau- und „Markgenossen, in den Städten tobt der Aufruhr, das Gesetz wird mit „Füßen getreten, und die, welche Land und Volk schützen sollten, ge- „ben gerade das schlechteste Beispiel. Die Großen, deren Väter einst „die Empörungen niederkämpften, schüren jetzt selbst den Bürgerkrieg „an. Da das Volk so gespalten ist, wie läßt sich da der Bestand „des Reichs noch erhalten?" Salomon selbst giebt als Hauptgrund des elenden Zustandes die Jugend des Königs an. „Das Siechthum „des Kindes," sagt er, „das den Namen des Königs führt, hat uns „schon lange eines Herrschers beraubt. Seine Jugend ist unfähig die „Waffen zu führen und Recht und Gesetz zu handhaben. Sein „schwächlicher Körper und die zu tapferen Thaten spätreifende Kraft „machen ihn den Seinen verächtlich und ermuthigen die Feinde zu jeg- „lichem Wagniß. Wie sehr haben wir zu fürchten, daß die Worte „Salomos: „Wehe dir Land, deß König ein Kind ist!" (Pred. Sal. „10, 16) sich an uns erfüllen."

Es waren arge, böse Zeiten, in denen es dem geringeren, einzeln stehenden Manne fast unmöglich wurde, die Ehre seiner Person und seines Hauses zu retten. Damals ist die Freiheit des gemeinen Mannes in den deutschen Landen mehr gemindert und verkürzt worden, als vielleicht je zuvor. Wie wenige waren stark genug, mit eigener Faust ihr Erbe gegen äußere und innere Feinde zugleich zu vertheidigen, und wer das nicht vermochte, was blieb dem für ein anderer Ausweg, als sich in den Dienst eines mächtigen geistlichen oder weltlichen Herrn zu begeben? Und nicht die Gefahr vor dem Feinde allein, auch die bittere Noth minderte von Tag zu Tag die Zahl der

kleinen Grundbesitzer. Lange andauernder Miswachs war eine schwere 900—910. Plage fast aller deutschen Länder zu Arnulfs Zeiten gewesen. Kaum erholte man sich, da brachen die Ungern ein, und die inneren Fehden entbrannten. Wie sollte der gemeine Mann, wenn seine Saaten zertreten und seine Scheunen geleert wurden, sich und die Seinen erhalten, zumal da man ihn zum Schutz des Landes noch immer von Neuem zu den Waffen rief! Nur dadurch konnte er sich vor der äußersten Noth retten, daß er sein freies Grundstück einem mächtigen Manne, der ihn in der schlimmen Stunde der Gefahr zu schützen vermochte, übertrug und sich so gegen Zins Schutz und Sicherheit erkaufte. Wahrte der schutzbefohlene Mann dann auch wohl meist noch seine persönliche Freiheit, so hatte sie doch nicht mehr den alten Werth für ihn, da er die Mittel verlor, sie seinem Grundherrn gegenüber zu behaupten, und oft genug sank er aus der Zinspflichtigkeit nach und nach in die Schmach der Knechtschaft hinab. Er verlor die gleiche Stellung unter den Gaugenossen und wurde meist mit der Zeit vom Landrecht ganz ausgeschlossen und unter Hofrecht gebracht. Und Manche, die mit leeren Händen zu dem reichen Manne kamen, mußten sofort auch ihrer persönlichen Freiheit entsagen und sich, um nur das nackte Leben zu retten, in die Reihe der eigenen und hörigen Leute stellen. Es fing das Volk dergestalt an sich in zwei große getrennte Massen zu theilen, in den Stand der Bauern, der schon damals überwiegend aus zinspflichtigen und hörigen Leuten bestand, die aller höheren Freiheits- und Ehrenrechte entbehrten, ein armes, vielfach unterdrücktes und misachtetes Geschlecht, und in den gebietenden Kriegerstand, der trotzig und übermüthig alle Gewalt und alles Recht an sich riß.

Nur unabwendbare Noth konnte deutsche Männer, deren innerstes Leben in dem Genuß der ererbten Freiheit beruhte und die zu den Waffen geboren waren, in solche Abhängigkeit oder Knechtschaft treiben. Hochbeglückt pries sich daher, wer mit der persönlichen Freiheit noch die Waffenehre in dem Dienstverhältniß, das er eingehen mußte oder wollte, bewahren und unter den Vasallen des Reichs, der Kirche oder des hohen Adels seinen Platz finden konnte. Auch der Vasall gab zwar seine Person dem Dienste des Herrn hin und gelobte, indem er durch den Lehnseid sich als Mann desselben bekannte, mit Rath und That für das Wohl und die Macht seines Herrn zu wirken, aber der Mittelpunkt seines Lebens blieb doch der ehrenvolle Kriegs- und Waffendienst, und Niemand konnte ihn zu knechtischer Frohnarbeit zwingen. Er mußte zwar in manchen Fällen den Lehns-

900—910. herrn auch damals schon als seinen Richter anerkennen, aber seine Stellung in der Gaugemeinde blieb ihm daneben noch unverkürzt, und er stand hier seinem Lehnsherrn als seines Gleichen zur Seite. Ueberdies bot der Vasallendienst nicht einen kärglichen Lohn, sondern half dem tüchtigen Mann bald zu Reichthum und Ehre. Mit ausgedehnten Lehen wurden ausgezeichnete Waffenthaten vergolten, und glänzende Beute lohnte den tapferen Krieger. War auch das Lehn noch nicht erblich und also die Nachkommenschaft durch dasselbe nicht gesichert, so gewährte es doch dem Beliehenen selbst einen ehrenvollen Wohlstand. Man kann sich vorstellen, wie alle muthigen Männer, wenn sie sich bei den Drangsalen der Zeit an ein mächtigeres Haupt anschließen mußten, sich zu dem Vasallendienst drängten. Freiwillig und freudig sogar übertrugen viele freie Männer ihr Eigengut der Kirche oder einem Höheren, um es als Lehn zurück zu empfangen und so die Vortheile und Ehren des Vasallenstandes zu gewinnen.

Wie groß die Auszeichnung war, welche der Bewaffnete vor dem Wehrlosen genoß, zeigt sich auch darin, daß selbst unter den unfreien Dienstleuten des Adels und der Geistlichkeit die bewaffneten vor den unbewehrten bereits einen an Ansehen und Ehren hervorleuchtenden Stand bildeten, der bald erblich auf die Nachkommen überging. Alte Sitte war es, daß die geistlichen und weltlichen Herren sich aus ihren Knechten und hörigen Leuten einen Hofstaat bildeten, der in Kriegs- und Friedenszeiten ihr untrennbares Geleit ausmachte und den sie deshalb mit Pferden und Waffen ausrüsteten. Mit dieser wohlgeübten berittenen Mannschaft zogen sie in den Krieg aus und führten mit ihr ihre Fehden und Streitigkeiten. Während die Stellung der freien Vasallen zu ihrem Lehnsherrn schon früh mehr und mehr eine rechtliche und gegenseitig bedingte wurde, erhielt sich hier dagegen länger ein freies, persönliches Verhältniß, und man kann sagen, daß jenes unzertrennliche, innigst verschlungene Band von Huld und Treue, das in den ältesten Zeiten das Gefolge mit seinen Führern verband, später gerade auf das Verhältniß des Herrn zu den Ministerialen — so wurden diese unfreien Dienstleute genannt — sich vorzugsweise übertrug. Die Ministerialen wußten dieses engere und nähere Verhältniß zu ihrem Herrn trefflich zu nutzen, sie erhielten oft von der Gunst des Herrn die stattlichsten Lehen und stellten sich durch Reichthum, Einfluß und Waffenehre schon den Vasallen zur Seite, so sehr die unfreie Geburt sie von jenen auch zu trennen schien. Schon früh finden sich Beispiele, daß sich freie Männer selbst von edler Geburt als

Ministerialen geistlichen Herrn ergaben; so groß mußten die Vortheile sein, die sich in diesem Verhältnisse darboten. 900—910.

Wohin man also den Blick wendet, überall entwickeln sich neue Dienst- und Abhängigkeitsverhältnisse und wird die alte Volksfreiheit gemindert. In einzelnen Landschaften, wie in den hohen Alpen, in den friesischen Marschen und hier und da in Westfalen erhielt sich wohl noch ein tüchtiger Stamm von mittleren und kleinen freien Grundbesitzern, aber im Allgemeinen schwand die Zahl der freien Leute, die ihren eigenen Hof bauten und schützten, sehr zusammen, und bald war die Zahl derer nicht groß, die sagen konnten, nur von Gott im Himmel und dem Sonnenlicht trügen sie ihr Gut zu Lehn, die Meisten konnten nahe genug den Herrn finden, auf dessen Gebot sie entweder ihr Roß satteln oder den Gaul vor den Pflug spannen mußten. So ging die alte Freiheit der Deutschen in den Zeiten dieses schwächlichen Königskindes mehr und mehr in Dienstbarkeit über. Das Lehnswesen war schon seit einem Jahrhundert auch in den deutschen Ländern bekannt, aber erst damals fing es an die alte Gemeindeverfassung zu erschüttern, nachdem es in Westfranken bereits zu vollständiger Herrschaft gelangt war.

Wer aber anders gewann bei dieser großen Veränderung, welche nicht allein tief in die Besitzverhältnisse, sondern auch in die Heeres- und Gerichtsverfassung eingriff, als der Adel und die Kirche? Von Tag zu Tag mehrte sich auf den großen weltlichen und geistlichen Gütern die Zahl der Hintersassen und Knechte, von Tag zu Tag wuchs die Zahl der streitbaren Vasallen und Ministerialen an den Höfen der Bischöfe und Grafen, und in demselben Maaße steigerten sich der Trotz und die Hoffahrt dieser vornehmen Herren, die kleinen Königen gleich, durch keine höhere Gewalt gebunden, ihre Händel mit wilder Rauflust auskämpften.

Durch Waffengewalt und Kriegsruhm hatten die Karolinger die deutschen Stämme geeinigt, die Kirche war bemüht gewesen durch gleichen Glauben und das Gebot der Bruderliebe die sich widerstrebenden Volkselemente in dem Reiche zu verbinden, aber weder der Staatsgewalt noch der Kirche war auch nur von ferne geglückt, die Verschiedenheit der Stämme zu beseitigen. Noch lebten die Franken, Baiern, Alamannen, Sachsen, Friesen und Thüringer nach ihren besonderen Rechten, und durch die Reichstheilungen waren manche Stämme sogar auch politisch wieder zu selbstständiger Stellung gelangt, wenn auch nur als Theile des großen Frankenreichs. Die natürlichen Bande der Stammesverwandtschaft waren immer bei weitem

900—910. stärker geblieben, als die politischen des fränkischen Reichsregiments, und sobald diese sich lösten, verloren jene nicht nur nichts von ihrer Kraft, sondern gewannen vielmehr an neuer Festigkeit und Stärke. Indem das ostfränkische Reich dahinsank, standen Baiern und Schwaben, Sachsen und Thüringen, Friesland und Franken wieder als in sich geschlossene und selbstständige Länder da, neben denen sich Lothringen, obwohl die Bewohner dem fränkischen Stamme angehörten, doch schon als ein gesondertes Gebiet darstellte, da es seine Geschichte von den östlichen fränkischen Gegenden mehrfach getrennt hatte. Das Ganze zerfiel in die Theile, aus denen es einst gebildet war und in denen es eigentlich immer fortbestanden hatte.

Jedes dieser Länder bedurfte aber, herrenlos und ungeschützt wie sie waren, bei den unablässigen inneren und äußeren Kriegen eines Oberhaupts, das mit starker Hand die Feinde des Landes niederschlug und eine neue Ordnung hervorrief. Und wer konnte anders eine solche Stellung gewinnen oder behaupten, als der ohnehin durch Kriegsruhm, Reichthum und hohe Geburt der mächtigste Herr im Lande war? An ihn mußte der gemeine Mann sich anschließen, ihn der Adel als seinen Lehnsherrn erkennen, ihn mußte das Land sich zum Herzog setzen. Denn dieser altehrwürdige Name bot sich von selbst für den neuen Landesobersten dar; war der Name doch für eine ähnliche Stellung von den Baiern, Schwaben und Thüringern Jahrhunderte lang gebraucht worden und selbst unter der Frankenherrschaft niemals ganz in Vergessenheit gerathen. Indem die einzelnen Stämme vom Reiche, das sie nicht mehr zu schützen und zu einigen vermochte, sich löşten oder vielmehr gelöst wurden, traten also mit Nothwendigkeit auch die alten Stammesherzöge wieder hervor. Fragt man, welche Rechte diese erhielten und worin eigentlich das unterscheidende Merkmal ihrer besonderen Stellung bestand, so verkennt man die wahre Bedeutung derselben. Sie gewannen eben alle Regierungsgewalt, die bisher die Könige geübt hatten und bestanden nicht unter den Königen mit diesen oder jenen Rechten, sondern vielmehr neben und meist troß der gesetzlichen Autorität derselben mit einer freien, weder durch Gesetz noch durch Herkommen geregelten Gewalt, welche der Drang der Zeitumstände und die Bedürfnisse der Länder in ihre Hände gelegt hatten, und die, ob in gewisser Weise neu, doch sich mit uralten Erinnerungen der Völker verschlang. Daß bei einigen Stämmen diese neuen Herzöge durch Volkswahl erhoben wurden, wird ausdrücklich berichtet, bei andern scheint es einer förmlichen Wahl nicht einmal bedurft zu haben.

Auf sehr verschiedene Weise bildete sich die herzogliche Gewalt bei den einzelnen Stämmen, meist nicht ohne Schwierigkeiten und große innere Kämpfe. Denn einmal widerstrebte dem Herzogthum natürlich der letzte Rest von Kraft, der noch im Königthum wohnte. Dann waren die Bischöfe ihm auf alle Weise entgegen, die schon um der Einheit der Kirche willen an der Einheit des Reichs festhielten, und die überdies zersplittert und getrennt in eine gedrückte und abhängige Stellung von dem weltlichen Adel gerathen mußten, den sie an Macht und Einfluß bereits überholt zu haben wähnten. Endlich aber war unter den edlen Geschlechtern der einzelnen Länder selbst nicht immer eins in so unbestreitbarer Ueberlegenheit, daß die andern ihm willig den Vorrang einräumten. Ihre Kraft sog die neuerstehende Macht zum guten Theil aus dem niederen Volke, das in den Männern, die sich der vom Throne verlassenen Länder annahmen, Helden verehrte. Das Herzogthum war in seinem Entstehen durch und durch volksthümlich; daher haben fast alle deutschen Stämme den Kampf der Herzöge mit der königlichen Gewalt, wie er damals begann, in Liedern gefeiert, aus denen Sagen erwuchsen, die in abgebrochenen und oft undeutlichen Lauten noch bis zu uns hinüber klingen. Gegen die Könige und die Bischöfe ergreifen diese Sagen stets die Sache der Herzöge, und wie allgemein die Theilnahme an deren Schicksalen unter den tieferen Kreisen des Volks war, zeigt sich darin, daß selbst die niedere Geistlichkeit an die Sagen glaubte und offen gegen die Bischöfe in die Schranken trat. Unsere Kenntniß des großen inneren Kampfes, der lange Deutschland erfüllte, beruht mehr auf solchen sagenhaften Erzählungen, als auf streng geschichtlicher Ueberlieferung, die in dieser Zeit innerer Auflösung fast versiegt.

Zuerst und am furchtbarsten entbrannte der Kampf in Franken selbst. Hier hatte vor den Tagen Arnulfs sich ein gräfliches Geschlecht zu großem Glanze erhoben; von seiner Burg Babenberg, die nachher der Stadt Bamberg den Namen gegeben hat, wurde es das Babenbergische genannt. Seine Macht war begründet durch jenen Grafen Heinrich, der lange einer der tüchtigsten Heerführer gegen die Normannen, im Jahre 886 im Kampf vor Paris erlegen war. Heinrichs Söhne waren Adalbert, Heinrich und Adalhard, alle reich begütert in den fränkischen Gegenden am Main, und der älteste überdies mit der fränkischen Markgrafschaft gegen die Böhmen und mit mehreren Grafschaften betraut; ihr Oheim Poppo bekleidete die thüringische Markgrafschaft gegen die Sorben und galt für einen der ersten Männer des Reichs. Bis auf die Tage Arnulfs waren die

900—910. Babenberger ohne Widerstreit die angesehenste Familie in Franken, Kaiser Arnulf aber erhob geflissentlich gegen dieselben ein ihm verwandtes Geschlecht, dessen Erbgüter und Lehen auf beiden Seiten des Rheins und in Hessen lagen; es war das Geschlecht der Konradiner. Diesem Hause entstammten vier Brüder, Konrad, das Haupt desselben, war Graf im Hessengau und Oberlahngau, Gebhard, Pfalzgraf zugleich, hatte Grafschaften in der Wetterau und im obern Rheingau, Eberhard war Graf im Niederlahngau, der letzte Bruder Rudolf wurde dem geistlichen Stande bestimmt. Als nun im Jahre 892 in einem unglücklichen Kampfe gegen die Sorben der Bischof Arnt von Würzburg erschlagen wurde, maß Arnulf dem Markgrafen Poppo die Schuld des Unglücks bei und entsetzte ihn seines Amts, das auf Konrad überging, von ihm aber bald an jenen Burchard abgetreten wurde, der später im Kampf gegen die Ungern sein Leben verlor. Das Bisthum Würzburg wurde Konrads Bruder Rudolf übertragen und so dessen Familie auch in den östlichen Gegenden Frankens einheimisch gemacht, wo bisher die Babenberger ohne Nebenbuhler geherrscht hatten. Seitdem war Feindschaft aller Orten zwischen den Babenbergern und Konradinern, die heimlich unter der Asche glimmte, so lange Arnulf noch lebte, in hellen Flammen aber ausbrach, als das Kind auf den Thron erhoben wurde.

Ludwig war ein willenloses Werkzeug in den Händen seines geistlichen Vaters, des Erzbischofs Hatto von Mainz, eines Schwaben von Geburt, den Kaiser Arnulf im Jahre 891 vom Abt zu Reichenau zum ersten Bischof des Reichs befördert hatte. Durch Klugheit, Gewandtheit und entschlossenen Sinn hatte Hatto bald sich die volle Gunst des Kaisers gewonnen, der ihn sein Herz und seine Seele zu nennen pflegte, gingen doch beider Absichten auf dasselbe Ziel hin, den Uebermuth und die Hoffahrt des deutschen Adels zu brechen. Unter Arnulfs Sohn lagen dann alle Geschäfte des Reichs in Hattos Händen, der in den vertrautesten Verhältnissen mit den Konradinischen Brüdern lebte, die nur seinen Zwecken zu dienen schienen. Die Babenberger Grafen sahen sich daher mehr und mehr zurückgedrängt und schritten von Schmähreden und Drohungen endlich zu Thaten. Von beiden Seiten rüstete man sich im Jahre 902 zum Kampfe. Adalbert brach mit seinen Brüdern, von allen seinen Vasallen und Dienstleuten begleitet, aus dem Babenberg auf. Sie fanden die Konradiner zum Kampfe gerüstet, und gleich beim ersten Zusammenstoß wurden von Adalberts Brüdern Heinrich getödtet und Adalhard zum Gefangenen gemacht. Von den Konradinern war dagegen Eberhard, von Wunden

bedeckt, besinnungslos auf dem Kampfplatze geblieben; hier hatten ihn die Seinigen gefunden und nach Hause gebracht, wo er wenige Tage nachher an seinen Wunden starb. Um den Bruder zu rächen, ließ Gebhard den gefangenen Adalhard alsbald enthaupten. Aus dem Landfriedensbruch wurde nun die unversöhnlichste und ergrimmteste Blutfehde. Alsbald vertrieb Adalbert den Bischof Rudolf aus Würzburg, verheerte das Bisthum, nöthigte Eberhards Söhne aus ihren Gütern und Lehen diesseits des Speßhart zu weichen und machte sich zum Herrn aller östlichen Gegenden Frankens. Der König ließ darauf Fürstenrecht über Adalbert halten; durch Urtheil der Franken, Alamannen, Baiern, Thüringer und Sachsen wurde der Babenberger des Landfriedensbruchs schuldig befunden und alle Güter des Geschlechts eingezogen. Der König selbst rückte mit einem Heere vor Adalberts Burg Theres unweit Babenberg, aber den verwegenen Mann zu überwinden war unmöglich. Stolz auf seinen Adel, seinen Reichthum und die Zahl seiner Vasallen und Dienstleute behauptete sich Adalbert in der gewonnenen Macht, ohne des königlichen Ansehens ferner zu achten. Immer weiter dehnte er seine Gewaltherrschaft aus, und rüstete sich im Jahre 906 die Konradiner auch aus Hessen zu vertreiben. Bei Fritzlar stieß er mit Konrad zusammen, der in drei Heereshaufen seine Krieger aufstellte, von denen zwei gleich beim ersten Angriff den Rücken wandten. Umsonst mahnte sie der beherzte Führer, daß sie für ihren Heerd, ihre Weiber und Kinder stritten; Nichts hielt sie zurück, und als er selbst mit dem dritten Haufen kühn auf den Feind losging, sank er alsbald, aus vielen Wunden blutend, entseelt zur Erde. Ganz Hessen durchzog Adalbert siegestrunken und verwüstete das Land auf das furchtbarste; mit reicher Beute beladen, kehrte er endlich nach seiner Burg zurück. Bald darauf wurde er durch des Königs Gebot nach Tribur im Rheingau beschieden, daß er hier vor den Fürsten des Reichs sich rechtfertige und der blutige Streit endlich ein Ziel gewinne. Da Adalbert der Ladung nicht achtete, wurde er von einem starken Heere, das der König selbst begleitete, abermals in Theres umlagert. Er schien seinen Gegnern nicht mehr entrinnen zu können, und als Egino, einer seiner entschiedensten Anhänger, zum Könige überging, sank ihm selbst der Muth. Er ließ die Thore der Burg öffnen; mit geringer Begleitung ging er dem Könige entgegen und unterwarf sich. Aber seine Feinde ließen ihn in sicheren Gewahrsam bringen, Gericht über ihn halten, ihn mit gebundenen Händen vor das Heer führen und vor seiner Burg enthaupten. Man gab ihm Schuld, er habe sich nur zum Schein gedemüthigt und sei

900–910.

900—910. bereits mit neuen unheilvollen Plänen zum Verderben des Reichs umgegangen.

Man feierte in Liedern das unglückliche Ende des tapferen Mannes, der nach dem Volksglauben nur durch Hattos Ränke den Untergang gefunden hatte. Durch das eidliche Versprechen der Straflosigkeit — so hieß es in diesen Liedern — habe der Bischof Adalbert vermocht, sich dem Könige zu ergeben, und noch in den letzten Worten des Sterbenden sei jenem der Meineid vorgeworfen worden, aber listig habe er sich zu rechtfertigen gesucht.

Von den konradinischen Brüdern überlebte Keiner lange den Fall ihres Gegners. Bischof Rudolf fiel schon im Jahre 908 im Kampfe gegen die Ungern und zwei Jahre später sein Bruder Gebhard, wie schon erwähnt ist, durch dieselben Feinde. Aber doch kam der Fall der Babenberger zumeist diesem Geschlecht zu gut. Konrads Söhne, Konrad und Eberhard, vereinten bald alle Macht in den fränkischen Gegenden in Hessen, am Rhein und am Main in ihren Händen, und durch die Gunst des Königs und der Geistlichkeit gelangten sie zu demselben Ziele, dem die Babenberger durch Auflehnung zugestrebt hatten. Konrad selbst bezeichnete später die Gewalt, die er damals übte, als eine herzogliche, wenn er sich demungeachtet bei Ludwigs Lebzeiten nur Graf nannte, so war ihm das durch seine Stellung gegen den König und Hatto geboten.

Auch in Lothringen strebten die Konradiner nach einer gleichen Gewalt, aber mit minder glücklichem Erfolge; nicht durch sie, sondern im Gegensatz gegen sie kam die herzogliche Macht hier zur Entfaltung. Als Zwentibold, Kaiser Arnulfs Sohn, das Land getrennt von Ostfranken verwaltet hatte, erwählte er einen vornehmen Mann, dessen Geschlecht im Hennegau und in den Gegenden an der untern Maas angesessen war, — Reginar war sein Name — zu seinem vertrautesten Rathgeber. Bald aber wurde er dieses Mannes überdrüssig, gerieth in Zorn gegen ihn, beraubte ihn aller seiner Erbgüter und Lehen und verwies ihn des Landes. Reginar fügte sich dem Spruche nicht, sondern in Durfos, jetzt Doveren, einem Orte am Ausfluß der Maas, setzte er sich fest und behauptete sich gegen das Heer des Königs, das überall in dem sumpfigen, vom Wasser durchschnittenen Lande Hindernisse fand. Zu ihm strömte der von Zwentibold mishandelte Adel, und schon damals führte Reginar den Westfranken Karl in das Land, der sich aber dort nicht zu behaupten vermochte. Freunde Reginars waren es, die dann Zwentibold tödteten und das Land dem Ostfrankenreiche unterwarfen. Aber sie fanden bei den Räthen König Ludwigs

wenig Dank; statt ihre Macht zu heben, versuchten diese vielmehr auf alle Weise das konradinische Geschlecht auch in Lothringen zur Macht zu bringen. Deshalb schlossen sich jene Freunde Reginars an den Babenberger, als er sich gegen die Konradiner erhob, auf das Engste an, und während der ältere Konrad bei Fritzlar kämpfte und fiel, mußte der junge Konrad die Sache seines Hauses in Lothringen verfechten. Der Sturz der Babenberger hob auch in Lothringen das Glück der Konradiner, ihre Feinde wurden geächtet, und ihre Macht schien sich dauernd auch jenseits des Reichs zu befestigen. Da aber traten ihre Gegner — Reginar selbst, der wieder seine vorige Stellung gewonnen hatte, an ihrer Spitze — abermals gewaltig auf; im Jahre 911 war das ganze Land in ihrer Gewalt, und sie konnten es dem Westfranken Karl abermals überliefern. Reginar war der erste Herzog der Lothringer.

900—910.

In Schwaben entwickelte sich die herzogliche Gewalt fast in gleicher Weise, wie in Franken. Das Land hatte Jahrhunderte lang schon als Herzogthum bestanden und war dann unmittelbar unter das Reich gekommen, das seine Rechte hier erst durch Sendboten, dann durch stehende Beamte, die Kammerboten, wahrnehmen ließ. Kammerboten waren zu Ludwigs Zeiten die Brüder Erchanger und Berchthold. Neben ihnen und nicht immer im besten Vernehmen mit ihnen stand der kluge und stolze Bischof Salomo von Konstanz, der vertrauteste Freund des Erzbischofs Hatto. Trotz der bestehenden Gewalten und ungeachtet des häufigen Aufenthalts des Königs im Lande, suchte aber hier ein muthiger Mann in gleicher Weise, wie die Babenberger in Franken, die höchste Gewalt an sich zu reißen. Es war der Markgraf Burchard aus dem Geschlecht der Grafen des Thurgaus, dessen Mark gegen Italien in den höchsten Theilen der Alpen lag. Er nannte sich „Fürst der Alamannen“ und verlangte von Allen als Herzog des Lands erkannt zu werden. Aber vielfacher Widerstand begegnete ihm, vor Allem von Salomo und den Kammerboten, und auf einem Landtage, den er im Jahre 911 hielt, wurde er unter wildem Getümmel erschlagen. „Ungerechter Weise“ sagte das Volk. Mit grausamer Erbitterung verfolgten Burchards Feinde sofort seine ganze Familie. Seiner Wittwe wurde ihre Habe genommen, seine Söhne Burchard und Udalrich aus dem Lande vertrieben und ihre Eigengüter und Lehne als gute Beute vertheilt. Selbst des jüngeren Burchard Schwiegermutter Gisela betrog man um das Ihrige, indem man sie durch falsche Zeugnisse der Theilnahme am Hochverrath zu

900–910. überführen suchte. Graf Adalbert, des älteren Burchard Bruder, wurde, obwohl er als der gerechteste Mann gerühmt wird, auf Anstiften des Bischofs Salomo ermordet. Nicht anders, als bei den Babenbergischen Grafen, suchte man dieses ganze Geschlecht zu vernichten. In die letzten Tage König Ludwigs fielen diese Ereignisse, und gleich darauf bemächtigte sich Erchanger der höchsten Gewalt, wenn er gleich erst später den herzoglichen Namen annahm. Erchanger stieg durch Burchards Fall, wie die Konradiner durch den Untergang der Babenberger.

Wie in Schwaben die herzogliche Gewalt früherer Zeiten eigentlich nur erneuert wurde, so auch in Baiern, wo sie von den Anfängen der Stammesgeschichte an eine nationale Geltung gehabt hatte. Und einfach und ungestört trat die Herstellung ein. Schon Markgraf Liutpold hatte hier eine Stellung gewonnen, zu der sich kein Anderer aufschwingen konnte; die gesammten östlichen Marken Baierns standen unter ihm, und er führte von ihnen bereits den herzoglichen Namen. Er allein hatte dann das Land gegen die Ungern vertheidigt, und jene unglückliche Schlacht, in der er das Leben einbüßte, hatte seinen Nachruhm eher erhöht als geschwächt. Arnulf, des Vaters würdiger Sohn, trat unbestritten in die Stellung desselben ein und ererbte mit dessen Gütern, Lehen und Würden auch den Glanz und Ruhm seines Namens. Wer anders, als er, konnte der Führer des Volks und der Schützer des vom Könige aufgegebenen Landes sein! Arnulf nannte sich daher Herzog der Baiern, wie er es im vollen Sinne des Wortes war. Ob er durch eine besondere Wahlhandlung vom Volke erhoben war, wissen wir nicht, und es bedurfte einer solchen auch kaum.

In ähnlicher Weise, nur noch ruhiger und unvermerkter, entfaltete sich das Ansehen der Liudolfinger in Sachsen zu herzoglicher Gewalt. Dies Geschlecht, zu den altsächsischen Edlingen gehörig, hatte schon in den Tagen Karls des Großen eine hervorragende Stellung gewonnen und Ekbert, das Haupt desselben, sich als einer der ersten unter den Sachsen dem großen Kaiser angeschlossen. Die Stammgüter des Geschlechts lagen in Westfalen und Engern, von der Ruhr und Lippe bis zur Weser hin, und ihr Bestand wurde erheblich vergrößert durch die Mitgift der Ida, einer nahen Verwandten des Kaisers, die sich an Ekbert vermählte. Idas Brüder Adalhard und Wala nahmen sich mit großem Eifer der Bekehrung der Sachsen an und gründeten das Kloster Korvei an der Weser, dessen erster Abt Warin, Ekberts Bruder, war und dessen Schirmvogtei dann immer dem Geschlechte Ekberts verblieb. Ekbert selbst übertrug Karl der Große nicht allein die Füh-

rung des Heerbanns in den westlichen Theilen des Landes, sondern 900—910.
auch die Vertheidigung der Nordgrenze des Reichs, wo Ekbert damals die Esseveldoburg gegen die Dänen anlegte. Ein jüngerer Bruder Ekberts, Kobbo, galt viel bei Ludwig dem Deutschen und scheint dazu beigetragen zu haben, das Land diesem Fürsten zu erhalten. Ekberts Sohn Liudolf stieg zu noch höherem Reichthum und größerer Macht, als der Vater. Unter ihm erstreckten sich die Besitzungen des Hauses schon weit nach den östlichen Theilen Sachsens bis zur Elbe und zum Harze hin; auch in Hessen war Liudolf angesessen, und sein Geschlecht stand in solchem Ansehen, daß sich König Ludwig der Sachse mit einer seiner Töchter vermählte. Liudolfs Stellung in Sachsen war bereits so hervorleuchtend, daß man sie später der herzoglichen vergleichen konnte. Hatte dieses Geschlecht die Anfänge des Christenthums und höherer Bildung im Lande schon vordem auf alle Weise gepflegt, so war vor Allem Liudolf darauf bedacht, das Ansehn der Kirche zu heben. Als er mit seiner Gemahlin Oda *) nach Rom pilgerte, brachte er von dort die Gebeine der Märtyrer Anastasius und Innocentius zurück, die er zuerst in dem Kloster Brunshausen, das er nach schwachen Anfängen fast neu begründete, dann in dem von ihm gestifteten Nonnenkloster Gandersheim aufbewahren ließ, wo seine Tochter Hathumod zur ersten Aebtissin geweiht wurde, der später zwei ihrer Schwestern in derselben Stellung folgten. Gandersheim war seitdem die bevorzugte Stiftung der Familie und blieb unter der Schirmvogtei derselben. Liudolf, der theils auf dem westfälischen Schloß Kappenberg, theils zu Ludolfshausen unweit Korvei, dem jetzigen Dankelsheim, seinen Sitz gehabt haben soll, starb in der Blüthe der Macht. Seine großen Besitzungen, Reichslehen und Würden gingen auf seine Söhne Brun und Otto über. Brun, der ältere, der als Begründer von Braunschweig angesehen wird, tritt zuerst hervor. Er führte bei dem schreckbaren Einfall der Normannen in das Sachsenland im Jahre 880 den Heerbann Sachsens gegen die Feinde, fiel aber in jener unglücklichen Schlacht, welche das Land im Norden der Elbe den Feinden preisgab. Mit ihm bedeckten das Schlachtfeld die Bischöfe von Minden und Hildesheim, zwölf Grafen, achtzehn hohe Reichsvasallen und eine große Zahl anderer Krieger; Unzählige wur-

*) Oda starb in sehr hohem Alter im Jahre 913; sie hatte ihr Leben auf 107 Jahre gebracht. Sie war ein Kind zu den Zeiten Karls des Großen und erlebte noch die Geburt ihres Enkels Otto, der Karls Herrschaft und Kaiserthum übernahm.

900–910. den von den Siegern in die Gefangenschaft geschleppt. Zu derselben Zeit erhoben sich auch die Slawen und Wenden und überflutheten die Grenzen von Sachsen und Thüringen. In dieser Noth nahm sich Otto, dem nun alle Gewalt des Hauses zugefallen war, des Landes an und schützte das Volk. Noch einmal führte Kaiser Arnulf im Jahre 889 ein Heer gegen die Abodriten, aber der Zug mislang; seitdem thaten die Könige nichts mehr für das bedrängte Sachsenland, die ganze Sorge für dasselbe war Otto überlassen. Er hielt die Streitkräfte zusammen, wahrte die Ruhe im Innern, drängte nach und nach die Feinde zurück und vertheidigte die Grenzen. Als die Dalemincier das Land beunruhigten, führte er ein Heer gegen sie und überließ endlich, weil der Kampf sich in die Länge zog, die Führung des Heers seinem kraftvollen und umsichtigen Sohne Heinrich, der die Feinde bald zu Paaren trieb. Aber die Dalemincier suchten Hülfe bei den Ungern und fanden sie. Im Jahre 906 ergossen sich die ersten Schwärme der Ungern über Sachsen, und schon im Jahre 908 erschienen sie wieder und hausten aller Orten mit der wildesten Grausamkeit. Das Land litt gewaltig, und wenn es nicht in so tiefen Verfall gerieth, als Baiern, so dankte es dies nur Otto und seinem Sohne Heinrich, die auch in den schlimmsten Tagen den Muth nicht sinken ließen. Als Burchard, der die thüringische Mark gegen die Sorben zu schützen hatte, im Kampfe mit den Ungern seinen Tod gefunden hatte, fiel auch in Thüringen die höchste Gewalt Otto zu. Von Niemandem konnte das schutzlose Land eher Hülfe und Rettung erwarten, als von ihm, dessen Besitzungen sich ohnehin damals schon weit an der Unstrut ausdehnten, und der in der goldenen Aue und am Kyffhäuser seine besten Burgen hatte. Seitdem verschwindet die Macht der Sorben, und ihr Land wird zur thüringischen Mark. Etwa zu derselben Zeit wurden auch die Wenden aus der jetzigen Altmark über die Elbe wieder zurückgedrängt, und die überelbischen Sachsen nahmen die Sitze wieder ein, aus denen sie von den Dänen verdrängt waren. Ueberall wurde Otto der Schutz Sachsens gegen die äußeren Feinde. Dem Babenbergischen Hause nahe verwandt — seine Tochter Baba hatte Otto einem dieses Geschlechts vermählt — wie dem Konradinischen verschwägert, mischte er sich doch in die blutigen Fehden, die Franken erfüllten, auf keine Weise; nie trat er dem Königshause entgegen, dem er überdies durch seine Gemahlin Hedwig, eine Enkelin Kaiser Ludwigs des Frommen, verbunden war. Seine Sorgen waren nur auf das Sachsenland gerichtet, aber hier herrschte er milde und gerecht, mit so freier und voller Gewalt, daß man der Königs-

herrschaft fast vergaß, und mit solchem Ruhme, daß ihm die Nachwelt den Beinamen des Erlauchten gab. Wer hätte sich hier neben ihm, wenn das ostfränkische Reich zerfiel, behaupten können, oder wer hätte dem ergrauten Fürsten die in ehrenvollen Anstrengungen erworbene Macht entreißen mögen? Nirgends im Reiche gab es eine so fest mit der ganzen Geschichte des Landes verwachsene und den wahren Bedürfnissen des Volks so entsprechende Gewalt, als die seine. Welchen Namen er nun auch selbst sich beilegen mochte, ob er sich Graf oder Markgraf nannte, er war in der That und Wahrheit der Herzog der Sachsen und Thüringer. 900–910.

So ging allmählich überall die königliche Gewalt auf die Herzöge über, und das Reich löste sich in die Herzogthümer Baiern und Schwaben, Franken, Lothringen und Sachsen auf. Als daher Ludwig im Sommer 911 ruhmlos starb, wie er ruhmlos gelebt hatte, — nicht einmal Tag und Ort ist vermerkt worden, wo der letzte karolingische König in unseren Gegenden schied — meinten Viele, sie bedürften keines Königs weiter, unter ihren Herzögen würden sich die einzelnen Stämme besser beschirmen, als dies Königsmacht bisher vermocht hätte, mit dem glänzenden Ruhm der kühnen Franken sei es vorüber, und ein ohnmächtigeres Geschlecht habe nie das Scepter geführt, als diese letzten Nachkommen Karls des Großen. Das ostfränkische Reich, in dem die deutschen Stämme zum ersten Male, von den Romanen gesondert, in staatlicher Vereinigung bestanden hatten, ging zu Ende, und die Einheit des Reichs schien mit ihm sich für immer zu lösen.

Vier Reiche, das der Franken und Sachsen, der Baiern und Schwaben, bildeten sich gleichsam aus dem Reiche der Ostfranken, und ob sie bald genug sich wieder in dem deutschen Reiche vereinten, blieb doch das Andenken an ihre gesonderte Stellung bis in entfernte Zeiten.

2.

Misglückte Versuche König Konrads I. ein einiges Reich zu begründen.

Als Ludwig das Kind ohne Erben gestorben war, fühlten die Deutschen, daß das letzte Band gelöst sei, das sie an die karolingi- 911.

911. sche Monarchie gefesselt hatte. Diesseits des Rheins scheint es Keinem unter den deutschen Großen in den Sinn gekommen zu sein, das Erbrecht des Karolingers, der in Westfranken herrschte und sich auch Lothringen eben damals unterwarf, anzuerkennen und ihm die getrennten Ostländer des Reichs wieder zu überliefern.

Große Gefahr war dagegen im ersten Augenblick vorhanden, daß sich die deutschen Stämme, die in dem ostfränkischen Reiche vereint gewesen waren, völlig wieder von einander trennen und lösen würden. Aber obwohl dieses Reich nur eine kurze Dauer gehabt und unter den unglücklichsten Verhältnissen bestanden hatte, hatte es doch die deutschen Stämme mehr genähert, als man hätte glauben sollen. Die gemeinsamen staatlichen und noch mehr die kirchlichen Ordnungen hatten enger verbunden, was sich sonst so spröde abgeschlossen hatte, und es regte sich bereits ein dunkles Gefühl, daß man, wie man in Sprache und Sitte verwandt sei, so auch in den Kämpfen des Lebens zu einander gehöre und einander bedürfe, daß es gemeinsame Güter gebe, die man vereint zu hegen und zu vertheidigen habe. Nicht äußerer Zwang, nur jene ersten Regungen eines deutschen Volksbewußtseins haben in der That bei Ludwigs Tode das Reich zusammengehalten.

Wunderbar, daß in dem Augenblicke, wo sich die einzelnen deutschen Stämme aus der karolingischen Monarchie lösten, das Bedürfniß nach politischer Einigung unter ihnen selbst zum ersten Male deutlich hervortritt, und wunderbarer noch, daß sich gerade unter den Franken und Sachsen bei ihrer alten tödtlichen Stammesfeindschaft, die keineswegs erstorben war, das Bewußtsein gemeinsamer Nationalität am Regsten kundgab. Sie vornehmlich, die norddeutschen Stämme, waren es, welche die Einheit des Reichs erhielten. „Wie Brüder, wie ein Volk „standen sie jetzt zusammen," — sagt Widukind, der wackere Mönch von Korvei, der die Geschichten dieser Zeit beschrieben hat — „das „hatte Alles der große Karl durch den christlichen Glauben bewirkt."

Wollten die deutschen Stämme aber in Einem Reiche vereint bleiben, so blieb ihnen, da der Stamm Karls des Großen in den östlichen Gegenden ausgestorben war, kein anderer Ausweg, als aus freier Wahl einen ihrer machtvollen Fürsten auf den Thron zu erheben. Zu solcher Wahl versammelten sich in den ersten Tagen des November im Jahre 911 die deutschen Großen und Bischöfe an der gewohnten Stelle zu Forchheim. Aus allen deutschen Stämmen mit Ausnahme der Lothringer waren Wähler erschienen, aber am Zahlreichsten die Großen der Franken und Sachsen, wie sie ja den Gedanken die Ein-

heit des Reichs zu erhalten am Lebendigsten erfaßt hatten. Die 911.
Blicke der Wähler mußten sich deshalb auch sofort auf die Führer
dieser beiden Stämme richten: auf Herzog Otto und Herzog Konrad.

Beide leuchteten an Macht und Ansehen allen deutschen Fürsten voran, und wie sie nie bisher in Zwietracht gestanden, sondern sich sogar durch verwandtschaftliche Bande geeint hatten, war bei aller ihrer Macht doch zu hoffen, daß Einer sich willig dem Andern fügen würde; beide hatten überdies der königlichen Gewalt nicht nur nicht widerstrebt, sondern sie vielmehr allein noch erhalten; beide hatten sich zugleich vielfach der Geistlichkeit geneigt erwiesen; beide standen endlich mit dem ausgestorbenen Königsgeschlecht in entfernter Verwandtschaft: dies Alles mußte sie auf gleiche Weise den Wählern empfehlen.

Auf Herzog Otto wandten sich zuerst die Stimmen der Wähler. Willig beugten die stolzen Franken, bei denen von Anbeginn an das Königthum gewesen war, ihr Haupt dem Sachsen. Und wären Erfahrung und Weisheit die einzigen Tugenden auf dem Throne, so war kein deutscher Mann würdiger, als Otto, die Krone zu tragen, auch war wohl Niemand unter den Fürsten, der an Reichthum und Gewaltfülle sich mit ihm messen konnte. Aber was Otto auch hatte und besaß, Eines, fühlte er selbst, fehlte ihm, um die schwere Last der Krone auf sich zu nehmen, die Kraft der Jugend. Sein Haupt neigte sich der Erde zu; der Mann, der die deutschen Länder aus so vielen inneren und äußeren Gefahren retten sollte, mußte hoch sein Haupt über die Schaar der anderen Menschen erheben. Es wäre eine traurige Wahl gewesen, wenn man sich nach dem Kinde einen Greis zum König gesetzt hätte. Auf den ersten Mann unter den Franken, auf Herzog Konrad, der in jugendlicher Kraft blühte, richtete daher Otto selbst die Stimmen der Fürsten. Gehörte doch Konrad überdies dem Stamme an, der bis dahin in der Herrschaft gestanden hatte, und Herkommen und Sitte waren zu jenen Zeiten gewaltige Mächte. Als der greise Otto sich mit seinen Sachsen dem jungen fränkischen Fürsten zu unterwerfen bereit war, da wählten einhellig Alle Konrad, und die Herrschaft blieb dem fränkischen Stamme. Aber nicht deshalb allein, weil Konrad ein Franke war, und noch weniger wegen seiner Verwandtschaft mit dem karolingischen Hause wurde er zum Könige gewählt — obwohl dies Alles nicht ohne Einfluß war —, sondern weil er vor Allen der Mann schien, das ostfränkische Reich zu retten; er war ein Wahlkönig der deutschen Großen im strengsten Sinne des Worts. Konrad wurde gesalbt und gekrönt nach alter Sitte der Franken.

911. Ob Konrad gegen die Fürsten, die ihn erhoben, bestimmte Verpflichtungen eingehen mußte, wissen wir nicht, aber das liegt auf der Hand, daß jeder von ihnen glaubte, von ihm in seinem Besitzstand geschützt zu werden, mochte derselbe nun nach strengem Recht gewonnen sein oder nicht. Denn nicht deshalb konnten die Herzöge, Grafen und großen Reichsvasallen sich einen König gesetzt haben, um sich in dem Genuß bereits erworbener Rechte und Freiheiten beschränken und verkürzen zu lassen. Wer hätte es nicht fühlen sollen, daß einem Wahlkönige weniger zustehe, als einem Herrscher, der sich auf Erbrecht stützt? Und waren doch im Westfrankenreiche bereits die Lehen im erblichen Besitz der Großen, obschon König Karl seine Krone von den Vätern überkommen hatte. Die Kraft der Völker des Reichs gegen äußere Feinde zu sammeln und die spärlichen Reste königlicher Macht, die sich noch erhalten hatten, zu wahren: das schien daher den deutschen weltlichen Fürsten die einzige Aufgabe König Konrads zu sein. Die geistlichen Herren, vor Allem Erzbischof Hatto von Mainz und Bischof Salomon von Konstanz, erwarteten freilich ganz Anderes. Dieser kräftige, jugendliche Fürst, hofften sie, würde die Kirche mit mächtiger Hand schützen, sie gegen die vielfachen Bedrängungen und Gewaltthaten des Adels vertheidigen, der Herrschaft der kleinen Tyrannen ein Ende machen und mit der Einheit des Reichs zugleich den kirchlichen Zusammenhang zwischen den deutschen Ländern befestigen.

Nicht mit Unrecht schien man große Hoffnungen von dem neuen König zu hegen. Konrad war ein tapferer, mannhafter Fürst, reich an ritterlichen Tugenden, glänzend und stattlich trat er auf nach der Art der Franken, überdies war er freigebig und gütig, leutselig und von heiterer Laune, wie sein ganzes Geschlecht. Als er bald nach seiner Thronbesteigung nach dem Kloster St. Gallen kam, setzte er sich an die Tafel der Mönche und aß nur von den Speisen, die den Brüdern aufgetragen wurden. „Möget ihr wollen oder nicht," sagte er nicht ohne schalkhafte Laune, „heute müßt ihr einmal mit mir theilen." Man bedauerte, daß er nicht andern Tags gekommen sei, wo es frisches Brod und gute Bohnen gebe. „Was thut's," erwiderte er, „Gott erbarmt sich eurer bei altem Brod, wie bei frischem." Die kleinen Klosterschüler, die bei der Tafel vorgelesen hatten, ließ er zu sich kommen, hob sie zu sich in die Höhe und steckte jedem ein Goldstück in den Mund. Darüber schrie ein kleiner Knabe und spuckte das Goldstück aus. Der König lächelte und sprach: „Das wird einst ein „braver Mönch werden!" Als die Kinder in der Kirche einen Umzug halten sollten, ließ er schöne Aepfel auf dem Gange ausstreuen, und

als nach den lockenden Früchten auch nicht die Kleinsten einmal die Hände ausstreckten, lobte er höchlich ihre gute Zucht und Ordnung. Zum Lohn bekamen die Kinder drei freie Spieltage, die in der Klosterschule von St. Gallen viele Jahrhunderte hindurch das Andenken des freundlichen Königs Konrad bewahrt haben. 911

In den ersten Zeiten genoß der König allgemeine Anerkennung, und mit Freuden sah man ihn alsbald seine Waffen nach Lothringen wenden. Geschah es auch im Interesse seines Geschlechts, das in diesem Lande große Lehen besessen und seit dem Abfall desselben verloren hatte, so war es doch nicht minder für die Zukunft und Ehre der neuen Herrschaft von größter Wichtigkeit, daß ein Land, das so lange zu Ostfranken gehört hatte, nicht dem Westreiche verblieb. König Karl, stolz auf die Erwerbung des Landes, von dem er eine neue Aera seiner Regierung begann, war selbst nach Lothringen gezogen und hatte von seiner neuen Provinz Besitz ergriffen. Zwei Feldzüge unternahm Konrad gegen ihn, aber nur mit geringem Erfolge. Nur der von Alamannen bewohnte reiche Elsaß wurde noch behauptet, sonst erhielt sich Karl in dem Besitz der überrheinischen Gegenden. 912.

Es war ein schweres Misgeschick für die neubegründete Herrschaft, daß gleich die ersten Waffenthaten das Glück so wenig begünstigte; aber noch verhängnißvoller war für Konrad der Tod des Mannes, dem er vor Allem die Krone verdankte. Herzog Otto starb am **30. November 912**, und über seinem Grabe lohten alsbald die Gluthen der inneren Kriege auf, die Konrad nicht mehr zu dämpfen vermochte.

Ottos Erfahrung hatte Konrads jugendlichen Ungestüm gemäßigt und der überwiegende Einfluß des alten Sachsenherzogs auf die Angelegenheiten des Reichs viel dazu beigetragen, die deutschen Fürsten für Konrad zu gewinnen. Nach Ottos Tode aber hatte die hohe Geistlichkeit allein über das Ohr und das Herz des Königs zu gebieten. Die Bischöfe des Reichs, wie Hatto und Heriger von Mainz, Salomo von Konstanz, Piligrim von Passau waren am Hofe stets gern gesehen, sie galten allein dort Etwas und konnten Alles erreichen. Ihren Haß gegen die gewachsene Macht des Adels und besonders gegen die aufstrebenden Herzöge flößten sie dem Könige ein und erfüllten dessen Seele mit dem Gedanken, daß es vor Allem darauf ankäme, die Monarchie Karls des Großen in ihren alten Formen herzustellen und der Tyrannei des hohen Adels ein Ende zu machen. Nur allzubereit ging Konrad auf ihre Klagen und ihre Pläne ein, und der Kampf gegen die Herzoge wurde ihm fortan zur Aufgabe seines Lebens.

912. Gleich nach Herzog Ottos Tode wurde es klar, wohin die Absichten des Königs gingen. Heinrich, Ottos Sohn, damals in den Jahren frischester Manneskraft, hatte sofort die Erbschaft seines Vaters angetreten und war von den Sachsen als Herzog förmlich gewählt oder doch anerkannt worden; Niemand zweifelte daran, daß auch die reichen Lehen in Sachsen und Thüringen vom Vater auf den Sohn übergehen müßten. Verdankte Konrad doch die Krone dem Vater, sollte er dies nicht dem Sohne vergelten? Aber Furcht und Mistrauen vor der Uebermacht des kräftigen Mannes erfüllten die Seele des Königs und das Herz des Erzbischofs Hatto. Sie besorgten, mit der vollen Macht und Gewalt seines Vaters bekleidet, möchte der Sachse Konrad über den Kopf wachsen und die Majestät des Königthums bedrohen. Daher entzog man ihm mehrere der Lehen, die sein Vater besessen hatte. Ganz Sachsen wurde mit Unmuth über den Undank des Königs erfüllt, und bittere Beschwerden drangen bis zu den Ohren desselben; er aber vertröstete auf andere, bessere Zeiten. Da riethen die Sachsen ihrem Herzog, er solle sich selbst in seinem Rechte beschützen; wolle der König ihm die Lehen des Vaters nicht freiwillig geben, so sei er Mann genug, um sie trotz Königsmacht zu behaupten. 913. Im Anfang des Jahres 913 kam Konrad selbst nach Sachsen, aber er fand hier nichts als finstere Mienen und trotzige Blicke und sah, wie eine Schaar tapferer Ritter und eine zahllose Menge Kriegsvolks Heinrich umdrängte. Da stand er von offenem Widerstand ab und trachtete, wie man sich erzählte, danach Heinrich durch List zu beseitigen.

Die Sage berichtet, Hatto habe hier abermals zu schlimmen Dingen die Hand geboten und verknüpft Heinrichs Geschichte mit der des unglücklichen Adelbert. Hatto — so erzählt der Mönch von Korvei der Sage nach — wollte Heinrich zu Falle bringen, um sich die Gunst des Königs und der Franken zu erwerben. Er bestellte deshalb eine kunstreiche Kette bei einem Goldschmied, mit der sollte Heinrich bei einem Gelage, zu dem er ihn einladen wollte, erdrosselt werden. Schon war die Einladung ergangen, und große Gunst und schöne Geschenke hatte der Bischof dem Herzog versprochen, um ihn desto sicherer in die Falle zu locken; da geht der Bischof noch einmal zum Goldschmied und betrachtet die bestellte Arbeit. Als er die Kette erblickt, seufzt er, und betroffen fragt ihn der Goldschmied, was sein Herz bedrücke. „Ach! mit dem Blute des wackersten Manns, mit „Heinrichs Blut wird die Kette befleckt werden," sprach das böse Gewissen aus Hatto. Gewaltig erschrak der Goldschmied, aber er

schwieg und lieferte seine Arbeit ab. Kaum war indessen das geschehen, so eilte er zu Heinrich, der ihm schon auf dem Wege entgegenkam, und entdeckte ihm Alles. Heinrich aber ergrimmte heftig, ließ den Boten des Bischofs, welcher die Einladung überbracht hatte, rufen und befahl ihm dies: „Geh und sage Hatto, Heinrichs Hals sei „nicht härter, als Adelberts. Ich will mit der Schaar meiner Dienst„leute ihn nicht belästigen, sondern daheim bleiben und mich besinnen, „wie ich ihm diene.“ Und tüchtig diente dann Heinrich dem Bischof. Er überfiel die großen Güter, die der Erzbischof in Sachsen und besonders in Thüringen hatte, jagte die Grafen Burchard und Bardo, von denen der Eine des Königs Schwestermann war, aus dem Lande und vertheilte ihre großen Güter unter seine Vasallen und Dienstleute. Erzbischof Hatto starb bald nachher, und man erzählte, Gottes Rache habe ihn getroffen, von einem Blitzstrahl sei er zu Boden geschmettert. 913.

Wer will Dichtung und Wahrheit hier haarscharf scheiden; aber unglaublich ist es nach früheren und späteren Vorgängen keineswegs, daß Konrad und Hatto Heinrich nach dem Leben getrachtet haben, und sicher, daß der Krieg zwischen Sachsen und Franken im Jahre 913 zum Ausbruch kam, daß Burchard und Bardo aus ihren Besitzungen vertrieben wurden, und daß Bischof Hatto bald darauf, nehmlich am 15. Mai des Jahres 913, starb. Sein Nachfolger war Heriger, bisher Abt von Fulda, ein Mann von gleicher Gesinnung und gleicher Gewandtheit, der auf die Entschließungen des Königs bald nicht minderen Einfluß gewann.

In dem Kampf gegen Konrad schlossen sich die Sachsen auf das Engste an Heinrich an, nicht allein um seines trefflichen Vaters willen, sondern auch wegen der hohen Tugenden, die ihn selbst zierten. Er war, heißt es, gleich wie eine Blüthe, die das Kommen des Lenzes verkündet. Im kriegerischen Spiel, im Lanzenrennen und ritterlichen Zweikampf war es eine Lust, den stattlichen, hochgewachsenen Mann zu schauen, es gab keinen kühneren und glücklicheren Jäger in Sachsen, als ihn, und auch auf dem Schlachtfelde hatte er schon glänzende Proben hohen Muthes gegeben. Mit Sieg gekrönt war er aus dem Kampf gegen die Daleminzier heimgekehrt, gegen die Ungern hatte er sein Schwerdt geschwungen, ob nicht siegreich, doch nicht ohne Ruhm. Ein eigenthümlicher natürlicher Scharfblick wird zu jener Zeit von den Franken selbst den Sachsen nachgerühmt, und Niemand besaß denselben in höherem Maße, als Heinrich. Das Zweckgemäße und Ausführbare erkannte er auf den ersten Blick, und nie setzte er sich ein anderes Ziel für seine Handlungen, als das seinen Kräften erreichbar war.

913. Uebermuth und Leichtfertigkeit schienen seinem Wesen durch und durch fremd; wenn er auch beim Mahle oft guter Laune war, so zeigte er sich doch meist ernst, oft streng. Keiner seiner Untergebenen erlitt je Gewalt von ihm, Friede und Ordnung unter den Seinen zu stiften war sein eifrigstes Streben, und es gelang ihm mit bewundernswerther Leichtigkeit. Gern und reichlich belohnte er seine Vasallen und Dienstleute, die ihm mit der größten Treue anhingen, schwer war es zu sagen, ob sie mehr Ehrfurcht oder Liebe so eng an ihn fesselte. Anhänglichkeit an sein sächsisches Land und sein Sachsenvolk war eine der hervorleuchtendsten Tugenden Heinrichs, er hielt streng an sächsischer Sitte und Weise und knüpfte selbst mit den überseeischen Sachsen die lange unterbrochene Verbindung wieder an. Aus den schönen Töchtern des Sachsenlands hatte sich Heinrich zweimal die Gattin erwählt. Seine erste Liebe war Hatheburg, die anmuthige Tochter des reichen Grafen Erwin, der zu Merseburg seinen Sitz hatte; hier am Saalestrande wurde das Beilager gehalten. Aber nicht lange währte das Glück der Liebenden. Die Kirche trennte, was sie nicht verbunden hatte und was zu ihrem Schaden sich vereinte. Hatheburg war bereits, wie es scheint, vermählt gewesen und hatte sich durch ein Gelübde dem klösterlichen Leben geweiht; ihre reiche Erbschaft war dem Kloster bestimmt. Gottlos und nichtig schalt deshalb Bischof Siegmund von Halberstadt jetzt ihre Ehe und beschied die Gatten, welche sich gegen den Willen der Kirche verbunden hatten, vor seinen Richterstuhl. Schon trug Hatheburg ein Kind unter ihrem Herzen, dennoch wurde die Ehe gelöst, und der Makel unehelicher Geburt dem Sohne angeheftet, den sie alsbald gebar und Thankmar nannte. Nach dem Willen des Vaters bewarb sich Heinrich wenige Jahre später um die Hand der trefflichen Mathilde, die aus dem edlen Geschlechte Herzog Widukinds entsprossen war. Ihr Vater — Theoderich war sein Name — galt für einen reichen und bedeutenden Mann im Westfalenlande, zu Enger unweit Herford hatte er sein Gut und sein Wohnhaus; der Glanz seines Stammes strahlte um so heller, als eben damals die Herrschaft der Karolinger zu Ende ging, gegen die Widukind zuletzt heldenmüthig die sächsische Freiheit vertheidigt hatte. Mathilde war schon in früher Jugend dem Kloster Herford übergeben und wurde hier in der Schrift und nützlichen Handarbeiten unterrichtet, nicht um dereinst Nonne zu werden, sondern um mit trefflichen Kenntnissen ausgerüstet in das weltliche Leben zurückzukehren. In Herford erwuchs Mathilde zur blühenden Jungfrau, und ob sie hinter Klostermauern lebte, drang doch der Ruf von ihrer Schönheit, Sitt-

samkeit und Tugend durch das weite Sachsenland. Der alte Otto 913. wünschte die Enkelin Widukinds Heinrich zu vermählen, und der Sohn widerstrebte nicht dem Willen des Vaters. Mit staatlichem Gefolge begab sich Heinrich nach Herford. Zuerst sah er aus der Ferne Mathilde in der Kirche, dann hielt er sogleich in feierlicher Werbung bei der Aebtissin des Klosters (es war die Großmutter Mathildens, die als Wittwe den Schleier genommen hatte) um die Hand der Jungfrau an. Sobald er hier der in hoher Schönheit glänzenden Jungfrau in das Auge blickte, ergab sich sein Herz ihr ganz zu eigen, so daß er kein Scheiden, keinen Aufschub der Verbindung mehr dulden wollte. Er gewann es von der Großmutter, daß sie selbst ohne Vorwissen der Eltern die Enkelin ihm verlobte, und schon am folgenden Tage führte er in erster Frühe in aller Stille Mathilde der Heimath zu. Ueberall wurde Heinrich mit seiner Braut mit den größten Ehrenbezeugungen aufgenommen und nicht lange nachher zu Wallhausen in der goldenen Aue die Hochzeit mit einer Pracht, wie sie sonst nur Könige entfalten, festlich begangen. Wallhausen mit allem Zubehör erhielt Mathilde als reiche Morgengabe von ihrem Gemahl geschenkt. Dies geschah im Jahre **909**. Am **22**. November **912** gebar Mathilde ihren ersten Sohn, die letzte Freude seines Großvaters, nach dem das Knäblein den Namen Otto erhielt. Auf diese Familie — die Nachkommen Ekberts und Widukinds — richteten damals alle Sachsen voll Stolz ihre Blicke. Heinrich war ihnen der Mann des Trostes und Beistands in diesen schlimmen Zeiten, er schien und er war, wie die Folge lehrte, der Retter und Befreier des bedrängten Vaterlands.

Es war ein schwerer Kampf, in den sich König Konrad gegen Heinrich und seine Sachsen einließ, und um so bedenklicher der Ausgang, als sich auch an anderen Seiten zugleich der Geist der Auflehnung gegen die königliche Herrschaft zeigte. Denn gleichzeitig wurde der Bischof Einhard von Speier durch zwei Grafen überfallen und getödtet, und Herzog Erchanger erhob sich in offener Feindschaft gegen Bischof Salomon von Konstanz und dessen königlichen Schutzherrn. Zu größerem Unglück brachen noch überdies eben damals mit großer Macht die Ungern abermals in Baiern ein und verwüsteten weithin das Land. Unter den Fahnen Herzog Arnulfs sammelten sich die tapferen Baiern, und zu ihnen stießen die Schwaben, von Erchanger und Berchthold geführt, den Brüdern von Arnulfs Mutter Kunigunde. Da, wo der Inn seine vollen Wogen der Donau zuführt, unweit Passau, kam es zu einer blutigen Schlacht; unter saurem Schweiße

913. wurde den Ungern der Sieg entrungen, und die Herzöge Arnulf und Erchanger gewannen zuerst den Ruhm, eine schwere Niederlage dem gefürchteten Feinde beigebracht zu haben. Während das Königthum ruhmlos aus dem Kampfe in Lothringen hervorgegangen war, begleitete der Sieg die herzogliche Gewalt: das mahnte Konrad an Versöhnung mit Erchanger zu denken. Er trug seine Sache mit ihm aus und vermählte sich, um den neuen Bund zu besiegeln, mit Erchangers Schwester Kunigunde, der Mutter Herzog Arnulfs; er hoffte Baiern und Schwaben zugleich durch diese Ehe, welche Staatsklugheit, nicht Liebe schloß, an das Reich zu fesseln.

Seine Rechnung war irrig, und er selbst that wenig, den neuen Bund zu kräftigen. Als die Burg Stammheim, welche auf königlichem Boden von Erchanger und Berchtholb erbaut war, sie bald darauf nach des Königs Befehl an das Kloster St. Gallen abtreten sollten, brach der kaum vergessene Groll gegen Konrad und Bischof Salomo, der zugleich Abt von St. Gallen war, aufs Neue hervor, und mit feindlicher Gewalt kamen die Brüder über den Feind, der ihnen zunächst erreichbar war. Bischof Salomo wurde von ihnen gefangen genommen und auf eine ihrer Burgen gebracht. Konrad eilte zu seiner Befreiung herbei, und es gelang ihm, sich der Person Erchangers zu

914. bemächtigen. Erchanger wurde darauf des Landes verwiesen, aber sofort erschien ein Anderer auf dem Kampfplatz, um gegen den König in Erchangers Stelle zu treten. Burchard, des getödteten Herzogs Burchard Sohn, kehrte aus der Verbannung zurück und durchzog verwüstend das Land. Um ihn schaarten sich die Misvergnügten und besetzten die unbezwingliche Veste Hohentwil, auf einem Basaltkegel im Hegau erbaut, die damals zuerst, nachher noch so oft in der Geschichte genannt wird. Ganz Schwaben stand bald in Aufruhr gegen den

915. König, der abermals in das Land ziehen mußte und Hohentwil belagerte. Aber die Gegner des Königs leisteten herzhaften Widerstand, und bald kam die schlimme Kunde, daß Herzog Heinrich in Franken eingedrungen sei. Da brach der König die Belagerung ab, verließ Schwaben und eilte Heinrich entgegen.

Lieder und Sagen waren von Erchangers Kämpfen in den deutschen Ländern weit verbreitet, aus denen Eckard, ein Mönch von St. Gallen, später eine unterhaltende Darstellung derselben gegeben hat, die mit der glaubwürdig überlieferten Geschichte vielfach in Widerspruch steht. Auch von den Kämpfen Konrads und Heinrichs wissen wir nur aus ähnlichen Liedern und Sagen, deren Inhalt Widukind, der Mönch von Korvei, uns erhalten hat.

Der König, erzählt er, entsandte seinen Bruder Eberhard mit 915. Heeresmacht nach Sachsen, um das Land zu verwüsten. Und als Eberhard bis zur Eresburg — jener Burg, wo so oft zwischen Sachsen und Franken gekämpft war — vorgedrungen war, ohne einem Feinde zu begegnen, wurde er ungeduldig, daß sich nirgends die Sachsen ihm zeigten, und brach in die prahlenden Worte aus: „Schwer „liegt es mir auf der Seele, daß mir die Sachsen nimmer im offenen „Felde begegnen und ich meine Kraft nicht mit ihnen messen kann!“ Kaum war das Wort seinen Lippen entflohen, siehe, so rückten ihm die Sachsen entgegen bis eine Meile vor die Burg, mit Heldenmuth stürzten sie sich auf sein Heer, und so mähten ihre Schwerdter unter den fränkischen Schaaren, daß die Bänkelsänger nachher sangen:

> Kein Höllenschlund ist groß genug
> Zu fassen, die man hier erschlug.

Eberhard aber hatte nun die Sachsen kennen gelernt und verlangte nicht nach einer neuen Begegnung, sondern floh mit Schimpf und Schande von dannen. Als aber der König Konrad vernahm, was geschehen war, versammelte er die ganze Streitmacht der Franken und zog aus, um Heinrich aufzusuchen. Da er erfuhr, daß Heinrich in der Burg Grona — sie lag nicht weit von Göttingen — in Sicherheit sei, aber nicht viel Mannen um sich habe, rückte er eiligst vor die Burg, um sie zu belagern. Als er vor derselben lag, schickte er eine Gesandtschaft an Heinrich und ließ ihn auffordern, sich freiwillig zu ergeben, er werde in ihm dann einen treuen Freund, nicht mehr einen Widersacher finden. Wenig traute Heinrich solchen Worten, aber er war in großer Bedrängniß und wollte schon nachgeben; da trat zur rechten Stunde Graf Thietmar, der vom Harz her war, ein kluger und kriegskundiger Mann, in den Saal, wo Heinrich noch mit den Gesandten des Königs verhandelte, und meldete, neue Schaaren führe er dem Herzoge zu, und fragte, wo sie das Lager beziehen sollten. Als Heinrich dies hörte, dämmerte ihm ein Hoffnungsstrahl auf, und er fragte den Thietmar, wie viele er mit sich gebracht habe. „Bei dreißigtausend Mann,“ antwortete Thietmar, schnell gefaßt. Da entließ Heinrich die Gesandten, und am andern Morgen brachen die Franken das Lager ab und kehrten nach Hause zurück. Das Beste aber war, daß Thietmar nicht mit dreißigtausend Mann, sondern nur mit fünf Leuten nach Grona gekommen war, und der kluge Graf mit seinem Mutterwitze die aus dem Felde schlug, die der Herzog mit dem Schwerdte nicht hatte besiegen können.

So die Sage. Die Geschichte meldet uns nur von dem Kampfe

915. bei der Eresburg im J. 915, von dem Vorrücken Heinrichs nach Franken zu derselben Zeit und verschweigt den weiteren Verlauf und Ausgang des Kampfs. Wahrscheinlich trat bald eine Versöhnung ein, welche die traurige Lage ihrer Länder auf gleiche Weise beiden Fürsten an das Herz legte. Die Ungern, welche die Stunde des innern Zwiespalts stets klüglich zu nutzen wußten, fielen nämlich in demselben Jahre wiederum in die deutschen Länder ein, die sie auf das Entsetzlichste verwüsteten. Schwaben, Franken, Thüringen und Sachsen wurden von ihnen heimgesucht, bis nach Bremen erstreckte sich der verheerende Zug. In dieser Stadt wurden die Kirchen niedergebrannt, die Priester vor den Altären erschlagen, die Kreuze abgehauen und verspottet. Und mit den Ungern zugleich brachen die Wenden und Dänen in Nordelbingen ein und verwüsteten die Länder bis an die Elbe. Das war eine Zeit, wo ein Mann, wie Heinrich, gewiß geneigt war, seinen Bund mit dem König zu machen, und auch den König selbst drängten immer neue und neue Sorgen.

Bald nachdem der König von Hohentwil abgezogen war, kehrte Erchanger aus der Verbannung nach Schwaben zurück; er vereinigte sich jetzt mit Burchard gegen die Vertheidiger der königlichen Sache. Bei Wahlwies unfern des Bodensees, auf einem Schlachtfeld, wo auch in späterer Zeit große Entscheidungen gefallen sind, gewannen Erchanger, Berchthold und Burchard einen vollständigen Sieg über die Anhänger des Königs und des Konstanzer Bischofs, und Erchanger wurde als Herzog von Schwaben allgemein anerkannt. Offen erhob sich jetzt auch Erchangers Neffe Arnulf gegen den König, der selbst im Jahre 916 nach Baiern gegen Regensburg zog, aber doch den feindlichen Baiernherzog, seinen Stiefsohn, nicht zu verdrängen vermochte. Indessen hatten endlich die Sachen in Schwaben für Konrad eine glücklichere Wendung genommen. Erchanger und Burchard hatten sich auf Vertrag dem König ergeben, während Berchthold sich, wie es scheint, nach Baiern zu Arnulf flüchtete. So war mindestens Schwaben in Konrads Händen.

916. Im September 916 traten zu Hohenaltheim im Rieß, unweit Nördlingen, die Bischöfe der deutschen Lande — nur die sächsischen waren nicht erschienen — in Berathung zusammen, um diesen Wirren des Reichs, bei denen sie vor Allen litten, nach Kräften zu steuern. Sie hatten sich auch vorher an den Papst Johann in Rom gewandt, daß er ihnen Rath ertheile, und obwohl dieser selbst schwer bedrängt war, hatte er ihnen doch nicht allein schriftlich Verhaltungsbefehle gesandt, sondern auch einen seiner ersten Hofbeamten, den Bischof Petrus

von Ortona als Legaten geschickt, auf daß er der Synode beiwohne 916.
und der höllische Samen der Zwietracht, der in jenem Lande aufgegangen sei, wie es heißt, gänzlich ausgerottet und die scheuslichen Ränke und Bosheiten nichtswürdiger Menschen zu Schanden gemacht würden. Die Verhandlungen dieser Synode sind uns erhalten und bilden eins der merkwürdigsten und wichtigsten Zeugnisse jener traurigen Zeit.

Als die Bischöfe zusammenkamen, saßen sie erst lange traurig in tiefem Schweigen und wußten nicht, wie sie beginnen sollten. Da erhob sich der Legat des Papstes und lösete ihnen die Zunge. Er las ihnen das Schreiben desselben vor. „Wir vernahmen Alles," sagen sie, „in Demuth, erwogen es reiflich und mit ergebenem Herzen erklärten wir durchgängig uns damit einverstanden." Sie bekannten darauf zuerst nach dem Willen des Papstes ihre eigenen Vergehen und Sünden, denn auch sie hätten das allgemeine Verderben verschuldet, und fortan solle es anders werden, und jeder Bischof ein rechter Bischof sein. Dann aber dachten sie zunächst doch nur wieder an ihren eigenen Vortheil, an die Sicherung ihrer Rechte und Einkünfte und beschlossen, die Zehnten sollten fortan regelmäßig gezahlt und nicht aus Neid den Bischöfen und Priestern vorenthalten werden, die Geistlichen sollten nicht vor den weltlichen Richter beschieden, sondern nur von ihren geistlichen Oberen gerichtet werden, und wenn ein Bischof oder Priester von den Amtsgenossen seiner Provinz verurtheilt wäre, solle ihm die Berufung an den römischen Papst zustehen. Dann endlich richteten sie ihren Blick darauf, wie die königliche Gewalt zu befestigen und damit zugleich die Wohlfahrt der Kirche zu fördern sei. „Wir haben vernommen," heißt es, „daß viele Völker so treulos sind, daß sie den ihren Königen und Herren geschworenen Eid nicht mehr halten und des göttlichen Gerichts nicht achten, das denen den Fluch verkündet, welche den Namen des Herrn fälschlich im Munde führen." Deshalb schien es nothwendig, den Eid der Treue gegen den König zu erneuern und mit den stärksten Flüchen der Kirche die Meineidigen zu bedrohen. Um mit den Schrecken der Hölle die Beschlüsse, die man jetzt zu fassen gedachte, zu waffnen, erhob sich die ganze Versammlung, Kleriker und Laien, und sprach feierlich dreimal folgende Formel: „Wer gegen dieses euer Urtheil handelt, dem sei Fluch und ewiges Verderben bei dem Kommen des Herrn, sein Theil sei mit Judas Ischarioth und dessen Genossen. Amen." Sofort leisteten Alle, die anwesend waren, dem König aufs Neue den Eid der Treue und sprachen: „Wir geloben im Angesicht Gottes und aller Engel, des Chors der Pro-

916. „pheten, Apostel und aller Märterer, im Angesicht der ganzen katholi-„schen Kirche und der Christenheit, daß Niemand auf das Verderben „des Königs sinnen, das Leben desselben antasten, ihn der Regierung „des Reichs berauben, mit tyrannischer Anmaßung nach seiner Krone „streben, noch zu seinem Schaden auf irgend eine Weise Schaaren Ver-„schworener um sich sammeln soll. Wenn aber einer von uns sich fre-„ventlich eines solchen unterfangen sollte, so treffe ihn der Fluch Gottes, „und er sei verdammt ohne Aussicht auf Vergebung für die Ewigkeit." Alsdann wurde über Erchanger und seine Gefährten, die sich der Synode gestellt hatten, geistliche Strafen verhängt; sie sollten, weil sie sich an dem Gesalbten des Herrn, ihrem König und Herrn und dem Bischof Salomo vergriffen hätten, ihre Waffen niederlegen, in ein Kloster gehen und alle Zeit ihres Lebens das begangene Unrecht betrauern. Wer ferner die beschworene Treue in Zukunft nicht halten oder Andere zum Treubruch verleiten würde, wurde mit strenger Strafe bedroht, Untreue gegen den König im Besonderen mit dem Bannfluch belegt, auf Treubruch oder Thätlichkeiten gegen einen Bischof die Strafe langjähriger Bußübungen in einem Kloster gesetzt. Endlich wurden noch Bestimmungen getroffen über die Punkte, welche sich nicht hatten erledigen lassen, weil Viele, die zur Synode gefordert waren, sich nicht gestellt hatten. Im Jahre 914 zu derselben Zeit, wo Salomo von Konstanz von seinen Gegnern ergriffen wurde, war der Bischof Otbert von Straßburg, der schon lange mit den Bürgern in Feindschaft lebte, erschlagen worden und ihm Richwin gefolgt, dessen gesetzliche Wahl angezweifelt wurde. Obwohl vorgeladen, hatte er sich nicht zu Altheim gestellt; er sollte sich deshalb vor einer Synode, die nach Mainz berufen war, in Person stellen. Eben dort sollten sich die ausgebliebenen sächsischen Bischöfe einfinden, wofern sie aber dieser neuen Ladung nicht Folge leisteten, wurde beschlossen, ihnen die Befugniß zu entziehen Messe zu lesen, bis sie in Rom sich gerechtfertigt hätten. Dem Bischof Richowo von Worms wurde aufgetragen, wegen jener beiden Grafen, die den Bischof Einhard geblendet, nähere Untersuchung anzustellen und deren Ergebniß dem Papste zu melden. Vergehen des niederen Volks gegen die Kirche sollten wegen der Bedrängniß der Zeit übersehen und der Vergessenheit übergeben werden. Diejenigen aber, die sich in das rasende Unternehmen Erchangers, Berchtholds und Arnulfs eingelassen, aber trotz ihrer Vorladung auf der Synode nicht erschienen wären, hätten sich sofort zu ihren Bischöfen zu begeben, um dort ihre Strafe zu erfahren, andernfalls sie dem Bannfluch der Kirche verfallen seien. Berchthold und Arnulf war noch

besonders bis zum 7. October eine Frist gestellt, nach deren Ablauf sie sich auf einer Synode zu Regensburg zu stellen hätten; erschienen sie dann nicht, so unterlägen sie unwiderruflich dem Banne, und würden wie Judas, der Verräther des Herrn, der ewigen Strafe übergeben. 916.

So beschlossen die Väter zu Hohenaltheim, und in der That unterwarf sich Berchthold alsbald auf Vertrag seinem Schwager. Aber mit den Strafen der Väter schien es Konrad nicht mehr genug, da Arnulf noch immer im Widerstande beharrte. So erbittert war schon sein Gemüth, daß er des gewährten Vertrags nicht achtete, sondern Erchanger und Berchthold, seine Schwäger, zum Tode verurtheilen ließ. Am 21. Januar 917 ließ er sie mit ihrem Neffen Liutfrid bei Adingen im Neckargau enthaupten. So starben sie, die Sieger über die Ungern, eines gleichen Todes wie der Babenberger Adalbert, gleich ihm vom Volke in Liedern verherrlicht. Die blutige That trug Konrad nicht die Früchte, die er gehofft hatte. Arnulf rüstete zum offenen Kampfe, um seine Oheime zu rächen, und wieder erhob sich in Schwaben der junge Burchard und brachte es alsbald dahin, daß er von allen Großen Schwabens als Herzog anerkannt wurde. Schwaben und Baiern waren im erklärten Aufstande. 917.

Noch in demselben Jahre zog Konrad mit Heeresmacht gegen seinen Stiefsohn, Herzog Arnulf, nach Baiern. Arnulf konnte sich im Lande nicht gegen den König behaupten, mit Weib und Kind floh er zu den Ungern; lieber wollte er sein Leben dem grausamsten Feinde, gegen den er oft sein Schwert gezogen hatte, anvertrauen, als sich in die Hände des Stiefvaters geben, die mit dem Blute seiner Oheime befleckt waren. So lange Konrad noch lebte, kehrte Arnulf nicht nach der Heimath zurück. Die Ungern ergossen sich, als Erchanger und Berchthold nicht mehr waren und Arnulf in ihrer Mitte weilte, aufs Neue über Baiern und Schwaben, auch der Elsaß und Lothringen wurden von ihnen verheert, und Konrad konnte dem verwüstenden Strome nicht mehr Einhalt thun, denn schwer erkrankt lag er darnieder.

In dem Kriege in Baiern soll Konrad eine Wunde empfangen haben, die seinen Tod herbeiführte. Aber tausend Wunden bluteten in seinem Herzen, und an diesen verblutete er wohl in den Jahren frischester Blüthe. Ein schmerzliches Siechthum befiel den kräftigen Mann und ließ die Hoffnung verschwinden, daß er den begonnenen Kampf durchführen würde.

Es war ein schweres, trauriges Leben gewesen, das er sieben 918.

918. Jahre lang unter der Last der Krone geführt hatte. Denn was kann es Traurigeres geben, als wenn ein tüchtiger Mann ein hohes Ziel mit Anspannung aller seiner Kräfte verfolgt, und doch unterliegt, weil er nach dem Unmöglichen strebt. Konrad wollte das fränkische Königthum in alter Weise, in der Macht Karls des Großen herstellen, aber die Zeit war eine andere geworden, neue Mächte waren aufgetaucht von unbesieglicher Gewalt. Oft genug glaubte Konrad den Feind überwunden zu haben, und oft genug gewann er glückliche Siege, wo er selbst auf dem Kampfplatz erschien; aber sobald er den Rücken wandte, erhoben sich die feindlichen Mächte aufs Neue. Im ewigen Ringen mit den widerstrebenden Gewalten der Zeit wurde seine edle, tüchtige Natur herabgedrückt, und grausam und heimtückisch selbst zeigte sich der auf dem Throne, der vordem frei und seiner Kraft bewußt in den Stürmen des Lebens dagestanden hatte. Das geschah, weil er das Leben der Völker meistern und regeln sollte in gefahrvollen Zerwürfnissen, ohne jenen Adlerblick zu besitzen, der ungetrübt und ungeblendet durch die verwirrten und verwirrenden Erscheinungen des Augenblicks deutlich die Geschicke der Zukunft erkennt, jenen Adlerblick, ohne den ein Fürst in Zeiten, wo neue Kräfte abgestorbene Formen zu durchbrechen und zu bewältigen suchen, immer verloren ist. Konrad irrte, von der Macht geblendet, aber sein Irrthum ist verzeihlich, denn er stand nach seiner Ueberzeugung auf dem Grunde des Rechts und verfolgte eine Idee, an die er alles Heil und Glück seines Volks knüpfte. Manche haben geirrt, wie er, aber Wenige haben eine Todesstunde gehabt, wie die seine, wo der Schleier sich plötzlich hebt, die lange Täuschung schwindet und der entwölkte Blick prophetisch in die Zukunft dringt. Wenige haben in der letzten Stunde so offen den Irrthum des eigenen Daseins gestanden und noch sterbend das Recht des Gegners voll Selbstverleugnung anerkannt. „So sehr" — sagt ein alter sächsischer Chronist — „lag ihm das Wohl des Vaterlands am „Herzen, daß er selbst durch Erhebung seines Feindes — eine seltene „Tugend! — es zu fördern suchte."

Als Konrad sein Ende nahen fühlte — so berichtet uns Widukind — rief er seinen Bruder Eberhard zu sich und sprach: „Ich „fühle, mein Bruder, nicht länger trage ich die Last dieses Lebens, „Gott will es so, ich muß sterben. Was nun aus dem Reiche der „Franken werden soll, das steht vornehmlich bei dir, darum erwäge es „wohl und achte auf meinen Rath, den Rath deines Bruders. Wir „haben viele Getreue und ein großes Volk, das uns im Kriege folgt, „wir haben Burgen und Waffen, in unsern Händen sind Krone und

„Scepter, und es umgibt uns aller Glanz des Königthums. Aber es „fehlt uns das Glück und die rechte Sinnesart. Das Glück, mein „Bruder, und diese Sinnesart fielen Heinrich zu; die Zukunft des „Reichs steht bei den Sachsen. Nimm also diese königlichen Abzeichen, „die goldenen Spangen mit dem Königsmantel, das Schwert und die „Krone unserer alten Könige, gehe hin zu Heinrich und mache deinen „Frieden mit ihm, auf daß du ihn fortan zum Freunde habest. Oder „wie? Soll das ganze Volk der Franken mit dir vor seinem Schwerdte „fallen. Denn wahrlich er wird ein König und Herr sein vieler Völ„ker!“ So sprach Konrad, und Eberhard konnte den Thränen nicht gebieten. Er versprach zu thun, wie ihm der Bruder geboten hatte. 918.

Bald darauf starb König Konrad, ohne männliche Nachkommenschaft zu hinterlassen, am 23. December des Jahrs 918. Durch seinen Tod versöhnte er sich die Gemüther der Menschen. Aufrichtig betrauerten ihn die Franken und begruben ihn in dem alten Kloster zu Fulda am Altar des heiligen Kreuzes. Die Grabesstelle ist längst zerstört, und kein Stein bezeichnet die Stelle, wo der hartgeprüfte Fürst seine Ruhestätte gefunden hat.

3.

König Heinrich I. vereinigt die deutschen Länder.

Wer hätte nicht von Heinrich dem Finkler gehört, wie er am Vogelheerde saß, als Eberhard und die Franken mit der Krone zu ihm kamen und ihn zum Throne beriefen? Noch heute zeigt man zu Quedlinburg die Stelle, wo dies geschehen sein soll, und nennt sie den Finkelheerd. Wohl beruht dies auf einer alten, schönen Sage unsers Volks, die mit der Zeit immer neu ausgeschmückt und erweitert ist, doch die Geschichte weiß von dem allen nichts; sie meldet, daß Heinrich andere Netze stellte, als für Finken und Lerchen; Netze, in denen die Feinde der deutschen Länder ihren Untergang fanden. 919.

Was Eberhard seinem sterbenden Bruder gelobt hatte, erfüllte er getreulich. Die Herrschaft, auf die er nach der Sitte wohl Ansprüche hätte erheben können, wies er von sich, und wie einst Otto auf Konrad, so wandte er jetzt die Blicke der fränkischen Großen auf Heinrich

919. den Sachsen; der sei würdiger, sagte er, über die deutschen Länder zu herrschen, als er, und es sei Konrads Vermächtniß, daß die Franken sich den Sachsen zum König erwählten. Am Eingange der Geschichte des deutschen Reichs stehen so zwei Männer beieinander, die der Krone entsagten; keine andere Geschichte hat Gleiches aufzuweisen.

Hatte schon Konrads Wahl vornehmlich auf dem Zusammenhalten der Franken und Sachsen beruht, so wurde Heinrich einzig und allein durch diese Stämme erwählt. Sie allein, die an der Einheit des Reichs noch festhielten, traten — und zwar nicht zu Forchheim, wie ehedem, sondern zu Fritzlar an der Eder in Hessen, an der Grenze ihrer Länder — zur Wahl zusammen, und hier rief Eberhard, unter dem die Franken erschienen waren, Heinrich vor allem Volk als König der Franken und Sachsen aus. Alle wählten mit Eberhard, und die Sachsen jubelten laut, daß frei fortan Heinrich über ganz Sachsenland walte und die Herrschaft selbst über die Franken gewonnen habe. Das geschah am 14. April des Jahrs 919.

Als aber nun aus der Franken Mitte der Erzbischof Heriger von Mainz hervortrat und Heinrich aufforderte, daß er von ihm nach alter Sitte sich salben und krönen ließe, da wies dies Heinrich bescheiden, aber entschieden zurück. „Mir ist es genug," sagte er, „daß „ich zum König erwählt worden bin und diesen Namen führe, das hat „ja kein Sachse vor mir erreicht. Gottes Gnade und eurer Liebe „danke ich es. Aber nun sei es genug. Salbung und Krönung sei „einem Besseren vorbehalten; ich bin so großer Ehren nicht würdig." Solche Rede gefiel dem versammelten Volke wohl, und Alle erhoben die Rechte gen Himmel, dem neuen König Treue zu geloben, und riefen mit donnernder Stimme, so daß es weithin hallte: „Heil und „Segen dem König Heinrich!"

Nur der Geistlichkeit hatten die Worte des neuen Herrschers wenig behagt, und lange hat sie es Heinrich nicht vergessen, daß er nicht von priesterlicher Hand die Zeichen der höchsten Gewalt empfangen wollte, wie es alle Frankenkönige seit den Zeiten Pipins gethan hatten. Ein König ohne Priesterweihe, meinten sie, sei ein Schwerdt ohne Knauf, zu nichts gut und tüchtig. Aber Heinrich hat sich nicht minder einen König von Gottes Gnaden genannt, wie auch seine Krone getragen, und nimmer hat sein Volk geglaubt, sie sei ihm deshalb nicht von Gott gegeben, weil er sie nicht aus der Hand des Bischofs empfing. Fragt man, weshalb Heinrich sie nicht nach altem Brauch aus Herigers Hand nahm; vielleicht geschah es deshalb, weil

er nicht, wie Konrad und Ludwig das Kind, sich von den Bischöfen leiten lassen, nicht ein König der Geistlichkeit, sondern ein Schutz- und Schirmherr Aller sein wollte, oder auch, weil er nach der Meinung der Zeit nur als Franke sich krönen lassen konnte und weil er ein Sachse bleiben wollte, wie er es war. 919.

Es war ein wichtiger, folgenreicher Schritt, daß durch Heinrichs Wahl die Herrschaft von den Franken auf die Sachsen überging, auf den deutschen Stamm, der sich dem Blute, der Sitte, der Sprache nach am reinsten von allen erhalten hatte, daß jene mächtigen, weltbeherrschenden, kriegberühmten fränkischen Ritter, deren Vorfahren die Sachsen unterworfen hatten, sich nun selbst einem Sachsen beugten und die Jahrhunderte lang behauptete Herrschaft dem so lange befeindeten Stamme willig einräumten. Wenn nun fortan auch Heinrich sich König der Franken nannte und sein Reich als das fränkische bezeichnete, so war doch offenbar jede unmittelbare Verbindung desselben mit der fränkischen Monarchie der Karolinger gelöst; nicht aus einem Erbrecht oder einem Vorrecht des bisher herrschenden Stammes leitete sich Heinrichs Gewalt her, sondern er war einzig und allein ein Wahlkönig, den sich die Franken und Sachsen gesetzt hatten und dem sich später auch die andern deutschen Stämme anschlossen. In diesem Sinne muß man in Heinrichs Wahl den Anfang eines neuen, des deutschen Reichs sehen.

Mit bewunderungswürdigem Scharfblick übersah Heinrich sofort seine Lage und erkannte, wie in derselben noch eine Einigung der deutschen Stämme, die zum ostfränkischen Reiche gehört hatten, erreichbar sei. Vor seinem ruhigen und durchdringenden Auge lag das Räthsel der Zukunft enthüllt. Wohl hütete er sich auf die unglücklichen Irrwege König Konrads zu gerathen, neue Bahnen und Wege schlug er mit erfinderischem und unerschrockenem Sinne ein. Nicht durch Unterwerfung der einzelnen Stämme unter den Einen herrschenden wollte er die Reichsgewalt aufrichten, wie es die Merowinger und nach ihnen die Karolinger gethan hatten, nicht eine Sachsenherrschaft nach der der Franken begründen; nicht von einem Mittelpunkte aus wollte er mit Hülfe allein von ihm abhängiger Beamten die Lande regieren und verwalten, wie es die Art der Frankenkönige gewesen war, sondern nur auf solche Weise ließ sich, sah Heinrich, in den deutschen Landen eine Einigung erreichen: jeder Stamm stehe in seinen eigenen Angelegenheiten für sich, und ordne sich selbst nach altem Recht und Herkommen; ihn leite und führe in Zeiten des Kriegs und Friedens ein Herzog, dem die Grafen und Herren im Lande zu Kriegesfolge und

919. Gehorsam verpflichtet sind, er schlichte auf seinen Landtagen die Streitigkeiten und Fehden im Lande, bei ihm finde der Arme und Bedrängte Schutz und Beistand, er schirme die Kirchen, erhalte den Landfrieden und schütze die Grenzen gegen den einbrechenden Feind; wie aber die Herzöge über die einzelnen Stämme im Reiche gebieten, so stehe hoch über allem Volke und allen Landen des Reichs der König, der höchste Richter und Heerführer des ganzen Volks, die letzte Zuflucht der Bedrängten und Gewaltleidenden, der oberste Schirmherr der Kirche. So sollte es werden, und so ward es! Wie die strahlenden Juwelen der Reif der Krone einigt und zum herrlichsten Sinnbild irdischer Macht gestaltet, so faßte die königliche Gewalt die deutschen Länder zusammen und gab ihnen geeint erst ihre volle Kraft und Bedeutung. Es ist, wie die fünf Finger der Hand, jeder wohl zu besonderem Dienste gut, aber Macht und Gewalt liegt nur in der geballten Faust.

Heinrich lebte als Sachse in der Geschichte und in den Erinnerungen seines Stammes, er war es, der die Verbindungen mit seinen Stammesgenossen jenseits des Meeres wieder anknüpfte; es ist daher nicht unglaublich, daß er das Vorbild für seine Schöpfung auch von dort entlehnte. Als sich die Reiche der Angelsachsen und Jüten auf der britannischen Insel gebildet hatten, fühlten die einwandernden Stämme bald, daß sie gegen ihre gemeinsamen Feinde einer gemeinsamen Oberleitung bedurften, und so setzten sie sich einen Oberkönig, Bretwalda genannt, wie in ähnlicher Weise die kleinen dänischen und schwedischen Könige die Oberkönige zu Ledra und Upsala anerkannten. Jahrhunderte lang waren die angelsächsischen Reiche unter dem Bretwaldathum geeinigt gewesen, das im Laufe der Zeiten bald auf diesen, bald auf jenen der kleinen Staaten übergegangen war. Der Bretwalda wurde gewählt, nicht von den Königen allein, sondern von dem gesammten Adel und den Aldermannen, wie er über sie alle, wenn auch mit beschränkter Macht, schaltete und waltete. Zunächst nur bestimmt die Streitkräfte der sieben Reiche unter seinem Befehle zu vereinen, hatte er später, als das Christenthum unter den Angelsachsen Eingang fand, auch auf die kirchlichen Angelegenheiten in allen Reichen Einfluß gewonnen und damit die inneren Verhältnisse derselben mehr und mehr von sich abhängig gemacht. Das Bretwaldathum, lange Zeit nur die oberste Spitze eines Staatenbundes, hatte endlich zu einer festeren Einigung der sieben Reiche auf den Britannischen Inseln geführt, die hundert Jahre vor Heinrich durch König Ekbert angebahnt, erst in dieser Zeit durch König Edward glücklich durchgeführt wurde. Aus

dem Bunde der angelsächsischen Staaten wurde damals erst ein Staat. 919.
Sollte ein sächsischer Fürst in unsern Gegenden nicht des Bandes gedenken, das die Sachsen jenseits des Meers unter ähnlichen schwierigen Verhältnissen geeinigt und gegen ihre Feinde gekräftigt hatte, und konnte er nicht hoffen, daß was dort im Laufe der Zeit die Verschmelzung verschiedener Reiche vorbereitet hatte, auch diesseits des Meers zu demselben Ziele dereinst geleiten würde?

Aber viel fehlte daran, daß sofort alle deutschen Stämme auch nur diese Vorstandschaft des sächsischen Fürsten in einem Staatenbunde anerkannt hätten. Ueber Franken und Sachsen ging Heinrichs Macht nicht hinaus. Baiern und Schwaben hatten sich für den Augenblick vom Reiche getrennt; dort waltete Arnulf, der von den Ungern nach Konrads Tode zurückkehrte, mit freier Gewalt, hier Herzog Burchard. Lothringen war noch immer mit dem Reiche der Westfranken verbunden. Nur Franken und Sachsen bildeten also zunächst die verbündeten Reiche, und während Heinrich sich auch als König die herzogliche Gewalt in Sachsen und Thüringen in ihrem vollen Umfange bewahrte, gestand er frei und willig dieselbe Eberhard in Franken zu. Die Stellung, die hier vordem sein Geschlecht errungen und unter König Konrads Regierung befestigt hatte, blieb ihm ungemindert und u verkürzt. Nie ist fortan zwischen Heinrich und Eberhard wieder ein Zwist ausgebrochen, sie blieben bis an Heinrichs Ende treu und fest verbunden.

Sobald aber Heinrich einen verheerenden Einfall der Ungern im ersten Jahre seiner Regierung überstanden hatte, ließ er es sein erstes Geschäft sein, alle Stämme, welche bisher dem Ostfrankenreiche angehört hatten, zur Anerkennung seiner Oberherrschaft zu bringen.

Zuerst wandte er sich, von einem Vasallenheer begleitet, gegen 920.
Schwaben. Herzog Bernhard stand hier in voller Gewalt; gegen König Rudolf von Burgund, der schon früher und gleich nach Konrads Tode abermals einen Versuch gemacht hatte, sich alamannischer Grenzländer zu bemächtigen, hatte der Herzog sich mannhaft vertheidigt und den König bei Winterthur auf das Haupt geschlagen. Aber trotz seines Waffenglücks in diesem Kampfe ließ sich Burchard in keinen Kampf gegen König Heinrich ein, denn er fühlte, er sei einem solchen nicht gewachsen, da Viele im Lande und namentlich die Geistlichkeit, die er oft schwer bedrückte, sich nach der Königsherrschaft sehnten. Der sonst unermüdliche Streiter entsagte den Waffen, bog dem Sachsen den starren Nacken und übergab sich, alle seine Städte und Burgen, wie sein ganzes Volk dem Könige, der ihm dagegen die

920. herzogliche Gewalt in Schwaben in ihrem ganzen Umfange übertrug. Es ist kein Zweifel, daß Heinrich die Besetzung der Bisthümer im Lande vorbehalten blieb, daß auch das Königsgut, insoweit er es nicht anderweitig verlieh, an ihn überging; sonst aber ließ er Burchard freie Gewalt in Schwaben und in dem mit Schwaben verbundenen Elsaß. Burchard nennt sich in Urkunden: „Herzog der Alamannen von Gottes Gnaden", er spricht von dem Volke und Lande, was Gott seiner Gewalt unterworfen habe, er schlichtete auf Landtagen die Streitigkeiten des Volks, wie ein freier Fürst, und führte mit seinen Kriegsmannen auf eigene Hand Kriege. Mit König Rudolf von Burgund, seinem früheren Gegner, schloß er bald darauf ein vertrautes Freundschaftsverhältniß, vermählte ihm seine Tochter Berta und trat ihm, wahrscheinlich als Mitgift, einen Theil des schweizerischen Alamanniens, den Aargau bis zur Reuß, ab. Auf einem Kriegszuge, den König Rudolf später nach Italien unternahm, begleitete ihn Burchard mit seinen Vasallen und fand hier seinen Tod.

Als Heinrich im Jahre 920 so seinem Reiche das Schwabenland, 921. wenn auch nur lose, verbunden hatte, wandte er sich im folgenden Jahre gegen Baiern. Als Arnulf aus Ungern zurückgekehrt war, hatte ihn freudig der Adel empfangen, und Mancher flüsterte ihm zu, er solle nun selbst nach der Krone greifen. Auch hegte Arnulf selbst stolzes Vertrauen auf seine Kraft, und es verlangte ihn nach einer selbstständigen Gewalt. Aber die geistlichen Herren im Lande, in deren Eigenthum Arnulf willkührlich eingriff, indem er die Einkünfte der Kirchen zur Bildung eines starken Vasallenheeres unbedenklich verwandte, jene geistlichen Herren, die ihm den Beinamen „der Böse" gaben, riefen Heinrich in das Land, und noch mehr gewiß rief ihn des eigenen Herzens Stimme. Mit einem zahlreichen, wohlgerüsteten Heere, denn er wußte, mit wem er es zu thun hatte, betrat er die Grenzmarken Baierns. Da mochte manches Baiernherz ergrimmen. „Was wollte „damals der Sachse" — so schrieb noch hundert Jahre später ein Baier — „in unserem Lande, wo seine Väter auch niemals einen Fuß „breit Bodens besessen hatten?" Wie mochte erst ein baierscher Mann jener Zeit dem Sachsen entgegentreten?

Arnulf hatte bei Regensburg, der alten, festen Römerstadt an der Donau, sein Heer gesammelt, und als Heinrich heranrückte, die Stadt zu belagern, zog er ihm kampfgerüstet entgegen. Aber Heinrich wollte nicht Krieg, sondern Frieden, und schlug Arnulf eine Zusammenkunft vor, Aug' in Auge wollten sie selbst ihre Sache verhandeln. Da meinte Arnulf, ein Einzelnkampf solle zwischen ihm und dem Kö-

nige entscheiden, und tapfer, wie er war, hieß er das Heer in die Stadt zurückziehen und stellte sich selbst in Waffen zur bestimmten Zeit an dem bezeichneten Orte. Hier traf er auf Heinrich, der aber nicht mit Waffen, sondern mit versöhnlicher Rede ihm begegnete. „Was „widerstrebst du Gottes Gebot?“ sprach er. „Sein Wille ist es, daß „mich das Volk zum Könige erwählt hat. Hätte das Volk dich auf „den Thron erhoben, Niemand hätte dies lieber gesehen, als ich. „Weshalb willst du um deines Ehrgeizes willen das Blut so vieler „Christen vergießen?“ Da wurde Arnulf nachdenklich, er begab sich zu den Seinen zurück, und ging mit ihnen zu Rathe. Sie riethen ihm, er solle sich Heinrich unterwerfen, wenn dieser ihm, was seine Vorfahren nicht besessen, zugestehen wolle, daß er frei über die Bisthümer des Landes walte und bei Erledigung eines Bischofsstuhls aus eigener Macht denselben besetze. Arnulf folgte dem Rath der Seinen und wurde König Heinrichs Vasall, der ihm die Forderung, die er erhob, willig zugestand. 921.

So erzählt Bischof Liudprand von Cremona den Hergang der Sache, der etwa dreißig Jahre nach dem Ereigniß schrieb und am deutschen Hofe in der Verbannung lebend, nicht ohne Kunde von den Vorgängen in Deutschland war. Doch scheint seine Erzählung zum Theil dem Munde des Volks entnommen und nicht ohne sagenhafte Zusätze. Widukind von Korvei berichtet nur, König Heinrich habe Regensburg belagert, Arnulf aber sich zu schwach zum Widerstande gefühlt, deshalb die Thore geöffnet und sich dem Könige gestellt, dem er sich und sein ganzes Reich übergeben habe; ehrenvoll sei von Heinrich der Herzog aufgenommen und Freund des Königs genannt worden.

Gewiß ist, daß Arnulf Heinrich als seinen Oberherrn anerkannte, wie auch, daß ihm vertragsmäßig zu den Rechten, welche die anderen Herzöge übten, auch die Besetzung der Bisthümer in seinem Lande zugestanden wurde. Das letztere war um so höher anzuschlagen, als nach altem Herkommen nur der König, dem das Scepter durch Gottes Gnade übertragen war, die Bisthümer verleihen konnte. Hierdurch stand Arnulf noch bei weitem freier und selbstständiger da, als Burchard, und in der That waltete er in seinem Lande völlig wie ein König im Kleinen. Auch er nannte sich in seinen Urkunden: „Herzog der Baiern von Gottes Gnaden“, er ließ Münzen mit seinem Namen schlagen, schickte Grafen als seine Sendboten aus, und führte, wie Burchard, auf seine eigene Hand Kriege im Ausland. Von den Italienern im Jahre 934 gegen Hugo, den Eindringling aus der Provence, zur Hülfe gerufen, zog er nach der Lombardei, in der Absicht, sich dort

921. die in Baiern verlorene Königskrone zu gewinnen, aber ohne den gehofften Preis zu erringen.

Die Lande bis zum Rheine waren wieder verbunden: das Reich, wie es Ludwig der Deutsche einst bei der Theilung zu Verdun erhalten hatte; aber noch fehlte Lothringen, das später mit gutem Recht erworben und erst unter Konrad dem östlichen Reiche entrissen war. Auch hierauf richtete Heinrich sofort seinen Blick, und die Verhältnisse schienen seinen Wünschen entgegen zu kommen.

Nach Reginars Tode war in Lothringen dessen Sohn Giselbert in der herzoglichen Gewalt gefolgt, ein junger Mann, voll Kraft und unternehmenden Geistes, aber heftig, leidenschaftlich und unstät in Allem, was er begann. Die Art seines Volks spiegelte sich klar in ihm wieder, denn der Lothringer galt im Allgemeinen für ehrgeizig, habgierig, zugleich wetterwendisch und ränkesüchtig, indem er nach seinem Vortheile gern den Herrn und seine Treue wechselte. Auch Giselbert trachtete so nach hohen Dingen und glaubte, Nichts sei zu groß und zu schwierig, aber es fehlte ihm an der Besonnenheit und Ruhe, die glücklich zum entlegenen Ziele führt. Als ein Mann von kurzem, gedrungenem Bau, aber mit gewaltigen Kräften wird er geschildert, die Augen rollten ihm so unstät im Kopfe, daß Niemand die Farbe derselben unterscheiden konnte, seine Sprache war abgebrochen, die Fragen verlockend, die Antworten unklar und doppelsinnig. Giselbert gerieth, wie sich erwarten ließ, bald mit König Karl in Fehde, der ihm aber seine Vasallen abwendig zu machen wußte und ihn so in die Enge trieb, daß er das Land verließ und sich zu Heinrich flüchtete, durch dessen Verwendung allein er vom König Karl die Erlaubniß zur Rückkehr und die Rückgabe des größten Theils seiner Güter erhielt. Dies war noch zu den Zeiten König Konrads geschehen, bald aber nach dessen Tode empörten sich die großen Vasallen Karls, durch den Uebermuth eines seiner Höflinge gegen ihn gereizt, und es schien das Westfrankenreich in dieselbe Auflösung zu gerathen, wie das Ostfrankenreich kurz vorher unter Konrad. Auch Giselbert empörte sich gegen den König, mit ihm die meisten lothringischen Großen, die ihn zu ihrem Führer ernannten. Ganz in derselben Weise, wie Arnulf in Baiern, herrschte er nun im Lande; er riß die geistlichen Güter an sich, machte sich zum Abt der reichsten Klöster, besetzte das Bisthum Tongern nach seinem Belieben und zwang den Erzbischof von Köln die Weihe zu vollziehen. Giselbert erneuerte sofort seine Verbindung mit Heinrich, um an ihm einen Rückhalt im Kampfe gegen Karl zu finden, und würde schon damals dem östlichen Reiche sich ganz

angeschlossen haben, wenn nicht alsbald eine unerwartete Wendung der Dinge eingetreten wäre. Durch den Einfluß der Geistlichkeit und namentlich des Erzbischofs von Reims gewann Karl von Neuem sich Anhang und warf sich, um durch Kriegsruhm seine Macht wieder zu befestigen, in den Kampf. Er führte seine Vasallen gegen Heinrich und drang bis in den Nahegau und die Gegend von Worms vor, wo er aber von den deutschen Großen im Jahre 920 eine Niederlage erlitt. Durch große Versprechungen bewogen, waren auch Giselbert und die Lothringer zur Treue zurückgekehrt und unterstützten ihn in dem Kampfe gegen Heinrich, den Karl persönlich im Jahre 921 fortsetzte. 921.

Heinrich sah, daß ohne gewaltiges Blutvergießen jetzt Lothringen seinem Reiche nicht gewonnen werden konnte, er bot deshalb selbst die Hand zum Frieden mit Karl. Bei Bonn, wo der Rhein das Siebengebirge hinter sich läßt und in die weiten Niederungen tritt, kamen die beiden Könige zum Friedenswerke zusammen. Auf beiden Ufern des Flusses lagerten ihre Heere, in der Mitte des Stromes ankerte ein Schiff, wo sich die Könige begegneten. Hier schlossen sie am 7. November 921 einen Freundschaftsbund, und Karl erkannte durch denselben Heinrich als König der Ostfranken feierlich an. Das war ein wichtiges, bedeutendes Ereigniß, daß, nachdem die Schwaben und Baiern die königliche Macht über sich dem Sachsen zugestanden hatten, nun auch der letzte Karolinger die Herrschaft desselben neben sich als zu Recht bestehend erkannte und damit die Länder östlich des Rheins, auf die er bis dahin Erbansprüche behauptet hatte, förmlich aufgab. Erst hierdurch wurde rechtlich die Selbstständigkeit des ostfränkischen oder vielmehr deutschen Reichs begründet. So Großes war hierdurch gewonnen, daß Heinrich es wohl verschmerzen konnte, wenn er Lothringen noch nicht gewann.

Bald kam die Stunde, wo die Lothringer sich willig dem Ostreiche anschlossen. Mit der Geistlichkeit im Bunde suchte König Karl in derselben Weise, wie einst Konrad in den deutschen Landen, sein Ansehen gegen die empörten großen Vasallen wieder geltend zu machen; diese aber erhoben gegen ihn in dem Grafen Robert, dessen Bruder Odo schon einst die Krone getragen hatte, einen Gegenkönig. Ganz Frankreich und Lothringen spaltete sich in zwei feindliche Lager. 923. Bei Soissons kam es zu blutigem Kampfe. Robert fiel im Streite; Karl aber verlor die Schlacht, und als seine Gegner Roberts Schwiegersohn, den Herzog Rudolf von Burgund, zum König erhoben, verließen ihn auch seine letzten Anhänger. Der Graf Heribert bemächtigte sich endlich der Person König Karls und brachte sie in sicheren

923. Gewahrsam; nur auf kurze Zeit sah der unglückliche Fürst die Freiheit wieder und kehrte dann noch einmal in den Kerker zurück, wo er sein trauriges Dasein beschloß. Aber auch Rudolf fand nicht überall den Gehorsam, den er selbst seinem König und Lehnsherrn verweigert hatte. Herzog Giselbert und andere lotharingische Große widerstrebten seiner Herrschaft und riefen Heinrich mit seinen Sachsen in das Land.

Jetzt war der rechte Augenblick erschienen, wo Heinrich, der bis dahin ruhig der Entwickelung der Dinge zugesehen hatte, in Lothringen eingreifen mußte. Mit Heeresmacht zog er dorthin, und schnell unterwarf sich ihm der größere Theil des Landes. Schon rückte indessen auch Rudolf mit einem stattlichen Heere heran, und Heinrich hielt es auch jetzt nicht für gerathen, in blutigen Kämpfen das Land zu ersiegen. Er schloß deshalb mit Rudolf einen längeren Waffenstillstand und begab sich über den Rhein zurück. Nach Ablauf des 925. Waffenstillstands erschien er erst im Anfange des Jahrs 925 wieder auf dem Kampfplatz, aber er fand hier bereits Manches geändert. Giselbert und andere Große Lothringens hatten sich wieder auf Rudolfs Seite gewendet, und Heinrich mußte Zülpich, Giselberts Feste, belagern. Er nahm sie endlich mit Gewalt und zwang den wetterwendischen Mann, ihm Geißeln zu stellen. Nachdem Giselberts Widerstand so gebrochen war, unterwarf sich nach und nach das ganze Land. Am Ende des Jahrs war ohne blutigen Kampf, durch weise und geschickte Benutzung der Verhältnisse das schöne Lothringerland dem Ostreiche gewonnen, und der Rhein rollte zwischen deutschen Ländern seine Wogen dem Meere zu.

Auch hier hatte, wie Widukind — nach sagenhaften Erzählungen, wie es scheint, — berichtet, das Glück König Heinrich geholfen. Unter den Lothringern, heißt es, war ein angesehener Mann, mit Namen Christian; der sah, daß Alles dem Könige glückte, und er wollte sich deshalb durch ein besonderes Verdienst seine Gunst und Huld erwerben. So sann er auf eine List, Giselbert zu fangen. Er stellte sich krank und bat den Herzog, ihn zu besuchen. Als aber Giselbert arglos in die Falle ging und in Christians Burg erschien, ließ dieser ihn sogleich ergreifen und unter strenger Bewachung den Händen Heinrichs überliefern. Hocherfreut war der König, als er den gefährlichen Feind in seiner Macht wußte, aber er ließ ihn die Qualen harter Gefangenschaft nicht lange schmerzlich empfinden, sondern durch Liebe und Güte gewann er ihn für sich, denn er erkannte, daß Giselbert ein tüchtiger Mann war, und wußte, was er in Lothringen galt.

Wie dem auch sei, fest steht es, daß Heinrich an Giselbert die 925. herzogliche Gewalt in Lothringen überließ und ihn später ganz und dauernd an sich fesselte, indem er ihm sogar im Jahre 928 seine Tochter Gerberge vermählte. Als Lothringen dem Ostreiche wieder gewonnen war, wurden auch die Konradiner in den Besitzungen und Lehen, die sie hier früher gehabt hatten, hergestellt. Herzog Eberhard, der nicht wenig dazu beitrug, die Angelegenheiten glücklich zu beendigen, wurde Pfalzgraf in Lothringen; denn die Stellung des Pfalzgrafen hatte sich hier aus den Zeiten der Selbstständigkeit des Landes erhalten. Die Macht der Heinrich jetzt so nahe verbündeten konradinischen Familie jenseits des Rheins diente zugleich ihm zur Sicherung des neuerworbenen Besitzes. König Rudolf hat wahrscheinlich selbst später förmlich die Abtretung des lothringischen Landes anerkannt.

Im sechsten Jahre seiner Regierung hatte König Heinrich das große Werk der Einigung aller deutschen Länder und Stämme vollendet; ihm war gelungen, wonach König Konrad seine ganze Regierung hindurch so hartnäckig und doch so erfolglos gestrebt hatte. Nicht mit Hast und Ungeduld, nicht mit Drohungen und Schrecken hatte er solches erreicht, sondern durch Ruhe, klare Erkenntniß der wahren Lage der Dinge und durch jene gepriesene Friedfertigkeit, die ihn deutsches Blut nicht zwecklos gegen Deutsche vergießen ließ. So war ein Bund der Eintracht und des Friedens unter den deutschen Stämmen gestiftet worden, der mit der Zeit fester und fester sich schürzte und knüpfte, der die Deutschen erst zu Einem Volke bildete und das nationale Gefühl in ihnen kräftiger wachsen und gedeihen ließ. Dies Reich, das Heinrich begründete, mag man einen Staatenbund nennen, aber zeitig genug entwickelte sich daraus ein starker, einheitlicher Staat. Heinrich hatte das Ziel erreicht, das der Papst und die Bischöfe auf dem Concil zu Altheim sich gesetzt hatten und das sie nicht erreichen konnten, die Einigung Deutschlands, aber er war freilich zu diesem Ziele auf sehr anderen Wegen gelangt, als die jene Bischöfe einschlugen. Nicht sie sind es also gewesen, die den ersten Grundstein zum Bau des deutschen Reichs gelegt, sondern der Mann, der die Krone aus Priesters Hand zu nehmen sich weigerte.

So still und unvermerkt erfolgte die Bildung der neuen Königsgewalt und entwickelten sich die Anfänge des deutschen Reichs, daß man bald nachher schon kaum mehr wußte, wie Alles dies geschehen war. Wenigstens gesteht dies offen der älteste Biograph der Königin Mathilde, der nur wenige Jahre nach ihrem Tode schrieb und in den

925. Geschichten des sächsischen Hauses sonst wohl bewandert war. Friedlich und still war Alles vollendet, eine neue Ordnung der Dinge auf Jahrhunderte hin mit Leichtigkeit, wie auf Zauberschlag möchte man sagen, gegründet, endlose Wirren waren auf das Einfachste gelöst. Es war, wie wenn bei nächtlichem Dunkel ein geheimer Schrecken über die Menschheit hereinbricht, da tobt und drängt Alles wild durcheinander, und von Minute zu Minute wächst die fürchterliche Verwirrung, überall Verzweiflung und Bangen des Todes, nirgends Rettung und Hoffnung: bis endlich die Sonne plötzlich im Morgen aufblitzt und ihre lichten Strahlen alle Gefilde vergolden; leicht sondern sich dann die verwirrten Massen, es findet sich, was zueinander gehört, Ordnung und Ruhe kehrt zurück, und die Welt lacht wieder in ihrem Glanze den Menschen. Heinrichs klarer und ruhiger Geist war jene Sonne, die das Dunkel über den deutschen Ländern in Licht verwandelte.

4.

Heinrichs Siege über die Wenden, Ungern und Dänen.

Als Heinrich die Länder diesseits des Rheins unter seiner Oberhoheit geeint und Lothringen dem Reiche verbunden hatte, überließ er die Sorge für die einzelnen Länder den Herzögen. Am Freiesten unter ihnen waltete und schaltete Herzog Arnulf von Baiern und niemals, so viel wir wissen, ist Heinrich persönlich wieder in dessen Herzogthum erschienen und hat in die Angelegenheiten desselben unmittelbar eingegriffen. Näher trat schon Schwaben dem Reiche, als nach 926. dem Tode Herzog Burchards im Jahre 926 der fränkische Graf Hermann, ein Sohn des im Ungernkampf gefallenen Gebhard und ein Vetter Herzog Eberhards, das Herzogthum Schwaben — wir wissen nicht auf welche Weise — empfing, indem er sich zugleich mit Reginlinde, der Wittwe Herzog Burchards, vermählte. Indem ein Franke die höchste Gewalt in Schwaben erhielt, wurde die nationale Bedeutung des Herzogthums bereits geschwächt und dasselbe den allgemeinen Interessen des Reichs genähert. Wie hier die Konradiner jetzt der Machtvergrößerung Heinrichs dienten, so auch in Lothringen, wo neben Herzog Giselbert der Franke Eberhard als Pfalzgraf

eine einflußreiche Stellung bekleidete. Durch die vielfachen Berührungen Lothringens mit den Parteikämpfen im Westfrankenreiche waren die Verhältnisse in diesem Lande noch immer sehr verwickelt, und nur langsam kehrte ein gesicherter Zustand zurück. Wiederholt mußte hier Heinrich noch ferner persönlich einschreiten. So zog er im Jahre 928 mit großer Heeresmacht aus, um jene Feste Durfos, in der sich einst Reginar gegen König Zwentibold behauptet hatte und die jetzt König Rudolfs Bruder, Graf Boso, besetzt hielt, mit Gewalt zu nehmen. Es gelang ihm damals mit Herzog Giselbert dessen Bruder Reginar, der sich erst jetzt unterwarf, und jenen Boso auszusöhnen. Die Angelegenheiten Frankens lagen überdies ganz in den Händen der Konradiner, die nun überall in den Rheingegenden mächtig, die Herrschaft mit Heinrich beinahe zu theilen schienen und die Stellung in der That gewannen, nach der sie unter König Konrad vergebens getrachtet hatten. Wenn auch das Reich auf die Sachsen übergegangen war, so blieb doch den Franken eine äußerst einflußreiche Stellung. Mit dem Beirath der fränkischen Großen entschied Heinrich auf Fürstentagen, wie er sie zu Seelheim in Oberhessen und Worms hielt, über die wichtigsten Angelegenheiten des Reichs. Auch Synoden traten auf den Befehl des Königs zusammen, um die aufgelöste Kirchenzucht herzustellen; wir finden auf solchen Synoden, wie sie zu Koblenz, Duisburg und Erfurt abgehalten wurden, fränkische, lothringische, schwäbische und sächsische Bischöfe, während die baiersche Kirche in ihrer geschiedenen Stellung unter Herzog Arnulf blieb. Auf Arnulfs Geheiß wurde im Jahre 932 eine baiersche Synode nach Dingelhofen berufen.

Mit voller, freier Macht waltete König Heinrich nur über seine Erbländer Sachsen und Thüringen, und diesen Ländern wandte er daher auch seine besondere Sorgfalt zu. Mit rastloser Thätigkeit strebte er dahin, hier die Ruhe im Innern völlig herzustellen und das Volk gegen seine äußeren Feinde zu schirmen. Sichtlich erhob sich das Land aus dem Verfall, und was Heinrich hier mit weiser Fürsorge ordnete, diente den anderen Ländern zum Beispiel und Muster.

Dem wackeren Manne hilft das Glück. Und wohl war es ein Glück, daß nach dem verheerenden Zuge der Ungern im Jahre 919 diese schlimmsten Feinde die deutschen Länder eine Zeit lang verschonten. Aber im Jahre 924 erschienen sie von Neuem und wandten sich besonders gegen Sachsen. Alles, wohin sie kamen, wurde verwüstet. Die Burgen und festen Plätze, die Klöster und Kirchen, die Wohnungen des armen Landmanns wurden vom Feuer zerstört; Alt und Jung, Mann und Weib wurden erwürgt, wieder konnte man an den Rauch-

924.

924. wolken und dem Feuerscheine am Himmel die Straßen verfolgen, welche der furchtbare Feind zog, wieder flüchtete man sich in das Dickicht der Wälder, auf die Spitzen der Berge und in verborgene Höhlen. „Es ist besser, hiervon zu schweigen," sagt Widukind, „als „durch Worte das Leid noch zu steigern."

König Heinrich wagte nicht dem überlegenen Feinde im offenen Kampfe zu begegnen. Er hatte schon früh den Krieg gegen denselben kennen gelernt und glaubte nicht, daß sein Heer ihm gewachsen sei. Wohl war jeder freie Sachse nach vollendetem dreizehnten Jahre verpflichtet die Waffen zu tragen und dem allgemeinen Aufgebot gegen einbrechende Feinde zu folgen, auch galten dem Buchstaben nach noch die alten Kriegsordnungen des fränkischen Reichs, wonach jeder freie Mann, wenn er mindestens fünf Hufen Landes besaß, zum Heerbann sich persönlich zu stellen hatte und die kleineren Grundbesitzer gemeinschaftlich einen Streiter ausrüsten sollten; aber diese Ordnungen waren längst in Verfall, die Zahl der freien Leute hatte sich in den unglücklichen Zeiten bedeutend vermindert, nur selten und dünn trat der Heerbann zusammen, und wenn er sich sammelte, waren es Schaaren, die den Krieg nicht mehr verstanden. König Ludwig das Kind und selbst Heinrich konnten, wie uns erzählt wird, nur durch Androhung der Todesstrafe den Heerbann zusammenbringen. Der Adel mit seinen Vasallen und Dienstleuten lebte freilich im steten Gebrauch der Waffen und focht seine Fehden mit seinen Gefolgen aus; auch waren der Fehden leider genug zu diesen Zeiten in den deutschen Ländern gewesen, und selbst Sachsen war von ihnen nicht unberührt geblieben. Aber in solchen Kämpfen galt es meist durch persönlichen Muth und List im Handgemenge mit Wenigen zu entscheiden, und diesen Krieg im Kleinen verstanden damals die Deutschen recht wohl; doch in offener Feldschlacht einem an Zahl überlegenen Feinde zu begegnen, ein ganzes Volk zu bekämpfen, Massen mit Massen zu schlagen — die Kunst hatten die Deutschen nur zu sehr verlernt. Wenn daher auch Heinrich das kriegsgeübtere Dienstheer der Vasallen aufbot, so war es ungeregelt, ohne festen Zusammenhalt und zu großen Unternehmungen nicht zu benutzen. Ueberdies mußte den Ungern im Reiterkampfe begegnet werden, und obgleich das fränkische Vasallenheer schon längere Zeit fast allein aus Rittern bestand, war doch in Sachsen der Reiterdienst noch neu und wenig verbreitet. Der größte Theil des Adels hielt hier nur schlecht bewaffnete Dienstleute, die zu Fuße, wie einst im Heerbann, den Kriegsdienst leisteten; die Kunst, im Kampfe das schnelle Roß zu tummeln, war in Sachsen das

Geheimniß einer geringen Zahl. Daher konnte sich Heinrich auch auf ein Vasallenheer, wie es die Sachsen zu stellen vermochten, den Ungern gegenüber nicht verlassen. Er vermied deshalb jede Schlacht und schloß sich in seiner festen Burg und Pfalz Werla, am Fuße des Harzes unweit Goslar, ein. 924.

Die Gunst des Glücks fehlte Heinrich auch jetzt nicht. Ein vornehmer Unger wurde von den Leuten des Königs gefangen und zu ihm gebracht. Der Gefangene stand in hoher Gunst bei seinem Volke, und die Ungern schickten deshalb sogleich Gesandte, ihn aus den Banden des Feindes zu lösen. Gold und Silber boten sie für ihn im reichsten Maaße; aber nicht darnach stand Heinrichs Sinn. Frieden, nur Frieden verlangte er, ja er erbot sich, wenn der ihm auf neun Jahre gewährt würde, nicht nur den Gefangenen zurückzuliefern, sondern auch jährlich Tribut den Ungern zu zahlen. Auf diese Bedingungen hin gelobten die Ungern neun Jahre das Sachsenland zu verschonen und zogen der Heimath zu.

Nichts wahrlich ist schimpflicher und entwürdigender, als das Vaterland einem Feinde tributbar zu machen und so ihm die Knechtschaft zu erkaufen. Durch solche Feigheit war vor Allem die Herrschaft der Karolinger untergegangen, das wußte Heinrich recht wohl. Aber nicht um träger Ruhe zu fröhnen, hatte er den Abzug der Feinde erkauft; sondern nur um dauernd die Freiheit Sachsens zu sichern, wich er in der schlimmsten Stunde der Noth, und vom ersten Augenblick der Ruhe arbeitete er unablässig, die ihm gegönnte Frist aus allen Kräften zu nützen. Neun Jahre dünkten ihm genug, um das so oft verheerte Land in einen haltbaren Vertheidigungszustand gegen den Feind zu setzen, und sie waren genug.

Heinrichs Vertrag mit den Ungern ging nur auf Sachsen, denn Baiern, Schwaben und Lothringen wurden im Anfange des Jahres 926 von den Ungern arg heimgesucht; vielleicht konnte, vielleicht wollte Heinrich nicht diesen Ländern den Frieden erwirken. Mochten sie, die sich so gern gegen das Reich abschlossen, mit eigener Hand sich gegen den Feind von außen schützen, mochten jene kriegerischen Herzöge selbst das Waffenglück versuchen; Heinrich sorgte zunächst nur für Sachsen und Thüringen, und auf diese Lande allein erstreckten sich seine Anstalten zur besseren Vertheidigung und Bewahrung des Landes und Volkes.

Größere befestigte Ortschaften gab es damals in Sachsen und Thüringen noch nicht. Nur an den Ufern des Rheins und der Donau und jenseits derselben, wo einst die Römer gewohnt hatten, gab 924–928.

924—928. es auf deutschem Boden volkreiche Städte mit festen Mauern und Thürmen, die aber seit den Normannenzügen und den Ungernkriegen fast sämmtlich zerfallen waren und in Trümmern lagen. Die Sachsen wohnten noch nach uralter Sitte auf einzelnstehenden Höfen, mitten in ihren Fluren und Aeckern, oder hatten sich in offene Dörfer zusammengebaut. Nur hier und da erhoben sich im Lande Königspfalzen und feste Schlösser adliger Herren, nur hier und da wurden die umfriedeten Sitze der Bischöfe, Priester und Mönche die ersten Sammelpunkte eines lebendigeren Verkehrs. Die Grenzen waren schlecht gehütet, die Festen, die Karl der Große einst hier angelegt hatte, waren meist in den Kriegen gegen die Dänen und Wenden zerstört worden. Das Land lag also, ohne Gegenwehr leisten zu können, dem einbrechenden Feind offen, der dann im Innern bei der Zerstreuung der Wohnsitze eben so wenig aufzuhalten war. Das erste Erforderniß schien Heinrich, die bestehenden Burgen zu erweitern und stärker zu befestigen, wie auch neue Festen anzulegen, um größere Streitkräfte in sicheren Plätzen sammeln zu können. Besonders mußte dies an den Grenzen geschehen, um den Feind an der Schwelle des Landes zurückzuweisen.

Schon vorher war es Otto und Heinrich gelungen, die Sorben an der Saale gänzlich zu unterwerfen, wie die wendischen Stämme, die über die mittlere Elbe vorgedrungen waren, über den Fluß zurückzutreiben. In diesen Markgegenden, die ihm als Sieger zugefallen waren, hatte Heinrich seine Dienstleute in Menge angesiedelt und gegen kleinere oder größere Lehen zum Kriegsdienst verpflichtet. Hier, wo Alles eine besondere streng kriegerische Verfassung erhalten hatte, und in den zunächst anstoßenden Gauen, die meist mit diesen Marken unter derselben Leitung standen, wurden hauptsächlich die Burgen angelegt. Auf gleiche Weise hatte König Edward von England einige Jahre vorher gegen die Dänen eine ganze Reihe von Grenzburgen hergestellt oder neu erbaut und dadurch sein Reich gegen die Ueberfälle der Feinde glücklich gesichert; es ist sehr wahrscheinlich, daß Heinrich auch hier dem Beispiele der Angelsachsen folgte.

Tag und Nacht wurde nun in den Markgegenden gebaut, Haus mußte an Haus, Hof an Hof sich schließen. Ohne Rast und Ruh ging die Arbeit fort, ungewohnte Mühen und Anstrengungen sollte das Volk ertragen lernen, denn schon im Frieden mußte es sich abhärten, um die Entbehrungen des Kriegs später muthig zu bestehen. Schnell stiegen mit Wällen und Mauern umringte Ortschaften in jenen Grenzgegenden auf. Kleinere Plätze wurden vergrößert, zerstörte Befestigungen hergestellt, oft erhoben sich zahlreichere Wohnungen der

!enschen plötzlich, wo früher nur eine einsame Hütte gestanden hatte. 924–928.
o wurde Quedlinburg am Harz auf Fluren, welche die Bode durch-
eßt, von Grund aus aufgebaut; so Goslar, wohin später die Pfalz
ierla verlegt wurde, am Rammelsberge, in dessen unterirdischen Gän-
n man bald die ersten Adern edlen Erzes in Sachsen entdeckte.
!erseburg, das dem Könige immer um Hatheburgs willen ein theu-
r Ort blieb, wurde vergrößert und erhielt eine neue steinerne Mauer.
ier in und um Merseburg eröffnete Heinrich auch gewissermaßen
ı Asyl für Verbrecher, um die Stadt zu bevölkern und wehrhaft
gen die Feinde zu machen. Dieses verdächtige Volk wohnte in der
orstadt von Merseburg und in dem nahen Burgward Keuschberg, wäh-
nd die eigentliche Burg von verläßlichen Dienstleuten besetzt war.
ie Merseburger oder Keuschberger nannte man jene Schaaren; ein
ame, der bald auf ähnliche Kriegsknechte auch an andern Orten
ıertragen wurde. „Es war," sagt Widukind, „eine Kriegsschaar, aus
Räubern gebildet. Denn König Heinrich verschonte, wie er gegen
eine Landsleute gern milde war, wohl selbst Diebe oder Räuber, wenn
ie sonst nur muthige und kriegstüchtige Männer waren, mit der
hnen gebührenden Strafe und siedelte sie in die Vorstadt von Merse-
ıurg an. Er gab ihnen dann Aecker und Waffen, und gebot ihnen,
nit ihren Landsleuten Friede zu halten, gegen die Wenden aber er-
aubte er ihnen auf den Raub auszuziehen, so oft sie es wollten."
o stark war diese Merseburger Schaar, daß sie wenige Jahre später
)00 Mann zum Kriege gegen Böhmen stellen konnte.

Aber auch auf andere Weise suchte Heinrich die Bevölkerung
r neuen Städte zu heben. Er gebot, alle Gerichtstage, Volksver-
mmlungen und Gelage, wo die Sachsen zusammenkamen, um ihre
ıändel zu scheiden oder sich über das öffentliche Wohl zu berathen,
llten fortan hinter Stadtmauern gehalten werden, damit sie, die das
ben in eingeschlossenen Orten immer noch für eine Absperrung und
inkerkerung hielten, sich allmählich daran gewöhnten. Auch hier
)eint er dem Beispiel König Edwards gefolgt zu sein, der in ähn-
her Weise alle Kaufhandlungen innerhalb der Burgthore vorzuneh-
en gebot.

An diesen befestigten Ortschaften sollten bei einem neuen Einbruch
e Feinde nicht nur einen hartnäckigen Widerstand finden, sondern sie
llten zugleich allen Grenzbewohnern Zuflucht und Sicherheit gewäh-
n. Deshalb mußte je der neunte Mann von den in den Grenz-
ndern mit Lehen ausgestatteten Dienstleuten in die Stadt ziehen,
er für sich und zugleich für seine acht Gefährten Wohnung herrich-

921—928. ten, wie auch Speicher und Vorrathskammern besorgen, denn der dritte Theil aller Feldfrüchte, die gewonnen wurden, mußte in die Stadt eingeliefert und dort aufgespeichert werden. Die acht aber, die draußen waren, bestellten für den in der Stadt das Feld, säeten und erndteten für ihn und brachten die Erndte in seine Scheuern. Außerhalb der Stadt sollten diese Dienstleute sich keine oder nur werthlose Wohnungen anlegen, da diese doch bei dem ersten Angriff der Feinde dem Untergange geweiht waren.

Obwohl diese Anordnungen zunächst nur für die Marken Sachsens und Thüringens getroffen waren, wirkten sie doch gewiß auch tiefer in das Land hinein und gewöhnten die Sachsen an das städtische Leben. Allmählich verschwanden mehr die kleinen, einzelnstehenden Burgen, meist nur Raubnester, im Lande; um die größeren Festen und hauptsächlich um die Königspfalzen bildeten sich volkreiche Städte; um die Bischofssitze und die berühmtesten Kirchen und Klöster erwuchs ein immer lebendigerer Verkehr, zahlreicher bauten die Menschen ihre Wohnungen zusammen und befestigten die Plätze dann gegen die Feinde. So entstanden die Städte Sachsens und Thüringens, zunächst als Wehr gegen äußere Feinde, dann aber ein fruchtbarer, friedlich eingehegter Boden, auf dem einst die schönsten Früchte deutschen Fleißes und deutscher Geistestiefe gedeihen sollten. Zwar ist es nicht richtig, daß Heinrich die städtischen Freiheiten und Gerechtsame in Deutschland begründet hat, wie man früher wohl glaubte, aber den Beinamen der Städtegründer trägt er doch nicht mit Unrecht, denn er war es, der die Sachsen zuerst planmäßig an das Leben in Stadtmauern hinter dem Verschluß der Thore gewöhnte und die Zerstreuten in engere Kreise des Lebens zusammendrängte. Wenn daher Einer durch das weite Sachsenland zieht, und es winkt ihm schon von fern eine volkreiche Stadt mit ihren hohen Thürmen, und er sieht, wenn er eintritt, wie viele Tausende hier ein friedliches und fleißiges Leben führen, so soll er Heinrichs gedenken, der die Sachsen zuerst zu dem Städtebau zwang und ihnen feste Plätze zu bauen gebot.

Aber dem Kriege begegnet nur der Krieg, der Heeresmacht nur Heeresmacht, und Heinrich mußte ein Heer, das den Ungern widerstehen konnte, sich erst schaffen. Wie er die Sachsen zuerst an das städtische Leben, so mußte er sie auch zuerst an den Reiterdienst zu Pferde gewöhnen, der bei den Franken schon lange in Uebung war. Heinrichs militärische Anordnungen betrafen besonders den Dienst der Vasallen in Sachsen, die er mit berittenen Dienstleuten und Knechten sich

dem Aufgebot zu stellen nöthigte. Durch die große Zahl der königlichen Dienstleute in den Marken vermehrt, bildete sich so ein zahlreiches Reiterheer, das er jahrelang emsig und ausdauernd übte. Dieses Vasallenheer war fortan die Grundlage aller seiner kriegerischen Unternehmungen, und den Kern desselben scheinen des Königs eigene Kriegsmannen, wie sie in den Marken angesiedelt waren, gebildet zu haben. Wenn auch Heinrich und seine Nachfolger dann bei Landesbedrängniß noch öfters den ganzen Heerbann aufgerufen haben, so verlor doch seitdem der Kriegsdienst zu Fuß im Heerbanne allen Glanz und alle Ehre. Bald galten die Worte Kriegsmann und Rittersmann für gleichbedeutend: aus dem Volksheere wurde ein Ritterheer. Den Dienst zu Fuße verlernten allmählich die Sachsen, wie die Deutschen überhaupt, und lange hat es bedurft, ehe sie sich wieder in ihm Geltung verschafften. So wurde die Heeresordnung und Kriegsführung unter den Deutschen durch Heinrich umgestaltet und auf neue Bahnen gebracht. 924–928.

Vier Jahre war Heinrich mit der Ordnung aller dieser Dinge beschäftigt. „Meine Zunge," sagt Widukind, „kann nicht aussagen, „mit welcher Umsicht und Wachsamkeit er damals Alles gethan hat, „was zum Schutze des Vaterlands diente."

928. Darauf begann er einen Krieg gegen die nächsten Feinde seines Reichs, die Wenden, welche nimmer dem Sachsenvolk Ruhe ließen. Sie waren weniger gefährlich und furchtbar, als die Ungern, und der Krieg gegen sie zugleich die beste Uebung und Schule gegen den stärkeren Feind. Der erste Angriff galt den Hevellern, einem wendischen Stamme, der auf beiden Seiten der breiten, seereichen Havel und an der untern Spree wohnte. Mehrmals kam es zum Kampfe, immer siegte Heinrich und drang endlich bis zur Hauptfeste dieses Stammes, dem jetzigen Brandenburg, vor. Die Stadt, Brennaburg damals genannt, lag rings von der Havel umflossen. Es war mitten im Winter, als Heinrich sie belagerte, und auf dem Eise schlug er sein Lager auf. Eis, Eisen und Hungersnoth: die drei brachten Brennaburg zu Fall, und mit ihm fiel das ganze Hevellerland in die Hände des Siegers.

Danach zog Heinrich südwärts gegen die Daleminzier, gegen die er einst seine ersten Lorbeeren erfochten hatte. Sie kannten schon die Streiche von Heinrichs Schwerdt und wagten nicht, ihm im offenen Feld zu begegnen; sie schlossen sich deshalb in ihre Feste Jana ein, aber am zwanzigsten Tage wurde auch diese genommen. Tödtlicher Haß herrschte zwischen Wenden und Sachsen, und auch hier fielen

928. ihm blutige Opfer. Die Stadt wurde geplündert, was mannbar war, erschlagen, die Kinder als Sklaven verkauft. So wollte es die arge Sitte, und der Deutsche hat sein Wort Sklave von den Slaven genommen.

Weiter südwärts drang Heinrich gegen die mächtigen, den Wenden stammverwandten Böhmen vor, und über den finstern Böhmerwald rückte zugleich ein Baiernheer unter Herzog Arnulf, der dem Könige diesmal Heeresfolge leistete, in das Land ein. Vereinigt kämpften zum ersten Male wieder nach langer Zeit Sachsen und Baiern. Tief bis in die Mitte des Landes drangen sie ein, wo am Strande der schnellen Moldau das alte Prag liegt. Hier übergab der junge Böhmenherzog Wenzel, durch den Einfluß seiner frommen Großmutter Ludmilla dem Christenthum bereits gewonnen, sich und sein Land dem Könige. Als Lehn erhielt er es zurück und zahlte von nun an willig dem Sachsen den Tribut, der vielleicht schon damals, wie später, in 500 Mark Silber und 120 Stück Rindern bestand. Seit jener Zeit forderten Deutschlands Könige von den Böhmenfürsten Lehnspflicht und Gehorsam, bis endlich das Land selbst in viel späterer Zeit an deutsche Fürsten kam.

Während der König selbst diese slawischen Stämme unterjochte, hatten sächsische Grafen mit Glück gegen die nördlich wohnenden Wenden gekämpft. So waren zuerst bezwungen worden die Redarier, die in dem seereichen Lande nördlich von der Havel bis zur Peene wohnten; dann die Abodriten und Wilzen, die nordwärts und westlich von jenen ihre Wohnsitze bis zu dem Strande der Ostsee hatten. Binnen kurzer Zeit wurde der größte Theil des Landes zwischen Elbe und Oder der Herrschaft der Sachsen gewonnen.

Aber der harte Sinn der Wenden war nicht gebrochen, und das vergossene Blut schrie um Rache. Wüthend erhoben sich zuerst die Redarier gegen die Herrschaft der Deutschen, sie schaarten sich zusam-
929. men und überfielen alsbald Walsleben, das in der Altmark, nahe der Elbe, zwischen Werben und Arneburg liegt. Volkreich war damals der stark befestigte Ort, aber konnte sich doch gegen die Ueberzahl der Feinde nicht vertheidigen. Mit Sturm wurde Walsleben genommen, alle seine Bewohner getödtet, Keiner sah den kommenden Tag. Dies war der Weckruf zur allgemeinen Erhebung; wie Ein Mann standen alle wendischen Stämme auf, um das verhaßte Joch der Sachsen abzuschütteln.

Heinrich rüstete schnell und befahl dem Bernhard, dem er die Bewachung der Redarier übertragen hatte, wie dem Grafen Thietmar

sogleich den Krieg mit der Belagerung der Feste Lenzen, die in den Händen der Wenden war, zu beginnen. Es wurde der Heerbann, so gut es in der Eile ging, im Sachsenlande gesammelt und mit den königlichen Dienstleuten, die in den Marken standen, unter ihren Befehl gestellt. Schon fünf Tage lag man vor Lenzen, da meldeten Kundschafter, ein Heer der Wenden sei in der Nähe und wolle bei einbrechender Nacht das Lager der Sachsen überfallen. Bernhard ließ sofort das Heer bei seinem Zelte versammeln und gebot, man solle wohl auf der Hut sein und die ganze Nacht unter Waffen stehen. Die Menge trennte sich und überließ sich der Freude oder der Angst, der Hoffnung oder Furcht, je nachdem einer den Kampf wünschte oder nicht. Die Nacht brach herein, finsterer als gewöhnlich, der Himmel war mit schweren Wolken bezogen, und der Regen floß in Strömen herab. Bei solchem Wetter sank den Wenden der Muth, und sie unterließen den Angriff; die Sachsen aber standen die ganze Nacht unter Waffen. Als der Morgen dämmerte, da beschloß nun Bernhard selbst einen Angriff zu wagen und ließ das Zeichen zum Aufbruch geben. Zuvor aber nahmen Alle im Heer das heilige Abendmahl — so war es Sitte vor der Schlacht — und mit feierlichem Eidschwur gelobten sie erst ihren Führern, dann sich untereinander Beistand und Hülfe in der Noth. Als die Sonne hervorbrach — in heller Bläue strahlte der Himmel nach dem nächtlichen Regenguß — zogen sie aus dem Lager, die wehenden Fahnen voran. Den ersten Angriff machte Bernhard selbst, doch der Uebermacht der Gegner mußte er weichen. Dennoch hatte er soviel gesehen, die Wenden hatten nicht mehr Reiter als er, wohl aber unermeßliche Schaaren von Fußvolk, die jedoch nur mit Mühe auf dem schlammigen Boden sich vorwärts bewegten und mit Gewalt von Reitern im Rücken vorgejagt wurden. Da faßten er und die Sachsen wieder Muth. Mehr aber wuchs derselbe, als sie sahen, wie aus den nassen Kleidern der Wenden ein dichter Dunst zum Himmel emporstieg, während sie selbst vom klaren Lichte rings umflossen waren. Es war ihnen, als ob der Christengott mit ihnen sei im Kampfe gegen die Heiden. Abermals wurde das Zeichen zum Angriff gegeben, und mit freudigem Feldgeschrei stürzten sie sich in die Reihen der Feinde. Dicht gedrängt standen die Wenden, vergebens versuchte man sich eine Gasse durch die Schaaren zu brechen, aber rechts und links wurden einzelne Züge der Wenden, die von der Masse ihrer Gefährten sich sonderten, angegriffen und niedergemacht. Viel Blut wurde so auf beiden Seiten vergossen, doch noch immer hielten die Wenden Stand. Da schickte Bernhard einen Boten an Thietmar, er

929.

929. solle dem Heere zu Hülfe eilen, und schnell sandte dieser einen Hauptmann mit funfzig gewaffneten Rittern in die Seite der Feinde. Wie ein Unwetter stürzte sich dieser auf die Wenden; da wankten die Reihen derselben, und bald ergoß sich das ganze Heer in die wildeste Flucht. Rings auf dem Blachfelde wüthete das Schwerdt der Sachsen. Die Wenden suchten Lenzen zu erreichen, aber umsonst. Thietmar hatte die Wege besetzt. Da stürzten sich Viele voll Verzweiflung in einen nahe belegenen See, und die das Schwert verschont hatte, fanden hier ihren Tod. Von dem Fußvolk kam Keiner davon, Wenige nur von den Reitern. Achthundert geriethen in Gefangenschaft, den Tod hatte man ihnen gedroht, und den Tod fanden sie alle am kommenden Tage. Mehr als 100,000 Wenden sollen bei Lenzen gefallen sein. Auch die Sachsen erlitten schmerzliche Verluste und vermißten manchen edlen Mann in ihrem Heere. Mit diesem Schlage war der Krieg beendigt. Am andern Tage ergab sich Lenzen, die Bewohner streckten die Waffen, sie baten allein um das Leben. Das ließ man ihnen, nackt mußten sie aus der Stadt ziehen, ihre Weiber, ihre Kinder, ihre Knechte, ihr Hab' und Gut, Alles fiel in die Hände der Sieger.

Herrlichen Ruhm vor allem deutschen Volk erwarben sich Bernhard und Thietmar, denn über ein unermeßliches Heer der gehaßten Wenden hatten sie mit einer eilig zusammengerafften, im Verhältniß geringen Mannschaft einen glänzenden Sieg davongetragen. Auf das ehrenvollste empfing sie der König, und aus seinem Munde erhielten ihre Thaten das schönste Lob.

In den Siegesjubel mischten sich andere Freudenklänge. Gerade damals feierte Heinrich die Hochzeit seines ältesten Sohnes Otto. Aus dem königlichen Geschlecht der stammverwandten Angelsachsen hatte er ihm die Gefährtin seines Lebens erkoren; die schöne Editha, König Edwards Tochter und die Schwester König Athelstans, der damals mit starker Hand England beherrschte, sollte Otto zum Altare führen. Und so geschmeichelt hatte sich Athelstan durch Heinrichs Werbung gefühlt, daß er nicht nur Editha, sondern auch deren Schwester Elgiva nach Deutschland hinübersandte, zwischen beiden möchten Heinrich und Otto wählen. Von dem Kanzler Athelstans Thorketul begleitet, schifften sie den Rhein hinauf bis Köln, da wurden sie von König Heinrichs Gesandten empfangen. Editha blieb die Erkorne, und alsbald wurde die Vermählung mit großer Pracht gefeiert. Als eine reiche Morgengabe empfing Editha von ihrem Gemahl Magdeburg und viele schöne Güter im Sachsenlande. Nach einem Jahre

gebar sie ihm einen Sohn, der den Namen Liudolf erhielt. Alles Volk begrüßte mit Jubel und Freude die Geburt dieses Kindes, in dem man den Herrscher der Zukunft sah, und Niemand ahnte wohl, wie trübe Schicksale desselben harrten. 930.

Noch einmal zog dann König Heinrich gegen die Wenden, diesmal galt es den Lausitzern auf beiden Seiten der Spree. Von dem Lande der Daleminzier aus, in dem Heinrich die Feste Meißen erbaut hatte, unternahm er den Zug. Er ging über die Elbe und drang ungefährdet in das Land der Feinde ein. Zwischen Dahme und Schlieben liegt jetzt ein kleiner Flecken, mit Namen Lebusa: das war damals die Hauptfeste der Lausitzer, sie faßte zehntausend Bewohner, hatte zehn Thore und stärke Mauern, von denen man noch jetzt Ruinen sieht. Lebusa wurde von Heinrich belagert, mußte sich ergeben, und das ganze Land ward dem König zinspflichtig. Viel Blut ist gewiß auch hier geflossen, denn gegen Wenden ließ Heinrich das Schwerdt nicht in der Scheide. 932.

Fröhlich gedeiht nun seit Jahrhunderten deutsches Leben zwischen Elbe und Oder, aber es ist auf einem Boden enssprossen, von dem jede Scholle mit heißem Blut getränkt ist. Es waren eherne Zeiten, wo deutsche Sitte und deutsche Sprache und mit ihnen das Christenthum in diese Gegenden gepflanzt ist; schwer wie Eisen hat die Hand der Sachsen auf den Wenden geruht und sie endlich zermalmt und vernichtet. Wenn sie murrten unter solchem Joch und es unwillig trugen, wenn sie noch oftmals sich gegen ihre Dränger erhoben und in den Kampf der Verzweifelung stürzten, wer wollte sie deshalb verklagen? —

Aber schon waren die neun Jahre des Waffenstillstands mit den Ungern dem Ende nahe und der Krieg mit diesen schlimmsten Feinden des Reichs drohte von Neuem. Heinrich, wir sahen es, hatte diese Frist trefflich genutzt. Sachsen war durch feste Orte geschützt, dem Könige stand ein im Kriege erprobtes, ihm treu anhängliches Vasallenheer zu Gebote; jetzt war es Zeit sich mit dem alten Gegner zu messen. 933.

Der König berief daher alles Volk zu einem Landtage und sprach dort also: „Wie große Verwirrung und Unordnung einst in „eurem Lande geherrscht hat und wie ihr jetzt davon befreit seid, wißt „ihr selbst am Besten, denn ihr erlagt ja unter der Last der inneren „Fehden und der auswärtigen Kriege. Aber unter Gottes Beistand „habe ich es durch meine Sorge und eure Tapferkeit nun so weit ge-

933. „bracht, daß Friede und Eintracht aller Orten herrschen, daß die Wenden unterjocht sind und jetzt uns dienen. Eins jedoch ist noch übrig; „gegen die Ungern, den Feind Aller, müssen wir allzumal zu den Waffen greifen. Euch, eure Söhne und Töchter habe ich bisher, um die „Seckel dieses Feindes zu füllen, geschatzt, jetzt muß ich die Kirchen „Gottes und die Diener des Herrn selbst berauben und plündern, denn „nichts ist uns geblieben, als die nackten Leiber. Erwäget daher selbst „und wählet, was ich thun soll. Soll ich nun auch das, was dem „Dienste des Herrn geweiht ist, nehmen und seinen Feinden geben, um „uns von Knechtschaft zu lösen? Oder soll ich nicht lieber den Altären „des Herrn zum Opfer weihen, was wir bisher den Feinden gaben, „auf daß er, der uns erschaffen und erlöset hat, unsere Bande löse?" Da erhob alles Volk seine Stimme zum Himmel und rief: „Der „wahre, lebendige Gott, der treu und gerecht ist in allen seinen Wegen „und heilig in seinen Werken, er mache uns frei von unsern Banden." Und sie schwuren dem Könige treulich beizustehen in allen Gefahren und ihn nimmer zu verlassen. So ging die Menge auseinander.

Bald darauf erschienen die Gesandten der Ungern, den Tribut, wie gewöhnlich zu fordern, aber mit leerem Seckel kehrten sie diesmal heim. Da sattelten schnell die Reiterschaaren der Ungern, und unermeßliche Schwärme nahmen durch das Land der Daleminzier ihren Weg nach Abend. Sie forderten Hülfe und Geld von den Daleminziern, aber diese wußten wohl, Heinrich sei gerüstet, und statt des geforderten Tributes warfen sie den Ungern höhnisch einen fetten Hund hin. So ergrimmt die Ungern über diese Unbill waren, so ließen sie sich doch nicht Zeit zur Rache, sondern eilten in das Thüringerland, das sie
933. im Winter des Jahrs 932 auf 933 schrecklich verheerten. Als aber das arme Land die große Zahl der Feinde nicht länger ernähren konnte, brach ein Theil des Heeres weiter nach Abend auf, und wollte von dieser Seite in das Sachsenland einbrechen.

Schon hatte Heinrich ein starkes Reiterheer aus Sachsen und Thüringen gesammelt und den Heerbann hier aufgeboten; auch aus Baiern und den andern ihm unterworfenen Ländern waren Ritter, wie uns erzählt wird, zu seinen Fahnen geeilt. Ruhig wartete er des Augenblicks, wo die zahllosen Schwärme der Ungern sich trennten. Kaum hatte aber jene Schaar sich geschieden und den Weg gegen Abend genommen, so griffen Sachsen und Thüringer herzhaft sie an. In einer blutigen Schlacht fielen die Führer der Feinde, und die Schaaren zerstoben nach allen Seiten. Viele kamen im Winterfrost um,

Andere starben vor Hunger, eine große Zahl gerieth in Gefangenschaft und fand hier einen jammervollen Tod, „wie sie es werth war," sagt der fromme Mönch von Korvei. 933.

Der andere größere Theil des Ungernheeres aber, der im Osten zurückgeblieben war, hatte indessen Kunde erhalten, in der Nähe sei eine Burg, in der eine Schwester des Königs wohne, — sie war Herzog Otto nicht in der Ehe geboren und einem Thüringer, Namens Wido, vermählt — und viel Gold und Silber sei dort verborgen. Daher brachen sie auf und griffen jene Burg sogleich im Sturme an, und würden sie auch noch desselbigen Tages genommen haben, wenn nicht der Einbruch der Nacht dem Kampfe eine Ende gemacht hätte. In der folgenden Nacht aber hörten sie von der Niederlage der Ihrigen, dem Siege der Sachsen, und wie König Heinrich mit einem starken Heere auf sie losrücke. Da überfiel sie gewaltige Furcht, sie zündeten schnell große Feuerzeichen an, daß die zerstreuten Schaaren sich sammelten und verließen sofort ihr Lager vor der Burg. Heinrich aber lagerte jene Nacht nicht fern bei einem Orte, der damals Riade genannt wurde,*) vielleicht ist es das Dorf Rietheburg an der Unstrut in der goldenen Aue, wo so viele Burgen der Liudolfinger lagen. Als der Morgen anbrach und Heinrich des Feindes Nähe erfuhr, stellte er sofort sein Heer in Schlachtreihe auf. Er ermahnte die Seinen, sie sollten auf Gottes Gnade all' ihre Hoffnung setzen, dann würde er auch heut mit ihnen sein, wie in so vielen andern Schlachten; die Ungern seien des Reichs, seien ihrer aller Feinde, es gelte das Vaterland und ihre Väter zu rächen, bald würden die Feinde weichen, wenn sie nur tapfer darauf losgingen und wacker sich schlügen. Da schwoll Jedem im Heere das Herz voll Muth, mit Lust sahen sie, wie ihr König bald vorn, bald in der Mitte, bald in den letzten Reihen des Heers sich auf dem Rosse tummelte und vor ihm überall das Zeichen des heiligen Erzengels Michael schwebte, denn dies war das Hauptbanner des Reichs. Der König aber fürchtete, wenn die Ungern sogleich die gewappneten Ritterschaaren der Sachsen zu Gesicht bekämen, so würden sie nicht Stand halten, sondern sofort auseinander sprengen und einen entscheidenden Schlag vereiteln. Daher schickte er zuerst 1000 Mann thüringisches Fußvolk mit nur

*) So nennt Widukind, dessen Bericht durchaus glaublich ist und der Darstellung zu Grunde liegt, den Ort, wo die Schlacht stattfand. Liutprand, dessen Darstellung vielfach abweicht, nennt Merseburg, und man hat ihm lange mit Unrecht Glauben beigemessen.

933. wenigen gewaffneten Rittern vor. Wenn die sich zeigten, dachte er, würden die Ungern schon mit ihnen anbinden und so bis an die Schlachtordnung seines Heers verlockt werden. Und so geschah es. Die Ungern wagten sich bis nahe an die Schlachtordnung des Kö- nigs, sobald sie aber der gewappneten Ritterschaaren ansichtig wurden, wandten sie sich zur Flucht. Und mit solcher Eile jagten sie davon, daß, obwohl man sie zwei Meilen verfolgte, doch wenige von ihnen gefangen oder niedergemacht wurden. Ihr Lager aber erstürmte Hein- rich und befreite alle Gefangenen. Es war der 15. März des Jahrs 933, ein Freudentag für Viele; nach ihm hat man keinen Unger mehr auf deutschen Boden gesehen, so lange Heinrich regierte.

Als dieser denkwürdige Sieg erfochten war, da war des Jubels im Heere und im ganzen Sachsenlande kein Ende. Als Vater des Vaterlands begrüßten Heinrich Heer und Volk, sie priesen ihn als Weltbeherrscher und Kaiser, gleich als ob sie die Größe und Macht ahnten, die seinem Sohne Otto vorbehalten war. Und weit über alle Welt hin verbreitete sich der Ruhm des großen Sachsenkönigs, der die unüberwindlichen Ungern geschlagen. Heinrich aber gab Gott die Ehre des Sieges, dem göttlichen Beistande allein maß er bei, was ihm gelungen war, und den Tribut, den er sonst den Ungern gebracht, gab er jetzt der Kirche, das sie ihn der Armuth spende. —

Auch den letzten Feind des deutschen Namens sollte Hein- richs Schwerdt noch treffen, die Dänen. Diese, obwohl demselben Stamm mit den Deutschen entsprossen, doch von Alters her ihnen feind und abhold, hatten schon lange die Grenzen überschritten, welche einst der große Kaiser Karl ihrer Herrschaft gesteckt hatte. Nicht al- lein die Grenzmark zwischen Eider, Treene und Schlei hatten sie in Besitz genommen, sondern auch nach der unglücklichen Schlacht, in der Herzog Brun fiel, alles Land nördlich der Elbe mit Hülfe der Wen- den an sich gerissen und die fruchtbaren Gegenden des Holsteinerlan- des mit Feuer und Schwert verwüstet; die gesammte deutsche Bevöl- kerung, welche sich hier angesiedelt hatte, war über die Elbe gedrängt, und kaum fand man diesseits des breiten Stroms Schutz und Sicher- heit vor den Räubereien der Feinde. Nur allmählich gelang es die Dänen zurückzuweisen, und kehrten die Sachsen in die alten Sitze über die Elbe zurück. Doch auch von anderer Seite wurden die Deutschen von diesem Feinde bedrängt, denn immer noch landeten dänische See- räuber auf leichten Schiffen an den Küsten von Friesland und drangen plündernd tief in das Land ein.

Schon einmal war früher Heinrich gegen diesen alten gefürchte-

ten Feind ausgezogen, aber der Kampf war nicht ausgekämpft worden. Jetzt erhob sich noch einmal am Ende seiner Laufbahn der alternde Held und führte sein Heer über die Grenzen der Dänen. Ihr König Gorm der Alte, obwohl in vielen Schlachten erprobt, ein glücklicher Streiter, der zuerst die Reiche der Dänen auf den Inseln, in Schonen und Jütland vereinte, wagte dennoch nicht dem Sieger über die Ungern im offenen Kampfe zu begegnen. Gorm bat um Frieden und versprach sich jeder Bedingung zu fügen. So stellte denn Heinrich die alten Grenzen des Reichs auch hier wieder her, und gab, indem er an sächsische Kriegsleute die verlassenen Landstriche zu Lehn gab, diesen nördlichsten Gegenden seines Reichs eine ähnliche Verfassung, wie den von den Wenden eroberten Marken. Die Länder zwischen Eider, Treene und Schlei, später die Mark Schleswig genannt, blieben die Grenze des Reichs gegen die Dänen, bis Konrad II. beinahe hundert Jahre später das Land bis zur Eider dem Dänenkönig Kanut abtrat. Es war keine That des Segens, daß er die Grenzen verrückte, die Karl der Große gesteckt und Heinrich mit weiser Umsicht hergestellt hatte.

934.

5.
Die letzten Zeiten König Heinrichs.

Wie Glück und Segen alle Unternehmungen König Heinrichs im Sachsenlande und im ganzen Reiche begleiteten, so gedieh ihm auch Alles im eigenen Hause zur Lust und Freude.

In Mathilde war Heinrich ein eben so thätiges, als frommes und liebreiches Weib beschieden. Ihr milder und friedlicher Sinn, ihr unermüdliches Schaffen und Wirken für das Wohl Anderer standen dem Könige stets hülfreich zur Seite. Mit ihren Gebeten bei Tag und Nacht unterstützte sie die Unternehmungen ihres Gemahls; sie war die Zuflucht der Leidenden und der bedrängten Unschuld; einem strengeren Urtheil des Königs trat sie oft mit ihrer Fürbitte entgegen und ruhte nicht eher, als bis der Zorn gekühlt und das Wort der Gnade dem Munde ihres Gemahls entfallen war. Bereitwillig erkannte Heinrich an, wieviel er der trefflichen Frau dankte, und schenkte ihr seine schönen Güter zu Quedlinburg, Pöhlde, Nordhausen, Grona und Duderstadt als Witthum.

934. Fünf treffliche und meist hochbegabte Kinder schenkte Mathilde ihrem Gemahl. Nach Otto, ihrem ältesten Sohn, hatte sie als Herzogin noch zwei Töchter geboren, Gerberge und Hedwig; dann war sie bald nach der Thronbesteigung Heinrichs eines Sohns genesen, der nach dem Vater seinen Namen erhielt; endlich hatte sie dem Gemahl noch im sechszehnten Jahre ihrer Ehe einen Sohn geschenkt, der den Namen Bruno erhielt. Bald danach verließ bereits Gerberge das Vaterhaus und wurde Herzog Giselbert vermählt; ihre Stelle ersetzte die schöne und fromme Editha, des jungen Ottos Gemahlin. Ottos und Gerberges erste Kinder wurden noch bei Lebzeiten des Großvaters geboren.

Seinen jüngsten Sohn Bruno bestimmte Heinrich dem geistlichen Stande und übergab ihn in einem Alter von etwa vier Jahren der Schule des klugen Bischofs Baldrich von Utrecht. Gewiß geschah dies zur größten Freude der frommen Königin Mathilde, die von jeher der Kirche eifrig ergeben das Gemüth des Gemahls, das durch manche schlimme Erfahrungen an ehrgeizigen Geistlichen erbittert dem Klerus nicht eben geneigt war, in den späteren Jahren den Ansprüchen und Forderungen der Kirche mehr zugewandt hatte. Dem Glauben seiner Zeit war Heinrich stets aufrichtig ergeben geblieben und wir hören, daß er besonders auf den Besitz kostbarer Reliquien einen großen Werth legte. König Rudolf von Burgund erkaufte sich seine Freundschaft durch die Schenkung der heiligen Lanze, in deren Schaft Nägel vom Kreuze des Herrn waren und die seitdem zu den Reichskleinodien gezählt wurde. König Karl suchte durch Uebersendung der Hand des heil. Dionysius Heinrichs Hülfe zu gewinnen, und dieser nahm, wie Widukind erzählt, das göttliche Geschenk mit den Ausdrücken der höchsten Dankbarkeit an, kniete vor den Reliquien nieder und erzeigte ihnen die größte Verehrung. Aber mit welcher Andacht auch Heinrich Alles umfaßte, was jene Zeit für heilig hielt, der Geistlichkeit zeigte er sich in der früheren Zeit wenig hold, sie übte weder einen durchgreifenden Einfluß auf die Regierungsgeschäfte aus, wie unter den früheren Königen, noch erhielt sie bedeutende Schenkungen oder Privilegien. Erst in der letzten Zeit seines Lebens wandte er der Herstellung der fast ganz zerfallenen Kirchen- und Klosterzucht ernste Sorgfalt zu.

Fast überall waren die reichen Klöster in die Hände der weltlichen Gewalthaber gerathen, und man sah die sonderbare Erscheinung von Laien-Aebten, welche die Einkünfte der Stifter nur zu ihren weltlichen Zwecken benutzten und dort meist das unkirchlichste, ja geradezu das lästerlicheste Leben einführten. Auch die Bischofsstühle wurden

meist nicht würdigen Geistlichen verliehen, sondern Männern, die vornehmen Familien angehörten und die mit hohen Summen ihre Stellen am Hofe erkauften, um sich in denselben schnell zu bereichern und ein üppiges Leben zu führen. So war es in Baiern, in Schwaben, in Franken und ganz besonders in Lothringen, wo Herzog Reginar und sein Sohn Giselbert sich hauptsächlich an den Einkünften der Kirche bereichert hatten. Durch mehrere Synoden suchte Heinrich den Schäden der Kirche zu steuern, und es wird uns ausdrücklich berichtet, daß im Jahre 934 man angefangen habe in manchen Klöstern in Lothringen die Kirchenzucht herzustellen. Auch ist es durchaus nicht unglaublich, daß Heinrich, wie Liutprand versichert, vor der Ungernschlacht gelobt habe, er wolle jenem herkömmlichen abscheulichen Handel mit den geistlichen Stellen — der Simonie, wie man ihn nach der Erzählung im achten Kapitel der Apostelgeschichte nannte, — für alle Folge entsagen. 934.

In seinen letzten Lebensjahren dachte König Heinrich endlich auch daran, gleich seinen Ahnen, Hand an eine Klosterstiftung zu legen. Am Fuße des Harzes, auf seiner Pfalz zu Quedlinburg, weilte er oft und gern mit Mathilde, der er hier auch den Wittwensitz bestimmt hatte; hier wollte er ein Kloster gründen, um in demselben einst selbst seine Ruhestätte zu finden. Mit Eifer betrieb der König das Werk, nicht minder eifrig Mathilde, die es wahrscheinlich angeregt hatte. Auf einer weitaussehenden Höhe, die sich unmittelbar über der Pfalz erhob, wurde sofort mit dem Bau der Kirche begonnen. Als man mit dem Werke beschäftigt war, vernahm Heinrich, daß die Nonnen im Kloster Wendhausen, das in unwegsamer Gegend, wo die Bode bei Thale sich zwischen hohen Felsen in die Ebene Bahn bricht, belegen war, mit Mangel und Widerwärtigkeiten kämpften, die sie um so mehr bedrückten, als sie vornehmen Geschlechtern des Landes angehörig, nicht an Entbehrungen gewöhnt waren. Die Verwandten der Nonnen baten daher den König, er möchte sie nach Quedlinburg versetzen, und dies entsprach ganz dem Wunsche Mathildens, die auf eine freie und edle Geburt nicht geringen Werth legte, denn sie meinte, edles Geschlecht verbürge auch edle Denkungsart, und wie sie wünschte, daß diese Stiftung, für die sie die größte Theilnahme empfand, eine Pflanzstätte edler Sitten und hoher christlicher Tugenden für das ganze Sachsenland werden sollte, legte sie die Sache Heinrich dringend an das Herz. Der König entschied sich daher für die Verlegung des Klosters Wendhausen nach Quedlinburg.

Es wird uns glaublich versichert, der König habe noch kurz vor seinem Tode an eine Reise nach Rom gedacht. Was zog ihn dort-

934. hin? Wollte er, der die Königskrone aus Bischofshand verschmäht hatte, in St. Peters Kirche die Kaiserkrone aus der Hand des Papstes empfangen, wie einst Karl der Große und nach ihm so mancher Andere aus Karls Geschlecht? Wollte er das abendländische Kaiserthum wieder aufrichten, nachdem es seit mehreren Jahren schon ruhte? Kaum vermag man dies zu glauben, wenn man das ganze Wesen und Leben des Mannes bedenkt, der alle seine Pläne und Absichten in den Grenzen des Erreichbaren beschloß und dessen Wünsche nirgends über die Marken der deutschen Länder hinausreichten. Vielleicht war es etwas Anderes, was ihn bewegte. Ein mächtiger Herzensdrang zog seit Jahrhunderten die Sachsen zu den heiligen Stellen nach Rom, zum Grabe des Apostels Petrus, dem sie sich zu eigen geweiht hatten. So pilgerten die Könige der überseeischen Sachsen Ine und Athelwulf nach Rom, so Heinrichs Großvater Liudolf mit der frommen Oda, so noch später der Sachse Gero, der seine gegen die Wenden siegreichen Waffen an den Gräbern der Apostel aufhing; so wollte vielleicht auch Heinrich nicht als Kriegsherr, sondern als einfacher Pilger nach Rom ziehen, um am Abend seines Lebens an den Stellen zu beten, wo die Apostel bluteten, und an hochheiliger Stätte seinen Ruhm und seine Siege Gott willig zum Opfer zu bringen. Wie dem auch sei, es blieb dem Könige dieser letzte Wunsch versagt.

935. Heinrich war in den Kämpfen und Siegen des Lebens gealtert, und sein einst so kräftiger Körper wurde gebrechlich. Im Herbst des Jahrs 935 hielt er sich in dem waldigen Harze auf, wo er gern der Jagdlust oblag, und verweilte längere Zeit dort auf seiner Burg Bodfeld, die zwischen Elbingerode und Rübeland lag, wo die Bode über mächtige Felsen daherbraust. Kaum bezeichnen jetzt noch spärliche Reste die Stelle, wo die mächtigsten Könige und Kaiser Deutschlands gern hausten und wo der größten Kaiser Einer, Heinrich III., mehr als hundert Jahre nach dem ersten Heinrich seinen letzten Athem aushauchte. Hier traf den König ein Schlaganfall. Er war nicht tödtlich, aber er mahnte ihn des Todes zu gedenken und zu ordnen, was ihm noch in dieser Welt zu ordnen blieb.

Zuerst dachte Heinrich des Vaterlands, der Nachfolge im Reich. Er konnte und wollte nicht abermals Alles aufs Ungewisse gestellt sein lassen. Unfraglich bildeten die deutschen Länder ein Wahlreich, doch war nach Heinrichs glücklichen Thaten nicht daran zu denken, daß man bei der Wahl das sächsische Haus wieder hätte verlassen können. Die Franken selbst fühlten, was sie gewonnen hatten; als im Jahre 931 Heinrich durch Franken zog, da hatten ihn Herzog Eberhard, alle Bischöfe

und Grafen auf das Höchste geehrt, jeder Einzelne ihm auf seiner Burg herrliche Feste bereitet und das Beste seiner Habe zum Geschenke dargebracht. Aber Heinrich hatte den Ehrgeiz seiner Söhne zu fürchten und die Ansprüche, die sich aus ihrer verschiedenen Geburt herleiten ließen. Thankmar, der älteste Sohn, war aus einer Ehe geboren, welche die Kirche nicht anerkannt hatte; Otto war erzeugt, als der Vater noch Herzog war; des Königs Erstgeborner war sein dritter Sohn Heinrich. Der König wählte den Erstgebornen aus der kirchlich anerkannten Ehe mit Mathilde, wählte Otto zum Nachfolger, in dem er überdies einen höher strebenden Geist, einen kraftvolleren Sinn erkannte, als in Heinrich, obwohl dieser ihm selbst ähnlicher und der Mutter Liebling war. Als sein Entschluß gefaßt war, berief er alle Großen des Reichs nach Erfurt, hier wollte er ihnen die Nachfolge Ottos empfehlen und konnte um so eher auf ihre Willfährigkeit rechnen, als sie einst sich ja auch Konrads Wunsch gefügt hatten. 935.

Im Anfange des Jahrs 936 kamen die Großen aus allen Theilen des Reichs zu Erfurt zusammen; hier erschien vor ihnen zum letzten Male König Heinrich und empfahl ihnen seinen Sohn Otto zum künftigen König. Nach reiflicher Ueberlegung erklärten sich Alle für Otto. Auch seiner kirchlichen Stiftung gedachte hier Heinrich und räumte die letzten Schwierigkeiten aus dem Wege, die sich der Verlegung des Klosters Wendhausen nach Quedlinburg entgegenstellten. Endlich verfügte der König auch über sein Haus. Otto sollte fortan das Haupt desselben sein, unter ihn und seine anderen Söhne vertheilte er seine Eigengüter und seinen Schatz; auch Thankmar wurde reich bedacht, da ihm die große Erbschaft seiner Mutter entgangen war, die wahrscheinlich das Kloster, dem sie geweiht wurde, an sich gerissen hatte. 936.

Nachdem die Fürstenversammlung in Erfurt sich getrennt hatte, begab sich Heinrich mit geringer Begleitung nach Memleben an der Unstrut in der goldenen Aue; damals eine Pfalz, neben der sich bald ein prächtiges Kloster erhob, jetzt ein schlichtes Dorf, in dem aber noch ehrwürdige Reste eines staatlichen Kirchenbaus an die Zeiten seines früheren Glanzes erinnern. Hier traf den König ein neuer Schlaganfall, und er fühlte, sein Ende sei nahe. Da rief er Mathilde zu sich, sprach erst lange stille mit ihr, dann aber mit vernehmlicher Stimme: „Mein treues, geliebtes Weib, ich danke dem Herrn Christus, daß ich vor dir von dieser Welt scheide. Keiner gewann je ein „so frommes, in jeder Tugend erprobtes Weib, wie ich. Du hast mich „oft im Zorn besänftiget, mir zu allen Zeiten nützlichen Rath gegeben,

936. „mich, wenn ich irrte, auf den Pfad der Gerechtigkeit zurückgeführt, du hast „mich fleißig ermahnt, mich derer anzunehmen, die Gewalt erlitten: habe „Dank für dies Alles! Ich empfehle Gott und der Fürbitte seiner Aus„erwählten Dich und unsere Kinder, wie auch meine Seele, die nun „diesen Leib verlassen muß." Da dankte auch Mathilde in tiefer Rührung ihrem Gemahl für alle bewiesene Liebe und Treue, dann verließ sie sein Sterbelager und ging in die Burgkirche, für das Seelenheil ihres sterbenden Gatten zu beten. Bald darauf hauchte Heinrich in Gegenwart seiner Söhne und einiger vornehmer Sachsen den Athem aus. Der Klageruf drang schnell in die Kirche und zu den Ohren der Königin. Sie faßte sich und fragte, ob nicht ein Priester da sei, der noch keine Speise genommen und sogleich eine Seelenmesse für ihren dahingeschiedenen Herrn und Gemahl lesen könne. Es war schon hoch am Tage, aber ein Priester, mit Namen Adaldag, hatte noch Nichts an dem Tage genossen. Er las die erste Seelenmesse für König Heinrich, und die Königin dankte ihm mit den goldenen Spangen, die sie am Arm zu tragen pflegte, und hat auch später dieses Priesters gedacht. Als die Messe beendet war, trat sie in das Sterbegemach. Sie weinte bitterlich, aber trug doch mit Ergebung in Gottes Willen den gewaltigen Schmerz. Zu ihren Söhnen, die weinend am Lager standen, sich wendend, sprach sie: „Meine theuren Söhne, schreibt „euch in das Herz, was ihr hier sehet, ehret Gott und fürchtet ihn, „der Macht hat, solches zu thun."

Es war ein Sonnabend, der 2. Juli des Jahrs 936, an dem König Heinrich endete, nachdem er sein Leben beinahe auf sechszig Jahre gebracht und siebzehn Jahre über die deutschen Länder regiert hatte.

Das Grab wurde ihm bestellt in Quedlinburg, in dem Kloster, das er selbst begründet hatte. In der dem heiligen Petrus geweihten Kirche vor dem Altar wurde unter Thränen und Wehklagen einer unzählbaren Menschenmenge, die herbeigeströmt war, die Leiche beigesetzt. Noch ruht sie an ihrer alten Stelle, und wer nach Quedlinburg kommt, besucht gern die geweihte Stätte. In einem schwach erhellten Raume, der Unterkirche, die man dort den alten Münster nennt, bezeichnet eine einfache Marmorplatte Heinrichs Grab. Die Platte ist geborsten und in eichene Bohlen gefaßt, die von vier kurzen Pfosten an den Ecken getragen werden. Kein Sonnenstrahl dringt zu diesem Königsgrabe, und wer es sieht, meint wohl, dem großen deutschen Fürsten gezieme wohl ein staatliches Grabmal am Tageslicht. Und doch möchte alle Kunst kein passenderes Monument dem Manne

errichten, der das Große im Stillen vollführte und unter dessen Tugenden vielleicht die Schlichtheit die größte war. 936.

Blicken wir von seinem Grabe noch einmal auf sein reichgesegnetes Leben zurück, so werden wir die Summe desselben kaum besser bezeichnen können, als mit den Worten des kölnischen Klerikers Ruotger, der das Leben Brunos, des jüngsten Sohns Heinrichs, so trefflich beschrieben hat. „Der Tag würde nicht ausreichen," sagt er, „wollte „man erzählen, wie Heinrich es so weit brachte, daß der schönste „und herrlichste Friede dem Reiche erblühte, das er in dem traurig„sten Zustande überkam, da alle die weiten Länderstrecken nicht minder „durch die unaufhörlichen Angriffe der Nachbarn, als durch die greu„lichen Fehden unter Genossen und Blutsfreunden auf das Schreck„lichste heimgesucht wurden. Denn von hier drohte das wilde, zu „Land und zur See gleich gewaltige Dänenvolk Unheil und Verder„ben, von dort die knirschende Wuth der vielgespaltenen Slawen„stämme, und zugleich verwüstete das grausame Ungernvolk die meisten „Länder des Reichs weit und breit mit Feuer und Schwerdt; jen„seits des Rheins war Alles im Aufstande; die Großen selbst des „also beschränkten Reichs wütheten gegen ihr eigenes Fleisch und Blut, „und unmöglich war es, dem Verderben Einhalt zu thun. Mit star„ker Hand die Schäden aus dem gesunden Fleische zu schneiden oder „sie auszuheilen, dazu gehörte wahrlich die erprobteste Tüchtigkeit und „eine Ausdauer ohne Gleichen Aber Heinrich gelang es, und in kur„zer Zeit verbreitete sich durch Gottes Gnade eine so gewaltige Furcht „vor den Deutschen unter den fremden Völkern, wie sie nie sonst ge„kannt hatten, und eine solche Eintracht verband fortan alle Bewoh„ner des Landes, wie sie auch in dem mächtigsten Reiche nimmer „noch gefunden wurde."

Man vergleiche Heinrich nicht mit jenen gewaltigen Kriegsfürsten und Eroberern, die große Länder und weite Gebiete ihrem Schwerdte unterwarfen und die ganze bisherige Ordnung der weltlichen Dinge umwandelten, auch nicht mit den großen leuchtenden Geistern, welche der Entwickelung des menschlichen Geistes neue Bahnen für Jahrhunderte vorschrieben: solche Ziele hat Heinrich sich selbst weder gesteckt noch erreicht. Will man Fürsten seines Gleichen suchen, so wird man sie unter den Königen finden, welche die überseeischen Sachsen zu Einem Volke einten, in Egbert, Alfred und Edward dem Aelteren. Wie dieser Streben nicht weiter ging, als Einheit und Zusammenhang in die Unternehmungen und Verhältnisse ihrer Völker zu bringen, aus der höchsten Gefahr ihr Reich zu retten und lebendige Triebe und Keime

936. höheren staatlichen Lebens in ihre Länder zu pflanzen: so wirkte auch Heinrich, und so hat er Großes und Folgenreiches geleistet. Schon seine Zeit hat ihn als den Gründer eines neuen Reichs anerkannt, das auf dem ostfränkischen begründet, von ihm zwar noch den Namen entlehnte, sich in der That aber, wie es im Grunde auf freier Einigung der deutschen Stämme beruhte, als deutsches Reich darstellte. Als Gründer dieses Reichs hat Heinrich für uns Deutsche eine Bedeutung, die ihn den ersten Männern unserer Geschichte an die Seite stellt. Durch die Einigung der deutschen Stämme zu einer staatlichen Gemeinschaft, zu einem nun politisch wie kirchlich in sich abgeschlossenen Volke und auf sich beruhenden Ganzen bildete sich erst ein gemeinsames nationales Bewußtsein unter den Deutschen bestimmt und klar heraus; erst jetzt konnte man im strengen Sinn von einem deutschen Volke reden, und erst jetzt fing man an, die Deutschen scharf zu scheiden wie hier von den romanischen Völkern der Monarchie Karls des Großen, so dort von der scandinavischen Bevölkerung des Nordens und den überseeischen Angelsachsen. Mit Heinrich beginnt die Geschichte des deutschen Reichs und des deutschen Volks, wie man von jener Zeit bis auf den heutigen Tag den Begriff desselben gefaßt hat. So hat Heinrich einen Samen ausgestreut, der herrlich aufgegangen ist und aus dem jede Erndte zu neuen Erndten geführt hat, eine freilich ergiebiger, als die andere, aber keine ohne den Segen des Himmels.

„König Heinrich war“ — so zeugt Widukind von Korvei — „der „größte König Europas zu seiner Zeit, an geistigen und körperlichen „Gaben stand er keinem nach, doch hinterließ er einen Sohn, größer „noch als er, und diesem Sohn hinterließ er ein großes weites Reich, „das er nicht von seinen Vätern ererbt, sondern selbst gegründet und „allein Gottes Gnade zu verdanken hatte.“

6.

Ottos I. Wahl und Krönung.

Als König Heinrich nicht mehr war, versammelten sich alsbald die Franken und Sachsen zur Wahl des neuen Königs. Denn waren früher die Franken allein der herrschende Stamm im Reiche gewesen,

so theilten sie jetzt die Macht mit den Sachsen. Auf der Vereinigung dieser beiden Stämme beruhte die Gewalt, die Heinrich begründet hatte. Sachsen und Franken bildeten damals gleichsam den Kern des Reichs, den die andern deutschen Länder — Schwaben, Baiern und Lothringen — noch in loserem Zusammenhange umschlossen. 936.

Hatte auch Heinrich schon Otto, seinen ältesten Sohn von Mathilde, als seinen dereinstigen Nachfolger bezeichnet und die Zustimmung der Fürsten zu dessen Wahl gewonnen, so schien doch die Wahlhandlung selbst dadurch nicht beseitigt zu sein, und schon mochten sich selbst hier und da Zweifel regen, ob es gerathen sei, Otto auf den Thron zu erheben.

Denn Manche legten Gewicht darauf, daß Heinrich, der zweite Sohn Heinrichs, im Königsbette erzeugt war, während Otto, der vor Heinrichs Thronbesteigung das Licht der Welt erblickt hatte, nur zum Herzog von Sachsen geboren schien. Und der junge Heinrich selbst soll, als ihm Otto auf dem Reichstage zu Erfurt durch die Wahl des Vaters vorgezogen wurde, erbittert und voll kindischen Trotzes die Worte haben laut werden lassen: es rinne doch edleres Blut in seinen Adern. So gewiß auch Mathilde den letzten Willen ihres Gemahls ehrte und die Pflicht der Mutter, den Frieden zwischen ihren Söhnen zu erhalten, nie aus den Augen ließ, so gewiß hing doch ihr ganzes Herz damals an Heinrich, in dem sie das Ebenbild des Vaters erblickte. Keiner der Jünglinge im Sachsenlande kam ihm, der eben damals zu den Jahren der Mannbarkeit heranreifte, an Schönheit gleich; mit bewundrungswürdiger Geschicklichkeit führte er die Waffen, unermüdlich war er bei Mühen und Anstrengungen, und obwohl er heißblütig und voll brennenden Ehrgeizes war, schien er doch in Allem vorsichtig und überlegt. Wenn ein strenger Ernst, ein finsterer Zug auch von früher Jugend an seine Stirne umdüsterte, so wußte man, daß er auch das vom Vater geerbt hatte, dem nimmer ein leichtfertiges Wort entflohen war, der selbst beim Spiele seine bedächtige und gebietende Haltung niemals verloren hatte. Leicht gewann sich so Heinrich, wie einst sein Vater, die Herzen der Menschen, und besonders sah man im Sachsenlande gern auf den fürstlichen Jüngling, während sein älterer Bruder nicht gleicher Gunst sich erfreute.

Denn in Otto regte sich ein anderer Geist, den die Meisten für Stolz und Hoffahrt hielten und den selbst die Mutter lange nicht zu fassen vermochte. Er zählte erst vierundzwanzig Jahre, doch ahnete man in ihm schon den Mann, dem strenges Regiment Bedürfniß war, der Ergebenheit und Gehorsam unweigerlich verlangte und der den

936. Thron um mehr als eine Stufe zu erhöhen gedachte. Mit Sicherheit und Selbstgefühl trat er auf, sein Blick schweifte hoch und weit, und hellstrahlende Tugenden konnte Niemand in ihm verkennen, vor Allem unerschütterliches Gottvertrauen, felsenfeste Treue gegen seine Freunde und Großmuth gegen gedemüthigte Feinde. Man sah ihn meist heiter und freundlich erscheinen, er ergötzte sich gern auf der Falkenjagd, da hörte man ihn wohl auf abgelegenen Pfaden die lieblichsten Weisen singen. Offen trat er jedem entgegen, Niemand zeigte sich weniger mistrauisch, als er; und doch erweckte seine Nähe mehr Bangigkeit und Furcht, als Vertraulichkeit und Hingabe. Brauste er aber in Leidenschaft auf, so war sein Zorn schrecklich, und selbst die ihm zunächst standen, haben ihn oft hart genug empfunden. Mit Heinrich hatte er von frühester Kindheit an in Hader gelebt; nie wollten die beiden Ein und Dasselbe. Die Sachsen, in denen das Gefühl für unbeschränkte Freiheit noch so lebendig war, fürchteten diesen Otto mehr, als sie ihn liebten.

Aber wie so auch Neigung und Stimmung wechseln mochten, als es zur Wahl kam, blieb man doch dem König Heinrich gegebenen Versprechen getreu, und ohne Widerspruch wurde Otto zum König erwählt. Aber diese Wahl, die in gleicher Weise erfolgte, wie einst die König Heinrichs, schien schon nicht mehr genug. Otto wohl selbst verlangte nach einer vollständigeren Anerkennung seiner königlichen Stellung, und man bestimmte zu Achen, in der alten Kaiserburg Karls des Großen, sollten alsbald die Herzöge, Grafen und die vornehmsten Reichsvasallen aus allen deutschen Ländern sich versammeln, um die getroffene Wahl allgemein anzuerkennen und dem neuen Könige zu huldigen, der dann nach altem Brauch zum Könige gesalbt und gekrönt werden sollte.

Und so geschah es am 8. August des Jahres **936**. In der Säulenhalle, welche die Kaiserpfalz mit dem Münster verband —, beide hatte Karl der Große erbauen und Marmor und Säulen dazu aus Rom und Ravenna herbeischaffen lassen — da war der Thron für den neuen König aufgeschlagen, und hier versammelten sich die Großen aus allen deutschen Landen, erhoben Otto auf den Thron und gelobten ihm unter Handschlag Treue auf immerdar und Beistand gegen alle seine Widersacher. So huldigten sie ihm nach alter Sitte als dem K ö n i g d e r F r a n k e n, denn diesen Namen behielten die deutschen Könige damals und auch in der Folge. Deshalb hatte Otto auch sein weites sächsisches Kleid mit dem knappen fränkischen Gewande vertauscht. Nur als Franke und auf fränkischem

Boden, meinte man damals und hat man noch lange nachher gemeint, 936. könne der neue König die Krone empfangen. Der König hat fränkisches Recht, hieß es seitdem, sobald er gekoren ist, von welchem Stamm er auch geboren sein mag. In feierlichem Zuge, von den Herzögen, Grafen und Herren begleitet, begab sich dann Otto zum Münster.

Wer nach Achen kommt, wird diese Kirche noch heute dort sehen. In der Gestalt eines Achtecks steigt sie zu mächtiger Höhe empor, und oben umkreist sie ein zwiefacher Umgang von mit Säulen gezierten Arkaden; in der Mitte aber auf dem Boden ist die Stelle bezeichnet, wo der große Kaiser Karl sein Grab gefunden hat. Die Gänge oben erfüllte damals dicht gedrängt das Volk, das von weit und breit herbeigeströmt war, dem großen Tage beizuwohnen. In dem unteren Raume aber erwartete der Erzbischof Hildebert von Mainz — der erst nach langem Hader mit den Erzbischöfen von Köln und Trier das Recht der Krönung erstritten hatte — mit allen Erzbischöfen, Bischöfen und Priestern, die sich eingestellt hatten, den jungen König. Als dieser nun an der Pforte erschien, schritt er ihm entgegen, den Krummstab in der Rechten, und führte ihn mit der Linken bis in die Mitte des Münsters, wo Kaiser Karls Grabstein liegt und Otto von allen Seiten erblickt werden konnte. Hier wandte er sich um und rief laut zu dem Volke: „Sehet, ich führe euch Otto zu, den Gott „zu eurem König erwählt, König Heinrich bestimmt und alle Fürsten „erhoben haben. Gefällt euch solche Wahl, so erhebt eure Rechte zum „Himmel!" Und Alle erhoben die Hände, und donnernd hallte es wieder in der Runde: „Heil und Segen dem neuen Herrscher!"

Darauf schritt der Erzbischof mit Otto bis zum Altare vor, wo Schwert und Wehrgehenk, Mantel und Spangen, Scepter, Stab und Diadem, die Zeichen der königlichen Würde, bereit lagen. Zuerst nahm er Schwert und Wehrgehenk und sprach zum Könige gewendet: „Nimm hin dies Schwert und triff damit alle Feinde des Herrn, „Heiden und schlechte Christen, denn darum hat dir Gottes Wille „alle Gewalt über das Reich der Franken verliehen, daß die ganze „Christenheit sicheren Frieden gewinne." Dann ergriff er die Spangen und den Mantel und legte sie ihm an mit folgenden Worten: „Die Säume dieses Gewands, die bis zur Erde herabwallen, sollen „dich mahnen, bis an das Ende auszuharren im Eifer für den Glauben und in der Sorge für den Frieden." Und als er ihm Scepter und Stab überreichte, sprach er: „An diesen Zeichen lerne, daß du „väterlich züchtigen sollst, die dir untergeben sind." „Vor Allem aber", fuhr er fort, „strecke deine Hand aus voll Barmherzigkeit gegen die

936. „Diener Gottes, wie gegen die Wittwen und Waisen, und nimmer „versiege auf deinem Haupte das Oel des Erbarmens, auf daß du „hier und dort die unvergängliche Krone zum Lohn empfangest.“ Mit diesen Worten nahm er das Oelhorn, salbte ihn mit dem heiligen Oele, das die Kirche als ein Zeichen der Barmherzigkeit ansieht, und setzte ihm unter Beihülfe des Erzbischofs Wikfried von Köln das goldene Diadem auf das Haupt.

Als so die Krönung vollbracht war, stieg Otto, schon im Glanze der Krone, zum Throne empor, der zwischen zwei Marmorsäulen von wunderbarer Schönheit erhöht war, und von wo er das ganze versammelte Volk überblickte und von Allen gesehen werden konnte. Auf dieser Stelle blieb er, während die Messe gehalten wurde, dann stieg er vom Throne herab und kehrte zur Pfalz Karls des Großen zurück.

Hier war inzwischen an marmorner Tafel das Königsmahl mit auserlesener Pracht bereitet, und mit den Bischöfen und allen Großen setzte sich der neue Herrscher zu Tische; es dienten ihm aber die Herzöge der deutschen Länder. So ist es damals zuerst geschehen und oft dann in der Folge; zum deutlichen Zeichen, daß die Herzöge der einzelnen Länder den König, der über das ganze Volk gesetzt war, als ihren Herrn erkannten und nichts anders sein sollten und wollten, als die Ersten seiner Dienstleute. Denn wie an dem Hofhalt der deutschen Fürsten von Alters her die mächtigsten und angesehensten unter den Dienstleuten als Mundschenk, Kämmerer, Truchseß und Marschall die Person der Fürsten umgaben und ihrer warteten: so leistete damals der Lothringerherzog Giselbert, in dessen Gebiet Achen lag, die Dienste des Kämmerers und ordnete die ganze Feier; der Frankenherzog Eberhard sorgte als Truchseß für die Tafel, der Schwabenherzog Hermann stand als oberster Mundschenk den Schenken vor, und Arnulf von Baiern nahm für die Ritter und ihre Pferde als Marschall Bedacht, wie er auch die Stelle ersehen hatte, wo man lagern und die Zelte aufschlagen konnte. Denn die Stadt reichte nicht aus, die Zahl aller der Herren, die nach Achen geritten waren, in sich zu fassen. Als die Festlichkeiten beendet waren, lohnte Otto einem Jeden der Großen mit reichlicher Gunst und großen Geschenken, und froh kehrten Alle in ihre Heimath zurück.

Ein Fest, wie dieses, hatten die deutschen Völker nie gesehen, und nie ist eine Krönungsfeier von gleicher Bedeutung wieder begangen. Sie gab gleichsam dem Baue, den König Heinrichs Thaten begründet hatten, die Weihe. Die Vereinigung aller deutschen Stämme unter

ein Haupt fand hier ihren öffentlichen Ausdruck; man beging das Fest der Gründung des deutschen Reichs. Die Herrschaft, welche die Nachkommen Karls des Großen über die deutschen Lande geübt hatten, war gebrochen und vernichtet; ob auch der Titel des Königs und die Gebräuche bei der Krönung an das fränkische Regiment der Karolinger erinnerten, es hatte doch eine neue Ordnung der Dinge begonnen, als sich die Großen aus allen deutschen Gauen freiwillig einem Herrscher beugten, der dem sächsischen, jenem reinsten deutschen Stamme entsprossen war, der noch zuletzt die alte Freiheit der Väter vertheidigt hatte. Die Krone der Franken mit ihrem verblichenen Glanze hatte König Heinrich verschmäht, aber durch seine Thaten gewann er ihr einen neuen Glanz, und strahlend empfing sie jetzt als Deutschlands Krone sein Sohn aus Priestershand. Es war keine leere Förmlichkeit, wenn die Fürsten, die einst seinen Vater als Lehnsherrn anerkannt hatten, jetzt ihm Dienste leisteten, die ihnen selbst ihre Ministerialen, ihre unfreien Dienstleute, darboten. Das Königthum war schon mehr, als nur eine Vorstandschaft des sächsischen Herzogs geworden, und Otto war ganz der Mann, um jedes Recht aufzunehmen, das nur je ein König in deutschen Landen besessen hatte. Erscheint Heinrich fast noch mehr als Sachsenfürst, denn als König der Deutschen, so war Otto, obwohl er sich König der Franken nannte, doch im vollen und ganzen Sinne des Worts ein König der Deutschen. 936.

7.

Die ersten Jahre der Prüfung.

Wie viele, die eine Krone getragen, haben nicht offen gestanden, sie sei eine schwere Last, die des Sterblichen Kraft fast erdrücke. Und von keiner Krone galt dies mehr, als von der des deutschen Reichs, zumal in dieser Zeit seiner Bildung und der gewaltigen inneren Kämpfe, welche dieselbe begleiteten. Wessen Haupt damals die Krone zierte, der ist nicht leicht durch das Leben gewandelt, sondern in zahllosen inneren und äußeren Kämpfen hat er es erproben und beweisen müssen, daß er ein Mann sei vor andren Sterblichen. So kamen auch für Otto bald genug die Jahre der Prüfung, in denen er darthun sollte, ob er des großen Vaters würdiger Sohn und seine jugend-

936. liche Hand stark genug sei, die Zügel der Herrschaft mit Kraft zu ergreifen und die Bande der Einheit, die jener um die deutschen Lande geschlungen, zu erhalten und zu festigen.

Kaum war die Nachricht von Heinrichs Tode zu den slavischen Völkern im Osten gedrungen, so erhoben sich sofort die streitbarsten unter ihnen, um das Joch der Sachsen abzuschütteln: die Böhmen und die wendischen Stämme, die an der unteren Elbe wohnten. Der fromme Böhmenherzog Wenzel, der das Land den Sachsen untergeben hatte, war schon in den letzten Tagen Heinrichs unter den Mordstreichen seines Bruders Boleslaw, eines kühnen, trotzigen Mannes, dem die Freiheit seines Volks höher stand, als das Leben des Bruders, gefallen. Kaum hatte Boleslaw selbst die herzogliche Macht an sich gerissen, so verweigerte er den Sachsen den Gehorsam und rüstete sich der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Voll Mistrauen sah er dabei auf einen benachbarten slavischen Häuptling, der sich willig den Deutschen unterworfen hatte, und gegen ihn begann er zuerst den Krieg. Zwar zog dem Bedrängten alsbald ein deutsches Heer, das aus Sachsen und Thüringen aufgeboten war, mit jener von König Heinrich begründeten, übel berüchtigten Merseburger Schaar zur Hülfe, aber Boleslaw ließ sich nicht schrecken und drang in das Land seines Gegners ein. Er theilte sein Heer, überfiel einzeln die getrennten Schaaren der Sachsen und Thüringer und vernichtete beide. Ohne weiteren Widerstand zu finden, zog er sodann gegen die Hauptfeste jenes Häuptlings, nahm sie mit Sturm und machte sie dem Erdboden gleich. Was auch die Sachsen fortan unternahmen, um den verschlagenen und kampflustigen Böhmenherzog zum Gehorsam zu zwingen, doch behauptete er sich in stolzer Selbstständigkeit, bis er im zehnten Jahr der Regierung Ottos endlich genöthigt wurde, sich abermals der fremden Herrschaft zu beugen.

Schneller wurden die empörten wendischen Stämme wieder unterworfen, gegen die der junge König selbst sogleich nach seiner Krönung zu Felde zog. Wohl traute er sich selbst noch nicht Erfahrung genug zu, um die schwere und gefährliche Kunst des Krieges zu üben; er übergab deshalb die Führung des Heeres, sobald er die Grenzen des Feindes überschritten hatte, einem tapferen und sehr verständigen Manne aus Sachsenland, Hermann, dem jüngeren Sohne des Grafen Billing. Hermann, dem später noch größere Ehren zu Theil werden sollten, war keineswegs, wie man später gefabelt hat, von niederer Herkunft, sondern gehörte einem der vornehmsten Geschlechter des sächsischen Landes an und war dem königlichen Hause selbst nahe

verwandt. Ottos Großmutter Oda stammte aus dem Geschlechte der Billinger, und eine Schwester der Königin Mathilde war Hermanns älterem Bruder Wichmann vermählt. Mit scharfem Blick hatte Otto den rechten Mann getroffen, aber doch erregte seine Wahl Neid und Misgunst unter den stolzen sächsischen Großen, unter denen Viele sich gleiche Würdigkeit zu solcher Stellung zutrauten und sich dem noch unerprobten Urtheil des Jünglings nicht ruhig beugten. Vor Allem war selbst Hermanns älterer Bruder Wichmann bitter erzürnt und verließ das Heer; Eckard, ein anderer vornehmer sächsischer Herr, wollte lieber den gewissen Tod durch der Wenden Hand suchen, als Hermanns Glück mit seinen Augen sehen; Groll gegen den König, Eifersucht gegen den Günstling waren in Aller Herzen, standen auf den Mienen Aller zu lesen. Aber Hermanns Tapferkeit machte seine Neider zu Schanden. Er griff die Feinde an, schlug sie aufs Haupt und beendete in kürzester Zeit den Krieg. Abermals unterwarfen sich jene Wenden und zahlten den gewohnten Tribut. Der König ließ als Markgrafen über ihre Länder den wackern Hermann zurück und kehrte aus seinem ersten Feldzuge mit einem siegreichen Heere heim.

936.

(Septemb.)

Doch mit dem Frühjahr des folgenden Jahres stürmten aufs Neue die Ungern heran; auch sie wußten, Heinrich war nicht mehr, und wollten die Tapferkeit des neuen Königs auf die Probe stellen. In unermeßlichen Schaaren ergossen sie sich über Deutschlands Grenzen und zogen durch Franken, um auf einem neuen Wege von Abend aus in Sachsen einzudringen. Aber schnell sammelte Otto sein Heer; ehe sie noch die Grenzen Sachsens erreichten, stellte er sich ihnen entgegen, griff sie an und trieb sie bald in die Flucht. Sie wandten sich dem Westen zu, von Otto unablässig verfolgt, bis sie die Grenzen des deutschen Reichs verlassen hatten. Ueber die Ebenen Frankreichs schweiften nun ihre Reiterschaaren bis zur Loire hin; schrecklicher wie je zuvor verheerten sie das arme Land, denn dort war Niemand, der wie Heinrich und Otto dem Strome der Zerstörung hätte wehren können.

937.

Fehde und Unfriede herrschte im Reich der Westfranken aller Orten. König Rudolf war kurz vor Heinrich gestorben; Hugo, der mächtigste Große des Landes, ein Sohn jenes Robert, der sich gegen Karl den Einfältigen zum König erhoben hatte, und ein Neffe König Odos, hatte der verlockenden Aussicht selbst den Thron zu besteigen, durch das Beispiel seiner Vorfahren ermahnt, freilich entsagt, aber nur um gefahrloser unter dem Deckmantel gesetzlichen Gehorsams die Herrschaft üben zu können. Er war es, der Ludwig, König Karls Sohn, der vordem über das Meer zu seinem Oheim König

937. Athelstan nach England geflüchtet war, auf den Thron der Väter zurückführte und nun unter dessen Namen zu herrschen gedachte. Er, der sich Herzog der Franken von Gottes Gnaden und den Zweiten nach dem König in allen dessen Reichen nannte, wollte in Wahrheit überall der Erste sein. Als daher Ludwig zu zeigen anfing, daß er auch einen Willen habe, entfernte sich Hugo alsbald von ihm, und da die königliche Gewalt ohne die Stütze des mächtigen Herzogs zu schwach war, begannen die Fehden im Reiche wieder, wie ehedem. Hugo aber, den die Herrschsucht nicht ruhen ließ, verstärkte nicht nur seine Gewalt im Lande selbst, sondern sah sich nach mächtigen Bundesgenossen im Auslande um; einen besseren vermochte er nicht zu finden, als König Otto, dessen Schwester Hedwig er alsbald zur Ehe nahm. Otto gab dem mächtigen Herzog die Schwester; vielleicht in der Hoffnung, daß sie für Ludwig, den Neffen seiner Gemahlin Editha, Hugo gewinnen würde. So war Frankreich in sich zerspalten und zerrissen und mußte, was Deutschland so lange und so bitter empfunden hatte, abermals auch an sich erfahren: daß ein uneiniges Land eine leichte Beute der Feinde ist.

Doch nicht lange, so kamen die inneren Kämpfe auch in unserem Vaterlande, nachdem man sich der äußeren Feinde kaum erst entledigt hatte, wieder zum Ausbruch. König Heinrichs friedfertiger und doch allen Stürmen gebietender Geist hatte die Erde verlassen, und ob der stolzere, heftigere Sinn des Sohnes, wie er wohl zu reizen und zu erbittern vermochte, auch Kraft genug besaß, ein trotziges, ungestümes und freiheitslustiges Geschlecht danieder zu halten und nach seinen Absichten zu lenken, sollte sich jetzt erst erweisen.

Auf der Vereinigung der Franken und Sachsen beruhte zunächst, wie wir sahen, die Macht des Königs, die Zukunft des Reiches. Löste sich daher jene, so waren auch diese in Frage gestellt, und schon lockerte sich jenes Band nur zu sichtlich.

Kein Zweifel waltet darüber ob, daß nicht die Franken, sondern die Sachsen den ersten Anlaß zu neuem Unfrieden boten: ein sächsischer Mann selbst, Widukind von Korvei, berichtet es. „Die Sachsen „waren stolz darauf geworden,“ sagt er, „daß die königliche Herrschaft „an ihren Stamm gekommen war, und wollten keinem Manne andres „Stammes mehr dienen. Trugen sie von einem solchen ein Lehn und „standen in seinem Dienst, so leisteten sie ihm als ihrem Lehns- und „Dienstherrn nicht die gebührende Pflicht, sondern thaten, als ob sie „Alles nur ihrem Landsmanne, dem Könige, zu verdanken hätten.“ Händel mannigfacher Art entstanden hieraus zwischen sächsischen Vasal-

len, und fränkischen Lehnsherren, bei denen, wie es scheint, Otto 937. nicht ohne parteiische Theilnahme für seine Landsleute geblieben ist, zumal ihm hier ein Mittel geboten wurde, die Königsgewalt gegen den übermächtigen fränkischen Adel zu stärken.

Solche Streitigkeiten brachen vornehmlich im Hessenlande aus, wo Herzog Eberhard große Güter an der Diemel besaß und Bruning, ein Sachse, der sein Lehnsmann war, ihm offen den Gehorsam verweigerte. Darüber gerieth Herzog Eberhard in heftigen Zorn. Diese stolzen Sachsen, meinte er, schuldeten ihm Alles, und es könne ihm Niemand verargen, daß er sich selbst sein Recht nehme, ohne erst vor den Richterstuhl des sächsischen Königs zu treten. Viele fränkische Großen billigten dies und sagten ihm ihren Beistand zu bei Allem, was er zu unternehmen gedächte. Eberhard sammelte also ein Heer, rückte gegen Helmershausen an der Diemel, die feste Burg des Bruning, steckte sie in Brand und ließ Alle, die darin hausten, mit dem Schwerte erwürgen. Kaum aber vernahm Otto von diesem Bruch des Landfriedens, so rief er Herzog Eberhard und alle die fränkischen Herren, die ihm Unterstützung geliehen, vor sein Gericht; und wie sie sich auch damit zu rechtfertigen suchten, daß sie Nichts gegen des Königs Majestät im Schilde geführt, sondern nur nach Fehderecht den ihnen und ihren Genossen angethanen Schimpf gerächt hätten: er verurtheilte Herzog Eberhard zu einer Buße von hundert Pfund Silber, deren Werth er in edlen Rossen zahlen sollte; die Anderen aber zu der schimpflichen und schändenden Strafe, Hunde *) vor den Augen alles Volks nach seiner königlichen Pfalz zu Magdeburg zu tragen. Daß Bruning und seine Genossen bestraft seien, wird nirgends berichtet, obwohl sie durch ihren Uebermuth doch den ganzen Handel veranlaßt hatten.

Als Eberhard und seine Freunde die Strafe abgebüßt hatten, nahm sie der König zwar sehr gnädig in seiner Pfalz auf und ließ Keinen unbeschenkt nach Hause ziehen; aber man kann sich vorstellen, wie diese Franken heimkehrten, wie sie von diesem Könige dachten, der kaum in das Jünglingsalter getreten war und doch schon so hoch sein Haupt erhob. Und wie mochte es in Eberhards Herzen toben, der da wähnte einst die Macht aus den Händen gegeben zu haben, die nun so empfindlich sich gegen ihn wandte! Des Königs Gnade hatte ihn nicht versöhnt, sondern erbittert. Er sann auf Rache, seine Freunde schlossen sich eng und enger an ihn und zeigten sich bereit, jedes Wag-

*) Eine noch später gebräuchliche Ehrenstrafe für Freie, der bei den Ministerialen die Strafe des Satteltragens, bei den Bauern des Pflugradtragens entsprach.

937. niß mit ihm zu theilen. Auch fehlte es ihm nicht an einem großen Anhange im Frankenland. Denn er war ein Mann von guter Laune, umgänglich mit seines Gleichen, wie mit Leuten, die unter ihm standen, seine Hand war stets offen dem Armen, wie sein Haus seinen Freunden. Ueberdies war er der Erste im Lande, in seinem Geschlechte war noch vor Kurzem die Krone gewesen, seit dreißig Jahren hatte Keiner dem Throne näher gestanden, als er. Meinten doch Viele im Sachsenlande selbst, obgleich er gegen Sachsen seine Fehde geführt hatte, es sei ihm bittres Unrecht geschehen, und hielten es im Geheimen mit Eberhard gegen den König.

Wir wissen, wie schon Hermanns Erhebung Viele der vornehmen Sachsen gegen den König mit Groll erfüllte. Noch immer hielt sich Hermanns Bruder Wichmann von der Nähe des Königs fern, tiefen Unmuth im Herzen, und doch war er der Besten Einer, angesehen bei allem Volk, tapfer wie Wenige, des Krieges kundig, hochgesinnt und von solcher Klugheit, daß man meinte, es ständen ihm überirdische Kräfte zu Gebote. Bald mußte der König eine andere wichtige Wahl treffen, und auch sie trug ihm der Feindschaft nicht weniger ein. Der mächtigste Mann im Sachsenlande nach dem König, Graf Sigfrid, war eben gestorben; er der einst, als der König nach Achen zog, das ganze Land verwaltet hatte und dem die unterworfenen Wenden an der mittleren Elbe bis zur Oder hin untergeben waren. Vieler Blicke richteten sich auf diese hohe und gewichtige Stellung, aber Niemand glaubte mehr Anspruch darauf zu haben, als Thankmar, König Heinrichs Sohn von der Hatheburg, Ottos älterer Stiefbruder. Denn Graf Sigfried war mit seiner Mutter Geschwisterkind gewesen, und er sah dessen Grafschaft gleichsam als sein Erbe an. Auch war kein Zweifel daran, er war ein kühner und gewandter Kriegsmann, klug und verständig zeigte er sich im Rathe; aber diese Tugenden waren nicht ohne Makel, ausschweifend und wild lebte er unter den Waffen, und sein Gemüth war nicht frei von Habsucht und Rachgier. Mußte es bei solcher Sinnesart ihn schon mit Ingrimm erfüllen, daß durch einen unverdienten Makel seiner Geburt ihm die Krone entgangen, ihm sogar das reiche Erbe seiner Mutter entzogen war, wie reich ihn auch der Vater dafür mit Gütern entschädigt hatte: so loderte nun die Rachsucht in hellen Flammen in ihm auf, als ihm Sigfrieds Stellung von Otto versagt und dem Grafen Gero am Unterharz, aus einem noch wenig bekannten Geschlechte, übertragen wurde. Er, der Königssohn, sah sich in den frischesten Jahren von der Bahn des Ruhmes unverdient ausgeschlossen und beschloß, sich den Weg zur Größe mit Ge-

walt zu bahnen, den man ihm absichtlich, wie er meinte, versperrte. 937.
Genossen, die das verderbliche Feuer schürten, fehlten nicht, und bald standen Eberhard und Thankmar in geheimer Verbindung, jeder an der Spitze eines bedeutenden Anhangs.

Während so die Verschwörung gegen die königliche Macht in Franken und Sachsen im Stillen immer weiter um sich griff, stand Baiern schon im offenen Aufstand. Ein Jahr nach der Krönung zu Achen starb Herzog Arnulf und hinterließ mehrere Söhne. Die Zeit 14. Juli. schien diesen günstig, die Oberherrschaft der Sachsen abzuschütteln. Eberhard, der älteste Sohn, ergriff ohne Weiteres das herzogliche Banner, er weigerte sich in übermüthigem Trotze in der Pfalz des Königs zu erscheinen, ihm zu huldigen und aus seiner Hand die herzogliche Gewalt über Baiern zu empfangen. Die weltlichen Großen mochten ohnehin dem Sohne Arnulfs ergeben sein, und selbst unter der Geistlichkeit wußte er sich eine Partei zu gewinnen. Die Bischöfe von Passau strebten schon längere Zeit, wie es scheint, theils aus Neid gegen die überlegene Stellung von Salzburg, theils aus Verlangen nach einem ausgedehnten Missionssprengel nach dem Pallium; ein frommer Betrug sollte ihnen hierzu den Weg bahnen, indem sie vorgaben, daß einst in der lange zerstörten Römerstadt Laureacum eine Metropole bestanden habe und später nach Passau verlegt sei. Eberhard erkaufte sich den Beistand des Bischofs Gerhard von Passau, indem er auf diese Absichten einging, und sofort begab sich Gerhard nach Rom, wo er vom Papste Leo VII. nicht nur das Pallium erhielt, sondern mehr noch, als er verlangte, das Vicariat in den gesammten deutschen Ländern. Der Papst, der seit längerer Zeit ohne Einfluß auf die Angelegenheiten jenseits der Alpen gewesen war, ergriff begierig die Gelegenheit hier einzugreifen, und Herzog Eberhard und Bischof Gerhard boten ihm hierzu die Hand.

Die Dinge gestalteten sich in Baiern bedenklich genug. Daher 938. ging Otto im Jahre 938 selbst nach Baiern. Er hoffte gütlich, wie einst sein Vater Herzog Arnulf, so jetzt dessen hochfahrenden Sohn zum Gehorsam zu bringen, aber er hatte sich getäuscht und wurde bald inne, daß nur durch Gewalt der Trotz des Baiern zu beugen war. Da sammelte er alsbald ein zahlreiches Heer, drang mit Waffengewalt in Baiern ein und unterwarf sich schnell das ganze Land. Eberhard war rettungslos verloren, er mußte dem Urtheilsspruche des Königs sich fügen, wurde des Landes verwiesen und verschwindet spurlos seitdem aus der Geschichte.

Mit der herzoglichen Fahne von Baiern belehnte der König einen

938. Bruder Herzog Arnulfs, Berchthold mit Namen, der schon bei Lebzeiten Arnulfs Kärnthen mit dem herzoglichen Titel verwaltet hatte und im Streit mit Eberhard die Partei des Königs ergriffen zu haben scheint. Aber Berchthold erhielt nicht die volle Gewalt seines Bruders, denn das Recht die Bisthümer des Landes zu besetzen — jenes Vorrecht, um dessen willen sich einst Baiern Heinrich unterworfen hatte, — wurde Berchthold entzogen und der Krone vorbehalten; überdies wurde dem zweiten Sohne Herzog Arnulfs, der den Namen des Vaters führte, eine neue Stellung in Baiern gegeben, die der Vollgewalt des Herzogthums gewaltigen Abbruch that. Arnulf wurde zum Pfalzgrafen in Baiern eingesetzt; Pfalzgrafen hatte es hier, wie in allen Theilen der karolingischen Monarchie, die zeitweise zur Selbstständigkeit gelangten, schon früher gegeben, denn der Pfalzgraf war der nothwendige Gehülfe und Beisitzer des Königs im Hofgericht, aber eine viel umfassendere Macht wurde jetzt Arnulf in Baiern anvertraut, indem ihm neben dem höchsten Gericht an Königs Stelle die Aufsicht über alle königlichen Burgen, Güter und Lehen, wie über die Einkünfte des Reichs in diesem Lande übertragen wurde; die Stellung der königlichen Sendboten in der karolingischen Monarchie vereinigte sich also mit der des Pfalzgrafen, der ein zu fürchtender Nebenbuhler des Herzogs wurde.

Von unberechenbarer Wichtigkeit war, was hier in Baiern geschah, nicht allein deshalb, weil hierdurch erst Baiern näher dem Reiche verbunden wurde, sondern noch vielmehr, weil es hier zuerst klar sich ergab, wie anders Otto die Stellung der Herzöge zur königlichen Gewalt ansah, als einst sein Vater. Ihm galt das Herzogthum nicht als ein erbliches Lehn, noch machte er es von Volkswahl abhängig, sondern er sah in demselben nur ein Reichsamt, das er nach freier Entschließung ertheilte und dem er nicht gewillt war, irgend welche Vorrechte zu überlassen, die nach der Meinung der Zeit zur königlichen Vollgewalt gehörten. Die Macht der herzoglichen Häuser zu brechen schien ihm die Aufgabe des Königthums, und auch das zeigte sich hier bereits, wie er zu diesem Ziele durch Theilung der Interessen in jenen übermächtigen Familien selbst zu gelangen suchte. Er schwächte die Macht des baierschen Hauses, indem er ein Glied desselben gegen das andere erhob, und er verband die Zukunft desselben enger mit dem Reiche und mit seinem eigenen Hause, als er zu derselben Zeit Arnulfs schöne Tochter Judith seinem Bruder Heinrich vermählte und so eine Verbindung schloß, die von den bedeutendsten Folgen war.

Was Eberhard, dem Frankenherzog, widerfahren war und was jetzt in Baiern sich zugetragen hatte, mußte die großen Vasallen des

Reichs mit den größten Besorgnissen erfüllen. Wie anders griff die- 938.
ser junge König in die Angelegenheiten der einzelnen Länder ein, als
es Heinrich gethan hatte, wie anders dachte er von seiner Stellung
als König? Eine Macht schien der Sachsen an sich zu reißen, wie seit den
blühendsten Tagen der Frankenherrschaft sie kaum ein König in den
deutschen Ländern beansprucht hatte. Es war vorauszusehen, daß es
zu einem neuen Kampf auf Tod und Leben zwischen der königlichen
Gewalt und der herzoglichen kommen mußte, und dieser Kampf drohte
um so gefährlicher für Otto zu werden, als es seinen Gegnern nicht
minder gelang die Eintracht in seiner Familie zu stören, wie es ihm
geglückt war in Baiern das herzogliche Geschlecht zu spalten.

Schon stand Thankmar mit Herzog Eberhard im geheimen
Bunde, und während der König noch in Baiern beschäftigt war, er-
griff Eberhard die Fahne der Empörung. Aufs Neue überfiel er,
des Königs Urtheilspruch verachtend, Bruning mit Waffengewalt, und
ein allgemeiner Kampf entspann sich in Hessen zwischen den Franken
und den dort angesessenen Sachsen, der sich bald auch über Westfalen
verbreitete. Mit besonderer Erbitterung wurde derselbe zwischen
Eberhards Vasallen und den Vasallen Heinrichs, des königlichen Bru-
ders, geführt, und bald entwickelte sich daraus ein hitziger Streit zwi-
schen diesen beiden mächtigen Herren selbst. Die Aecker wurden ver-
wüstet, die Häuser eingeäschert, Mord und Zerstörung herrschten aller
Orten. Mit Schrecken und Bekümmerniß hörte Otto von diesen
Gräueln und berief einen allgemeinen Reichstag nach dem Hofe zu
Steele an der Ruhr, unweit Essen auf westfälischem Boden; hier
sollten die Ruhestörer erscheinen und das Urtheil über sie gesprochen
werden. Aber Herzog Eberhard und seine Freunde, die nicht zum
zweiten Mal Hunde nach des Königs Pfalz tragen wollten, erschienen
nicht, und offenkundig war es nun, daß sie Empörer, die des Königs
Gebot nicht mehr Gehorsam schuldig zu sein glaubten. Dennoch ver-
zieh ihnen Otto; durch Nachgiebigkeit hoffte er diesem Zwist ein Ende
zu machen, der unübersehbare Folgen, wenn er weiter und weiter um
sich griff, nach sich ziehen konnte und die Einheit des Reiches zu lö-
sen drohte.

Aber erbitterte Gemüther werden durch Nachgiebigkeit nur ge-
reizt, und Vielen erschien die Milde des Königs als Schwäche. Die
Empörer legten die Waffen nicht nieder, sondern von Tage zu Tage
wuchs ihre Vermessenheit, wuchs der Gräuel der Zerstörung in Hessen,
Franken und Westfalen, die schlimmen Tage König Konrads schienen
zurückgekehrt; schon schlossen sich auch die Misvergnügten unter den

938. Sachsen an Eberhard an, endlich ergriff selbst Thankmar, des Königs Bruder, offen die Waffen des Aufstands. Er sammelte seine Freunde um sich und überfiel in einer dunklen Nacht die Feste Beleke in Westfalen, etwas südlich von Lippstadt. Hier hielt sich damals gerade sein Stiefbruder Heinrich auf, er nahm ihn gefangen, führte ihn gebunden, wie einen gemeinen Knecht, mit sich fort und sandte ihm Eberhard als das beste Unterpfand ihres Bundes zu. Die reiche Burg übergab er seinen Kriegern zur Plünderung, verheerend durchzog er weiter Westfalen und setzte sich endlich in der alten Eresburg fest. Von dort aus verwüstete er mit seinen Schaaren weit und breit das Land.

Gefahrvoll war Ottos Lage. Unheil stürmte auf Unheil herein, und nirgends sah er sichere Hoffnung auf Hülfe. Kaum fand er zuverlässige Freunde in Franken und Sachsen, und noch weniger konnte er auf Beistand in den andern Ländern rechnen. Herzog Hermann von Schwaben war der Geburt nach Franke und Eberhards Vetter; Baiern war kaum dem Reiche erhalten; und Lothringen war mit seinem Herzoge Giselbert von stets schwankender Treue.

Unerwartet funden sich dennoch Freunde in der Noth. Der kluge Graf Wichmann, der bis dahin still und verdrossen daheim gesessen hatte, ging in sich, als er die Gräuel des Bürgerkrieges sah und das traurige Ende derselben bedachte. Er begab sich zum Könige und gewann sich dessen Gnade wieder, die er sich auch bis zu seinem Ende erhielt, durch treue Dienste den alten Fehl in Vergessenheit bringend. Viele im Sachsenlande folgten gewiß dem Beispiele des hochangesehenen Mannes. Aber noch wichtiger war es, daß Herzog Eberhard mit seinen eigenen Verwandten in erbitterten Zwist gerieth. Die Spaltung des fränkischen Herzogshauses gab Otto hier den Sieg in die Hände, wie in Baiern. Vor Beleke war Gebehard, der Sohn des Grafen Udo von der Wetterau, gefallen. Sein Tod wurde die Veranlassung zu unversöhnlicher Feindschaft in Herzog Eberhards eigener Familie, zunächst zwischen ihm und seinem Vetter Udo, dem Vater des Gefallenen, bald aber ergriffen Udos Partei auch sein Bruder Herzog Hermann von Schwaben und beider Vetter, der Graf Konrad von Niederlahngau, den man Kurzpold nannte; sie alle schlossen sich aus Haß gegen Eberhard aufs Engste an König Otto an. Schon damals sah man das Walten einer höheren Macht in dem, was aus Gebehards Tode erfolgte; in ihm lag die Entscheidung des Kampfs.

Indem Eberhard mit seinem eigenen Hause zerfiel, wandte sich das Glück von ihm ab, und noch schneller, als er, gelangte Thankmar

an das Ziel der traurigen Laufbahn, die er in wilder Leidenschaft be- 938.
treten hatte. Otto konnte Thankmars Treiben nicht länger ungeahn-
det ansehn. So sehr es ihm zu Herzen ging, er brach mit einem
Heere gegen den Bruder auf und zog gegen die Eresburg. Die Be-
wohner öffneten ihm freiwillig die Thore, und Thankmar blieb keine
andere Rettung, als in die dem heiligen Petrus geweihte Kirche des
Ortes zu flüchten. Wüthend verfolgten den Flüchtigen hierhin die
Leute des Königs, vor allen die Mannen Heinrichs, die ihren Herrn
zu rächen gedachten. Sie erbrachen die Thür des Heiligthums; mit
bewaffneter Hand — was heilige Scheu und die Gesetze der Kirche
untersagten — drangen sie in das Gotteshaus. Thankmar steht am
Altar, seinen Schild und die goldene Kette, das Zeichen seiner vorneh-
men Geburt, hatte er, bis zum Tode erschöpft, hier niedergelegt.
Dennoch läßt er noch einmal in einen Kampf sich ein. Ein Sachse,
mit Namen Thiatbold, trifft ihn, und Schmähungen und Schimpfre-
den begleiten den glücklichen Streich, aber sofort giebt ihn Thankmar
mit noch besserem Erfolge zurück, und Thiatbold haucht am Altar im
scheußlichen Kampfe den Athem aus. Immer heißer entbrennt der
Streit. Tapfer vertheidigt sich noch Thankmar, bis ihn ein Wurf-
speer im Rücken trifft, der durch das Kirchenfenster, das dem Altar
zunächst gelegen, auf ihn geschleudert war. Regungslos sinkt er end-
lich am Altar hin; ein Krieger Ottos, mit Namen Maincia, gab ihm
den letzten Stoß und raubte die goldene Kette vom Altare. Juli.

Otto hatte Nichts von Allem, was geschah, gewußt; mit tiefem
Schmerz vernahm er alsbald die Kunde. Wohl ergrimmte sein Herz
über die Gräuel, die an heiliger Stätte geschehen, aber es war nicht
die Zeit, sich durch Strenge die Gemüther der Seinen zu entfremden.
Tief beklagte er das Schicksal seines unglücklichen Bruders, und er
verschmähte es nicht, den Seinigen zu bezeugen, wie sehr er die Ta-
pferkeit und Einsicht seines Bruders zu schätzen gewußt habe, dem
freilich zur Größe Eins und damit Alles gefehlt hatte, Selbstbeherr-
schung. Ein ungestümer Geist hatte sich in seinem Trotze früh zu
Falle gebracht, denn Thankmar hatte noch nicht sein dreißigstes Jahr
erreicht. Vier vornehme Männer, die mit Thankmar gemeinschaftliche
Sache gemacht hatten und in des Königs Hand gefallen waren, wur-
den nach fränkischem Rechte gerichtet und fanden durch den Strang
ihren Tod. Auch die andern sächsischen Burgen, die Eberhard und
Thankmar genommen hatten, ergaben sich wieder dem Könige, und
Herzog Eberhard selbst mußte daran denken, seinen Frieden mit Otto
zu machen, da ihn schon sein ganzer Anhang verließ.

933. Eberhard warf sich Heinrich zu Füßen, der noch in seiner Gewalt war. Er erbat von dem schwer gekränkten Königssohne sich Verzeihung, und er erhielt sie, aber um welchen Preis! Wir wissen, Heinrich hatte früh schon sein Auge zur Krone erhoben und wähnte nicht ohne ein Anrecht auf dieselbe zu sein; gewiß nicht ohne Absicht hatte man ihn von der Krönung zu Achen ferngehalten und damals unter die Aufsicht des Grafen Sigfried gestellt. Wie hätten ihn die letzten Zeiten nicht belehren sollen, daß Otto viele und erbitterte Feinde hatte? Nichts war natürlicher, als daß alle Misvergnügten im Sachsenlande auf ihn blickten, daß die Worte der Unzufriedenen seinem thörigen Wahne nur neue Nahrung gaben; war seine Seele von Herrschsucht nicht frei, so weckten die Jahre, die ihn der Selbstständigkeit entgegenführten, immer mehr die gefährliche Leidenschaft in ihm. Wir wissen nicht, wie die Pläne Heinrichs allmählich entstanden sind, aber schon in Eberhards Banden war der Entschluß in ihm gereift, den Bruder zu entthronen und selbst das Scepter zu führen. Wie bitter er daher auch Herzog Eberhard zürnen mochte, wie verschieden ihre Absichten und Endzwecke waren, in einem Punkte trafen sie zusammen, in der Feindschaft gegen Otto. Der Augenblick war gekommen, wo Heinrich Eberhard für seine Pläne gewinnen konnte, er versprach ihm Verzeihung für alle Unbill, die er erlitten, wenn er mit ihm einen Bund gegen den König zu schließen und ihm selbst zur Krone zu verhelfen gelobte. Eberhard, der unversöhnliche Feind Ottos, bot willig auch hiezu die Hand; wie hätte er Anstand nehmen sollen, den Zwist im königlichen Hause zu nähren, da der König den Unfrieden in seine eigene Familie gebracht hatte? Das Bündniß wurde geschlossen, und hochgeehrt und reichlich beschenkt schied Heinrich von Eberhard; wie anders, als er gekommen war! Er kehrte zu Otto zurück, und als sich die Brüder nach langer Zeit wiedersahen, da war Ottos Freude reiner und wahrer, als die seines Bruders, dem arge List in der Seele wohnte.

Auch Eberhard durfte sich wieder dem Könige nahen. Der Erzbischof Friedrich von Mainz, der vor Kurzem auf Hildebert gefolgt war und den jene Zeit für ein Wunder von Klugheit und Frömmigkeit hielt, verwandte sich für den Mann, der sich so schwer gegen den König versündigt hatte. Otto ließ Eberhard vor sich kommen. Der stolze Frankenherzog beugte seine Knie vor dem jungen König und stellte all' sein Hab und Gut, Leib und Leben dem Sieger anheim. Nicht ungestraft durfte dieser ein so schweres Verbrechen belassen, aber er wollte den hochgestellten Mann auch nicht durch harte Strafe aufs

Reue reizen, deshalb verbannte er ihn nur auf kurze Zeit aus der Heimath, indem er ihn nach Hildesheim auf sächsischen Boden schickte. Bald nahm er Eberhard wieder, nachdem er feierlich ihm abermals Treue gelobt hatte, zu Gnaden auf und gab ihm alle seine frühere Macht und Ehre zurück. Otto ahnte nicht, daß in der Brust dieses Mannes der Haß bereits neue Empörung brütete. 938.

Noch hatte Otto diese Wirren nicht beendigt, siehe da brachen bereits abermals unerwartet die Ungern in Sachsen ein, jede Zwietracht im Lande zu neuen Raubzügen benutzend. Sie nahmen ihren Weg durch Thüringen, und da, wo die Bode sich vom Harz durch ein fruchtbares Land ergießt, schlugen sie ihre Zelte auf und verheerten weit und breit die Umgegend. Als aber Einer ihrer Führer von dort mit einem großen Theile des Heeres gegen die feste Stetternburg, zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel, aufbrach, überfiel sie ein Platzregen und durchnäßt und erschöpft langten sie vor der Burg an. Da das die Burgmannen sahen, wagten sie herzhaft einen Ausfall. Mit gewaltigem Geschrei drangen sie aus den geöffneten Thoren und warfen sich auf die bestürzten Ungern, die sich sogleich zur Flucht wandten. Viele wurden erschlagen, eine große Menge von Pferden, wie auch einige Feldzeichen der Feinde kamen in die Hände der Sachsen. Als man nun die Ungern in wilder Flucht dahinstürmen sah, da fielen auch die Bewohner der umliegenden festen Ortschaften über sie her, und nur Wenige von dieser Schaar entrannen dem Verderben. Der Führer selbst endete elend sein Leben, man drängte ihn in eine Pfütze, hier wurde er erschlagen. Eine andere Schaar, die weiter nach Mitternacht ihren Weg genommen hatte, wurde durch die List eines wendischen Wegweisers, dem sie sich anvertraut hatte, in die Gegend geführt, wo Aller und Ohre ihre Gewässer sammeln und die man schon damals, wie noch heute, den Drömling nannte. Es ist ein weiter mit Erlen, niederen Sträuchen, Rohricht und Schilf dicht bewachsener, sumpfiger Landstrich, unwirthbar und schaurig, wo nach dem Volksglauben der wilde Jäger haust. In diese Sümpfe wurden die Ungern verlockt, hier von den Sachsen umstellt und fast alle niedergemacht. Der Führer dieser Schaar entkam dem Tode, er wurde gefangen zum König geführt und für ein großes Lösegeld freigegeben. Auch die an der Bode zurückgeblieben waren, brachen alsbald, durch solche Unglücksfälle erschreckt, ihr Lager ab und sattelten die Pferde zum Heimritt. Seitdem hat das nördliche Deutschland die verheerenden Züge der Ungarn nicht mehr zu ertragen gehabt, von dieser schlimmsten aller Plagen blieb es fortan verschont. Ohne den König

938. hatte sich das Sachsenland diesmal selbst gerettet, das dankte es vornehmlich König Heinrichs weisen Einrichtungen.

Otto erntete die Früchte auch dieses Sieges und mochte am Schluß des Jahres 938, so reich an Sorgen und Unruhen es gewesen war, doch mit Befriedigung auf dasselbe zurückblicken; er wußte es nicht, daß ein weit schwereres vor ihm lag, daß er am Anfang des Kampfs, nicht an dessen Ende stand.

9.

Das Jahr 939. Heinrichs Vergehen und Reue.

Während Otto sich sicher wähnte, umlauerte ihn der Verrath, der Verrath des eignen Bruders.

Mit großer Hast arbeitete Heinrich seinen Plänen vor. Durch Freigebigkeit und große Geschenke kettete er seine alten Freunde in Sachsen und Thüringen enger an sich und gewann sich neue. Mit seinem Schwager, Herzog Giselbert von Lothringen, dessen Treue gegen Otto sehr zweifelhaft war, knüpfte er Verhandlungen an, und es gelang ihm, denselben für seine Absichten zu gewinnen. Nicht daß Giselbert an Heinrichs Erhöhung besonderen Antheil genommen, er wünschte nur Ottos Fall, um selbst zu steigen. In seinem unruhigen Gemüthe lebte das Verlangen, Lothringen zu einem eignen Königreich zu erheben, wie es das schöne reiche Land schon vor Zeiten gewesen war, und in zu sicherem Vertrauen auf die Erfüllung seiner Wünsche soll er einst seiner Gemahlin zugerufen haben: „Heute scherzest du noch „auf dem Schooße des Herzogs, bald wirst du in den Armen eines „Königs ruhen."

Sobald Eberhard nach Franken zurück gekehrt war, schien der 939. Augenblick gekommen, die Waffen der Empörung abermals zu erheben. Im Anfang des Jahrs versammelte Heinrich zu Saalfeld, am Abhang des Thüringerwaldes, wo sich unweit die Grenzen Thüringens und Frankens berühren, seine zahlreichen Freunde und Anhänger; hier wurde bei festlichem Gelage nach alter Sitte der Deutschen das gefahrvolle Unternehmen berathen. Viele waren erschienen und gelobten, durch reiche Geschenke gewonnen, Heinrich Beistand und Unter-

stützung, aber die Mehrzahl war nicht gemeint, um dieses ehrgeizigen Jünglings willen ihr Alles auf das Spiel zu setzen. Bräche der Krieg hier in der Nähe aus, dachten sie, dann würden sie genöthigt sein offen Partei zu ergreifen und hätten, wenn Otto die Oberhand behielte, schwer ihre Schuld zu büßen; daher wünschten sie lieber, die erste Entscheidung aus der Ferne abzuwarten, um nach ihr den letzten Entschluß zu fassen. Sie gaben deshalb Heinrich einen Rath, bei dem sie mehr ihre eigene Sicherheit, als seinen Vortheil im Auge hatten: er solle Sachsen verlassen, sagten sie ihm, seine Burgen hier und in Thüringen in die Hände treuer Freunde übergeben und selbst nach Lothringen zu Giselbert eilen, um dort das Zeichen zum allgemeinen Aufstand zu geben. Heinrich war zu unerfahren, um die Gefahr und die eigennützige Absicht dieses Raths zu durchschauen; sobald die Versammlung aufgelöst war, verließ er heimlich ohne des Königs Wissen das Land. Seine Burgen, unter denen Dortmund im Westfalenlande und in den östlichen Gegenden Sachsens Merseburg und Scheidungen die wichtigsten waren, überließ er Männern, auf deren Treue er sich glaubte verlassen zu können. Offen war es erklärt, daß er seine Wege von denen des Bruders trennte, und seine Untreue Niemandem mehr ein Geheimniß. 939.

So ausgebreitet die Verschwörung auch war, es war dennoch bis dahin streng das Geheimniß bewahrt worden. Daher erregte die Nachricht, als sie durch das Land lief, allgemeine Bestürzung. Niemand hatte einen so tiefgreifenden Zwiespalt der Brüder geahnt, Niemand wußte den Grund davon. Niemand aber war im Sachsenland betroffener über diese Nachricht, als Otto selbst; er wollte sie nicht glauben, als er sie vernahm. Aber er faßte sich schnell, sammelte ein Heer und eilte Heinrich nach dem Rheine zu. Als er bei Dortmund vorüberkam, und die Burgmannen von seinem Anmarsch hörten, da gedachten sie an die Eresburg und an Thankmar und öffneten sofort dem Könige die Thore. Auch Hagen, dem Heinrich die Burg anvertraut und der viel bei ihm galt, unterwarf sich ohne Widerstand und versprach, wie Otto ihn gebeten hatte, er wolle selbst zu Heinrich eilen und ihn von seinem Unternehmen auf alle Weise abzuhalten suchen; gelänge ihm dies nicht, so werde er doch selbst zurückkehren und seine Person dem Könige stellen. Als er dies mit einem hohen Eide beschworen hatte, entließ ihn der König und rückte mit seinem Heere bis zum Gestade des breiten Rheinstromes, da wo die Lippe sich in denselben mündet, mit großer Schnelligkeit vor.

Schon war ein Theil von Ottos Heer über den Fluß gesetzt, er

939. selbst aber mit der Hauptmacht stand noch am diesseitigen Ufer: da stellte Hagen sich wieder ein. Umsonst waren seine Bitten gewesen; Heinrich und Giselbert hatten sich zum Kampfe gerüstet, und schon standen ihre Truppen am Rheine. Hagen kehrte zurück, sein Wort zu lösen, doch Heinrichs Heer folgte ihm schon auf den Fersen. Er wagte es nicht, den verfehlten Zweck seiner Sendung sofort dem Könige zu gestehen. Mit ehrfurchtsvollen Worten begrüßte er ihn und sprach: „Dein Bruder, mein Lehnsherr, wünscht dir, o König, eine „lange und gesegnete Regierung, und läßt dir melden, er werde sogleich „selbst erscheinen, um dir aufzuwarten." Und als Otto noch fragte, ob Heinrich freundliche oder feindliche Absichten im Schilde führe, siehe, da zeigte sich schon am Ufer des Flusses ein großes Heer, im langen Zuge mit erhobenen Bannern schreitet es vor und richtet sich gegen den Theil des königlichen Heeres, der den Rhein bereits überschritten hatte. Otto erschrickt, wendet sich zu Hagen und ruft: „Was „sind das für Schaaren? Und was wollen sie?" Aber ruhig erwiedert ihm dieser: „Das ist mein Lehnsherr, dein Bruder. Wäre er „meinem Rathe gefolgt, so wäre es anders gekommen. Ich aber bin „hier, wie ich geschworen habe."

Unruhig ritt Otto auf und ab am Gestade, des Gemüthes heftige Regungen wußte er nicht mehr zu bergen. Nirgends waren Schiffe, das Heer in Eile überzusetzen, und nicht Verwegenheit, Unmöglichkeit war es, anders die mächtige Breite des Flusses zu überschreiten. Wie aber sollte die kleine Macht drüben begegnen dem unerwarteten Angriff? Ihrer schien der sichere Tod zu harren, kaum war selbst an Gegenwehr zu denken. Da sprang Otto vom Pferde und warf sich mit seinen Kriegern auf die Kniee nieder vor jener heiligen Lanze, welche die Nägel vom Kreuze des Herrn in ihrem Schafte trug. Und zum Himmel erhob der König seine Hände und rief: „Herr, der du Alles geschaffen hast und Alles lenkst, siehe herab auf „dieses Volk, an dessen Spitze du mich gestellt, und entreiße es den „Feinden, auf daß alle Welt es erfahre, daß kein Sterblicher widerstreben könne deinem Willen, denn du vermagst Alles, du lebst und „regierst in Ewigkeit!" So betete Otto für sich und sein Volk.

Die aber jenseits des Flusses standen, ließen schnell ihr Gepäck nach Xanten, der alten Römerstadt nahe am Rheine, bringen und stellten sich bei Birthen auf, den Feind zu erwarten. Zwischen ihnen und den Lothringern lag zum Glück ein Teich, den ersten Angriff abwehrend. Mit unglaublicher Kühnheit wagten sie, so klein ihre Anzahl und so schlecht ihre Ausrüstung war — kaum über hundert säch-

fische Männer in voller Rüstung sollen dabei gewesen sein — doch 939. sich zu theilen; ein Theil umging den Feind und griff ihn aus einem Hinterhalt im Rücken an. Das hatten Heinrich und Giselbert nicht vermuthet, und alsbald entstand Verwirrung und Unruhe in ihren Reihen. Als das Einige der Sachsen merkten, die im Rücken der Feinde standen, riefen sie in französischer Sprache, deren Manche unter ihnen kundig waren: „Fliehet! Fliehet! Rette sich, wer kann!" und die Lothringer merkten die List nicht, sondern meinten, es sei Alles verloren, es warnten sie ihre Genossen und Freunde, und wandten sich alsbald zu wilder Flucht. Viele wurden getödtet oder geriethen in Gefangenschaft, das ganze Gepäck der Feinde wurde erbeutet. Aber auch von den Sachsen kamen nicht Wenige um, unter ihnen jener Maincia, der Thankmar getödtet. Von Heinrichs eigener Hand erhielt Albert, den man den Weißen nannte, eine tödtliche Wunde und starb nach wenigen Tagen. Heinrich selbst wurde schwer verwundet, und man meinte im Anfange, die Schlacht habe auch ihm das Leben gekostet, aber ein dreifaches Panzerhemd hatte die Gewalt des auf seinen Arm geführten Streiches gemindert, doch behielt er davon für die Folge einen schmerzvollen Schaden, der die Ursache seines frühen Todes gewesen sein soll.

So erzählt Widukind von Korvei die merkwürdigen Vorgänge an dem so folgenreichen Tage von Birthen. Wunderbar genug ist, was er meldet, und kaum minder wunderbar, was die anderen Quellen von diesem Siege berichten. Was sie melden — die frühsten sind zwanzig Jahre nach dem Ereignisse niedergeschrieben — beruht auf mündlicher Ueberlieferung des Volks, in der das Ueberraschende und Gewaltige bald zum Wunder und zur Dichtung sich gestaltete. Auch diesen Kampf, sehen wir, erfaßt sofort die Sage des Volks, aber jetzt war es die Sache des Königthums, für welche gegen die Herzöge das Volk sich erklärte.

Das scheint gewiß, daß bei Birthen eine kleine Zahl, die für die gerechte Sache focht, einen glänzenden Sieg über eine gewaltige Uebermacht von Feinden davontrug. Otto selbst und seine Zeit schrieben diesen Sieg der Kraft des Gebets zu und sahen eine unmittelbare Fügung Gottes in ihm; und wunderbarer scheint in der That selten ein Sieg erfochten. Je unerwarteter der Schlag Heinrich und die Seinen betroffen hatte, je mehr nahm er ihnen den Muth. Otto verfolgte Heinrich und Giselbert, die ihm nirgends mehr Stand hielten, weit über den Rhein und machte erst Halt, als er erfuhr, daß

939. Heinrich Lothringen verlassen und bereits nach Sachsen zurückgekehrt sei.

Auch hier hatten indessen die Sachen für Heinrich eine unglückliche Wendung genommen. Der thüringische Graf Dadi, der an der Saale zu Hause war, ließ eiligst die Nachricht von dem Siege des Königs und zugleich die irrige Botschaft von Heinrichs Tode durch ganz Thüringen und die östlichen Gegenden Sachsens verbreiten. Er rieth den Befehlshabern der Burgen, die sich gegen Otto erklärt hatten, schnell ihren Frieden zu machen, und diese folgten um so eher dem Rathe, als auch auf jene Anhänger Heinrichs, die den Ausgang der Dinge erst erwartet hatten, nach dem Kampfe von Birthen nicht mehr zu zählen war. Alle Städte und Burgen Heinrichs unterwarfen sich daher schnell dem Könige, nur Merseburg und Scheidungen blieben auf Heinrichs Seite. Da erst erkannte er, wie übelberathen er Sachsen verlassen hatte, und eilte sofort, nur von neun Rittern begleitet, nach der Heimath zurück, um zu retten, was noch zu retten sei. Doch es war zu spät, ganz Sachsen und Thüringen erklärte sich für den König. Es blieb Heinrich nichts übrig, als sich in Merseburg einzuschließen.

Aber auch Otto kehrte nach Sachsen zurück, sobald er von diesen Dingen vernahm; er folgte Heinrich auf dem Fuße und belagerte ihn alsbald mit starker Heeresmacht in Merseburg. Zwei Monat lang hielt sich die Stadt, endlich mußte sie der Uebermacht sich beugen. Heinrich zog ab, nachdem ihm ein Waffenstillstand von dreißig Tagen bewilligt war, binnen welcher Frist es ihm freistehen sollte mit allen seinen Vasallen und Dienstleuten, die bei ihm aushalten wollten, Sachsen zu verlassen; wer aber von jenen zum König übergehen wollte, dem solle ungehindert dies freistehen. So ging Heinrich aus Sachsen, das nur auf wenige Sommertage von den inneren Fehden ruhte, während an den Grenzen der Streit auch jetzt nicht schwieg.

Die Wenden hatten sich abermals empört und ein sächsisches Heer unter Haiko vernichtet. Jetzt meinten sie, sei ihre Zeit, da die Herrschaft der Sachsen von allen Seiten bedrängt war. Aber unermüdlich, wo es galt, die Macht des Reichs aufrecht zu erhalten, rückte Otto gegen die Wenden vor, trieb mehrmals ihre Schaaren auseinander und nahm ihrem ersten Angriff die Wirkung. Dann überließ er die Fortsetzung dieses Krieges dem Grafen Gero, um sich selbst gegen Heinrich zu wenden, der sich indessen abermals zu Giselbert nach Lothringen begeben hatte und zu neuem Kampfe rüstete.

Der zweite Feldzug dieses denkwürdigen Jahres wurde sofort er- 939. öffnet. Noch einmal wurde das blutige Spiel erneuert; immer höher trieb man es; Alles setzte man ein, um Alles zu gewinnen oder zu verlieren.

Heinrich und Giselbert sahen sich diesmal noch nach neuem Beistand um. Sie scheuten sich nicht, auch Frankreich, damals wie immer des deutschen Reichs Widersacher und Feind, in den inneren Zwiespalt hineinzuziehen. Herzog Giselbert gab für den Augenblick sogar seine alten Pläne für Lothringens Selbständigkeit auf, er und viele Großen im Lande huldigten König Ludwig von Frankreich, und um diesen Preis stellte Ludwig ein Heer an des Reichs Grenze, die Empörung zu unterstützen bereit. Sollte Lothringen nicht verloren gehen, so war, wie Otto einsah, kein Augenblick zu verlieren, keine Schonung zu üben. Mit großer Heeresmacht zog er aus Sachsen heran und drang eiligst in Lothringen ein, mit Feuer und Schwert vertilgte er auf seiner Straße Alles, was seinem Gebote sich nicht fügte, und solche Furcht verbreitete dieser verheerende Zug, daß bald Niemand mehr Widerstand wagte. König Ludwig zog sich von der Grenze nach Laon, was damals seine festeste Stadt war, zurück, und Herzog Giselbert schloß sich in die Burg Chevremont ein. Chevremont, das ist Ziegenberg, wurde sie genannt, weil sie auf einem Felsen unweit von Lüttich so hoch und so unzugänglich lag, daß man meinte, nur Ziegen könnten die Höhe erklimmen. Eng umschloß hier Otto den Herzog, aber doch entkam der schlaue Mann seinen Händen, und nicht einmal die Burg konnte man bezwingen.

Dringend rief man Otto abermals nach Sachsen zurück, das von allen Seiten bedroht schien, denn noch hatten die Wenden die Waffen nicht niedergelegt, und schon regten sich auch die Dänen. Unvollendet mußte Otto daher den Krieg in Lothringen verlassen, der Treue und Einsicht seiner Freunde das begonnene Werk vertrauen und sie durch neue Verbindungen zu stärken suchen. Er hielt deshalb eine Zusammenkunft mit seinem Schwager Herzog Hugo von Franzien und schloß mit ihm einen Bund gegen König Ludwig, jetzt ihren gemeinschaftlichen Gegner. Während Hugo den Krieg gegen Ludwig führte, sollte der junge Graf Immo, den Otto erst vor Kurzem gewonnen hatte, Giselbert in Lothringen beschäftigen.

Dieser Immo galt für den klügsten und verschlagensten Kopf damals im ganzen Lothringerlande. Giselbert selbst hatte ihn erziehen lassen und dann auf Niemandes Rath mehr gehört, als auf den des jüngeren Freundes. Aber Immo sah bald, daß Otto ein anderer Mann

939. Mann sei, als Giselbert, und schloß seinen Bund mit dem mächtigen König gegen seinen früheren Herrn und Wohlthäter. Viel Ungemach wahrlich bereitete er nun dem mächtigen Herzoge durch manchen wohlersonnenen Streich, und man hat lange unter dem Volke zu sagen gewußt von Immo, dem klugen Grafen. Was man sich von ihm erzählte, hat Widukind von Korvei uns zum Theil überliefert. Es trieben einst, sagt er, die Hirten des Herzogs eine Heerde Schweine vor Immos Burg vorbei; da ließ dieser ein Ferkel vor das Thor stoßen, und als dies wieder hinein wollte, wurde schnell das Thor geöffnet, und sofort liefen des Herzogs Schweine alle dem Ferkel nach in die Burg. Als Giselbert darauf wüthend ein Heer aufbot und selbst gegen Immos Burg anzog, da zerbrach dieser einige Bienenkörbe und warf sie von oben herab auf die Reiter, als sie der Mauer sich nahten. Die Bienen aber fielen die Pferde an und machten sie toll und wild, so daß die Reiter nicht mehr fest in dem Sattel saßen; Immo aber sah von seinem Zimmer lachend die Verwirrung an und drohte, jetzt werde er einen Ausfall machen. Solche Streiche und andere gleicher Art gefielen dem Herzoge so schlecht, daß er alsbald die Burg verließ. „Mit Immo allein," soll er beim Abzug gesagt haben, „habe ich alle Lothringer im Zaum gehalten, und doch kann ich mit „allen Lothringern ihn allein nicht fahen."

Was Immo indessen auch ersinnen mochte, er vermochte es nicht zu hindern, daß Giselbert aufs Neue zu Kräften kam. Denn kaum hatte Otto Lothringen verlassen, so rückte König Ludwig abermals vor, überschritt die Grenze und ließ zu Verdun sich huldigen. Ungehindert drang er in den reichen Elsaß ein, und alle Anhänger Ottos wurden vertrieben. Zu derselben Zeit hatte sich auch Herzog Eberhard eidbrüchig wieder erhoben, der bis dahin noch müssig den Ausgang des Kampfes abgewartet hatte. Jetzt, glaubte er, sei auch für ihn die Zeit gekommen, die Maske abzuwerfen und der Rache freien Lauf zu lassen. Seine Leute besetzten Breisach, ein schon von den Römern umwallter Ort und bis auf die letzten Zeiten immer eine wichtige Feste am Oberrhein; auf einem einzeln stehenden Felsen belegen, von dem Flusse inselartig umzogen, beherrscht sie die Gegend weit und breit. Auch andere Festen am Rhein wurden von Eberhards Mannen besetzt; er selbst aber begab sich indessen zu Giselbert und Heinrich und führte ein Heer ihnen zu.

Schon war es Spätherbst, und immer schlimmer, immer trauriger wurden die Verwickelungen dieses Jahrs. Schon war Otto von Kampf zu Kampf, von Belagerung zu Belagerung geeilt, von Sach-

sen nach Lothringen, von dort zurück bis an die Grenzen der Wenden, 939.
dann abermals nach Lothringen, und wiederum nach Sachsen zurück. Und zum drittenmal mußte er jetzt an den Rhein ziehen, den gefahrvollsten aller Kämpfe zu bestehen. Welch wirres, unruhvolles Dasein ward diesem königlichen Jüngling zu Theil, und doch beneidete ihm der eigene Bruder die Krone.

Otto, je größer die Gefahren, desto unerschrockener und kühner, voll Kraft und Gottvertrauen mitten unter den gewaltigsten Schlägen des Geschicks, war stets auf dem Kampfplatz. Er wandte sich jetzt gegen die Orte am Rhein, die in Eberhards Händen waren, belagerte Breisach und die andern hier vom Feinde besetzten Burgen und sandte zugleich den Erzbischof Friedrich von Mainz als Unterhändler an Eberhard, daß er ihn auffordere sich zu ergeben. Friedrich dachte anders wie Otto, denn er fürchtete selbst schon den stolzen Muth dieses Königs, er wollte eine Ausgleichung zwischen der königlichen und herzoglichen Gewalt, den Frieden um jeden Preis; deshalb überschritt er seine Vollmacht, gewährte mehr, als ihm befohlen war, und gab sogar seinen Eid zum Pfande, Otto werde Alles, was bedungen sei, willig genehmigen. Aber Otto konnte und wollte sich nicht an das unbedachte Versprechen des Priesters binden, obwohl er voraussah, daß er in ihm, dem ersten Bischofe des Reichs und einem Manne von sehr großem Ansehen, sich einen neuen, gefährlichen Feind erwecken würde. Er verwarf den Vertrag, und sofort unterhandelte Friedrich mit den Feinden des Königs und machte sich anheischig, in Metz mit seinen Dienstleuten zu ihnen zu stoßen. So dachte auch Bischof Rothard von Straßburg auf Verrath, und die Treue wankte bei Vielen im Heere des Königs, namentlich bei den Bischöfen, die Erzbischof Friedrich der Sache des Königs mehr und mehr abtrünnig machte. Wie oft hatten diese Bischöfe gegen die weltlichen Herren bei den Königen Schutz und Beistand gesucht; schien es doch lange, als ob das Königthum allein um ihretwillen da sei und nur durch sie erhalten werde; jetzt wandten sie sich selbst gegen dasselbe. Auch sie fürchteten schon in diesem jungen Otto einen gewaltigen und mächtigen Gebieter, den sie so wenig, wie die Herzöge, wollten!

Noch war Erzbischof Friedrich, noch waren die andren Bischöfe im Lager des Königs, obschon sie bereits mit dem Feinde unterhandelten; als Otto die Nachricht erhielt, Eberhard und Giselbert seien bei Andernach über den Rhein gegangen, um das diesseitige Ufer des Flusses zu verheeren, nachdem schon alles Land jenseits desselben in ihrer Gewalt sei. Da verließen sofort jene Treulosen heimlich bei

939. Nacht und in so schimpflicher Eile, daß sie selbst ihr Gepäck aufgaben, das Heer des Königs. Viele Kleinmüthige folgten dem schlimmen Beispiel; schaarenweise floh man aus dem Lager und stürzte sich zum Verrath. Alle Hoffnung, — so sagt ein sächsischer Mann selbst, der ehrliche Widukind, — war verschwunden, daß die Herrschaft der Sachsen bestehen würde.

Nie hat sich Otto größer gezeigt, als gerade damals. Bei der allgemeinen Bestürzung bewahrte er unerschütterliche Ruhe; ob nur Wenige vom Heere ihm treu geblieben waren, er schaltete mit einer Sicherheit und einem Vertrauen, als ob ihm nirgends Hemmnisse im Wege ständen, als regiere er in aller Fülle der Macht. Hier gerade erprobte er sich als ein wahrer König, dem die Majestät und Hoheit, wie sie ihm angeboren ist, durch kein widriges Geschick geraubt werden kann.

Ein mächtiger Graf drohte damals, auch er werde den König verlassen, wenn er ihm nicht die Einkünfte von Lorsch, einer reichen Abtei unweit Heidelberg, verleihen wolle. „Es steht geschrieben," antwortete ihm Otto, „ihr sollt das Heiligthum nicht den Hunden „vorwerfen. Willst du mich aber, wie die Andren, verlassen, so thue „es je eher, je lieber!" Da erröthete jener Graf und warf sich dem königlichen Jüngling zu Füßen.

In solcher Noth mochte Otto an den Kampf bei Birthen gedenken, wie ihn der Herr damals wunderbar errettet und ihm den Sieg verliehen hatte. Und wunderbar wurde er auch diesmal aus seiner Bedrängniß befreit; wenigstens ist es wunderbar genug, was das Volk auch von diesem Siege sich erzählte und unsere Quellen dem Volke nacherzählen. Unerwartet, das unterliegt keinem Zweifel, war wiederum der Wechsel und Umschwung der Dinge, wenn wir gleich kaum im Einzelnen zu erkennen vermögen, wie er erfolgte. Je größer die Noth schien, desto vollständiger war die Erlösung.

Niemand hatte von dem verheerenden Zuge Giselberts und Eberhards über den Rhein mehr zu besorgen, als die Grafen Udo und Konrad Kurzpold, Eberhards Vettern, die die reichen fränkischen Gauen an Rhein, Main und Lahn besaßen und sich, wie erzählt ist, mit Eberhard verfeindet und eng an Otto angeschlossen hatten. Diese schickte der König jetzt mit Herzog Hermann von Schwaben, Udos Bruder, gegen die aufrührerischen Herzöge ab. Mit einem mäßigen Heere zogen sie aus, wagten jedoch keinen entscheidenden Kampf. Da ereignete es sich, wie uns der Bischof Liudprand von Cremona berichtet, daß sie eines Tages auf einen Priester stießen, der weinte und schrie überlaut, und als sie ihn nach der Ursach seines Schmerzes

fragten, sprach er: „Ich komme eben aus den Händen der Räuber: 939.
„mein Pferd, meine einzige Habe, ist mir von ihnen genommen, zum
„armen Manne haben sie mich gemacht." Emsig forschten nun Udo
und Konrad weiter, ob und wo er Eberhard und Giselbert gesehen,
und sie erfuhren, jene seien bereits auf dem Rückzuge, ja sie hätten
sogar schon den größeren Theil ihres Heeres und ihre Beute bei Andernach wieder über den Rhein gebracht; nur sie selbst, von wenigen
Leuten begleitet, seien noch diesseits des Flusses und ganz in der Nähe,
wo sie ihr Mahl unbesorgt verzehrten. Da machten Konrad und Udo
sogleich sich kampfbereit und eilten nach der bezeichneten Stelle. Sie
fanden die Herzöge, so erzählt man, gerade bei den Freuden des
Brettspiels, das sie alsbald verließen, um ein gefährlicheres Spiel zu
wagen. Ein hartnäckiger Kampf, Mann gegen Mann, entspann
sich. Eberhard der Franke wehrt sich wie ein Held, Wunde empfängt er auf Wunde, aber jede giebt er zurück, bis er endlich zusammensinkt und seinen Geist aufgiebt. Giselbert ergreift die Flucht, mit
mehreren Andren wirft er sich in einen Kahn, aber der Kahn wird
überfüllt, sinkt und begräbt ihn mit den Seinen in den Fluthen des
Rheins. So endeten die Herzöge von Franken und Lothringen ihren
Verrath und ihr Leben, und Giselbert erhielt nicht einmal die Ehre
eines christlichen Begräbnisses. Denn die Einen sagen, niemals sei
seine Leiche im Flusse gefunden worden; die Andren, Fischer hätten
sie herausgezogen, sie der Waffen beraubt und heimlich verscharrt.

Als dies sich zutrug, stand Otto noch fern bei Breisach am
obern Rhein. Eines Morgens — so erzählt Liudprand weiter —
bestieg Otto sein Pferd, um in einer fern liegenden Kirche sein
Morgengebet, das er nie versäumte, zu verrichten. Da sah er einen
Mann in großer Hast die Straße ziehen, und als derselbe nah und
näher kam, erkannte Otto, es sei ein Bote, und Frohes verkündete
sein Freudengeschrei und Jauchzen. Bald kam er näher und brachte
die große Kunde von Eberhards und Giselberts Tode. Als Otto
aber die ersten Worte vernommen hatte, gebot er dem Boten zu
schweigen, stieg von dem Pferde und warf sich auf die Knie, dem
Herrn zu danken, der ihn abermals so wunderbar errettet hatte.
Dann setzte er ruhig den Weg zur Kirche fort.

Breisach und die andren Burgen ergaben sich sofort, als Eberhards Tod bekannt wurde; der König konnte bald den Elsaß und
Schwaben verlassen und begab sich nach Franken. Erzbischof Friedrich
kehrte beschämt jetzt zu ihm zurück, da die Mainzer selbst — in den
niederen Schichten des Volks bestand also damals die Kraft des Kö-

939. nigthums — ihrem treulosen Bischof die Thore gesperrt hatten. Mit gelinder Strafe kamen er und Bischof Rothard davon, nur auf kurze Zeit entfernte sie Otto aus ihren Städten; bald kehrten sie dahin zurück und der König, der Geistlichkeit ohnehin im Herzen weit weniger abhold, als sie es ihm war, schien schnell zu vergessen, wie sie ihn schändlich verrathen hatten. Heinrich wollte nach dem Ereigniß, das alle seine Hoffnungen vereitelte, nach Chevremont sich flüchten, aber seine Schwester Gerberge selbst, Giselberts Wittwe, schloß ihm aus Furcht vor Ottos Zorn die Thore. Keine andre Zuflucht blieb ihm, als Frankreich, wo König Ludwig sich seiner annahm. Noch einmal wagte dieser sogar einen Einfall in Lothringen. Aber schnell zog ihm Otto von Franken aus entgegen, und sofort trat auch Ludwig den Rückzug an, auf dem ihm Gerberge als Flüchtige folgte. Fast Niemand wagte für den Augenblick in Lothringen den Sachsen noch Widerstand zu leisten. Um König Ludwig zu beschäftigen, erneuerte Otto das Bündniß mit seinem Schwager Herzog Hugo von Franzien, dann zog er über den Rhein und kehrte in sein Sachsenland zurück. Die Feldzüge dieses mühereichen und verhängnißvollen Jahres waren endlich beendet.

Es war ein schweres Jahr gewesen, und um seine Leiden noch zu mehren, schloß es mit einem ungemein strengen Winter, dem eine Hungersnoth folgte. Und doch war es so reich an Segen für unser deutsches Vaterland, wie wenig andere. Denn in den Stürmen desselben erprobte sich nicht nur die Kraft des jungen Königs auch in Unwettern sich und sein Volk zu schützen, sondern es zeigte sich zugleich, daß der Baum deutscher Einheit, den König Heinrichs Hand gepflanzt, schon tiefe und feste Wurzeln geschlagen hatte. Denn wahrlich nicht darum griffen die Herzöge Eberhard und Giselbert und der König Ludwig von Frankreich so oft zu den Waffen, um dem einen Bruder die Krone zu nehmen und sie dem andren auf das Haupt zu setzen, das heißt nur den Namen des Königs zu wechseln. Was sie auch dem unerfahrnen Heinrich zuflüstern mochten, Eberhard würde niemals, ohne seine und Frankens Selbständigkeit zu wahren, wieder einen sächsischen König anerkannt haben; Giselbert strebte selbst sichtlich nach einer Königskrone, und nimmer hätte ohne einen Siegespreis von deutschem Boden Ludwig seine Waffen, wenn er sie glücklich geführt hätte, niedergelegt. Es war in der That ein Kampf nicht allein zwischen dem König und den großen Vasallen des Reichs, es war ein

Kampf zugleich um die Einheit, um die Freiheit des deutschen Vater- 939.
lands, und Otto verfocht nicht allein seine Stellung und den Glanz seiner Krone, er verfocht nicht minder die Ehre und Zukunft des deutschen Volks. Jetzt erst mußte die Einheit des Reichs fest und haltbar erscheinen, da sie in diesem Feuer nicht allein geprüft war, sondern so gestählt und gehärtet, daß sie allen ferneren Angriffen zu trotzen vermochte. Konnte das deutsche Reich unter Heinrich als ein Staatenbund unter einem Oberhaupt mit sehr beschränkten Rechten erscheinen, so mußte nach den Ereignissen der letzten Zeit es Jedermann klar werden, daß Otto nach einer Gewalt strebte und sie in der That schon errungen hatte, wie sie keinem Könige Europas damals in seinem Reiche zustand. Das alte Uebergewicht des fränkischen Volksstamms über die anderen deutschen Stämme war in diesem letzten Kampfe eigentlich erst völlig gebrochen; fortan standen die Franken nicht mehr über, sondern neben den Sachsen, Schwaben und Baiern. Das Herzogthum hatte überdies seine frühere Bedeutung verloren, nicht neben dem Königthum, sondern nur in Abhängigkeit von demselben konnte es sich jetzt erhalten. Von den vier Herzögen, die zu Achen Otto gedient hatten, waren zwei von ihm als Empörer überwunden und einer zwar in Frieden abgeschieden, dessen Macht aber nach seinem Tode vernichtet worden.

Daß sich Baiern und Schwaben, die sich König Heinrich nur mit Widerstreben unterworfen hatten und bis dahin nur lose mit dem Reiche zusammenhingen, damals treu zu demselben gehalten haben, soll und darf nimmer vergessen werden. Auch Otto erkannte es dankbar und verband sich eng und enger mit den Herzögen dieser Lande. Die reiche Verlassenschaft Herzog Eberhards kam meistentheils ihnen zu gut.

Schon längst gehörten die Marken am Böhmerwalde, die Gegend an Nab und Regen, die man später die Oberpfalz nannte, zum baierschen Herzogthum; jetzt erhielt Berchthold, der Baiernherzog, auch die Gauen bis zum Main und zum Speßhard, die bis dahin zum Herzogthum Franken gezählt waren, so daß Baiern schon damals diese Landstriche gewann, die es jetzt wieder unter seinem Königsscepter vereinigt. Auch wünschte Otto durch verwandtschaftliche Bande mit Herzog Berchthold näher verbunden zu werden und bot ihm deshalb Giselberts Wittwe Gerberge oder deren eben zu mannbaren Jahren heranreifende Tochter Willetrud zur Ehe an. Berchthold wählte die Tochter und hat sich später mit ihr vermählt. So kam Baiern, das Otto noch vor Kurzem mit einem Heere hatte betreten müssen, allmählig in ein enges

939. Verhältniß zum Reiche, nicht aus Zwang allein, sondern halb willig, halb den Umständen weichend.

Aehnlich gestalteten sich die Verhältnisse Schwabens, dessen Herzog, der fränkische Hermann, Otto in dem Kriege so große Dienste geleistet hatte. Die großen Eigengüter Eberhards fielen besonders ihm, seinem Bruder Udo und seinem Vetter Konrad Kurzpold zu. Sie Alle gewannen durch Eberhards Fall und verbanden sich immer enger dem jungen König, der in ihnen mit Recht eine der Hauptstützen seiner Gewalt sah.

Die ausgedehnten Lehngüter Eberhards wurden theils eingezogen, theils der Kirche geschenkt, theils neu vergabt. So kam damals zu großem Ansehn und Wohlstand ein tüchtiger Mann aus Frankenland, der Otto später noch um Vieles näher treten sollte: Konrad, Werners Sohn, den man den Rothen nannte. Bald vereinte er durch Ottos Gunst die schönen Grafschaften an der Nahe, um Worms und Speier am linken Ufer des Rheins, reich gesegnete fruchtbare Gegenden, die ein herrliches Fürstenthum bildeten. Einen eigenen Herzog setzte Otto in Franken nicht wieder ein; fortan galt der König selbst als der geborne Herzog der Franken.

Am schwersten war Lothringen zu beruhigen, denn wenn man der Noth gehorchend auch sich Otto gebeugt hatte, so war bei dem unruhigen Geist des Volkes doch nicht auf dauernden Gehorsam zu rechnen. Otto übertrug, als er das Land verließ, dem Grafen Otto, Richwins Sohn, dort die höchste Gewalt und übergab ihm Giselberts Sohn Heinrich, einen Knaben, der große Hoffnungen erweckte. Graf Otto fand Arbeit genug im Lande. Denn Viele regten sich bald wieder gegen die Herrschaft der Sachsen und sammelten sich um Bischof Adelbero von Metz, der sich nie dem König gebeugt hatte. Giselberts Neffen Ansfried und Arnald waren zwar der Noth gewichen und hatten sich Otto unterworfen, aber sobald dieser den Rücken wandte, weigerten sie doch sich ihre Burgen auszuliefern. Noch immer hielten sie Chevremont, die unbezwingliche Feste, besetzt, und Uebles hatte man sich von ihnen zu versehen. Da aber half, wie Widukind erzählt, wieder der kluge Graf Immo. „Drei können mehr als Einer," ließ er ihnen sagen, „und wenn wir einig sind, weshalb sollten wir dann den „Sachsen dienen? Haben sie euch nur besiegt? Wie viel weniger „werden sie uns miteinander überwinden! Ich freilich habe den Be„sten der Sterblichen, Herzog Giselbert, der mich von klein an erzo„gen, mich immer wie einen Freund geehrt und mir große Macht „verliehen hat, unsren gemeinsamen Gebieter, schändlich verlassen und

„mich mit Lebensgefahr dem Sachsen verbündet. Aber was war mein „Lohn? Nur Schimpf und Schande habe ich davongetragen, mit den „Waffen in der Hand ist man über mich gekommen und hat mich aus „einem freien Manne fast zum Knechte gemacht.“ Und in der That hatte Immo kurz zuvor eine Fehde gegen das Heer des Königs gehabt, war in seiner Burg belagert worden und hatte dieselbe übergeben müssen, aber man meinte, dies Alles seien nur listige Streiche gewesen, um Andere leichter zu täuschen. „Sehet,“ so ließ er Giselberts Neffen weiter melden, „nun wende ich mich an euch, damit „wir zusammen unternehmen, was uns Allen frommt, und daß ihr „in meine Treue keinen Zweifel setzt, will ich Dir, Ansfried, meine „einzige Tochter verloben. Bestimmt also einen Ort, wo wir uns „treffen, dort verhandeln wir Alles ohne Zwischenträger am besten.“ Ansfried und Arnald waren nicht gerade vom weichsten Stoff gemacht und wußten längst, wessen sie sich von Immo zu versehen hatten. Dennoch ließen sie sich überreden und gingen in die Falle. Sie bestimmten Ort und Stunde zu einem Gespräch, und erschienen daselbst; Immo aber, der Bewaffnete in einen Versteck gelegt hatte, bemächtigte sich ihrer und schickte sie unter sicherer Bewachung zum Könige. „Arnald,“ ließ er ihm sagen, „ist weicherer Art, da bedarf es nicht „Ketten und Geißelhiebe; wenn man ihm droht, sagt er Alles, was „er weiß. Aber Ansfried ist härter als Eisen; wenn dem die härtesten „Foltern etwas entlockten, wäre es viel.“ Otto hielt sie eine Zeit lang in Haft, dann entließ er sie gnädig. Er sah ein, daß die Ruhe Lothringens vornehmlich nur davon abhing, daß König Ludwig zum Frieden genöthigt wurde. 939.

Ludwig schien aber jetzt ein um so gefährlicherer Gegner, als er mit Gerberge, Giselberts Wittwe, sich vermählt und Heinrich bei sich aufgenommen hatte. Da er so die Seele alles ferneren Widerstands war, rüstete Otto gegen ihn ein großes Heer und drang im Jahre 940 tief in Frankreich ein. Bis zur Seine rückte er sein Lager vor, wo Herzog Hugo mit seinen Anhängern ihm in aller Form den Huldigungseid leistete. Aber Ludwig war nicht überwunden, noch in demselben Winter machte er einen neuen Einfall in Lothringen, und ohne Frieden, nur durch einen Waffenstillstand wurde der Feldzug beendigt. Während des folgenden Jahrs hatte Ludwig genug im eignen Lande zu thun und führte seine Sache zu unglücklich gegen Herzog Hugo, als daß er seine Waffen nach außen hätte wenden können. Zum Frieden kam es jedoch auch jetzt noch nicht, und erst gegen Ende des Jahrs 942, als die Könige zu Vouziers an der Aisne, wo die Grenzen ihrer Reiche sich be- 940.

940. rührten, eine Zusammenkunft hielten, wurde der Friede und zugleich ein engeres Freundschaftsbündniß zwischen ihnen geschlossen. Gewiß war es besonders Gerberge, die das Einverständniß zwischen ihrem Gemahl und ihrem Bruder herbeiführte. Auch gelang es Otto seine feindlichen Schwäger selbst bald darauf zu versöhnen. Dafür, daß König Ludwig an Hugo zu dem Herzogthum Franzien noch das französische Burgund verlieh, erkannte dieser wieder die Oberhoheit Ludwigs an. Mit vereinten Kräften hofften sie jetzt das Küstenland an der unteren Seine, das vor mehr als dreißig Jahren an die Normannen abgetreten war, diesen wieder entreißen zu können. Seitdem die Könige und Herzog Hugo sich versöhnt hatten, tobten auch die Stürme in Lothringen aus, und das ganze Land unterwarf sich dem Gebote des Sachsen.

Indessen war auch Heinrich, dessen Herrschsucht vor Allem diese Stürme erregt hatte, endlich zur Ruhe gelangt, aber nicht um einen leichten Preis. Durch schwere Vergehungen und harte Kämpfe führte ihn noch das Leben, bis die verzehrende Leidenschaft in seinem Herzen austobte.

Die schweren Geschicke des Jahrs 939 hatten Heinrich tief gebeugt, aber doch nicht belehrt und gebessert. Als er alle seine Hoffnungen vereitelt sah und nach Frankreich als Flüchtling eilte, als Otto dann seine siegreichen Waffen bis in das Herz Frankreichs selbst trug, da dachte er freilich daran, seinen Frieden mit dem Bruder zu machen, aber sein Gemüth war noch fern von wahrer Reue und Versöhnlichkeit. Mehrere Bischöfe legten bei Otto Fürbitte für den Bruder ein, und dieser bot willig und aufrichtig die Hand zur Versöhnung. Gern sah er es, als Heinrich die Waffen vor ihm niederlegte und sich ihm zu Füßen warf. Alles verzieh er dem Bruder und behielt ihn nur kurze Zeit bei sich unter strenger Bewachung, dann entließ er ihn und stattete ihn sogar mit der herzoglichen Gewalt in Lothringen aus, indem er hierdurch dies Land und den Bruder zugleich dauernd zu fesseln hoffen mochte.

Aber Lothringen war Heinrich nicht genug, und die Ansprüche, die er an das Leben machte, wurden in diesem fremden Lande und unter diesem ihm fremden Volke nicht befriedigt. Er gerieth unmuthig, wie er damals war, in Unfriede aller Orten, konnte sich in seiner Stellung nicht behaupten und mußte bald flüchtig das Land verlassen. Wie es scheint, misbilligte Otto das Verhalten seines Bruders, er entzog ihm die kaum überantwortete Gewalt und bekleidete mit derselben jenen Otto, Richwins Sohn, der schon vorher das Land

verwaltet hatte. Aufs Neue war Heinrichs Ehrgeiz verletzt, aufs Neue entbrannte sein Unmuth; bald zeigte sich eine neue Gelegenheit seine ehrgeizigen Absichten zu verfolgen, und er ergriff sie mit Hast. Je erbitterter sein Gemüth war, je eifriger folgte er dem ersten täuschenden Schimmer der Hoffnung und ließ sich von ihm in das Verderben verlocken. 940.

Unausgesetzt nehmlich mußten die Vasallen, welche in den östlichen Theilen Sachsens wohnten, an den Grenzen mit den Wenden kriegen. Ein zahlreiches Heer stand fortwährend unter Geros Gebot, aber dem strengen Führer war es nicht immer willig und gefügig. Mühevoll war dieser Krieg und legte viele Entbehrungen auf; überdies fielen die Belohnungen oft kärglicher aus, als man erwartete, da der Tribut von den empörten Wenden nicht regelmäßig beizutreiben war und Gero oft selbst in die größte Noth gerieth. Man verweigerte Gero endlich den Gehorsam und beschwerte sich bei dem König über seine Strenge und Kargheit. Otto nahm sich, wie billig, des treuen Dieners an, und sofort wandte sich der erbitterte Haß vom Führer auf den König selbst. Viele mächtige Vasallen im östlichen Sachsen schauten mit unverhohlenem Groll auf Otto. Kaum wurde dies Heinrich bekannt, so nährte er durch Geschenke und Versprechungen die Unzufriedenheit; Boten liefen hin und wieder, und bald waren viele streitbare und angesehene Männer in diesem Theile des Landes mit ihm im Bunde. Auch an andren Orten hatte der König noch Feinde, die sich abermals an Heinrich anschlossen, so wußte vor Allem selbst der Erzbischof Friedrich von Mainz, der doch kurz zuvor erst die Gnade des Königs erfahren hatte, um einen Anschlag, den man gegen das Leben des Königs bereitete. Denn so groß war der Haß der zahlreichen Verschworenen gegen Otto, daß man den abscheulichen Plan gefaßt hatte, bei dem nächsten Osterfeste, das der König in diesen östlichen Gegenden zu feiern gedachte und wo auch Heinrich sich einstellen sollte, ihn, den man im offenen Felde nicht zu besiegen vermochte, durch Mord aus dem Wege zu räumen, um Heinrich die Krone aufzusetzen. Zu solchem Verbrechen bot der erste Bischof des Reiches die Hand, und so verderbte die Herrschsucht die Seele eines jungen, sonst wohl edler Regungen fähigen Fürsten, daß er nicht einmal vor dem Brudermord zurückschauderte.

Gott schützte den König auch hier. Der höllische Plan blieb lange im Dunkeln, wurde aber doch kurz vor Ostern verrathen. Die Verschworenen sammelten sich zu Quedlinburg um den König, als er schon ihre Absicht kannte. Aber er wollte die Würde des Festes nicht 941.

beeinträchtigen, ruhig feierte er es in gewohnter Weise, nur ließ er sich Tag und Nacht von getreuen Vasallen umgeben. Erst als die festlichen Tage vorüber waren, wurden die Verschwornen, welche die Vorsichtsmaßregeln des Königs schon mit Besorgniß erfüllt hatten, zusammt ergriffen. Die Meisten von ihnen fanden den verdienten Tod nach dem Gesetz durch Henkershand. Erzbischof Friedrich, den nur sein heiliges Amt vor gleicher Strafe schützte, wurde dem Abte zu Fulda zu strengem Gewahrsam übergeben; auch Andre wurden in die Verbannung geschickt. Heinrich rettete sich durch die Flucht; Niemand wußte einige Zeit, wo er lebte.

Der scheußliche Anschlag war misglückt, und bald dankte wohl Heinrich selbst Gott, daß er das Leben des Bruders geschützt hatte. Denn in diesen Tagen bitterster Noth scheint endlich die Reue in seine Seele Eingang gefunden zu haben. Er stellte sich selbst dem Bruder, als dessen Gemüth durch die Bitte der Mutter und die Verwendung der Bischöfe erweicht war. Otto verzieh auch diesmal. „Du hast „meine Gnade nicht verdient," sagte er zu dem Bruder, „da du aber „dich demüthigst, will ich kein Leid dir zufügen." Er ließ indessen Heinrich nach der königlichen Pfalz zu Ingelheim am Rhein bringen und ihn streng dort bewachen. Aber unerträglich war bald dem Jüngling, dem königliches Blut in den Adern rollte, die enge Haft und die Strenge der Wächter; ihnen zu entgehen schien ihm kein Schritt zu gewagt. Heimlich bei Nacht, nur von einem Geistlichen begleitet, verließ er Ingelheim und wandte sich nach Frankfurt, wo Otto eben das Weihnachtsfest feierte. Als nun hier im Dome in der Frühe des Christtags die himmlischen Lieder den König umtönten, sah er seinen Bruder im härenen Gewande mit entblößten Füßen sich vor ihm auf den eisigen Boden werfen; abermals hörte er aus seinem Munde, und diesmal aus tiefster Seele, die Bitte um Gnade und Vergebung. Noch hallte in Ottos Herzen der Gesang der Himmlischen wieder: „Friede auf Erden!" — und so verzieh er auch diesmal dem Bruder und tilgte ganz dessen Schuld, obwohl er ihn so oft und so tödtlich beleidigt und nach dem Höchsten, was ihm Gott verliehen, nach seiner Krone, ohne vor irgend einem Frevel zurückzubeben, getrachtet hatte. Er erhob ihn vom Boden und gab ihm die Freiheit.

Dieser Weihnachtstag des Jahrs 941 war das schöne Versöhnungsfest Ottos und Heinrichs; von diesem Tage an haben sie wahrhaft wie Brüder gelebt, und man hat nachdem gesungen und gesagt von ihrer Liebe und Eintracht. Heinrich schien seitdem völlig umgewandelt, seine Herrschsucht wurde Otto gegenüber zur tiefsten Ergeben-

heit; es war, als ob er sein ganzes Bestreben nur dahin richte, die Absichten seines Bruders zu unterstützen und den Willen desselben zu erfüllen. Jetzt erst gediehen auch seine bedeutenden Gaben dem Vaterlande zum Heil, die vorher so viel Unsegen über dasselbe gebracht hatten. Große Vergehen suchte er durch große Verdienste, wenigstens im Herzen des Bruders, vergessen zu machen. Von dieser Zeit an wollten die Brüder stets Ein und Dasselbe, und man hat bald gesagt, es sei gewesen, als ob sie zusammen Deutschland regierten. 941.

9.

Befestigung der königlichen Gewalt und Reichseinheit.

Die Stürme, welche die Herrschaft Ottos und mit ihr die Einheit des Reichs bedrohten, hatten ausgetobt; ruhigere Zeiten traten ein, in denen das von Heinrich begonnene Werk der friedlichen Einigung der deutschen Stämme zu Einem Volke fortgeführt werden konnte. Die königliche Macht erhob sich wieder in den deutschen Ländern ihres Namens und ihrer Bedeutung würdig über alle anderen Gewalten, und mit je festerer Hand der junge König die Zügel des Regiments ergriff, je enger schürzten sich die Bande der deutschen Stämme, je mehr wuchs und erstarkte der Glaube an ein einiges deutsches Reich. 941–946.

Man fing damals bereits an, die Deutschredenden in ihrer Gesammtheit als das deutsche Volk zu bezeichnen, aber man sprach noch nicht von einem deutschen Reiche und kannte den Namen Deutschland noch nicht. Die von Otto beherrschten Länder nannte man in ihrer Verbindung entweder Franken und Sachsen oder Germanien oder noch mit der alten Bezeichnung das ostfränkische Reich, wie ja auch Otto den Titel eines Königs der Ostfranken führte. Aber ob der alte fränkische Name dem Reiche blieb, Charakter und Wesen desselben hatten sich völlig geändert. Conrad, der erste Wahlkönig der Deutschen nach dem Aussterben des karolingischen Hauses im Osten, hatte noch dem fränkischen Stamme angehört, auf dessen Herrschaft die Monarchie Karls des Großen wesentlich ruhte; nicht auf neuen Grundlagen hatte er das zerfallene Reich herzustellen gesucht, sondern nur mit den Mitteln einer bereits veralteten Politik, welche keine Erfolge mehr erreichte. Er

941—946. wollte das fränkische Reich von Neuem aufrichten, und gerade mit ihm ging es zu Grunde. Daß nach seinem Tode das fränkische Reich an den Sachsen Heinrich kam, bezeichnete den Anfang einer neuen Ordnung der Dinge. Die nationale Grundlage des Reichs mußte mit Nothwendigkeit jetzt eine andere werden, und da Heinrich, wie sehr er auch das Ansehen des sächsischen Stammes hob, doch nie daran dachte denselben zu einer ähnlichen Herrschaft zu führen, wie sie früher die Franken besessen hatten, ruhte das von den Sachsen regierte Frankenreich in der That nicht mehr auf dem Uebergewicht des einen deutschen Stammes über dem andern, sondern es gründete sich bereits auf der Idee der Gleichberechtigung und Zusammengehörigkeit aller Deutschen. Das von Heinrich begründete Reich stellte, wie wir sahen, sich gleichsam als ein Staatenbund dar, in dem die gleichberechtigten Glieder dem Sachsen zeitweilig die Vorstandschaft eingeräumt hatten. Wie lose war noch der Verband des Reichs: die wichtigsten königlichen Rechte wurden den Herzögen überlassen, in den süddeutschen Ländern zeigte sich kaum je die königliche Autorität nach ihrer wahren Bedeutung, mit freier Gewalt herrschte Heinrich in Sachsen allein und erscheint deshalb bis an sein Ende fast mehr als Sachsenfürst, denn als das Oberhaupt aller Deutschen. Aber dennoch hatte die Idee der nationalen Einheit die in seinem Reiche wohnenden Völker allmählich mehr und mehr ergriffen, und alle deutschen Stämme begrüßten in gleicher Weise Otto zu Achen als ihren König, in gleicher Weise dienten ihm die Herzöge aller deutschen Länder als ihrem Herrn. Von diesem Tage an finden wir Otto unablässig in dem Vollgefühl eines mächtigen Herrschers über alle deutschen Stämme ohne Unterschied walten; wie er die Sachsen auch ehrte und als seine Stammesgenossen hochstellte, sein Verfahren wurde nicht durch die Rücksicht auf ihre Machterweiterung bestimmt, sondern seine ganze Regierung zeigt sich von dem Gedanken der durch die gemeinsamen Interessen des deutschen Volks bedingten Reichseinheit geleitet und erfüllt. Die gespaltenen deutschen Stämme zu einem einigen Reiche und Volke untrennbar zu verbinden, das erkennt er als seinen göttlichen Beruf, und jedem gegen die Reichseinheit gerichteten Versuch tritt er mit heiligem Zorn als einem gottlosen Unterfangen entgegen. So überwindet er alle auf die Schwächung der königlichen Gewalt und eine neue Spaltung der Stämme zielenden Unternehmungen und befestigt dauernd eine Herrschaft, die nach ihrem innersten Wesen auf den gemeinsamen Interessen der deutschen Völker, d. h. auf der deutschen Nationalität selbst ruhte. Es ist daher nicht ohne Bedeutung, wenn die spätere Zeit, sobald sich eine klare Vor-

stellung von einem nationalen deutschen Reiche entwickelt hatte, ihn 941–946. den ersten deutschen König nannte, obschon er selbst niemals diesen Titel geführt hat.

Es war ein neues Reich, das Heinrich und Otto begründeten, aber es knüpfte nichtsdestoweniger an jenes fränkische an, von dem es den Namen trug, und Otto, obwohl in Wahrheit ein König der Deutschen, sah sich doch als den Nachfolger der fränkischen Könige an. Wie die Ordnung des Reichs im Ganzen und Großen dieselbe blieb, so trat auch Otto in die Regierungsgewalt der Karolinger, wie in ein Erbe, ein. Aus den Capitularien derselben leitete er seine königlichen Rechte her, nach fränkischem Rechte bestrafte er den Hochverrath und den Bruch des Landfriedens. Wenn aber die Capitularien auch ferner als allgemeines Reichsrecht galten, so nahm man doch in der Anwendung derselben volle Rücksicht auf die veränderten Umstände. Denn wie hatten sich doch gerade die Verhältnisse, welche die Capitularien besonders in das Auge faßten, so völlig geändert! Die Beschickung der einzelnen Theile des Reichs durch Sendboten hatte aufgehört; die Immunitäten, d. h. die gefreiten Besitzungen der Kirche und der weltlichen Großen hatten eine früher kaum geahnte Ausdehnung gewonnen; das Vasallenthum war zu einer selbstständigen Stellung gediehen; die Grafen standen durch die Erhebung der herzoglichen Gewalt der Krone ferner, als früher; die Wehrkraft des Volks endlich beruhte schon mehr in dem Ritterheer, als in dem Heerbann. Die Capitularien hätten einer vollständigen Revision unterworfen und vielfach ergänzt werden müssen, um sie den neuen Verhältnissen anzupassen.

Aber nicht durch viele neue Gesetze herrschte der Sachse. Es ist wahrlich kein blinder Zufall, wenn uns so Weniges von geschriebenem Recht aus jener Zeit vorliegt, sie hat überhaupt selten gesetzliche Bestimmungen verzeichnet. Es ist ein recht scharfes Kennzeichen dafür, daß das Reich jetzt begann sich wieder mehr auf rein deutscher Grundlage zu erbauen, daß Sitte und Herkommen das geschriebene Recht verdrängten und dieses nur so weit sich behaupten konnte, als es bereits in Fleisch und Blut des Volks eingedrungen war. Selbst noch in einer späteren Zeit, wo das geschriebene Recht wieder zu größerer Geltung kam, blieb der Grundsatz, daß das Reich nach den Gesetzen der Kaiser und dem alten guten Brauche der Väter regiert werde.

Nicht anders, wie mit den Capitularien, erging es mit den geschriebenen Volksrechten; auch sie, dem Volke schon wegen der Sprache fremd, kamen fast in Vergessenheit, und das ungeschriebene Herkommen galt bereits wieder mehr, als das geschriebene Recht. Gewohn-

941—946. heit und Sitte wurden wie in den öffentlichen, so auch in den Privatverhältnissen abermals die wichtigsten und ergiebigsten Quellen für alles Rechtsleben. Im Sinne und Herzen des Volks lebte das Recht der Vorfahren fort, und wie es hier tiefe Wurzeln geschlagen hatte, trieb es aus sich selbst reiche und frische Sprossen und verjüngte sich stets von Neuem.

Alles Gericht wurde öffentlich gehalten. Das Landgericht hegten die Herzöge, das Gericht in den Gauen und Hundertschaften die Grafen des Königs oder ihre Unterbeamten, in den Immunitäten die Vögte und Meier, dem Lehnsgericht saß der Lehnsherr, dem Hofgericht der Hofherr vor. Wie in dem Gericht über die freien Männer nicht des Königs Richter, der Graf, das Urtheil gab, sondern die aus den freien Männern erwählten Schöffen es fanden, und wie dort der Umstand, d. h. die dem Gericht außer dem Schöffen beiwohnenden Freien, mit ihrem Rath die Urtheiler unterstützten und ihr Weisthum belobten oder tadelten, so hatten sich ähnliche Formen des Verfahrens auch in den andren Gerichten ausgebildet; überall zeigt sich der Richter von rechtskundigen Schöffen umgeben und überall nimmt das Volk an der Verhandlung einen lebendigen Antheil. Kein kunstreiches, fremdes Recht war es, das ungekannt und unbewußt über dem Volke und allem seinem Thun waltete. Recht und Gesetz waren noch nicht in die Schreiberstuben gebannt, aus denen unsere Zeit sie mit großer Mühe und geringem Erfolge wieder zu befreien sucht; sondern mit Sitte und Herkommen waren sie innig verbunden, Jedem vertraut, zu allen Zeiten gegenwärtig, mit dem ganzen Dasein des Volks und jedes Einzelnen durch und durch verwachsen. Selten schrieb man das Gesetz auf Pergament; man bedurfte dessen nicht, es war jedem Manne in die Seele geschrieben. Frei entwickelte sich das Königsrecht, die Volksrechte, die Lehn- und Dienstrechte nach Sitte und Herkommen in der größten Mannigfaltigkeit.

So wenig Einfluß hiernach der König auf die Gesetzgebung und die Rechtsbildung selbst hatte, so sehr sah man es dagegen als seine Aufgabe an streng darüber zu wachen, daß Jedem sein gutes Recht werde und die Richter Niemand Gewalt thäten. Je geneigter die Zeit zu roher Gewaltthat war, je mehr bedurfte es hier der achtsamsten Sorge. Unaufhörlich saß der König selbst zu Gericht, sei es um über Reichsfürsten und Reichsvasallen zu richten, die nur von ihm ihren Spruch empfangen konnten, sei es weil seine Hülfe in einer Sache angerufen wurde, die in einem anderen Gericht schlecht oder gar nicht entschieden war. Denn allerdings trat es nicht selten ein,

daß die Schöffen sich in ihrer Mehrheit über ein Urtheil nicht einigten, oder daß sie des Rechts nicht weise waren, also nicht zu sagen vermochten, was in dieser Sache seit Alters her Rechtens sei, oder daß ihr Urtheil endlich von der unterliegenden Partei gescholten d. h. angefochten wurde; in allen diesen Fällen mußte die Sache an ein anderes Gericht und, fand sich sonst nirgends Rath, zuletzt an den König gezogen werden.

Aber selbst dann, wenn das Urtheil des Königs so angerufen wurde, entschied er nicht nach eigener Willkühr, sondern bestellte Schöffen, um unter seinem Vorsitz ein Weisthum zu finden. Waren auch sie des Rechts nicht weise, so war es wohl Sitte Schiedsrichter zu ernennen, die aus freier Willkühr eine Entscheidung trafen. Wie widerwillig Otto aber zu dieser Auskunft schritt und wie er jeden anderen Ausweg vorzog, zeigt eine Streitfrage, die auf dem Tage zu Steele im Jahre 938 verhandelt wurde.

Man stritt darüber, ob wenn ein Erblasser neben Söhnen auch Enkel von bereits verstorbenen Söhnen hinterließe, die letzteren in die Stelle ihrer Väter treten und so mit ihren Oheimen erben müßten oder nicht. Ursprünglich hatte das deutsche Recht die entfernteren Glieder der Sippe, so lange nähere am Leben waren, völlig ausgeschlossen, doch waren schon unter den Merovingern in Austrasien zur Gunsten der Enkel in diesem Falle besondere Bestimmungen getroffen worden. Seitdem scheint das neue Recht mit dem alten gekämpft zu haben, und die Richter und Schöffen mochten oft entgegengesetzte Weisthümer ertheilen. Man verlangte daher Belehrung und Entscheidung von Otto, und dieser legte die Sache dem auf dem Tage zu Steele versammelten Volke vor. Man beschloß, die Sache solle durch Schiedsrichter untersucht und entschieden werden. Aber Otto wollte nicht, daß die Richter und Schöffen — „die Edelen und Aeltesten des Volks," wie Widukind sagt — durch einen so aus freier Willkühr gefundenen Spruch beschämt und beschimpft würden; er wies deshalb den Rath der Versammlung zurück und stellte die Entscheidung der Allweisheit Gottes anheim. Durch einen Kampf, in dem man Gottes Gericht sah, beschloß er die Frage zum Austrag zu bringen. Im Kampfe siegten die Streiter für die Erben, und es wurde demnach gesetzlich für ewige Zeiten bestimmt, daß die Enkel in die Stelle ihrer verstorbenen Väter treten und mit den Oheimen das Erbe theilen sollten. So ist es denn auch meist nachdem in den deutschen Landen gehalten worden, obwohl an vielen Orten sich doch die uralte Sitte zum Nachtheile der Enkel wieder festsetzte.

941—946. In einer Zeit, die Himmel und Erde so fern von einander gerückt hat, wie man in Ottos Tagen sie nahe verband, hat man Ottos Verfahren in dieser Sache vielfach als ungeschickt und barbarisch gescholten,*) aber es war doch durch und durch deutsch, daß er jede willkührliche Entscheidung eines Rechtsgrundsatzes abwies, wie es tief in seiner sächsischen Natur beruhte, daß er die Entscheidung gerade durch den Kampf wählte. Sahen die Germanen von jeher im Zweikampfe ein Gottesurtheil, so hatte diese Vorstellung sich besonders bei den Sachsen erhalten. Es konnte damals und noch später jeder freie Sachse, wenn er das Urtheil seiner Richter gescholten hatte, zu dem Könige ziehen und dort selb sieben seiner Genossen gegen die sieben Schöffen seine Sache im Kampfe durchfechten; eben so diente den Sachsen häufig der gerichtliche Kampf als Beweismittel, um die Ungerechtigkeit einer Beschuldigung oder die Wahrheit einer Behauptung darzuthun. Otto handelte also in dem Sinne und nach den Vorstellungen seines Volks hier, wie später, als er den gerichtlichen Zweikampf in Italien gegen die bereits erstorbene Sitte für manche Fälle gesetzlich wieder gebot und dadurch viel dazu beitrug, daß derselbe sich in der Folge über das Abendland abermals weiter und weiter verbreitete. Wie man jetzt auch über das Kampfgericht denken mag, es beweist die häufige Anwendung desselben zu jener Zeit, daß man lieber sein gutes Recht dem allmächtigen Gott, als der Willkühr der Menschen anheim stellte und daß selbst der König sich nicht als Herr des Gesetzes ansah. Wo Sitte und Herkommen das Recht nicht wiesen, unterstellte man sich dem Urtheil und Willen des Höchsten.

So wenig Einfluß der König auf die Rechtsbildung und Rechtsentwickelung im deutschen Reiche hatte, so frei und ungebunden war nach anderen Seiten seine Thätigkeit. Als die wichtigsten Aufgaben seines Regiments wurden noch jetzt, wie früher, die Wahrung des Landfriedens, die Beschirmung des Volks vor äußeren Feinden, die Sicherung des althergebrachten Rechts, der Schutz der Kirche und der Hülflosen angesehen. Aus seiner Stellung als oberster Gerichtsherr, Kriegsherr, Schutzherr der Kirche flossen alle die einzelnen Rechte und Befugnisse her, die er, neben seiner oberlehnsherrlichen Gewalt über

*) Justus Möser, ein deutscher Mann, wie es Wenige gegeben hat, ein Mann zugleich von altsächsischer Art und Sitte, hat Ottos Beweggründe richtig zu würdigen gewußt, und er bewundert es als ein Denkmal der deutschen Freiheitsliebe und des großen Gefühls von Ehre, daß Otto so und nicht anders handelte. Patriotische Phantasien. Vierter Theil. S. 153.

die Vasallen, über die Gesammtheit des Volks übte. Ueber den Umfang und über die Grenzen der königlichen Rechte war freilich des Streits genug, aber innerhalb des der Reichsgewalt einmal eingeräumten Gebiets waltete der König in völlig freier Macht, ganz nach eigener Entschließung, ohne irgend durch hemmende Fesseln und Formen beschränkt zu sein. Wir finden keine regelmäßigen Reichs- und Kirchenversammlungen mehr, das Maifeld wird nicht mehr abgehalten, die Ordnungen des Hofes verlieren ihre strenge Geschlossenheit, der Staatsrath verschwindet, die Provincialverwaltung wird eine ungebundnere, da an die Stelle der Sendboten neben die Herzöge und Pfalzgrafen in gewissem Sinne der König selbst tritt. Die ganze Regierung Ottos trägt, wie schon die seines Vaters, einen durchaus persönlichen Charakter, und so eng sich auch sonst die Ordnungen des deutschen Reichs an die des fränkischen anschließen, zeigt sich doch gerade auch in dieser freieren Stellung der königlichen Person eine Rückkehr zu dem altgermanischen Wesen. 941—946.

Das Reich ist der König selbst. Nach eigener, freier Wahl zieht er Männer seiner Gunst und seines Vertrauens an seinen Hof, mit denen er die Angelegenheiten des Staats beräth und entscheidet; aus ihrer Mitte erwählt er seine Grafen und Bischöfe, ihnen ertheilt er nach ihren Verdiensten um das Reich und seine Person die erledigten Reichslehne, sie erhalten die ausgedehntesten Privilegien oft in Anerkennung der allerpersönlichsten Dienste. Der König erscheint inmitten dieser seiner Großen fast nicht anders, als ein alter Gefolgsherr inmitten seiner Mannen.

Die Reichsverwaltung hat keinen andren festen Mittelpunkt, als unmittelbar in der Person des Königs; der Hof selbst hat keine bleibende Stelle. Wo der König weilt, da ist das Reichsregiment und der Hof. Wenn sich Otto auch am liebsten auf seinen Burgen am Harz, am Kyffhäuser und in der goldenen Aue aufhielt, so finden wir ihn doch selten lange dort rasten. Ueberall durch das weite Gebiet seiner Herrschaft lagen seine Pfalzen zerstreut, und von einer Pfalz zieht er zur andern. Sein Haus ist aller Orten in den deutschen Landen, und überall will er selbst sehen und selbst entscheiden, was in seinem Hause vorgeht; wo ein Feind an den Grenzen droht, wo sich ein Aufruhr regt, wo eine gewichtige Entscheidung in Staat und Kirche zu treffen ist, da ist er selbst sogleich zur Stelle. Ein unruhiges und unstätes Dasein hat Otto so geführt, aber dies rastlose Wanderleben, das die Person des Königs allen Stämmen gleich nahe brachte, hat nicht wenig dazu beigetragen, damals die Einheit des Reichs zu befestigen.

941—946. Einen besonderen Glanz pflegte der König um seine Person an den hohen kirchlichen Festen zu entfalten, zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten. Da strömten die hohen geistlichen Würdenträger an seinen Hof und gaben durch ihre Gegenwart der heiligen Festfeier eine besondere Weihe; da kamen mit reichen Geschenken die Herzöge und Grafen zu ihrem Lehnsherrn und Könige und beeiferten sich ihre Treue und Ergebenheit ihm an den Tag zu legen, um seine Huld zu verdienen; abhängige Fürsten der umwohnenden Völker brachten ihren Tribut dar und beugten ihr Haupt dem gefürchteten Oberherrn; Gesandte befreundeter Könige erschienen von nahe und fern und fesselten durch die Kostbarkeiten, die sie dem Könige zu Füßen legten, wie nicht minder durch ihre fremde Sitte und Sprache die Aufmerksamkeit der herbeieilenden Menge. Ein fröhliches und buntes Leben entfaltete sich da am Hofe des Königs, wo er auch gerade weilen mochte; Feste drängten sich an Feste, Gelage an Gelage, viel Kurzweil wurde getrieben, aber auch die ernstesten Dinge wurden erwogen und oft nach alter Sitte bei den Freuden des Mahles. Hier wurde häufig über Krieg und Frieden entschieden, hier wurden Verträge mit fremden Königen und Völkern geschlossen oder gelöst, hier Bischöfe und Grafen ernannt, hier neue Belehnungen und große Privilegien ertheilt, wie auch meist das Fürstengericht mit diesen Hoftagen verbunden wurde. Indem der König die gerade anwesenden Großen über die wichtigsten Reichsgeschäfte zu Rathe zog, traten die Hoftage jetzt gewissermaßen an die Stelle jener regelmäßigen Reichstage der Karolingerzeit; aber es hatte doch Alles den freiesten und ungebundensten Gang, und es fehlte viel daran, daß die festeren Formen der früheren Reichsversammlungen auf die Hoftage übergegangen seien. Mehr mochte sich von jenen Formen auf den großen allgemeinen Reichstagen erhalten haben, zu denen zuweilen die Großen aus allen deutschen Landen förmlich berufen wurden. Aber nur wenn es sich um einen langwierigen Kriegszug oder um die Bestimmung der Nachfolge im Reiche handelte, scheinen sie zusammengetreten zu sein, und auch dann wurden die Verhandlungen, wie wir glauben müssen, nicht aufgezeichnet; mindestens sind keine Reichstagsverhandlungen aus jener Zeit auf uns gekommen. Wir wissen daher auch wenig oder nichts von der Art und Weise, wie die Berathungen dort geführt wurden. Häufiger traten dagegen auf den Befehl des Königs entweder in einzelnen deutschen Ländern oder im ganzen Reiche Kirchenversammlungen zusammen, die bei dem geistlich-weltlichen Charakter der Herrschaft nicht selten auch über die wichtigsten Staatsangelegenheiten zu berathen hatten

oder mit Reichs- und Hoftagen verbunden wurden. Der König pflegte dann wohl selbst in der Mitte der Bischöfe zu erscheinen und hatte auf den Gang der Verhandlungen einen entscheidenden Einfluß. Hier herrschten strengere, durch das Herkommen geheiligte Formen der Berathung, die Verhandlungen wurden aufgezeichnet und sind uns zum Theil noch erhalten.

Obwohl das königliche Regiment innerhalb der ihm eingeräumten Grenzen mit einer Freiheit, die der Willkühr nahe stand, geübt wurde, war Ottos Königthum doch nichts weniger, als unbeschränkt. Denn gerade die Grenzen der königlichen Gewalt waren äußerst ungewiß und schwankend, und je weiter sie der hochstrebende Fürst auszudehnen suchte, um so mehr suchten die widerstrebenden Elemente sie zu verengen. Das Gefühl für die Einheit des Reichs war im Volke noch bei weitem nicht so lebendig, wie das vor Kurzem wieder so mächtig erwachte Stammesinteresse, das seiner Natur nach einer starken Reichsgewalt widerstrebte. Der hohe weltliche Adel trachtete nach der Erblichkeit seiner Lehen und nach einer völlig selbstständigen Gewalt in seinem großen bereits gewonnenen Besitz. Die Geistlichkeit, wenn sie schon zeitweise sich eng an die Krone angeschlossen hatte, um sich vor den Gewaltthaten des Adels zu retten, hatte doch ihre theokratischen, der Reichsgewalt feindlichen Ideen noch nicht aufgegeben, und ob sie schon von dem Versuch den Staat von sich abhängig zu machen für den Augenblick abstand, verlangte sie doch nicht desto minder eine freie und unabhängige Stellung in Bezug auf alle ihre geistlichen, wie ihre weltlichen Gerechtsame.

Da noch keine Staatsverträge die gegenseitigen Rechte des Königs und der Reichsstände, der Kirche und des Staats festgestellt hatten, war es kein Rechtsstreit, den der König hier mit dem Adel und der Geistlichkeit führte, es war lediglich eine Frage der Macht, die zwischen ihnen schwebte und die weder durch geistige Waffen, noch mit bewaffneter Hand jemals zur letzten Entscheidung gebracht werden konnte. Denn nach der Uebermacht, die Adel und Geistlichkeit unter den letzten Karolingern gewonnen hatten, und nachdem das deutsche Reich einmal zu einem Wahlreich geworden war, konnte es der Reichsgewalt unmöglich gelingen, die geistliche und weltliche Aristokratie jemals wieder ganz in das frühere Dienstverhältniß zurückzubringen; beide hatten schon eine vom Königthum unabhängige Machtstellung errungen, aus der sie niemals mehr ganz sich verdrängen ließen. Aber andererseits hatte die Noth der Zeit auch den deutschen Völkern gezeigt, daß sie ohne eine gesicherte Königsherrschaft die Beute ihrer

941—946. Feinde seien. Das Königthum war als eine Nothwendigkeit erkannt worden, und dadurch nicht minder, wie durch den großen Sieg, den Otto über die Herzöge errungen hatte, war dasselbe für die Zukunft gesichert. Der Widerstreit der Interessen, der Kampf um die Grenzen der gegenseitigen Rechte blieb daher zwischen der Krone und dem Adel, zwischen der Reichsgewalt und allen provinciellen und localen Mächten und mußte sich nach der ganzen Lage der Dinge verewigen.

Otto stand nicht in der günstigsten Stellung in diesem Kampfe, denn außer den Kräften, welche ihm Sachsen darbot, waren ja die Hülfsmittel des Reichs nicht in seinen, sondern in den Händen seiner Gegner; er fand seine Widersacher gerade in denen, die seine Diener und die Vollstrecker seiner Befehle sein sollten; seine eigenen Beamten waren es, in denen sich hauptsächlich der Widerstand des Adels zusammenfaßte. Diese Beamten waren zugleich mächtige Herren mit eigenem Besitz und großem Reichthum, auf deren Gütern zahlreiche Hintersassen und Hörige wohnten und die sich mit einem kriegerischen Gefolge von Vasallen und Ministerialen umgaben; überdies waren sie es, welche die Krone dem Könige gegeben hatten und nach seinem Tode wieder über dieselbe verfügten. Und besaß nicht im Besonderen noch die Geistlichkeit außer allen anderen Vortheilen ihrer Lage in ihrem geheiligten Ansehn eine furchtbare, unwiderstehliche Waffe? Karl der Große hatte einst die Macht des Adels durch Hebung des freien Standes zu beschränken gesucht, aber seine Bestrebungen waren ohne nachhaltigen Erfolg geblieben, und unmöglich war es für Otto zu demselben Mittel zu greifen. Denn die Zahl der mittleren und kleinen freien Gutsbesitzer schmolz mehr und mehr auch in den inneren deutschen Ländern zusammen; wenn die alte Gauverfassung auch erhalten war und sich noch lange erhielt, so wurde doch die Ausdehnung der Immunitäten immer größer und größer; die Kriegsmacht des Reichs beruhte gar nicht mehr überwiegend auf dem Heerbann, sondern auf den berittenen Vasallenschaaren, und König Heinrich selbst hatte auf eine Gestaltung des Kriegswesens hingewirkt, welche die alte Gemeindefreiheit eher schwächen als kräftigen mußte. Was man damals das Volk nannte, das war schon allein oder doch vorzugsweise der waffentragende Theil der Bevölkerung, jene Klassen, die bereits der Lehnsverband umfaßte. In dem Stande der Gemeinfreien war also Otto kein wirksamer Schutz mehr gegen den Adel gegeben, und es blieb ihm kaum ein anderes Mittel, um eine wahrhaft königliche Macht zu behaupten, als seine Gegner in ihren Interessen zu spalten,

den Adel durch den Adel und die Geistlichkeit durch die Geistlichkeit zu bekämpfen. Nur durch Bildung und Gewinnung einer Partei ließ sich damals die königliche Macht halten und heben. 941—946.

Noch immer schlossen sich alle gegen die Einheit des Reichs und die königliche Gewalt gerichteten Bestrebungen an die Stellung des Herzogthums an. Alle provinziellen und lokalen Interessen, die so tief in dem deutschen Wesen wurzelten, waren dem Herzogthum verbündet, nicht minder alle Elemente des Adels, die nicht unmittelbaren Vortheil oder Gewinn an Ehre im Dienste des Königs fanden; selbst die hohe Geistlichkeit trug, wie sich zeigte, kein Bedenken, sich dem lange befehdeten Herzogthum zu nähern, wenn sie der königlichen Uebermacht entgegentreten zu müssen meinte. Daher war es von der äußersten Wichtigkeit, welche Stellung das Herzogthum behaupten würde, nachdem es im Jahre 939 von dem jungen Könige eine so gewaltige Niederlage erlitten hatte.

Der wiederholte Aufstand der Herzöge gleich im Anfange seiner Regierung hatte dem Könige hinreichend gezeigt, daß eine starke Reichsgewalt mit dieser Fülle der Selbstständigkeit, die Heinrich den Herzögen eingeräumt hatte, nicht bestehen könne, und es war deshalb nicht anders zu erwarten, als daß er seinen Sieg auf alle Weise benutzen würde, um seine königliche Macht eben so zu erweitern, wie die der Herzöge zu schmälern. Denn das Herzogthum ganz zu beseitigen und damit auf die Bahn König Konrads zurückzukehren, dazu besaß er weder die Macht, noch erlaubte es ihm seine eigene Stellung, die ja im Wesentlichen noch auf der herzoglichen Gewalt in Sachsen begründet war. Aber Otto konnte das Herzogthum durch seine persönliche Erscheinung in allen deutschen Ländern verdunkeln und zurückdrängen, er konnte es in seinen Befugnissen beschränken, durch Einsetzung neuer Beamten überwachen lassen, endlich seine Selbstständigkeit durch Ertheilung an ihm persönlich ergebene Männer mindern. Und keinen Augenblick nahm Otto Anstand, alle diese Wege zu betreten. Nur in Franken hob Otto, wie wir sahen, das Herzogthum ganz auf, indem er es mit der Krone vereinigte. Es mußte für ihn von unermeßlicher Wichtigkeit sein, den Stamm, der so lange die Herrschaft über alle deutschen Länder geführt hatte und der so hohe und stolze Erinnerungen nährte, ohne einen selbstständigen Führer zu lassen, aber es wurde ihm nur dadurch möglich, die Aufhebung dieses Herzogthums durchzuführen, daß er die noch lebenden Glieder der konradinischen Familie auf das Engste in sein Interesse gezogen hatte und die aufstrebenden andern fränkischen Großen nach anderen

941—946. Seiten beschäftigte. Die andern Herzogthümer blieben bestehen, aber es war freilich keine Rede mehr davon, daß die Herzöge die wichtigsten Rechte des Königs selbstständig übten, wie es noch unter Heinrich geschehen war. Das Recht über Krieg und Frieden lag nicht mehr in ihrer Hand, es sei denn, daß es den Schutz der Reichsgrenzen gegolten hätte; der Herzog von Baiern verlor jenes einst ausdrücklich bedungene Recht, die Bischofsstühle in seinem Lande zu besetzen. In allen Provinzen wurden nach und nach Pfalzgrafen eingesetzt zur Beaufsichtigung der Reichsgüter und Reichseinkünfte, zur Gewährung der Rechtshülfe an Stelle des Königs und überhaupt zur Beaufsichtigung und Ueberwachung der Herzöge und Grafen; sie waren nichts anders, als die Statthalter des Königs in den Provinzen, die Vertretung des Reichs lag ihnen ob gegenüber den provinziellen Interessen, die der Natur des Herzogthums nach dieses immer beherrschten. War der Pfalzgraf einst der Vertreter des Königs im Mittelpunkt der Monarchie gewesen, so wurde er jetzt dessen Statthalter in den einzelnen Reichen, die sich aus dem Ganzen gelöst und wieder zusammengeschlossen hatten, ohne dabei ihre Selbstständigkeit ganz zu verlieren. Vor Allem aber suchte der König ihm völlig ergebene Männer zu dem Herzogthum zu erheben und diese dann durch alle Bande des Lebens an sich zu fesseln.

Wenn es früher scheinen konnte, als ob das Herzogthum theils auf Erbansprüchen, theils auf Volkswahl beruhte, so nahm es Otto von Anfang an als ein unveräußerliches Recht der königlichen Gewalt in Anspruch, frei über die Besetzung des Herzogthums zu verfügen, und hat es niemals geduldet, daß ihm dies Recht bestritten würde. So besetzte er im Jahre 938 das Herzogthum Baiern, so dann Lothringen nach eigener Wahl, und so verfuhr er auch in der Folge.

Der Herzog Otto von Lothringen starb schon im Jahre 944, und bald darauf der junge Heinrich, Giselberts Sohn. Das Land bedurfte eines neuen Herzogs, und der König sah sich unter seinen Großen um, wem er die Obhut über dies immer noch unruhige Volk anvertrauen könnte. Seine Wahl fiel nicht auf einen Lothringer, sondern einen Franken, jenen Konrad den Rothen, der ihm im Kampfe gegen die Herzöge so wichtige Dienste geleistet hatte und damals der Erste war in seiner Gunst. Es lag etwas Trotziges und Verwegenes in der Art dieses jungen Mannes, aber es war der Trotz, der begabten Naturen nicht selten eigen ist und oft ein Zeichen inneren Werthes scheint; der Trotz, den man den früheren Jahren wohl verzeiht, wenn er mit soviel Mannhaftigkeit und Klugheit sich paart, wie sich in Kon-

rad fand. Im Lager und daheim galt er viel bei seinen Genossen, denn er war klug im Rath, rasch in der That, ein Kriegsmann, der seines Gleichen suchte. Wenn Einer, schien er der Mann, dies unruhige Volk der Lothringer zu bändigen; überdies stießen seine schönen Grafschaften am Rhein und an der Nahe, die er theils von seinem Vater Werner ererbt hatte, theils Ottos Gunst verdankte, unmittelbar an das Lothringerland. Konrad erfüllte auf das Beste die in ihn gesetzten Hoffnungen, er beruhigte bald das weite ihm übertragene Gebiet und stieg dadurch so hoch in der Gunst des Königs, daß dieser ihm vier Jahre später seine Tochter Liutgarde, als sie zu mannbaren Jahren heranreifte, zur Ehe gab. 941—946.

Im Jahre 945 wurde auch in Baiern das Herzogthum abermals erledigt. Herzog Berchthold starb, nachdem er treue Dienste dem sächsischen Hause geleistet und noch in seiner letzten Lebenszeit die Ungern, als sie Baiern abermals angriffen, tapfer zurückgeschlagen hatte. Er hinterließ nur einen unmündigen Sohn, dem Otto das Herzogthum nicht übertragen wollte. Da verwandte sich Mathilde, die königliche Mutter, für ihren heißgeliebten, unglücklichen Sohn Heinrich; sie bat den König, er möchte nun seines Bruders gedenken, der so unsägliche Leiden erduldet hätte. Otto gewährte wirklich ihre Bitte, und Heinrich, der schon durch seine Gemahlin Judith, die durch Schönheit und Geist glänzende Tochter Herzog Arnulfs, dem Baierlande nicht fern stand, wurde mit der herzoglichen Fahne von Baiern belehnt. Abermals wurde eine bedeutende Macht in seine Hände gelegt, die so oft frevelnd nach der Krone getrachtet hatten. Aber nie hat es Otto zu beklagen gehabt, nie täuschte Heinrich fortan das Vertrauen des Bruders. Er war noch kaum in die Mannesjahre getreten, seine Seele dürstete nach Thaten, er verlangte danach dem Namen seines großen Vaters Ehre zu machen und in Vergessenheit zu bringen, was er gegen den Bruder gefehlt hatte und dessen man nur zu gut noch in allen deutschen Landen gedachte. Jetzt fand er eine Stelle, wo er seine Thatkraft in löblichem Streben zeigen konnte; gegen die Feinde des Reichs innen und außen stand er ein unermüdlicher Kämpfer stets auf der Wacht. „Die Eintracht der Brüder," sagt Widukind, „wurde bald auf dem ganzen Erdkreis gepriesen, denn „einmüthig erweiterten sie das Reich, bekämpften sie die Feinde und „herrschten sie über ihr Volk."

So hatte freilich die Stellung der Herzöge sich bedeutend geändert. Das Herzogthum und mit ihm die Besonderheit der deutschen Lande unter dem Königthum hatte sich erhalten, aber es waren nicht

941—946. mehr die alten Nationalherzöge, die aus den einzelnen Stämmen selbst hervorgegangen als Vertreter derselben sich der Krone halb gezwungen, halb freiwillig unterworfen hatten. Diese Herzöge gehörten den Ländern, an deren Spitze sie standen, gar nicht oder nur durch ihre Frauen an, und waren fast alle von dem neuen Könige gesetzt, mit dessen Macht die ihrige eng verbunden war. Ueber Lothringen und das Schwabenland herrschten fränkische Männer; während Franken selbst unter dem Könige aus sächsischem Blut stand, und über Baiern sein Bruder waltete. Nur in Sachsen hatte sich das alte Stammesherzogthum ungebrochen erhalten und zur königlichen Gewalt über alle deutschen Lande erhoben; sonst erscheinen die Herzöge überall schon mehr als Dienstleute und Beamten des Königs, als daß sie eine völlig selbstständige Gewalt neben ihm hätten geltend machen können. Nun erst ließ sich in Wahrheit wieder von einem Reiche in dem Sinne sprechen, wie es einst die Franken besessen hatten; eine ganz andere Gewalt übte Otto, als jene Vorstandschaft Heinrichs war, die wir dem sächsischen Bretwaldathum verglichen. War der Vater in die Fußtapfen eines Egbert getreten, so strebte der Sohn schon den Thaten Karls des Großen nach.

Irrig wäre es zu glauben, daß die Bedeutung des Herzogthums deshalb eine geringe und die Kraft desselben völlig gebrochen gewesen sei. Es war vielmehr die dem Herzog über sein Gebiet verliehene Gewalt noch so umfassend, daß man gradezu sagte, er regiere das Land. Er stand an der Spitze des ganzen Kriegswesens, er hatte die Sorge über den Landfrieden, er hielt Hof-, Gerichts- und Landtage, auf denen die Bischöfe, Aebte, Markgrafen, Grafen und Reichsvasallen im Lande vor ihm erscheinen mußten. Zu dem großen Erbgute, was meist ohnehin der Herzog besaß, kamen große Reichslehen, die ihm mit dem Herzogthum ertheilt, und Reichsvasallen, die ihm überwiesen wurden; zudem erhielt er gewöhnlich in dem Herzogthum mehrere Grafschaften. So wurde er mit Rechten und Lehen überhäuft, die ihm ein wahrhaft fürstliches Ansehen sicherten; überdies verbanden sich aber alle die mannigfaltigen Stammesinteressen mit seiner Gewalt, die oft so stark und mächtig waren, daß sie selbst Männer, die dem Könige am nächsten standen, doch von ihm trennten. Es stand immer hier noch eine bedrohliche Macht der Reichsgewalt gegenüber, wie auch in andern Kreisen noch keineswegs aller Widerstand vernichtet war, und besonders die hohe Geistlichkeit öfters eine bedenkliche Stellung einnahm; aber dennoch war Otto schon zu dem Besitz einer Macht ge-

langt, wie sie seit Menschenaltern in keines deutschen Mannes Hand vereint gewesen war. 941—946.

König Heinrich hatte die Herzöge durch den Vasalleneid an sich geknüpft, und das Lehnsverhältniß, in welches die Führer der deutschen Stämme so zu ihm traten, schien eine Zeit lang allein die deutschen Länder zusammenzuhalten. Auch dem König Otto hatten alsdann, als er zu Achen sich krönen ließ, alle geistlichen und weltlichen Fürsten des Reichs, die Herzöge, Bischöfe, Grafen und Reichsvasallen durch den Lehnseid gehuldigt, und das Lehnsverhältniß regelte daher auch unter ihm zunächst alle seine Beziehungen zu den Fürsten des Reichs. Als Lehen wurden deshalb fortan alle Herzogthümer und Grafschaften, die Bisthümer und Reichsabteien vom Könige verliehen. Wenn das Vasallenthum aber im Westfrankenreich bei der bereits vom Adel durchgesetzten Erblichkeit der Lehen schon zu einer die königliche Gewalt unendlich hemmenden Fessel geworden war und zu einem Verhältniß erwuchs, das dem Könige mehr Pflichten auferlegte, als ihm Rechte gab, ihn mehr zum Diener seiner Vasallen als zu ihrem Herrn machte; so faßte Otto dagegen die Stellung der großen Reichsvasallen zu ihm als ihrem Lehnsherrn, trotz alles Widerstrebens derselben, streng nach der ursprünglichen Bedeutung des Lehnsverbandes auf und sah in diesen mächtigen Großen nur seine ihm zu besonderem Dienste verpflichteten Mannen. Weder die Erblichkeit der Lehen gestand er ihnen zu, noch irgend ein bestimmtes Recht auf die Regierung des Reichs, noch besondere Gerechtsame, die dem Interesse des Reichs zu widerstreiten schienen. Wenn er die Herzöge und Grafen mit der befahnten Lanze belehnte, die geistlichen Würdenträger mit Ring und Stab, so mußten sie mit zusammengelegten Händen in seiner Hand den Huldigungseid leisten und darin geloben, zu aller Zeit ihm treu und gewärtig zu sein, ihm zu folgen, wohin er sie entbiete und in keiner Noth ihn zu verlassen. Indem er diesen Eid nach seiner ganzen Schwere ihnen gegenüber geltend machte, ohne irgend eine andere Gegenbedingung einzugehen, als daß er sie bei ihrem Lehn belassen wollte, so lange sie es nicht durch Untreue verwirkten, mußte der Lehnsverband die Fürsten des Reichs eher fester dem Könige verbinden, als sie ihm entfremden. Aber freilich glaubte Otto noch andere und höhere Rechte zu besitzen, als die aus seiner Stellung als Oberlehnsherr folgten. Es war ihm, meinte er, von Gott selbst die höchste Gewalt über alles Volk in den deutschen Landen mit seiner Krone übertragen worden, und diese Krone gäbe ihm über den Adel, wie über die anderen Stände des Volks Rechte der umfassendsten Art, die

941—946. nur durch das Herkommen der Väter und durch die Macht der Verhältnisse begrenzt würden. Er hielt sich, wenn er sich auch nicht nach fränkischer Sitte einen besonderen Eid der Treue von allen Freien schwören ließ, sondern sich mit der Anerkennung begnügte, welche das versammelte Volk bei seiner Krönung mit zum Himmel erhobenen Händen ausgesprochen hatte, doch für einen Volkskönig im eigentlichen Sinne des Worts und nach den Vorstellungen, welche sich unter dem Einfluß des Christenthums und der Geistlichkeit unter allen deutschen Stämmen von der königlichen Gewalt ausgebildet hatten.

Otto bedurfte bei seiner glänzenden Hofhaltung, bei der großen Freigebigkeit, die seine Stellung ihm zur Nothwendigkeit machte, bei den vielen Umzügen und Heerzügen eines stets gefüllten Schatzes, und in der That standen ihm, sobald die Ordnung nur wieder gewonnen war, bedeutende Hülfsmittel zu Gebote. Neben dem Genuß seines sehr reichen Erbgutes hatte er die freie Verfügung über die gesammten Einkünfte des Reichs, und so sehr diese auch durch die Schwäche und Schlaffheit der letzten Karolinger gemindert waren, boten sie nach Einführung einer strengeren Ordnung doch noch einen bedeutenden Ertrag. Schon König Heinrich hatte, wie er als ein guter Haushalter überhaupt geschildert wird, die königlichen Einkünfte fester gehalten, als die königlichen Rechte; es liegen unzweideutige Beweise vor, daß er in Lothringen, Franken, Schwaben und Baiern in gleicher Weise über die Kammergüter verfügte, wie in Sachsen, doch scheinen unter ihm noch die Herzöge selbst mit der Erhebung der Reichseinkünfte in jenen Ländern betraut gewesen zu sein. Otto dagegen verband alsbald die Einziehung der königlichen Gefälle mit den neu errichteten Pfalzgrafschaften, was für die Hebung der Reichseinkünfte große Vortheile darbieten mußte.

Die wichtigsten Einkünfte flossen unfraglich noch immer aus dem Ertrage der sehr großen, weit durch das ganze Reich zerstreuten königlichen Güter, die durch Ministerialen und Zinsleute bestellt wurden. Die mächtigen Königsforsten dienten mehr der Jagdlust des Hofs, als daß sie eine ergiebige Geldquelle gewesen wären. Die Bergwerke, wie überhaupt die Gewinnung der Metalle, waren dem Könige vorbehalten und fingen, wie es scheint, bereits an sich einträglich zu zeigen. Die Friedensgelder und Bannbußen flossen noch zum Theil dem Fiscus zu, verminderten sich jedoch durch die Ausdehnung der Immunitäten, während die zahlreichen Confiscationen der letzten Zeit dem Schatze sehr zu Gute kamen. Die Zölle und Wegegelder, wie der Ertrag des Münz- und Marktrechts gehörten ursprünglich allein dem

Reiche zu und waren bedeutende Einnahmequellen, obgleich Otto gerade mit diesen Gerechtsamen nach dem Vorbild der Karolinger am freigiebigsten war und namentlich die geistlichen Herren meist die Zölle, die Münz- und Marktgerechtigkeit innerhalb ihrer Immunitäten schon für sich gewannen. 941—946.

Eine gleichmäßige Reichssteuer gab es nicht. Wir wissen, welchen Widerwillen der freie deutsche Mann gegen jede Schatzung empfand; soweit seine Macht reichte, erwehrte er sich jeder Besteuerung, in der er eine Minderung seiner Ehre und Freiheit sah. War daher auch im fränkischen Reiche in den gallischen Ländern eine Kopf- und Grundsteuer erhoben worden, so hatte sie sich doch keineswegs über die Gegenden am Rhein und jenseits des Rheins erstreckt. Manche der unterworfenen deutschen Völker hatten freilich den merovingischen Königen Tribut zahlen müssen — wir wissen dies von den Alamannen, Thüringern und Friesen —, aber der theils in Geld, theils in Naturalien abgetragene Tribut war später entweder erlassen oder an kirchliche Stiftungen vergabt worden. Zu Ottos Zeiten forderte die Kammer unsers Wissens nur noch einen Schweinezins von den Thüringern, den sie mit großem Verdrusse entrichteten, und in der Grafschaft Chur einen Geldzins, den der König alsbald dem dortigen Bisthum schenkte.

Viel bedeutender, als diese ganz vereinzelten Steuern, waren die ursprünglich freiwilligen Abgaben, die dem Könige unter dem Namen von Ehrengeschenken nach alter Sitte dargebracht wurden. Niemand pflegte sich seinem Hofe mit leeren Händen zu nahen; die geistlichen, wie die weltlichen Großen brachten gemeinhin ihm bedeutende Summen, um sich seine Huld zu gewinnen oder zu sichern. Es war dies mit der Zeit eine förmliche, oft sehr drückende Abgabe geworden, die deshalb die reichen und großen Abteien durch ein bestimmtes Abkommen regelten. So wissen wir, daß die Abtei Lorsch gleich anderen später jährlich hundert Mark der Kammer zahlte. Nicht minder einträglich waren, als Otto nach allen Seiten erobernd vordrang, die Tribute der unterworfenen Völker, die theils in Geld, theils in Naturalien abgetragen wurden. Schon damals empfing er mindestens zeitweise von den Dänen, Wenden und Slawen erhebliche Tributzahlungen. Nimmt man nun hiezu, daß der König selbst, sein Hof und seine Beamten überall frei beherbergt und bewirthet, daß ihnen aller Orten Vorspann und Fuhren unentgeltlich geleistet wurden, daß selbst bereits ausgethane Einkünfte des Reichs dem Könige, wo er Hof hielt, wieder nach dem alten Ausdruck ledig wurden, daß ferner die Ausrüstung

941—946. und Unterhaltung der Heeresmacht fast ganz den Vasallen zur Last fiel und die sonstigen Bedürfnisse des Heeres beim Durchzug durch das Reich von den Unterthanen gestellt werden mußten, so begreift sich, daß Otto bei aller Freigebigkeit doch ein reicher König blieb, dem die Hülfsquellen zu den mannigfachsten Unternehmungen, in die ihn die Verhältnisse verwickelten, niemals versiegten. Es war dies durchaus nicht ohne Wichtigkeit in einer Zeit, die bei geistiger Roheit gerade auf Reichthum und Glanz der äußeren Erscheinung einen sehr hohen Werth legte, und unter Verhältnissen, die den König nöthigten, einflußreiche Männer durch bedeutende Vergabungen an seinen Thron zu fesseln. Ohne einen stets gefüllten Schatz hätte Otto die Einheit des Reichs und die Würde des königlichen Namens unter den Deutschen schwerlich aufrecht erhalten können.

Das neue Reich war begründet, aber noch war Alles im Uebergang und in der Gährung. Ueberall durchkreuzen sich noch die allgemeinen Interessen des Reichs mit den besonderen der einzelnen Länder und Stände, nirgends finden sich schon scharfe Grenzen zwischen den verschiedenen Gewalten, nirgends haben sich noch feste Formen für die neuen Verhältnisse ausgeprägt. Und auf freie, selbstständige Weise von innen heraus entwickelt sich das neuerwachte Leben des Volks zu bestimmterer Gestaltung; die eigenthümlichsten und mannigfaltigsten Lebensformen bilden sich in den höheren, wie in den niederen Kreisen des Staats aus; sie zeigen nicht immer einen Fortschritt gegen die Einrichtungen Karls des Großen, ja sie bezeichnen vielmehr zum guten Theil eine Rückkehr zu Zuständen, die bereits überwunden schienen, aber sie entsprachen jedenfalls mehr dem Geiste des deutschen Volks, wie sie frei aus ihm geboren waren.

Wo den verschiedenen Elementen soviel Raum bleibt, sich aus eigener Kraft zu entfalten, können Reibung und Kampf nicht fehlen; einen langwierigen und oft überaus erbitterten Streit sehen wir daher sich zwischen den die Zeit beherrschenden Gewalten entspinnen und die verschiedensten Wendungen gewinnen. Das Lehnswesen ringt mit der alten Volksfreiheit, die alte Gauverfassung wird von den immer wachsenden Immunitäten mehr und mehr aufgelöst, das Volksheer muß dem Ritterheer weichen; es erhebt sich der weltliche und geistliche Adel hoch über die Masse des Volks und reißt für den Augenblick selbst die Summe der Herrschaft an sich. Aber indem der weltliche Adel und die Geistlichkeit in ihren Interessen sich trennen und über der Sicherung des eigenen Vortheils das Wohl des Ganzen vergessen, indem der weltliche Adel sogar die Einheit des Reichs zu lösen

sucht und sich ganz den alten Stammesinteressen hingiebt, erhebt sich über ihn abermals das fast beseitigte Königthum. Die ersten Regungen eines lebendigeren gemeinsamen Volksbewußtseins in den deutschen Stämmen und die sich aufdrängende Erkenntniß, daß sie in der Trennung und Spaltung die sichere Beute ihrer Feinde seien, machen die Herstellung des Königthums und damit einer kräftigen Reichsgewalt zur Nothwendigkeit. Diese Gewalt durchdringt sich von Anfang an mit dem Gefühl für nationale Freiheit und Selbstständigkeit, dann auch mit der Erkenntniß, daß diese Güter nur durch eine engere Verschmelzung der deutschen Stämme zu erlangen und zu sichern seien, und so wirft sie sich alsbald in einen Kampf der gefährlichsten Art gegen alle Sonderbestrebungen des hohen Adels, den sie dennoch siegreich besteht. Wenn nun auch die alte Volksfreiheit langsam ihrem Untergange entgegengeht, die Erbschaft derselben fällt nicht dem Adel allein zu, er muß sie vielmehr guten Theils dem Königthum überlassen. 941—946.

Welches Glück für das deutsche Volk war es, daß gerade in der Zeit, wo das Lehnswesen im Kampfe mit der Gemeindefreiheit entschieden die Oberhand gewann, sich ein kraftvolles Königthum erhob, das sich in den Mittelpunkt der Dinge stellte und das Wohl Aller scharf in das Auge faßte, das den Uebermuth der Mächtigen brechen und die Gewaltthat gegen die Niederen rächen konnte! Hier war, während das Volk in schroff gesonderte Stände mehr und mehr auseinanderfiel, wieder ein Anhaltpunkt für die Gesammtheit gegeben. Und wie hätte wohl das erst aufkeimende Bewußtsein gemeinsamer Volksthümlichkeit unter den Deutschen erstarken können, da sich ja auf der einen Seite der Adel, sobald er sich dem Königthum gegenüber als eine selbstständige Macht fühlte, ganz seinen besonderen Verhältnissen und den provinziellen Interessen hingab, während auf der andern Seite die Geistlichkeit stets von Neuem jenem Ideal einer theocratischen Universalmonarchie zustrebte, das den nationalen Regungen nichts weniger als günstig war — wie anders, als durch ein Königthum, wie es Otto unter den deutschen Stämmen aufrichtete?

10.

Herstellung und Erweiterung der Marken.

Durch seine ruhmvollen Siege über die äußeren Feinde des Reichs, die Ungern, Dänen und Wenden, hatte König Heinrich vor 939—950.

939—950. Allem das Reich begründet, aber nach Heinrichs Tode hatten die Feinde an den Grenzen nicht geruht und kaum mindere Gefahren über die deutschen Länder gebracht, als die Empörer im Innern. Wiederum hatten sich die Ungern im Reiche gezeigt, und unaufhörlich waren die Grenzen Sachsens den Angriffen der Dänen und Wenden ausgesetzt. Gegen die Ungern hatte sich endlich das Sachsenland selbst zu helfen gewußt; gegen die Wenden mußte dagegen der König wiederholentlich noch in Person ausziehen und sie zurückweisen. Aber doch war selten lange an den nördlichen und östlichen Grenzen des Reichs Ruhe, und nur ein lange fortgesetzter Kampf, der alle Kräfte des Feindes brach, konnte zu dauernder Sicherheit führen. Den Frieden im Innern benutzte jetzt der König, die Kräfte des Reichs gegen die äußeren Feinde zu wenden und durch starke Schutzwehren seinen Staat gegen Angriffe von außen zu sichern. Er selbst nahm an diesen Kämpfen Theil, aber fast höher noch, als sein eigener Ruhm, strahlt hier der, den sich seine tapferen Heerführer im Kampf gegen die Feinde des deutschen Namens und der christlichen Kirche erwarben.

Vor Allem war Markgraf Gero der Schrecken der Feinde. Wir wissen, wie misvergnügt die Sachsen waren, als Otto ihm, einem Mann ohne glänzende Abkunft, die Vertheidigung der Grenzen gegen die Wenden übertrug, aber doch hatte der König gerade in ihm den rechten Mann für diese Stelle gefunden. Gero besaß ausgezeichnete Eigenschaften, die ihn in des Königs Augen höher stellten, als es selbst die vornehmste Geburt vermocht hätte. Er war erfahren im Kriege und nicht minder kundig der Staatsgeschäfte; auch wußte man wohl, daß es ihm nicht an einer beredten Zunge fehlte, wenn er es gleich mehr liebte, seinen Verstand in Thaten, als in Worten, zu zeigen. Galt es etwas zu erwerben oder zu gewinnen, so war er schnell auf dem Platze, aber zur rechten Zeit that er auch gern seine Hand auf, und mit Unrecht schalt man ihn karg und geizig. Ueberdies war er, obwohl ein strenger, oft harter Kriegsmann, doch fromm und gottesfürchtig und sorgte gern für die Kirche und ihre Diener, was sie ihm nicht vergessen haben.

Geros Mark erstreckte sich von der Saale und mittleren Elbe bis zu der Oder. Hier wohnten manche Völker, die sich schon ganz der Sachsenherrschaft gebeugt und ihre Selbstständigkeit aufgegeben hatten, wie die Sorben und Daleminzier, deren Namen fortan aus der Geschichte verschwinden; ihnen benachbart aber andere wendische Stämme, die sich nur mit dem äußersten Widerstreben der fremden Herrschaft beugten und sich nach jeder Gelegenheit umsahen, das ver-

haßte Joch abzuwerfen. Es waren die Milzaner an der oberen Spree, die Lausitzer, abwärts an demselben Flusse wohnend, die Heveller an der Havel, die Redarier und Ukrer zwischen der oberen Havel und Oder; die drei letzten zu der mächtigen Völkerschaft der Liutizen gehörig, der auch noch außerhalb Geros Mark die Wilzen, in die Zirzipaner und Tolensaner gespalten, und von der Peene und Tollense bis zum Meere wohnend, zugerechnet wurden. 939–950.

Seit Gero seine Mark verwaltete, lag er unausgesetzt im Kampf mit den Wenden. Denn Brand, Mord und Verwüstung übten unaufhörlich diese schlimmen Nachbarn, und selbst die Kriegszüge des Königs, deren wir schon gedachten, wehrten nur auf kurze Zeit dem immer aufs Neue sich andrängenden Verderben. Bisweilen trat eine trügerische Waffenruhe ein, die aber bei der Treulosigkeit der Wenden noch gefahrvoller schien, als der offene Kampf. So machten sie einst den Anschlag, Gero, wenn er sich sicher dünkte, zu überfallen und zu tödten, doch er war listiger, als sie, und vergalt ihnen die Tücke ihres Herzens. Dreißig ihrer Häuptlinge lud er, als er von jenem Anschlage vernahm, zu einem festlichen Mahle; hier trank er ihnen tüchtig zu, bis sie vom Wein berauscht zu Boden sanken, dann ließ er sie alle in derselben Nacht erschlagen, und noch lange wußte man davon zu sagen, wie er ihnen das Mahl gesegnet hatte.

Diese blutige That war das Zeichen zu einer neuen, allgemeinen Empörung der Wenden Der alte Haß gegen die Deutschen flammte in aller seiner Macht auf, und es galt einen Kampf auf Leben und Tod. Viel machte der ergrimmte Feind dem tapfern Gero zu schaffen. „Denn so ist die Art der Slawen", sagt Widukind von Korvei, „sie „können, wenn es sein muß, unsägliche Beschwerden und Mühen er„tragen und mit geringer Kost sich begnügen, so daß ihnen als leicht, „ja als eine Lust erscheint, was die Unsrigen nur unter Seufzen und „Stöhnen über sich kommen lassen." Aber auch das ist Slawenart, daß sie uneins unter sich sind, jeder thun will, was ihm beliebt, und den eigenen Vortheil höher anschlägt, als das Wohl des Ganzen. Es ist ein Volk ohne rechte Zucht und Ordnung, wenn nicht ein unwiderstehlicher und als heilig verehrter Wille durch unerbittliche Strenge sie bändigt. Und so mußten sie denn doch zuletzt, so tapfer sie für ihre Freiheit kämpften, Geros Schwerdt unterliegen.

Auch Verräther fanden sich unter ihnen. So war ein Mann aus fürstlichem Geschlecht der Heveller, Tugumir mit Namen, schon zu König Heinrichs Zeiten in die Hände der Deutschen gerathen; der versprach jetzt für Geld und große Versprechungen Brandenburg und

939—950. das umliegende Land in Geros Hände zu liefern. Er begab sich deshalb zu seinen Landsleuten zurück und erzählte, er sei heimlich den Deutschen entlaufen. Freudig nahm man ihn zu Brandenburg auf, denn man hielt ihn gerade für den rechten Mann zum Kampf gegen die Deutschen und übertrug ihm sogar die fürstliche Gewalt. Er aber trachtete nur danach seinen Neffen, der außer ihm allein vom fürstlichen Stamm noch übrig war, in seine Gewalt bekommen; als das geschehen war, tödtete er ihn und übergab nun Stadt und Land der Herrschaft der Sachsen. Nachdem Gero auf diese Weise in dem Herzen des Wendenlandes festen Fuß gefaßt hatte, drang er immer weiter und weiter vor bis zu der Oder und unterwarf hier abermals alle die Völker der Zinspflicht, die einst schon König Heinrich Tribut gezahlt hatten.

Die nördlichen Wenden, die zu der Mark des Billingers Hermann gehörten, die Wagrier, die Abodriten, Zirzipaner und Tolensaner, von der Mündung der Eider bis zu dem Haf die Küsten der Ostsee bewohnend, hatten sich ebenfalls der allgemeinen Erhebung ihrer Stammesgenossen angeschlossen, und auch Hermann hatte gegen sie einen harten Kampf zu bestehen. Ein sächsisches Heer wurde von ihnen vernichtet, und nur mit großer Mühe machten der König und Hermann hier endlich dem Kriege ein Ende.

Von nun an walteten die Deutschen frei als Herren in den wendischen Marken, die sich bis zur Oder erstreckten, und feste Ordnungen wurden in diesen Gegenden errichtet. Unter dem Namen der Mark verstand man fortan ein erobertes Gebiet jenseits der alten Reichsgrenze, dessen unterworfene Bevölkerung zum Tribut verpflichtet war. Diesen Tribut mußten die Wenden theils in Geld, theils in Lebensmitteln erlegen. Getreide, Flachs, Honig, Meth, Bier, Schweine, Gänse und Hühner lieferten sie der Kammer des Königs und leisteten ihm und seinen Vasallen Frohndienste mannigfacher Art. Sonst bestellten sie ruhig ihr Feld und befanden sich kaum schlechter, als vordem unter ihren adligen Häuptlingen und ihren Fürsten, die sogar bei einzelnen Stämmen, wie bei den Abodriten, noch als Dienstleute des Königs bestehen blieben. Die Masse des Volks vertauschte nur einen Herrn mit dem andern, denn ein Stand vollfreier Bauern oder Bürger war bei den Wenden unbekannt, und von adligen Geschlechtern war die Masse des Volks beherrscht worden. Der König nahm meist nur das für sich, was durch den Fall der Fürsten und Häuptlinge herrenloses Gut geworden war und vertheilte es unter die zahlreichen Vasallen und Ministerialen, die er im Lande ansiedelte. Diese mußten dafür, wie

alle andren königlichen Mannen, stets zum Kriegsdienst bereit und gerüstet sein; sie bildeten gleichsam ein stehendes Heer an den Grenzen des Reichs, das in die zahlreichen Burgen vertheilt war, die sich von jeher in dem Wendenlande befanden und jetzt von den Deutschen hergestellt und stärker befestigt wurden. Nach diesen Burgen zerfiel das Land in seiner ganzen Ausdehnung in eine große Menge von Burgwarden, mit welchem Namen man die Burg mit ihrem District bezeichnete. Jede Burg stand unter einem Burggrafen oder Castellan, dem die Kriegsleute untergeordnet waren, die theils in der Burg, theils in der Stadt, die sich der Burg anbaute, theils auf dem Lande ihren Wohnsitz hatten; auch Grafen der Grenzgaue hatten oft den Befehl über ein oder mehrere Burgwarde in dem wendischen Lande. Die Grafen, Castellane und das ganze Kriegsvolk, das in den Marken stand, folgten der Fahne des Markgrafen oder Markherzogs, der ausgedehnte Rechte über sie übte, wie sie der stete Kriegsstand erforderlich machte. Gero übte diese Rechte in der südlichen wendischen Mark, Hermann in der nördlichen und zugleich in der dänischen, die bald darauf hergestellt wurde. 939—950.

Denn auch die Dänen hatten die inneren Streitigkeiten Deutschlands benutzt. Gorm dem Alten war im Jahre 936 sein Sohn Harald Blauzahn gefolgt, ein kühner Kriegsheld, der die jetzt vereinigte Dänenmacht zu den glanzvollsten Unternehmungen zu benutzen gedachte. Nach allen Seiten richtete er seinen Blick, nach allen Seiten entsandte er seine Schiffe mit den verwegenen Nordlandssöhnen. Er stand in Verbindung mit jenen stammverwandten Kriegsschaaren, die auf französischem Boden ihre Herrschaft begründet hatten; er entsandte einen Sohn zu den Dänen in England, einen andern nach der preußischen Küste, um sich dort eine Herrschaft zu gründen; er gewann es, daß man in Norwegen ihn als Oberherrscher anerkannte, und an der Mündung der Swine legte er neben der wendischen Stadt Jumne die Jomsburg an, aus der er erobernd in das Wendenland eindrang. Ein solcher Fürst konnte mit den Sachsen nicht Ruhe halten, und gleich einer seiner ersten Kriegszüge war gegen die von Heinrich errichtete dänische Mark gerichtet. Die Grafen und königlichen Vasallen konnten dem ersten Angriff nicht Stand halten, sie wurden mit ihrem Kriegsvolk vernichtet, und die sächsischen Ansiedelungen zwischen der Eider und dem Grenzwall zerstört. Hermann eilte mit einem Heere herbei, aber dem übermächtigen Feinde war auch er nicht gewachsen. Es wird erzählt, er sei endlich in Gefangenschaft gerathen und so lange in den Händen der Feinde gewesen, daß er selbst ihre Sprache erlernte.

939—950. Lange tobte der Krieg, bis endlich König Otto selbst mit gewaltiger Heeresmacht aufbrach und ihm auf geraume Zeit durch einen raschen und glücklichen Feldzug ein Ziel setzte.

Nur dunkle und sagenhafte Kunde aus einer spätern Zeit klingt zu uns von Ottos Kriegszug herüber. Der König drang, heißt es, tief in das Dänenland ein, kein Feind stellte sich ihm entgegen, mit Feuer und Schwerdt verwüstete er Jütland und gelangte bis zu dem Meere, das Jütland im Norden begrenzt. Hier schleuderte er seinen Speer weit hinaus in die Wogen, um nach alter deutscher Sitte damit das Meer als seines Reiches Grenze zu bezeichnen. Von des Königs Gegenwart, wird berichtet, erhielt das Meer hier den Namen der Ottensund, und noch jetzt soll eine Uferstelle der Halbinsel Thyt gegenüber der Ottensand heißen. Auf dem Rückzuge erst soll Harald bei Schleswig sich dem deutschen Heere zum Kampfe gestellt haben, aber Otto gewann den Sieg und zwang die Dänen auf ihre Schiffe zu fliehen. Dann erst kam es zum Frieden, und auf welche Bedingungen er auch geschlossen sein mag, die Mark wurde hergestellt, die deutschen Kolonien erneuert und Herzog Hermann die Obhut auch dieser Mark, die man die von Schleswig nannte, für die Folge übergeben.

Als so die Wenden und Dänen überwunden waren, fürchtete endlich auch der Böhmenherzog Boleslaw, der so manches Jahr den Krieg gegen die Deutschen mit gutem Erfolge geführt hatte, die Uebermacht der feindlichen Waffen und unterwarf sich dem unwiderstehlichen Gegner. Froh 946. empfing Otto, als er sich gerade auf der Jagd befand, die Geißeln des Böhmen und zeigte sie triumphirend der um ihn versammelten Menge. Als Boleslaw einige Jahre später sich noch einmal gegen die deutsche Herrschaft erhob, brachte ihn Otto schnell durch einen glück- 950. lichen Kriegszug, der ihn bis vor Prag führte, zum Gehorsam zurück. Der Böhmenherzog wurde wieder des Königs Vasall und zahlte ihm den lange vorenthaltenen Tribut. Die Wacht über die Treue des Böhmen wurde Herzog Heinrich von Baiern übertragen, dessen Herzogthum überall längs des Böhmerwalds an das Gebiet des mächtigen Slawenfürsten grenzte.

Böhmen, das sich seitdem ruhig verhielt, bot einem jungen ehrgeizigen Fürsten, wie Heinrich war, keine Gelegenheit, sich Waffenruhm zu gewinnen, um so weiter öffnete sich die Siegesbahn für ihn in den niederen Gegenden an der Donau. Ein großer Theil des alten Reichsgebiets war hier noch immer in den Händen der Ungern, denn nur mit Mühe hatte man das Land bis an die Enns behaup-

tet. An der Donau entlang und durch die Thäler der Alpen hindurch stürmten die Ungern noch immer gegen die baierschen und kärnthnischen Grenzen an und nutzten jede sorglose Stunde, um ihre verheerenden Schwärme tief in das Land zu ergießen. Obwohl Herzog Berchthold schon mit den Ungern glücklich gekämpft und ihre Angriffe zurückgeschlagen hatte, scheint doch von ihm eine geordnete Vertheidigung der Marken noch nicht durchgesetzt zu sein. Wir hören wenig oder nichts von dem Bau neuer Grenzburgen damals in Baiern, wie sie in Sachsen bereits zu den Zeiten König Heinrichs entstanden; mit der Vertheidigung der schon im Jahre 900 errichteten starken Ennsburg — es ist das heutige Enns — scheint man sich begnügt zu haben. War es schon schwierig, sich der drohenden Feinde nur zu erwehren, so wagte man es noch viel weniger, selbst in das Land derselben einzudringen. Heinrich gab aber bald dem Kriege mit diesem unversöhnlichen Feinde der Christenheit eine neue glückliche Wendung. 939–950.

Die Ungern griffen in Kärnthen ihn an, er schlug sie hier zurück. Durch die schlecht bewachte Mark von Friaul, welche die Könige Italiens den Feinden fast preisgegeben hatten, waren sie unaufhörlich in Kärnthen eingedrungen; er verjagte sie auch hier und nahm Aquileja, die Hauptstadt der Mark, um sich für die Folge zu sichern; von den Höhen der Alpen breitete er seine Gewalt bis zu den sumpfigen Küsten des adriatischen Meeres aus. Dann drang er über die Enns in die weiten Ebenen am Donaustrom vor, wo die Ungern hausten. Zweimal schlug er sie auf das Haupt und führte bis über die Theiß seine Baiern; weiter waren selbst die Heere Karls des Großen nie vorgedrungen. Ohne von den Ungern angegriffen zu werden, führte Heinrich dann das baiersche Heer unverletzt in die Heimath zurück. Große Beute brachte er heim, unzählige Kostbarkeiten, welche die Ungern aus allen Ländern Europas geraubt und in ihren Zelten angehäuft hatten, waren in seine Hände gefallen und wanderten jetzt nach Baiern. Aber Schöneres noch hatten seine Waffen errungen. Manchem Edlen führte er die Gattin und die Kinder nach langer Trennung wieder zu. Es ist freilich nicht begründet, was schon damals geglaubt wurde, daß Heinrich seinem königlichen Bruder das Ungerland unterworfen habe, aber so dunkel auch unsere Kunde von diesen Dingen ist, über allem Zweifel erhaben bleibt, daß Herzog Heinrich der Erste war, der den gefürchtetsten Feind jener Zeit in seinem eigenen Lande anzugreifen wagte, wie sein großer Vater einst zuerst mit diesem Feinde einen siegreichen Kampf bestanden hatte. Hier zeigte sich Heinrich als des Vaters ächter und würdiger Sohn, und der Ruhm

939—950. seiner großen Kriegsthaten tönte weithin durch alle deutschen Gaue. Heinrichs Siege gehören dem Jahre 950 an, und es war sehr zu beklagen, daß ihn andere Ereignisse bald von der eingeschlagenen Bahn ablenkten.

Es waren wahrlich große und folgenreiche Thaten, die in dieser Zeit theils der König selbst, theils für ihn Hermann, Gero und Heinrich vollführten. Nicht allein, daß durch sie überall die Grenzen des Reichs im Norden und Osten gesichert und erweitert wurden, es beruht auch wesentlich auf ihnen, daß für alle folgenden Zeiten der deutsche Einfluß in den Ländern Raum gewann, die bis dahin dem staatlichen und kirchlichen Leben des Abendlands noch fern gestanden hatten. Die deutschen Länder, bisher die äußerste Grenzhut der abendländischen Bildung, wurden mehr und mehr in den Mittelpunkt des gemeinsamen europäischen Lebens gerückt; während die Deutschen bisher die Güter einer reicheren und höheren geistigen Entwickelung nur empfingen, wurden sie bald befähigt sie auch anderen Völkern mitzutheilen. Dem deutschen Krieger folgten in diese östlichen und nördlichen Zonen Europas der deutsche Priester und der deutsche Kaufmann. Jetzt erst, da der Weltverkehr sich nicht in die germanischen Wälder verlief, sondern durch dieselben in fast neu entdeckte Länder führte, wurde auch das städtische Leben an der Donau und Elbe regsamer und lebendiger, und Handel und Gewerbe blühten empor; es bildete sich allgemach ein Bürgerstand, in dem die Gemeindefreiheit dereinst wieder aufleben sollte, nachdem sie unter den Bauern fast erstorben war. Aber kaum erkannte man damals die große Bedeutung dessen, was man selbst vollführte. Hätte man auch nur eine dunkle Ahnung davon gehabt, die Annalen jener Zeit würden nicht von den Dänenkriegen schweigen, den Ungernkrieg kaum mit wenigen Worten berühren und über die Unterwerfung der Wenden so unzusammenhängende Kunde uns geben.

11.

Zersplitterung und Schwäche des westfränkischen, burgundischen und italischen Reichs.

939—950. Während das ostfränkische oder deutsche Reich zu immer größerer Festigkeit und Stärke gedieh, geriethen die romanischen Staaten, die

aus der zersplitterten Monarchie Karls des Großen hervorgegangen 939—950. waren, sichtlich mehr und mehr in Verfall. Die königliche Gewalt konnte in ihnen allen dem Adel und der Geistlichkeit gegenüber sich kaum noch aufrecht erhalten; die Freiheit der niederen Klassen des Volks wurde ganz unterdrückt, und schutzlos war die waffenlose Menge den Gewaltthaten ihrer stets in Kriegsrüstung daherziehenden Herren ausgesetzt; die Theile des Reichs lösten sich vom Mittelpunkte ab und ohne eine starke Gewalt, die das Ganze umspannte, waren die einzelnen Landschaften zu schwach, sich gegen die auswärtigen Feinde zu schirmen. Die Araber und Ungern stürzten sich, Geiern gleich, die das Aas wittern, über die von innerer Fäulniß ergriffenen Staaten.

Schroffer, als im ostfränkischen Reich, theilten im Westfrankenreich, das man schon anfing Frankreich schlechthin zu nennen, nationale Unterschiede die Bevölkerung der verschiedenen Landschaften. Hier saßen Britten neben den Resten der alten gothischen Bevölkerung; mitten unter den unterjochten Römern die siegreichen Franken; es blieb, nachdem die burgundischen Reiche gestiftet waren, in den Gegenden zwischen der Marne und Seine auch im Frankenreiche noch eine burgundische Bevölkerung; endlich hatte man sogar innerhalb desselben normannische Schaaren aufgenommen, die mit ihrer alten Sitte und Sprache damals zum Theil noch das Heidenthum festhielten. Welches Gemisch von Sprachen war in diesem Lande! Neben der romanischen Mundart des Südens bildete sich in besonderer Weise eine andre im Norden aus, mehr als jene durch germanische Einflüsse bestimmt; in manchen Theilen des Landes erhielt sich rein und ungemischt das Deutsche; in anderen ertönte die Sprache des scandinavischen Nordens, und in der nordwestlichen Halbinsel sprach man noch die Sprache der alten Gallier. Theils diese nationalen Unterschiede, theils historische Verhältnisse oder mehr zufällige Umstände hatten das Reich in eine große Menge kleinerer oder ausgedehnterer Territorien geschieden, die das Reich nicht mehr zusammenhielt und die nach der Laune und Willkühr ihrer Gewalthaber bald sich trennten, bald sich wieder verbanden. Ob sie Herzogthümer, Markgrafschaften oder Grafschaften hießen, die königliche Gewalt war in ihnen äußerst gering; sie waren fast selbstständige Fürstenthümer, die ihre Herren vererbten, wofern nicht eine überlegene Gewalt sie verdrängte. Die Herzöge von Franzien, Burgund, Aquitanien und der Normandie, die Markgrafen in Flandern, in der gothischen und spanischen Mark, die Grafen von Vermandois u. A. hatten sogar schon mächtige Grafen unter ihre Lehnshoheit gebracht und vertheilten die reichen Bisthümer innerhalb ihrer

939—950. Gebiete nach ihrem Belieben und meist an jüngere Söhne ihres eigenen Geschlechts. So gab es mächtige Herren in Fülle im Reiche, aber Niemand war machtloser, als ihr Oberlehnsherr, der König; selbst das letzte gewichtige Recht, die Bisthümer des Landes zu vertheilen, entriß man ihm oder verjagte die Bischöfe, die er ernannte.

Das Land war reich und nahm sich nach den Verheerungen durch die Normannen schnell wieder auf; es gab zahlreiche Städte mit starker Bevölkerung in dem Lande; die von Karl dem Großen verbreitete geistige Bildung war doch so weit in die höheren Klassen des Volks eingedrungen, daß sie, wenn auch im Fortschritt gehemmt, doch nicht ganz vernichtet werden konnte. Aber trotz aller dieser Vortheile kam Frankreich durch die Vielherrschaft seiner Großen in den ärgerlichsten Verfall. Nachdem die Herzöge von Franzien und Burgund zu Königen aufgeworfen waren, doch sich nicht hatten behaupten können, hatte man endlich den Letzten vom karolingischen Mannsstamm, den jungen Ludwig, wieder auf den Thron seiner Väter erhoben. Aber er dankte seine Erhebung einem Lehnsmann, der mächtiger war, als er, dem Herzog Hugo von Franzien, dem Neffen König Odos, dem Bruder König Roberts, dem Schwager des mächtigen Königs jenseits des Rheins. Ludwig, seiner Väter nicht ganz unwerth, suchte durch Kriegsruhm und Eroberung das gesunkene Ansehen der Krone wieder zu heben. Die Noth seiner Lage war es, die ihn in den Kampf gegen Lothringen trieb, aber das Glück war nicht mit seinen Waffen, und er mußte sich in König Otto, den er eben erst angegriffen hatte, bald einen Bundesgenossen suchen. Er gewann sich die Hand von Gerberge, Giselberts Wittwe, Ottos Schwester, und sie war es, die das Ost- und Westfrankenreich wieder versöhnte. Seitdem hatte Ludwig keinen andern Halt, als seine Verwandtschaft und Freundschaft mit dem königlichen Hofe jenseits des Rheins. Mit den großen Vasallen, die ihn erhoben hatten, war er längst zerfallen; die Bischöfe, die er eingesetzt hatte, waren vertrieben; selbst jener Erzbischof Artold von Reims, der ihn gekrönt hatte, war von dem Eindringling Hugo, einem Sohne des Grafen Heribert von Vermandois, verjagt worden; außer Laon war keine feste Burg ihm im Lande geblieben; seine königliche Macht und sein königlicher Name waren nur Schein, und in der That war Herzog Hugo, an der Spitze des weltlichen Adels, der mächtigste Mann im Reiche. Es ist erzählt worden, wie König Otto endlich seine Schwäger versöhnte, wie aber Hugo nur dadurch zur Anerkennung des Königs bewogen werden konnte, daß er zu seinem Herzogthum Franzien noch das französische Burgund erhielt. Der gefähr-

lichste Feind des Königthums wurde durch den Vertrag mit Ludwig 939—950.
noch mächtiger, als er je gewesen war.

Ludwig baute auf Hugos Beistand bei einem neuen Unternehmen, das die Macht der Krone noch einmal erheben konnte. Der Herzog Wilhelm von der Normandie war auf Anstiften des Grafen Arnulf von Flandern ermordet worden, die Herrschaft Wilhelms kam an seinen unmündigen Sohn, und Ludwig hoffte die Jugend dieses Fürsten zu benutzen, um halb mit Gewalt, halb mit List die Normannen aus ihrem Besitz wieder zu verdrängen. Aber während der Kämpfe mit den Normannen zerfielen Ludwig und Hugo aufs Neue, und Ludwig gerieth durch den Krieg in die größte Bedrängniß. Denn die Normannen hatten die stammverwandten Dänen um Beistand gebeten, mit 945. einer großen Zahl leichter Schiffe war König Harald Blauzahn an der Küste der Normandie gelandet, alle Schrecken der alten Dänenzüge drohten aufs Neue dem Reiche. Die Feinde Ludwigs wuchsen mit jedem Tage, während sein eigenes Heer durch Hugos Abfall mehr und mehr zusammenschmolz; er erbot sich daher zu einer friedlichen Verständigung, und man verabredete zu dem Ende eine Zusammenkunft. Arglistig überfielen hier die Dänen Ludwig und seine Begleiter. Die Meisten vom Gefolge des Königs wurden niedergemacht, er selbst auf der Flucht ergriffen, in Fesseln gelegt und in die Hände Herzog Hugos, seines Feindes, gegeben, der sich nicht scheute seinen König und Schwager in den Kerker zu werfen, um ihm die letzten Reste der alten Herrschermacht abzutrotzen. So war Ludwig, wie einst sein unglücklicher Vater, in der Macht seiner Feinde. Um seinen Schmerz noch zu vermehren, mußte er vernehmen, daß ein Söhnchen, das ihm vor Kurzem Gerberge geboren, in der Gewalt der Normannen geblieben war und bald zu Rouen, ihrer Hauptstadt, sein kurzes Dasein beschloß.

Wie hätte Otto gleichgültig diesen Dingen zusehen sollen? Um so mehr bekümmerten sie seine Seele, als das Loos seiner Schwestern damit auf das Innigste verflochten war. Da nun einmal zwischen Ludwig und Hugo kein dauernder Friede möglich war, mußte er die Sache des Einen oder des Andern mit Kraft und Entschiedenheit ergreifen. So lange Ludwig Lothringen angriff, hatte Otto seinem Schwager Hugo sich überall geneigt gezeigt und ihm zuletzt noch einen Vertrag der günstigsten Art erwirkt; jetzt aber war seine Gesinnung gegen ihn völlig geändert. Er sah, dieser ehrgeizige und unruhige Mann wollte nicht Frieden halten und sich dem Könige, den er selbst einst erhoben hatte, nimmerbar fügen. Hugos Frevel erschien ihm überdies jetzt als

939—950. ein Angriff auf das Königthum selbst, und zuviel hatte er selbst von empörten Großen gelitten, um nicht König Ludwigs Geschick tief im Herzen, wie sein eigenes, zu empfinden. Kaum bedurfte es noch der dringenden Bitten Gerbergens, sich ihrer und ihrer Kinder zu erbarmen, kaum des Boten, der aus dem Gefängniß Ludwigs den Weg zu Otto zu finden wußte und der das abermalige Versprechen brachte, niemals wolle Ludwig wieder an Lothringen denken, nur möge sein Schwager aus diesem Elend ihm helfen. Zwar erschien auch Hugo, als Otto am Rheine sich aufhielt, an dessen Hoflager und bat um eine Unterredung. Aber Otto ließ ihm seine Thür nicht öffnen, sondern sandte nur Herzog Konrad zu ihm, dem solle er melden, was er zu sagen habe. Da wußte Hugo, was ihm beschieden war, und rüstete sein Heer zum Kriege.

946. Es war an der Zeit, denn schon sammelte Otto seine Schaaren aus allen Theilen des Reichs. Da mochte Hugos Herz wohl die Furcht beschleichen, denn er ließ König Ludwig frei, nachdem er ein Jahr lang im Kerker geschmachtet hatte, doch mußte der unglückliche Fürst auch jetzt noch theuer die Freiheit erkaufen. Laon, die einzige Feste, die ihm geblieben und die Gerberge, ein muthiges sächsisches Weib, bis dahin tapfer vertheidigt hatte, mußte er Hugo übergeben. So war er ein König, der kaum einen Fuß breit Landes sein nennen konnte, der nichts als Ansprüche besaß, die er nicht zur Geltung zu bringen wußte. Kraft und Macht dazu konnte ihm nur von Otto kommen. Und bald rückte dieser mit einem Heere von 32,000 gewappneten Rittern, dessen Hauptstärke die gefürchteten Sachsen waren, in Frankreich ein. Prahlerisch ließ Hugo an Otto durch seine Gesandten melden, es bange ihn nicht, denn bei seines Vaters Seele schwöre er, so viel Harnische und Helme blinkten in seinem Heere, wie Otto sein Lebtag nicht beieinander gesehen hätte. Da antwortete Otto ihm ruhig, er habe so viele Strohhüte bei sich, wie Hugo sammt seinem Vater niemals zu Gesicht bekommen. Noch lange wurde das Wort des Königs nachgesagt und herumgetragen unter dem Volke. Unter den Strohhüten aber verstand er die Sachsen, die zur Sommerzeit einen breiten Strohhut zu tragen pflegten, und es war gerade ein heißer August, als man in das Feld zog. Auch andere Prahlereien ließ Hugo dem Könige melden, die dieser keiner Antwort für werth hielt. So sagte er, die Sachsen seien ein feiges Volk, und ihre Speere so winzig, daß er ihrer wohl sieben in einem Becher hinunterschlucke. Und allerdings waren die Speere der Sachsen — es waren noch die Frameen der alten Germanen — viel kleiner, als die

gewichtigen Lanzen der feindlichen Ritter, aber sie trafen doch gut zum Ziele. 939—950.

Durch große Worte ließ sich Otto nicht schrecken. Furchtlos drang er vor, und bald warf sich Ludwig in seine Arme. Vereint zogen sie gegen das feste Laon, aber es schien unmöglich die Stadt zu nehmen, die hoch auf dem Berge belegen von einer starken Mannschaft vertheidigt wurde. Dagegen fiel Reims bald in die Hände der Deutschen, und sie eilten gegen Paris, den Hauptsitz und Mittelpunkt der Macht Herzog Hugos. Man belagerte die Stadt einige Zeit, doch ohne Erfolg, überschritt dann die Seine und durchzog verheerend das Land der Normannen bis an die Thore von Rouen. Da es aber schon spät im Jahre war, und die Normannen nicht unglücklich kämpften, so daß kaum ein schnelles Ende des Kriegs zu erwarten stand, kehrte Otto nach Deutschland zurück. Laon, Paris und Rouen hatten ihm freilich erfolgreichen Widerstand geleistet, aber drei Monate lang hatte er Frankreich mit seinem Heere durchzogen, und als er das Land verließ, konnte er Ludwig Reims und andere Festen übergeben, auch hatte er manchen Großen zum Gehorsam gegen den König zurückgeführt. Nun mochte Ludwig den Kampf gegen Hugo auf eigene Hand fortführen, um nicht den Waffen der Fremden allein seine Krone zu danken.

Es zeigte sich bald, daß Ludwig ohne Ottos Beistand die königliche Macht in seinem Lande auch jetzt nicht zu behaupten vermochte. Wiederholentlich erschien er am Hofe des deutschen Königs, um seine traurige Lage zu schildern und die Vermittlung des mächtigen Schwagers in Anspruch zu nehmen. Endlich brachte es Otto zu einem Waffenstillstand zwischen Hugo und Ludwig, indem er zugleich damit umging 947. dem Streite auf eine andere Weise, als durch Waffengewalt, ein Ende zu machen.

Durch die inneren Streitigkeiten litt ganz besonders die Kirche in Frankreich. Manche Bischöfe waren aus ihren Sitzen verjagt; einflußreiche Stellen, wie das Erzbisthum Reims, waren doppelt besetzt, und je nachdem die eine oder die andre Partei den Sieg gewann, ging die ganze Verwaltung des Sprengels von dieser in jene Hand über. Die meisten Bischöfe waren auf Seiten des mächtigeren Hugo; andere, die sich ihm nicht beugen wollten, wandten bald ihre Blicke von Ludwig, der sie nicht zu schützen vermochte, auf den deutschen König, und dies um so mehr, als selbst der Papst zu Rom in der letzten Zeit auf Hugos Seite getreten war und sie auch dort keinen Beistand fanden. Otto beschloß endlich über die Klagen der von Hugo verdrängten Bi-

939–950. schöfe, namentlich des verjagten Erzbischofs Artold von Reims, eine Kirchenversammlung entscheiden zu lassen, wobei es ihm nicht entging, daß über die Rechtmäßigkeit dieser Beschwerden nur dann ein Urtheil zu fällen war, wenn die versammelte Geistlichkeit sich zuvor über die durch Hugo angetasteten Rechte König Ludwigs erklärte. Eine solche Erklärung, meinte Otto, würde der Sache des unglücklichen Königs günstig sein, zumal wenn er selbst verspräche, derselben Nachdruck zu geben.

Mit großem Eifer betrieb Otto die Sache. Nachdem zwei Synoden zu Verdun und Mouzon erfolglos gewesen waren, sandte er Gesandte nach Rom, um den Papst für seinen Plan zu gewinnen, und in der That schickte dieser einen besonderen Legaten, den Bischof Marinus von Bomarzo, nach Deutschland, um ein allgemeines Concil der Bischöfe in den gallischen und deutschen Ländern wegen der Bedrängniß der Kirche in Frankreich zu versammeln. Am 7. Juni 948. des Jahrs 948 wurde die Versammlung auf deutschem Boden zu Ingelheim eröffnet. Die beiden Könige Otto und Ludwig waren selbst in Person erschienen, vier und dreißig Bischöfe hatten sich eingefunden, aber nur wenige unter ihnen waren aus Frankreich. Denn die auf Hugos Seite standen, hatten der Einladung nicht Folge geleistet, auch Hugo selbst, der entboten war, hatte sich nicht gestellt. Den Vorsitz führte der Legat des Papstes, der bald selbst mit dem Vorschlag hervortrat, man solle zuerst die Sache König Ludwigs verhandeln. Offen legte Ludwig nun seine traurige Lage dar und enthüllte das Elend, in das ihn Herzog Hugo gestürzt habe. Wollte Jemand behaupten, sagte er, daß er selbst solches verschuldet, so sei er bereit, wenn das Concil dies verlange und König Otto es befehle, durch einen Eid seine Unschuld zu betheuern oder durch einen Zweikampf sie darzuthun. Von dem Urtheilsspruch des Concils und des deutschen Königs machte Ludwig seine Krone abhängig. Wir wissen, Otto und die Versammlung, die nur seinem Willen folgte, war ohnehin für Ludwig. Man beschloß also, Herzog Hugo noch einmal durch ein Schreiben der Versammlung aufzufordern, zum Gehorsam gegen seinen rechtmäßigen König zurückzukehren, leiste er auch dann nicht Folge, ihn in den Bann zu thun; Otto versprach nöthigen Falls den Bann mit den Waffen zu vollstrecken. Nachdem dann auch alle kirchlichen Fragen zu Gunsten der Anhänger Ludwigs entschieden und die Bischöfe Artold von Reims und Rudolf von Laon als rechtmäßige Kirchenfürsten anerkannt waren, ging das Concil auseinander.

Hugo fügte sich indessen der Entscheidung der Bischöfe nicht. 939—950. Mit bewaffneter Hand mußte Konrad von Lothringen Ludwig in sein Reich zurückführen, und die neue Synode zu Trier sprach endlich auf Ottos ausdrücklichen Wunsch über Herzog Hugo, den Empörer gegen seinen König, den Bann aus. Alsbald erschien Gerberge am Hofe ihres Bruders, ihn nochmals an sein Versprechen zu erinnern, und abermals sandte Otto Herzog Konrad nach Frankreich zum Beistande Ludwigs. Aber es war schwer einem Könige ohne Macht und ohne Einfluß auf die Gemüther die Krone zu sichern, und erst durch vielfache Kämpfe und eine lange Reihe von Verhandlungen brachte es Konrad dahin, daß im Jahre 950 sich Hugo völlig seinem rechtmäßigen König un- 950. terwarf und endlich auch die Feste Laon ihm auslieferte. Aus den Händen der Deutschen empfing Frankreichs König seine Krone. Als bald darauf wegen einer geringfügigen Veranlassung es wieder zu Zwistigkeiten zwischen Ludwig und Herzog Hugo kam, da rief jener abermals Otto zum Richter in seiner Sache auf, und Hugo weigerte sich nicht in Achen vor dem Richterstuhl seines mächtigen Schwagers zu erscheinen. Zwei Löwen sandte er als königliches Geschenk voraus, um eine gute Aufnahme zu finden. Die fand er auch, aber zugleich vernahm er auch Ottos gestrengen Spruch, er wolle, daß Ludwig König sei in seinem Lande, und er verlange, ja er befehle, daß ohne des Königs Zustimmung Niemand in Frankreich im Besitz einer festen Burg sei. So viel galt damals das Wort und der Wille des Sachsen in Frankreich.

Nicht geringeren Einfluß übte König Otto damals schon auf die burgundischen Länder aus, die sich vom westfränkischen Reiche getrennt hatten, aber doch durch gemeinsame Interessen noch vielfach mit ihm verbunden waren. Es ist erzählt worden, wie der Graf Boso, der mit der Tochter Kaiser Ludwigs II. vermählt war, durch die Gunst Papst Johanns VIII. und die Wahl zahlreicher geistlicher Herren zum König der burgundischen Länder im Westen der südlichen Alpen und des Juragebirges um Rhone und Saône erhoben war. Die Absichten des Papstes, diesem Geschöpf seines Willens das Königreich Italien zu gewinnen und ihm die Kaiserkrone auf das Haupt zu setzen, waren nicht in Erfüllung gegangen, und Boso war als ein ziemlich machtloser Fürst im Jahre 887 zu Vienne gestorben. Ihm folgte sein unmündiger Sohn Ludwig, dem die Mutter wohl das ererbte Königreich erhielt, aber es nicht verhindern konnte, daß die schwach begründete königliche Macht immer mehr in Verfall kam. Neben unwirthbaren Gegenden auf den Höhen der Alpen enthielt das Reich üppige

939—950. Landstriche und alte volkreiche Städte im Thale der Rhone, die großen Straßen, welche das südliche Europa mit dem Westen verbanden, zogen durch das Land; aber doch war und blieb das Königthum hier im-immerdar arm und aller Hülfskräfte beraubt. Denn das Reich war mit Bisthümern und Klöstern wie übersäet; und unaufhörlich beanspruchten und erhielten die geistlichen Herren von dem Könige, den sie erhoben hatten, neue Schenkungen und Freiheiten. Die Bisthümer aber waren in den Händen der adligen Geschlechter und wurden unter dem Namen des Königs von ihnen vertheilt, so daß alle Macht und alles Ansehn lediglich bei dem Adel standen. Nur auswärtige Eroberungen konnten das Königthum kräftigen, aber während der Minderjährigkeit Ludwigs erhob sich ein zweites burgundisches Reich in den Gegenden zwischen dem Jura, dem Rhein, der Aar und den penninischen Alpen unter dem Welfen Rudolf, und dieses hochburgundische Reich setzte dem von Niederburgund fortan nach der einen Seite Ziel und Schranke, während auf einer andern das französische Herzogthum Burgund, von Ludwigs Oheim Richard begründet, noch weniger Aussichten zu neuen Erwerbungen darbot. Als Ludwig zum Manne heranwuchs, lockte ihn der Ehrgeiz daher nach Italien, um die einst schon seinem Vater verheißene Königs- und Kaiserkrone dort zu gewinnen. Nur kurze Zeit hatte hier König Berengar allgemeine Anerkennung genossen; als er sich unfähig zeigte, die Ungern von dem Lande fern zu halten, wandten sich die Gemüther von ihm ab, und Ludwig, der in strahlender Jugendkraft mit hochfahrenden Plänen nach Italien hinabstieg, der Enkel Ludwigs II., fand die freudigste Aufnahme, empfing Italiens
900. Krone und wurde in Rom zum Kaiser gekrönt.

Schnell verflog für Ludwig der schöne Traum, sich durch die Vereinigung dreier Kronen an die Spitze der abendländischen Welt gestellt zu haben. Schneller noch, als die Italiener ihn anerkannt hatten, verließen sie ihn wieder und wandten sich Berengar aufs Neue zu. Schon nach einem Jahre mußte Ludwig das Land verlassen und eidlich geloben, nie mehr in dasselbe zurückzukehren. Er hielt nicht Wort, sobald sich in Italien wieder Miswollen gegen Berengar regte, brach er von Neuem auf, um dem Kaisernamen, den er noch führte, Anerkennung zu gewinnen. Das Glück lächelte im Anfang auch diesmal seinem Unternehmen, aber nur um bald seine ganze Tücke um desto empfindlicher dem jungen Kaiser zu zeigen. Als er sich in
905. Verona völlig sicher glaubte, brach Berengar durch Verrath in die Stadt und die Feste; Ludwig, ein Mann von riesigen Kräften, sah sich von seinen Feinden umringt und übergab sich der Gnade seines

erbittertsten Gegners. Wegen des Meineids ließ Berengar Ludwig die Augen ausstechen und sandte ihn dann als einen unschädlichen Mann in sein burgundisches Reich zurück, wo dieser blinde Kaiser noch mehr als zwanzig Jahre ein elendes Leben und noch weit elenderes Regiment führte. Alle Macht in dem Reiche riß einer seiner Dienstleute, der Graf Hugo, an sich, durch seine Mutter ein Enkel König Lothars II., ein Mann von seltener Härte und Grausamkeit, aber ausgezeichnet durch festen Willen und scharfen Verstand. 899–930.

Auch das oberburgundische Reich, in enge Grenzen eingeschlossen, hatte sich nicht kräftig entfalten können, und der junge König Rudolf II., der im Jahre 911 seinem Vater gefolgt war, sah sich deshalb nicht minder, als Ludwig, nach auswärtigen Eroberungen um. Zuerst richtete er seine Waffen gegen die deutschen Lande, aber von Herzog Burchard von Schwaben im Jahre 919 bei Winterthur geschlagen, versöhnte er sich mit ihm, nahm dessen Tochter Bertha zur Ehe und begnügte sich mit den deutschen Gegenden zwischen Aar und Reuß, die damals Oberburgund einverleibt wurden. Der eroberungssüchtige Fürst wandte nun seine Blicke auf Italien, um, da des Niederburgunders Pläne gescheitert waren, hier auf andere Weise Burgund zur Größe zu erheben.

Eine Zeit lang war König Berengars Herrschaft unangefochten geblieben, und Papst Johann X., von den Arabern unablässig bedrängt, die am Garigliano sich schon dauernd festgesetzt hatten, vergaß sogar, daß noch ein Kaiser lebe, und setzte Berengar im Jahre 916 zu Rom die Kaiserkrone auf. „Aber die Italiener," sagt der Bischof Liutprand von Cremona, der seine Landsleute trefflich kannte, „wollen immer zwei Herren haben, damit sie den einen durch den „andern in Furcht halten." So sahen denn auch Viele wieder nach einem andern Herrn sich um und riefen König Rudolf in das Land. Bereitwillig folgte er ihrem Rufe, er stieg von den Alpen herab, ließ sich im Jahre 922 zum König Italiens krönen, besiegte Berengar in einer blutigen Schlacht, und kehrte dann siegesfroh in seine Berge heim. Kaiser Berengar erholte sich nicht wieder von seiner Niederlage und fiel im Jahre 924 zu Verona durch einen Meuchelmörder, den die burgundische Partei gegen ihn bewaffnet hatte. 916. 924.

Rudolf suchte alsbald sein italisches Königreich wieder auf und fand hier im ersten Augenblick keinen Gegner mehr, aber bald zerfiel er mit Irmengard, einer Frau von königlichem Geblüt, die damals durch

939—950. ihre Reize, ihre Zügellosigkeit und ihre Ränke alle Großen Italiens beherrschte. Sie war durch ihre Mutter eine Enkelin König Lothars II., ihr Vater war der reiche und prachtliebende Markgraf Adalbert von Toscana gewesen, ihr Gemahl der mächtige Markgraf Adalbert von Ivrea; ihr Wittwenstand ließ ihr Raum schamlos und ungestraft ihren Lüsten zu leben. Auch König Rudolf hatte sie in ihre Netze gefangen und nicht wenig dazu beigetragen, ihn auf den Thron Italiens zu erheben. Aber schon beschäftigte ein anderer Plan den Sinn des launenhaften Weibes; sie ging damit um ihrem Stiefbruder Hugo, demselben Manne, der damals in Niederburgund alle Macht an sich gerissen hatte, die Königs- und Kaiserkrone zu gewinnen und wußte auch Papst Johann für diesen Plan zu stimmen. Deshalb wiegelte sie jetzt die Großen Italiens gegen Rudolf auf, der in schmählicher Weise, erbebend vor dem Einfluß der gewaltigen Zauberin, seine Anhänger verließ und in sein Alpenreich zurückkehrte. Die Bischöfe und Großen Italiens wählten nun Hugo zu ihrem Könige, und der Papst selbst rief ihn in die Halbinsel. Noch einmal machte König Rudolf alsbald einen Versuch sich Italiens wieder zu bemächtigen, doch er mislang völlig und kostete nur seinem Schwiegervater Herzog Burchard das Leben.

926. Im Jahre 926 landete Hugo an der italischen Küste, nachdem er seine Macht im niederburgundischen Reiche in den Händen seines Bruders Boso zurückgelassen hatte. Er wurde zu Pavia zum König gekrönt und alle Bischöfe und Grafen des Landes erkannten ihn an, aber die Kaiserkrone erlangte er nicht, da wenig später Papst Johann selbst von dem Stuhle Petri in den Kerker geschleppt wurde und dort seinen Tod fand. Kaum hatte sich Hugo in der Herrschaft Italiens

928. befestigt, so starb im Jahre 928 der blinde Kaiser Ludwig und hinterließ das niederburgundische Reich, das er nur dem Namen nach regiert hatte, seinem Sohn Karl Constantin, einem jungen Manne von etwa zwanzig Jahren. Sobald Hugo diese Nachricht erhielt, eilte er in seine Heimath und beraubte den jungen machtlosen Fürsten seiner väterlichen Herrschaft, indem er ihn auf das Gebiet von Vienne beschränkte. Nachdem er seinen Raub gesichert hatte, kehrte er nach Italien zurück und wußte durch Klugheit und Entschiedenheit so den

931. Großen des Landes zu imponiren, daß sie schon im Jahre 931 seinen Sohn Lothar als seinen Mitregenten und Nachfolger anerkannten.

Bisher hatte König Hugo im Einverständniß mit Irmengard gehandelt und dankte ihr viel, wenn nicht Alles. Als er aber darauf

sich der Römerin Marozia ergab, um durch sie die langersehnte Kaiser- 939–950.
krone zu erlangen, trennten sich seine Wege von denen der Schwester.
Hugos Absichten auf Rom scheiterten, der Einfluß Irmengards war ver-
ringert oder wurde nicht mehr zu seinen Gunsten geübt; da erhob sich
alsbald wieder eine unzufriedene Partei unter den italienischen Großen
und rief im Jahre 934 noch einmal König Rudolf aus seinen Bergen
in die lombardische Ebene hinab. Aber Hugo wußte diesen Gegner
unschädlich zu machen; mit dem Raube von Niederburgund erkaufte
er sich Ruhe vor Hochburgund; er trat die Länder an der Rhone 933.
und Saône an König Rudolf ab, der dagegen alle Ansprüche an
Italien aufgab.

So wurden die burgundischen Reiche im Jahre 933 vereinigt,
und das vereinte burgundische oder arelatische Reich hat dann, ein
Jahrhundert lang selbstständig, später mit dem deutschen Reiche ver-
bunden, eine lange Dauer gefristet, ohne jedoch jemals zu rechter Kraft
und Bedeutung zu gelangen. Damals litten die in demselben verein-
ten Länder am meisten durch die Araber, die sich an den Küsten der
Provence dauernd niedergelassen hatten und den ganzen Kamm der
westlichen Alpen besetzt hielten; weder Hugo noch Konrad wußten ihnen
zu begegnen, und Hugo nahm sie sogar zeitweise in seine Dienste und
verwandte sie für seine ehrgeizigen Zwecke. Was die Araber verschon-
ten, rafften die Ungern hin, die zugleich fast Jahr für Jahr von Italien
her über die Berge kamen und das schlecht regierte Reich plündernd
durchzogen.

Schon im Jahre 937 starb König Rudolf II. und hinterließ nebst 937.
seiner Gemahlin nur zwei unmündige Kinder: Konrad, den Erben des
Thrones, einen Knaben von 13 Jahren, und dessen jüngere Schwester
Adelheid, die bestimmt war, in der Geschichte der Deutschen noch eine
so bedeutende Rolle zu spielen. Hugo hatte die Angelegenheiten Bur-
gunds nie aus den Augen verloren; sein Sinn stand von jeher dar-
auf, sich bei günstiger Gelegenheit jenes Raubes, den er zeitweise aus
den Händen gelassen hatte, wieder zu bemächtigen, und diese Gelegen-
heit schien jetzt gekommen. Kaum daß Rudolfs Tod betrauert war,
bot Hugo dessen Wittwe Bertha die Hand und verlobte deren Toch-
ter Adelheid seinem Sohne Lothar; als nächster Verwandter des jun-
gen Königs dachte Hugo denselben in seine Gewalt zu bekommen und
unter dem Schein der Vormundschaft das Land zu regieren. Aber
die burgundischen Großen kannten Hugo als einen durchgreifenden,
gewaltthätigen und grausamen Herrn und weigerten sich seine Herr-

939—950. schaft auf sich zu nehmen; durch List brachten sie die Person des jungen Königs in ihre Gewalt und überlieferten sie König Otto, dem einzigen Manne, der den Knaben gegen Hugos Macht und Ränke wirksam schützen konnte. Seitdem war Otto gleichsam zum Vormund des jungen burgundischen Fürsten bestellt; er zog selbst nach Burgund und ordnete dort die Angelegenheiten des Reichs. Der junge König verweilte, wie es scheint, meist in dem Gefolge Ottos, bis er im Anfange des Jahres 943 in das ererbte Reich zurückkehrte und seinen Sitz dann meist zu Vienne nahm. König Konrad, den man den Friedfertigen genannt hat, blieb für alle Zukunft Otto ein treu ergebener Freund. So angesehen war Ottos Wille in dem burgundischen Reiche fortan, daß die Deutschen es schon als eine Eroberung ihres Königs ansahen.

Ottos Verbindungen mit dem burgundischen Königshause mußten ihn unmittelbar in die Verhältnisse Italiens verwickeln, und dies um so mehr, als seit geraumer Zeit fast alle jene Fürsten, die um die Krone Italiens stritten, sich aus den südlichen deutschen Ländern, bald aus Baiern, bald aus Schwaben, Hülfskräfte zu gewinnen wußten. Wiederholentlich waren schon zu König Heinrichs Zeiten die Herzöge von Baiern und Schwaben in die Händel des Südens hineingezogen und sogar öfters selbst in die lombardische Ebene zum Kampfe hinabgestiegen. Doch es berührte dies nur in geringem Maaße die Seele Heinrichs, dessen Blicke allein auf den Norden gerichtet waren; Otto aber faßte bereits auch die Verhältnisse der südlichen deutschen Länder und zugleich die Italiens scharf in das Auge.

Seitdem Otto sich der Person König Konrads bemächtigte, war die Freundschaft, die ihn früher mit König Hugo verbunden hatte, vernichtet. An Feinden fehlte es diesem Könige nie, und der beispiellose Nepotismus, mit dem er alle einträglichen geistlichen und weltlichen Aemter des Reichs an seine vielen unehelichen Söhne und seine anderen Verwandten, Männer meist von den schmutzigsten Leidenschaften beseelt, schamlos austhat, mußte ihm stets neue erwerben; aber durch tyrannische Grausamkeit erhielt Hugo lange Alles in Furcht. Schwere Verfolgungen hatte von ihm besonders der Markgraf Berengar von Ivrea zu erdulden, obwohl er als Irmengards Stiefsohn Hugo verwandt war und früher solche Gunst bei diesem gefunden hatte, daß er ihm sogar Willa, die Tochter seines Bruders Boso, vermählte. Aber Berengar, durch seine Mutter der Enkel jenes Berengar, der noch bei Menschengedenken die Kaiserkrone getragen hatte, schien Vielen zum

Befreier des Landes von Hugos Tyrannei bestimmt; deshalb haßte ihn Hugo und suchte ihn zu verderben. Er machte einen Anschlag, sich der Person Berengars zu bemächtigen und ihn dann des Augenlichts zu berauben; Berengar sollte des blinden Ludwigs unglückliches Schicksal theilen, das Hugo einst zum Glücke erhoben hatte. Doch der abscheuliche Plan wurde verrathen, und Berengar ergriff die Flucht. Umsonst schickte Hugo eine Schaar von Arabern, die in seinen Diensten standen, ihm nach; der Flüchtling entkam und eilte schutzflehend an Ottos Hof, denn auf Otto richteten sich auch in Italien schon die Blicke Aller, die rohe Gewalt erlitten. Hugo verlangte von Otto die Auslieferung Berengars und bot große Schätze dafür, aber Otto verschmähte sie und verlachte Hugo, daß er glauben konnte, ein deutscher Fürst werde seinen Schützling verrathen. „Daß „Hugo mir entbieten läßt", sagte Otto, „ich sollte dem meinen Bei„stand entziehen, der meine Gnade anruft, das ist die höchste Thor„heit." Dennoch gewährte der König Berengar nicht so bereitwillig die Unterstützung, wie dieser es gehofft hatte, denn es war nicht mehr die Art Ottos, unzufriedene Große gegen ihren gekrönten Herrn und König zu bewaffnen. Die Achtung vor der königlichen Macht wirkte wohl mehr auf Otto, als die reichen Geschenke, die Hugo stets von Neuem über die Alpen sandte. Als aber in Italien mehr und mehr der Haß gegen Hugo und seine übermüthigen Burgunder wuchs — aus Stolz, sagten die Italiener, thäten die Burgunder ihren Mund nicht auf, sondern sprächen in die Gurgel hinein — da kehrte Berengar mit einem selbstgeworbenen, nur geringen Gefolge deutscher Mannen im Jahre 945 über die Alpen zurück. Freudig nahm man ihn als den Befreier des Landes auf, man begrüßte ihn als einen zweiten David und Karl den Großen; die goldene Zeit, sagte man, bringe er zurück. Denn zu allen Zeiten waren die Italiener hitzig und überschwenglich in Liebe, wie in Haß. Alles fiel Berengar zu. Hugo wollte mit seinen Schätzen nach Burgund entfliehen, nachdem er zuvor zu Gunsten seines Sohnes Lothar der Krone Italiens entsagt hatte, aber man hinderte ihn an der Flucht. Bleiben mußte er wider Willen und eine Scheinkrone tragen, während Berengar in der That die höchste Macht in Händen hatte. Aber auch Berengar fühlte sich nur durch die Freundschaft Ottos stark; das Wort des mächtigen sächsischen Fürsten fiel auch in Italien schon schwer in die Waage, ehe er noch dieses von der Natur so reich gesegnete und damals so unglückliche Land betreten hatte.

939—950.

945.

So gingen, während die Macht des ostfränkischen Reichs durch

939—950. die Sachsen neu erhoben wurde, die romanischen Reiche im Süden und Westen dem traurigsten Verfall entgegen; indem eine wahrhaft königliche Gewalt sich dort erhob, sank das Königthum hier zur erbärmlichsten Schwäche herab oder verwandelte sich in eine unerträgliche Tyrannei. Das deutsche Reich, einerseits über diese zerrütteten Staaten von überwiegendem Einfluß, andererseits die Barberei des Nordens und Ostens durch natürliche Kraft und Waffenruhm zügelnd, hatte die Stellung gewonnen, die ihm seine natürliche Lage im Herzen Europas überhaupt angewiesen zu haben scheint; es regelte die Kräfte der abendländischen Staaten und ordnete die Verhältnisse derselben untereinander. Denn auch mit England stand Otto lange durch seine Gemahlin in engster Verbindung. Noch jetzt ist ein schönes Andenken an jene Zeit vorhanden, da die Sachsen diesseits und jenseits des Meeres die Bande der Stammverwandtschaft aufs Neue durch ihre Herrscher fester geknüpft hatten. Es ist ein Evangelienbuch, das um das Jahr 940 König Otto und seine Mutter Mathilde an König Athelstan als Geschenk übersandten, in dem sie auf der ersten Seite selbst ihr Namenszeichen gesetzt haben.

Da Otto, nachdem kaum die Stürme im Innern ausgetobt hatten, seine Herrschaft zu einer so geachteten und glänzenden Stellung erhoben hatte, war es nicht zu verwundern, wenn an seinem Hofe sich die Gesandten der Könige Frankreichs, Italiens, Burgunds und Englands mit den Häuptlingen der Wenden, Böhmen, Dänen und Ungern begegneten; im Jahre 945 und abermals im Jahre 949 sandte ihm schon der Kaiser von Constantinopel seine Boten mit prächtigen Ehrengeschenken, und im Jahre 950 stellten am Hofe des Sachsen sich Abgesandte des Chalifen von Cordova ein. Otto galt allgemein schon für den ersten Fürsten des Abendlandes.

12.

Ottos I. kirchliche Richtung.

Mitten in seiner Glückesbahn hatte König Otto ein gewaltiger Schlag des Schicksals getroffen und ihn an die Hinfälligkeit aller Herrlichkeit dieser Welt mit vernichtender Härte gemahnt. 946–950.

Im Januar des Jahres 946 wurde ihm durch den Tod seine Gemahlin Editha entrissen. Unerwartet nahm der Tod sie von Ottos Seite, da sie zwei Kinder, die sie ihm geboren hatte, lieblich erblühen sah. Achtzehn Jahre hatte die angelsächsische Königstochter unter den Deutschen gelebt, und Alle beweinten ihr Ende, denn sie hatte mehr gleich einer liebenden Mutter, denn als eine Königin, unter dem Volke gewaltet. Schon ihre Zeit sah in ihr eine Heilige, denn reine, wahre und innige Frömmigkeit wohnte in ihrer Seele und gab sich kund in edlen Werken christlicher Liebe. Oft soll ihr Gebet aus großer Bedrängniß den König gerettet haben, oft milderte ihre Fürbitte seinen heftigen Sinn. So stürmisch sein Zorn war, das zarte Weib beschwichtigte ihn. Als er einst seine treffliche Mutter wegen ihrer Mildthätigkeit schalt und die Mutter sich tief gekränkt vom Hofe entfernte, rührte Editha das Herz des Gemahls und reuig bat er die Mutter um Verzeihung.

Auch Editha selbst soll Otto bisweilen ihre große Mildthätigkeit verargt und ihr einmal im Zorn verboten haben, ihre Hand ferner den Armen zu öffnen. Um sie zu prüfen, erzählt die Sage, trat er einst selbst an einem Feiertage verkleidet im Bettlergewande an eine Kirchenthür, als die Königin im prächtigen Festschmuck sich näherte. Dringend sprach er sie um ein Almosen an. Sanft verweigerte sie es; sie habe Nichts, sagte sie, als ihre Kleider. Noch dringender hielt er sie am Mantel zurück. Nur ein Fetzen hiervon, sagte er, würde dem Armen helfen. Und sie, die der Rührung nicht mehr gebieten kann, erlaubt ihm endlich einen Aermel des kostbaren Gewands zu nehmen. Als sie darauf an des Königs Tafel erscheint, trägt sie einen andern Mantel, als am Morgen, und scheinbar erstaunt fragt sie der König, warum sie die Tracht gewechselt. Verlegen sucht sie nach einer Ausflucht. Da läßt der König den Mantel holen, um sie zu beschämen, denn er trug den Aermel bei sich, den sie ihm gegeben hatte. Aber siehe! ein Wunder, als der Mantel gebracht wurde, fanden sich beide Aermel an ihm, und der König bekannte, die er habe erproben wollen, habe der Himmel erprobt gefunden.

946—950. Für wie liebreich man Editha hielt, zeigt auch eine andre schöne Sage. Eine Hirschkuh kam einst, so heißt es, in tiefer Nacht zu Magdeburg an ihr Schlafgemach; leise scharrte sie an der Thür und schritt, als ihr geöffnet war, zum Lager der hohen Frau; winselnd und stöhnend, als wolle sie einen tiefen Schmerz ausdrücken und Mitleid erwecken, streckte sie sich zu den Füßen der Herrin nieder und suchte alsbald wiederum die Weite. Editha befahl einem Jäger, dem Thiere zu folgen. Er ging der Spur nach und fand jenseits der Elbe die Hirschkuh mit ihrem Jungen beschäftigt, das sich in einer Schlinge gefangen hatte. Er befreite das Thier, und schnell eilte die Mutter mit dem Jungen in das tiefe Gebüsch. Froh aber hörte Editha, wie der armen Mutter geholfen war. In solchen Erzählungen lebte Jahrhunderte lang das Andenken der guten Königin fort und vererbte sich von Kind auf Kindeskind.

In dem Kloster des heiligen Moritz zu Magdeburg, das Otto nach Edithas Wunsch auf ihrem Witthum im Jahre 937 begründet hatte, wurde der edle Leib der Königin bestattet; auf der Nordseite der alten Kirche war ihr Denkmal. Jetzt sehen wir dasselbe in einer späteren Gestalt in dem prachtvollen Dome, der dort einige Jahrhunderte nachher als eines der erhabensten Werke deutscher Frömmigkeit und Kunst erbaut wurde.

Mächtig ergriff Otto der Tod seines geliebten Weibes, er wandte seinen Sinn mehr als bisher den himmlischen und geistlichen Dingen zu. Das schleunige Ende der Theuren, der noch ein langes Leben vorbehalten schien, mahnte auch ihn an den Tod, der ihn mitten aus seiner glänzenden Laufbahn abrufen konnte, und wies ihn mehr als je auf jene höchste Macht hin, der auch der Gewaltigste auf Erden sich beugen muß. Er richtete seine Gedanken auf die heiligen Schriften und frommen Bücher. Nach der Sitte der Zeit war er zu den Waffen, nicht für die Bücher erzogen worden, jetzt erst lernte er die Buchstaben, aber er brachte es bald zu völliger Sicherheit im Lesen und Verstehen heiliger Schriften.

Von dieser Zeit an wandte der König auch den kirchlichen Angelegenheiten seines Reichs besondere Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu. Wahre, tiefe Religiosität war einer der hervortretendsten Züge in Ottos Wesen; er lebte stets in dem Bewußtsein, daß er unter dem unmittelbaren Schutze Gottes stehe und daß die Allmacht mit ihm und den Seinen sei; aus dem Gebete, durch dessen Kraft er meinte

oft wunderbar aus Gefahren errettet zu sein, schöpfte er immer neuen Muth in seinen Bedrängnissen und Mühen; von dem Glauben an den göttlichen Ursprung seiner königlichen Gewalt war er ganz und gar durchdrungen. Aber dennoch war Otto in den ersten Jahren seiner Regierung nichts weniger als kirchlich nach dem Sinne jener Zeit, und die hohe Geistlichkeit genoß damals bei ihm keine besondere Gunst. Die Ansprüche, die sie in dem verfallenden Staate der Karolinger auf eigene Selbstständigkeit und darüber hinaus auf die Leitung der weltlichen Angelegenheiten erhoben hatte, vertrugen sich durchaus nicht mit den Vorstellungen, die Otto von seiner Würde hegte. Mit Ausnahme des Erzbischofs Adeldag von Hamburg, den er selbst erhoben hatte, standen deshalb die ersten Kirchenfürsten lange Zeit ihm und den von ihm gesetzten Herzögen feindlich gegenüber. Wir wissen, wie Friedrich von Mainz, der doch den Ruf besonderer Heiligkeit bei Vielen gewonnen hatte, wiederholentlich des Hochverraths angeklagt wurde und wie er nur mit genauer Noth der schwersten Strafe entging; wir wissen, wie die Untreue dieses ersten Bischofs des Reichs im Jahre 939 den Abfall anderer Bischöfe nach sich zog. Im Jahre 942 wurde dann auch der Erzbischof Robert von Trier, ein naher Verwandter Herzog Giselberts, mit dem Bischof von Tongern von Herzog Konrad, sobald dieser die Verwaltung Lothringens erhielt, des Treubruchs gegen den König bezüchtigt und mußte sich öffentlich wegen der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen rechtfertigen. Kaum hatte des Königs Bruder Heinrich die Regierung Baierns übernommen, so gerieth er in die ärgerlichsten, nie wieder beigelegten Händel mit dem Erzbischof Herold von Salzburg. Dem altersschwachen Wikfried von Köln wurde es zu besonderem Verdienste angerechnet, daß er die dem Könige beschworene Treue nicht offen verletzte, doch lebte auch er in mannigfachen Streitigkeiten mit Otto, der in dem alten Streite zwischen Köln und Hamburg über das Bisthum Bremen sich offen auf die Seite des Erzbischofs von Hamburg stellte und die Sache endlich für diesen entschied.

946–950.

Unter diesen Verhältnissen ist es kaum zu bewundern, wenn die Kirchen und Klöster im Anfange der Regierung Ottos nicht sonderlich gefördert wurden. Zwar bestätigte er ihnen die früheren Privilegien, auch erhielten einige Bisthümer, wie besonders Hamburg, dann Utrecht, wo sein Bruder Brun erzogen war, und Chur, das durch die Verwüstungen der Araber gelitten hatte, neue Schenkungen, vornehmlich gewannen das Kloster zu Quedlinburg, die Stiftung Heinrichs, und das neue Moritzkloster zu Magdeburg viele Beweise königlicher Gunst; aber

946—950. einer ungewöhnlichen Freigebigkeit hatten sich die geistlichen Stiftungen in der Mehrzahl so wenig zu erfreuen, daß der König es vielmehr seiner Mutter sehr verargte, daß ihre Hand für die Kirchen und Klöster stets offen war. Es kam sogar hierüber zu einer traurigen Spaltung in der königlichen Familie selbst. Mathilde, die seit dem Tode ihres Gemahls ihre größte Freude in frommen Werken und Uebungen fand und neben dem Nonnenkloster auf der Höhe zu Quedlinburg bereits eine neue Klostergemeinschaft für Mönche neben der Königsburg dort am Fuße des Berges gegründet hatte, ging mit ihrem reichen Witthum bei der Ausstattung geistlicher Stiftungen so verschwenderisch um, daß die Söhne glaubten Einsprache erheben zu müssen. Kaum waren Otto und Heinrich versöhnt, so wandten sie sich gegen die Mutter; nicht allein ihr Witthum vergeude sie, warfen sie ihr vor, sondern sie müsse auch große Schätze aus der Verlassenschaft des Vaters ihnen vorenthalten haben; sie häuften Kränkungen auf Kränkungen und verlangten endlich, Mathilde solle ihr Witthum aufgeben und in ein Kloster gehen. Die Mutter, tief durch diesen Undank ihrer Söhne verwundet, entsagte willig dem, was ihres Gemahls Liebe ihr gegeben hatte, sie zog nach Enger auf ihr väterliches Erbe zurück und beschränkte sich darauf, mit ihren geschmälerten Einkünften das dortige Kloster so zu erweitern, daß sie als die neue Begründerin desselben angesehen wurde. Längere Zeit war dann die Eintracht zwischen der Mutter und ihren Söhnen gestört geblieben, bis endlich die gute Königin Editha den Frieden hergestellt hatte. So wenig Eifer für die Hebung des äußeren Wohlstands der geistlichen Stiftungen Otto hier zeigte, noch weniger Theilnahme fanden bei ihm damals die Bestrebungen der Geistlichkeit, die ganz verfallene Klosterzucht herzustellen. Manche Versuche der Art wurden in Lothringen gemacht, namentlich vom Bischof Adalbero von Metz; wie auch in den deutschen Ländern, wo sich Erzbischof Friedrich an die Spitze einer Klosterreformation stellte; aber Otto sah diese Bemühungen mit Gleichgültigkeit, wenn nicht mit Mistrauen, lange Zeit hindurch an, und dieselben hatten deshalb auch im Anfange nur einen geringen Erfolg.

Erst nach dem Tode Edithas wandte er sich mit ganzem Herzen der Kirche zu. Er suchte da den Trost für seine schwerbekümmerte Seele, wo ihn die Mutter gefunden hatte: in gottseligen Werken und in rastlosen Bemühungen für das Reich Gottes auf Erden. Auch mochte ihm mit jedem Tage klarer werden, wie wichtig es für die Zukunft des Reichs war, sich der kirchlichen Richtung, welche bei aller Roheit doch diese Zeit gewaltig beherrschte, zu bemeistern und ihr Ziel

und Richtung zu geben. Wie Otto sich hier mit den frommen Neigungen seiner Mutter begegnete, so trat er auch dem geistigen Streben seines Bruders Brun nahe, in dem er das ausgezeichnetste Werkzeug für alle seine kirchlichen Pläne und Absichten fand. 946—950.

Brun, der jüngste Sohn König Heinrichs, stand an geistiger Kraft und unermüdlicher Thätigkeit seinen älteren Brüdern in keiner Weise nach, nur daß Neigung und Erziehung ihn auf ein ganz anderes Gebiet des Lebens angewiesen hatten. Da der Vater ihn dem geistlichen Stande bestimmte, war er schon in früher Jugend dem elterlichen Hause und seiner sächsischen Heimath entzogen worden. Nach Lothringen hatte man ihn gesandt, wo sich noch am meisten Bildung und Gelehrsamkeit aus der karolingischen Zeit in den Kloster- und Stiftsschulen erhalten hatten, obwohl man bald genug auf den damaligen Zustand dieser Schulen als einen kläglichen herabsehen konnte; zugleich sollte der Königssohn die Lothringer enger an die sächsische Herrschaft fesseln. Deshalb übertrug man auch seine Erziehung dem damals noch sehr jungen Bischofe Balderich von Utrecht, einem Verwandten Herzog Giselberts; es war zu derselben Zeit, als König Heinrich seine älteste Tochter dem Lothringerherzog vermählte und Robert, einem andern nahen Verwandten Giselberts, das Erzbisthum Trier verlieh. In den nächsten Beziehungen zu dem lothringischen Herzoghause wuchs Brun auf und nahm hier viel von der regsameren und lebendigeren Art der Franken an.

Früh zeigten sich in dem Knaben die glänzendsten Fähigkeiten; unverdrossen war er spät und früh bei der Arbeit und that es bald allen seinen Altersgenossen zuvor. Man staunte, wie die Genüsse des Lebens und der Lärm der Welt auf diesen so hoch geborenen Knaben gar keinen Eindruck machten, ihn von seinen Büchern nicht zu trennen vermochten. Aus dem Ernst und der Treue, mit der er die Studien betrieb, schloß man nach dem Wort der Schrift: „Man kennt „einen Knaben an seinem Wesen, ob er fromm und redlich werden „will“ (Sprüche **20, 11**) auf die Reinheit und Wahrheit seines Herzens und die Unsträflichkeit seines späteren Lebens. Brun lebte ganz in seinen Büchern; wer sie ihm befleckte oder zerknitterte, konnte ihn bitter erzürnen, und dieselbe peinliche Sorgfalt, mit der er sie äußerlich hielt, übertrug er auf die Art und Weise, wie er sie studirte. Er eilte nicht, wie häufig begabte Knaben pflegen, von einem Buche zum anderen, um die Phantasie mit buntwechselnden Bildern zu füllen; es lag ihm an jedem einzelnen Wort, an jedem Ausdruck; die Form an

946—950. sich beschäftigte nicht minder seinen Geist, als der Gedanke des Schriftstellers; eine philologische Ader, die so Wenigen seiner Zeitgenossen zu Theil geworden war, hatte die Natur diesem Königssohne mitgegeben. Es wird uns erzählt, daß der christliche Dichter Prudentius zuerst unsrem Brun in die Hand gegeben wurde, nachdem er die Anfangsgründe der Grammatik erlernt hatte; es entzückte ihn in gleicher Weise an diesem Dichter der gläubige Inhalt, der lebendige Fluß der Gedanken, die Wahl des Ausdrucks, der Reichthum und Wandel des Versbaus. Als er dann später die Lustspiele des Terenz las, sah man ihn bei den ausgelassenen Stellen keine Miene verziehen, kein Lächeln kam über seine Lippen; er empfand die Schönheit der Form, sie vor Allem nahm seine Aufmerksamkeit gefangen. Früh übte er sich im Sprechen und Schreiben der lateinischen Sprache und brachte es hierin zu einer damals angestaunten Fertigkeit, so daß er darin Vielen später ein trefflicher Lehrer werden konnte.

Als die Verhältnisse Ottos zu Lothringen und zu Herzog Giselbert sich änderten, kehrte Brun, damals etwa vierzehn Jahr alt, an den königlichen Hof zurück. Noch im Knabenalter, schien er doch an Bildung und Reife des Verstandes ein Mann vor Andren, und der König suchte die trefflichen Kenntnisse seines Bruders dem Reiche nutzbar zu machen. Wie die Einrichtungen, welche Karl der Große für seinen weltlichen Hofstaat getroffen hatte, längst in Verfall gerathen waren, so nicht minder die für die Hofgeistlichkeit. Die Stellung des Apocrisiarius war eingegangen und mit der des Erzkanzlers vereinigt worden. Mit dem Reiche selbst war dann auch die Kanzlei desselben aufgelöst und zerstückt worden; die Erzbischöfe der Theilreiche hatten die Titel und Ehren der Erzkanzler oder Erzkapellane an sich gerissen, die Geschäfte selbst aber vernachlässigt, die an niedere Geistliche kamen, welche die Person des Königs als Kanzler begleiteten und die Urkunden derselben im Namen der Erzkanzler ausstellten. Die Hofschule, jene große Bildungsanstalt für die Geistlichkeit des Reichs, war längst aufgelöst. So fand Otto die Reichskanzlei, durch die allein damals ein regelmäßiger Geschäftsgang erhalten werden konnte, in der größten Verwirrung; die Erzbischöfe von Mainz, Köln, Trier und Salzburg nannten sich Erzkanzler des Reichs, bekümmerten sich aber wenig um die Geschäfte, die nach der Wahl des Königs von Hofgeistlichen besorgt wurden, die oft der schwierigen und einflußreichen Stellung, die sie einnahmen, kaum gewachsen sein mochten und denen der König doch, da alle wichtigen Angelegenheiten durch ihre Hände gingen, ein unbedingtes Vertrauen schenken mußte. Sollte die Ein-

heit des Reichs festeren Halt gewinnen, so mußte vor Allem auch der Geschäftsgang am Hofe besser geregelt und fähige Geistliche zum Dienste desselben herangebildet werden, mit Einem Worte die Kanzlei oder nach dem damals gebräuchlichen Ausdruck die Capelle *) des Königs mußte neu organisirt werden. Diese Aufgabe wies Otto seinem Bruder zu und ernannte ihn nicht allein zum Kanzler, sondern übergab ihm im Jahre 940 zugleich als Erzcapellan die Leitung der Kanzlei in ihrem ganzen Umfange; auch die Ueberwachung der kirchlichen Verhältnisse des Reichs stand mit dieser Stellung in Verbindung.

946—950.

Mit der größten Hingebung und jener Pünktlichkeit, die ihm in Allem eigen war, unterzog sich Brun den Geschäften des Hofs. Fast alle Urkunden sind in den nächsten dreizehn Jahren von ihm selbst ausgestellt; dabei mußte er Tag für Tag zahllose Klagen von Bedrängten und Hülflosen anhören, von denen Keiner ohne Trost, Rath und Beistand ihn verließ. Wohin der König seinen Weg nahm, Brun stand überall ihm zur Seite und fand überall Arbeit im Ueberfluß. Aber so jung er war, die Kräfte erlahmten ihm nie, ja er fand in der größten Geschäftigkeit noch immerdar Muße, um seinen geliebten Studien nachzugehen. „Wenn er Muße hatte" — so sagt Bruns trefflicher Biograph Ruotger — „gab es doch keinen beschäftigteren Mann, „und mitten in den Geschäften fehlte es ihm nie an Muße."

Während Brun unablässig für Andere arbeitete, arbeitete er nicht minder an sich, denn Nichts lag ihm ferner, als mit Selbstbefriedigung auf das zu schauen, was er bereits erreicht hatte. Wo auch der König sein Hoflager oder sein Kriegszelt aufschlagen mochte, dahin begleiteten Brun seine Bücher; „wie die Israeliten die Bundeslade," sagt Ruotger, so führte er überall seine Bibliothek mit sich; mitten im Getümmel der Reise, in dem Lärmen des Hofs, war er doch gleichsam allein und lebte in seinen Studien und Meditationen. Um keinen Preis gab er die Frühstunden des Tags zu zerstreuenden Beschäftigungen hin; da lebte er ungestört seinen Büchern und kehrte, wenn nach den Freuden des Mahls die Geschäfte des Hofs ruhten, mit frischer Kraft sofort zu denselben zurück. Ein so regsamer und wißbegieriger Geist, überdies von solcher Höhe des Lebens herabstrah-

*) Capella hieß ursprünglich das Gemach im königlichen Pallast, wo die Urkunden ausgefertigt und aufbewahrt wurden; doch wurde darunter schon in der karolingischen Zeit auch die Gesammtheit aller dem Hofe dienenden Geistlichen, der gesammte Hofklerus, verstanden.

946—950. lend, mußte bald der anziehendste Mittelpunkt für alle geistigen Bestrebungen der Mitwelt werden; alle Elemente wissenschaftlicher Bildung, welche die Ungunst einer rohen, gewaltthätigen Zeit überstanden hatten, konnten nicht anders, als sich um ihn sammeln, um von ihm neue Kräftigung zu erhalten. Und in der That strömten fast Alle im Reiche, die sich geistig etwas dünkten, an den Hof des Königs; aber wie Viele kehrten mit dem beschämenden Geständniß zurück, sie hätten an Brun erst erkennen gelernt, daß sie Nichts wüßten, in ihm hätten sie eine Leuchte gefunden auf dem Wege wahrer Wissenschaft, den sie nun betreten wollten.

Während Brun Andern Muster und Vorbild wurde, suchte er selbst für sich neue Lehrer und fand sie. Zunächst waren es Griechen, die theils als Gesandte vom Hofe zu Constantinopel erschienen, theils zerstreut in deutschen Klöstern wohnen mochten, wie wir denn wissen, daß das Kloster Reichenau damals mehrere griechische Mönche beherbergte. So versteinert und vertrocknet auch schon die Wissenschaft unter den Griechen war, so übertrafen sie doch an Umfang der Kenntnisse, an Gewandtheit in Schrift und Rede, an feiner gesellschaftlicher Bildung damals weit alle Völker des Abendlandes, und selbst untergeordnete Gelehrte des Ostens mochten es hierin leicht den ersten Männern des Westens zuvorthun. Auch Brun fand, daß er von ihnen lernen könne, und studirte mit Eifer ihre Sprache; er ließ sich gern mit ihnen in Disputationen ein, und so gerühmte Kämpfer die Griechen in diesen Wortstreiten wegen ihres scharfen Verstandes und ihrer Zungengeläufigkeit waren, staunten sie doch über den feinen Geist dieses Jünglings und brachten neue Probleme desselben, die sie nicht zu lösen vermochten, in die Heimath zurück, um sie den ersten Gelehrten daselbst vorzulegen. Die griechische Sprache war damals im Abendlande nicht so unbekannt, wie man wohl geglaubt hat; aber sie galt mehr als nothwendiges Verkehrsmittel mit dem Ostreiche, mit dem die Verbindungen niemals ganz abgebrochen wurden, als daß man sie als Schlüssel zu den alten Schriftwerken der Hellenen benutzt hätte. Diese lagen der ganzen Anschauung der Zeit durch die Entwickelung, welche die abendländische Welt genommen hatte, unendlich fern; selbst die theologische Litteratur der Griechen fand als eine ketzerische nur geringe Aufmerksamkeit. Daher ist es nicht zu verwundern, wenn die Kenntniß der griechischen Sprache für Bruns innere Entwickelung kaum recht fruchtbringend gewesen ist.

Als den Lehrer, der am meisten auf ihn gewirkt hat, nennt Brun selbst einen irländischen Bischof, mit Namen Israel. Wir

kennen auch das Zeugniß, das Israel auf Befragen seinem Zöglinge gab; er betonte es vor Allem, daß Brun ein ausgezeichnet heiliger Mann sei, und gab damit zu erkennen, daß die religiöse Bildung des Herzens in seinen Augen noch höheren Werth besäße, als die wissenschaftliche des Geistes, und daß diese in Brun wesentlich auf jene zurückgewirkt habe. Wir wissen wenig von diesem Israel, aber schon seine Abkunft läßt uns auf das Innerste seines Wesens und seiner Lehre schließen. 946—950.

Noch einmal, wie einst in den Tagen eines Fridolin, Columban und Gallus, übten damals brittische und irische Mönche einen tiefgreifenden Einfluß auf das religiöse Leben der deutschen Stämme aus. Durch Normannen und Dänen aus ihrem Insellande verjagt, kamen sie über die See und begaben sich theils in die meist von Iren gestifteten Klöster am Rhein, namentlich nach Sanct Gallen, theils flüchteten sie sich nach Lothringen, wo sie auf die Herstellung der verfallenen Klosterzucht den wohlthätigsten Einfluß übten und zugleich den reformirten Klöstern die ihnen von jeher eigene Liebe zu wissenschaftlicher Beschäftigung mittheilten. Von den hierarchischen Bestrebungen der karolingischen Geistlichkeit waren sie weit entfernt, die Zwängung der Christenmenschen unter Roms Gebot hielten sie am wenigsten für ihre Aufgabe, sie lebten im Gebet, in Ertödtung des Fleisches, in wissenschaftlicher Arbeit und suchten in Armuth und Demuth dem Reiche Gottes und dem Wohl ihrer Mitmenschen nach Kräften zu dienen; dabei vertiefte sich ihre Einbildungskraft mit Vorliebe in die Geheimnisse der göttlichen Zukunft, und sinnlich greifbar mußten ihnen Zeichen und Beweise des göttlichen Waltens überall entgegentreten. Niemand verehrte gläubiger die Reliquien; Niemand legte mehr Gewicht auf Träume; Kasteiungen und Fasten hatten in ihren Augen den größten Werth; Gelübde trieben sie zu Wallfahrten bis an das Ende der Welt. Es ist eine wunderbare Mischung von wissenschaftlicher Nüchternheit und religiöser Phantastik, von Werkheiligkeit und wahrhaft christlicher Glaubensfreudigkeit in diesen Mönchen; man wird nicht mit Unrecht an ihrem Treiben manchen Anstoß nehmen, aber es läßt sich nicht verkennen, es geht durch dasselbe ein tiefer Zug wahrer Frömmigkeit, aufrichtiger Demuth und jener aufopfernden Liebe, die um des Herrn willen Allen Alles sein möchte. Die Deutschen, die an der vornehmen karolingischen Geistlichkeit mit ihren steifen kirchlichen Formen, ihrer prunkenden Gelehrsamkeit und ihrem glänzenden Weltleben wohl niemals großes Gefallen gehabt hatten, sahen in diesen schlichten Mönchen Heilige. Denn gerade das

946—950. fand die Masse an ihnen in höchster Vollendung, was sie selbst damals als das Ideal eines christlichen Lebens ansah.

Die fürchterliche Noth der Zeit hatte in den deutschen Ländern, wie überall im Abendlande, die Menschen gelehrt, daß mit ihrer Macht Nichts gethan und ohne Gottes sichtlichen Beistand alle ihre Sorge vergeblich sei. Die Verzweiflung trieb das Volk zu den Kirchen und Altären, bei ihnen suchten sie von Gott Schutz für die Gegenwart und Gewähr für die bedrohte Zukunft. Das fromme Herz fand hier Trost und Freudigkeit; der Kleinglaube richtete sich an den Segenssprüchen, Prophezeiungen, Träumen heiliger, dem weltlichen Leben abgestorbener Männer auf; der Aberglaube maß den Gebeinen der Heiligen wunderbare Kräfte der Hülfe und Errettung bei und glaubte durch äußere Werkheiligkeit die Strafen Gottes abwenden zu können. Das Volk suchte überall unmittelbare Zeichen göttlicher Barmherzigkeit, es jagte Mitteln nach, die ihm Gottes gnädigen Beistand erwirkten, es wollte in seinen Priestern lebendige Zeugen göttlichen Lebens sehen — was konnten ihm da jene Bischöfe alten Schlags bieten, die in ihren vergilbten Kirchengesetzen und in ihren dogmatischen Streitigkeiten lebten, die in der Unterjochung der weltlichen Gewalten, in der Erhebung des römischen Primats und ähnlichen Dingen fast allein ihre Lebensaufgabe zu sehen schienen? Mit Nothwendigkeit entfremdete sich das Volk den Bischöfen und wandte sich frommen Klausnern und heiligen Mönchen zu; ein eigenthümliches religiöses Leben bildete sich unter ihm aus, dem es an innerer Wärme und frischer Glaubenskraft nicht fehlte, das aber einer Leitung bedurfte, wenn es sich von der Kirche nicht ganz trennen sollte. Dieser lebendigen Glaubensströmung im Volke bemächtigten sich rechtzeitig und führten sie zur Kirche zurück einige hervorragende Männer, die selbst von ihr berührt, zu Bischöfen erhoben wurden. So war vor Allen jener heilige Bischof Ulrich von Augsburg, der in St. Gallen gebildet und noch von König Heinrich eingesetzt war. Und in gleicher Weise wirkten auch jene irischen Mönche, indem sie in die Geistlichkeit von Neuem nicht allein den Trieb zu ernster wissenschaftlicher Thätigkeit pflanzten, sondern sie auch auf ein gottgefälliges und geistliches Leben hinwiesen. In diesem Sinne haben sie an vielen Orten, und ganz besonders in Lothringen, die Kirchen und Klöster reformirt.

Auch auf Brun ist der Einfluß dieser Iren, wie es scheint, von großer Bedeutung gewesen. Wir finden ihn bald ganz auf denselben Bahnen mit ihnen und Bischof Ulrich; auch sein Inneres ist von die-

sem neuerwachten Glaubensleben ergriffen; auch sein Leben durchbringt 946—950. ein ascetischer Zug, und wir sehen ihn wie die Iren bei der Reformation der Geistlichkeit thätig. Mehrere Abteien, besonders das reiche Lorsch, waren ihm von seinem Bruder um der großen Einkünfte willen nach der Sitte der Zeit übertragen worden, er aber hielt dafür, daß sie ihm nicht gegeben seien, um sich an ihnen zu bereichern, sondern um sie in einen Gott wohlgefälligen Stand zu setzen, und theils mit Güte, theils mit Gewalt stellte er eine strenge Klosterzucht her. Den sächsischen Klöstern, die zum Theil noch sehr arm waren, wandte er Schenkungen zu; in volkreichen Orten, die schon Mittelpunkte eines lebendigeren Handelsverkehrs geworden waren, wie Soest, fehlte es noch ganz an Kirchen, er ließ Reliquien dorthin bringen und Kirchen zu Ehren der Heiligen erbauen.

Vor Allem aber war es die wissenschaftliche Thätigkeit der Geistlichkeit, die Brun neu belebte. Die Hofschule, von der man seit Karls des Großen Zeit kaum etwas vernommen hatte, eröffnete er aufs Neue und zog tüchtige Lehrer an dieselbe. Von den sieben freien Wissenschaften, in die man die ganze Summe menschlicher Weisheit damals zusammenfaßte, waren nur die drei niederen: Grammatik, Rhetorik und Dialektik seit Menschengedenken in den Schulen gelehrt worden; daß er nun auch Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie in der dürftigen Weise, welche die alten Lehrbücher an die Hand gaben, wieder in den Unterricht aufnahm, stellte ihn in den Augen jener Zeit gleichsam als den Begründer dieser Wissenschaften dar. Brun lehrte selbst in der Hofschule und war ein vorzüglicher Lehrer; nie ließ er die Ueberlegenheit seines Geistes einem Schüler durch Hochmuth spüren, mit gewinnender Freundlichkeit und mildem Ernste fesselte er die Zöglinge an sich. Während er selbst „mit Gigantenschritten auf der Bahn der Tugend vorwärtseilte", wie sich sein Biograph ausdrückt, wurde er doch nie müde, sich nach denen umzusehen, die hinter ihm zurückblieben und ihnen den Weg zu erleichtern.

Seitdem Otto diesen Bestrebungen seine volle Aufmerksamkeit zuwandte, nahmen sie den lebendigsten Aufschwung. Schon um das Jahr 950 stand die Hofschule in voller Blüthe. Bald darauf wurde der gelehrte Rather, ein Lothringer von Geburt, der sein Heimathsland verlassen und durch König Hugo in Italien sein Glück gemacht hatte, dann aber zweimal aus seinem Bisthum Verona vertrieben war, an diese Schule berufen, und Brun selbst lernte noch von Rather, der für den ersten Theologen der Zeit galt. Bischof Liudprand von Cremona

946—950. kam nicht so lange danach an den Hof Ottos, und auch seine in der klassischen Litteratur ausgebreitete Belesenheit ließ man gewiß nicht ungenutzt. Schon holte man nicht die Gebeine der Heiligen allein, sondern mit ihnen andere in unsern Augen werthvollere Reliquien des Alterthums über die Alpen, vor Allem die trefflichsten Handschriften der alten klassischen Schriftsteller. Mehr als hundert derselben brachte ein Italiener, mit Namen Gunzo, auf Ottos Aufforderung in die deutschen Länder, aus denen manche Italien nach Jahrhunderten wieder zurückgeführt hat. Mit frischem Eifer warf man sich auf das Studium der alten Dichter, Redner und Geschichtsschreiber; Virgil, Horaz, Ovid, Terenz, Cicero und Sallust erstanden gleichsam von den Todten und wurden die Lehrer der Deutschen in den freien Wissenschaften. Indem man die Alten eben erst kennen lernte und noch von dem Glanz ihrer Rede und der Schönheit ihrer Darstellung geblendet stand, faßte man aber auch schon den Muth mit ihnen zu wetteifern; man legte Hand an historische und poetische Werke, die bei aller Roheit und Unbeholfenheit doch ein edles Streben nach Vollendung der Form zeigen, die nicht ohne erhabene Schönheiten sind und schon durch ihren Inhalt für uns Deutsche einen unvergänglichen Werth haben. Vom Hofe aus verbreitete sich diese lebendige Theilnahme an den Wissenschaften schnell durch das Land, namentlich nahmen die Klosterschulen jetzt rasch einen erfreulichen Aufschwung. St. Gallen und Reichenau gediehen zu ihrer schönsten Blüthe; Fulda scheint mindestens seinen alten Ruf behauptet zu haben; Hersfeld eiferte Fulda nach; Korvei pflegte zuerst in Sachsen die Wissenschaften mit besonderer Vorliebe, aber auch in den Nonnenklöstern zu Gandersheim und Quedlinburg lasen die Mädchen neben den Heiligenleben bald den Virgil und Terenz; nach Würzburg berief man zur Unterweisung der Jugend einen Lehrer aus Italien.

Eine Litteratur eigenthümlichster Art entwickelte sich aus diesen Bestrebungen; sie ruht ganz auf nationaler Grundlage und kleidet sich doch in das Gewand der klassisch-römischen Sprache; sie ist klösterlich und ascetisch, aber dabei sinnlich-naturalistisch nach der Anschauungsweise der Alten; sie ist geistlich, aber sie kümmert sich wenig um dogmatische Streitigkeiten und canonistische Gelehrsamkeit; sie ist endlich höfisch, aber dabei doch schlicht, treuherzig und aufrichtig; die altdeutsche Heldensage klingt in Hexametern wieder, die dem Virgil nachgebildet oder entlehnt sind; die naive Thiersage muß sich dem strengen Takte antiken Versmaaßes fügen; die wunderbaren Geschichten von den Anfängen der Sachsen werden in der Sprache des Sallust und Tacitus vorgetragen; eine

Nonne behandelt die Legenden der Heiligen in der Form terentiani-
scher Comödien. Brun hat dieser ganzen Litteratur den Stempel seines Geistes aufgedrückt; seine Liebhaberei für philologische Gelehrsamkeit, sein ascetischer Eifer, seine ihm von der Natur angewiesene höfische Stellung wirken ein Jahrhundert lang fort auf fast alle Schriftwerke, die auf deutschem Boden entstanden sind. Aber es waltet noch ein anderer Geist in und über denselben, den er weder bewältigen konnte noch wollte; es lebt in diesen Büchern auch der kräftige, derbe und wahre Sinn des deutschen Volks. Man hat wohl das zehnte Jahrhundert vor andern ein Zeitalter der Barbarei genannt, und allerdings bezeichnet die Anfänge desselben ein tiefer Verfall alles dessen, was die karolingische Zeit für Kunst und Wissenschaft geleistet hatte; aber um die Mitte des Jahrhunderts nahm in den deutschen Ländern die Bildung von Neuem den kräftigsten Aufschwung und drang eigentlich damals zuerst tiefer in unsere nordischen Gegenden ein; eine Bildung allerdings, die nur die höchsten Spitzen des Volks berührte, den Hof, die Geistlichkeit und den in die Nähe des Hofs gezogenen Adel. Niemand verspürt mehr, als der Geschichtsschreiber des deutschen Volks, welche Umwandlung in den Culturzuständen unserer Gegenden damals vorging. Nachdem er aus dem Dunkel der Sagen sich plötzlich in der karolingischen Zeit in das helle Licht der Geschichte versetzt sieht, umfängt ihn in dem Anfang des zehnten Jahrhunderts abermals ein trübes Dämmerlicht, in dem es fast unmöglich ist, Thatsache und Dichtung deutlich zu scheiden, die Ueberlieferung ist verworren, widersprechend, unvollständig und ohne Zusammenhang; mit der Mitte des Jahrhunderts aber erschließen sich ihm sofort gleichzeitige, zuverlässige Quellen, die den Gang der Dinge mindestens im Großen und Ganzen deutlich erkennen lassen; der Boden wird fester unter seinen Füßen und nur selten hat er noch den unsicheren und schwanken Grund der Vermuthungen zu betreten.

Aber die Capelle des Königs war damals mehr, als allein eine Schule der Wissenschaft und Litteratur, sie wurde zugleich eine Pflanzstätte für Kirche und Staat, indem aus ihr fast alle die Geistlichen hervorgingen, die in der nächsten Zeit Otto und seine Nachfolger auf die deutschen Bischofsstühle erhoben. Es ist ein neues Geschlecht von Kirchenfürsten, sehr unähnlich dem, das die spätere Karolingerzeit überliefert hatte. Diese Bischöfe, so durchdrungen sie von der Höhe ihres geistlichen Berufs sind, zeigen sich doch der Reichsgewalt wahrhaft ergeben, sie schlagen willig die Schlachten des Königs mit und ziehen in seinem Interesse und zu seinem Nutzen von einem Lande freudig

946—950. zum andern. Hierarchisch-theocratische Ideen liegen ihnen fern, nicht minder knechtischer Gehorsam gegen Rom, wie sehr sie auch die Ehrenrechte des heiligen Petrus achten; sie durchdringen sich vielmehr mit dem Gefühl einer freien, selbstständigen Gewalt, die sie von Gott über ihr Bisthum empfangen haben und innerhalb ihres Sprengels regieren sie mit einer patriarchalischen, Alles umfassenden Macht. Herstellung der Kirchenzucht, Reformation der Klöster und Capitel, Erweckung wissenschaftlichen Lebens unter der Geistlichkeit, darin sehen sie zunächst ihre Aufgabe; aber nicht minder finden sie darin ihren Beruf, ihre Städte mit Mauern zu schützen, Markt- und Münzrecht ihnen zu gewinnen oder zu sichern, Handel und Verkehr zu heben, wüste Gegenden anzubauen, Wälder auszuroden, die Dienste ihrer Hörigen gesetzlich zu ordnen, Recht und Gerechtigkeit innerhalb ihrer Immunitäten zu hegen und zu pflegen. Es sind durchweg practische Aufgaben, die sie sich stellen, und in deren Erfüllung sie Gott und ihren Mitmenschen einen Dienst zu erweisen meinen. Die römische Kirche hat nicht Wenige dieser Bischöfe unter ihre Heiligen versetzt, aber auch das deutsche Vaterland schuldet diesen Männern den größten Dank; sie haben zur Hebung des unterdrückten Theils des Volks, zur Belebung des städtischen Lebens, zur Förderung des Ackerbaus nicht wenig beigetragen, ja selbst die bestimmtere Entwickelung des nationalen Geistes beruht zum großen Theil auf ihnen. Von Einem Mittelpunkte gingen sie in alle Theile des deutschen Reichs aus; gleiche Bildung, gleiche Grundsätze der Verwaltung, gleiche kirchlich-politische Ansichten verbreiteten sie von dort, wohin sie kamen, und sie selbst blieben, wenn auch getrennt, doch immer in einem nahen, oft sehr innigen Verhältniß. Man kann behaupten, daß unter ihnen sich zuerst feste Grundzüge einer nationalen Politik festgestellt haben, die von der zufälligen Denkart des jeweiligen Staatsoberhaupts unberührt blieben. In diesem bischöflichen Stande begegnen uns eine große Zahl der würdigsten und verdientesten Männer, die sich, bis der unglückliche Investiturstreit Spaltung in ihre Reihen brachte, alle von derselben Liebe zu ihrem deutschen Vaterlande durchdrungen zeigen.

Eine Geistlichkeit, so erfüllt von tapfrem Glaubensmuthe und hülfreicher Liebesthätigkeit, wie sie damals in den deutschen Ländern sich heranbildete, konnte nicht lange dem Missionswerke fremd bleiben, und schon öffnete Otto ihrer Wirksamkeit auch hier ein weites und schönes Feld.

Das Beispiel des ruhmreichen Apostels des Nordens, des heiligen Ansgar, der zuerst nicht ohne Erfolg das Christenthum unter den

Dänen und Schweden predigte, hatte den Missionseifer in den hamburger Erzbischöfen immer rege erhalten, aber die Verkündigung des Evangeliums im Norden stieß auf so viele Schwierigkeiten, die politische Lage dieser deutschen Bischöfe gegen die damals für unwiderstehlich geltenden Nordlandskämpfer war lange Zeit so unglücklich gewesen, daß die Mission fast erstarb. Dazu erwuchsen dem Erzstift selbst die ärgerlichsten Händel. Schon unter Ansgar war Hamburg von nordischen Seeräubern überfallen und die Kirche zerstört worden; das Erzstift wurde darauf mit dem Bisthum Bremen vereinigt, das bisher unter Köln gestanden hatte. Papst Nicolaus I. hatte Bremen dann zwar ausdrücklich von Köln getrennt, doch hatte Köln unaufhörlich Einsprache gegen dies Verfahren erhoben, und spätere Entscheidungen theils durch Päpste, theils durch Synoden waren bald der einen, bald der andern Seite günstig gewesen. So in ihrer eigenen Existenz angegriffen, hatten die Erzbischöfe von Hamburg die Mission mehr und mehr aus den Augen verloren. Zuerst gedachte man ihrer wieder nach den glücklichen Kämpfen Heinrichs gegen die Dänen. Erzbischof Unni zeigte sich da als der würdige Nachfolger Ansgars, er durchzog abermals das dänische Festland, die Inseln und setzte sogar nach Schweden über. Fast überall fand er die früher gestifteten Gemeinden eingegangen oder im äußersten Verfall; er suchte das Christenthum von Neuem anzupflanzen, aber da er schon auf der Reise starb, führte sein Unternehmen noch nicht zu festen kirchlichen Einrichtungen. Unnis Nachfolger war ein junger vornehmer Sachse, der für den geistlichen Stand erzogen war und in der königlichen Kanzlei diente; jener Adeldag, der bei König Heinrichs Tode die erste Seelenmesse gelesen hatte. Er verdankte Otto seine Erhebung und war, wie wir sahen, der einzige deutsche Erzbischof, der sich bis dahin besonderer Gunst und des unbedingten Vertrauens des Königs rühmen konnte. Viel hatte Adeldag auch in der Folge der Geneigtheit Ottos zu danken; nicht nur daß er die ausgedehntesten Privilegien erhielt, Otto erwirkte ihm auch das Pallium von Rom und brachte es endlich dahin, daß die Ansprüche Kölns durch eine päpstliche Entscheidung für immer zurückgewiesen wurden. Adeldag war aber auch ganz der rechte Mann für seine Stellung; er gehörte derselben Richtung an mit Ulrich von Augsburg, und war Einer der Ersten, der in ihr vorleuchtete. Adam von Bremen, der alte Geschichtsschreiber des hamburger Erzstifts, nennt ihn schlechthin den Wiederhersteller desselben. „Adeldag lebte", sagt er, „ganz in der Heidenbekehrung, in der Errichtung von Kirchen, in der „Seelsorge; deshalb war er von Gott und den Menschen geliebt,

946–950.

946—950. „Alle verehrten ihn, selbst seine Feinde." Der glückliche Krieg O gegen die Dänen und die festere Ordnung der dänischen Mark ga der Heidenbekehrung jetzt mehr Aussicht auf Erfolg, und bald gel Adeldag so weit, daß es möglich wurde bischöfliche Kirchen auf dänischen Festlande zu errichten. Kurz nach dem Tode der Köni Editha konnte Otto als Denkmal seines kirchlichen Eifers hier neue Bisthümer gründen: zu Schleswig, Ripen und Aarhuus. neuen Bischöfe bekleidete Otto mit den Zeichen ihrer bischöfli Würde, Erzbischof Adeldag weihte sie, und als der Papst bald da Hamburg den Missionssprengel in Dänemark, Norwegen, Schweden im ganzen Norden bestätigte, hatte es bereits ihm untergebene Bisc in diesen nordischen Regionen.

Indessen waren aber auch die ersten glücklichen Versuche gem die unterworfenen wendischen Stämme zu bekehren. Schon zu Zeiten Heinrichs nach dessen ruhmreichen Siegen über diese Stä hatte Bischof Adalward von Verden, ein älterer Verwandter und Lehrer Adeldags, den Abodriten gepredigt und Viele derselben kehrt. So war der erste Grund gelegt worden zu dem Bist Oldenburg, das von Otto etwa um dieselbe Zeit mit den dänis Bisthümern fest begründet und reichlich ausgestattet wurde. Ol burg, von den Slawen Stargard genannt, wo der Sitz des Bisth ursprünglich war und von wo es später nach Lübeck verlegt wurde, nahe der Küste der Ostsee, der Insel Femern gegenüber; der Sp gel erstreckte sich über die von den Abodriten und Wagriern bew ten Küstenstriche bis zur Peene und Elbe. Das Bisthum wurde ter den hamburger Erzbischof gestellt, und der Schutz desselben, der dänischen Bisthümer, Hermann Billing übertragen, der in di nordischen Gegenden als Markgraf gebot.

Aber viel umfassendere Pläne für die Bekehrung der Wenden schäftigten damals schon Ottos Geist. Der lange Kampf hatte Unterwerfung der Wenden geführt, aber der Haß gegen die Deuts war in den Herzen der Besiegten nicht erstorben. Sie beugten der Gewalt, aber ihre Seele war voll bittern Grolls gegen ihre so hartherzigen und hoffärtigen Herren, die überdies eine an Sprache redeten und einen anderen Glauben hatten als sie. noch lebte der alte finstere Götzendienst ungebrochen unter ihnen Blutige Opfer brachten sie ihren Göttern, und nicht Stiere Schaafe allein, sondern auch Menschen schlachteten sie an den Altä Nichts, meinten sie, sei ihren Göttern angenehmer, als das Blut

verhaßten Christen, und wenigstens einmal im Jahre mußte ihr Kriegs- 946—950.
gott Swatowit am Blut eines Christen sich sättigen. An einen dauernden Frieden und bessere Zeiten für diese Länder war nicht zu denken, ehe nicht dieser Abgötterei ein Ende gemacht war und das Christenthum Sieger und Besiegte zu einem Volke von Brüdern verband. Dies wurde Otto klar, und er erfaßte deshalb mit aller Kraft seiner Seele den Gedanken, das Heidenthum unter allen wendischen Stämmen zu vertilgen und der Religion Christi auch hier die Stätte zu bereiten.

Kaum läßt sich bezweifeln, daß Otto ein Plan, den er nachher mit der größten Beharrlichkeit verfolgt hat, schon damals beschäftigte, nehmlich beim Moritzkloster zu Magdeburg, wo das Grab Edithas war, ein neues Erzbisthum zu errichten und ihm die Mission unter den slawischen Völkern im Osten zu übertragen. Aber bei dem hartnäckigen und schroffen Geiste des Erzbischofs Friedrich von Mainz, der die Mission im Osten als ihm untergeben betrachtete, konnte Otto nicht hoffen, so leicht seinen Wunsch erreicht zu sehen. Er stand deshalb damals von diesem Plane ab und begnügte sich einer späteren Durchführung desselben vorzuarbeiten. Auch in die Gegenden an der Havel und Spree sandte er jetzt sächsische Geistliche und Mönche, die von den Waffen Geros geschützt bis zur Oder hin ihren Weg nahmen und aller Orten den Wenden das Evangelium des Heils predigten. Mehr wohl Furcht und Gewalt, als ein erneuter Sinn und ein bekehrtes Herz führten Manche der Wenden zur Taufe, und man konnte bald darangehen Gotteshäuser zu errichten und christliche Gemeinden zu ordnen. Auch hier, wo Christus noch niemals gepredigt war, wurde das Kreuz erhöht, Vielen damals, wie es zu allen Zeiten war, ein Aergerniß, aber Vielen auch bald der höchste Ruhm. Schon im Jahre 946 begründete Otto das Bisthum Havelberg für die Gegenden zwischen der Elbe und Oder nördlich der Havel, die vornehmlich die kriegerischen, wilden Redarier bewohnten; drei Jahre später errichtete er dann für die Heveller und Lausitzer, in den Gegenden an Havel und Spree, ein zweites Bisthum zu Brandenburg. Die ersten Bischöfe wurden, nachdem sie mit dem Stabe vom Könige eingesetzt waren, von dem Erzbischofe von Mainz geweiht. Reichlich stattete der König diese Bisthümer mit den Abgaben und Zehnten aus, die er bisher selbst aus dem Wendenlande bezogen hatte. Von jedem Pfluge mußte der Wende fortan jährlich dem Bischof steuern und von seinem Getreide und seinem Flachse ihm abgeben. Nicht ohne Widerwillen theilte Mancher das Seine mit dem geistlichen Herrn

946—950. und grollte um so mehr dem ihm aufgedrungenen Glauben. Aber doch übte das Evangelium auch hier seine heilsame Kraft; ruhigere Zeiten kamen für diese Gegenden, und die Religion Christi gewöhnte nicht die Besiegten allein, sondern auch die Sieger zu größerer Menschlichkeit und Milde.

So war es Otto zuerst, der die Mission der Deutschen unter den Heiden, wie sie Karl der Große und Ludwig der Fromme begonnen hatten, wieder aufnahm und der Boten in die Weite schickte, um über die Völker, die im Finstern wohnten, ein neues Licht zu verbreiten. Kein Papst dachte damals daran, und die Kirche selbst hatte diese ihre so wichtige Aufgabe fast vergessen. Wohl versuchte hier und da ein frommer Bischof, der Kraft des göttlichen Worts vertrauend, auf eigene Hand das große Werk, aber auch der redlichste Wille erlahmte im fruchtlosen Streben. Der Herrschaft der Sachsen war es vorbehalten, auch hier der Zukunft Bahn zu brechen. Jetzt liegt das Land, das einst die Wenden bewohnten, mit unzähligen Kirchen vor unseren Blicken; dem Wanderer winkt, noch ehe er Stadt oder Dorf erblickt, schon aus weiter Ferne der hohe Kirchthurm und bietet ihm Gottesgruß; kommt der Wanderer näher, dann fesseln Kirche und Friedhof, der stille, friedliche Mittelpunkt eines bewegten Lebens, vor Allem sein Auge, und am Sonntag tönt ihm von hier Festgesang entgegen, und er vernimmt die Predigt vom Kreuze. So war es nicht immer hier, und wohl gebührt Otto Dank, der zuerst christliches Leben in diese Länder verpflanzte.

Während Otto auf solche Weise der Kirche in den deutschen Ländern frisches Leben gab, unter den Heiden im Osten und Norden neue Bisthümer begründete und zugleich durch die Synode zu Ingelheim selbst in die kirchlichen Angelegenheiten Frankreichs tief eingriff, stand er auch schon mit dem Oberhaupt der gesammten abendländischen Kirche, dem Papst Agapet II., in genauer Verbindung. Gegen Ende des Jahrs 947 hatte er den Abt Hadamar von Fulda, einen gewandten und ihm treu ergebenen Mann, nach Rom gesandt und den Papst veranlaßt, in den wichtigsten Streitfragen der deutschen Kirche Entscheidungen zu treffen, zugleich aber einen Vicar über die Alpen zu senden, der mit apostolischer Machtvollkommenheit binden und lösen könnte, was zu binden und zu lösen sei. Es war jener Marinus, Bischof von Bomarzo, der der großen Ingelheimer Synode vorsaß, der erste päpstliche Legat seit dem Altheimer Concil. —

Wie es das Andenken an Editha ist, das sich durch alle diese kirchlichen Einrichtungen Ottos hindurchzieht, so finden wir auch nach

andren Seiten hin sein Handeln damals vielfach durch die liebevolle Erinnerung an die ihm so früh entrissene Gemahlin bestimmt. Mit der größten Zärtlichkeit umfaßte er Liudolf und Liutgarde, Ediths Kinder, und Nichts mochte ihn mehr erfreuen, als daß Gunst und Wohlwollen ihnen auch überall im Volke entgegenkamen. Besonders war Liudolf, damals ein Jüngling von sechszehn Jahren, der Liebling des Volks. Keinem seiner Altersgenossen, meinte man, stände er an körperlichen und geistigen Gaben nach, er werde sich gewiß seiner Ahnen werth zeigen; man hegte keinen Zweifel, daß er einst nach dem Vater den Thron besteigen werde. Und schon eilte Otto, obwohl er selbst in dem kräftigsten Alter stand — er hatte das vierzigste Jahr noch nicht erreicht —, Liudolf die Nachfolge zu sichern. In feierlicher Versammlung der Großen des Reichs ließ er dem Jüngling als seinem Nachfolger und Mitregenten huldigen. Bald darauf, im Jahre 947, vermählte er Liudolf mit Ida, der einzigen Tochter des reichen und mächtigen Schwabenherzogs Hermann, dessen Treue er so vielfach erprobt hatte. Als gegen Ende des Jahres 948 Herzog Herzog Hermann starb, fiel Liudolf durch Idas Hand nicht nur das große Vermögen seines Schwiegervaters zu, sondern er erhielt auch die Belehnung mit dem Herzogthum Schwaben, dem er durch seine Gemahlin in gleicher Weise angehörte, wie Heinrich dem Baierlande durch Judith, Herzog Arnulfs Tochter. Uebrigens verweilten Liudolf und Ida selten in Schwaben, sie folgten meist dem Hofe, da sich Otto von seinem Sohne nicht zu trennen vermochte, und Ida wurden nach seinem ausdrücklichen Willen die Ehren einer Königin erwiesen.

946—950.

Zu derselben Zeit, als Liudolf Ida heimführte, war auch Ediths Tochter Liutgarde, in den Gesichtszügen, wie in ihrer Herzensgüte der Mutter ähnlich, dem Herzog Konrad von Lothringen vermählt worden, dem Manne, den Otto unter Allen am Höchsten erhoben hatte und der damals in allen staatlichen Angelegenheiten am Meisten bei ihm vermochte. Konrad war überdies durch enge Freundschaftsbande mit Liudolf verbunden; mit der feurigen Leidenschaft eines jungen Herzens hatte sich Liudolf an den reiferen Mann angeschlossen, der wegen vieler glänzender Waffenthaten vom Volke als der erste Held seiner Zeit gepriesen wurde. Auch mit Herzog Heinrich lebte Konrad zu jener Zeit im vertrauten Verhältniß. Man pries Liutgarde wegen dieser Ehe glücklich, die für sie freilich später die Quelle vieler Leiden wurde.

Alle deutschen Herzogthümer waren jetzt in den Händen der nächsten Angehörigen des Königs. Baiern verwaltete sein Bruder Hein-

946—950. rich, Schwaben sein Sohn, Lothringen der Gemahl seiner Tochter, Sachsen und Franken er selbst. Eine Familie herrschte über alle deutschen Länder, ihre Geschichte war die Geschichte des Reichs. Wie diese Herzöge durch die engsten Bande des Lebens, durch Blutsverwandtschaft vereinigt waren, so schienen durch sie auch die deutschen Stämme jetzt in die innigste Gemeinschaft gebracht und gleichsam zu einer großen Familie, zu einem Volke verbunden. Ruhe und Eintracht schien hierdurch für lange Zeit gesichert, denn nach menschlichem Ermessen versprach Alles den Anordnungen Ottos Bestand und Dauer. Otto und Konrad standen noch in dem frischesten Mannesalter, Heinrich hatte eben erst das dreißigste Jahr erreicht, Liudolf lachte noch der Morgen des Lebens. Auch die Nachfolge im Reiche war schon dem sächsischen Hause verbürgt, wenn ja ein früher Tod den König ereilen sollte.

Man stand jetzt in der Mitte des Jahrhunderts, das unter so bösen Vorzeichen begonnen hatte. Wie hatte sich seitdem doch die Gestalt der Dinge in den deutschen Ländern geändert!

Die deutschen Völker, vordem in das große germanisch-romanische Weltreich Karls des Großen einbegriffen, waren widerwillig und gezwungen in alle die traurigen Schicksale, welche den Verfall dieses Reiches bezeichneten, hineingezogen; sie hatten eine Schreckenszeit innerer Kämpfe durchgemacht und waren während derselben auf das Fürchterlichste von der Wuth barbarischer Stämme mißhandelt worden. Von den romanischen Theilen der karolingischen Monarchie rissen sie sich endlich los, doch in demselben Augenblick zeigte sich auch unter ihnen die Neigung ihre bisherige Vereinigung völlig zu lösen und kleine Reiche zu gründen, die nur auf den alten Stammesunterschieden beruhten. Aber der Gang der Geschichte führte nicht zu den alten Zuständen zurück, sondern zu einer neuen höchst folgenreichen Entwickelung. Ein neues, umfassendes Reich wurde begründet, das die deutschen Stämme, die in ihren alten Sitzen geblieben waren und ihre Muttersprache mit der Sitte der Väter rein und ungemischt erhalten hatten, in sich abschloß, wie einerseits gegen die Romanen, so andererseits gegen die Slawen und die scandinavischen Völker des Nordens; ein Reich, das auf den gemeinsamen Interessen aller deutschen Stämme beruhte und in dem sich ihre Stammeseigenthümlichkeiten immer bestimmter zu einer Volksthümlichkeit entwickeln konnten oder vielmehr mußten.

Es ist oft bemerkt worden, daß nur der von äußeren Feinden geübte Druck in uns Deutschen das Bedürfniß nationaler Einigung und Einigkeit zum Bewußtsein bringe. So traten zuerst den einbrechenden Römern gegenüber deutsche Gaugemeinden zu einem kraftvollen Bunde zusammen; so schlossen sich später, von Osten und Westen bedrängt, die kleinen Stammgemeinden zu größeren Völkerschaften zusammen; so brachte dann nur das gezückte Schwerdt der über den Rhein vorgedrungenen Franken die Stämme des innern Deutschlands unter ein Scepter und ein Regiment; so waren es unfraglich auch jetzt die Raubzüge der Dänen, Ungern und Wenden, die vor Allem die deutschen Stämme nöthigten sich enger aneinander zu schließen, und dadurch vornehmlich setzte sich die Herrschaft der Könige fest, daß es ihnen gelang, überall die äußeren Feinde aus dem Felde zu schlagen und die Freiheit und Selbstständigkeit des deutschen Volks nach außen zu sichern. Aber in großen, nicht minder gefahrvollen inneren Kämpfen wurde dann die Einheit des Reichs behauptet, und Mannhaftigkeit, Festigkeit und Weisheit vollendeten erst, wozu die Noth des Augenblicks den ersten Fingerzeig gegeben hatte. Nicht äußerer Zwang allein, auch strahlende Tugenden gründeten das Reich der Deutschen.

Als die Universalmonarchie Karls des Großen verfiel, regte sich in allen Völkern der Trieb auf nationaler Grundlage ihr staatliches Leben neu zu gestalten. Nirgends ist dies ohne große innere Kämpfe gelungen, nirgends ohne den Zwang der Noth und den Druck äußerer Feinde durchgesetzt; aber nirgends ist man so früh glücklich zum Ziele gediehen, als gerade in den deutschen Ländern. Innerhalb weniger Jahrzehente wurde ein Reich begründet, daß sich bis in unser Jahrhundert erhalten hat und auf dem unser politisches Dasein noch jetzt zum größten Theile fußt; ein Reich, dessen Ordnungen und Einrichtungen das altgermanische Wesen viel klarer abspiegelten, als jene kunstreiche Organisation der karolingischen Monarchie, das sich aber darum doch nicht aus der großen Gemeinschaft der germanisch-romanischen Welt schied, die durch Karl den Großen begründet war. Mochten die Nationen sich jetzt trennen, schon war allen staatlichen Einrichtungen so tief der Charakter des germanischen Wesens eingeprägt, daß ihre Entwickelung keinen ganz verschiedenen Gang mehr nehmen konnte. Und umschloß sie nicht alle zugleich dieselbe Kirche, in allen ihren Formen, ihrer Sprache und Bildung eben so kenntlich den Stempel des römischen Wesens tragend, als der Staat den des germanischen trug! Man kann es beklagen, daß, als ein selbstständiges deutsches Reich sich bildete, die Kirche nicht nur römisch blieb, sondern die deut-

sche Sprache aus der Kirche und Schule mehr noch als zuvor verdrängt wurde, daß die ganze Litteratur ein römisches Gewand annahm und Roms Sprache sich sogar zur Hofsprache der deutschen Könige ausbildete; aber wie man dies auch beklagt, es wird sich doch nicht in Abrede stellen lassen, daß gerade hierdurch erst die Gefahr völlig beseitigt wurde, daß das deutsche Volk aus dem großen Gange der Bildungsgeschichte heraustråte. Wohl nur so konnte unser Volk sich mitten in der allgemeinen Entwickelung der Kultur dauernd erhalten, als es sich, von den Völkern des Westens und Südens gesondert, zu politischer Selbstständigkeit erhob.

Und wie glänzend und gewaltig tritt unser Volk, sobald sich seine Kräfte in einem nationalen Königthum sammeln, in die Geschichte ein, wie zeigt es sich sogleich ganz von seiner großen Aufgabe für die Entwickelung der Menschheit erfüllt! Deutsche Waffen waren es, welche der zerstörenden Wuth heidnischer Völker wehrten, die die Bildung des Abendlands abermals mit Vernichtung bedrohten. Deutsche Priester waren es, welche das Evangelium den heidnischen Stämmen im Norden und Osten brachten, so daß die dunkeln Schatten des Heidenthums mehr und mehr wichen und die hellen Strahlen der wahren Religion weiter und weiter die Welt durchdrangen. Wie zerrissen, wie thatenarm, in wie abhängiger Schwäche erscheinen neben diesem neuen deutschen Reiche die anderen christlichen Staaten des Abendlands: Frankreich, Italien und Burgund!

Die hohe Stellung, die das deutsche Volk damals gewann, dankte es aber vor Allem seinen beiden großen Königen aus dem Sachsenstamme. Otto vollendete, was Heinrich begründet hatte. Freilich war Manches in anderer Weise, als es vor des Vaters Seele gestanden hatte, von dem Sohn in das Leben gerufen: die königliche Gewalt war erhöht worden, das Herzogthum hatte an seiner ursprünglichen Bedeutung für die einzelnen Stämme verloren; aber der Grundriß des Baus war, wie ihn Heinrich vorgezeichnet hatte, doch auch jetzt geblieben. Der letzte Gedanke des Sohns schien noch derselbe, der einst den Vater beseelt hatte: Einigkeit des Reichs, soweit es die Sicherheit des Ganzen gegen äußere und innere Feinde erfordert; getrennte Verwaltung der einzelnen deutschen Stammesländer, soweit der Bestand des Reichs dadurch nicht gefährdet wird.

Wohl mochte es eine Zeit geben, wo Otto glaubte, es sei für ihn genug, so das Werk seines Vaters vollendet zu haben, und er habe damit seinen Beruf erfüllt. Aber die Kraft kann nicht ruhen,

und das Leben steht nicht still, sondern es lockt uns von einem Ziele zum andern. Als Otto die Stellung ermaß, die er sich und seinem Volke errungen hatte, als er die Lage der Welt überblickte, da bot sich ihm ein neues, höheres Ziel seines Strebens dar: die römische Kaiserkrone. Um sie zu gewinnen, war es nicht mehr genug, den Fußstapfen des Vaters zu folgen; sein Geist mußte zu anderen, stolzeren Gedanken sich aufschwingen, sein Fuß neue Bahnen betreten.

Heinrichs Name gehört der Geschichte Deutschlands an; in der Weltgeschichte sollten Ottos Thaten mit unverlöschlichen Zügen verzeichnet werden.



Drittes Buch.

Gründung des heiligen römischen Reichs deutscher Nation.
Das Kaiserthum der Ottonen.

951 — 1002.



1.

Italien in der kaiserlosen Zeit.

900—950.

„Wenn du die Kaiserkrone gewinnst, werden alle Königreiche dir „untergeben sein": so schrieb im Jahre 879 Papst Johann VIII. an König Ludwig den Sachsen. Es war ein blendender Schein, mit dem der römische Bischof den ehrgeizigen Karolinger zu täuschen suchte; denn in der That war das Kaiserthum damals nicht nur außerhalb Italiens ohne alle Macht, sondern hatte auch in den italischen Ländern bereits jede Achtung verloren.

In unsäglicher Schwäche hatte Karl der Kahle die wichtigsten Vorrechte der kaiserlichen Gewalt an die Geistlichkeit vergeudet. Wie er dem Papst im Wesentlichen die Herrschaft in Rom überließ, indem er den kaiserlichen Sendboten, der bis dahin die Rechte des Reichs in der Stadt wahrgenommen hatte, gänzlich zurückzog; wie er dem Papste zugleich in Mittel- und Unter-Italien Städte und Landschaften schenkte, die er zum Theil selbst nicht einmal besaß: so hatte er auch den lombardischen Bischöfen nicht nur ihre Immunitäten erweitert, sondern ihnen sogar innerhalb ihrer Sprengel jenes Aufsichtsrecht über die öffentlichen Beamten beigelegt, welches bis dahin die Sendboten ausgeübt hatten. Seitdem sank die königliche Macht in Italien tiefer und tiefer, und in ihr verlor das Kaiserthum die einzige Machtstütze, die ihm in seinem Verfall noch geblieben war. Mehr und mehr verblich seitdem der einst so strahlende Glanz des abendländischen Kaiserthums; er erlosch endlich fast unbemerkt, wie ein Licht, dem schon lange die Nahrung ausgegangen ist und das zuletzt nur noch in nächster Nähe einen falben Schein verbreitet.

Im Jahre 924 fiel unter dem Mörderdolch jener Berengar, der zuletzt in Sanct Peters Dom gekrönt war, den noch einmal ein ge-

900—950. lehrter Dichter Italiens in schwülstigen lateinischen Versen als Imperator verherrlicht hatte. Vier Jahre später beschloß der blinde Kaiser Ludwig, Bosos Sohn, zu Vienne ein Leben, das sich mehr als zwanzig Jahre in der größten Hülflosigkeit hingeschleppt hatte. Ihm, dem sprechendsten Abbilde des hinsterbenden Kaiserthums, hatten zuletzt nur noch seine wenigen Getreuen mit dem kaiserlichen Namen geschmeichelt; dieser Name, der höchste einst der Christenheit, war zu einem inhaltslosen Titel geworden und verklang dann ganz. Das Schattenbild des Kaiserthums, mit dem die Päpste ein halbes Jahrhundert ein Gaukelspiel getrieben hatten, blendete längst kaum Rom und Italien mehr, viel weniger die weite Welt, die es daher leicht verschmerzte, daß man in Rom sich den leeren Prunk einer neuen Kaiserkrönung ersparte.

Aber die Idee des Kaiserthums war darum nicht untergegangen, sondern beherrschte nach wie vor die Gemüther der Menschen, wie sie denn mit allen Vorstellungen und Anschauungen, welche jene Zeit von den Ordnungen in Kirche und Staat nährte, unauflöslich verschlungen und verwachsen war. Ob die Päpste, als in Italien das Geschlecht Karls des Großen ausgestorben war, aus feiger Furcht oder um schnöden Lohns willen an machtlose Fürsten Burgunds und Italiens die Kaiserkrone verliehen, ob zuletzt dieselbe ruhte und die Welt deshalb nicht schlechter zu bestehen schien, als unter jenen letzten Schattenkaisern; doch glaubte jene Zeit mit unerschütterlicher Festigkeit an das von Gott geordnete Kaiserthum und sah nach wie vor in ihm die höchste Gewalt der Christenheit, den Ausgangs- und Mittelpunkt aller Ordnungen des menschlichen Lebens. Dieses Regiment konnte zeitweise nicht in die Erscheinung treten, aber es erstarb darum nicht und mußte, wenn anders die Dinge eine Wendung zum Besseren gewinnen sollten, wieder zur Geltung gelangen.

Wir besitzen eine kleine merkwürdige Schrift „von der kaiserlichen „Gewalt in der Stadt Rom,“ die in dieser Zeit verfaßt ist; sie preist das Glück, dessen sich die Stadt und Italien unter den karolingischen Kaisern erfreut habe, und sie beklagt es laut, daß seit dem Abgang derselben das wahre Kaiserthum erloschen sei; daher, heißt es, rührten die ewigen Kriege und Streitigkeiten, daher die Rechtsverweigerungen und Gewaltthaten aller Art. Und nicht zu Rom allein erfüllten die Erinnerungen an das entschwundene Kaiserreich die Gemüther der Menschen. Auch der fränkische Mönch, der in seiner Klosterzelle die Geschichten der Vorzeit las oder schrieb; das Volk, welches beim Mahle die Lieder von Karl dem Großen sang; König Heinrichs

Ritter, die ihn nach dem Siege über die Ungarn auf dem Schlacht-
felde als Imperator begrüßten: sie alle lebten in der Idee des Kaiserthums. Ein Jeder, der tiefer in die Geschicke der Zeit sah, betrauerte es, daß die christlichen Staaten ohne gemeinsame Führung und Leitung seien. Daher, meinten Viele, rühre der Zeiten Nothstand, daher die Uebertretung aller menschlichen und göttlichen Gesetze, daher die Heimsuchung der Christen durch die heidnischen Völker, die von allen Seiten über das Abendland einbrächen; die Welt sei aus den Fugen, und so lange die starke Hand des von Gott geweihten Kaisers fehle, werde sie ihre rechte Bahn nicht wieder gewinnen.

Und allerdings, so war es! Der Zersplitterung und Schwäche der einzelnen Staaten Europas entsprach der Verfall des großen Ganzen; die staatliche Einheit des Abendlands, der Verband der christlichen Staaten war aufgelöst. Nur deshalb konnten Araber und Ungarn, Dänen und Wenden die Länder der römischen Christenheit über ein halbes Jahrhundert lang zum Tummelplatz ihrer wilden Raubgier und aller ihrer unbändigen Lüste machen, weil es keinen Kaiserruf gab, der alle die schlummernden Kräfte des Westens weckte, weil kein Weltbeherrscher die Fahne erhob, um die jene große thatenlustige Ritterschaft, welche sich selbst in zahllosen Fehden aufrieb, gegen die gemeinsamen Feinde sich schaaren konnte. Es war die Zukunft des Abendlands in Frage gestellt, wenn das Kaiserthum nicht hergestellt wurde, nicht sowohl dem Namen nach, als nach seiner wahren Bedeutung. Das römische Reich — denn noch immer faßte man die abendländische Christenheit in diesem Begriffe zusammen — bedurfte mehr als je einer starken leitenden Hand, eines Kaisers, der in Wahrheit ein Kaiser war.

Aber wie sollte eine kaiserliche Gewalt hergestellt werden, die ihres Namens würdig war?

Papst Johann **VIII.** hatte es offen ausgesprochen, daß er den Kaiser, den er krönen sollte, auch zu wählen habe, und in der That hatten seit dem Tode Kaiser Ludwigs **II.** die Päpste nach ihrem Ermessen über die Kaiserkrone verfügt. Die Welt hatte ihnen das angemaßte Recht so lange nicht bestritten, daß es schon für verjährt galt. Aus der Hand des Nachfolgers Petri glaubte das Abendland daher allein den Kaiser empfangen zu können. Aber wer hätte damals von einem Papste eine große That oder einen segensreichen Entschluß erwarten können? Seit dem Beginn des Jahrhunderts war sich eine lange Reihe von Schwächlingen und Lüstlingen auf dem Stuhl Petris gefolgt, die kaum ihre nächsten Umgebungen beherrschten, ge-

[illegible] schweige denn auf die Geschicke der Welt einen durchgreifenden Einfluß ausübten. Der einzige mannhafte Papst, der mitten in diesem verächtlichen Geschlecht erscheint, Johann X., hatte doch nur allein die nächsten Interessen Roms in das Auge gefaßt und sich mehr als Herr der Stadt, denn als Hirt der Christenheit gezeigt. Mit dem Kaiserthum selbst war das Papstthum auf das Tiefste gesunken, und fast ein Wunder war es, daß es nicht mit demselben erlosch. Ein Geschöpf dieser Päpste konnte das Abendland nimmer von dem Verderben retten.

Aber hätte selbst die Vorsehung einen gewaltigen Mann damals an die Spitze der römischen Kirche gestellt, er hätte bei der Herstellung eines machtvollen Kaiserthums unübersteigliche Hindernisse gefunden. Denn nach verjährtem Herkommen konnte die kaiserliche Gewalt nur dem Könige Italiens zufallen, und gerade das italische Königreich war unter allen Staaten des Abendlands in der ärgsten und erbarmungswürdigsten Zerrüttung. Alle Verhältnisse, alle staatlichen und kirchlichen, ja alle sittlichen Ordnungen gingen hier dem Anschein nach der gänzlichen Auflösung mit eilenden Schritten entgegen. Unmöglich schien es, daß Italien die tiefeingewurzelten Schäden seines Gemeinwesens aus eigener Kraft heilte, wie viel weniger war zu erwarten, daß es eine Regeneration des ganzen Abendlands durch eine lebenskräftige Herstellung des Kaiserthums herbeiführen würde.

Vergegenwärtigen wir uns, welches die allgemeine Lage der Dinge damals in Italien war. Selbst eine nur übersichtliche Betrachtung wird darüber keinen Zweifel lassen, daß die sittlichen, staatlichen und kirchlichen Zustände in diesem Lande es unmöglich machten, daß ein starkes Kaiserthum aus ihm hervorginge; sie wird zeigen, daß, wenn die Idee der kaiserlichen Gewalt wieder mit Kraft in das Leben treten sollte, sie durch eine dem Lande fremde Macht erweckt werden mußte, die zugleich, da nun einmal das Kaiserthum mit dem italischen Königthum in dem Laufe der Zeit gleichsam verwachsen war, die Herrschaft in Italien an sich reißen und feste Wurzeln hier schlagen mußte.

Wie gewaltig auch die Umwälzungen gewesen waren, welche Italien durch die wiederholte Eroberung und Einwanderung germanischer Stämme erlitten hatte, es war doch mit Nichten Alles, was dort die Kultur des Alterthums entwickelt und zur Reife gebracht hatte, im Sturm der Zeiten vernichtet worden. Die politischen Verhältnisse, durch die im Alterthume das Leben des Volkes bedingt und

geregelt war, hatten sich freilich aufgelöst, aber die Denkweise und die
Gewohnheiten der Menschen hatten damit nicht völlig geändert werden können. Wie wenn ein gewaltiger Bau durch ein Erdbeben in einen Schutthaufen verwandelt wird, die Pracht und Harmonie des Ganzen untergeht, aber die Baustücke bleiben, nur daß sie in wüster Unordnung auf- und durcheinander geworfen sind, so hatten sich auch die Elemente des antiken Lebens hier erhalten, aber sie konnten Jahrhunderte lang die verlorne Einheit und Fügung nicht wiedergewinnen.

Von freier Beschäftigung mit der Staatsverwaltung zurückgedrängt, des beschwerlichen Kriegsdienstes längst entwöhnt, hatten sich die Italiener schon in den Zeiten ihrer alten Imperatoren den bürgerlichen Geschäften des Friedens zugewandt und ihre Freude an dem gefunden, was in gemächlicher Ruhe den Geist zu beschäftigen und die Sinnenlust zu befriedigen vermag. Das in der Beschäftigung mit den Künsten und Wissenschaften, mit Handel und Gewerbe verweichlichte Volk verfiel endlich in drückende Knechtschaft; es mußte fremden Herren dienen, und seine Lage war kaum eine wesentlich verschiedene, ob es sich den nordischen Heeresfürsten beugte, die in das Land eindrangen, oder den Beamten des Kaisers von Constantinopel, die verheerend die entfernten Provinzen des Reichs durchzogen. Die politische Einheit der Halbinsel wurde gelöst, alle staatlichen Einrichtungen umgestaltet, das Leben nahm eine rauhe und kriegerische Gestalt an, die christliche Kirche stieg von einer Stufe der Macht zur anderen, und die Noth der Zeit wandte alle tieferen Gemüther ihr zu; die ganze Gestalt der Dinge schien verändert, aber die Natur des Volks wurde doch nicht völlig umgewandelt. Ob die Städte Italiens sich mit festen Mauern umgaben, sich Burgen in denselben und an den Abhängen der Berge erhoben, ob die Bewohner nothgedrungen endlich zu den Waffen greifen mußten; das Gewerbe ging seinen alten Gang, der Verkehr wurde in der alten Weise und auf den alten Straßen betrieben, und Italien vermittelte nach wie vor den Handel zwischen Morgen- und Abendland. Aehnlich war es mit der wissenschaftlichen Bildung. Mochte ein eifriger Papst, wie Gregor der Große, oder ein der Welt abgewandter Heiliger, wie Benedict von Nursia, die weltliche heidnische Bildung des Alterthums als dem Christenthum widerstrebend mit den Waffen heiligen Zornes bekämpfen, dennoch ergriff in Italien jene theologische Bildung, die sich nach und nach, namentlich von England aus, über das ganze Abendland verbreitete, nie dauernd die ganze Nation; es erhielt sich hier, von weltlichen

900—950. Lehrern fortgepflanzt, ein Rest der freien klassischen Studien, der nicht zu vertilgen war. Es war eine dürre und dürftige Gelehrsamkeit, zu der das wissenschaftliche Leben des Alterthums in den Rhetorenschulen Italiens herabgesunken war, aber wie aus dem Funken im dürren Reisig ein heller Brand sich anfachen läßt, so sollte auch der dort verborgene Geistesfunke einst noch der Welt einen weitleuchtenden Schein geben. Es war nicht ohne nachhaltige Folgen für die Entwickelung des menschlichen Geistes, daß mitten in dieser kriegerischen Zeit die Künste des Friedens nicht ganz untergingen, daß in einer ganz von geistlichen Richtungen bewegten Epoche auch die freiere geistige Bewegung nicht vollends erstarb.

Für Alles, was in den Augen des italienischen Volks Werth hatte, schienen die Langobarden, als sie das Land eroberten, kein Gefühl und keinen Sinn zu haben; und doch wie bald nahmen sie von den Besiegten Sitte und Denkart an! Daß sie so bald mit ihnen zu einem Volke verschmolzen, beruht nicht allein darauf, daß sie ihre Sprache mit der weicheren und bequemeren italischen Mundart vertauschten, oder darauf allein, daß sie endlich ihren Arianismus gegen die römisch-katholische Lehre aufgaben, es ist wesentlich mit dadurch bedingt, daß sich in allen ihren Lebensgewohnheiten beide Nationen nach und nach ausglichen. Die alten Einwohner des Landes lernten von den Eroberern die Waffenübung wieder und die sorgsamere Kultur des Bodens; diese von jenen Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft. Es ist eine äußerst merkwürdige Verordnung des Langobardenkönigs Aistulf erhalten, in welcher er Anordnungen für die Bewaffnung seines Volks trifft; er unterscheidet da drei Klassen von Grundbesitzern und drei Klassen von Kaufleuten: die größeren, mittleren und kleinen, und jede Klasse der Kaufleute muß mit der entsprechenden der Grundbesitzer den gleichen Kriegsdienst leisten. Es stand hiernach damals schon bei den Langobarden der Kaufmannsstand in einer Achtung, die er sonst noch bei keinem deutschen Stamme sich gewonnen hatte, und es kann kaum eine Frage sein, daß bereits auch freie Langobarden in diesen Stand eingetreten waren. Um dieselbe Zeit werden bereits Notare, Aerzte und Maler unter den Langobarden erwähnt, die ihrem Namen nach aus germanischem Blute entsprossen sind. Es ist ferner eine bemerkenswerthe Thatsache, daß der erste bedeutende Gelehrte, der in Italien nach Jahrhunderten wieder auftaucht, Paul Warnefrieds Sohn, einem edlen Geschlechte entstammte, dessen Ahnherr mit König Albuin nach Italien gekommen war. Seine Bildung beruht, wenn er gleich später in den geistlichen Stand trat,

wesentlich doch auf der profanen Litteratur des klassischen Alterthums. 900—950.
Der Gemahlin des Herzogs Arichis von Benevent, seiner Schülerin, gab er die römischen Geschichten des Eutrop zu lesen und setzte das Buch für sie fort. Man hat ihm einen Auszug aus dem grammatischen Werke des Festus beigelegt, der, wenn auch nicht von ihm, doch von einem seiner italischen Zeitgenossen herrührt. Der Lehrer Karls des Großen in der Grammatik und Rhetorik war Peter von Pisa, ein Zeitgenosse Paul Warnefrieds, und in denselben Wissenschaften zeichnete sich damals jener Paulinus aus, der später zum Erzbischof von Aquileja erhoben wurde. Die hervorragendsten Gelehrten am Hofe Karls des Großen waren, wie in den theologischen Wissenschaften Angelsachsen, so in der klassischen Litteratur Italiener und zwar besonders Lombarden.

Die fränkische Eroberung fand also weder die alten Langobarden, noch die frühere römische Bevölkerung in dem Lande, sondern eine neue aus germanischen und römischen Elementen gebildete Nation, zwar ohne die vielgerühmte kriegerische Kraft der alten Langobarden, aber in allen Künsten des Friedens bei weitem erfahrener und entwickelter, als es die rein germanischen Stämme waren. Wie folgenreich war es nicht schon, daß Italien auch unter der Langobardenherrschaft ein Land der Städte geblieben war, daß die Städte die Grundlage jener Gau- und Gemeindeverfassung geboten hatten, welche die Eroberer dort nach germanischer Sitte einführten, daß sogar die öffentlichen Beamten der Langobarden in diesen Städten ihren Sitz nahmen. Mit dem städtischen Leben hatten sich nicht geringe Reste der städtischen Gewerbe und der städtischen Bildung erhalten, wie sie sich denn erhalten mußten. Das Land war sichtlich schon wieder in Aufnahme, der Wohlstand entwickelte sich, Künste und Wissenschaften hoben sich, als Karl der Große das langobardische Reich eroberte, es alsdann mit einem großen Theile der Halbinsel, der immer den Waffen der Langobarden Widerstand geleistet hatte, enger verband und seinem gewaltigen Kaiserreiche einverleibte.

Die Herrschaft Karls schien die begonnene Entwickelung der Dinge eher zu fördern, als zu hemmen. Daß das Land in Grafschaften eingetheilt und zugleich die fränkische Heer- und Gerichtsverfassung eingeführt wurde, daß man vornehme Franken vielfach an die Spitze der Grafschaften gestellt sah, daß das Ansehen der Geistlichkeit gehoben und ihre Besitzungen von der Gerichtsbarkeit der öffentlichen Beamten befreit wurden, dies Alles schien im Anfange kaum wesentliche Nachtheile für die allgemeinen Verhältnisse herbeizuführen,

[illegible]—[illegible]. zumal die fränkischen Vasallen, die im Lande angesiedelt waren, sich bald genug den Eingebornen eng verbanden und schon in der zweiten Generation völlig als Italiener ansahen. Welcher Gewinn war es dagegen, daß Rom und Ravenna mit ihren Gebieten nun mit der Lombardei in nächste Berührung traten, daß die Verbindungen mit den gallischen und germanischen Ländern, die früher vielfach behindert waren, jetzt von allen Hemmnissen befreit wurden, daß alle jene friedlichen Künste Italiens an dem Kaiser nicht nur einen Schutzherrn, sondern den eifrigsten Förderer fanden. Italien gedieh so zu einem Wohlstande, den es seit Jahrhunderten nicht gekannt hatte, zu einer Höhe in Kunst und Wissenschaft, auf die man bald wieder mit Neid zurückblickte.

Aber allerdings hatte die fränkische Eroberung auch Einrichtungen dem Lande gebracht, die mit der Zeit eine äußerst verderbliche Wirkung übten. Vor Allem das Vasallenthum, das schon den Langobarden nicht ganz fremd, aber ohne tiefgreifenden Einfluß auf ihre politischen Einrichtungen geblieben war. Seine üblen Nachwirkungen erfuhr man, sobald die kaiserliche und königliche Gewalt der Karolinger in Italien erschlaffte, vornehmlich seitdem die Einsetzung der Sendboten unterblieb. Da erhoben sich auch hier überall die großen Vasallen mit demselben ungezügelten Uebermuth gegen die freie Bevölkerung und mit demselben Trotz gegen die Krone, wie in den gallischen und germanischen Ländern. Der von ihnen auf das Empörendste bedrückte Stand der Freien, den das Königthum schon nicht mehr schützen konnte, suchte nothgedrungen Schutz in den Immunitäten der Geistlichkeit und ergab sich meist mit seinem Eigenthume den Kirchen und Klöstern in Zinspflichtigkeit. Auch die Könige selbst wußten bald dem Adel gegenüber keinen andern Halt mehr zu gewinnen, als daß sie die Macht der Geistlichkeit auf alle Weise vergrößerten, ihre Besitzungen erweiterten, sie mehr und mehr von der öffentlichen Gerichtsbarkeit befreiten, ihnen endlich sogar das Aufsichtsrecht über die öffentlichen Beamten übertrugen. Die Kirchen und Klöster gediehen so zu einem unermeßlichen Reichthume, und es ist gewiß nicht zu viel behauptet, daß damals etwa die Hälfte des gesammten Grundeigenthums in Italien ihnen zufiel und durch ihre Immunitätsrechte gegen die Eingriffe der öffentlichen Beamten geschützt wurde. Die Geistlichkeit aber, unaufhörlich in die weltlichen Geschäfte hineingezogen, verlor mehr und mehr das Bewußtsein ihres Standes, erhob sich hier in Stolz und Hoffart und versank da in Ueppigkeit und Wohlleben. Von dem Adel stets mit neidischen Blicken angesehen, in den erwor-

denen Rechten gekränkt, oft mit roher Gewalt überfallen, mußten die Bischöfe und Aebte sich mit bewaffneten Schaaren umgeben, die sie durch Vertheilung des Kirchenguts zu Lehn oder in Pacht für sich gewannen; ja es blieb den geistlichen Herren häufig nichts anders übrig, als mit Aufopferung eines großen Theils des Kirchenvermögens sich den Beistand eines jener mächtigen Herren gegen die andren zu erkaufen. Das Lehnswesen hatte also hier, wie anderer Orten, keine andere Folge, als unausgesetzte Fehden des weltlichen Adels unter sich, Streitigkeiten zwischen diesem Adel und der Geistlichkeit, fast völlige Unterdrückung der gemeinen Freiheit. Am traurigsten aber wurde der Zustand Italiens, als die geistliche und weltliche Aristocratie nach dem Aussterben der Karolinger glaubte ganz nach eigenem Ermessen über die Krone Italiens verfügen zu können; als sie dann ihr Interesse dabei fand, diese Krone meist doppelt zu vergeben, um den einen Herrn durch die Furcht vor dem andern zu schwächen und von sich abhängig zu machen; als die Anarchie das förmlich anerkannte Princip der Großen ward, die alle Gewalt in dem Lande an sich gerissen hatten und so zu behaupten gedachten. An das Wohl des Ganzen dachte da Keiner von ihnen mehr, sondern Jeder suchte nur sich selbst eine selbstständige Gewalt in den seiner Obhut vertrauten Bezirken zu gründen. Die Bischöfe strebten nach der unbeschränkten Herrschaft in ihren Städten, die Grafen nach der freien Gewalt in ihren Grafschaften, und namentlich gelang es bald den mit ausgedehnteren Vollmachten bekleideten Grenzgrafen, die anderen Vasallen der Krone in ihrer Mark von sich abhängig zu machen und so geschlossene Territorien zu bilden, in denen sie mit willkührlicher Gewalt herrschten. So erhoben sich im nördlichen Italien die Markgrafen von Friaul und Ivrea, im mittleren die von Tuscien und Spoleto, von denen die letzteren meist auch im Besitze der Mark von Camerino waren, zu einer Selbstständigkeit, bei der ein Reichsregiment nicht mehr bestehen konnte.

900—950.

Als zu dieser Zeit Italien von den wildesten und erbittertsten Feinden der Christenheit angegriffen wurde, zeigten sich sofort die traurigsten Folgen der inneren Zersplitterung. Nirgends begegneten die Feinde einem nachhaltigen Widerstand; trotz der großen und befestigten Städte, trotz der Volksmenge in denselben hausten Räuberschwärme überall ungestraft in dem reichen Lande und plünderten mit unersättlicher Habgier seine schönen Schätze. Schon seit geraumer Zeit verheerten Araber, die von Sicilien herübergekommen waren, die Küsten des südlichen und mittleren Italiens; bis in die Nähe

900—950. Roms waren sie bereits im Jahre 846 vorgedrungen, aber an dem Widerstande der Kaiser und Päpste waren damals noch ihre Unternehmungen gescheitert, wenigstens gelang es ihnen nicht in dem mittleren Italien dauernd festen Fuß zu fassen. Jetzt erneuerten sie ihre Angriffe und mit dem glücklichsten Erfolge. Um das Jahr 880 setzten sie sich an der Mündung des Garigliano fest, erbauten hier eine Burg und drangen tief in das Land ein, um es so bald nicht wieder zu verlassen. Von den Schluchten im rauhen Marsergebirge aus, die sie zu ihren Räuberhöhlen erwählt hatten, schweiften sie nach der einen Seite bis zum adriatischen, auf der andern Seite bis zum tyrrhenischen Meere, bis zum Po erstreckten sich landeinwärts ihre verheerenden Züge; ihre reiche Beute schleppten sie dann dem Garigliano zu, wo Schiffe bereit standen, um sie nach Sicilien und Afrika zu führen. Kaum eine Stadt in der Nähe widerstand ihnen auf die Dauer; die einsam liegenden Klöster wurden von den Mönchen verlassen und der Zerstörung überlassen; die Umgegend von Rom war in keinem Augenblick sicher, und lange blieben den Pilgern, die vom ganzen Abendlande zur Peterskirche eilten, alle Zuzüge zu den heiligen Stätten versperrt. Fast dreißig Jahre beherrschten, kann man sagen, die Ungläubigen das mittlere Italien, bis endlich Papst Johann X. die Kräfte des Landes gegen sie aufbot. Unter der Führung des Markgrafen Alberich von Camerino schaarten sich die waffenfähigen Einwohner von Rieti, Nepi und Sutri zusammen, mit ihnen zogen die Bewohner der Sabina und der umwohnenden Orte in den Marken von Spoleto und Camerino aus; in mehreren blutigen Schlachten litten die Araber große Verluste und zogen sich endlich nach ihrer Burg am Garigliano zurück. Von den Griechen unterstützt, umzingelte Alberich sie hier sofort und stürmte die Burg; in einem furchtbaren Gemetzel fielen die Meisten der Feinde; die Wenigen, die dem Schwerte entrannen, geriethen in die Gefangenschaft der Christen. So wurden wenigstens Rom und Mittel-Italien im Jahre 916 von diesem schlimmen Feinde befreit.

Andauernder wurde das reiche lombardische Land durch arabische Horden verwüstet. Um das Jahr 889 waren Piraten aus Spanien an der Küste der Provence gelandet und hatten am Golf von Saint-Tropès eine Burg, Fraxinetum damals genannt, in Besitz genommen. Der Ort, jetzt Garde-Frainet geheißen, war zu Streifzügen in die schlechtvertheidigten Landschaften des burgundischen Reichs günstig belegen, und bot zugleich Gelegenheit zu Einfällen in das norditalische Land. Bald sammelte sich hier eine immer größere Schaar von Ungläubigen,

und die Araber von Fraxinetum wurden bald weit und breit die gefürchtetsten Feinde. Durch das Glück ermuthigt, drangen sie tiefer und tiefer in die Thäler der Alpen ein, besetzten hier besonders die von Kaufleuten und Pilgern vielbetretenen Alpenstraßen, die Italien mit den gallischen Ländern verbanden, und lange konnte Niemand unbelästigt von ihnen die westlichen Alpen übersteigen. Von hier aus durchzogen sie plündernd weithin die Abhänge des Gebirgs, drangen bis zu den Städten der Ebene vor, und gründeten sich endlich am Sanct Bernhard, an vielen Orten der Provence, der Dauphinée, in Savoien und in Wallis feste Burgen, in denen sie sich fast ein Jahrhundert hindurch behaupteten; noch jetzt weisen die Namen mancher Ortschaften und Berge dort, die arabischen Ursprungs sind, auf die Zeiten hin, als jene schlimmen Gäste die größte Geißel der Alpenbewohner und Alpenwanderer waren. Mehrfache Versuche, welche die Könige Burgunds gemacht hatten, das Räubernest in Fraxinetum zu zerstören, waren ohne allen Erfolg geblieben, und gleichwie die burgundischen Länder erlitten auch die ligurischen Küsten und die Markgrafschaft von Ivrea stets aufs Neue Verheerungen durch diese gefürchteten Nachbarn, die in der Plünderung der Christenstädte ein Verdienst um ihren Gott und seinen Propheten sahen.

900—950.

Bei weitem verheerender indessen, als die Züge der Araber, waren die Einfälle der Ungarn, die sich seit dem Jahre 899, wo die Barbaren des Ostens zuerst die gesegnete lombardische Ebene betreten hatten, schnell nacheinander folgten. Seitdem die Ungarn von den deutschen Ländern in siegreichen Kämpfen zurückgewiesen waren, ergossen sie sich fast Jahr für Jahr in unzählbaren Schaaren über das nördliche Italien, wohin sie die zahlreichen Städte mit ihren strahlenden Schätzen lockten. Die schlechten, in der Eile aufgeführten Burgen Sachsens und Thüringens waren in unsren Gegenden ihnen zum Verderben geworden; die Städte Italiens, seit Jahrhunderten wohlbefestigt, hielten sie nicht nur nirgends auf, sondern zogen sie vielmehr herbei; gerade die volkreichsten Städte der Lombardei wurden zuerst geplündert oder mußten durch große Geldsummen ihren Abzug erkaufen. Pavia, nach Rom damals die schönste Stadt des Abendlands, war bereits i. J. 924 in einen Schutthaufen verwandelt. Dreiundvierzig Kirchen sollen ein Raub der Flammen geworden sein; von einer unzähligen Menge von Einwohnern nur zweihundert das Leben gerettet haben. Das mittlere Italien zog mit seinen rauhen Gebirgen die Ungarn weniger an, aber es ist kein Zweifel, daß sie schon um das Jahr 926 bis in die Umgegend Roms vordrangen, Alles

900—950. hier verheerten und durch die toscanische Landschaft ihren Rückzug nahmen. Noch mehrmals erschienen sie in den folgenden Jahren wieder vor Rom, bis es vor dem Thore von S. Giovanni, wahrscheinlich im Jahre 942, zu einer blutigen Schlacht kam, nach der die Ungarn den Rückzug antraten. Als sie dann bei Rieti von einem langobardischen Heere noch einmal eine schwere Niederlage erlitten, kehrten sie in diese Gegenden nicht mehr zurück, sondern begnügten sich die lombardische Ebene nach allen Seiten zu durchziehen und plündernd zu verheeren.

Es ist unglaublich, was Italien während der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts litt. Alle Schriften jener Zeit sind voll von Klagen über die Plünderungen, Brandstiftungen, Raubthaten und Gewaltthätigkeiten jeglicher Art, die damals das Land durch innere und äußere Feinde erfuhr, und so entsetzlich diese Schilderungen sind, so bleiben sie doch noch weit hinter der Wirklichkeit zurück. Wir wissen, auch die deutschen Länder erfuhren ein ähnliches Schicksal, auch dort begegneten uns im Anfang des Jahrhunderts dieselben inneren Zerwürfnisse, auch dort sehen wir die Marken überall von den Feinden durchbrochen; aber das Unglück übte auf unser Volk eine kräftigende und bessernde Gewalt. Man sah die hereinbrechenden Plagen als eine Strafe des Himmels an, man erhob die Herzen und Hände zu der Barmherzigkeit des Herrn, im Vertrauen auf Gottes gnädigen Beistand griff man dann zu den Waffen und gewann die ruhmvollsten und folgenreichsten Siege über die äußeren Feinde, während zugleich die Einheit der deutschen Länder auf neuen Grundlagen befestigt, die Ordnungen in Kirche und Staat hergestellt und durch die unablässige Thätigkeit einer sich neu heranbildenden trefflichen Geistlichkeit der religiöse und sittliche Zustand des Volks gehoben wurde. So hatte man sich aus der schmählichsten Zerrüttung schon um das Jahr 950 zu einer weithin geachteten ehrenvollen Stellung erhoben, und zwar hauptsächlich dadurch, daß das Königthum sich zum Mittelpunkt der geistigen Erhebung des Volks gemacht und die besten Kräfte desselben um sich gesammelt hatte. Wie anders aber wirkten die schweren Fügungen Gottes auf das italische Volk!

Die sittlichen und geselligen Ordnungen zeigten sich alsbald in Italien in der grauenvollsten Auflösung begriffen. Alle Bande der Scheu und des Gehorsams wurden gesprengt; in zuchtloser Willkühr walteten überall die entfesselten Lüste und Leidenschaften; nur auf das sinnliche Leben war man bedacht, auf Essen und Trinken, prunkende Schätze

und schöne Weiber; alle höheren Güter der Menschheit, welche das 930—950. Leben erst zum Leben machen, hatten für dieses eben so verweichlichte, als sittlich rohe Geschlecht ihren Werth verloren. Eine Weiberherrschaft entwickelte sich hier, wie sie die Welt nie wieder gesehen hat. Königreiche, Fürstenthümer, Bisthümer und Abteien hingen von dem Lächeln oder Schmollen hochgestellter Buhlerinnen ab; ihre Lüste und Ränke entschieden das Wohl und Wehe des Volks; an ihren Blicken hingen Könige und Ritter, Bischöfe und Priester. Die ganze Nation stürzte sich, als sei der ausgelassenste Geist des Alterthums zurückgekehrt, in bacchantischem Taumel von Sinnenlust in Sinnenlust. Während das Unglück die sittliche Kraft der Deutschen stärkte, nahm es den Italienern den letzten Rest von Mannhaftigkeit und Ernst.

Nach dem Leben der Geistlichkeit wird man zu allen Zeiten am besten den sittlichen Standpunkt einer Nation beurtheilen. Wie aber damals das Leben der Bischöfe in Italien war, schildert uns der Lothringer Rather, der zweimal während dieser Zeit auf dem Bischofsstuhl von Verona saß, *) mit kräftigen Farben. Wir sehen da, wie sich jene vornehmen Bischöfe der Lombardei in griechischem Schmucke und babylonischer Pracht kleiden; sie liegen beim Mahle, umtönt von verbuhlten Liedern und gefesselt von lüsternen Tänzen; dann eilen sie zur Jagd und lassen zu raschem Fluge den Falken aufsteigen, oder sie fahren prunkend auf hohen Wagen einher, stolz herabsehend auf die sie umwogende Menge, bis sie der Einbruch der Nacht aufs Neue zu den Genüssen der Tafel ladet; endlich eilen sie den Freuden des Betts zu, auf dem sie am Morgen mit einem Fluch auf den Lippen erwachen. Von wahrhaft kirchlichem Leben war keine Spur mehr in Italien vorhanden, die Religiosität bestand in der äußerlichsten Werkheiligkeit, in Schenkungen an die Kirche, mit denen überdies meist naheliegende gewinnsüchtige Absichten verbunden waren. Alle Ordnungen in der Kirche waren erschlafft, Synoden traten selten zusammen und dann gemeinhin nur um politischer Interessen willen. Denn der Politik allein widmeten die Bischöfe die wenige Zeit, welche die Schwelgerei zu ernsten Beschäftigungen ließ.

Will man dagegen das Leben der Klostergeistlichkeit kennen lernen, so muß man eine um das Jahr 1000 geschriebene Schrift des Abts Hugo von Farfa über die Zerstörung seines Klosters lesen. Durch die Freigebigkeit der Karolinger war der Zustand der Klöster überall in Italien ein äußerst blühender gewesen, aber wie diese

*) Vom Jahre 931—935 und 946—948.

900—950. meist außerhalb der Städte lagen, hatten sie bei den feindlichen Einfällen zuerst und am meisten gelitten. So war auch das Kloster Farsa im Sabinergebirge, eines der reichsten in Italien, von den Arabern zerstört worden, und die Mönche hatten sich nach allen Seiten zerstreut; theils waren sie nach Fermo, theils nach Rieti, theils nach Rom gezogen. Um das Jahr 925 kehrten sie zurück, und das Kloster wurde wieder aufgebaut; aber schon der erste Abt, dem das Kloster die Herstellung verdankte, machte an den Mönchen die schlimmsten Erfahrungen. Zwei derselben wurden endlich seine Mörder, maßten sich den Namen von Aebten an, theilten sich in die Güter des Klosters und nahmen sich Weiber. Campo, der eine von ihnen, zeugte dann drei Söhne und sieben Töchter, die er sämmtlich aus den Gütern des Klosters ausstattete; eine seiner Töchter hatte er sogar an einen Juden, mit Namen Azo, verheirathet und auch diesen seinen Schwiegersohn mit Besitzungen des Klosters bedacht. Der andere Mörder, Hildebrand mit Namen, stattete seine vielen Kinder ebenso reichlich aus dem Klostergut aus, das fast ganz verschleudert wurde. Auch die Mönche hatten sich Weiber genommen und wohnten zerstreut mit ihnen in Landhäusern; sie rissen zuletzt selbst ihre Wohnungen im Kloster nieder, damit sie nicht wieder in dasselbe einzuziehen gezwungen würden; nur von einem Sonntage zum andern kamen sie zur Klosterkirche, um Messe zu lesen und zu hören, dann kehrten sie mit dem dort gestohlenen Gold und Silber zurück und ließen daraus Ketten und Geschmeide für ihre Weiber machen. Rom hatte zuletzt ein Einsehen, man schickte Mönche nach Farsa, die das Kloster reformiren sollten; aber sie fanden die übelste Aufnahme und retteten kaum das Leben. Mit Gewalt wurde endlich von Rom ein neuer Abt gesetzt, der nun als der dritte neben Campo und Hildebrand den Abtsnamen führte, aber bald darauf wurde er vergiftet, und sein vom Papst ernannter Nachfolger ging binnen Kurzem wieder selbst auf das zuchtlose Treiben der Mönche ein. Von den Leuten des Papsts wurde dieser Abt im Ehebruch ertappt und ergriffen; er trug kein Bedenken sich mit Kirchengut von der Strafe zu lösen. Alle Versuche Roms, der gräulichen Sittenlosigkeit im Kloster zu steuern, scheiterten, so lange das Reich eines mächtigen Kaisers entbehrte.

Der antichristliche Geist, der die gesammte italienische Geistlichkeit damals beherrschte, spricht sich vielleicht am deutlichsten in der Richtung aus, in welcher sich die Litteratur Italiens erhalten hatte und weiter bewegte. Denn obwohl der Laienstand derselben hier weniger fern stand, als bei den anderen Völkern des Abendlands, war

es doch auch hier der Klerus vornehmlich, der der wissenschaftlichen Bildung Anstoß und Ziel gab. Wir finden nun neben Schriftwerken, die in der traurigsten Formlosigkeit ein unwiderlegliches Zeugniß des tiefsten wissenschaftlichen Verfalls ablegen, andere sich hoch über Alles erheben, was in der nachkarolingischen Zeit in den anderen Ländern Europas geleistet wurde. Liudprand von Cremona, der um die Mitte des zehnten Jahrhunderts blühte, zeigt sich in seinen Werken als einen lebendigen, vielseitig gebildeten Geist, der die Form der Darstellung beherrscht und seinen Leser wohl zu unterhalten weiß. Der Dichter, der die Thaten Kaiser Berengars besang und dessen Name uns unbekannt geblieben ist, ahmt zwar nur die Muster der klassischen Zeit nach, aber nicht ohne ein gewisses Geschick. Doch es ist nicht das Leben einer christlichen Zeit, sondern vielmehr die nackte Sinnlichkeit des entarteten Alterthums, die diese und die anderen italischen Schriftwerke jener Zeit überall durchdringt. In der abschreckendsten, widerwärtigsten Gestalt, einem Gespenste gleich, tritt uns der Geist der heidnischen Litteratur hier entgegen. Da ist es denn nicht zu verwundern, wenn man sich weniger an der Bibel und an der kirchlichen Litteratur heranbildete, als an den alten Dichtern, Philosophen und Rednern, wenn die Anführungen aus diesen dicht gesäet sind, während sich selten eine Hinweisung auf die heiligen Schriften findet. Bis zu welchen Verirrungen es kam, zeigt die Geschichte eines Grammatikers, Wilgard mit Namen, der um die Mitte des Jahrhunderts zu Ravenna lehrte. Ihm erschienen, so wird erzählt, böse Geister in der Gestalt des Virgil, Horaz und Juvenal und verkündeten ihm unsterblichen Ruhm, weil er um die Verherrlichung ihres Namens sich so große Verdienste erworben habe. Darüber wurde Wilgard, wie wir weiter hören, so aufgeblasen, daß er gegen die Kirchenlehre auftrat und behauptete, man müsse den Worten der Dichter mehr Glauben schenken, als den Lehren der Schrift; zuletzt wurde er als Ketzer zum Tode verurtheilt. Wilgard stand, wie uns ausdrücklich berichtet wird, nicht allein, und es begreift sich daraus, daß Rather so oft gegen jene Gelehrten eifert, welche die ewige Weisheit Thorheit hießen und die Geschichte der Heiden der heiligen Geschichte vorzögen. Wir wissen von ihm, daß die Städte Italiens voll waren von Gelehrten, die sich mit eitler Weisheit brüsteten und gern Doctoren und Magister nennen ließen, wie auch daß die Wissenschaft schon damals in Italien sich gut bezahlt machte.

900–950.

Wenn Rather sich gegen die Philosophen Italiens erhebt, d. h. gegen alle Diejenigen, welche auf wissenschaftliche Bildung und Ge-

900—950. lehrsamkeit Anspruch machten, dann nennt er sie wohl „Weltweise“ und „Männer städtischer Bildung.“ Und allerdings hatte diese Bildung der Grammatiker und Rhetoren im Gegensatz gegen die geistlich-theologische, die sonst im ganzen Abendlande herrschte, einen überwiegend weltlichen Character. Daher wurde sie auch die Mutter der practischen Wissenschaften, der Medicin und Jurisprudenz, in denen es Italien bekanntlich bald allen Ländern Europas zuvorthat. Die älteste berühmte Schule der Medicin zu Salerno läßt sich bis in das zehnte Jahrhundert verfolgen, die älteste Rechtsschule, die zu Pavia, bis in dieselbe Zeit; beide aber sind hervorgegangen aus Rhetorenschulen und standen in unmittelbarer Verbindung mit solchen. Und wie diese Bildung weltlich ist, weist sie zugleich auf ein entwickeltes städtisches Leben hin, in dem sie ihre Grundlage findet und sich bewegt. Es zeigt sich also auch hier, daß jener städtische Verkehr, der in Italien von den ältesten Zeiten her sich gebildet hatte, mit Nichten in Stocken gerathen war.

So viele Störungen auch der Handel Italiens in dieser Zeit erleiden mochte, er verfolgte doch unverändert die alten Straßen; wir begegnen italienischen Kaufleuten nach wie vor überall im Innern des Landes, wie auf den Uebergängen der Alpen. Wenn Italien bei den Verwüstungen der Feinde so wenig verarmte, daß es vielmehr fortwährend als ein reiches Land erscheint, so dankte es dies mehr noch als der Fruchtbarkeit seines Bodens dem regen und ausgedehnten Handelsverkehr der Einwohner. Das Handwerk wurde wohl meist noch von hörigen Leuten betrieben, die aber mehr und mehr in den Schutz der Kirche kamen, und aus diesem allmählich zur Freiheit aufstiegen. Waffenschmiede, Goldschmiede und Baumeister waren unter den Werkleuten am meisten geehrt; und besonders mußten die Letzteren vollauf beschäftigt sein, da die zerstörten Städte sich bald wieder erhoben und die verfallenen Wälle und Mauern überall mit besonderem Eifer hergestellt wurden. Jede einzelne Burg, jede Stadt wurde jetzt mit festen Mauern und Thürmen umgeben; denn da von keiner anderen Seite Hülfe zu erwarten war, schützte jede Gemeinschaft sich selbst, so gut sie vermochte. Rom hatte damals auf seinen Mauern 381 feste Thürme, 46 besonders befestigte Castelle und 6800 Brustwehren. Kaum minder fest waren die Städte der Lombardei. Mit welcher Schnelligkeit man baute, zeigte das Beispiel Pavias. Nachdem die Stadt im Jahre 924 fast vernichtet war, mußten im folgenden Jahre die Wälle bereits wieder hergestellt sein, denn Pavia hielt eine neue Belagerung aus; und dreißig Jahre später zählte die Stadt wieder zu den reichsten

und schönsten Italiens. Die Ortschaften auf den venetianischen Inseln 900—950. waren von den Ungern gleich auf ihrem ersten Zuge zerstört worden; bald darauf erhob sich als Mittelpunkt der Republik die Stadt am Rialto, die zum Wunder der Welt wurde. Die meisten Gebäude in den Städten Italiens wurden freilich — selbst die Kirchen und Paläste — aus Holz aufgeführt, aber man arbeitete doch mit einer gewissen Pracht und schonte in der Ausführung das Gold nicht, das reichlich aus dem Oriente zufloß.

Diese Zeit innerer Auflösung hemmte aber nicht allein die Entwickelung des städtischen Lebens in Italien nicht, sondern beförderte sie vielmehr in ungewöhnlichem Maße. Die Unsicherheit auf dem platten Lande trieb viele Bewohner desselben in die Städte, wo sie sich dauernd niederließen; die Mauern und Gräben, welche jetzt regelmäßig die Städte umgaben, schieden das Stadtgebiet bestimmter von dem ländlichen Bezirk, mit dem es bisher in der Grafschaft vereinigt gewesen war; endlich wurde dies Gebiet auch öfters schon rechtlich von der Grafschaft getrennt und dem Grafengericht entzogen, indem durch königliche Privilegien die Immunität der Bischöfe über die ganze Stadt ausgedehnt wurde, selbst über die freien Männer, die in derselben wohnten und deren Zahl bereits gewaltig zusammengeschmolzen war. Denn um den Belästigungen der Grafen und andrer öffentlicher Beamten zu entgehen, hatte sich der größere Theil der Freien, welche in den Städten wohnten, allmählich in ein Schutz- oder Dienstverhältniß zu den Kirchen begeben, und waren damit entweder unmittelbar unter die Gerichtsbarkeit des Bischofs und seines Vogts gerathen oder wurden doch von diesen in den ordentlichen Gerichten vertreten. Der Gerichtssprengel der Grafen in den Städten selbst und die mit demselben verbundenen Gefälle des Staats waren dadurch in dem Grade verringert worden, daß die Könige zuletzt keinen Anstand nahmen, sie einzelnen Bischöfen ganz zu überlassen; nur der Blutbann wurde meist noch den Grafen vorbehalten, und das Gericht des Königs und seines Pfalzgrafen als höhere Instanz festgehalten. Durch diese Entwickelung erst wurden die Städte in sich völlig abgeschlossen, und es konnten sich nun in ihnen auf eigene Weise eine Verfassung und ein besonderes städtisches Gemeinwesen gestalten und ausbilden. An die Spitze der Stadt trat dann der Bischof selbst, dem auch der Königshof mit allen dazu gehörigen Leuten und Einkünften überlassen wurde; in seinem Namen wurde das Gericht gehalten, er mit seinen Vasallen beherrschte die Stadt, die Ein-

900—950. wohnerschaft wurde zu seinen Hintersassen, und die ganze Stadt konnte als Eigenthum der bischöflichen Kirche angesehen werden.

Nicht überall ist es zu einer solchen Ausbildung der bischöflichen Hoheit über die Stadt gekommen. Wo sich mächtige Fürstengeschlechter in den Marken Ober- und Mittel-Italiens erhielten, sind alle Bestrebungen der Bischöfe zur Selbstständigkeit in ihren Städten zu gelangen ohne dauernden Erfolg geblieben; dagegen haben die Ansprüche der hohen Geistlichkeit sich in den meisten großen Städten der lombardischen Ebene durchgesetzt. Doch auch hier nur allmählich. Denn die Privilegien der Könige und Kaiser allein reichten nicht aus, um die Bischöfe gegen den neidischen Adel zu schützen, es bedurfte dazu materieller Kräfte, eines gefüllten Schatzes und eines schlagfertigen Vasallenheeres, das die errungenen Rechte mit bewaffneter Hand schützte. Die ältesten Privilegien, die uns Städte bereits als geschlossene Immunitäten der Kirche zeigen, gehören den letzten Jahren des neunten und dem Anfange des zehnten Jahrhunderts an. Im Jahre 892 wurde dem Bischofe von Modena zur Wiederherstellung der zerstörten Stadt der ganze Königszins in derselben, der Grund und Boden, die Thore, Brücken und Straßen geschenkt und ihm die Erlaubniß ertheilt, im Umkreis einer Meile Befestigungen um die Stadt anzulegen. Im Jahre 904 fiel dem Bischofe von Bergamo eine ähnliche Schenkung zu; die ganze Stadt wurde unter seinen Schutz und seine Gerichtsbarkeit gestellt. Im Jahre 916 erhielt der Bischof von Cremona alle Zölle und öffentlichen Einkünfte, wie die vollständige Gerichtsbarkeit in der Stadt und im Umkreis von fünf Meilen. Die Grafschaft selbst gewannen damals die Bischöfe noch nirgends, sondern nur Exemtionen von der Gewalt der öffentlichen Beamten, aber ihre Immunitäten wuchsen mehr und mehr an räumlicher Ausdehnung, wie an Umfang der Rechte, und im Anfange des zehnten Jahrhunderts gingen in der Lombardei schon einzelne volkreiche Städte ganz in dieselben auf.

Obwohl diese städtischen Immunitäten der Bischöfe die Keime einer großen und segensreichen Entwickelung in sich hegten, trugen sie doch damals nicht wenig dazu bei die Verwirrung und Auflösung der Verhältnisse Italiens noch zu befördern. Die Könige hatten die Macht der Bischöfe hauptsächlich deshalb also erweitert, um in ihnen eine Stütze gegen den Adel des Landes zu finden, aber die Bischöfe, sobald sie in der städtischen Bevölkerung einen starken Anhang hinter sich hatten, trennten alsbald ihr Interesse von dem der Krone; sie bewaffneten und unterstützten mit demselben Eigennutz und derselben

Treulosigkeit, wie die weltlichen Großen, einen Bewerber um die Krone gegen den andern; auch sie wechselten unablässig die Partei, wo sich ihnen ein Gewinn zeigte, und untergruben unbedachtsam das Ansehn des Königthums, anstatt es zu stützen. So war unter den schwachen Wahlkönigen, die den karolingischen Erbkönigen folgten, trotz der Kaiserkrone, die sie meist erlangten, die königliche Macht zu völliger Nichtigkeit herabgesunken. Gleichviel ob die Könige Einheimische oder Fremde waren, sie brachten es niemals zu einer dauernden Anerkennung und zu einer festen Begründung ihrer Macht. Wido von Spoleto mit seinem Sohne Lambert, Berengar von Friaul, Ludwig von Niederburgund, endlich Rudolf von Oberburgund: sie alle waren Schattenkönige, jeder von ihnen ein Spielball in der Hand der streitenden Factionen, nach dem Gefallen derselben aufgeworfen und bald wieder beseitigt. Der vollständigen Anarchie, die in Italien eingerissen war, zu begegnen, dazu fehlte es ihnen allen eben so sehr an Muth, wie an Kraft. 900–950.

Zustände, wie sie zu jener Zeit in Italien herrschten und wie sie in verwandter Weise später noch mehrfach dort wiedergekehrt sind, erzeugen mit innerer Nothwendigkeit die Tyrannis, eine Herrschaft, die weder Recht noch Herkommen achtet, die mit Gewalt sich gründet, mit Gewalt sich behauptet, der Gewalt unterliegt. Die Tyrannis kennt kein anderes Ziel als die Macht, kein anderes Mittel als die Macht; sobald sie sich ohnmächtig zeigt, geht sie ihrem Untergange entgegen. 926.

Als eine solche und zwar bewußt geübte Tyrannis muß die Regierung jenes Hugo von Niederburgund angesehen werden, der zuletzt den so Vielen verderblichen Gang nach Italiens Krone angetreten hatte. Und in der That besaß dieser Mann wichtige Eigenschaften zu der Rolle, die er sich einmal erwählt hatte: durchdringenden Verstand, entschiedenen Willen, starre Consequenz und jene Härte des Gemüths, mit der ein sittlich so versunkenes Volk sich allein regieren läßt. Nicht das hat ihn zuletzt gestürzt, daß er den Lüsten nicht minder ergeben war, als die Masse, die er beherrschen wollte, sondern vielmehr, daß er bei allem Ehrgeiz den äußeren Feinden gegenüber wenig Muth und Selbstvertrauen zeigte, daß er ohne Siegesruhm und Siegespreis endlich die Freunde nicht mehr zu fesseln, die Unzufriedenen nicht mehr zu schrecken vermochte.

Es ist bereits früher erzählt worden, wie Hugo, durch seine

926. Mutter ein Enkel König Lothars II. als Dienstmann des unglücklichen Kaisers Ludwigs des Blinden in der Provence emporkam, wie er durch List und Gewalt das arelatische Reich an sich riß und sich zugleich in den Besitz der italischen Krone setzte; auch davon haben wir schon berichtet, wie Hugo seinen Mitbewerber um Italiens Krone, den König Rudolf II. von Hochburgund, durch Abtretung des arelatischen Reichs fernhielt, wie er dann dieses Reich nach Rudolfs Tode wieder an sich zu reißen gedachte, doch dabei an König Otto, der Rudolfs Sohn Konrad schützte, einen so gewichtigen Widersacher fand, daß er von dem Unternehmen abstehen mußte; es bedarf hier aber einer näheren Erwägung, wie er zu seiner Macht in Italien gelangte, wie er sie übte und endlich verlor.

Hauptsächlich waren es verwandtschaftliche Beziehungen, denen Hugo die italische Krone verdankte. Seine Stiefschwester Irmengard lenkte durch ihre Reize, ihren Geist und ihre Leichtfertigkeit damals den ganzen Adel Italiens nach ihrem Willen; Wido, der mächtige Markgraf von Tuscien, der durch seine Ehe mit der Römerin Marozia selbst auf Rom und den Papst den größten Einfluß übte, war Irmengards Bruder; ihr Stiefsohn Berengar, durch seine Mutter der Enkel Kaiser Berengars und im Besitz der von seinem Vater ererbten Mark von Ivrea, ein junger Mann, den sich Hugo durch die Hand seiner Nichte bald auf das Engste zu verbinden suchte. Der Schrecken befestigte dann schnell die so gewonnene Herrschaft. Eine Verschwörung wurde in Pavia entdeckt und mit unnachsichtiger Härte bestraft. „Seitdem," sagt Liudprand von Cremona, „achtete man Hugo nicht „mehr gering, wie die Könige vor ihm, sondern fürchtete ihn auf das „Höchste." Papst Johann X. hatte Hugos Erhebung begünstigt; daß derselbe kurz darauf durch den Einfluß Widos und der Marozia gestürzt wurde, vereitelte allerdings zunächst Hugos Hoffnungen auf die Kaiserkrone, schien aber doch der Ausdehnung seiner Macht eher förderlich als hinderlich zu sein. Ohne Verpflichtung gegen die schwachen Päpste, die auf dem Stuhle Petri sich folgten, besetzte er ohne Weiteres die Länder der Pipinischen Schenkung und machte sich völlig zum Herrn des Exarchats und der Pentapolis. Erst hierdurch gewann sein Reich Zusammenhang und selbst im mittleren Italien unbestrittene Anerkennung. Einem seiner nächsten Verwandten ertheilte er die Marken von Spoleto und Camerino, riß das Sabinerland von Rom los und setzte einen andren seiner Stammesvettern hier als Abt in Farfa ein. Die langobardischen Fürstenthümer Unter-Italiens standen damals ganz unter dem Einfluß des morgenländischen Reichs, aber schon regte sich

eine starke Partei in Capua und Benevent, die von einer und derselben Familie beherrscht wurden, um das Joch der Griechen abzuschütteln; Theobald, der neue Markgraf von Spoleto, eilte dem Fürsten von Benevent zu Hülfe, und man erstritt einen namhaften Sieg über die Truppen des Kaisers. Alles war im glücklichsten Gange und so geachtet schon Hugos Name, daß er es im fünften Jahre seiner Regierung durchsetzte, daß sein Sohn Lothar, ein Knäblein in der Wiege, von den Großen Italiens als Mitregent und Nachfolger anerkannt wurde. 929. 931.

Wäre von Hugo ein ernstlicher Versuch gemacht worden, die Araber und Ungern vom italischen Boden auf immer zu verjagen, vielleicht wäre dann seine Herrschaft dauernd befestigt und über die ganze Halbinsel ausgebreitet worden. Aber zu seinem Unglück suchte Hugo seine Macht nur mit denselben Mitteln zu behaupten und zu erweitern, mit denen er sie gewonnen hatte, zunächst durch Weibereinfluß und verwandtschaftliche Verbindungen. Auf diesem Wege hoffte er auch zum Besitze Roms und der Kaiserkrone zu gelangen, als schnell nacheinander durch das Abscheiden seines Stiefbruders Wido Marozia Wittwe und er durch den Tod der Alda Wittwer wurde.

Längst war auch in Rom der Einfluß der Weiber allmächtig. Der tief in Lüste versunkene Adel, der in der Stadt die Herrschaft übte, während die Päpste nur dem Namen nach regierten, folgte willig den Launen ränkesüchtiger und üppiger Weiber aus vornehmen Häusern. Unter diesen hatte aber keine einen mächtigeren Einfluß gewonnen, als die berüchtigte Theodora, die Gemahlin des Consuls Theophylactus. In ihrer Hand lagen lange die wichtigsten Angelegenheiten und mit männlichem, aber arglistigem Geiste leitete sie die Geschicke der Stadt; was Kaiser und Papst nicht vermochten, vermochte der vielgewandte Sinn der trügerischen Buhlerin. Aus den Händen der ruchlosen Mutter war die Gewalt auf ihre Tochter Marozia übergegangen, die an schamloser Zügellosigkeit, wie an Verschmitztheit die Mutter noch weit übertraf. Die Buhldirne erst Papsts Sergius III., dann jenes Markgrafen Alberich, der die Araber vom Garigliano verjagte, hatte sie sich endlich dem Markgrafen Wido vermählt. Mächtiger, als je zuvor in der Stadt, war sie die Veranlassung zum Sturz und Tode Papsts Johanns X.; die folgenden Päpste Leo VI. und Stephan VIII. waren Geschöpfe ihrer Gunst; endlich wagte sie sogar ihren eigenen Sohn von Sergius III., obwohl derselbe noch kaum das zwanzigste Jahr überschritten hatte, auf den päpstlichen Stuhl zu erheben. Es war

931. Papst Johann XI. So schien sie an das Ziel ihrer Wünsche gelangt, als bald darauf ihr Gemahl, Markgraf Wido, starb.

Obwohl in Lüsten alt geworden, war doch das wilde Feuer der Begierden in Marozias Seele nicht erloschen und paarte sich dort mit der ausschweifendsten Herrschlust. Noch einmal bewarb sie sich um die Liebe eines Mannes, die ihr zugleich die höchsten Ehren der Welt gewinnen sollte. Sie trug ihre Hand König Hugo an, und er schien eines solchen Weibes werth. Den ärgsten Ausschweifungen war er nicht minder, als Marozia, ergeben; mit Buhlerinnen, zum Theil der Hefe des Volks entnommen, führte er das ärgerlichste Leben, und drei dieser Weiber — das Volk nannte sie Venus, Juno und Semele — würdigte er sogar besonderer Auszeichnung und beförderte ihre Kinder zu den ehrenvollsten Stellungen. Um so weniger verschmähte Hugo Marozias Anerbieten, als sie mit ihrer Hand ihm den Besitz Roms und die Kaiserkrone versprach, die ihr Sohn Papst Johann ihrem Neuvermählten auf das Haupt setzen sollte.

932. Hugo eilte nach Rom. In der Engelsburg, jener starken Festung am Tiber, in die man das gigantische Grabmal Kaiser Hadrians umgeschaffen hatte, empfing ihn Marozia. Hier wurde die Ehe geschlossen, obwohl die Gesetze der Kirche sie untersagten, denn Hugo und Markgraf Wido waren von einer Mutter geboren. Mit großer Festlichkeit wurde das Beilager gehalten, und Hugo wartete der Erfüllung seiner ehrgeizigen Hoffnungen. Da ereignete es sich, daß ihm eines Tages der junge Alberich, der uneheliche Sohn Marozias vom Markgrafen Alberich, Hofdienste auf den Befehl seiner Mutter that, und da er sich dabei nicht unterthänig genug gegen den stolzen Burgunder erwies, schlug ihm dieser erzürnt ins Gesicht. Die Wuth des kaum zum Jüngling erwachsenen Knaben, der aber Kraft und Muth zu großen Dingen in sich fühlte, kannte keine Grenzen. Er verließ die Engelsburg, versammelte die Römer und entflammte ihre Leidenschaft. „Soweit ist Rom," sagte er, „von seiner stolzen Höhe gesunken, daß „es jetzt dem Gebot eines buhlerischen Weibes gehorcht. Das Schmählichste und Schimpflichste sehen wir vor unsern Augen: um der Lüste „eines Weibes willen wird die Freiheit Roms zu Grabe getragen, „und die Burgunder, einst die Knechte Roms, sollen jetzt ihm gebieten. Wenn Hugo schon jetzt, wo er als Gast zu uns kommt, mir, „seinem Stiefsohn, solche Unbill zu bieten wagt; was habt ihr erst dann „von ihm zu erwarten, wenn er sich hier einbürgern sollte? Oder kennt „ihr etwa nicht den Stolz und die Habgier der Burgunder?" Diese Worte wirkten, das Volk schaarte sich zusammen, erwählte Alberich

zu seinem Führer und eilte nach der Engelsburg, die es umschloß. 932.
Hugo entsank der Muth; er ließ sich bei Nacht an einem Strick von der Mauer der Burg herab und eilte seinem Heere zu, das in der Nähe Roms lag. Schnell begann er die Belagerung der Stadt, die Alberich mit Glück vertheidigte. Schimpflich verließ Hugo endlich das römische Gebiet; seine Hoffnungen auf die Kaiserkrone waren vereitelt.

Dies misglückte Unternehmen erschütterte schneller, als man hätte erwarten sollen, Hugos Stellung auch dort, wo sie schon gesichert schien. Mit burgundischen Rittern war Hugo in das Land gekommen; burgundische Geistliche, auch manche fränkische Priester, die durch die Ungunst der Verhältnisse ihre Heimath hatten verlassen müssen, waren dem Eroberer gefolgt. Sie alle machten an Hugo Ansprüche, und diese wurden um so eher befriedigt, als er sich mehr auf die Treue dieser Fremden, als auf den wetterwendischen Sinn der Italiener glaubte verlassen zu können. So kamen die größten Lehen des Reichs an Burgunder, vornehmlich an Männer, die in näherer oder fernerer Verwandtschaft mit dem König standen. Auch die reichsten und schönsten Bisthümer und Abteien des Landes fielen Burgundern und Franken zu, unter denen allerdings Manche einer strengen Richtung folgten und ihrer Stellung nicht unwerth schienen. Denn es lag Hugo schon um der Sicherheit des Reichs willen ernstlich daran, die völlig aufgelösten kirchlichen Ordnungen herzustellen; er stand deshalb mit Odo, dem zweiten Abt von Cluny und Begründer einer ausgedehnten Klosterreformation, in der engsten Verbindung. Aber der Erfolg dieser Bestrebungen war gering; die Geistlichkeit zeigte sich bald nicht minder aufrührerisch, als der Adel. Die Begünstigung der Fremden reizte die Empfindlichkeit der Italiener, unter denen das Nationalgefühl damals schon am Entwickeltsten war, nur mehr und mehr gegen den eingedrungenen Gebieter; verderblicher noch war es für Hugo, daß, als ihn das Glück zu verlassen schien, selbst jene Fremden ihm nicht treu blieben, die er vor Allen begünstigt hatte. So hatte Hugo zum Grafen von Verona einen gewissen Milo ernannt; zum Bischof daselbst zuerst einen seiner Vettern, Hilduin, der aus dem Bisthum Lüttich vertrieben war, und dann, als Hilduin im Jahre 931 zum Erzbisthum von Mailand erhoben wurde, dessen Freund Rather, den schon öfters erwähnten gelehrten lothringischen Mönch, der Hugos Glücksstern folgend, seine Heimath verlassen hatte. Milo und Rather, obschon beide von Hugo erhoben, öffneten doch alsbald dem Baiernherzog Arnulf, als er einen Ueberfall auf Verona 935.

935. wagte, die Thore der Stadt. Arnulfs Unternehmen scheiterte zwar und Rather mußte im Kerker seine Untreue büßen, aber bald darauf klagte Hugo sogar seinen eigenen Bruder Boso, dem er die Mark von Tuscien übertragen hatte, des Verraths an und warf auch ihn in den Kerker.

Hugos Herrschaft war im Innern schon nicht mehr gesichert, und die fortwährenden Kriegszüge, die er ohne allen Erfolg gegen Alberich unternahm, dienten nur seine Macht noch zu schwächen. Deshalb folgte er endlich den Rathschlägen des Abtes Odo und schloß im 936. Jahre 936 einen Vertrag mit Alberich, der schon mit unumschränkter Gewalt Rom beherrschte. Denn nach Hugos Flucht hatte Alberich seine Mutter und Papst Johann, seinen Halbbruder, in das Gefängniß geworfen und so der Weiberherrschaft über Rom ein Ende bereitet. Marozia fand bald darauf ein ruhmloses Ende; der Papst erhielt zwar die Freiheit wieder, starb aber auch schon nach wenigen Jahren, und Leo VII., der ihm folgte, war nur ein willenloses Werkzeug in Alberichs Händen. Alberich, den Eingebungen Odos nicht minder zugänglich, als Hugo, war zwar auf den Frieden eingegangen und hatte sogar Hugos Tochter Alda zur Ehe genommen; wenn aber sein neuer Schwiegervater an diese Verbindung neue Hoffnungen auf die Kaiserkrone geknüpft hatte, so sah er sich bitter getäuscht. Durch List und Verschmitztheit war ein Mann, wie Alberich, nicht zu überwinden. Was Hugo auch that, der Besitz Roms blieb ihm versagt, und während die Thore der Stadt Jedem offen standen, der sich vor des Königs Grausamkeit flüchtete, waren sie ihm verschlossen. Die Italiener hatten wieder, was sie verlangten, zwei Fürsten, von denen sie den einen durch den andern schrecken und schwächen konnten, und nicht eher hörten sie auf, das Feuer der Eifersucht zwischen beiden zu schüren, als bis sie abermals gegeneinander die Waffen 941. ergriffen. Hugo rückte im Jahre 941 gegen Rom und scheint wirklich einen Theil der Stadt in Besitz genommen zu haben, aber dauernd konnte er sich nicht in derselben behaupten. Abt Odo eilte von Neuem 942. nach Italien, um Frieden zu stiften; wir wissen nicht, ob ihm dies letzte wichtige Werk seines Lebens gelungen ist.

Immer gefährlicher wurde Hugos Lage. Der Mangel an nachhaltigen Erfolgen, der beispiellose Nepotismus in Vertheilung der geistlichen und weltlichen Würden, die Willkühr und Härte seines ganzen Regiments entfremdeten ihm immer mehr die Gemüther. Die Blicke aller Unzufriedenen hatten sich daher längst auf die Söhne des Markgrafen Adelbert von Ivrea: den jüngeren Berengar, Kaiser

Berengars Enkel, und seinen Stiefbruder Anschar, den Sohn der 942. Irmengard, gerichtet. Anschar wurde, da sein Anblick Hugo nicht Ruhe gönnte, vom Hofe entfernt und zum Markgrafen von Spoleto ernannt; hier ließ ihn Hugo von einem Burgunder Sarilo, dem er selbst die Waffen in die Hand gab, im Kampfe überfallen. Als Hugo vernahm, daß Anschar unterlegen sei und das Leben eingebüßt habe, frohlockte er laut, aber zu früh. Denn Berengar, Anschars Bruder, hatte sich bereits dem auch ihm drohenden Verderben entzogen; als ihm verrathen war, daß Hugo ihn wolle blenden lassen, hatte er sich über die Alpen zu König Otto geflüchtet. Dies war bereits im Jahre 940 geschehen, und von dieser Zeit an schwebte Hugo in beständiger Furcht vor Berengar und vor dem mächtigen Sachsen. Der Bund, der früher zwischen Hugo und König Heinrich bestanden hatte, war in den ersten Jahren auch von Otto erhalten worden, hatte sich aber gelöst, seitdem Otto im burgundischen Reich als Vertreter König Konrads aufgestanden war und hier die Pläne Hugos vereitelt hatte.

Hugo, von allen Seiten bedroht, suchte sich zuletzt durch eine Verbindung mit dem griechischen Hofe zu sichern. Eine Unternehmung gegen die Araber, welche die ligurischen Küsten immer unsicherer machten und den griechischen Kaufleuten nicht minder beschwerlich sein mochten, als den italischen, bot ihm Veranlassung, mit dem Kaiser Unterhandlungen anzuknüpfen. Unter der Bedingung, daß Hugo eine seiner Töchter einem Kaisersohn vermählte, stellte ihm Constantinopel eine Flotte, um das Räubernest der Araber an der provenzalischen Küste, gegen welches die Griechen schon zehn Jahre früher einen Zug unternommen hatten, endlich zu zerstören. Im Jahre 942 wurde von der Land- und Seeseite ein Angriff auf Garde-Frainet gemacht. Von der Seeseite machten es die Griechen den Arabern unmöglich zu entkommen; diese zogen sich daher in das Innere zurück, aber hier stand Hugo nicht nur von allen kräftigen Maßregeln gegen sie ab, sondern machte sogar einen Vertrag mit ihnen, nach dem sie die Pässe der penninischen, lepontischen und rhätischen Alpen besetzt halten sollten, um gegen einen Angriff von der deutschen Seite her sein Reich zu schützen. Die griechische Flotte sandte Hugo darauf heim, unterhielt aber seine Verbindungen mit Constantinopel auch in der Folge. Bertha, die Tochter einer Concubine Hugos, wurde nach Constantinopel gesandt und dort im Jahre 944 dem nachherigen Kaiser Romanus II. vermählt, starb aber schon kinderlos nach wenigen Jahren.

Der Ausgang des Unternehmens gegen Garde-Frainet mußte

943. Hugo in den Augen des Volks herabwürdigen, und die geringe Achtung, die der schon alternde König noch sich erhielt, vollends verloren gehen, als im Jahre 943 die Ungern abermals in die Lombardei einbrachen und Hugo, weit entfernt ihnen im Kampfe zu begegnen, ihnen vielmehr Geld und Wegweiser gab, welche angeblich die Ungern nach Spanien gegen die Feinde der Christenheit leiten sollten. Die Ungern hatten kaum die Westgrenze des Reichs überschritten, so kehrten sie um, durchzogen noch einmal plündernd die Lombardei und traten dann den Heimweg in ihr Land an.

Die Dinge reiften der Entscheidung entgegen. Der König fühlte sich immer mehr verlassen, und als mit einem kleinen selbstgeworbenen Heere im Frühjahre 945 Berengar durch den Vintschgau sich der 945. italischen Grenze näherte, verließen Hugo bald sogar die Freunde, auf die er glaubte am Sichersten noch rechnen zu können. Die Verwaltung der Mark Verona hatte er seinem Neffen, dem Erzbischof Manasse von Arles, übertragen, dem er überdies die reichen Einkünfte der Bisthümer von Trient, Verona und Mantua zugewiesen hatte. Manasse, mit Gunstbeweisen überschüttet, war der Erste, der Hugo verrieth; gegen das Versprechen des Erzbisthums Mailand öffnete er Berengar die Thore von Verona. Von hier zog Berengar, in dem man den Befreier des Landes von der drückendsten Tyrannei sah, nach Pavia; die geistlichen und weltlichen Großen Italiens strömten hier von allen Seiten ihm zu; Hugo war vollständig verlassen. Der Jubel und die Lobeserhebungen, mit denen man Berengar dann zu Mailand empfing, kannten keine Grenzen; schon fühlte Hugo selbst, daß seine Zeit vorüber sei, und sandte seinen eben zum Jüngling heranwachsenden Sohn Lothar, dessen weiches Herz bekannt war, nach Mailand, um die Gemüther der Großen für diesen seinen Sohn zu gewinnen; er selbst wollte der Krone entsagen.

Die italienischen Großen waren endlich der langen Parteikämpfe müde, die das Land so lange schon der Verwüstung der auswärtigen Feinde aussetzten; sie wollten wirklich einmal alle inneren Zerwürfnisse durch eine allgemeine gütliche Ausgleichung beseitigen und so jenes goldene Zeitalter herbeiführen, von dem sie träumten. Von solcher Gesinnung zeugten alle Schritte, die damals sie thaten. Als Lothar, vor dem Kreuze in der Kirche des heiligen Ambrosius zu Mailand hingestreckt, ihr Erbarmen anrief und versprach, sich in allen Dingen ihnen willfährig zu zeigen, da erwählten sie ihn aufs Neue zu ihrem König und gelobten ihm Treue. Aber zu seinem ersten Rathe setzten sie Berengar ein und übertrugen ihm die Führung aller Geschäfte; Beren-

gar erhielt die Macht des Königs, Lothar behielt den Namen, den er mit dem Vater noch theilte. Denn König Hugo, der mit den erpreßten Schätzen das Land verlassen wollte, hatte man daran verhindert, weil man nicht ohne Grund besorgte, er werde, sobald er aus Italien entkommen sei, mit Waffengewalt die verlorene Macht herzustellen suchen. Die Verwandten Hugos ließ man in ihren Aemtern; selbst seine unehelichen Söhne. So behielt jener Lieblingssohn Hugos, Hubert, den eine vornehme Burgunderin Wandelmoda ihm außer der Ehe geboren und der bereits die Marken von Tuscien, Spoleto und Camerino in seiner Hand vereinigte, das wichtige Tuscien; während er Spoleto und Camerino an Bonifacius, einen Schwager König Rudolfs II. von Burgund, abtreten mußte. Bonifacius Stellung wurde auf alle Weise gesichert; sein Sohn Theobald erhielt sofort die Mitbelehnung über die Marken, seine Tochter wurde an Hubert vermählt. Mit Alberich von Rom wurde ein dauernder Friede geschlossen und König Lothar am 27. Juni 947 mit Adelheid, der burgundischen Königstochter, vermählt. Zehn Jahre waren verflossen, seit König Hugo, um das burgundische Reich zu gewinnen sich mit Bertha, der Wittwe König Rudolfs II., vermählt und deren Tochter seinem Sohne verlobt hatte. Als seine Absichten auf Burgund gescheitert waren, hatte er sich von Bertha in Unfrieden getrennt, und nicht eher wurde die Ehe Lothars geschlossen, als bis Hugo sein Schicksal erfüllt hatte. Um Ostern 946 war es ihm zuletzt doch gelungen, heimlich Italien zu verlassen. Er trug sich mit großen Entwürfen, jetzt noch einmal das schöne Königreich im Süden zu erstürmen, wie zwanzig Jahre zuvor; mitten in diesen Plänen raffte der Tod ihn hin. Er starb zu Arles am 10. April 947, nachdem er sein vielbewegtes Leben auf mehr als sechszig Jahre gebracht hatte. Man hatte alle Parteien, die seit einem Menschenalter um die Herrschaft Italiens gestritten hatten, auszugleichen gesucht; Hugos Tod drückte den Verträgen, die man geschlossen hatte, gleichsam das Siegel auf.

945.

Die Ruhe Italiens schien gesicherter, als je zuvor. Die inneren Streitigkeiten hatten ausgetobt, und nach außen glaubte man sich vor jedem Angriffe sicher. Mit Alberich stand man in Frieden; Adelheid hielt den burgundischen König, ihren Bruder, in Schranken; Lothar war dem griechischen Hofe durch seine Schwester verwandt; König Otto war von jeher der Beschützer des burgundischen Hauses gewesen und hatte auch Berengar in den Tagen der Verbannung seinen Beistand gewährt. Von keiner Seite zeigte sich Gefahr, und so konnte

947. man hoffen, endlich auch der räuberischen Ungern und Araber Herr zu werden.

Aber die Hoffnungen, die man auf Berengar gesetzt hatte, wurden nur allzubald getäuscht. Den Feinden des Landes gegenüber zeigte auch er wenig Muth und Entschlossenheit. Als die Ungern im Jahre 947 wieder in Italien erschienen, trat er ihnen nicht mit bewaffneter Hand entgegen, sondern fand sie durch Geld ab und ließ durch eine Kopfsteuer, eine seit geraumer Zeit unerhörte Sache, die erforderliche Summe zusammenbringen. Der allgemeine Unwille mußte sich aufs Höchste steigern, als sich herausstellte, daß er an dieser Steuer sich selbst bereichert hatte. Ueberdies trat bald zu Tage, wie wenig Bestand das gute Vernehmen zwischen ihm und König Lothar hatte. Lothar wandte sich an den Hof zu Constantinopel und beschwerte sich über seine Lage. Man that dort Alles, um Berengar in der Pflicht gegen Lothar zu erhalten. Berengar schickte zwar
949. einen Vertrauten — es war der Geschichtsschreiber Liudprand — nach Constantinopel, um die Besorgnisse des dortigen Hofes zu verscheuchen; aber die Lage Lothars wurde in keiner Weise gebessert, und als Adelheid ihrem Gemahl eine Tochter geschenkt hatte, begann die Seele der Willa, Berengars Gemahlin, die Furcht zu beschleichen, es könnten die Hoffnungen, die sie für die Herrschaft ihres Sohnes Adelbert hegte, bald vernichtet werden. Diese Willa, eine Nichte König Hugos, war nach dem Bilde, das uns Liudprand von ihr entwirft, unter den schlimmen Weibern Italiens die schlimmste. Herrschsucht, Zornmuth, Rachgier und Wollust paarten sich in ihr auf die widerwärtigste Weise und machten sie Allen, selbst ihrem Gemahl, furchtbar. Niemand aber haßte sie mehr, als den jungen König und seine Gemahlin. Bei solchem Zwiespalt der Herrschenden lebten bald die inneren Parteiungen wieder auf und zeigten die alte Schwäche der königlichen Gewalt. Als der erzbischöfliche Stuhl zu Mailand erledigt wurde, konnte man Manasse nicht einmal zu dem ihm verheißenen Lohn verhelfen, und Rather, der aus Verona gewichen, dann aber zurückgeführt war, fühlte sich dort in kurzer Zeit wieder so unsicher, daß er angstvoll zum zweiten Male seinen Bischofssitz verließ. So wenig zeigte man sich überdies auswärtigen Feinden gewachsen, daß Herzog Heinrich von Baiern, der durch die von Italien eindringenden Ungern in seinem Herzogthume vielfach bedrängt wurde, im Jahre
950. 950 ungehindert in die Mark von Friaul eindrang und Aquileja, die wichtigste Stadt in derselben, einnahm. Schon unterhielt Heinrich zahlreiche Verbindungen in den lombardischen Städten: ein Be-

weis, daß sich Berengars freundliche Verhältnisse zu den deutschen Ländern bereits gelöst hatten; dem was Heinrich that, konnte König Otto nicht fremd sein. 950.

Wir sahen, wie alle Pläne Hugos, sich der Kaiserkrone zu bemächtigen, an der Festigkeit Alberichs gescheitert waren, und wie Italien ohne eine kaiserliche Gewalt zerstückt und zerrissen blieb. Weniger noch, als Hugo, konnten Lothar oder Berengar jetzt darauf hoffen, den harten Sinn Alberichs zu beugen, der sich in Rom eine Macht gegründet hatte, der an Festigkeit keine andere in Italien zu vergleichen war.

Ein außerordentlicher Mann war Alberich ohne Zweifel, wenigstens unter den Italienern dieser Zeit die seltenste Erscheinung. Zweiundzwanzig Jahre behauptete er sich in dem Besitze Roms gegen Angriffe von allen Seiten. Er war es, der die Ordnung in der Stadt und ihrem Gebiet zuerst wiederherstellte; unter dem Namen eines „Fürsten und Senators aller Römer" herrschte er mit völlig freier Gewalt, gebot über Krieg und Frieden, hielt in seiner Hofburg neben der Kirche Santi Apostoli das höchste Gericht, ließ Münzen mit seinem Namen schlagen und setzte alle Beamte ein. Auch die ganz aufgelöste Kirchenzucht wurde durch ihn wieder zur Geltung gebracht, die alten Klöster hergestellt und neue begründet; selbst das Haus auf dem Aventin, wo er geboren war, bestimmte er zu einer geistlichen Stiftung; so ist das Kloster der heiligen Maria begründet worden, in dem Gregor VII. erzogen wurde. Aber so kirchlich im Sinne seiner Zeit Alberich auch war, der in allen geistlichen Dingen dem Rathe des Abts Odo von Cluny folgte; nichtsdestoweniger verschenkte er den Stuhl Petri ganz nach seinem Gefallen und ließ den Päpsten Nichts, als ihre nächsten geistlichen Befugnisse und den leeren Namen einer völlig bedeutungslosen Oberherrschaft über die Stadt und ihr Gebiet. Leo VII., Stephan IX. und Marin II. waren Nichts, als Werkzeuge Alberichs, wenn auch die Urkunden nach wie vor mit ihrem Namen bezeichnet wurden und die Münzen ihr Bildniß trugen. Dieser Schein einer höheren Gewalt beschränkte Alberich nicht, aber jeder anderen Abhängigkeit wußte er sich zu entziehen. Nach dem kaiserlichen Namen trachtete er nicht; denn er wußte sehr wohl, an wirklicher Macht gab ihm die Kaiserkrone Nichts und verwickelte ihn dabei in endlose Kämpfe, die er nicht durchzuführen vermochte. Aber er war stark genug, sich in Rom selbst zu behaupten und jeden Versuch, das Kaiserthum herzustellen, schon im Keime zu ersticken. Auch Alberich war, wie Hugo, ein Tyrann, und

950. die Lage der Dinge mußte ihn dazu stempeln; aber darin unterschei- det er sich von Hugo, er bewahrte die Herrschaft bis an sein Ende, weil sein Ehrgeiz nicht weiter reichte, als seine Hülfsmittel.

Und doch, welche Stellung nahm Rom und das Papstthum unter Alberichs Herrschaft ein! Rom, das der Mittelpunkt der Welt sein sollte und wollte, war abgeschlossen und getrennt von allen Staaten der Christenheit. Der Papst, der oberste Lenker und Richter der gesammten Kirche, war ganz in den Händen eines Stadttyrannen und mußte seinen untergeordneten Interessen dienen. Der geistliche Staat, den Pipin, Karl der Große und seine Nachfolger den Päpsten begründet hatten, war völlig aufgelöst, denn Rom selbst war in Alberichs Händen, während Ravenna und die Pentapolis die italischen Könige an sich gerissen hatten. Zuweilen regte sich denn doch in der römischen Geistlichkeit ein Gefühl davon, zu welcher Tiefe man herabgesunken sei. Zwei Bischöfe Marin und Benedict stifteten eine Verschwörung gegen Alberich an, in die sie selbst die Schwestern des Fürsten zogen; aber eine von diesen enthüllte den Plan ihrem Bruder, und die Verschworenen wurden nach der Strenge des Gesetzes bestraft. Endlich scheint auch selbst Papst Agapet II., der im Jahre 946 den Stuhl Petri bestieg, das Unwürdige seiner Stellung empfunden und eine Befreiung des Papstthums angebahnt zu haben. Alberich fühlte es in seinen letzten Lebensjahren, daß seine Stellung doch nicht ohne Gefahr sei. Deshalb suchte er eine Stütze am Hofe zu Constantinopel und schickte eine Gesandtschaft dorthin, die für ihn um die Hand einer Kaisertochter werben sollte. Ob Alda, König Hugos Tochter, inzwischen verstorben oder von ihrem Gemahl verstoßen war, wissen wir nicht.

Um die Gunst des griechischen Hofes buhlten damals im Wetteifer die Fürsten Italiens, und hätte das Morgenland einen kräftigen Kaiser an seiner Spitze gehabt, wohl würde er in diesen Bewerbungen eine Aufforderung gesehen haben, die alten Rechte seines Thrones hier noch einmal aufzunehmen und durchzufechten. Wäre es dann gelungen, die Kaiserkrone des Morgen- und Abendlandes wieder auf einem Haupte zu verbinden, die Einheit des römischen Reichs und der ganzen Christenheit herzustellen, wer kann sich vorstellen, welchen Gang die Geschichte Europas, die Geschichte der Menschheit genommen hätte? Jene ganze Entwickelung der Dinge, die mit dem sieg-

reichen Vordringen der germanischen Stämme begonnen hatte, wäre unterbrochen oder für immer abgeschnitten worden. Und allerdings war es damals für den Kaiser des Morgenlands nach menschlichem Ermessen nicht unmöglich, sich Rom und Italien wiederum zu unterwerfen. Noch waren ihm unmittelbar die südlichsten Theile der Halbinsel, Apulien und Calabrien, untergeben; Neapel und Gaeta, die in gewissen republikanischen Formen von Herzögen regiert wurden, erkannten bereitwillig seine Oberhoheit an; Amalfi, das durch den Handelsverkehr, den es zwischen Griechen, Arabern und den Völkern des Abendlands unterhielt, schnell emporgekommen war, wagte sich schon um seines eigenen Vortheils willen nicht ganz vom morgenländischen Reiche zu trennen; eben so wenig Venedig, dessen Handel eben damals emporblühte und das durch eine schwankende Stellung zwischen den feindlichen Mächten sich eine eigenthümliche Selbstständigkeit zu bewahren wußte; die langobardischen Fürstenthümer von Benevent, Capua und Salerno erkannten meist die Hoheit des griechischen Reichs an; änderten sie auch häufig nach dem augenblicklichen Vortheil ihr Verhältniß, so waren sie doch dem bestimmten und energisch durchgeführten Willen des Kaisers einen kräftigen Widerstand entgegenzusetzen damals schon viel zu schwach. Der ganze Süden der Halbinsel hatte sich längst vom Norden getrennt und war wesentlich durch Einflüsse von Constantinopel beherrscht. Kräfte genug waren hier, Kräfte genug standen sonst dem Kaiser in seinem weiten Reiche zu Gebote: der Ausgang eines Kampfes gegen Rom und das von Parteiungen zerrissene italische Königreich hätte kaum zweifelhaft sein können. Aber nicht der Gedanke einmal regte sich zu Constantinopel, die Krone des Abendlands zu gewinnen; man begnügte sich durch Bundesverträge und Heirathscontracte, durch Gesandtschaften und kaiserliche Schreiben den alten Einfluß in Italien kümmerlich zu unterhalten. 950.

Daß eine große Macht noch immer im römischen Ostreiche sich vereinigt fand, darüber waltet kein Zweifel; aber die Männer, die damals diese Macht in ihren Händen hatten, wußten sie nicht zu gebrauchen und waren ohne alles Gefühl für ihre hohe, gewaltige Stellung. Nach dem Tode Kaiser Leos VI., der nicht in den Regierungsgeschäften, sondern in dem Studium einer mönchischen Philosophie seinen Ruhm suchte, war im Jahre 912 ihm sein unmündiger Sohn Constantin VII., mit dem volltönenden Beinamen Porphyrogenitus, gefolgt. Fast ein halbes Jahrhundert hat er dem Namen nach über das Römerreich im Osten geherrscht, aber lange mußte er den Thron mit einem Vormunde theilen, der sich selbst und seinen

950. Söhnen die kaiserlichen Ehren anmaßte; erst im Jahre 944 gewann er die Alleinherrschaft, ohne sie jedoch jemals in Wahrheit zu üben. Alle Macht blieb in den Händen verderbter Hofleute und zügelloser Weiber; Emporkömmlinge beherrschten den Kaiser, und die Weiber mischten ihre Ränke in alle Staatsgeschäfte; der Hof lebte in den nichtigsten Dingen, in rauschenden Vergnügungen und eitlem Schimmer, und erkaufte den Genuß dieses erbärmlichen Daseins um jeden Preis. Die Araber vom Osten, die Bulgaren vom Norden umlagerten die Hauptstadt und die innersten Provinzen des Reichs, aber mitten von mächtigen Feinden umringt, nährte man zwanzig Jahre einen feigen Frieden. Unbekümmert um die Dinge der Welt, führte der Kaiser, ein harmloser und gutmüthiger Mensch, ein stilles Leben in seinem Palaste; die Bücher und die Musik waren sein Entzücken, Feder und Pinsel führte er nicht ohne Geschick, aber Schwerdt und Scepter waren seiner Hand zu schwer. Von diesem Kaiser und seinem Hofe hatten Rom und Italien Nichts zu fürchten und Nichts zu hoffen.

Die Schwäche des griechischen Reichs war das größte Glück für Italien, denn der sittlichen Fäulniß, welche alle Verhältnisse der Halbinsel ergriffen hatte und zersetzte, würden wahrlich neue Einflüsse des Morgenlands nicht gewehrt, sondern sie nur befördert und reißend beschleunigt haben. Aber eben so wenig schien Italien, sich selbst überlassen, die tiefen Schäden seiner Zustände heilen zu können; eine feste Ordnung in Staat und Kirche herzustellen, dazu fehlte es im Lande selbst an jeder dauerhaften Grundlage. Eine starke Hand mußte noch einmal tief in alle Verhältnisse des Landes eingreifen und abermals einen gewaltigen Umschwung in den Zuständen der Halbinsel herbeiführen. So nur konnte die Zukunft Italiens selbst und zugleich die Zukunft der abendländischen Christenheit gesichert werden. Denn das Kaiserthum und das Papstthum, die allein damals eine universelle Bedeutung hatten und auf denen der Zusammenhang der abendländischen Welt wesentlich beruhte, waren nun einmal durch die Entwickelung der Dinge mit den Geschicken Italiens auf das Engste verflochten worden. Hier waren sie tief in das rohe und schmutzige Treiben nur von egoistischen Zwecken beseelter Factionen hineingezogen worden; das Kaiserthum war darin untergegangen; das Papstthum bestand fast nur noch dem Namen nach. Das Treiben dieser Parteien vernichten, hieß das Kaiserthum erneuern, dem Stuhle Petri seine Ehre zurückgeben, den Zusammenhang der abendländischen Christenheit herstellen.

2.

Die Eroberung des Königreichs Italien.

Während das Königthum in Italien sich nur noch als Tyrannis geltend machte; während zugleich in Frankreich fast alle Gewalt von den großen Vasallen den Karolingern entrissen war, die sich nur durch auswärtigen Beistand auf dem Throne erhielten; während endlich in Burgund, wo ein kräftiges Regiment nie hatte erstarken können, unter der Regierung eines minderjährigen Fürsten die Macht der Krone noch tiefer herabgedrückt wurde, hatten in den deutschen Ländern lange und schwere innere Kämpfe zur Herstellung eines frischen und lebenskräftigen Königthums geführt, das von Tag zu Tage an Macht nach außen und innen wuchs und zugleich sich immer geneigter und fähiger zeigte, die großen Ideen der karolingischen Zeit aufzunehmen und auf seine Weise durchzuführen. Unter allen Fürsten des Abendlands gab es daher keinen, der die wahre Bedeutung des Kaiserthums erfassen konnte; keinen, der dem höchsten Namen der Christenheit, wenn er wieder hervorgerufen werden sollte, Glanz und Kraft zu leihen vermochte, als Otto; und schon trieb ihn seinerseits die Natur seiner Stellung selbst auf die Kaiserkrone sein Auge zu richten. 950.

Es ist gezeigt worden, welchen Einfluß bereits Otto auf alle jene Staaten übte, die aus dem Reiche Karls des Großen hervorgegangen waren; wie seine Macht allein es war, welche die abendländische Christenheit vor den sie rings umlagernden Feinden schützte; wie er allein die kirchlichen Ideen Karls durch die Herstellung der Mission wieder aufnahm und in das Leben rief. Diese Stellung, die Otto bereits einnahm, wie anders konnte man sie nach den Ueberlieferungen der karolingischen Zeit bezeichnen, die ja noch immer die Gemüther beherrschten, denn als eine kaiserliche? Und wie hätte Otto, der für persönliche Hoheit und eine weitgreifende Gewalt ein so ungemein lebendiges Gefühl besaß, nicht auch nach der äußeren Anerkennung einer Macht streben sollen, die er dem Wesen nach bereits besaß. Wäre aber selbst Otto persönliche Größe gleichgültiger gewesen, als sie es war, so hätte ihn doch schon die Ehre seines Reichs auf eine Bahn lenken müssen, die zur Herstellung des Kaiserthums führte. In seinem Reiche lagen die alten Kaisersitze Karls des Großen, jenes alte Stammland der Pipiniden, auf welches zuerst das Kaiserthum

950. begründet war; es blieb unvergessen, daß nach dem Aussterben der italienischen Karolinger der deutsche Zweig dieses Geschlechts mit dem französischen um die Kaiserkrone gerungen und sie endlich davongetragen hatte; es war noch kaum ein halbes Jahrhundert verflossen, seit Arnulf, ein karolingischer Herrscher in den deutschen Ländern, dem ersten Berengar Italien zu Lehen gegeben hatte und selbst in St. Peter zum Kaiser gekrönt war. Es galt daher in der Herstellung der oberherrlichen Gewalt in Italien und in der Erneuerung des Kaiserthums die verlorene Bedeutung des eigenen Reichs wiedergewinnen, ein versäumtes Recht in Anspruch nehmen, durch das Bewußtsein neuerrungener Stärke und wiedergewonnener Ehre die Macht der eigenen Herrschaft sichern und festigen. Einem deutschen König, der in die Ideen der karolingischen Zeit so tief einging, wie es Otto that, mußte die Wiederaufrichtung des Kaiserthums sich als eine Nothwendigkeit aufdrängen.

Wir wissen nicht, wann die Kaisergedanken ernstlich Ottos Seele zu bewegen anfingen, aber immer näher mußten sie ihm treten, seit er im Interesse der kirchlichen Organisation seines Reichs und namentlich im Interesse der neubelebten Mission unter den Heiden mit dem Papste selbst in Verbindung trat. Es ist erzählt worden, wie Otto gegen das Ende des Jahres 947 seinen vertrauten Rath, den Abt Hadamar von Fulda, zum Papst sandte, der mit den wichtigsten Entscheidungen für die deutsche Kirche von Rom heimkehrte; wie dann Papst Agapet II. in dem Bischof Marin von Bomarzo einen der ersten Würdenträger des römischen Stuhls nach Deutschland schickte, der der großen Ingelheimer Synode vorsaß: es ist bei der durch Alberich ganz herabgedrückten Stellung des Papstthums und der aufstrebenden Macht des sächsischen Hauses kaum glaublich, daß nicht Unterhandlungen damals angebahnt sein sollten, wie sie einst zwischen Karl dem Großen und Leo der Herstellung des Kaiserthums vorangegangen waren. Wie weit man gedieh, daran fehlt es freilich an allen Nachrichten; denn ein unerwartetes Ereigniß veranlaßte Otto schneller, als man es erwarten konnte, mit Waffengewalt in das italische Königreich einzudringen und so sich Bahn zu seinem großen Ziele zu brechen.

Am 22. November 950 starb unerwartet im Jünglingsalter König Lothar zu Turin. Niemandem kam das schleunige Ende des Königs gelegener, Niemand zog größere Vortheile daraus, als Berengar. Er beeilte sich den erledigten Thron für sich und sein Geschlecht zu gewinnen, versammelte die italienischen Großen schon am 15. Decem-

der zu Pavia, setzte es durch, daß sie ihn und seinen Sohn Adelbert 950.
zu Königen wählten, und noch an demselben Tage empfingen Beide die Krone. Nun erst zeigte sich Berengar in seiner wahren Gestalt. Leutselig und freundlich war er aufgetreten, so lange er der Krone nicht sicher war; da sie aber auf seinem Haupte saß, fand Italien in ihm einen habsüchtigen und gewaltthätigen Fürsten, der das Recht um Geld verkaufte und besonders die hohe Geistlichkeit hart bedrängte. „Er war" — sagt Liudprand von Cremona, der selbst viel von ihm zu leiden hatte — „gleich dem Vogel Strauß, dessen Natur man an „seinen Federn nicht erkennt; kommt aber seine Stunde, dann schlägt „er seine Fittiche mit Macht und verlachet Roß und Mann; *) Niemand kann dann die Wuth des unbändigen gefräßigen Thieres zähmen." An Härte, Grausamkeit und Hang zu den niedrigsten Lüsten überbot nach Liudprands Zeugniß den argen Fürsten noch sein ärgeres Weib, die verrufene Willa.

Schon in den ersten Tagen seiner Herrschaft wandten sich die Gemüther Vieler von Berengar und seinem Weibe ab und richteten ihre Blicke auf Adelheid, die junge Wittwe Lothars, die kaum noch das neunzehnte Jahr erreicht hatte. Durch Schönheit, Klugheit und unbescholtene Sitte hatte sie sich die Herzen des Volks gewonnen und die zahlreiche burgundische Partei im Lande, jeder anderen Führung beraubt, sah in ihr allein die Hoffnung und Rettung der Zukunft. Bei den ganz in Verwirrung gerathenen Bestimmungen über die Erbfolge war es erklärlich, wenn Manche ihr ein Erbrecht an das italische Reich beimaßen und meinten, sie könne mit ihrer Hand dieses Reich einem zweiten Gemahle schenken; wenigstens sah sie selbst ohne Zweifel sich als die rechtliche Erbin der Krone an.

Berengar hegte nicht geringe Furcht vor Adelheid und ihrem Anhange und dachte bald auf nichts Andres, als sie zu verderben. Es scheint wohl, als habe er zuerst verlangt, daß sie sich, ehe noch die Tage der Wittwenfrauer verstrichen waren, mit seinem Sohne Adelbert vermählen solle, und als habe sie entrüstet diese Anmuthung zurückgewiesen. Wie dem auch sein mag, bald trat Berengar als Adelheids bitterster und grausamster Feind auf; Beleidigung über Beleidigung, Gewalt über Gewalt mußte die edle Frau von Berengar und seinem ehrlosen Weibe zu Pavia ertragen. Man beraubte sie ihres Goldes, ihres Schmucks, ihres Gefolges, endlich sogar der Freiheit. Wenige Monate nach dem Tode ihres Gemahls,

*) Anspielung auf Hiob 39, 13. 18.

951. am 20. April des Jahres 951, wurde sie zu Como zur Gefangenen gemacht und in einen Kerker geworfen. Hier war sie den abscheulichsten Mißhandlungen ausgesetzt, man raufte ihr das schöne Haar aus, mit Schlägen und Fußtritten beschimpfte man ihren königlichen Leib. Später überlieferte Berengar die Gefangene einem seiner Grafen, der sie in der Burg Garda, an dem gleichnamigen See, bewahren sollte. Hier verlebte Adelheid in einem grauenhaften Kerker, von einer einzigen Magd begleitet, rings von Wachen umstellt, vier bange Monate ihres wechselvollen Lebens; Nichts ließ man ihr, als die Tröstungen der Religion, von einem treuen Priester gespendet. Unsägliches hat damals die junge Königin erduldet, wie sie später selbst oft dem Abt Odilo von Cluny erzählte. „Aber es war ihr heilsam," sagt Odilo; „damit nicht der Zauber sinnlicher Lust ganz ihr junges „Herz umstricke; wen der Herr liebt, den züchtigt er."

Das Gerücht von diesen Dingen lief durch die Welt und bewegte überall die Menschen. Man glaubte, Lothar sei vergiftet und Berengar habe sich durch Mord den Thron gewonnen. Allgemein war die Theilnahme für die junge, unglückliche Königin. Nirgends aber regte das unerwartete Ende Lothars mit seinen Folgen mehr die Gemüther auf, als in jenen deutschen Ländern, die unmittelbar an Italien grenzten: in Baiern und Schwaben. Wie oft waren die Herzöge dieser Länder nicht schon in die Ereignisse jenseits der Alpen verwickelt worden, wie nahe waren sie durch Alles betroffen, was dort sich zutrug! Baiern konnte keine Ruhe gewinnen, so lange die Ostmarken Italiens den Ungern offenstanden, Schwaben war in seinen südlichen Theilen unausgesetzt den Verwüstungen der Araber preisgegeben, die König Hugo geflissentlich an der Grenze angesiedelt hatte. König Berengar schien nicht der Mann, sein eigenes Reich und damit mittelbar auch die deutschen Länder vor diesen Feinden des christlichen Namens zu sichern; zumal die Art und Weise, wie er zum Thron gelangt war, kaum erwarten ließ, daß er den Widerstand der feindlichen Parteien im Innern jemals überwältigen würde. Ueberdies eröffneten sich hier den kampfeslustigen, thatendurstigen Seelen in Schwaben und Baiern weit die Bahnen strahlenden Ruhms und glänzenden Gewinns. Die freundlichen Verhältnisse zu Berengar waren gelöst; Heinrich von Baiern hatte sich kurz zuvor in den Besitz von Aquileja gesetzt und wahrscheinlich auch darin behauptet; jetzt rüstete er von Neuem, und gleich ihm Liudolf von Schwaben, um in die lombardische Ebene hinabzusteigen. Den Kampf gegen Berengar und für Adelheid gebot die Noth, rieth der Vortheil an und schien die Ritterehre zu fordern.

Auch Ottos Seele hatten die Ereignisse jenseits der Alpen im Innersten ergriffen, und nicht deshalb allein, weil er bei seinem nahen Verhältnisse zu dem burgundischen Hause am ersten berufen war, sich der unglücklichen Königin anzunehmen; sondern in noch höherem Maße, weil er als Rächer Adelheids die erwünschteste Gelegenheit fand sich des italischen Königreichs zu bemächtigen und dann im Besitz desselben das abendländische Kaiserthum zu erneuern. Aber nur wenn er Adelheids Interessen auf das Engste mit den seinigen vereinte, konnte er, der nordische Fremdling, festen Fuß in dem italischen Reiche fassen, sich dort gleichsam einbürgern und heimisch machen; es reifte daher in ihm der Gedanke, der jungen Königin, die im Kerker schmachtete, weil sie Italiens Hoffnung war, seine Hand und seinen Thron anzubieten. Was er von Vielen, die auf der Pilgerfahrt nach Rom an Lothars Hofe freundliche Aufnahme gefunden hatten, von der Anmuth, der Liebenswürdigkeit und den Sitten Adelheids gehört hatte, konnte ihn in diesem Vorhaben nur bestärken. So war denn bald Ottos Entschluß gefaßt, mit Heeresmacht Berengar zu bekriegen, Adelheid zu befreien, das Königreich Italien mit ihrer Hand zu gewinnen und so sich den Weg nach Rom und zum kaiserlichen Throne zu bahnen. Es galt dabei einem Undankbaren, der einst eine Zufluchtsstätte am sächsischen Hofe gesucht und in den deutschen Ländern die Mittel zu jener Macht gefunden hatte, die er jetzt so arg misbrauchte, gebührend zu strafen; es galt die verfolgte Unschuld zu rächen, den alten Anspruch auf das italische Reich durchzusetzen, durch die Hand Adelheids die unterdrückte Partei im Lande zu gewinnen und so sich die Herrschaft zu sichern; es galt endlich die Herstellung des abendländischen Kaiserthums, welche der Befestigung des königlichen Ansehens in Italien mit Nothwendigkeit folgen mußte. Es war der größte Entschluß, den Otto jemals gefaßt hatte. Er berief die Großen des Reichs, eröffnete ihnen seine Absicht nach Italien und Rom zu ziehen, Alle stimmten ihm freudig bei, und im Sommer des Jahres 951 wurde in allen Gauen der deutschen Länder mit Macht zum großen Zuge über die Alpen gerüstet.

951.

Aber nicht mehr duldete es Liudolf in der Heimath, es verlangte ihn danach durch Thaten zu beweisen, daß er ein Mann geworden, daß er die Hoffnungen seines Vaters und seines Volkes erfüllen werde; auch schien es ihm vortheilhaft und rühmlich zugleich, die Grenzen seines Herzogthums im Süden zu erweitern. Aufregende Reden unruhiger Geister erhitzten sein ohnehin lebhaftes Gemüth noch mehr; schnell sammelten sich um ihn Männer, die ihr Glück jenseits der

951. Berge suchten, wie jener Rather, der zweimal von seinem Bischofsstuhl in Verona vertrieben, abermals auf seine Herstellung hoffte. So stürzte sich denn schon im Sommer, ohne den Vater zu befragen, Liudolf in den Krieg; mit unzureichenden Streitkräften, die er in Schwaben gesammelt, stieg er zum Kampf gegen Berengar von den Alpen hinab. Der Erfolg seiner Waffen entsprach aber nicht seinen Wünschen; nicht sowohl Berengar leistete ihm Widerstand, als ihm gerade der Beistand versagt blieb, auf den er am Sichersten gerechnet hatte. Man hatte ihn versichert, die Unzufriedenen im Lande würden sich beeilen, ihm ihre Städte und Burgen zu öffnen, aber fast überall fand er die Thore verschlossen. Man erzählte, es habe Herzog Heinrich, sein Oheim, mit dem er schon vorher um die Grenzen seines Herzogthums gehadert hatte, gleich ihm nach einer Erweiterung seiner Macht in Italien trachtend, Gesandte über Trient nach der Lombardei gesandt und Berengars Gegner aufgefordert, sich von Liudolf fern zu halten. So erzählte man, und Liudolf selbst glaubte es und nährte tiefen Groll gegen den Oheim in seinem Herzen. Der Mangel an Lebensmitteln, die ungünstige Jahreszeit brachten Leiden aller Art über Liudolf und seine kleine Schaar; es blieb ihm zuletzt keine andre Wahl, als den Rückweg anzutreten und der bereits anrückenden Kriegsmacht des Vaters entgegenzuziehen.

Mit einem wohlgerüsteten, glänzenden Heere war König Otto selbst indessen aufgebrochen. Es begleiteten ihn seine Brüder Herzog Heinrich und der Erzcapellan Brun; auch sein Schwiegersohn, der muthige Konrad von Lothringen, leistete Heeresfolge, nicht minder der verschlagene Friedrich von Mainz, der gelehrte Robert von Trier und viele andre Bischöfe, Grafen und große Vasallen. Da, wo am Brenner sich ein Thor in dem Riesenwalle der Alpen öffnet, zog man hindurch und stieg in das Thal der brausenden Etsch hinab. Der König ging muthig auf das letzte und höchste Ziel seines Lebens zu; was die Welt von ihm erwartete, zeigt ein Brief, den wenig später Rather an Papst Agapet richtete. Aus keinem andren Grunde, meint Rather, habe Otto um das italische Reich geworben, als um in kaiserlicher Macht den vielfachen Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten in Italien zu steuern und christliche Ordnungen herzustellen.

Als Otto den Boden Italiens betrat, kam ihm Liudolf mit den Seinigen entgegen, ohne Triumph kehrte er zu dem Vater zurück, der ihn zürnend über sein unbedachtes Benehmen empfing. Die erste große Hoffnung des Lebens war dem trefflichen, hochgesinnten Jüngling gescheitert, und dieses Misgeschick ließ einen tiefen Stachel in

seiner Seele zurück. Manche, die ihr Glück an das seine geknüpft hatten, trennten sich jetzt von ihm, wie Rather, der sich wieder nach Lothringen wandte. Liudolf schloß sich mit schwerem Herzen dem Heere des Vaters an.

951.

Trient, das noch in den Händen des Erzbischofs Manasse war, öffnete Otto die Thore. Wie Manasse einst der Erste war, der seinen Oheim König Hugo verließ, so hatte der treulose Mann jetzt auch Berengar als der Erste den Rücken gewandt und stand, wie es scheint, mit Otto längst in geheimem Bunde. Auch Verona nahm ohne Kampf den König auf; der Graf Milo, der kurz zuvor für seinen gleichnamigen Neffen das Bisthum von Manasse erhandelt und die Genehmigung des Papsts für dessen vielfach anzufechtende Einsetzung gewonnen hatte, scheint ebenfalls mit Otto schon vorher im Einverständniß gestanden zu haben. So ergoß sich das deutsche Heer, ohne Widerstand zu finden, in die reiche Ebene der Lombardei. Berengar wagte nicht einmal sich zum Kampfe zu stellen; wohin Otto kam, überall öffneten sich ihm die Thore, vor Allen schlossen sich die Bischöfe bereitwillig ihm an. Berengar suchte Pavia noch zu halten, aber kaum daß sein Gegner gegen diese Hauptstadt des Landes anrückte, floh er feige von dannen; schon am Tage darauf, am 23. September, rückte Otto in Pavia ein. Auf eine seiner Burgen rettete sich Berengar, um wenigstens seine Person vor dem übermächtigen Feinde zu sichern.

Otto verfolgte den Feind nicht; er blieb in Pavia. Immer zahlreicher versammelten sich um ihn die geistlichen und weltlichen Großen des italischen Reichs. Auch Mailand, die Stadt der vielen Kirchen, unterwarf sich dem Sachsen, und Manasse, dessen Beistand Otto so wichtig gewesen war, erhielt in dem Erzbisthum Mailand den Lohn seiner Dienste. Schon sah sich Otto als Beherrscher des Landes an, nannte sich in seinen Urkunden „König der Langobarden“ oder auch „König der Italiener,“ zählte nach Jahren des neugewonnenen Reichs und ernannte Manasse zu seinem Erzkanzler in diesem Reiche. Keine Wahl, keine Krönung erfolgte; nicht von dem Willen des Adels, auch nicht von einem Erbrecht, das Adelheids Hand ihm übertragen sollte, machte Otto seine Ansprüche auf Italien abhängig; als König der Ostfranken meinte er ein angeborenes Recht auf das italische Reich zu haben, als ein untrennbares Nebenland des ostfränkischen oder deutschen Reichs sah er Italien an.

Ohne Schwerdtstreich war Otto in die Hauptstadt Berengars eingezogen; ohne Blutvergießen hatte er sein Anrecht auf das schöne Königreich im Süden zur Geltung gebracht; aber er stand damit nicht

951. am Ziel seines Strebens. Sich die Eroberung Italiens durch Adelheids Hand zu sichern und sich den Weg nach Rom zu bahnen, das waren die Aufgaben, die er zunächst sich stellte und sofort angriff.

Ehe Otto noch den Boden Italiens betreten hatte, zu derselben Zeit, als Liudolf seinen unglücklichen Zug durch die Lombardei unternahm, war bereits Adelheid auf wunderbare Weise aus ihrem Kerker befreit worden. Den Gedanken der Flucht hatte ihr der Bischof Adelhard von Reggio eingegeben, von dem ein Bote den Weg in den Kerker der Königin gefunden hatte; zugleich hatte ihr der Bischof einen sicheren Aufenthalt in seiner Stadt versprochen. Die Mittel zur Flucht boten Adelheid der treue Priester und die einzige Dienerin, die sie in den Kerker begleitet hatten. Sie gruben unter der Erde einen Gang, der aus dem Thurme in das Freie führte; auf diesem

20. Aug. Wege entkam bei Nacht die Königin, von den Gefährten ihres Kerkers begleitet. Noch in derselben Nacht wurde die Flucht fortgesetzt, so weit nur die Füße die Königin zu tragen vermochten; beim Anbruch des Tages verbargen die Flüchtigen sich in einer Höhle. Mehrere Tage brachten sie in der gefahrvollsten Lage zu, indem sie im Dunkel die eingeschlagene Straße verfolgten, beim Tagesanbruch aber sich in Grotten, Wäldern und Kornfeldern versteckten. Denn schon verfolgten Adelheid ihre Kerkermeister. Einst, wird erzählt, durchsuchten diese ein dichtes Kornfeld, in dem sich die Königin verborgen hatte, sie durchstachen die wogenden Aehren mit ihren Speeren und bogen die hohen Halme zurück; aber sie fanden die Königin nicht, die wie durch ein Wunder ihren Händen entrann. Endlich gelangten die Flüchtlinge an ein breites Wasser — wahrscheinlich waren es die Kanäle und Sümpfe, welche der vielarmige Mincio bei Mantua bildet — hier ließ der Priester die Frauen zurück und eilte zu Bischof Adelhard, um ihm zu melden, die Königin sei entronnen und warte seines Beistands. Tage und Nächte verlebten die Frauen in der peinlichsten Ungeduld, in steter Furcht und Sorge schwebend, zuletzt auch vom Hunger gepeinigt und auf das Aeußerste erschöpft. Da kam ein Fischer heran auf seinem Nachen, der hatte so eben einen großen Stör in seinem Netze gefangen. Verwundert sieht er die Frauen und fragt, wer sie seien und wie sie in diese Gegend kämen. „Siehst du denn nicht," sagte Adelheid, „daß wir Fremde sind, von aller menschlichen Hülfe „verlassen? Wir leiden Gefahr Hungers zu sterben; gieb uns zu „essen, Mann, und wenn du Nichts hast, so rathe und hilf." Der Fischer fühlte Erbarmen, wie der Herr einst mit den Hungrigen in der Wüste, und sprach: „Siehe, ich habe Nichts, als Wasser und

„einen Fisch, um euren Hunger zu stillen." Er führte Feuer mit sich 951. nach der Sitte der Fischer, und schnell lohten helle Flammen auf, an denen der Fisch zum Mahle bereitet ward. Beim ärmlichen Mahl saß bald die Königin, von der Magd und dem Fischer bedient. Kurze Zeit darauf kehrte der treue Priester vom Bischof Adelhard zurück und brachte die frohe Kunde, es nahe zu Adelheids Schutz eine gewaffnete Schaar, die Königin sei gerettet. Die Ritter kamen, empfingen sie jubelnd, Bischof Adelhard selbst zog ihr entgegen und führte sie erst nach Reggio, dann nach Canossa, einer festen Burg unweit Reggio, die Atto, ein tapferer Vasall des Bischofs, zu Lehn hatte. Froh zog Adelheid in diese Mauern ein, die einst ein deutscher König mit ganz anderen Gefühlen betreten sollte; jetzt liegen sie in Schutt und Asche, ein trauriges Denkmal deutscher Schmach.

Nach Canossa sandte Otto, sobald er in Pavia eingezogen war, vertraute Männer als seine Boten ab, die mit reichen Geschenken um Adelheids Liebe für ihn werben und die junge Königin nach Pavia einladen sollten. Willig versprach sie dem mächtigen Fürsten, der sie so plötzlich aus der Tiefe des Elends zu der glänzendsten Stellung erheben wollte, ihre Hand und eilte froh ihm entgegen, schon von einer dichten Menge umdrängt, die sie wieder als Königin begrüßte. Seinen Bruder Heinrich sandte Otto als Brautführer mit der königlichen Leibwache ihr entgegen; noch ehe sie den Po überschritt, empfing sie Heinrich, der Erste von Ottos Hause, der ihr entgegentrat, der Bote einer großen Zukunft. Nie hat Adelheid diese Begegnung Heinrich vergessen; vom ersten Augenblick war er der Mann ihres Vertrauens. Dienstbeflissen und ergeben erwies sich Heinrich auf dem weiteren Zuge; dieser Königin wollte er gefallen, und leicht war es ihm, wenn er wollte, die Herzen der Menschen sich zu gewinnen.

Otto wartete zu Pavia der Braut. Als er sie im Glanze jugendlicher Schönheit erscheinen sah, schlug ihr beim ersten Blicke sein Herz entgegen. Nicht die Liebe hatte die ersten Fäden dieses für die Welt so folgenreichen Bundes geschürzt; Otto freite um Adelheid, die er wohl nie vorher mit Augen gesehen hatte, nicht um einer zärtlichen Neigung zu genügen, sondern um ihrer und seiner Stellung willen, aber die Liebe kettete bald den großen Kriegsfürsten an dieses reizende Weib mit unauflöslichen Banden. Nicht lange nachher — wahrscheinlich schon im October — wurde die Hochzeit unter Jubel und Frohlocken in Pavia, der volkreichen Stadt, gefeiert. Wie es eines mächtigen Königs würdig war, stattete Otto seine junge Gemahlin aus. Zu dem großen Witthum, was Lothar ihr in Italien hinterlassen hatte, fügte

951. er reiche Güter im Elsaß, Franken, Thüringen, Sachsen und Slavonien; Adelheid konnte mit Recht für die reichste Frau der Welt gelten.

Pavia, das einst Adelheids tiefste Erniedrigung gesehen hatte, sah jetzt das neue Glück, das ihr aufging. Die junge Fürstin, der einst die Krone so schmählich entrissen war, trug nun eine zweifache Krone auf ihrem Haupte und schritt höher als je einher an der Seite eines Gemahls, den alle Welt als den ersten Fürsten des Abendlands kannte. Kaum war ein Jahr seit dem Tode ihres ersten Gemahls verflossen; was hatte sie nicht seitdem erlebt? Wunderbare Abenteuer, die ihren Namen durch die weite Welt trugen und zum Gegenstande buntwechselnder Mähren machten! Jahrhunderte lang ist man in Italien nicht müde geworden von dem seltenen Glückswechsel, den die reizende Frau erfuhr, und von dem Kampfe, der um sie entbrannte, zu singen und zu sagen; Adelheid wurde gleichsam die Helena der italienischen Sage. Was wir von ihr berichtet haben, fließt nicht aus jenen täuschenden Sagen, sondern aus den Erzählungen des Abts Odilo von Cluny, des vertrauten Freundes der Königin in ihren letzten Lebensjahren, und aus dem Bericht der Nonne von Gandersheim, die noch bei Adelheids Lebzeiten aufschrieb, was sie von wohlunterrichteten Personen vernommen hatte.

Das Glück hatte Otto bisher auf unglaubliche Weise begünstigt; noch immer traten aufs Neue angesehene Männer zu ihm über, und durch Huld und reiche Gunst suchte er die Großen des neugewonnenen Reichs an sich zu fesseln. Aber endlich erfolgte ein Umschwung der Dinge, wie ihn Nichts bisher hatte erwartet lassen.

Bald nach seinem Einzug in Pavia hatte der König den Erzbischof Friedrich von Mainz, den ersten Kirchenfürsten seines Reichs, und mit ihm den Bischof Hartbert von Chur nach Rom geschickt, um mit dem Papst über die Herstellung des Kaiserthums zu unterhandeln und seine Aufnahme in Rom zu verlangen. So geneigt nun der Papst auch den Wünschen Ottos sein mochte, war er doch zu sehr in der Gewalt Alberichs, als daß er frei seiner Ueberzeugung hätte folgen können. Der unbiegsame Tyrann der ewigen Stadt weigerte sich ebenso entschieden jetzt dem Sachsen die Thore zu öffnen, wie einst dem Burgunder, und mit unerwünschter Antwort kehrten die Gesandten Ottos zurück. Welche Rolle Friedrich in Rom gespielt hat, wissen wir nicht, aber es ist wohl zu glauben, daß den unglücklichen Ausgang der Sache Otto vor Allem ihm zur Last gelegt haben wird; mindestens erwachte die alte Abneigung zwischen dem König und dem angesehen-

sten Bischof seines Reichs sofort aufs Neue und drohte schon damals 951.
wiederum in offenen Hader auszubrechen.

Wollte Otto jetzt die Absichten, die ihn über die Alpen geführt hatten, vollständig erreichen, so blieb ihm nichts übrig, als sich mit Waffengewalt Roms zu bemeistern und die Kaiserkrone gleichsam zu erobern. Aber schon das mußte ihn von solchem Unternehmen abhalten, daß Berengar noch nicht in seiner Gewalt war; weit mehr aber, daß er zu derselben Zeit bereits in seiner nächsten Nähe wahrnehmen konnte, wie die Gaben des Glücks, die ihm zufielen, nicht überall mit freundlichen Augen angesehen wurden. Es meinten Manche, das italische Königreich sei ein trauriges Geschenk, das schweres Unheil über das deutsche Reich zu bringen drohe; so vor Allem selbst Liudolf, Ottos Sohn und erwählter Nachfolger.

Mit welchem Unmuth hatte es Liudolf nicht schon erfüllt, daß er seinen ersten Waffenzug so ruhmlos hinausgeführt hatte. Sein Oheim Heinrich war es, auf den er zunächst seinen Groll übertrug, und doch sah er von Tag zu Tag gerade ihn in der Gunst des Vaters steigen. Heinrich führte dem Vater die neue Mutter zu, er gewann sich sofort ihr Vertrauen und durch ihre Gunst einen unberechenbaren Einfluß auf den König selbst, während Liudolf selbst es bald inne wurde, daß keine Mutter mehr für ihn bei dem Vater sprach. Je mehr er selbst dem Vater sich entfremdet fühlte, je widerwärtiger erschien ihm die Ergebenheit und Unterwürfigkeit, die Heinrich gegen Otto jetzt geflissentlich an den Tag legte. „Nicht wie ein Bruder trat „er auf, sondern wie ein Sklave suchte er Ottos Befehle zu erfüllen," sagt Roswitha; sie will Heinrich freilich damit rühmen, wie anders aber mußte Liudolf Heinrichs Benehmen erscheinen! Mit welchen Gefühlen mußte der Sohn da der Hochzeit des Vaters beiwohnen, mit welcher Besorgniß dies junge und schöne Weib, in der er nur eine Verbündete Heinrichs sah, in den Armen des Vaters erblicken! Tausend schlimme Gedanken bestürmten sein Herz, es wurde ihm heiß und bang in der Nähe der Stiefmutter und Heinrichs; ohne Wissen des Vaters verließ er bald nach der Hochzeit das Hoflager von Pavia und eilte nach Sachsen, seinem Heimathslande, zurück. Erzbischof Friedrich, der alte Ränkeschmied, verließ mit ihm Pavia und ging mit ihm nach Sachsen.

Liudolfs Entfernung und seine Annäherung an Erzbischof Friedrich hatten den König mit Unmuth und großer Besorgniß erfüllt. Bald kam schlimme Kunde. Zu Saalfeld feierten Liudolf und Friedrich vereinigt das Weihnachtsfest; hier sammelte sich um sie ein zahl-

951. reicher Anhang. An diesem Orte traurigen Andenkens, von wo einst im Jahre 939 Heinrichs Verschwörung ihren Ausgang genommen hatte, wurden abermals böse Worte gesprochen, der verhaltene Ingrimm machte sich Luft, man erhitzte sich gegenseitig mit Klagen und Beschwerden über den Gang der Dinge, man verwünschte den Zug nach Italien nebst Ottos neuer Ehe und maß dem Rathe und Ehrgeize Herzog Heinrichs die Schuld an allem Unheil bei. Das Gerücht von dem, was in Saalfeld verhandelt war, durchlief das Reich, und man sprach bereits von einer Verschwörung und verbrecherischen Plänen gegen die Majestät des Königs; die Kunde davon drang alsbald auch über die Alpen, und sie vor Allem mußte Otto bewegen den Zug nach Rom aufzugeben, den Kampf gegen Berengar abzubrechen und nach Sachsen zu eilen. Er hatte es hinlänglich erfahren, wie leicht sich aus geringfügigen Ursachen unter diesem trotzigen und unfügsamen Geschlecht ein innerer Krieg von unermeßlichen Folgen entzündete, um nicht darauf bedacht zu sein, jeden Versuch zu neuer Auflehnung durch sein persönliches Auftreten schon im Keime zu ersticken; er hatte überdies alle Ursache dem alten Erzbischof nicht zu trauen und war des leicht erregbaren Gemüths seines Sohns nicht sicher.

952. Otto hatte das Weihnachtsfest zu Pavia gefeiert, hier verweilte er noch im Anfange des Februars; dann ließ er zur Vertheidigung der Stadt mit ausreichenden Streitkräften seinen Schwiegersohn, Herzog Konrad, zurück und trat selbst den Rückweg an. Am 26. Febr. befand sich Otto mit Adelheid zu Como, am 1. März zu Zürich. Dann ging die Reise den Rhein hinab durch den Elsaß; zur Osterzeit war der König bereits zu Pöhlde am Harz, unweit Lauterberg, dem Wittwensitz seiner geliebten Mutter, wo sie mit ihrer nimmer rastenden Sorge für kirchliche Stiftungen eben damals ein Mönchskloster angelegt hatte. Von Pöhlde führte der König seine Gemahlin nach Magdeburg, wo Editha ruhte und wo er am Liebsten verweilte. Froh war Sachsen den König wiederzusehen, freudig begrüßte man die neue Königin; wie die Sonne die Nebel zertheilt, so verscheuchte die persönliche Erscheinung des hohen Paars alle die bösen Befürchtungen, die sich an ihre Ehe geknüpft hatten; die Gegenwart des Vaters schien selbst Liudolfs Unmuth mehr zu beschwichtigen.

Kaum aber hatte Otto die Lombardei verlassen, so erhob sich Berengar wieder. Nicht alle geistlichen und weltlichen Großen hatten ihn schon verlassen; wir wissen, daß der gelehrte Bischof Atto von Vercelli sich bemühte, selbst die seiner Amtsbrüder, die schon zu Otto übergegangen waren, wieder von ihm zu entfernen; auch waren manche

Städte und Burgen, vorzüglich jenseits des Po, noch immer in Be- 952.
rengars und Adelberts Händen. War Herzog Konrads Lage nun
wirklich so gefährlich, daß er einen Kampf vermeiden mußte, oder
war dieser Krieg auch ihm schon zuwider, der Niemand anders, als
Heinrich, Vortheile versprach; gewiß ist, er ließ sich sofort ohne Ottos
Wissen mit Berengar in Verhandlungen ein, in denen er diesem sein
Reich verbürgte, wofern er sich freiwillig nach Sachsen zu begeben
und Otto zu unterwerfen bereit zeige. Berengar legte sofort die Waffen
nieder und machte sich mit Konrad nach Sachsen auf den Weg; sie
folgten Otto und Adelheid fast auf den Fersen.

Als Berengar sich Magdeburg näherte, kam ihm schon weit vor
der Stadt ein staatlicher Zug von Herzögen, Grafen und Hofbeamten
entgegen; mit königlichen Ehren wurde er empfangen, aber nicht in
der Hofburg, sondern in einer Herberge mußte er Wohnung nehmen,
und drei Tage lang wartete er alsdann vergebens darauf, bei Otto
Zutritt zu erhalten. Otto, der schon den königlichen Titel von Italien
angenommen hatte; Heinrich, der eine Erweiterung seines Herzog-
thums beanspruchte; Adelheid, so viel und so bitter gekränkt: sie Alle
waren Berengar abgeneigt und misbilligten Konrads Verfahren.
Konrad, gereizt durch die ungebührliche Behandlung seines Schütz-
lings, empört über die Beanstandung der von ihm gegebenen Ver-
sprechungen, hielt heftigen und zornmüthigen Sinns, wie er war,
kaum noch seinen Ingrimm gegen den König, Adelheid und besonders
gegen Herzog Heinrich zurück; er und Liudolf begegneten sich in ih-
rem Unmuth, und selbst mit Erzbischof Friedrich, der bis dahin sein
Feind gewesen war, söhnte sich Konrad jetzt aus. Berengars Sache
spaltete das Haus des Königs, entzweite die ersten Fürsten des
Reichs. Konrad und Liudolf sah man Heinrich geflissentlich aus dem
Wege gehen; Heinrich, wenn er ja mit Liudolf zusammentraf, scheute
sich nicht mit höhnischen Worten den reizbaren Jüngling zu krän-
ken. Otto mußte um jeden Preis einen offenen Bruch für sein
Haus und sein Reich zu vermeiden suchen; er ließ deshalb endlich
Berengar vor und nahm ihn, als er sich unterwarf, zu Gnaden an.
Aber, was Berengar erwartet hatte, die volle und ganze Rückgabe
seines Reichs, erhielt er mit Nichten; kaum erlangte er es, daß er
frei nach Italien zurückkehren konnte. Nur vorläufige Bestimmungen
wurden über Berengar in Magdeburg getroffen; die endliche Erledi-
gung der Sache aber auf einen Reichstag verschoben, der im Som-
mer zu Augsburg gehalten werden sollte; da wurde Berengar befoh-
len mit Adelbert und den Großen seines Reichs vor Otto zu erschei-

952. nen. Was geschah, war ohne Frage darauf berechnet, Konrad zu versöhnen, aber dennoch machte sich der Einfluß Heinrichs deutlich genug darin geltend; daß man Berengar nicht frei und vollständig gewährte, was er forderte und auf Konrads Wort fordern konnte, legte dieser mit Recht Heinrich zur Last und hörte nicht auf ihm zu grollen.

Im Anfang August wurde der Reichstag zu Augsburg gehalten. Mit dem Reichstage war eine große Synode verbunden, zu der 4 Erzbischöfe und 21 Bischöfe aus Deutschland und Italien erschienen und wo für die kirchlichen Ordnungen beider Reiche nicht unwichtige Bestimmungen getroffen wurden. Die Acten über diese Beschlüsse vom 7. August sind erhalten und zeigen uns den König in seiner ganzen Macht der Geistlichkeit gegenüber. Auf seinen Befehl beriethen die Bischöfe; als ihre Berathungen beendigt waren, luden sie ihn ein in ihre Mitte zu treten; Otto erschien, nahm den Vortrag des Erzbischofs Friedrich über die Berathungen entgegen, verhieß denselben seine Unterstützung, und erst, als die Beschlüsse so von ihm genehmigt waren, wurden sie niedergeschrieben und erhielten gültige Kraft. Bei weitem wichtiger noch, als die Verhandlungen der Synode, waren unfraglich die des Reichstags, über die wir aber leider keine Aufzeichnungen besitzen. Aber so viel wissen wir, daß hier in Gegenwart der meisten Großen des deutschen und italischen Reichs die Sache Berengars ihre schließliche Erledigung fand.

Das italische Königreich wurde an Berengar und Adelbert zurückgegeben, aber Beide mußten feierlich in die Hände Ottos den Lehnseid leisten, der sie dann mit einem goldenen Scepter belehnte. Verwundert sahen es die Gesandten des griechischen Kaisers, die zu Augsburg erschienen waren, daß Berengar aus einem freien Fürsten ein Lehnsmann des deutschen Königs wurde. Höchst wahrscheinlich wurde damals der König Italiens auch zu einem Tribut, wie ihn andere vom Reiche abhängige Fürsten zahlten, verpflichtet; denn es ist gewiß, daß das italische Königreich später dem deutschen Könige einen jährlichen Tribut von 1200 Pfund Goldes zahlte, dessen Ursprung kaum anders, als in den damaligen Verhältnissen Berengars, gesucht werden kann. Nicht ohne bedeutende Einbuße erhielt überdies Berengar sein Königreich zurück. Das alte Herzogthum von Friaul, das schon in die Markgrafschaften von Istrien, Aquileja, Verona und Trient zerfallen war, wurde von Italien losgerissen, dem deutschen Reiche vereinigt und diese Länder zunächst dem Baiernherzoge Heinrich untergeben.

Durch die Augsburger Beschlüsse gewann Niemand, als Heinrich, der nicht nur in dem bereits gewonnenen Besitz gesichert wurde, sondern auch sehr erhebliche neue Erwerbungen machte. Unermeßlich war sein Vortheil, da jetzt nicht nur seine weite Herrschaft überall gegen die Ungern geschützt schien, sondern ihm auch die Thore nach dem Süden zu jeder Zeit erschlossen blieben. Er allein konnte den Ausgang des italischen Kriegs mit Jubel begrüßen; seine dem Ehrgeize so offene Seele hatte in demselben ihre volle Genüge gefunden. Weiter als jemals erstreckte sich jetzt das Amtsgebiet des baierschen Herzogs, und mehr noch, als an Land, hatte er an Einfluß auf die Geschicke des Reichs gewonnen. 952.

Aber Ottos Hoffnungen, mit denen er den Zug unternommen hatte und die im Anfange der Erfüllung so nahe schienen, waren nicht in gleicher Weise erreicht. Zwar standen die Pässe nach Italien auch ferner ihm offen und Berengar hatte seine Oberhoheit anerkannt; aber er hatte doch das Regiment des langobardischen Reichs, das er bereits angetreten hatte, wieder aufgeben und den Titel eines Königs der Langobarden wieder ablegen müssen, seine Absichten auf Rom waren gescheitert, und es war fraglich, ob er sie jemals wieder würde verfolgen können. Und so wenig die Erfolge seinen Wünschen genügten, hatten sie doch die, welche seinem Herzen am Nächsten standen und auf deren Mitwirkung bis dahin seine Regierung hauptsächlich sich stützte, mit Unmuth erfüllt und seinem Herzen entfremdet. So mächtig das Königthum sich auch erhoben hatte, so beruhte seine Macht doch damals wesentlich auf der Eintracht des königlichen Hauses, und jeder Zwiespalt in demselben mußte sich bald durch das ganze Reich fühlbar machen.

Wenn Berengar seine Herrschaft zurückerhalten hatte, so hatte er es zumeist der Rücksicht zu danken, die Otto auf Konrad nahm, den Mann, der so lange im Frieden und im Kriege Alles bei ihm gegolten hatte. Konrad mochte, da er sein Versprechen mindestens halb erfüllt sah, nun für den Augenblick schweigen; aber versöhnt war er nicht. Noch weniger hatte Liudolf Ruhe gefunden, der selbst in allen Hoffnungen, mit denen er Italiens Boden betreten hatte, bitter getäuscht, jetzt seinen Widersacher frohlocken hörte. Und wenn noch andere, größere Hoffnungen sich ihm nicht erfüllen sollten! Bald gebar Adelheid einen Sohn, und schon der Name Heinrich, den er in der Taufe erhielt, mußte Liudolfs Gemüth verwunden; wie aber, wenn es wahr werden sollte, was man sich schon erzählte, daß diesem Kinde Otto die Krone zuwenden wolle, die bereits Liudolf zugesagt war? Alles besorgten

nrad und Liudolf, als sie, die Ersten einst an dem Herzen des
nigs und in seinem Reiche, sich überall zurückgedrängt sahen, und
cht fehlte es in dem unruhigen Geschlecht jener Zeiten an Männern,
ie ihren Unmuth geflissentlich nährten. Mit Widerwillen ertrugen
Viele schon längst die von Tag zu Tag wachsende Macht dieses Kö-
nigs und sein ehernes Scepter; vornehmlich regte sich der Uebermuth
in den Jüngeren, denen die alte ungebundene Freiheit der Vorderen
als Ziel ihrer Wünsche vorschwebte und die noch nicht jene Leiden
der inneren Kriege kennen gelernt hatten, welche die alten und erfah-
renen Männer bedachten. Kaum schien jenem jungen Volk tadelns-
werth und unbedacht ein Unternehmen sein zu können, das selbst der
alte Erzbischof Friedrich mit seinem Segen begleitete; sein geheiligtes
Ansehen konnte in den Augen der Masse ihr Beginnen sogar als ein
löbliches darstellen. So spannen sich nach und nach die Fäden einer
neuen Verschwörung an, die wie die Theilnehmer auch sich selbst und
Andere mit Beschönigungen täuschen mochten, doch gegen die Person
und die Macht des Königs gerichtet war. Die Söhne des Königs
wußten nicht nur um das frevelhafte Beginnen, sie standen vielmehr
an der Spitze desselben, und alle die angesponnenen Fäden liefen in
ihren Händen zusammen.

Traurige Saaten fürwahr waren aus dem Samen aufgegangen,
den Otto jenseits der Alpen ausgestreut hatte, aber wer läßt ein wei-
tes Ackerfeld brach liegen, ob sich auch übel die erste Erndte lohnt!

3.

Der Krieg der Söhne gegen den Vater.

Als der verständige Brun wenige Jahre zuvor sich einst ü
die Vertraulichkeit Herzog Heinrichs und Herzog Konrads si
kränkte, die ihr geheimes Flüstern selbst bis in die Messe fortse
brach er in die Worte aus: „Diese traurige Busenfreundschaft
„einst noch in die bitterste Feindschaft enden." Es war ein p
tisches Wort gewesen, das nur zu bald sich in der traurigsten
erfüllte. Denn nicht allein, daß zwei so ausgezeichnete Männ
vereint dem Reiche die größten Dienste geleistet hatten, zum

theil desselben sich jetzt überall in den Weg traten, ihre Feindschaft trennte 952. zugleich das königliche Haus in zwei feindliche Lager, und wie die Geschichte dieses Hauses damals die Geschichte des Reichs selbst war, drohte der Zwist dieser Männer auch die schon fester begründete Einheit des deutschen Reichs und Volks wieder gänzlich zu lösen. Einer der gefahrvollsten inneren Kriege brach noch einmal im Reiche aus, der es klar an den Tag legte, daß die Einheit Deutschlands noch anderer Bande bedürfe, als sie Verwandtschaft der Fürsten schlingt!

Im Stillen waren im Winter des Jahrs 952 die Fäden der Verschwörung enger und enger geschürzt worden, ohne daß der König, wie es scheint, von den Dingen, die vorgingen, nähere Kunde erhielt. Ruhig ging das Jahr zu Ende, und schon mochte Otto hoffen, das drohende Unwetter werde nicht mehr zum Ausbruche kommen. Er hatte mit Adelheid das Weihnachtsfest zu Frankfurt gefeiert und zog dann im Anfange des neuen Jahrs nach dem Elsaß, wo Adelheid 953. ihre Mutter wiedersah. Auf dem Rückwege verweilten sie länger auf den fränkischen Pfalzen und gingen endlich nach Ingelheim, wo sie das heilige Osterfest mit Herzog Heinrich zu verleben gedachten. Da aber kamen die ersten Vorboten, daß der Sturm losbreche; was lange im Finstern vorbereitet war, trat an den Tag. Otto vernahm, die Burgen Konrads und Liudolfs würden zum Kampfe gerüstet und seine Söhne hätten eine Schaar verwegener Jünglinge aus Franken, Sachsen und Baiern um sich gesammelt. Schon bemerkte Otto um sich trotzige Mienen und sah, daß man ihm die schuldige Ehrerbietung verweigerte; er befürchtete, er könnte, da er nur von einem geringen Gefolge begleitet war, in Ingelheim in die Hände der Empörer fallen, verließ die Burg und zog gegen Mainz. Aber wie mußte er staunen, als man ihn ungebührlich lange vor den Thoren der Stadt warten ließ, aus denen ihm die Bürger sonst jubelnd entgegengezogen waren. Endlich öffneten sich ihm die Thore, der König zog ein und gab sich damit, ohne es zu ahnen, in die Hand seiner Feinde. Denn mit Unrecht baute er auf die Treue des Erzbischofs.

Erzbischof Friedrich, der nach seiner Sitte die Fastenzeit in den Klausnerhütten, die um die Stadt lagen, zubrachte und der sich stellte, als ob er, von allen weltlichen Dingen abgewendet, nur in religiösen Werken und Betrachtungen lebte, war bei der Nachricht, daß Otto nach Mainz sich begebe, dorthin zurückgekehrt und nahm mit erheuchelter Unterwürfigkeit den König und seine Gemahlin auf. Auf seine Veranstaltung kamen aber sofort auch Liudolf und Konrad nach Mainz; unter dem Vorwande sich wegen der gegen sie erhobenen An-

953. schuldigungen zu rechtfertigen und ihre Ergebenheit an den Tag zu legen, wagten sie es vor ihren König und Vater hinzutreten und offen zu bekennen, was sie im Schilde führten. Nichts, betheuerten sie, hätten sie gegen ihn unternommen, aber Herzog Heinrich Feindschaft und Fehde geschworen; käme ihr Oheim nach Ingelheim, so würden sie sich seiner Person bemächtigen. Und Erzbischof Friedrich, scheinbar die Rolle des Vermittlers kraft seines heiligen Amtes spielend, sprach für die aufrührerischen Söhne und suchte das Gemüth des Königs wankend zu machen.

Wohl nie hat Otto einen so bitteren Schmerz empfunden, als damals. Er sah sich verrathen von denen, die ihm am Nächsten gestanden hatten, von seinen eigenen Söhnen; schutzlos befand er sich in der Macht der Verschworenen. Wie zornig auch sein Gemüth aufwallen mochte, er sah sich gezwungen gute Miene zum bösen Spiele zu machen und den Empörern alle ihre Forderungen zu bewilligen. Durch einen förmlichen Vertrag, dessen Inhalt wir nicht kennen, band er sich gegen sie die Hände und gab sich in ihre Gewalt. Otto vergaß hier seines königlichen Namens; niemals hatte man das vordem von ihm sagen können.

Die Verschworenen glaubten ihren Zweck erreicht zu haben und ließen den König ziehen. Er aber fuhr zu Schiff den Rhein hinab bis Köln, dann eilte er nach Sachsen, wo er zu Dortmund bei seiner Mutter das Osterfest feierte. Nichts stärkte und erfrischte ihn mehr nach diesen bitteren Erfahrungen, als die Freude, mit der sie ihn empfing, als die Liebe und Zärtlichkeit, die sie ihm in diesen Tagen des Unglücks bewies. Auch die Anhänglichkeit der Sachsen richtete ihn auf, und hier, von einem treuen Volke umgeben, erhob er sich wieder zu dem Vollgefühl seiner Majestät. „Er fand den König „in Sachsen wieder,“ sagt der ehrliche Widukind, „den er in Franken beinahe verloren hatte.“

3. April.

Unter seinem Sachsenvolk und seinen Freunden fühlte Otto sich wieder frei und erklärte sofort jenen Vertrag, den er in Mainz geschlossen hatte, für null und nichtig, alle seine Versprechungen für erzwungen; er verlangte, Konrad und Liudolf sollten die Urheber der ruchlosen Verschwörung ihm ausliefern; wo nicht, werde des Reiches Acht sie treffen. Noch einmal wollte Erzbischof Friedrich betrüglicher Weise die Rolle des Vermittlers spielen, er sprach für Friede und Eintracht und forderte den König auf, den Vertrag und sein Wort zu halten. Aber er erlangte nicht mehr, als daß der König ihn mehr und mehr durchschaute und Alle am Hofe ihm ihre Verachtung be-

zeigten. Otto blieb fest und berief sofort einen allgemeinen Reichs- 953.
tag nach Fritzlar; dort sollte über die Verräther Gericht gehalten werden.

Der König selbst eilte gleich nach dem Fest abermals nach Köln. Hier gewann er den Bischof Adalbero von Metz, auf den Konrad hauptsächlich gezählt hatte und der durch seine Stellung und sein Geschlecht viel in dem Lande vermochte, für sich; überdies knüpfte er neue Verbindungen mit dem Hause Herzog Giselberts an, dessen Bruder Reginar, Graf im Hennegau, und dessen Vettern, Erzbischof Robbert von Trier und Bischof Balderich von Utrecht, sich insgesammt gegen Konrad erklärten; fast ganz Lothringen trat auf des Königs Seite und ergriff die Waffen gegen Konrad, der wie ein Zwingherr in das Land gekommen war und mit Eifer und Strenge in demselben geherrscht hatte. Jetzt war die Stunde den lange verhaltenen Grimm gegen ihn auszulassen gekommen, und die persönliche Rache konnte selbst als Verdienst in den Augen des Königs erscheinen und ihres Lohnes gewiß sein.

Als sich der König Lothringens versichert hatte, kehrte er über den Rhein zurück. Der Tag zu Fritzlar nahte, und allgemein war man voll banger Sorge, was Liudolf und Konrad beginnen würden. Die Urheber der Verschwörung konnten sie nicht ausliefern, waren sie es doch selbst, und gefährlich war es dem Zorne des auf das Aeußerste gereizten Vaters sich anzuvertrauen. Sie beschlossen daher nicht in Fritzlar zu erscheinen, sondern ihre Sache in offener Fehde auszufechten, zu der sie jetzt um so mehr ein gutes Recht zu haben meinten, als der geschlossene Vertrag ihnen nicht gehalten war. Noch einmal versuchte der arglistige Erzbischof von Mainz die Rolle des Friedensstifters zu spielen. Er erschien auf dem Reichstage zu Fritzlar. Aber so viele und so schwere Beschuldigungen erhob hier Herzog Heinrich gegen ihn, daß er sich nicht mehr zu rechtfertigen vermochte. Allgemein beschuldigte man ihn des Verraths; es traf ihn der Unwille des ganzen versammelten Volks. Eiligst verließ er den Reichstag und begab sich nach Mainz; auch hier hielt er sich bald nicht mehr für sicher, übergab die Stadt den Feinden des Königs und flüchtete sich nach Breisach, jener alten Rheinfeste, die der Schlupfwinkel der Hochverräther zu allen Zeiten war und von Herzog Eberhards Empörung her noch in traurigem Andenken stand.

Schon auf dem Reichstage zu Fritzlar scheint über Konrad und Liudolf die Acht des Reichs ausgesprochen und sie ihrer Herzogthümer entsetzt zu sein. Von Konrad wissen wir bestimmt, daß ihm sein Amt

953. bald nach dem Ausbruch der Verschwörung entzogen wurde, von Liudolf läßt sich dasselbe vermuthen. Außerdem wurde auf dem Reichstage Gericht über Alle gehalten, die des Verraths verdächtig und in des Königs Händen waren; so über zwei vornehme Thüringer, die Grafen Wilhelm und Dadi, die sonst bei Otto in hohen Ehren gestanden und ihm in dem Kriege des Jahres 939 große Dienste geleistet hatten. Dadi war es gewesen, der durch seine Klugheit nach dem Tage von Birthen dem Könige Thüringen und das östliche Sachsen unterworfen hatte. Sie, alte Waffenbrüder Herzog Konrads, waren angeschuldigt, es mit ihm gehalten zu haben, und da sie sich nicht zu rechtfertigen wußten, wurden sie nach Baiern verbannt und der Obhut Herzog Heinrichs übergeben. Diese Strafe verbreitete großen Schrecken unter Allen, die Konrads und Liudolfs Sache geneigt waren, denn Herzog Heinrich ging eben nicht glimpflich mit seinen Feinden um.

Als der Reichstag sich getrennt hatte, rüstete Alles zum Kampf. Ganz Schwaben war in den Händen Liudolfs, und er schon konnte daran denken sich auch über Franken auszubreiten; er warf sich nach Mainz, damals eine volkreiche und stark befestigte Stadt. Konrad hatte sich nach Lothringen, in sein Herzogthum, begeben und mochte glauben, mit Leichtigkeit würde er das unruhige und streitsüchtige Volk gegen das Königthum in die Waffen bringen. Aber er hatte sich diesmal verrechnet; die Lothringer ergriffen vielmehr in der Mehrzahl gegen ihn die Waffen und rückten unter der Anführung des Grafen Reginar in das Feld. An der Maas stellten sie sich Konrad zum Kampfe, und trotz ihrer überlegenen Zahl griff er unerschrocken sie an. Es kam zu einer furchtbaren Schlacht. Mit Löwenmuth kämpfte Konrad, eine unglaubliche Menge der Lothringer erlag seinem Schwerdte. An seiner Seite fiel sein Freund Konrad, Eberhards Sohn; immer höher steigerte sich seine Wuth; er rasete gegen die ihn umdrängenden Feinde, wie ein edles Wild, das sich von seinen Verfolgern umringt sieht. Tapfer standen ihm seine Ritter zur Seite, aber immer neue Schaaren führten die Lothringer vor. So wurde vom Mittag bis zum Abend gekämpft, erst die Nacht trennte die feindlichen Schaaren. Konrad mochte sich so gut wie Reginar des Siegs rühmen, aber seine Absichten in Lothringen waren vereitelt; er mußte das Land räumen, und wenn auch später noch einzelne Bewegungen dort zu seinem Gunsten entstanden, niemals hat er sich wieder ganz festsetzen können.

Konrad begab sich nach Mainz und vereinigte sich hier mit Liu-

dolf. Aber schon rückte auch Otto, der in Sachsen ein Heer gesammelt hatte, gegen die Stadt an. Schnell ergaben sich ihm alle Burgen der Empörer, die er auf seinem Wege fand; ohne erheblichen Widerstand zu finden, kam er in der Mitte des Juli mit dem sächsischen Heere vor Mainz an; Franken und Lothringer stießen hier zu ihm, auch führte Herzog Heinrich ein baiersches Heer ihm zu. 953. Juli.

Ein fürchterlicher, unnatürlicher Krieg entspann sich jetzt, und Jedem bangte vor dem Ausgang desselben. Vor der Stadt lag der König; in derselben der erwählte Erbe der Krone, ein Jüngling, der von jeher große Liebe unter dem Volke besessen hatte, wie auch des Königs Schwiegersohn. Was stand zu erwarten von diesem Kriege zwischen dem Vater und seinen Söhnen, von diesem schrecklichsten aller Bürgerkriege!

Mainz wurde wiederholentlich mit Mauerbrechern berannt, aber ohne Erfolg; man überfiel die Wachen, man kämpfte oftmals vor den Thoren, viel Blut wurde vergossen: aber Nichts gab dem Kriege einen entscheidenden Ausschlag. Zwei Monate dauerte so die Belagerung, ohne die Kräfte der Belagerten zu erschöpfen. Und schon wurden Viele im Heere des Königs unzufrieden, priesen die Tapferkeit der Empörer und wollten sie rechtfertigen; fast allgemein wurde der Haß gegen Herzog Heinrich, den man als die alleinige Ursache alles dieses Jammers ansah. Namentlich zeigten die Baiern im Heere sich schwieriger und schwieriger gegen ihren Herzog. Ihre lange daniedergehaltene Empfindlichkeit gegen den Sachsen regte sich jetzt; sie hatten Heinrich so wenig gern gesehen, wie die Lothringer Konrad; auch er war ihnen ohne ihren Willen zum Herrn gesetzt und war ein strenger Gebieter. Noch aber lebten mehrere Söhne Herzog Arnulfs und sahen, obwohl Heinrichs Schwäger, doch in ihm den Räuber ihrer Würde und Ehre. Um Pfalzgraf Arnulf, den Aeltesten von ihnen, dem Heinrich in seiner Abwesenheit die Verwaltung des Landes und die Vertheidigung Regensburgs, der Hauptfeste Baierns, übertragen hatte, sammelten sich die Unzufriedenen im Lande, mit ihm standen die Schwierigen in Heinrichs Heer in Verbindung, mit ihm unterhandelte schon heimlich Liudolf selbst und hatte ihn in die Verschwörung gezogen.

So ungünstig wurde die Stimmung in Ottos Lager, daß er es für gerathen hielt an den Frieden zu denken. Er ließ seine Söhne einladen, in sein Lager zu kommen, sie möchten sich vor ihm rechtfertigen, dann wolle er gütlich mit ihnen die Sache austragen. Als Geißel für ihre Sicherheit schickte er den sächsischen Grafen Ekbert, den Neffen Hermann Billings und seinen eigenen Vetter, in die Stadt.

953. Liudolf und Konrad, rings eingeschlossen und abgeschnitten von jeder Verbindung, ohne die Möglichkeit, so dauernden Widerstand zu leisten, entschlossen sich endlich in das Lager des Vaters zu gehen.

Als die Söhne vor dem Vater erschienen, warfen sie sich zu seinen Füßen nieder und betheuerten, sie seien bereit jegliche Strafe für ihr Vergehen zu leiden, nur möchte ihren Freunden, die in dem gefährlichen Beginnen ihnen Hülfe geleistet, nichts Uebles widerfahren. Doch der Verrath konnte nicht ungestraft bleiben, und Otto, der nicht wußte, wie er die Söhne strafen sollte, verlangte deshalb um so dringender die Auslieferung ihrer Genossen. Aber standhaft verweigerten sie dieselbe, denn sie hatten sich durch einen Eid ihren Freunden verpflichtet, sie niemals dem Zorne des Königs preiszugeben.

Groß war die Freude im Lager gewesen, als Konrad und Liudolf dort erschienen, schon meinten Alle, nun habe der Krieg ein Ende, denn, wenn die Söhne sich nicht unterwerfen wollten, würden sie nimmer sich aus der Stadt gewagt haben. Doch es schwieg der Jubel, als man sah, wie hartnäckig sie sich weigerten, dem Gebote des Königs Folge zu leisten. Niemand aber gerieth darüber mehr in Zorn, als Herzog Heinrich, zumal jene abermals feierlich versichert hatten, sie stritten nicht gegen ihren König und Vater, sondern nur gegen ihren Oheim Heinrich, gegen den sie gerechte Ursache hätten.

Da wandte sich Heinrich, wie Widukind erzählt, gegen Liudolf und fuhr ihn heftig an. „Du brüstest dich," sagte er, „Nichts gegen „meinen König und Herrn unternommen zu haben, und siehe, Alle „hier wissen, daß du ein Thronräuber bist und sein Reich mit Waf„fengewalt überfallen hast. Wenn du mich anklagst und beschuldigst, „warum führst du nicht deine Schaaren gegen mich? Greife mich „nur an! Nicht so viel," er nahm dabei einen Halm von der Erde auf, „sollst du mir von meiner Macht entziehen. Aber was erhebst „du dich gegen deinen Vater und bekümmerst ihn also? Du versün„digst dich gegen Gott, da du dich deinem Herrn und Vater wider„setzest. Hast du Kopf und Herz auf der rechten Stelle, so laß dei„nen Zorn an mir aus. Ich wahrlich fürchte mich vor dir nicht!" Auf solche Reden antwortete der Jüngling Nichts, sondern wandte den Rücken, und Konrad folgte ihm.

Aber ehe Liudolf das Lager verließ, nahm ihn sein Oheim Brun noch einmal bei Seite, der vor Kurzem den erzbischöflichen Stuhl von Köln bestiegen hatte. Mit Recht hielt er es für seinen Beruf, Liudolf auf seine Kindespflichten aufmerksam zu machen, und sprach, wie sein Biograph Ruotger berichtet, so zu dem zornigen

Jüngling: „Ach, du weißt nicht, wie sehr du dir und uns Allen nützest, 953.
„wenn du nachgiebst und meinen Worten folgst. Du bist deines Vaters „Sorge und unser Aller Freude, was haben wir zu hoffen und zu „erwarten, wenn du dich von uns wendest? Siehst du nicht, wie „das ehrfurchtgebietende Haupt deines Vaters um deinetwillen er„graut? Ihm solches Leid zu bereiten, frommt dir wahrlich nicht. „Du weißt es ja selbst, wie viele Liebe er dir von deiner Kindheit an „bewiesen hat. Du versündigst dich gegen Gott, wenn du den Vater „nicht ehrst. Nein, entschuldige dich nicht, Sünde ist es, was du „gegen deinen Vater und sein Reich unternimmst. Nicht auf deine „Freunde, sondern auf deine Feinde nur hörst du und gehst nur „mit ihnen zu Rathe, aber sie suchen nur das Ihre und den„ken nicht an das, was dir frommt; statt dich zu leiten, verleiten „sie dich. Einst warst du die Freude und der Stolz deines Vaters, „die Hoffnung und die Lust dieses ganzen Landes, jetzt bist du der „Kummer Aller. Bedenke, wer dich so hoch gestellt, wer dir die „Nachfolge in diesem Reiche gegeben hat! That er dies, um solchen „Undank von dir zu erndten? Fürchte seine Seufzer, die täglich um „deinetwillen zum Himmel aufsteigen, und schaue auf seine Thränen. „Noch ist sein Herz dir offen, er klagt über den verlornen Sohn, und „Freude wird sein, wenn er zurückkehrt. Er wird dir verzeihen; „wenn er dich wieder an sein Herz drückt, wird er bald auch deinen „Genossen vergeben, wie heftig er auch jetzt noch ihnen zürnt. Irr„thum und nicht Verbrechen wird er ihr Vergehen nennen, wenn er „dich nur wieder sein nennt, den er mehr liebt, als sich selbst." So sprach Brun, aber kaum mit dem äußeren Ohr lieh der Jüngling den Worten Gehör, in seinem Herzen tobte Wuth und Verzweiflung. Er kehrte mit Konrad nach Mainz zurück. Der Kampf begann aufs Neue und blutiger, als zuvor, um sich bald weiter und weiter über das Reich zu verbreiten.

Zunächst ergriff die Empörung Baiern. Gleich nach der Unterredung mit Liudolf verließen die baierschen Grafen im Lager vor Mainz ihren Herzog und ihren König und gingen zum Feinde über. Zugleich steckte Pfalzgraf Arnulf in Regensburg offen die Fahne des Aufstands auf. Ganz Baiern war Heinrich und dem Könige verloren. Die Empörung mußte schon am Rhein und an der Donau zugleich bekämpft werden.

Auch in Sachsen fingen die Sachen an eine bedrohliche Wendung zu nehmen. Hier übte in Abwesenheit des Königs der Markherzog Hermann Billing die herzoglichen Rechte, ein tapferer und

953. verständiger Kriegsmann, dessen schon vielfach gedacht ist. Er hatte, als die Belagerung von Mainz sich hinzog, dem Könige neue Truppen gesandt unter der Anführung seines Neffen Wichmann und des Grafen Dietrich. Als nun dies Heer gegen Mainz kam, zogen Liudolf und Konrad ihm heimlich entgegen, überfielen an der fränkischen Grenze unvermuthet die Sachsen, drängten sie in eine verfallene Burg und belagerten sie hier. Wichmann und Dietrich sahen, daß eine Vertheidigung unmöglich war, und schlossen endlich einen Waffenstillstand auf drei Tage, während dessen es ihnen freistehen sollte, nach Sachsen umzukehren. Während der Verhandlungen hatte Liudolf nicht ohne Erfolg sich bemüht, seine sächsischen Landsleute für sich zu gewinnen. Dietrichs Treue war zwar selbst durch große Versprechungen nicht zu erschüttern; um so leichter aber gelang es Liudolf den jungen Wichmann auf seine Seite zu ziehen. Er war aus dem Geschlecht der Billinger, dem königlichen Hause verwandt, der Sohn jenes Wichmann, der einst die Erhebung seines Bruders Hermann mit so vielem Neide gesehen und deshalb König Otto bitter gegrollt hatte. Der Vater war todt, und seine beiden Söhne, Wichmann und jener Ekbert, den Otto nach Mainz als Geißel geschickt hatte, waren erzürnt auf ihren Oheim, der, wie sie meinten, sie um Ehre, Geld und Gut gebracht hatte. Auch waren sie dem Könige nicht hold, der sie nach ihrer Ueberzeugung zurücksetzte. Namentlich hatte es ihm Ekbert nicht vergessen, daß er einst von ihm streng gescholten war, weil er sich unbesonnener Weise in einen Kampf eingelassen habe, während er vielmehr Lob zu verdienen gemeint hatte, denn er hatte sich tapfer geschlagen und selbst ein Auge im Kampfe eingebüßt; weshalb er auch Ekbert „der Einäugige“ aller Orten genannt wurde. Schon in Mainz hatte Liudolf diesen Ekbert für sich gewonnen, gleich ihm trat nun auch Wichmann auf die Seite der Empörer. Die Brüder gingen zusammen nach Sachsen und bereiteten hier einen schweren Stand ihrem Oheim. Unsäglich ist es, mit welcher Wachsamkeit er stets ihrer Fährte folgte, wie er durch Umsicht und Sorgfalt alle ihre verbrecherischen Pläne vereitelte. Nur ihm dankte es Otto, wenn es in Sachsen nicht zu einem gefährlichen Aufstande kam. Als dann später Wichmann und Ekbert sich ergeben mußten und über sie als Verräther das Urtheil gesprochen werden sollte, da meinte Herzog Hermann, sie seien unbesonnene Knaben und mit Ruthen müßte man sie züchtigen. Otto aber schonte ihrer, doch ließ er Wichmann unter strenger Bewachung in seiner Umgebung halten.

Indessen dauerte die Belagerung von Mainz fort, nur daß Liu-

dolf und Konrad die Stadt verließen, um dem Aufstande in den andren Ländern des Reichs neue Nahrung zu geben. Liudolf begab sich nach Baiern, Konrad noch einmal nach Lothringen, wo er jetzt bessere Erfolge erwartete. Otto sah sich endlich gezwungen, die Belagerung aufzuheben. Sein Heer murrte und verlangte, des langen Krieges müde, seine Entlassung, die er, ohne die Gemüther völlig zu erbittern, nicht länger verweigern konnte. Er beschloß darauf mit der geringen Dienstmannschaft, die ihm blieb, noch im Spätjahre gegen Liudolf nach Baiern zu ziehen, die Vertheidigung Lothringens aber seinem Bruder Brun zu übertragen.

953.

Sept.

Es ist Brun, der hier abermals die Augen auf sich lenkt. Wir wissen, welche Bedeutung er an Ottos Hofe einnahm, wie alle Geschäfte durch seine Hand gingen, da er an der Spitze der kaiserlichen Kanzlei stand. So ungern er die übermäßige Vertraulichkeit zwischen seinem Bruder Heinrich und Konrad einst gesehen hatte, so entspricht es doch ganz der friedfertigen und ausgleichenden Weise seines Charakters, daß er den Zwiespalt, als er ausbrach, auf alle Weise beizulegen bemüht war. Als er aber sodann Partei ergreifen mußte in dem unglücklichen Kampf, der sein Haus entzweite, sprach er sich entschieden und offen für die Sache seiner Brüder aus und trat den empörten Neffen ohne Rückhalt entgegen. Otto, dem von Beginn des Kampfes Alles daran lag, Konrads Macht in Lothringen zu brechen, konnte hierzu kein geschickteres und tauglicheres Werkzeug finden, als seinen Bruder, der in Lothringen aufgewachsen war und durch seinen Lehrer Balderich dem mächtigen Geschlechte der Grafen des Hennegaus, das früher im Besitze des Herzogthums gewesen war, sehr nahe stand. Wenn der König sich mit dem Grafen Reginar und dessen Stammesvettern Robbert von Trier und Balderich von Utrecht so leicht wieder aussöhnte, so dankte er gewiß dies Brunos Vermittelung. Wir haben gesehen, wie folgenreich für den Kampf diese Verbindungen waren; sie zu unterhalten und Lothringen durch seinen Bruder sich noch enger zu verbinden, dazu hatte sich aber kurz zuvor eine günstige Gelegenheit geboten. Am 9. Juli 953 war der alte Erzbischof Wikfried von Köln gestorben, und die Wähler wandten ihre Blicke sofort auf Brun, den Bruder des Königs. Ein in Lothringen einheimischer Graf Godfried, der Brun zugethan und in seinem Dienste erzogen war, erklärte sich zuerst für ihn. Die Wahl Bruns erfolgte darauf mit großer Einhelligkeit. Eiligst ging eine Gesandtschaft nach Mainz an den König ab; man war den Wünschen desselben nur zuvorgekommen, und Brun eilte nach Köln, um von seinem Bischofsstuhle Besitz

953. zu ergreifen. Aber bald wurde er wieder in das Lager des Bruders vor Mainz berufen. Vergebens bemühte er sich noch einmal hier Liudolf von seinem gottlosen Unternehmen zurückzuhalten; die Starrheit des Jünglings befestigte ihn immer mehr in der Sache, die er einmal ergriffen hatte. Indem sich Otto nach Baiern wenden wollte, fand er schon Niemanden, dem er die Obhut Lothringens so sicher anvertrauen konnte, wie seinem Bruder.

Es war allerdings etwas Neues und Unerhörtes, daß die herzogliche Gewalt in die Hand eines geistlichen Fürsten gelegt wurde, und Brun selbst war nicht ohne große Bedenken, ob die Herzogsfahne und der Krummstab sich für eine Hand schickten. Aber Otto suchte ihn über diese Bedenken und über das Urtheil der Menschen zu beruhigen; die würden freilich, meinte er, Bruns Herzogthum anfechten, die verbrecherische Absichten hegten. „Siehst du nicht," — so führt Bruns Biograph den König redend ein, — „wie gerade Erzbischof „Friedrich, der sich stellt, als meide er die Theilnahme an diesem „Bürgerkrieg und fliehe den Streit, so Viele verführt und zum Kampfe „treibt. Käme es ihm wirklich darauf an, wie er vorgiebt, in andächtiger Stille zu leben, er würde wahrlich seine Stadt und seine „Burgen lieber mir und dem Reiche, als meinen Feinden, übergeben „haben, die mein Volk zu Grunde richten, das Vaterland verrathen, „das Reich verheeren, pflichtvergessen von den Fahnen laufen, und „am Liebsten mich selbst mit verruchter Hand erwürgten, die mir den „Sohn entzogen, meinem Bruder sein Herzogthum, sein Weib und „seine Kinder genommen haben und auch ihm nach dem Leben trachteten. Verlaß mich nicht, du bist allein mein Trost und meine Stütze, „denn von Kindesbeinen an hast du in guten Dingen deine Tage „verlebt, und Tugend und Weisheit sind dir zur andern Natur ge„worden. Mit dir wird es mir an Glück, Ehre und Ruhm nicht „fehlen. Fürchte dich nicht, wir sind nicht hülflos, nur müssen wir „uns selbst nicht verlassen." Brun vermochte nicht länger den Bitten seines königlichen Bruders zu widerstehen, er stürzte ihm unter Thränen in die Arme und gelobte zu thun, wie er beföhle.

Als Otto sich darauf nach Baiern wandte, ging Brun, der Herzog-Erzbischof, sofort nach Achen. Hier hielt er am 21. September einen großen Landtag, befestigte die lothringischen Großen in der Treue und gelobte ihnen zu jeder Zeit hülfreich zur Hand zu sein, selbst mit Gefahr seines Lebens. Jenen Godfried, dem er das Erzbisthum hauptsächlich zu verdanken hatte, ordnete er sich zur Verwaltung der weltlichen Geschäfte des Herzogthums bei, wie dieser denn auch fortan den her-

zoglichen Namen führte, ohne jedoch die volle dem entsprechende Macht zu bekleiden. Seine kräftigste Stütze im unteren Lothringen fand Brun neben Godfried in dem Grafengeschlecht des Hennegaus, den alten Feinden Konrads; im oberen Lothringen in dem Bischof Adalbero von Metz und dessen Bruder, dem Grafen Friedrich, welche einem den Karolingern verwandten und um Nancy, Metz und Bar angesessenen, aber damals verarmten Geschlechte angehörten. 953.

Konrad war, nachdem er eine Besatzung in Mainz zurückgelassen hatte, abermals in Lothringen eingefallen. Sein Angriff galt zunächst Metz und dem Bischof Adalbero, und es gelang ihm wirklich, dessen Stadt einzunehmen, die er plünderte, aber nach kurzer Zeit wieder verließ. Den Winter über blieb Konrad in Lothringen, doch dahin brachte er es nicht, sich ganz in dem Lande zum Herrn zu machen. Brun hielt die Königlichen aufrecht und bewahrte namentlich das untere Lothringen in der Treue gegen den König.

Glücklicher, als Konrad, war Liudolf in Baiern gewesen. Pfalzgraf Arnulf hatte ihm die Thore von Regensburg geöffnet, alle die andren festen Plätze des Landes fielen in seine Hand. Heinrichs Gemahlin und seine Kinder vertrieb er aus dem Lande; des reichen herzoglichen Schatzes bemächtigte er sich und überließ ihn zur Plünderung seinen Kriegern. Alles im Lande ergriff offen Partei gegen den König oder war, wie die Bischöfe, von schwankender Treue. Als Otto dem Sohne folgte und mit geringer Kriegsmacht nach der Donau zog, belagerte er zwar Regensburg, aber ohne Erfolg. Die Jahreszeit war ungünstig und der Krieg nicht fortzuführen. Nachdem der König fast drei Monate in Baiern in den Waffen gestanden hatte, trat er gegen Weihnachten den Rückweg an. Das Fest feierte er schon in Sachsen.

Ein trauriges Jahr ging zu Ende. Aus einem Zwist, der innerhalb der königlichen Familie ausgebrochen war, entspann sich einer der fürchterlichsten inneren Kriege. Wie die Glieder des Ottonischen Hauses alle deutschen Länder beherrschten und die Einheit des Reichs sich wesentlich in ihnen darstellte, kam ihr Zwiespalt jetzt fast einer Auflösung des Reichs selbst gleich. Sofort erhoben sich wieder jene lokalen Gewalten, welche im Jahre 939 für immer niedergeworfen zu sein schienen. Der König selbst mußte sich ihrer für den Augenblick bedienen, wo ihr Interesse sie gegen seine Söhne in die Waffen rief; so in Lothringen, wo das Geschlecht des Herzogs Giselbert noch einmal entscheidend hervortritt. Bedenklicher noch gestalteten sich die Dinge, wo die frühere herzogliche Familie im Kampfe gegen den König glaubte ihr altes Ansehen erneuern zu können, wie in Baiern die

953. Arnulfinger. Auch in Schwaben und Franken tauchten abermals die alten herzoglichen Geschlechter auf: jener Konrad, Eberhards Sohn, der im blutigen Kampf an der Maas fiel, war ein Blutsverwandter Herzog Eberhards, wie Manche meinen, sein leiblicher Sohn; und höchst wahrscheinlich ist es, daß jener Burchard, der bald nachher Liudolf in Schwaben folgte, dem alten Herzogshause entstammte. Wie wenn noch einmal die Provinzen sich über das Reich erhoben, die localen Gewalten das Königthum besiegt hätten, die Entwicklung der Dinge eine ganz entgegengesetzte Richtung eingeschlagen hätte? Man verhehle es sich nicht, Ottos Lage war damals auf das Aeußerste gefährdet. Was er unternommen hatte, war mislungen: erst die Belagerung von Mainz, dann von Regensburg. Immer weiter hatte die Empörung um sich gegriffen, das ganze südliche Deutschland, Schwaben und Baiern, war dem Könige so gut wie verloren; Franken war fast ganz in den Händen der Aufständigen; in Lothringen wurde gekämpft, und in Sachsen selbst hatten sich manche jener starren Häupter, die sich immer unwillig einem Manne ihres Gleichen gebeugt hatten, wieder erhoben.

Der ganze Heldenmuth, der in Ottos großer Seele wohnte, gehörte dazu, um auch in solcher Noth nicht zu verzweifeln. „Unerschütterlich blieb der König," sagt Widukind, „mitten in den Gefahren und vergaß nie, daß ein Herr und König von Gottes Gnaden sei."

---

954. Wie der vernichtende Druck äußerer Feinde auf die deutschen Länder einst vor Allem die Einheit des Reichs befestigt und die Macht der Krone gehoben hatte, so war es merkwürdiger Weise vornehmlich auch jetzt ein Angriff von außen, der die Königsherrschaft rettete und wiederherstellte.

Bald nach Beginn des Jahres fielen plötzlich die Ungern in Baiern ein und verheerten das schon so arg heimgesuchte Land weit und breit. Liudolf meinte und sprach es unverhohlen aus, Herzog Heinrich habe die Feinde gegen ihn in das Land gerufen; Otto und Heinrich legten aber dasselbe Liudolf und seinen Genossen zur Last. So schob ein Theil die Schuld auf den andern, als ob diese Feinde des Reichs nicht immer spähend an den Grenzen gelauert und jede Stunde der inneren Zwietracht und Schwäche genutzt hätten. Als sie vernahmen, daß Heinrichs gefürchtete Tapferkeit Baiern nicht mehr

schütze, durchbrachen sie schnell die baierschen Marken und überflutheten das Herzogthum nach allen Seiten. 954.

Hatten Liudolf und seine Freunde auch die Ungern nicht gerufen, so thaten sie doch andererseits Nichts, um das Land gegen seine schlimmsten Feinde zu schützen; ja sie gaben ihnen sogar Geld und schlossen Verträge mit ihnen, um die Drangsale von sich auf die nächsten Nachbarn zu wenden. Dies that selbst der Erzbischof Herold von Salzburg, der alte Feind Herzog Heinrichs, der jetzt zu Liudolf übergegangen war und den Kirchenschatz an die Ungern verschleuderte.

Wie anders Otto. Sobald er von dem Einbruch der Ungern hörte, erhob er sich aus der Tiefe seines Unglücks zu dem vollen Selbstgefühl seiner Majestät. Aus Sachsen sammelte er sofort ein starkes Heer und rückte schon im Anfange des Februars den Ungern nach Baiern entgegen. Sie wichen vor ihm und vor Herzog Heinrich, denn sie kannten sie schon als König Heinrichs rechte Söhne. Als die Ungern aber Baiern räumen wollten, gab ihnen Liudolf Geld und Wegweiser, die sie auf sicheren Wegen nach Franken brachten. Im März ergossen sich ihre Schwärme durch Franken und über den Rhein. Am Palmsonntag wurden sie zu Worms, das in Konrads Händen war, festlich bewirthet und reichlich mit Gold und Silber beschenkt, dann führte sie Konrad selbst durch das Lothringerland gegen seine Feinde, Erzbischof Bruno und Graf Reginar. Kann man sich verwundern, wenn Liudolf und Konrad allgemein für Bundesgenossen der alten Landesfeinde gehalten wurden? 19. März.

Die ganze Wucht des königlichen Heeres fiel statt auf die Ungern jetzt auf das Baierland, das schon durch den Feldzug des vorigen Jahres und die Verheerungen der Ungern völlig erschöpft, bald um Waffenstillstand bat. Die Gemüther neigten sich dort schon dem Frieden zu, wie sehr ihm auch Liudolf widerstreben mochte. Es wurde bestimmt bis zum 15. Juni die Waffenruhe bestehen zu lassen und dann zu Langen-Zenn bei Nürnberg eine Zusammenkunft zu halten, um dem Kriege, wo möglich, für immer ein Ziel zu setzen.

Indessen hatte sich auch in Schwaben bereits eine königliche Partei gebildet. Bischof Ulrich von Augsburg mit seinem Bruder Dietpold und dem Grafen Adalbert von Marchthal war hier zwar dem Könige zu allen Zeiten treu geblieben, aber im Anfange des Jahrs fühlten sie sich so schwach, daß Ulrich selbst Augsburg verließ und sich in einer nahe gelegenen Burg verschanzte. Pfalzgraf Arnulf von Baiern zog mit Heeresmacht gegen ihn aus, nahm Augsburg und belagerte die Burg des Bischofs. Da aber wurde der Pfalzgraf am

954. 6. Februar von Dietpold und Adalbert im Rücken angegriffen und erlitt eine vollständige Niederlage. Bischof Ulrich kehrte nach Augsburg zurück, und immer zahlreicher wurden seitdem in Schwaben die Anhänger des Königs. Die Sache Liudolfs stand im südlichen Deutschland höchst bedenklich; die Königlichen verstärkten sich täglich.

Mislicher gestalteten sich Anfangs die Verhältnisse in Lothringen, wo Erzbischof Brun in große Bedrängniß gerieth. Der Bund mit dem Grafengeschlecht des Hennegaus, auf den seine Macht im unteren Lothringen hauptsächlich sich stützte, hatte sich bald gelockert. Schon die Bevorzugung des Grafen Godfried, der das Herzogthum erhalten hatte, auf das Reginar einen Erbanspruch geltend machen konnte, reizte gewiß die Hennegauer; mehr noch, daß ihnen das Lütticher Bisthum entging, das Brun, sobald er in das Land kam, seinem Lehrer, dem gelehrten aus Verona vertriebenen Rather, verlieh, obwohl die Hennegauer es für einen jungen Mann ihres Hauses, Balderich mit Namen, beanspruchten. Rather faßte kaum in Lüttich festen Fuß; schon um Weihnachten brach ein Aufstand gegen ihn in der Stadt aus. Wahrscheinlich war derselbe von den Hennegauern erregt, wenigstens nahmen alsbald Graf Reginar, Erzbischof Rodbert und Balderich von Utrecht offen Partei gegen Bruns Schützling, sie verlangten Rathers Entfernung und die Einsetzung des jungen Balderich. Es war um dieselbe Zeit, als Konrad die Ungern nach Lothringen führte und Brun mehr als je die Sache des Königs hier gefährdet sah; nur mit dem äußersten Widerstreben fügte er sich endlich der Forderung der Hennegauer. Rather mußte also weichen, und Reginar und die Seinigen gelobten dafür eidlich, mit unverbrüchlicher Treue fortan das Recht des Königs zu vertheidigen. So konnte sich Brun gegen die Ungern und Konrad, die ihre Heereshaufen schon gegen ihn herangeführt hatten, obschon von allen Seiten bedrängt, doch für den Augenblick aufrecht erhalten.

Der Sturm der Ungern brauste aber schnell vorüber; im Anfang des Aprils verheerten sie die Gegend von Lüttich, dann die von Cambray und richteten endlich ihren Zug nach Frankreich, um ihren Heimweg durch das burgundische Land und Italien zu nehmen. Konrad hatte sich wieder von ihnen getrennt und versuchte in neuen Kämpfen Lothringen den Königlichen zu entreißen. Im Anfange schwankte die Entscheidung des Streits, aber die Erfolge der königlichen Partei in Baiern und Schwaben überzeugten endlich doch auch Konrad von dem traurigen Stand seines Unternehmens. Schon standen die treuen Anhänger des Königs unter Anführung Bruns im Blesgau schlacht-

gerüstet Konrad gegenüber, und man erwartete den Ausgang eines entscheidenden Kampfes; da ging Konrad in sich, machte Waffenstillstand und versprach sich auf dem Tage zu Langen-Zenn dem Könige zu stellen. Niemand begrüßte diesen Ausgang der Dinge gewiß freudiger, als Brun, der ohnehin der Entscheidung mit dem Schwerdte abgeneigt, sich so auf unerwartete Weise von den größten Gefahren befreit sah. 954.

Durch die Unterstützung, welche Konrad und Liudolf den Ungern gewährten, hatten sie ihrer Sache unberechenbaren Schaden zugefügt. Die Theilnahme der Massen an ihrem Schicksale sank, als man sie mit den alten Landesfeinden im Bunde sah. Otto und Heinrich, die gefeierten Sieger über die Ungern, erschienen wieder in um so glänzenderem Lichte, je näher man von Neuem die gräßlichen Verheerungen dieser furchtbaren Feinde vor Augen gehabt hatte. Unter diesen Eindrücken kam der Tag von Langen-Zenn heran; ein unerwarteter Umschwung der Dinge und der öffentlichen Meinung war ihm bereits vorangegangen.

Die Fürsten und Bischöfe Deutschlands waren zahlreich versammelt. Die Gegner des Königs waren mit den treuen Anhängern desselben erschienen. Erzbischof Friedrich selbst war, als er die Sache gerichtet sah, die er erst mit schlauer Berechnung begünstigt hatte, ihr untreu geworden und hatte beschlossen um jeden Preis sich die Gunst des Königs wiederzugewinnen; er verließ das feste Breisach und erschien auf der Tagfahrt. Nicht minder Konrad, der die Waffen bereits niedergelegt hatte und sich, im Innersten von Reue ergriffen, dem Könige auf Gnade und Ungnade ergeben wollte. Schon war während des Kriegs Liutgarde gestorben; vielleicht daß ihr Tod auf seinen Entschluß Einfluß übte, vielleicht daß er um der Dahingeschiedenen willen Ottos Herz für versöhnlicher hielt. Auch Liudolf stellte sich ein, aber seine Seele war noch immer voll heißen Zorns gegen seinen Oheim Heinrich, und er hatte die ihm gegönnte Waffenruhe wohl benutzt, um in Schwaben und Baiern noch einmal einen Kampf mit ihm bestehen zu können.

Was zu Langen-Zenn verhandelt wurde, berichtet uns Widukind anschaulich und in zuverlässiger Weise.

Als die Versammlung zusammengetreten war, erzählt er, erschien König Otto in ihrer Mitte und sprach also: „O, wäre doch der „Grimm meines Sohns und der anderen Empörer nur mein Kummer „und nur meine Sorge! Aber die ganze Christenheit stürzt er in das „Verderben. Nicht genug, daß sie meine Städte wie Räuber plün-

954. „dern, mir meine Länder entreißen: selbst am Blute meiner Verwand-„ten und meiner liebsten Freunde sättigen sie ihren Zorn. Seht, „meiner Söhne beraubt, sitze ich hier auf dem Thron, und mein bit-„terster Feind ist mein eigenes Kind. Der, den ich am meisten ge-„liebt, den ich einst über seine Geburt zu den höchsten Stufen der „Ehre erhoben habe," — er deutete damit auf Konrad — „hat die „Hand meines einzigen Sohnes gegen mich bewaffnet. Und wie „schwer dies auch ist, ich würde es doch ertragen, wenn nicht auch „die Feinde Gottes und der Menschen, die Ungern, in diese Händel „hineingezogen wären. Sie haben mein Reich verwüstet, mein Volk „getödtet und in Gefangenschaft geführt, meine Städte zerstört, die „Kirchen eingeäschert und die Priester getödtet. Noch triefen vom „Blute die Wege und mit Gold und Silber beladen, mit den Schätzen, „die ich einst meinem Sohn und meinem Eidam geschenkt habe, zie-„hen sie, die Feinde Christi, heim zu ihren Sitzen. Welch' größeres „Verbrechen, welch' abscheulichere Treulosigkeit kann gedacht werden!"

So sprach der König, und kaum schloß er den Mund, so erhob sich Herzog Heinrich, bekräftigte die Worte des Bruders und schärfte noch die verwundende Spitze derselben. Schändlich, sagte er, sei es und nichtswürdig, sich einen Landesfeind, den man zweimal in offe-ner Feldschlacht geschlagen, als Bundesgenossen zu werben und ihm den Weg in das Land zu öffnen; jede Noth und jede Gefahr würde er lieber ertragen, als sich schimpflich so mit dem gemeinsamen Feinde verbinden.

Da trat Liudolf vor und sprach: „Ja, die Ungern sind gewor-„ben, aber nicht von mir, sondern gegen mich. Ich habe Nichts „gethan, als ihnen Geld gegeben, daß sie mich und mein Volk ver-„schonten. Habe ich hierin gefehlt, so wisse mindestens alles Volk, „daß ich es nicht aus freien Stücken, sondern nur von der äußersten „Noth gedrängt gethan habe."

Darauf stellte sich Erzbischof Friedrich vor den König und die Ver-sammlung. Auf jede Weise, betheuerte er, wolle er erhärten, daß er niemals Etwas gegen den König im Schilde geführt habe; nur weil er unschuldig bei ihm verklagt sei und seinen Zorn gefürchtet habe, hätte er sich lange von ihm ferngehalten; mit jedem Schwure sei er bereit seine Treue für die Folge zu verbürgen. „Ich verlange „keinen Schwur, als den, daß du mir nach allen deinen Kräften bei-„stehn willst, Friede und Eintracht zu stiften:" erwiederte ihm Otto. Willig leistete der Erzbischof diesen Eid und wurde in Frieden entlassen.

Umsonst aber bemühten sich der Erzbischof und Konrad Liudolf zur

Nachgiebigkeit zu vermögen. Der Jüngling, aufs Neue durch seinen 954. feindlichen Oheim gereizt, beugte sich nicht; da trennten sich seine bisherigen Bundesgenossen von ihm und verbanden sich wieder, wie Widukind sagt, „Gott und dem Könige."

Den Rath und Beistand eines vielerfahrenen und hochgerühmten Freundes hatte Liudolf in Konrad verloren, seine Sache büßte überdies in den Augen der Welt ihren heiligen Schein ein, seit Erzbischof Friedrich sich gegen sie erklärte; dennoch warf er sich aufs Neue in den furchtbaren Kampf. Kaum konnte er selbst noch einen glücklichen Erfolg desselben hoffen, aber es trieb ihn die äußerste Verzweiflung eines tödtlich gekränkten, in allen seinen Hoffnungen getäuschten Herzens, das sich zuletzt in starrem Trotz nur noch an sein vermeintes Recht krampfhaft festklammert, blind in das Verderben.

Gleich in der Nacht nach jener Unterredung zog Liudolf mit seinem Gefolge ab; er wandte sich abermals nach Baiern und besetzte mit seinem Heere Regensburg. Der König folgte ihm auf dem Fuße, und in Baiern begann wiederum der blutige, gräuliche Krieg.

Auf seinem Wege stieß Otto auf eine kleine Feste, die in den Händen der Empörer war; Horsadal wurde sie damals genannt, heute Roßthal an der Bibert. Es kam hier an den Mauern zu einem hitzigen Kampfe. „Einen härteren Streit," sagt Widukind, „hat niemals ein sterbliches Auge gesehen." Bis in das Dunkel der Nacht wurde mit unmenschlicher Wuth gekämpft. Die Feste ergab sich nicht, und schon mit dem Morgenlicht zog Ottos Heer weiter, denn dem König lag Alles daran, so bald wie möglich vor Regensburg zu erscheinen, das jetzt der Hauptsitz der Empörung war. Schon nach drei Tagen lagerte er vor der Stadt mit einem gewaltigen Heere, in dem sich auch Herzog Heinrich, der Sieger über die Ungern, und Markgraf Gero, der Schrecken der Wenden, befanden. In der Stadt lag die Hauptmacht der Aufständigen, von Liudolf und Pfalzgraf Arnulf befehligt.

Von allen Seiten wurde Regensburg umschlossen. Bald machte sich Mangel an Lebensmitteln in der Stadt fühlbar, und die Belagerten beschlossen durch einen listigen Ueberfall im Rücken das Lager des Königs zu überrumpeln. Die Sache war gefahrvoll, aber lieber wollten sie tapfer kämpfend untergehen, als dem jammervollen

954. Hungertode erliegen. Der Anschlag misglückte jedoch, und mit großem Verluste wurden Liudolfs Mannen in die Stadt zurückgetrieben. Zum Unglück der Städter fiel nicht lange nachher alles Schlachtvieh auf der Stadtwiese in die Hände Heinrichs, und immer höher stieg ihre Noth. Da entschloß sich Liudolf endlich mit den angesehensten Männern seines Anhangs in das Lager des Königs zu gehen; er bat um Frieden, aber er erlangte ihn nicht. Denn der Vater verlangte unbedingte Unterwerfung vom Sohne, und Liudolfs starrer Sinn wollte sich auch jetzt noch nicht beugen.

Wieder begann der Kampf. Noch einmal machten die Städter einen Ausfall. Von der dritten bis zur neunten Stunde des Tags wurde mit unglaublicher Hartnäckigkeit gekämpft. Markgraf Gero aber, ein Führer, von dem es hieß: „so viele Schlachten, so viele „Siege," trieb zuletzt die Aufständigen in die Stadt zurück. Damals fand nahe vor dem Stadtthor Pfalzgraf Arnulf seinen Tod. Zwei Tage lang wußte man in der Stadt nicht, wohin er gekommen war; endlich fand ein altes Weib, das der Hunger vor die Stadt getrieben hatte, die Leiche des vornehmen Manns. Die Städter ergriff gewaltige Furcht; sie schickten Boten in das Lager des Königs und unterhandelten wegen der Uebergabe, nachdem sie bereits sechs Wochen lang die Belagerung ausgehalten hatten. Liudolf und seine Gefährten verließen die Stadt und eilten den schwäbischen Grund und Boden zu erreichen. Hier in seinem Herzogthum glaubte Liudolf noch die letzte Zufluchtsstätte zu finden.

Ende August.

Regensburg ergab sich nicht, doch zog der König alsbald mit Herzog Heinrich ab, um Liudolf auf dem Fuße zu folgen. In der Nacht nach dem Abzuge des königlichen Heeres äscherte eine gewaltige Feuersbrunst fast ganz Regensburg ein, aber trotz dieses neuen Unglücks blieben die Bewohner im Aufstande gegen ihren König und ihren Herzog, zufrieden, daß nur das Kriegeswetter für den Augenblick nach einer andern Seite abgelenkt sei.

Herzog Heinrich besetzte Neuburg an der Donau; der König drang über den Lech in Schwaben ein und rückte bis zur Iller vor. Bei Illertissen bezog er ein Lager, und nur der Fluß trennte ihn noch von Liudolfs Heer. Der Kampf schien unvermeidlich, als die beiden schwäbischen Bischöfe Ulrich von Augsburg und Hartbert von Chur, die immer treu zum Könige gehalten, sich zu Liudolf begaben und noch einmal versuchten sein bethörtes Herz auf den Weg des Heils zu lenken. Jetzt erst in der tiefsten Noth fanden die Worte Eingang, die ihm einst so vergeblich sein Oheim Brun an das Herz gelegt

hatte. Er zeigte sich endlich zur Nachgiebigkeit bereit, und der König gewährte ihm Waffenstillstand bis zu einem Reichstage, der in Fritzlar abgehalten und wo über alle die Zerwürfnisse dieser traurigen Zeit entschieden werden sollte. Hierauf kehrte Otto mit seinem Heere nach Sachsen zurück. 954.

Die furchtbaren Schläge des Schicksals hatten Liudolfs trotzigen Sinn jetzt völlig erweicht; schon ließ es ihm keine Ruhe mehr, ehe er sich nicht Verzeihung von seinem Vater erwirkt hatte. Er wartete den Tag zu Fritzlar nicht ab, sondern eilte nach Thüringen, und da Otto hier im Herbste nach gewohnter Weise dem Waidwerk oblag, überraschte er den Vater auf der Jagd. Mit bloßen Füßen warf er sich vor ihn hin und öffnete seinen Mund zu den rührendsten Bitten. Thränen entströmten den Augen des Vaters und Aller, die diesem Schauspiel beiwohnten. Mitleidig erhob Otto den Sohn und zeigte ihm wieder die Liebe eines Vaters. Liudolf aber gelobte, er wolle Allem sich fügen, was der Vater über ihn verhänge. Dies geschah zu Saufeld, einem Orte unfern Berka an der Ilm.

Der nach Fritzlar berufene Tag, auf dem der König über seine Söhne Gericht halten wollte, mußte verschoben werden, da die Nachricht kam, daß Erzbischof Friedrich schwer erkrankt und dem Tode nahe sei. Bald darauf, am 24. October, starb der alte Widersacher des Königs, und sein Ende soll löblicher gewesen sein, als sein Leben. Die Fürsten und Bischöfe des Reichs traten erst in der Mitte des Decembers zusammen, und nicht zu Fritzlar, sondern zu Arnstadt in Thüringen. Hier unterwarfen sich feierlich noch einmal Konrad und Liudolf ihrem Vater und lieferten ihm Mainz und alle Burgen in Franken, die sie noch besetzt hielten, aus. Der König nahm seine Söhne wieder zu Gnaden an und ließ ihnen auch die großen Eigengüter, die sie in Franken und Schwaben besaßen, aber der herzoglichen Gewalt und der Reichslehen gingen sie für immer verlustig. Erzbischof Brun behielt Lothringen, das er mit so großer Umsicht vertheidigt hatte. Schwaben erhielt Burchard, wahrscheinlich ein Sohn des gleichnamigen im Jahre 926 verstorbenen Herzogs, und somit ein Oheim der jungen Königin Adelheid. Mit Burchard, einem schon bejahrten Manne, wurde Hedwig, die geistvolle Tochter Herzog Heinrichs, vermählt, und das junge und schöne Weib gewann im Interesse ihres Hauses bald eine unbedingte Herrschaft über den älteren Gemahl. Das Bisthum Mainz, das mächtigste und wichtigste in allen deutschen Landen, erhielt ein natürlicher Sohn des Königs, Wilhelm mit Namen, den er mit einer vornehmen Wendin vor seiner

954. Vermählung mit Editha erzeugt hatte. Wilhelm, von früh auf für den Dienst der Kirche, wahrscheinlich in dem durch gelehrte Bildung ausgezeichneten Kloster Reichenau, erzogen, war zwar an Gelehrsamkeit und Geist nicht von fern seinem Oheim Brun zu vergleichen, aber er besaß den lebendigen und thätigen Sinn seines Vaters und war seinem Berufe mit ganzer Seele ergeben. Als ein Jüngling von achtundzwanzig Jahren wurde er auf den ersten Bischofsstuhl des deutschen Reichs durch die einstimmige Wahl der Mainzer Kirche erhoben, aber trotz seiner Jugend fühlte er ganz die Pflichten, die ihm als Nachfolger des Bonifacius oblagen, und ließ sich selbst durch die Rücksichten auf seinen mächtigen Vater nicht an der Erfüllung seines Berufs verhindern.

So endete der Kampf Ottos mit seinem Sohne und dem Manne, der ihm in der ersten Hälfte seiner Regierung am Nächsten gestanden und dem er die Hand seiner Tochter geschenkt hatte. Es war für den König, es war für das Vaterherz ein schmerzensreicher Kampf ohne Gleichen. Das alte Lied von Hildebrand und Hudabrand tönt in den mannigfachsten Weisen immer wieder durch die deutsche Geschichte hindurch, wir stoßen immer von Neuem, sei es in den höchsten, sei es in niederen Kreisen des Lebens, auf feindliche Gegensätze, die das Band der Familie zerreißen; es wurzeln diese verderblichen Contraste, wie es scheint, tief in der starren Subjectivität des deutschen Wesens, die gereizt und beeinträchtigt keine äußere Schranke, selbst die heiligste nicht, mehr anerkennt. Aber nie sind in einen Familienzwist größere Interessen hineingezogen worden, als hier; nie hat mehr auf dem Spiele gestanden; es handelte sich nicht, wie man glauben könnte, allein um den Einfluß dieser oder jener Persönlichkeit, sondern ebenso sehr um die Einheit der deutschen Völker und das neubegründete Königthum, es handelte sich überdies um den den Deutschen bereits gewonnenen Vorrang unter den Völkern des Abendlands und das Kaiserthum. Deshalb stürzen sich auch die feindlichen Nachbarn des Reichs sofort in den Kampf, und der Kaiser zu Constantinopel wie der Chalif zu Cordova nehmen an dem Ausgange desselben den lebendigsten Antheil.

Persönliche Verwicklungen, wie sie auch sonst häufig genug in dem Schooße der Familie sich bilden und den Frieden derselben stören, entspinnen sich in dem mächtigen Hause, in dem die Geschicke Deutschlands damals beschlossen lagen. Durch diesen unglücklichen Zwiespalt gewinnt die kaum überwundene Abneigung eines kraftvollen, streitbaren Adels gegen das mächtig emporstrebende Königthum

neue Nahrung; die weltlichen Gelüste der so eben erst mehr auf ihren wahren Beruf zurückgeführten Geistlichkeit regen sich von Neuem; der Absonderungstrieb der deutschen Stämme, wie ihre alte schrankenlose Freiheitslust tritt wieder hervor, und sie erheben die Waffen gegen ein Herzogthum, das seine nationale Bedeutung verloren zu haben schien und einer Zwingherrschaft ähnlich sah. So werfen sich die Völker in den blutigsten Bürgerkrieg, alle Leidenschaften werden angefacht, vergessene Feindschaften erwachen, von Neuem flammt erloschener Ehrgeiz auf, Männer, die sich den Dank der Mit- und Nachwelt durch rühmliche Thaten verdient haben, verleugnen die ersten Gebote Gottes und betäuben Gefühle, die selbst in der Brust des Bösewichts noch ihr Recht üben, und frohlockend durchziehen die erbittertsten Feinde des im ruchlosen Kampfe gespaltenen Reichs seine Gauen und bereichern sich an dem allgemeinen Verderben. Es ist, als ob eine höllische Macht den Hader schürt und an dem Greuel der Verwüstung ihre freventliche Lust stillt. 954.

Niemals ist das Andenken an diesen Kampf in unserm Volke erloschen. Es las und liest noch heute, wie der große König Otto mit seinem edlen und hochherzigen Sohne kämpfte, und es richtet dabei weder über Sohn noch Vater mit hartem Urtheil. Der Stoff zu der größten Tragödie, den die deutsche Geschichte einem deutschen Dichter darbietet, liegt hier verborgen, und es fehlt dieser Tragödie nicht an einer erhebenden Versöhnung; denn was Liudolf, Konrad und Heinrich in diesem Kampfe gefehlt hatten, büßten sie durch muthige Thaten für die Ehre Ottos und seines Reichs und dann durch ihren frühen Tod.

4.

Herstellung der königlichen Macht im Kampf gegen innere und äußere Feinde.

a. Beendigung des Bürgerkriegs in Baiern.

955. Wie ein Schiff, von einem furchtbaren Orkan auf hoher See ergriffen, nicht sogleich, wenn der Sturm ausgetost hat, die ruhige Fahrt wiedergewinnt, sondern von den schäumenden Fluthen noch lange unstät dahingetrieben wird, und wie der Führer dann erst mit traurigem

955. Blick die Größe seiner Schäden ermißt: so geschah es Otto und seinem Reiche, als er den Trotz seiner Söhne endlich gebeugt sah.

Wie verändert zeigte sich da die einst so glückliche und glänzende Lage des Reichs, wie viele Verluste waren erlitten, wie viele Gefahren drohten hier und dort, wie war Verwirrung und Unordnung an die Stelle der Zucht und Ordnung getreten! Berengar hatte sich mit dem italischen Reich von der Lehnspflicht losgerissen und ohne Zweifel auch die zu Augsburg abgetretenen Marken wiedergewonnen; die Wenden waren im Aufstand; die Ungern lauerten an den Grenzen, um ihren beutereichen Zug vom vorigen Jahre zu erneuern, und im Innern war der Bürgerkrieg noch keinesweges beendigt. Denn nicht Alle, die mit Liudolf und Konrad zu dem Schwerdte gegriffen, hatten es zugleich mit ihnen abgelegt, und in manchen Gegenden, wie namentlich in Baiern, war das königliche Ansehen noch kaum wieder zur Geltung und Anerkennung gebracht.

Den damaligen Zustand der deutschen Länder zeigt am Klarsten ein Brief, den Erzbischof Wilhelm etwas später an den Papst schrieb, um sich zu entschuldigen, daß er weder selbst nach Rom gekommen sei, noch einen Boten dorthin geschickt habe. „Wir schweben hier in „solcher Gefahr und in solcher Noth," schreibt er, „daß mir, selbst wenn „ich vor Euch erschienen wäre, doch die Frage, die mich zu Euch „führte, auf den Lippen ersterben müßte. Denn unsäglich ist der „Jammer des innern Kriegs bei uns, und nimmer kann man ohne Thrä„nen davon reden. Der Vater stellt dem Sohn, der Sohn dem Va„ter, der Bruder dem Bruder nach, der Blutsfreund liegt mit dem „Blutsfreund in Fehde; kein Stand, keine Bande der Verwandtschaft „werden geachtet; der König kann sein Regiment nicht üben; den „Bischöfen ist das Recht ihres Standes entzogen, sie, die gleichsam „Gottes Augäpfel sind, müssen Frohndienste thun, werden verbannt „und geblendet; der Herzog und der Graf thun, was des Bischofes „ist, der Bischof, was dem Herzog oder Grafen gebührt; keine Kirche „giebt es, die nicht Verluste erlitten hätte. Ich klage Niemanden „an, wohl aber klage ich über den Stand der Dinge." Ist dies Gemählde, das Wilhelm gegen den Schluß des Jahrs 955 entwirft, der wahren Lage des Reichs entsprechend, wie kaum zu bezweifeln steht, wie traurig mußte erst am Anfange dieses Jahrs der innere Zustand in den deutschen Ländern sein, wie mußte er des Königs ganze Sorge in Anspruch nehmen!

Zunächst galt es für Otto, Baiern Herzog Heinrich wieder zu

unterwerfen und zugleich einem neuen Einbruch der Ungern zu wehren. 955.
Denn schon standen diese kampfgerüstet abermals in den Marken, und nur daß Otto gleich nach Jahresanfang in Baiern mit einem Heere einrückte und die Grenzen deckte, hielt sie von ihrem Vorhaben für den Augenblick zurück. Vereint unterwarfen dann die Brüder das ganze baiersche Land mit den Marken wieder. Regensburg, das sich am Hartnäckigsten weigerte ihnen die Thore zu öffnen, hielt nach Ostern abermals eine Belagerung aus und ergab sich erst nach muthiger Gegenwehr, vom Hunger überwältigt. Noch einmal kam es alsdann zu einer blutigen Schlacht, wie es scheint, unfern Mühldorf, auf demselben Felde, auf dem mehrere Jahrhunderte später über die deutsche Königskrone eine folgenreiche Entscheidung getroffen wurde. Erzbischof Herold von Salzburg, der es von jeher mit den Feinden Heinrichs gehalten hatte, wurde kurz vor der Schlacht zu Mühldorf gefangen genommen, dann, ohne vor ein geistliches Gericht gestellt zu werden, geblendet und nach Seben in die Verbannung geschickt; während die Besitzungen der Salzburger Kirche vom Herzog Heinrich unter seine Vasallen vertheilt wurden. In der Schlacht selbst erlitten die Aufständigen eine vollständige Niederlage; vier Grafen, Adalbert, Askwin, Arnulf und Kerlo, fielen in derselben und außerdem eine große Menge niederer Krieger. Im Anfange des Mai scheint diese Schlacht geschlagen zu sein, welche das königliche Ansehen und die Macht Heinrichs in Baiern herstellte; bald darauf wird auch die Mark von Aquileja wiedergewonnen sein, wo der Aufstand an dem Patriarchen nach Heinrichs Meinung seine vornehmlichste Stütze gefunden hatte. Denn in gleicher Weise, wie Erzbischof Herold, traf den Patriarchen eine grausame Rache; Heinrich ließ ihn, wie man meinte, ohne gerechte Ursache entmannen. Gegen den Sommer war Heinrich wieder in dem vollen Besitz Baierns und der Marken; „er gewann sein Herzogthum und alle seine Besitzungen wieder," heißt es, „die er schon völlig aufgegeben hatte." Er bewährte hier abermals seine mit Recht hochgepriesene Tapferkeit, aber auch jene schonungslose Härte, die so großes Unheil über das Reich gebracht hatte. Milder bewies sich Otto, der selbst noch über die Aufständigen in Baiern Gericht hielt; die Grafen und großen Vasallen, die an der Empörung Antheil genommen hatten, wurden in die Verbannung geschickt, den niederen Leuten aber verziehen. Als so die Macht Heinrichs in Baiern hergestellt war, kehrte der König gegen den 1. Juli nach Sachsen zurück.

Mit Freuden sah man hier die Rückkehr des Königs. Denn

955. schon hatte der Aufstand der Wenden, der bald nach dem Ausbruch des Bürgerkriegs erfolgt war, eine sehr bedenkliche Gestalt angenommen; um so bedrohlicher, als sächsische Männer selbst die alten Feinde des Landes gegen dasselbe führten.

Es waren Wichmann und Ekbert, die Neffen Hermann Billings, die, wie erzählt ist, schon im Sommer des Jahrs 953 für Liudolf zu den Waffen gegriffen hatten, aber damals schnell von ihrem Oheim bezwungen waren. Mit gelinder Strafe hatten sie den Hochverrath gebüßt, doch hatte der König Wichmann in ehrenvoller Haft in seiner Nähe behalten. Als Otto im Anfange des Jahrs 954 nach Baiern aufbrach, befahl er dem jungen unruhigen Manne ihm zu folgen. Wichmann aber gab vor, er sei krank und müsse daheim bleiben. Da erinnerte ihn Otto daran, wie er ihn, eine vater- und mutterlose Waise, gleich einem Sohne erzogen habe, und bat ihn, er möge kein neues Leid ihm bereiten, es liege so schon genug Schweres auf seiner Seele. Aber das ehrgeizige, nach Rache verlangende Gemüth Wichmanns ließ sich durch solche Vorstellungen nicht rühren. Kaum hatte der König Sachsen verlassen, wo er die Aufsicht über Wichmann dem Grafen Ibo anvertraut hatte, so entfloh der Verhaftete dem unbequemen Wächter. Er bat um die Erlaubniß zur Jagd zu gehen und erhielt sie. Im Dunkel des Waldes traf er Genossen, die dort sich versteckt hielten, eilte mit ihnen nach seiner Heimath und besetzte seine Burgen. Sein Bruder Ekbert, der auch der Gnade nicht mehr gedachte, die ihm der König erwiesen, vereinigte sich mit ihm, und der Aufstand brach, während Otto in Baiern war, von Neuem los. Aber Herzog Hermann wußte, wie diesen seinen unruhigen Neffen zu begegnen sei, und trieb ihre Schaaren zu Paaren. Da flüchteten sie sich über die Elbe zu den Wenden, wo sie bei den Brüdern Nako und Stoinef, zwei wendischen Häuptlingen, die schon längst nach Rache gegen die Deutschen dürsteten, eine Zuflucht fanden.

Die Wenden standen abermals auf, und zuerst ergriff die Empörung die Mark Herzog Hermanns. Noch vor Ostern 954 führte dieser sein Heer gegen die Aufrührer. Er war nahe daran die Hauptfeste der Wenden, in der sich seine Neffen befanden, zu nehmen. Der Streich misglückte jedoch, und Hermann zog bald danach ab. Nach Ostern griffen ihn die Wenden unter Wichmanns Führung in Sachsen selbst an. Hermanns Heer war zu schwach, um im offnen Kampfe den großen Schaaren der Wenden Stand zu halten, er vermied deshalb eine Schlacht und rieth sogar der Burg der Cocaresmier — wir wissen nicht, wo sie belegen war — in die sich eine

große Menge Volks geflüchtet hatte, mit den Wenden zu unterhandeln. 955.
Das Kriegsvolk in der Burg ergab sich auf die Bedingung, daß die freien Männer mit ihren Weibern und Kindern ohne Waffen über die Mauern steigen und abziehen könnten, die hörigen Leute aber, wie Habe und Gut der Einwohner zurückbleiben sollten. Als nun die Wenden in die Burg einzogen, erkannte Einer in dem Weibe eines Freigelassenen seine Leibeigene und wollte sie ihrem Manne entreißen; der aber schlug ihm mit der Faust in das Gesicht. Da riefen die Wenden, die Sachsen hätten den Vertrag gebrochen, zogen das Schwerdt und mordeten, was ihnen in den Weg kam. Alle erwachsenen Männer wurden erschlagen, die Weiber und Kinder in die Sklaverei geführt.

Das hier vergossene deutsche Blut schrie um Rache, aber noch umtobte Otto der Bürgerkrieg. Und zu derselben Zeit brach auch schon in den Marken Herzog Geros, der gegen Liudolf damals vor Regensburg lag, der Aufstand aus. Als Gero in die Heimath zurückkehrte, mußte er sofort mit seinem Heere die Wenden in der Uckermark angreifen; vom Kriege zog er zum Kriege. Konrad, der dem Vater so eben sich versöhnt hatte, begleitete Gero auf diesem Zuge und schwang hier zum ersten Mal sein Schwerdt wieder für Ottos Ruhm und des deutschen Reiches Ehre. Die Uckrer wurden besiegt, reiche Beute brachte man heim, und Sachsen war voll Siegesfreude; aber der Aufstand war doch noch nicht gedämpft, der in der Burg der Cocaresmier verübte Frevel nicht gerächt, als Otto von seinem letzten Zuge nach Baiern in das sächsische Land im Sommer 955 zurückkehrte. Er gedachte sich jetzt mit voller Macht gegen die Wenden zu richten, doch ein anderer schlimmerer Feind nöthigte ihn nach einer anderen Seite sein Schwerdt zu wenden.

---

b. Die Schlacht auf dem Lechfelde.

Kaum war Otto in Sachsen angelangt, so erschienen Gesandte der Ungern an seinem Hofe, scheinbar in friedlicher Absicht und um die Ergebenheit ihres Volkes dem Könige zu bezeigen, in der That aber um zu spähen, wie es denn im sächsischen Lande stände und ob nicht abermals auch hier ihre Stunde geschlagen habe. Und als sie Otto so eben erst mit reichen Geschenken gütig entlassen hatte, kamen

955. auch schon Boten von Herzog Heinrich aus Baiern und brachten die Kunde: „Siehe, die Ungern sind da, überfluthen die Grenzen „des Reichs und wollen mit dir einen Strauß bestehen.“ Wie Otto solche Kunde vernahm, brach er sogleich auf und nahm abermals seinen Weg nach Baiern, das er kaum verlassen hatte. Nur wenige Sachsen begleiteten ihn, denn er durfte das Land wegen des drohenden Wendenkriegs nicht von der streitbaren Mannschaft entblößen.

Indessen aber hatten die Ungern schon das ganze Baierland überschwemmt nnd waren tief in Schwaben eingedrungen. Bis zu dem Schwarzwald hin schwärmten einzelne Reiterschaaren, während die Hauptmasse des Heers sich in der Ebene am Lech in der Umgegend von Augsburg gelagert hatte. Niemals waren die schlimmen Unholde in so dichten Schaaren in das Land gefallen; hunderttausend Mann an der Zahl sollen sie in Baiern eingebrochen sein, und sie rühmten sich selbst, sie scheuten Nichts auf der Welt, wenn nicht der Himmel einstürze oder die Erde sie verschlänge. Nie zuvor hatten sie schlimmer gehaust und größere Gräuel verübt.

Bewunderungswürdigen Muth zeigte in diesen Tagen der Noth der fromme Bischof Ulrich von Augsburg, der treue Freund König Ottos. Gerade sein liebes Augsburg war besonders den Angriffen der Ungern ausgesetzt, und eine Vertheidigung der Stadt schien fast unmöglich. Denn sie war groß und zahlreich bevölkert, aber nur von einer niedrigen Mauer umgeben; es fehlten ihr selbst jene festen Thürme, mit denen man sonst die Mauern damals zu sichern pflegte und die wir jetzt noch in vielen alten Städten als die letzten dem Untergange zueilenden Denkmale jener Zeit sehen. Dennoch beschloß Ulrich, im Vertrauen auf Gottes Beistand, die Stadt zu behaupten. Eine große Schaar tapferer Ritter war um ihn, und als die Ungern heranrückten, wünschten sie Nichts so sehnlich, als diesen entgegenzuziehen und sich mit ihnen im Kampfe zu messen. Aber Ulrich hielt sie von einem so vermessenen Beginnen zurück, er wollte den Feind an den Mauern der Stadt erwarten. Das Thor, das den leichtesten Zugang ihm darbot, ließ er verrammeln und wandte sich mit seinen Rittern einem anderen Thore zu, das nach dem Lech führte. Hierhin zogen auch die Ungern, als sie den ersten Zugang versperrt fanden, und so dicht besetzten sie mit ihren Schaaren das Thor, daß sie meinten, Niemand könne ihnen den Eingang verwehren. Aber Ulrich machte alsbald aus dem Thor mit seinen Rittern einen Ausfall. Es entspann sich der hitzigste Kampf; in der Mitte seiner

Schaar ritt durch das Schlachtgetümmel Ulrich im bischöflichen Or- 955.
nate; er war ohne Helm und Panzer, aber es widerfuhr ihm Nichts, obwohl es Steine und Pfeile rings um ihn regnete; mit beispielloser Tapferkeit stritten die Seinen; Viele der Ungern fielen, und unter ihnen ein vornehmer Mann ihres Volks. Als die Ungern das sahen, erhoben sie ein wildes, barbarisches Geheul und ritten alsbald in ihr Lager zurück.

Froh zog Ulrich mit seinen Rittern in die Mauern von Augsburg ein und bereitete Alles zum weiteren Kampfe vor. Denn er wußte es wohl, am andern Tage würden die Ungern mit ihrer ganzen Macht die Stadt angreifen. Er ließ deshalb eiligst die Mauern ausbessern und Alles in guten Stand setzen. Dann hieß er die Nonnen im Festzuge durch die Stadt gehen und mit Gebeten und Gesängen den Beistand des Herrn anrufen. Er selbst wachte fast die ganze Nacht, lag auf seinen Knien und flehte um die Hülfe von oben. Als das Frühroth sich zeigte, hielt er ein feierliches Hochamt, stärkte Alle durch das heilige Abendmahl und sprach ihnen Muth und Gottvertrauen zu, indem er sie auf das Wort Gottes im 23sten Psalm hinwies: „Und ob ich schon wanderte im finsteren Thale, fürchte ich „kein Unglück, denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab tröste „mich." Kaum blitzte der erste Strahl der Morgensonne empor, da griffen die Ungern von allen Seiten die Stadt an. Sie führten Brecheisen und Spaten mit sich, um die Mauern zu zerstören, und wollten sich sofort an ihr Werk machen. Aber Ulrich und die Seinen waren auf den Mauern und hielten sie rings besetzt. Sie sahen von oben, wie die Ungern zum großen Theil nur mit Widerwillen vorwärts gingen. Denn die voran waren, wurden mit Geißelhieben von den Hinterleuten getrieben und wagten sich, als sie die Stadtmauern besetzt sahen, nicht heran. Schon wuchs den Belagerten der Muth; da wurde plötzlich, ehe es noch zu einem ordentlichen Angriff gekommen war, ein Zeichen mit der Trompete gegeben, und in hellen Haufen zogen die Ungern von der Stadt ab. Ihr Feldherr hatte nehmlich von einem Verräther — es war Berchthold, der Sohn des bei Regensburg gefallenen Pfalzgrafen Arnulf — die Nachricht erhalten, König Otto rücke mit großer Heeresmacht an. Deshalb zog er seine Schaaren zurück und eilte, seinen Weg den Lech hinab am linken Ufer des Flußes nehmend, Otto entgegen. Wenn er den König erst besiegt habe, meinte er, könne ihm Augsburg nicht entgehen.

Otto war, als er den Feind nicht mehr in Baiern fand, sogleich ihm nach in die Ebene am Lech gezogen. Auf dem Zuge sammelten

955. sich mehr und mehr Streiter um seine Fahnen, aber noch war sein Heer nicht von fern zu vergleichen mit den unermeßlichen Schaaren der Ungern. Als er zuerst diese sah, meinte er, solche Unzahl könne nimmer besiegt werden, wenn Gott im Himmel nicht selbst darein schlage. Daher verschob er besorgt den Kampf und lagerte sich an einem günstigen Ort auf dem linken Ufer des Lechs, unweit von Augsburg, nicht allzufern von dem Lager der Feinde. Schon waren die baierschen Völker, schon auch die Franken diesseits des Rheins in Ottos Lager erschienen; die Schwaben strömten herbei, selbst Bischof Ulrich ließ bei Nacht seine tapfren Ritter aus Augsburg ziehn, und Graf Dietpold, Ulrichs Bruder, führte jene ruhmgekrönte Schaar dem Könige zu. Doch die Lothringer fehlten, denn Erzbischof Brun hatte sein Heer nicht zu dem anberaumten Tage dem Bruder zuführen können, überdies fürchtete er sich sein Land von bewaffneter Macht zu entblößen, da die Ungern leicht dem Kampfe hätten entgehen und die Länder jenseits des Rheins angreifen können. Auch die Franken jenseits des Rheins, die einen weiten Marsch von Hause hatten, wurden noch vermißt: da erschienen endlich auch sie und an ihrer Spitze Konrad, der rühmlich wieder im Wendenlande gefochten hatte. Alle jubelten ihm zu, denn er war der rechte Kriegsmann, und, was er auch gefehlt hatte, Keiner war beliebter im Heer, als er. Otto wollte den Kampf noch hinausschieben, aber die Ungern standen ihm zu nah, und es war ihm unmöglich, den ungestümen Muth seiner Völker länger zu bändigen. Daher ließ er einen Fast- und Bußtag im Lager verkünden, um Gottes Beistand für den Sieg zu erflehen, für den andren Tag aber Alles zum Kampfe rüsten.

Als nun das Zwielicht des andren Tags dämmerte — es war
10. Aug. Laurentiusfest, der 10. August — da stärkte sich das Heer durch Gottesdienst zu dem bevorstehenden Kampfe. Der König warf sich auf seine Knie nieder und that unter vielen Thränen das Gelübde, daß wenn ihm Christus den Sieg über die Feinde seines Reichs verleihe, er in seiner Stadt Merseburg dem heiligen Märtyrer Laurentius ein Bisthum errichten und ihm die Pfalz, deren Bau er daselbst begonnen hatte, zum Eigenthum weihen wolle; dann nahm der König von dem frommen Bischof Ulrich das Abendmahl, zum Kampf auf Tod und Leben sich bereitend. Alle im Heere entsagten feierlich aller Fehde und Feindschaft untereinander und gelobten aufs Neue Treue ihren Führern und Hülfe und Beistand einander in jeglicher Noth. Die Fahnen wurden erhoben; lustig wehten sie in den Lüften, und muthig verließen Ottos Krieger das Lager.

In acht Züge war das Heer des Königs getheilt, von denen jeder aus etwa tausend wohlgerüsteten Reitern bestand, denen Diener und Troßknechte in beträchtlicher Anzahl folgten. Die drei ersten Züge waren Baiern; die waren am zahlreichsten erschienen, aber es fehlte unter ihnen Herzog Heinrich selbst, der auf dem Siechbette lag und die Führung der Seinen Anderen übertragen hatte. Der vierte Zug waren die Franken, von Konrad geführt, dem unnahbaren Streiter, dem gefeiertsten Helden des ganzen Heers. Der glänzendste und stärkste Zug aber von allen war der fünfte, den Otto selbst befehligte. Vor ihm flatterte die Lanze des heiligen Erzengels Michael, und wo die wehte, da hatte noch nimmer der Sieg gefehlt; dicht umringten sie und den König eine Schaar heldenkühner, todesmuthiger Jünglinge, die Auswahl der Tapfersten aus jedem Zuge des Heers. Der sechste und siebente Zug waren Schwaben unter dem Befehl Herzog Burchards. Den letzten Zug bildeten tausend erlesene böhmische Ritter in schimmernden Waffen, von ihrem Herzog geführt. Bei diesem Zuge, dem Nachtrab des Heers, war auch das Gepäck, das man hier für am meisten gesichert hielt. Aber es kam anders, als man erwartet hatte. 955.

Manche Beschwerden hatte das Heer beim Vorrücken zu bestehen, denn der Weg ging durch Gebüsch und über ungeebnete Felder. Otto hatte ihn gewählt, um den Feind zu täuschen, aber er sah sich bald selbst hintergangen. Ein Theil der Ungern hatte nehmlich zweimal den Fluß überschritten und so den Rücken des deutschen Heers umgangen. Als Otto auf dem Kampfplatz erschien, sah er den Feind nicht allein *vor* sich, sondern er stand ihm nicht minder im Rücken. Unerwartet wurde gerade zuerst sein Nachtrab angegriffen. Ein Pfeilregen, dann ein Reiterangriff unter fürchterlichem Geheul. Die Böhmen stoben auseinander; Viele sanken dahin in ihrem Blute, Viele wurden gefangen, das ganze Gepäck fiel in die Hände der Feinde. Sofort stürzten sich die Ungern auf die schwäbischen Heerhaufen, und auch diese hielten dem Sturme nicht Stand. Und schon war der Feind im Rücken der königlichen Schaar angelangt, während von vorn noch die Hauptmacht der Ungern in fester Ordnung zusammenstand. Da schickte Otto den tapferen Konrad mit den Franken ab, um dem Angriffe im Rücken zu begegnen. Furcht ergriff in dieser bedrängten Lage selbst die ältesten Krieger, die so oft im Schlachtgetümmel gestanden und gesiegt hatten. Aber Konrad fürchtete Nichts; er wünschte den Tod, und eine junge Mannschaft, die meist noch nie dem Feinde ins Auge geschaut hatte, drängte sich um den tapferen

955. Führer, bereit ihm in den Tod zu folgen. So drang Konrad vor und focht einen Kampf ohne Gleichen. Wo die Franken einfielen, zerstoben die Ungern; Viele bedeckten, den Athem verhauchend, den Boden, Andere fielen in die Hände der Franken; endlich ergossen sich die Schaaren der Feinde in wilde Flucht; die gefangenen Böhmen wurden befreit, das Gepäck wiedergenommen, und mit siegreich wehenden Fahnen kehrte Konrad zum Könige heim.

Eine große Gefahr war beseitigt, aber der Kampf mit der dem Könige gegenüberstehenden Hauptmacht noch nicht einmal begonnen. Otto selbst sah, daß die Hauptentscheidung erst jetzt zu erringen sei. Er ordnete, als er den Feind im Rücken nicht mehr zu fürchten hatte, in weitausgebreiteter Schlachtordnung sein Heer gegen die Feinde, und redete dann seine Krieger, wie Widukind meldet, in solcher Weise an: „Ihr seht, daß wir Kraft und Muth jetzt beweisen müssen, denn „nicht fern von uns, sondern dicht vor unseren Augen stehen die Feinde. „Aber ich fürchte sie nicht; mit euch habe ich allenthalben in der „Fremde gesiegt, und sollte nun mit euch in meinem Lande und Reiche „den Rücken wenden! Ja, ich weiß es, an Menge übertreffen uns „die Feinde, aber nicht an Tapferkeit und Rüstung, denn meist sind „sie ohne Waffen; undi hnen fehlte die Hülfe Gottes, unsre beste Waffe! „Jene schützt nur ihre Vermessenheit, unsere Wehr ist die Hoffnung auf „Gott und seinen Schutz. Wahrlich, wir müßten uns schämen, wollten wir jetzt, nachdem wir Europa uns unterthan gemacht haben, „unser Reich den Feinden zu Lehn geben. Nein, besser ist es, ihr „meine wackren Streiter, wenn unser Stündlein geschlagen, ruhmvoll „im Kampfe zu fallen, als unter dem Joch der Feinde ein Sklavenleben zu führen oder wie das Vieh sich hinwürgen zu lassen. Mehr „noch würde ich euch sagen, aber Worte werden eure Tapferkeit und „euren Muth nicht erhöhen. Laßt uns lieber jetzt mit dem Schwerdte, „als mit dem Munde reden!“ Darauf ergriff er seinen Schild und die heilige Lanze und sprengte zuerst hoch zu Roß in die Feinde hinein, Streiter und Führer zugleich. Das ganze Heer ihm nach ritt auf die Ungern ein, und sofort entspann sich der Kampf auf allen Seiten. Bald wichen die Ungern, nur die Verwegensten behaupteten noch ihre Stelle. Fürchterlich wüthete das Schwerdt in den Reihen der Feinde. Nicht lange, so stoben ihre Massen überall auseinander und stürzten sich in wilde Flucht. Manche flüchteten sich, wenn ihre Pferde ermüdet waren, in die Dörfer, die hier und da in der Ebene zerstreut lagen; aber es folgten ihnen die Deutschen, äscherten ihre letzte Zufluchtsstätte ein, und die Flüchtlinge fanden den Tod in den Flammen.

Viele eilten zum Fluß zurück und fanden hier ein klägliches Ende. 955.
Das Lager der Ungern fiel noch an demselben Tage in Ottos Hände,
der alle Gefangenen befreite.

Erst am Abend des blutigen Tags sammelten sich wieder die Deutschen. Mancher wackere Mann fehlte in ihren Reihen. Graf Dietpold lag auf dem Lechfelde erschlagen, auch sein Neffe Reginbald. Der König betrauerte tief den Verlust dieser Braven; aber Keinen beweinte er mehr, als seinen Eidam Konrad, denn auch er war als ein Opfer des ruhmreichen Kampfes gefallen. Noch einmal, wie in der Frühe des Tags, hatte er sich in den Streit gestürzt, mit Löwenmuth gekämpft und die fliehenden Feinde verfolgt. Aber als er erschöpft von der Arbeit des Streites und der glühenden Hitze der Augustsonne die Helmbänder lüftete, um aufzuathmen, traf ihn ein Pfeil in die Gurgel. So war sein Wunsch erfüllt: für König und Vaterland war er den Tod des Helden gestorben, die schwere Schuld hatte er mit dem höchsten Preise gesühnt. Otto betrauerte ihn lange und ließ den Mann, den er einst vor Allen geliebt, mit den größten Ehren zu Worms bei seinen Vätern bestatten. „Konrad," sagt Widukind, „war ein großer Held und die Welt seines Ruhmes voll; „alle Franken beklagten und beweinten sein Ende." Er war der Ahnherr eines mächtigen Geschlechts, das später ein Jahrhundert lang auf Deutschlands Thron gesessen hat.

Als die Nacht einbrach, ritt der König nach Augsburg hinein, und froh bewillkommnete ihn die Stadt, die er von großer Angst erlöst hatte. Wie aber in Ottos Seele sich Freude und Trauer mischten, so war es auch in dem Herzen Bischof Ulrichs; hatten doch sein Bruder und sein Neffe den herrlichen Sieg mit dem Blute bezahlt. Tröstend stand ihm der König zur Seite und erfüllte ihm jeden Wunsch seiner Seele. Als der Morgen kam, da nahm Otto aus Ulrichs Händen abermals das Abendmahl, dann brach er sogleich nach Baiern auf, dem fliehenden Feinde zu folgen. Denn schon drängten die Schwärme der Ungern, welche dem Kampfe entgangen, von Furcht und Schrecken gejagt, dem Osten zu. Wer jedoch noch nicht über den Lech war, dem war schon das letzte Brodt gebacken, denn alle Fuhrten und alle Fahrzeuge am Ufer befahl der König streng zu bewachen, daß Niemand lebendig mehr über den Fluß gelange. Aber auch die schon hinüber waren, entrannen meist nicht dem Tode; überall lauerte auf sie das Verderben. Sah man von den Mauern einer Stadt die irrenden, unstäten Schaaren, schnell kamen die Städter heraus, und wehe denen, die in ihre Hände fielen. So fand eine große Menge am zweiten und drit-

955. ten Tage nach der Schlacht den Tod. Otto verfolgte die Ungern die Donau hinab bis Regensburg. Hier hielt er strenges Gericht über die gefangenen Feinde, und viele vornehme Ungern fanden ihren Tod am Galgen, unter ihnen ihr Oberfeldherr Pulszi, den die Annalen von St. Gallen ihren König nennen. Dann überließ sich Ottos Heer der Siegesfeier. Als Vater des Vaterlands und Kaiser begrüßte das jubelnde Heer seinen Führer, wie einst König Heinrich nach seinem großen Siege über die Ungern begrüßt war. Den Ruhm des Kampfes wies aber Otto von sich ab; nur dem Allmächtigen, sagte er, danke man den Sieg, und zum Dankgebet zog er mit seinem Heere im festlichen Zuge zu allen Kirchen der Stadt. Als das Siegesfest beendet war, sandte er Boten nach Sachsen, um seiner lieben Mutter das große Ereigniß zu melden.

So waren abermals die Ungern in einer großen Feldschlacht von den Deutschen geschlagen und ihre ganze Heeresmacht vernichtet worden. Seitdem verging ihnen die Lust in die deutschen Länder einzubrechen, und da zu derselben Zeit auch die Mark von Aquileja, dem deutschen Reiche verbunden, besser geschützt wurde, standen sie endlich ganz von ihren Angriffen auf das Abendland ab. Nachdem sie noch eine Zeit lang ihre verheerenden Züge gegen das morgenländische Kaiserthum gerichtet hatten, fingen sie an sich in der schönen, fruchtbaren Donauebene, die sie gewonnen hatten, feste Wohnsitze zu gründen und gaben das zuchtlose Nomadenleben allgemach auf. Bald begannen sie sogar, schon selbst um ihren Besitz besorgt, mit Wällen und Pfählen das sumpfreiche Land an ihren westlichen Grenzen zu verschanzen, denn sie hatten die deutsche Tapferkeit fürchten gelernt; dennoch drangen die in der Mark angesiedelten deutschen Kriegsleute nach und nach über die Enns vor, die bis dahin die Grenze des Reichs gebildet hatte. Ein schöner Landstrich wurde hier in rühmlichen Kämpfen dem Reiche gewonnen, und erst dadurch erlangte in dem Lande ob und unter der Enns die baiersche Ostmark festen Bestand, aus der dann in späterer Zeit Oestreich zu großer Macht und zu großen Ehren erwachsen ist.

In dem Siege von Augsburg liegen die Anfänge Oestreichs, liegen aber zugleich auch die ersten Keime der Civilisation des ungerschen Volks; in ihm beschließt sich, kann man so sagen, die Völkerwanderung, denn nach den Ungern hat kein wanderndes Volk in Europa mehr festen Fuß gefaßt, so daß es in die Bewegung der abendländischen Welt eingetreten und an der inneren Entwickelung derselben Antheil genommen hätte. Wie oft war jene christliche Kul-

tur, die Rom in sich ausgebildet, die Germanen aufgenommen und 955. mit ihrem Schwerdte gegen die Barbarei vertheidigt hatten, bedroht gewesen; wie furchtbar hatte noch das gesammte Abendland zuletzt von der Zerstörungswuth des allerwildesten Geschlechts, das jemals die Länder Europas durchschwärmte, gelitten; jetzt aber war auch über dieses Volk der glänzendste Sieg gewonnen, und es zeigte sich bald die Möglichkeit dasselbe für jene christliche Bildung zu gewinnen, die es bisher mit der leidenschaftlichsten Wuth verfolgt hatte. Ottos Sieg befreite nicht das deutsche Reich allein, es befreite ganz Europa von den wilden Schaaren der Ungern, die es mehr als ein halbes Jahrhundert verheert hatten: diesen Sieg begrüßte deshalb das ganze Abendland mit unaussprechlicher Freude und namenlosem Jubel.

---

c. Neue Kämpfe gegen die Wenden.

Mit Jubel und Freude empfing vor Allem Sachsen den König, als er dahin zurückkehrte. Denn lange hatte man hier in großer Furcht und Besorgniß geschwebt. Nicht wegen der Ungern allein, vielmehr noch wegen der Wenden, die unter Wichmanns und Ekberts Führung den Markgrafen Dietrich, Geros Stellvertreter, besiegt und in die Flucht geschlagen hatten. Ueberdies waren mannigfache Zeichen voll schwerer Vorbedeutung am Himmel gesehen. Hoffend blickte nun Alles auf Otto, und sofort rüstete er sich zum Kriege gegen die Wenden.

Ehe aber das Heer auszog, wurde abermals über Wichmann und Ekbert Gericht gehalten, die so wenig die Gnade des Königs gedankt hatten. Ohne Schonung seien sie jetzt, so beschloß man in ihrer Abwesenheit, als Feinde des Reichs zu bekämpfen, doch wolle man ihrer Gefährten schonen, wenn sie zurückkehrten und sich unterwürfen. Als man diesen Beschluß faßte, erschienen in der Versammlung Gesandte der Wenden. In herkömmlicher Weise, meldeten sie, wollte ihr Volk den Tribut zahlen, doch verlange es Herr zu bleiben im eigenen Lande; gewähre man ihnen dies, so würden sie treue Freunde und Bundesgenossen sein, sonst aber mit den Waffen ihre Freiheit behaupten. „Friede mag sein," antwortete ihnen Otto, „aber „nur, wenn ihr gut macht, was ihr gefehlt." So entließ er die Ge-

955. sandten und führte sogleich sein Heer über die Elbe. Sengend und brennend drangen der König selbst und Gero tief in das Wendenland bis zur Rekenitz ein, denn hier und an der Peene waren die Hauptsitze der aufständigen Wenden. Auch Liudolf, der von schwerem Seelenkummer bedrängt sich nicht wie Konrad an der Ungernschlacht betheiligt hatte, ergriff jetzt wieder sein Schwerdt und stand an des Vaters Seite.

Wer dies Land kennt, weiß, es ist sumpfig und reich an Seen. Beschwerlich war es daher, hier den Krieg zu führen, und Otto gerieth zuletzt in große Gefahr. Denn als er an der Rekenitz lagerte, und wegen der sumpfigen Ufer nicht über den Fluß setzen konnte, wurde er im Rücken von wendischen Schaaren eingeschlossen, die ihm durch Verhaue den Weg versperrten, und vor ihm stand auf dem andern Ufer Stoinef mit einem Heere. Bald fehlte es auch an Lebensmitteln, und Hunger und Krankheit wütheten unter den Deutschen. Da nun die Noth täglich stieg, sandte Otto endlich Herzog Gero ab, um mit Stoinef zu unterhandeln: wolle er mit seinen Wenden sich unterwerfen, so solle er in Otto einen guten Freund, nicht einen Gegner finden.

Gero traf mit dem wendischen Häuptling zusammen. Sie trauten sich einander nicht; deshalb besprachen sie sich so, daß der eine auf dem diesseitigen, der andere am jenseitigen Ufer des Flusses stand. Gero grüßte zuerst, und der Wende erwiederte seinen Gruß. Dann aber sprach Gero stolz: „Ist es dir noch nicht genug, gegen „unser Einen den Krieg zu führen; sprich, wie kommt solche Kühn„heit dir bei, dich mit dem Könige selbst zu messen? Hast du denn „Männer und Waffen genug, um dich eines solchen Unternehmens zu „erdreisten? Doch wohlan, wohnt dir Kraft, Erfahrung und Muth „bei, so laß uns hinüberkommen, oder komme du selbst zu uns „herüber. Auf gleicher Wahlstatt mag sich dann zeigen, wer der „wackerste ist.“ Es knirschte Stoinef mit den Zähnen, schmähte und verhöhnte Gero, seinen König und das ganze Heer. Denn er wußte, sie waren in großer Noth, und er gedachte ihnen noch das Bad zu segnen. Da lief aber auch Gero die Galle über — denn er war ein Mann von heißem Blut und wallte gewaltig im Zorne auf — und er rief über den Fluß: „Wohl, morgen soll es sich zeigen, ob „du und dein Volk etwas werth sind, ja gewiß morgen werdet ihr „sehen, wie wir uns mit euch schlagen.“ Flugs eilte er dann zum Lager und meldete dem König, was geschehen war. Und Otto gedachte Geros Wort zu erfüllen.

Noch in der Nacht eröffnete der König den Kampf. Die Deutschen sandten Pfeile und Wurfspeere über den Fluß, gleich als wollten sie hier in der Nähe des Lagers den Uebergang über den Fluß erzwingen. Auch dachten die Wenden nicht anders und schaarten sich dicht hier zusammen, um Keinen über den Fluß zu lassen. Aber sie hatten Ottos Absichten nicht errathen; denn er sandte Gero eine gute Strecke vom Lager den Fluß hinab, und dieser schlug hier an einer unbewachten Stelle mit Hülfe von Wenden aus der Insel Rügen — die waren noch Heiden, halfen aber doch dem Könige in diesem Kriege — in aller Eile drei Brücken und meldete dies dem Könige. Alsbald zogen sich die deutschen Ritter den Fluß entlang und gingen hier ohne Beschwerde über die Rekenitz. Schnell folgten zwar die Wenden ihnen nach, aber sie hatten mit ihrem Fußvolk einen weiten Marsch zu machen, und ermüdet und ungeordnet kamen sie auf der Wahlstatt an. Als es daher zum Schlagen kam, hielten sie Ottos Rittern nicht Stand, sondern wandten sich eiligst zur Flucht, auf der Viele vor dem Schwerdte der Deutschen sanken. 955.

Stoinef hielt in der Nähe mit einigen Reitern auf einem Hügel, von dem er den Kampfplatz überschauen konnte. Als er die Flucht der Seinigen sah, suchte alsbald auch er das Weite und verbarg sich im Dunkel eines Waldes. Hier traf ihn mit zwei seiner Diener ein Ritter Ottos, mit Namen Hosed, und stellte ihn. Der Wende fiel von den Streichen des Sachsen; Hosed hieb ihm das Haupt ab, nahm ihm die kostbare Rüstung und brachte Beides zum König. Auch einen der Diener, den er gefangen hatte, führte er dem Könige vor. Hoch belobte ihn dieser wegen seiner Tapferkeit und gab ihm zwanzig Hufen Landes zu Lehn.

Indessen war auch das Lager der Wenden genommen und reiche Beute gemacht worden. Bis tief in die Nacht hinein währte das Schlagen und Schlachten. Es war der 16. October, St. Gallentag in demselben Jahre, da Otto die Ungern geschlagen. 16. Oct.

Am Tage nach der Schlacht wurde Gericht gehalten über die Gefangenen. Oeffentlich wurde Stoinefs Haupt aufgestellt und bei demselben siebenhundert Gefangene enthauptet; einem Rathgeber Stoinefs wurden die Augen ausgestochen und ihm die Zunge ausgerissen, so ließ man ihn hülflos unter den Leichen liegen. Ekbert und Wichmann waren durch die Flucht der blutigen Rache, die ihrer wartete, entkommen und suchten bei Herzog Hugo in Frankreich eine Zuflucht zu erlangen, die sie dort auch fanden.

Das Blutbad, das Otto unter den Wenden angerichtet, schreckte

957. sie doch nur auf kurze Zeit; denn Freiheitsliebe und Rachedurst trieben sie immer aufs Neue zu den Waffen. Schon im Jahre 957 mußte Otto abermals wider sie zu Felde ziehen und heimkehren, ohne sie völlig unterworfen zu haben. Bald zeigte sich auch Wichmann wiederum in der Mitte der Wenden. Zwei Jahre lang hatte er in der Fremde mit seinem Bruder Ekbert gelebt. Da war es dem Erzbischof Brun gelungen, die Gnade des Königs für Ekbert zu erwirken, und froh kehrte dieser zur Heimath zurück. Aber nun duldete es auch Wichmann nicht länger dort außen. Heimlich kam er in seine Heimath, um Haus und Hof und sein liebes Weib noch einmal zu sehen, dann ging er von Neuem hinaus zu den Wenden. Zum dritten Male rückte gegen ihn im Jahre 958 ein sächsisches Heer aus. 958. Viele jedoch in demselben waren ihm freundlich gesinnt und brachten es dahin, daß er sich Herzog Gero und dessen Sohn freiwillig unterwarf. Gero erlangte, indem er sich persönlich für den tapferen, doch unruhigen Mann verbürgte, vom Könige, daß Wichmann frei zu seinem Hause und zu seinem Weibe zurückkehren durfte, aber mit einem furchtbaren Eide mußte er beschwören, daß er nie wieder Etwas gegen seinen König und Herrn unternehmen wolle.

Auch in diesem Jahre mußte noch mancher Wende bluten, doch gelang es immer noch nicht die Ruhe dauernd zu sichern; noch zweier 959. 960. neuer Feldzüge bedurfte es in den beiden folgenden Jahren, um die deutsche Herrschaft im Wendenlande von Neuem zu befestigen.

---

d. Innere Verhältnisse.

955—960. Einst konnte es so scheinen, als ob Otto mit seinen Söhnen die Regierung der deutschen Länder theile; jetzt war der Einfluß, den sie geübt hatten, vernichtet, sie selbst und die ganze Partei, die an ihnen einen Anhalt gesucht und gefunden hatte, hatten an dem königlichen Hofe alle Bedeutung verloren. Dagegen erhob sich mehr und mehr zu einer selbst für die Reichsgeschäfte höchst wichtigen Stellung die junge Königin Adelheid mit Allen, die sich ihrer Gunst erfreuten. Nächst ihr galten bei dem Könige am meisten seine Brüder Heinrich und Brun; jener von eben so ausgebreiteter Macht im Süden Deutschlands, wie dieser im Westen, beide erprobt durch ihre ausdauernde Treue während des Bürgerkriegs.

Heinrich war wieder zu dem vollen Besitz seines baierschen Her-

zogthums und der Marken gelangt und hatte durch die Vermählung seiner Tochter Hedwig mit dem neuen Schwabenherzog auch auf die schwäbischen Angelegenheiten einen erheblichen Einfluß gewonnen. Je bedeutender Heinrichs Stellung war, je empfindlicher mußte für den König der Tod dieses Bruders sein, der eintrat, ehe noch die Ruhe im Innern völlig hergestellt war. Heinrich starb am 1. November des Jahres 955 in den Jahren frischester Manneskraft; er hatte noch nicht das vierzigste Jahr erreicht. Große Tugenden waren mit schlimmen Eigenschaften in diesem merkwürdigen Manne auf das Wunderbarste gemischt, und schon seine Zeitgenossen schwankten, ob sie mehr ihn loben oder tadeln sollten. Daß er ein tapferer Degen, ein entschiedener, entschlossener Mann in allen Verhältnissen des Lebens war, die Zügel der Herrschaft mit Kraft ergriff, den Feinden des Reichs in tapferen Kämpfen zu begegnen wußte, konnte Niemand leugnen, aber Niemand auch die entstellenden Makel seines Lebens verhüllen. Es ist wahr, das Herz seines Bruders, dem er einst nach dem Leben und nach dem Reiche stellte, hat er sich wiederzugewinnen gewußt und durch große Verdienste seine früheren Vergehen bei ihm in Vergessenheit gebracht, aber die Liebe des deutschen Volks, das nicht mit Unrecht auch jenen furchtbaren Krieg zwischen dem Vater und seinen Söhnen ihm zur Last legte, hat er sich niemals erworben. Die Baiern vornehmlich sahen immer in ihm einen strengen und harten Gebieter, dessen Herrschaft ihnen um so verhaßter war, als er nicht ihrem Stamme angehörte. Treue Freundschaften suchte und fand er selten; die Brüder seiner Gemahlin waren es, die zuerst gegen ihn die Waffen ergriffen.

955—960.

Wie wenig Liebe auch Heinrich genoß, ein Herz schlug ihm mit immer gleicher Zärtlichkeit und Treue: das Herz seiner Mutter. Mathilde erhielt — so erzählt uns die spätere Biographie der Königin — die Trauerkunde von Heinrichs Tode zu Quedlinburg. Sie berief darauf sogleich die Nonnen zur Kirche, forderte sie auf für das Seelenheil ihres Sohnes zu beten und beugte selbst ihr Knie zuerst vor dem Altare: „O Herr," rief sie aus, „erbarme dich der Seele „deines Knechts, den du von der Welt abberufen hast! Gedenke, „wie wenig Freuden er im Leben genossen hat und wie fast alle seine „Tage voll Kummer und Elend waren!" Sie erhob sich, wankte zum Grabstein König Heinrichs, neigte ihr Haupt auf denselben und sprach unter Thränen: „O mein Herr und mein Gemahl, glücklich bist du, „daß du diesen Schmerz nicht mehr erlebtest. Dich berührt jetzt das „bittere Leid nicht mehr, das mein Herz zerreißt; war es doch, so oft

955–960. „ich des traurigen Tags deines Todes gedachte, mein einziger Trost, „daß dieser unser geliebter Sohn mir geblieben war, der dein Antlitz, „deine Gestalt und deinen Namen trug.“ Von diesem Tage an legte Mathilde das königliche Scharlachkleid, das sie seit dem Tode ihres Gemahls stets unter einem leinenen Ueberwurf trug, auf immer ab und zeigte sich nur in Trauerkleidern; auch mochte sie fortan kein Goldgeschmeide mehr an ihrem Leibe dulden; sie nahm an Spielen, wie sie die Zeit liebte, keinen Antheil ferner, litt auch nicht, daß man weltliche Lieder vor ihr sang, an geistlichen Gesängen allein fand sie fortan Gefallen.

Baiern ging auf Heinrichs vierjährigen Sohn, der auch des Vaters Namen führte, in seinem ganzen Umfange nebst den Marken über. Die Vormundschaft über das Kind führte seine Mutter Judith, die Tochter Herzog Arnulfs; eine Frau, wie Widukind sagt, von seltener Schönheit und wunderbarem Verstande. Ihr erster Rathgeber wurde alsbald der kluge Bischof Abraham von Freisingen, der einem im Herzogthume einheimischen Geschlechte angehörte. Die Regierung Baierns gewann durchaus mehr jetzt einen den Stammesinteressen entsprechenden Charakter, und der junge Herzog erwuchs im baierschen Lande als Baier.

Nach dem Tode Herzog Heinrichs war der Einfluß, den Brun, „der große Bischof,“ wie ihn Widukind nennt, auf seinen königlichen Bruder übte, keinem andren nur von fern zu vergleichen, aber Niemand war auch des unbedingten Vertrauens des Königs würdiger, als dieser hochbegabte und treffliche Mann, auf den man mit immer neuer Bewunderung den Blick lenkt. Niemand durchschaute tiefer die Gebrechen und Schäden der Zeit und wußte klarer die Mittel zu erkennen, um sie zu heilen; Niemand war entschiedener in der Gesinnung und doch so durch und durch von Versöhnlichkeit und Friedensliebe beseelt; so streng Brun gegen sich selbst war, so nachsichtig zeigte er sich gegen Andere; während seine Gedanken sich am Liebsten zu der Anschauung der himmlischen Dinge aufschwangen oder in das Studium der Wissenschaften versenkten, wachte er doch mit der größten Gewissenhaftigkeit über Alles und Jedes, was ihm an weltlichen Geschäften in Kirche und Staat übertragen war.

Wir wissen, eine wie schwierige Aufgabe ihm gestellt wurde, als er das lothringische Herzogthum erhielt, und mit welchem Geschick er sie während des Bürgerkriegs zu lösen wußte. Aber es fehlte viel daran, daß sein unruhiges Volk sogleich nach Konrads Unterwerfung zur alten Ordnung zurückgekehrt wäre; es stand nicht zu erwarten,

daß die übermüthigen Großen des Landes ohne Weiteres einem frem- 955—960.
den Priester, der mit einer so ungewöhnlichen Macht über sie be-
kleidet war, unweigerlichen Gehorsam geleistet hätten. Allerdings
gab es eine starke königliche Partei in dem Lande, aber es fehlte ihr
nicht an Widerstand, und Hader, Unfriede und Miswollen zeigten sich
an vielen Orten. Im Jahre 956 beschied Otto deshalb die Bewohner
Lothringens nach seiner Pfalz Ingelheim und ließ sich fast aus allen
Städten Geißeln stellen; bald darauf kam er selbst nach Köln und
hielt hier einen großen Landtag. Dennoch wurde schon im folgenden
Jahre der Landfriede wieder gestört, und zwar gerade durch jenen
Reginar, an dem Brun im Anfange den festesten Halt gegen Konrad
gefunden hatte. Die Gewaltthaten, welche sich der übermüthige
Mann mit den Seinen gegen die Kirchen und Klöster im Lande er-
laubte, konnte Brun nicht ferner schweigend dulden und machte sich
dadurch denselben zum unversöhnlichen Feinde. Gereizt und unzufrie-
den ohnehin, weil er für seine Dienste nicht glaubte den gebührenden
Lohn erhalten zu haben, trat Reginar dem Erzbischof bald überall hin-
dernd entgegen und suchte sogar an dessen Schwester, der Königin
Gerberge, seinen Unmuth auszulassen. Mehrere Güter, die einst
Herzog Giselbert gehört und von ihm als Morgengabe an Gerberge
verliehen waren, beanspruchte Reginar jetzt als brüderliches Erbe
und machte zuletzt sein vermeintliches Recht mit offener Gewalt gel-
tend. Brun nahm sich indessen, wie billig, der Schwester an, und
Reginar, der in Bruns Gefangenschaft gerieth, mußte sein verwegenes
Beginnen mit der Verbannung nach Böhmen büßen; im fremden Lande
fand der unstäte Mann sein Ende. Dann erhoben sich noch einmal
im Jahre 959 mehrere vornehme Männer im Lande gegen Brun, als
er einige feste Burgen, die sie ohne des Königs Erlaubniß erbaut hat-
ten, niederreißen ließ; er wolle auch, erzählte man damals, dem Lande
neue und unerhörte Lasten aufbürden. An die Spitze der Aufständigen
stellte sich jener Immo, der durch seine Listen einst so viel dazu bei-
getragen hatte, das Land dem Könige zu erhalten und der bis dahin
auch Bruns vertrauter Rathgeber gewesen war. Aber der Aufstand 959.
wurde glücklich unterdrückt, und dann die Ausübung der herzoglichen
Rechte im oberen Lothringen dem Grafen Friedrich übertragen. Vom
Anfang des Bürgerkriegs an hatte sich dieser junge Mann mit sei-
nem Bruder, dem trefflichen Bischof Adalbero von Metz, treu zum
Könige gehalten und war seit dem Jahre 954 ihm durch Verwandt-
schaft noch näher getreten. Er vermählte sich nämlich zu jener Zeit
mit Beatrix, einer Tochter Herzog Hugos von Franzien, mit der er

955—980. schon seit mehreren Jahren verlobt war. Friedrich übte seitdem, wie Godfried, dessen Geschäftskreis wohl jetzt erst auf das untere Lothringen beschränkt wurde, unter Bruns Aufsicht die herzogliche Gewalt und führte den herzoglichen Namen. Da in ähnlicher Weise, wie die Bischöfe der Provinz unter Brun als Erzbischof standen, diese Herzöge ihm untergeben waren, nennt ihn Ruotger „gleichsam einen „Erzherzog" und giebt ihm damit einen Titel, den Brun nie selbst geführt und der zu sehr irrthümlichen Auffassungen seiner Stellung Veranlassung gegeben hat. Die Theilung des Lothringerlandes, die damals zuerst eintrat, erhielt sich und wurde später noch weiter durchgeführt, da zur Zeit die Verwaltung von ganz Lothringen doch noch in Bruns Händen vereinigt blieb. Denn in der That war er nach wie vor die Seele von Allem, was in dem Lande vorging. „Er „theilte," sagt Ruotger, „einem Jeden der Großen und der Beamten „seine Obliegenheiten zu, wies Jedem die Thätigkeit an, zu der ihn „seine Kräfte befähigten, aber Nichts gab es, wobei er nicht doch zugleich auch selbst Hand angelegt hätte, und mit jener ungemeinen „Lebendigkeit und durchdringenden Kraft seines Geistes wußte er „stets das zu erfassen, was dem Wohl Aller am Besten diente." Wohl nahm Mancher einen Anstoß daran, daß Brun als Bischof eine so ausgedehnte weltliche Verwaltung führte, aber es genügte einen Solchen auf die Erfolge dieser Thätigkeit zu verweisen, um ihn zum Schweigen zu bringen. Nachdem jene Empörungen, von denen wir so eben sprachen, besiegt waren, herrschte weit und breit ein Friede in dem Lande, wie man ihn niemals früher hier gekannt hatte.

Nicht minder ersprießlich und segensreich erwies sich Bruns Sorge für die kirchlichen Angelegenheiten seiner Provinz. Die alten und reichen Bisthümer und Klöster derselben waren seit geraumer Zeit fast nur an die Söhne einheimischer Gewalthaber vertheilt worden; die großen Einkünfte und Güter der Kirchen waren unablässig der Zankapfel der Parteien, und die Macht, nicht die Würdigkeit entschied bei der Besetzung der geistlichen Würden; ein großer Theil des Kirchenguts war theils durch Gewalt, theils durch das Familieninteresse der Bischöfe in die Hände von Weltlichen gekommen; die Klosterzucht war verfallen, und die Schulen, die früher hier in nicht geringer Blüthe gestanden hatten, genossen kaum noch besonderer Pflege. Manches war schon vor Brun geschehen, um die kirchlichen Zustände des Landes wieder zu heben, aber mit durchgreifender Kraft und planmäßiger Sorgfalt wurde jetzt erst die Sache angegriffen. Fremde Geistliche, namentlich Sachsen, zog Brun in das Land und

bildete sich einen Klerus, der durch Unsträflichkeit des Lebens und 955—960.
geistige Bildung es werth war an die Spitze des Volks zu treten. Alte Klöster, die in Verfall gerathen waren, wurden reformirt, daneben neue begründet, wie vor Allem aus Bruns eigenem Vermögen das nachher so berühmte Pantaleonskloster zu Köln. Ueberall wurde auf die Errichtung von Klosterschulen Bedacht genommen, während zugleich die Domschulen zu neuer Blüthe gediehen. Vor Allem glänzte durch wissenschaftliche Bildung Köln selbst; da wurden unter Bruns Augen jene Bischöfe erzogen, um derenwillen Sigebert von Gemblour nach hundert Jahren das Zeitalter Ottos als ein glückliches preist: Dietrich von Metz, Heinrich und Ekbert von Trier, Gerard von Toul, Wikfried von Verdun. „Aber alle diese glänzenden „Sterne," sagt Sigebert, „überstrahlte Brun selbst wie der hellblinkende Morgenstern." Es ließen sich die Namen noch vieler anderer bedeutender Männer nennen, die Brun entweder selbst gebildet hatte oder die doch mit ihm in einmüthigem Geiste wirkten, wie Everaclus von Lüttich, dessen Wahl nur mit großer Mühe durchgesetzt war, und der treffliche Engrann von Cambray, den Brun aus Frankreich nach Lothringen gezogen hatte, nachdem er einen Verwandten des königlichen Hauses, Berengar, der nicht im besten Sinn das Bisthum verwaltet hatte, trotz aller Anstrengung doch nicht auf seinem Sitze hatte behaupten können. Bald zeichnete sich der lothringische Klerus an Bildung, Geschicklichkeit in der Amtsführung und durch strenge Kirchenzucht vor der gesammten Geistlichkeit des Abendlands aus, und diese planmäßige Reformation des geistlichen und geistigen Lebens in Lothringen hat für die Geschichte der Welt die bedeutendsten und weitgreifendsten Folgen gehabt. Schon in den Jahren 962 und 967 wurden nacheinander zwei Metzer Domherren, Odelrich und Adalbero auf den erzbischöflichen Stuhl von Reims, dem vornehmsten im Westfrankenreiche, erhoben, von denen der zweite bestimmt war, ein neues Königsgeschlecht dem Frankenreiche zu geben. Und ein Jahrhundert später bestieg ein lothringischer Bischof in Leo IX. den päpstlichen Stuhl, dessen Pontificat der Anfang einer neuen Aera der christlichen Kirche wurde.

So sehr die Angelegenheiten Lothringens Brun in Anspruch nahmen, so war seine Thätigkeit doch in gleichem Maße den allgemeinen Reichsgeschäften zugewandt, und vor Allem hatte er die Verhältnisse des Reichs zu der Karolingerherrschaft im Westen fast allein zu regeln und zu ordnen. Wir wissen, wie der Thron König Ludwigs schon seit geraumer Zeit nur durch den Einfluß seines mächtigen

955—960. Schwagers Otto noch gegen die immer wachsende Gewalt Herzog Hugos gestützt wurde. Im Jahre 954 starb König Ludwig in jungen Jahren durch einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde, und es schien jetzt der günstigste Augenblick für Hugo gekommen, sich der lange ersehnten Krone zu bemächtigen. Aber es gelang Brun dennoch, selbst Hugo für die Erhaltung der Herrschaft in dem karolingischen Geschlecht zu stimmen. So bestieg Lothar, der ältere Sohn Ludwigs und der Gerberge, ein Knabe von zwölf Jahren, den Thron der Westfranken, während sein jüngerer Bruder Karl, noch ein Kind in der Wiege, gegen die bisherige Sitte der Karolinger von der Thronfolge ausgeschlossen wurde. Hugo war zum Lohn für seine Zurückhaltung Aquitanien versprochen worden, aber schon im Jahre 956 starb er, ehe er noch den verlangten Preis hatte in Besitz nehmen können. Hugo hinterließ vier Söhne: den ältesten, dem Vater gleichnamig und später Capet zubenannt, Otto, Heinrich und Odo, der dem geistlichen Stande bestimmt war, ferner zwei Töchter: Beatrix, die Gemahlin des Herzogs Friedrich von Oberlothringen, und Emma, die sich bald darauf dem Herzog Richard von der Normandie vermählte. Wie zu erwarten stand, dauerte es nicht lange, daß die Königin Gerberge mit den Söhnen Hugos in die ärgerlichsten Streitigkeiten gerieth und den Beistand ihres Bruders Brun in Anspruch nehmen mußte. Mit Heeresmacht zog daher Brun im Jahre 958 nach Frankreich und brachte endlich i. J. 960 einen Frieden zu Stande, nach dem Hugos Söhnen nicht nur die Lehen ihres Vaters, Franzien und Burgund, unverkürzt erhalten blieben, sondern ihre Herrschaft noch durch das Poitou vermehrt wurde, wogegen sie Lothar als ihrem Lehnsherrn den Vasalleneid leisteten. Die alte Eifersucht zwischen den beiden Häusern dauerte natürlich fort, aber Brun, der Westfranken gleichsam wie eine Provinz des deutschen Reichs überwachte, wußte mit großer Umsicht jeden gewaltsamen Ausbruch des gegenseitigen Neids und der vererbten Selbstsucht im Keim zu ersticken.

Auch die Kapelle des Königs und mit ihr die ganze in ihr dienende Hofgeistlichkeit war nach Bruns Erhebung zum Erzbisthum Köln unter seiner Leitung geblieben, und wenn er auch jetzt nicht mehr selbst die Urkunden ausfertigte, sondern die Kanzler hierfür in seine Stelle traten, behauptete er doch als Erzkanzler und Erzkapellan die oberste Führung des ganzen Geschäftsgangs. Die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg, die in den Bürgerkrieg verwickelt waren, gingen ihres Einflusses auf die Kanzlei ganz verlustig, und eine Zeit lang finden sich nur Urkunden, in denen die Kanzler für Brun als Erz-

kanzler zeichnen. Als Wilhelm, König Ottos Sohn, zum Erzbisthum 955—960.
Mainz gelangte, wurde das bis dahin mit seiner Stellung verbundene Erzkanzleramt ihm zwar zurückgegeben, doch erlangte er schwerlich vor Bruns Tode einen überwiegenden Einfluß auf die Geschäfte der Kapelle. Es ist bereits darauf hingewiesen worden, wie diese recht eigentlich als die Bildungsstätte der hohen Geistlichkeit anzusehen war, indem aus ihr die ersten und wichtigsten Bischofsstellen besetzt wurden; je mehr der König nun die einmal eingeschlagene kirchliche Richtung in seiner Regierung des Reichs verfolgte und den Klerus geflissentlich zu den Staatsgeschäften heranzog, je mehr mußte auch die Bedeutung des Mannes wachsen, der diese Pflanzstätte der hohen Geistlichkeit begründet hatte und fortwährend leitete.

Die ganze Höhe der Stellung, die Brun in Ottos Reiche und an dessen Hofe einnahm, tritt daher erst dann hervor, wenn man sich eines überaus wichtigen Wechsels und Umschwungs bewußt wird, den der innere Krieg in den Regierungsgrundsätzen des Königs hervorgebracht hatte.

Nicht zum geringsten Theil war nehmlich der Krieg gerade durch jene consequent durchgeführte Hauspolitik herbeigeführt worden, durch welche der König das alte Stammesherzogthum zu beseitigen und die deutschen Länder fest der Krone zu verbinden geglaubt hatte. Sobald diese Politik aber das Reich in die schlimmsten Verwicklungen gebracht hatte und der Kampf im Hause des Königs selbst ausgebrochen war, hatten sich sofort auch die Nachkommen der früheren Stammesherzöge von Neuem geregt, und der König hatte, was das Wichtigste war, hier und da sogar sein eigenes Interesse mit dem ihrigen verbinden müssen. Da zeigte sich, daß die Macht des alten Herzogthums mit Nichten ganz gebrochen war; aber es war so wenig an der Zeit sich mit dieser Macht in einen neuen Kampf einzulassen, daß die Klugheit vielmehr rieth, sich dieselbe, so weit es möglich, zu gewinnen und dienstbar zu machen. Zu einer völligen Herstellung des alten Nationalherzogthums kam es zwar nicht, aber offenkundig kehrte Otto nach dem Kriege mehr zu den Grundsätzen seines Vaters zurück. Mit einer ausgedehnten, innerhalb ihres Gebiets fast selbstständigen Gewalt erscheinen bald wieder an der Spitze der einzelnen deutschen Länder einheimische Fürsten, zum Theil den alten Herzogsgeschlechtern entsprossen, zum Theil die Begründer neuer herzoglicher Dynastien. In Baiern trug den herzoglichen Namen der Enkel Arnulfs, und die herzogliche Gewalt übte Arnulfs Tochter; das Herzogthum war hier unmittelbar vom Vater auf den Sohn übergegangen, was in einer

955—960. Zeit die geneigt war, aus jedem Vorgang ein Gewohnheitsrecht zu bilden, leicht zu dem von Otto früher so bestimmt bestrittenen Grundsatz der Erblichkeit des Herzogthums zurückführen konnte. Ingleichen gehörte, wie erwähnt ist, der neue Herzog von Schwaben einem dort einheimischen Geschlechte an und war aller Wahrscheinlichkeit nach ein Sohn jenes ersten Herzogs Burchard, der einst gegen König Heinrich die Waffen erhoben hatte. In Lothringen waren die Ansprüche Reginars zwar zurückgewiesen, aber dennoch hatten zwei einheimische und den Interessen des Landes engverbundene Große, Godfried und Friedrich, auch hier den herzoglichen Namen erhalten, und mindestens der zweite wurde der Gründer eines neuen herzoglichen Geschlechts. Aehnlich, wie in Lothringen, gestalteten sich in Sachsen die Verhältnisse. Das Land, so häufig den Einfällen der Wenden und Dänen ausgesetzt, bedurfte zu seiner Vertheidigung einer besonderen Leitung, da der König nur allzuoft die Grenzen desselben verlassen mußte. Die herzoglichen Rechte innerhalb ihrer Marken waren zwar schon längst Gero und Hermann Billing übertragen, auch hatte der letztere während des inneren Kriegs in Abwesenheit des Königs als dessen Stellvertreter in ganz Sachsen die herzoglichen Rechte geübt; jetzt aber wurde, um dieselbe Zeit, als Friedrich Oberlothringen erhielt, Hermann förmlich zum Herzog von Sachsen ernannt. Es ist zweifelhaft, ob er die herzogliche Gewalt in ihrem vollen Umfange über ganz Sachsen behielt; es scheint vielmehr, daß nur die östlichen Gegenden zwischen der Weser und unteren Elbe ihm als Fahnlehn ertheilt wurden, während Westfalen unmittelbar unter der Krone blieb; jedenfalls wurde an der mittleren Elbe und in seinen Marken Gero von Hermanns Gewalt in keiner Weise berührt. Aber wie dem auch sein mag, Hermann wurde, wie Friedrich, der Gründer eines neuen herzoglichen Geschlechts, das bald nach ihm eine bedeutende Gewalt über alle Theile Sachsens übte. Daß diese neuen Herzöge, deren Gewalt vom König selbst begründet war und hauptsächlich durch seine Macht gestützt wurde, damals kaum den Gedanken fassen konnten, sich von der Einheit des Reichs zu trennen, liegt auf der Hand; aber kaum minder deutlich ist es, daß durch ihre Einsetzung die Selbstständigkeit der einzelnen Länder dem Reiche gegenüber gekräftigt wurde und daß Otto mehr und mehr zu der einst von seinem Vater befolgten Politik zurückkehrte, den Theilen des Reichs nach den Stammesunterschieden in der Verwaltung so viel Freiheit einzuräumen, als der Bestand des Ganzen nur immer zuließ. Niemals hat Otto die Erblichkeit des Herzogthums und der Grafschaft förmlich anerkannt, aber er hat in seinen späteren

Jahren erledigte Kronlehen doch kaum eingezogen und neu vertheilt, wenn der letzte Inhaber mannbare Söhne hinterließ, wofern nicht offenkundiger Treubruch zu strafen war. In einzelnen Fällen, wie dies ausdrücklich bei dem Grafen Udo in der Wetterau erwähnt wird, ging der König sogar so weit, den Lehnsträgern zu erlauben, die Reichslehen gleichwie ein Erbgut unter ihre Söhne zu vertheilen. Nicht wenige fürstliche Geschlechter, die sich in den folgenden Jahrhunderten hervorthaten, lassen sich in der factischen Erblichkeit ihrer Grafschaften und Reichslehen gerade bis auf die Zeit Ottos hinab verfolgen. 955—960.

Indem der hohe Adel so wieder mehr in jenen lockeren Lehnsverband zurückkehrte, in dem er unter Heinrich zum Reiche gestanden hatte, indem er sich zugleich den provinziellen und lokalen Interessen der einzelnen Theile des Reichs von Neuem enger verbündete, konnte der königlichen Gewalt allerdings mit der Zeit durch die weitere Machtentwickelung des Adels ernstliche Gefahr erwachsen, wenn das Reichsregiment nicht auf einer anderen Seite eine neue, feste und zuverlässige Stütze gewann. Otto, der mehr nothgedrungen als freiwillig auf die Wege seines Vaters zurückgekehrt war, suchte daher in derselben Zeit, wo er es aufgeben mußte, Krone und Herzogthum zu Einem Interesse durch seine Familie zu verbinden, einen um so festeren Bund zwischen Reich und Kirche herzustellen und diese Zwecke und Absichten dieser beiden Mächte unauflöslich zu verschlingen und zu verflechten. Ruotger erzählt, daß Otto mitten im Bürgerkriege zu seinem Bruder Brun, als derselbe so eben das Erzbisthum Köln angetreten hatte, geäußert habe: „Das tröstet mich zumeist in meinen „harten Leiden, daß durch Gottes Gnade jetzt die Herrschaft unsres „Hauses mit dem Priesterthum verbunden ist, denn in dir ist Prie„sterthum und Königthum vereinigt.“ Und in der That war es die Persönlichkeit Bruns, die es dem Könige erleichterte, ja man kann sagen, vielleicht einzig und allein ermöglichte, den Gedanken, sein Reich durch die Macht des Klerus zu stärken, in das Leben zu führen.

Vor Allem kam es darauf an, dem Könige unbedingt ergebene Männer auf die deutschen Bischofsstühle zu bringen. Unerwartet schnell gelang, was gerade das Wichtigste war, dies bei allen Metropolitankirchen. Mit Ausnahme Adeldags von Hamburg hatte Otto mit keinem der deutschen Erzbischöfe vordem in engen Beziehungen gestanden, er hatte vielmehr mehr oder minder mit allen in andauernden Streitigkeiten gelebt. Nun aber war im Jahre 953 Brun zu dem Erzbisthum Köln erhoben; Mainz erhielt im folgenden Jahre

955—959. Ottos eigener Sohn Wilhelm; im Jahre 956 wurde durch Robberts Tod Trier erledigt und auf Heinrich, einen Schwaben, der dem königlichen Hause verwandt und Bruns Schüler war, ging das Erzbisthum über. Jene Familienpolitik, welche der König einst bei der Besetzung der Herzogthümer verfolgt hatte, übertrug er jetzt auf die Erzstifte. Auch Salzburg wurde endlich dem geblendeten Herold durch eine Synode im Jahre 958 förmlich abgesprochen und an Friedrich, aus einem gräflichen, königlich gesinnten Geschlecht in Baiern entsprungen, von Otto übertragen. Obwohl Herold selbst auf jener Synode in seine Absetzung hatte willigen müssen, trat er nichtsdestominder bald wieder mit Ansprüchen auf sein Bisthum hervor, und schon um seiner Erhaltung willen mußte sich Friedrich in der engsten Verbindung mit Otto erhalten. So standen denn alle deutschen Erzbischöfe in nahen persönlichen Verhältnissen zum Könige, und die ersten und ältesten Metropolen der deutschen Länder waren in die Hände seiner Verwandten gekommen. Kann es da Wunder nehmen, wenn wir auch die anderen Bisthümer bald nur mit ergebenen Anhängern des Königs besetzt und das deutsche Reich hierdurch mit der deutschen Kirche in der innigsten Verbindung finden. Ueber ein Jahrhundert lang geht die Geschichte der deutschen Kirche fast ganz in die Reichsgeschichte auf, und diese ist zum guten Theil in jener enthalten. Das ganze Reichsregiment nahm einen überwiegend kirchlichen Charakter an, und die deutschen Bischöfe erhielten ihre hauptsächliche Bedeutung gerade durch die Stellung, die sie in dem Reiche bekleideten.

Es ist neuerdings behauptet worden, das deutsche Reich sei aus dem Organismus der römisch-katholischen Kirche erwachsen und die Idee eines einigen deutschen Volks selbst sei gleichsam im Schooße der römischen Kirche ausgebildet und von ihr in das Leben gerufen. Nur ein Schein der Wahrheit spielt um so phantastische Paradoxen. Das siegreiche Schwerdt, das die Zukunft der deutschen Stämme vor den Barbaren des Ostens schirmte, hat das deutsche Reich begründet, in dem und an dem die nationale Idee erwuchs und erstarkte; nicht der Krummstab war es, der die Einheit des deutschen Volkes schuf. Nicht das gleiche Credo, das die Bischöfe der deutschen Länder dem römischen Papste übersandten, war das erste Band, das Deutsche mit Deutschen zusammenschloß, sondern der gleiche Lehnseid, den alle deutschen Großen dem einen Könige und Herrn gezwungen oder freiwillig schwuren. Erst als sich zeigte, daß dieses Band viel zu locker sei, um die Einheit des Reichs zu erhalten und daß bei der Natur jener Zeiten alle Anstrengungen, es straffer anzuziehen, vergeblich seien;

erst als alle Versuche Ottos die großen Vasallen wieder lediglich auf den Standpunkt von Reichsbeamten zurückzudrängen, gescheitert waren: da erst wurde die Kirche von Neuem, wie schon einst für Pipin und Karl den Großen, auch für die deutschen Könige ein wirksames Mittel ihr Regiment zu befestigen. Als die Könige mit den Herzögen, Pfalzgrafen und Grafen das Reich nicht mehr zu regieren vermochten, fingen sie an mit den Bischöfen zu regieren; als jenen das Bewußtsein mehr und mehr entschwand, daß sie ein Reichsamt bekleideten, und sie als den Anspruch erhoben eine in ihrer Art selbstständige Fürstenmacht zu besitzen, wurden die Bischöfe neben ihnen zu mächtigen Beamten des Reichs erhoben. Je mehr in dem Reichsadel die Mannigfaltigkeit und Selbstständigkeit der Stammes- und provinciellen Interessen kräftige Vertretung fand, je enger verband die Krone ihre nationalen Ideen mit den weltumfassenden Anschauungen der katholischen Kirche. So entwickelte sich im Grunde erst aus dem deutschen Reiche eine deutsche Kirche, die allerdings für die Entwickelung des nationalen Lebens von unermeßlicher Bedeutung gewesen ist, die aber ein Jahrhundert lang von dem Glanz der Krone mehr Licht empfing, als sie jener zu leihen vermochte. Nicht Scepter und Diadem, unter Krummstab und Mitra geborgen, sind das Emblem jener Zeiten; sondern das gezückte Schwerdt mit der Krone, Crucifix und Brevier beschirmend.

955—960.

Was Otto durch seine Verbindung mit der Kirche bezweckte, liegt auf der Hand. Er wollte ein Gegengewicht gegen die Macht der Herzöge und Grafen gewinnen in einem Stande, der sich schon seiner Bedeutung nach über die besonderen Interessen, welche jene vertraten, zu allgemeinen politischen Ideen und Anschauungen erheben mußte und dem er überdies stets an seinem Hofe die ihm gefällige Richtung zu geben vermochte. Welcher Gewinn war es ferner, daß sich in diesem Stande die Idee einer erblichen Gewalt gar nicht bilden konnte und daß der König so immer aufs Neue Gelegenheit fand ihn zu ergänzen und in seinem Sinne umzugestalten! Wie freigebig er nun auch die Bischöfe und Aebte mit Reichslehen ausstatten mochte, es kehrte immer die Zeit wieder, wo das Vergabte heimfiel und in die Hand des Mannes gebracht werden konnte, dem man es zum Wohle des Ganzen am liebsten vertraut sah. Ueberdies kam die ganze Summe von Bildung, geistiger Gewandtheit und Geschäftskenntniß, die sich in dem Klerus vereinigte, nun erst vollends dem Reiche zu Gute, und die Krone konnte in den Augen des Volks, dessen Geist und Gemüth vom Klerus beherrscht war, nur an Bedeutung gewin-

955—960. nen, wenn dasselbe Kirche und Staat in Eintracht erblickte. Die tiefere Richtung der Zeit war eine religiöse, und indem Otto mehr und mehr seine Sache dem Klerus verband, folgte er nur dem richtig erkannten großen Zuge der Weltgeschichte.

Aber je kirchlicher das Reichsregiment wurde, je weltlicher wurde mit Nothwendigkeit in diesem Bunde die deutsche Kirche. Indem die Erzbischöfe, Bischöfe und Vorsteher der Reichsabteien geradezu Reichsbeamten wurden, sorgte auch der König dafür, daß sie ihre Verpflichtungen gegen das Reich vor allen anderen erfüllten. Für ihre Reichslehen mußten sie ihre Vasallen zum Heere des Königs stellen, ja gegen die Strenge der Kirchensatzungen oft selbst mit ihnen in das Feld ziehen; unaufhörlich wurden sie zu Hofe entboten und mußten zu allen weltlichen Geschäften willig die Hand bieten. Endlich beruhte doch darauf hauptsächlich das ganze Verhältniß des Königs zum Klerus, daß er meinte mit unbeschränktem Recht Herr desselben zu sein. Er machte den Anspruch, daß ohne seinen Willen kein Concil in dem Reiche berufen werde und kein Beschluß des Klerus ohne seine Genehmigung gesetzliche Kraft habe, daß er neue Bisthümer gründen, die Bischöfe selbst ernennen und vor seinen Richterstuhl ziehen könne, und übte alle darauf beruhenden Rechte in ihrem vollen und ganzen Umfange. Und doch standen andererseits alte Kirchensatzungen — ächte sowohl, wie jene untergeschobenen des Pseudoisidors, deren Ursprung Niemand mehr kannte — mit diesen Ansprüchen des Königs in dem schroffsten Gegensatz, und die Geistlichkeit schien sich für immer die Hände zu binden, indem sie sich dem Könige gleichsam in Dienstbarkeit hingab.

Es ging damals ein frischer, freier und lebendiger Zug durch die deutsche Geistlichkeit, die wahrlich höhere Dinge in das Auge faßte, als Menschengunst und äußere Vortheile. Es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn die Gefahr, die hier der Kirche drohte, recht wohl von ihr gefühlt wurde. Vor Allem wissen wir von Brun und Wilhelm selbst, wie sehr sie eine Vergewaltigung und Verweltlichung der Kirche besorgten. Widerstrebend und nur Ottos dringenden Bitten nachgebend, übernahm Brun die Verwaltung des Herzogthums Lothringen, und in dem schon vorhin angeführten Brief an Papst Agapet bezeichnet Erzbischof Wilhelm es unzweideutig als ein schlimmes Zeichen der Zeit, daß der Bischof thue, was sich für den Herzog und Grafen gebühre. Mit dem größten Erstaunen liest man in demselben Briefe, mit welcher Entschiedenheit Wilhelm die Rechte seiner Kirche und der

deutschen Kirche überhaupt gegen die Eingriffe seines eigenen Vaters zu vertheidigen wagte. 955—960.

Zum vollen Verständniß dieses überaus merkwürdigen Briefs ist es nöthig auf andere kirchliche Pläne, die damals des Königs Seele bewegten, hier näher einzugehen. Auf dem Schlachtfelde bei Augsburg hatte der König, wie erzählt ist, gelobt dem heiligen Laurentius ein Bisthum zu Merseburg zu gründen und zugleich war der schon längst gehegte Wunsch, am Grabe Edithas ein Erzstift für die slawischen Länder zu errichten, wieder in ihm aufgetaucht. Alsbald sandte daher Otto, der damals die Verlegung des Halberstädter Bisthums nach Magdeburg beabsichtigte, nach Rom, um die Genehmigung des Papstes hierfür zu gewinnen. Sein Bote war der Abt Hadamar von Fulda, der sich schon einmal im Jahre 947 als ein sehr geschickter Unterhändler bewährt hatte. Die Absichten des Königs bedrohten in gleicher Weise das Erzbisthum Mainz, wie das Moritzkloster zu Magdeburg, denn Halberstadt, zur Metropole erhoben, wäre der Mainzer Provinz entzogen, und die großen Schenkungen des Moritzklosters auf das neue Erzstift übertragen worden. Obwohl Papst Agapet erst vor Kurzem die Rechte des Moritzklosters ausdrücklich bestätigt und Wilhelm nicht nur zum apostolischen Vikar in Germanien und Gallien ernannt, sondern sogar auf das Nachdrücklichste in allen bisherigen Rechten und Ehren der Mainzer Kirche geschützt hatte, indem er ihm die Erlaubniß gab in apostolischer Machtfülle jeden Eingriff in diesen seinen Besitz mit dem Bann zu bestrafen, gelangte Hadamar dennoch in Rom zu seinem Ziele und brachte eine Bulle über die Alpen, welche dem Könige freistellte, die Bisthümer nach seinem Gefallen zu ordnen. Wie es scheint, führte Hadamar außer dem Pallium für Brun auch schon das für den Erzbischof der Zukunft mit sich. Da schrieb nun Erzbischof Wilhelm in der größten Aufregung jenen Brief an den Papst, in dem er ihm den Widerspruch der früher von Rom ertheilten Privilegien mit dieser Begünstigung von Ottos Absichten darlegte und dann so fortfuhr: „In die Verkürzung unseres Bisthums und die Verlegung der Halberstädter Kirche „werde ich, so lange ich lebe, nimmer willigen; selbst wenn einer von „jenen falschen Propheten, die außen in Schafskleidern kommen, aber „innen reißende Wölfe sind, mit Gold und Edelsteinen bepackt nach „Rom geht und von dort zurückkehrend sich brüstet, er bringe so viele „Pallien heim, als er wolle, die kaufe man dort wie die Bücher — „ich weiß nicht, von wem, denn daß dies von Euch möglich sei, kann „ich nicht glauben — und wenn derselbe auch apostolische Briefe mit- 955.

955—960. „bringt des Inhalts, daß es in apostolischer Machtvollkommenheit dem „Könige erlaubt sein solle, Bisthümer zu ordnen, wie ihm beliebe. „Ich kann es nicht für angemessen erachten, daß solches ohne mein Wissen „geschieht; ohne mein Wissen, der ich in ganz Germanien und „Gallien als der Erste nach Euch in der Christenheit bessern sollte, „was zu bessern ist, und Niemandem Rechenschaft schulden sollte, als „Euch. Wenn solche Beraubung unserer Kirche wirklich in Eurer Absicht „liegt, dann werdet Ihr doch zuvor erst Briefe an unsern Herrn und „König, an mich als Euren Vikar, an Erzbischof Bruno von Köln „und an Erzbischof Rodbert von Trier senden, daß nach Eurem Willen „an einem beliebigen Orte — nach meinem Wunsche am liebsten zu „Mainz — ein Concil der heiligen Brüder zusammentrete. Da wollen „wir denn zuerst über den Zustand der heiligen Kirche verhandeln, „über die Bischöfe, die geblendet und aus ihren Sitzen verjagt sind, „über den blinden Herold, über Rather von Lüttich, der obwohl ka„nonisch und gesetzlich eingeführt, doch alsbald wie ein Pächter ohne „Grund weggejagt ist, und über alle das wuchernde Unkraut, das „den Waizen der heiligen Kirche erstickt. Und dann will ich zu Euch „kommen und Euch anrufen und mich gern zu fremden Völkern um „der Ausbreitung des Evangeliums willen senden lassen, wenn ich „den Unseren nicht mehr von Nutzen sein kann. Das will ich lieber, „als die Leiden unserer Kirche und der Heiligen mit ansehen, wenn „wirklich das Geld des Hadamar mehr vermögen sollte, als die „fromme Stiftung des heiligen Bonifacius, unseres Vorgängers, Eu„rer Vorgänger und unserer Vorgänger; dann mag es eben so viele „Pallien, als Bischöfe geben, aber ich will nicht mehr Bischof sein." Der Brief Wilhelms langte zu Rom erst an, als Agapet verstorben war, und dessen Nachfolger, der auf anderen Wegen wandelte, beruhigte Wilhelm und versprach Mainz in allen seinen Rechten und Ehren zu schützen. So stand der König in der That von der Ausführung seines Plans ab, und die Errichtung des Magdeburger Erzbisthums wurde abermals verschoben.

In eine wie bedenkliche Abhängigkeit die Kirche vom Könige gerieth, entging hiernach Wilhelm gewiß nicht, und er ließ sich sogar in einem einzelnen, ihn besonders betreffenden Falle bis zu jenem äußersten Widerstande gegen die Absichten seines Königs und Vaters hinreißen. Aber dennoch finden wir gerade ihn als den entschiedensten Vertreter der Krone in allen Reichsgeschäften, als ein äußerst wirksames Werkzeug den Bund zwischen Kirche und Reich herzustellen. Wenn nun Männer, wie er und in noch höherem Grade

Brun, alle ihre Kraft aufboten, um das Bündniß zwischen Reich und Kirche immer fester und fester zu schließen, so liegt der Grund dafür allerdings zum Theil in ihren persönlichsten Verhältnissen, aber nicht minder doch darin, daß sie ganz von der Ueberzeugung durchdrungen waren, die letzten und höchsten Zwecke des Königs seien wesentlich keine anderen, als die, welche die Kirche zu allen Zeiten verfolgen müsse; das Reich Christi auf Erden könne nicht anders in seinem Bestande gesichert und weiter ausgebreitet werden, als durch die kaiserliche Macht, der offenkundig Otto schon zustrebte. Das Reich Ottos schützen, stärken und mehren, war in ihren Augen gleichbedeutend mit der Befestigung und Ausdehnung des Reiches Christi. Und allerdings so war es, der Bund Ottos mit seinem Klerus war kein äußerlicher, bei dem es in bewußter Weise lediglich auf die Gewinnung äußerer Vortheile von der einen oder der andern Seite abgesehen war, sondern die Interessen des deutschen Reichs und der christlichen Kirche durchwoben und durchspannen sich in dieser Zeit untrennbar auf die mannigfachste Weise; fast unbewußt und einem zwingenden inneren Drange gehorchend, schlossen beide Theile einen Bund, der von den größten Folgen für unsere Geschichte gewesen ist. Denn auf ihm beruht es vornehmlich, daß das Episcopat in Deutschland zu einer größeren weltlichen Macht gelangte, als in den andern Ländern Europas, und eine selbstständige fürstliche Gewalt viele Jahrhunderte hindurch behauptete; auf ihm nicht minder, daß das Kaiserthum seine alte Bedeutung verlor, sobald die Kirchenfürsten einen mächtigeren Herrn über sich erkannten, als den Kaiser. Die Folgen dieser Vereinigung von Kirche und Reich waren wohlthätig, so lange beide wahr und aufrichtig dieselben Zwecke verfolgten; sie wurden im höchsten Grade verderblich, als die letzten Interessen der weltlichen Herrscher und der Kirchenfürsten sich trennten.

955–960.

Bei dieser Richtung, die Ottos Politik eingeschlagen hatte, läßt es sich leicht begreifen, daß Bruns Einfluß auf die allgemeinen Reichsangelegenheiten in stetem Zunehmen begriffen war, und man muß Ruotger, dem Biographen Bruns, vollkommen beistimmen, wenn er die Regierung des Reichs gleichsam als die gemeinschaftliche Sache beider Brüder darstellt. Vor Allem freilich lag es Brun ob, die tauglichsten Männer für die Besetzung erledigter Bisthümer aufzusuchen, aber auch auf die rein weltliche Verwaltung übte er den gewichtigsten und entschiedensten Einfluß aus. Ruotger spricht in dunkeler Weise von einer zum Heil aller Wohlgesinnten errichteten Verbindung und meldet, alle die Fürsten und lokalen Gewalten, die sich

955—960. in aufrichtiger Gesinnung dieser Verbindung angeschlossen hätten, habe Brun seines besonderen Vertrauens gewürdigt und sie seinem Bruder vor Allen empfohlen; er selbst aber habe sich in schwierigen Fällen des Raths der Erzbischöfe Wilhelm und Heinrich bedient, und diese drei Kirchenfürsten habe man nicht allein zusammen lesen, berathen und disputiren, sondern auch gemeinsam in den Waffen zum Wohle des Reichs ausziehen sehen.

Von besonderer Wichtigkeit für die Ordnung der inneren Verhältnisse des Reichs scheint ein Fürstentag gewesen zu sein, den Otto 958. abhielt, als er im Mai und Juni 958 zu Köln bei Brun verweilte, nachdem er kurz zuvor die Synode zu Ingelheim abgehalten hatte, in der Herolds Absetzung von 16 Bischöfen beschlossen war. Auf diesem Fürstentage wurde nach Ruotgers Zeugniß nicht allein über unruhige Unterthanen Gericht gehalten, während willfährige und treue Diener des Königs große Huld und Freigebigkeit erfuhren, sondern es wurde auch eifrig und unablässig über den Zustand des Reichs Rath gehalten und in Betracht gezogen, wie die Macht desselben zu sichern und zu erweitern sei. Auf einer Versammlung von Bischöfen und weltlichen Großen, die im November desselben Jahrs zu Pöhlde gehalten wurde und zu der Männer aus allen Theilen des Reichs erschienen waren, scheinen die zu Köln begonnenen Berathungen fortgesetzt zu sein.

Um die so wiederhergestellte Ordnung des Reichs, die auf neuen und dauerhafteren Grundlagen, als früher, beruhte, völlig zu sichern, unternahm der König im Jahre 960 eine Rundreise durch die deutschen Länder. Im Frühjahr war er in Franken, im Sommer in Lothringen, dann kehrte er nach Sachsen zurück und begab sich zum Winter nach Baiern, wo er zu Regensburg das Weihnachtsfest feierte 961. und sich noch die ersten Monate des Jahrs 961 aufhielt. Die Herzöge, die Bischöfe und weltlichen Großen von Baiern und Schwaben erschienen hier an dem Hofe des Königs und empfingen seine Befehle. Schon war der Wille desselben abermals über die Alpen zu gehen kaum ein Geheimniß mehr und wurde alsdann auf dem großen Reichstage, den Otto in der Mitte des Monats Mai zu Worms versammelte, offen kundgethan. Hier wurde einstimmig von den Großen des Reichs und dem Volke Ottos Sohn von der Adelheid, der den Namen des Vaters trug, obwohl damals erst ein Knäblein im siebenten Jahre, zum König der Ostfranken erwählt und am 26. Mai, am Tage des heiligen Pfingsttages, von den Erzbischöfen Brun, Wilhelm und Heinrich im Münster zu Achen feierlich gekrönt. Es geschah

auf derselben Stelle, wo einst der Vater die Krone empfangen, und wiederum erhob die Menge die Hände zum Himmel und rief: „Dem Könige Heil und Segen!“ 961.

So gelangte die innere Entwickelung, die wir verfolgten, zu ihrem Abschluß. Die Zukunft des Reichs schien nun erst wieder völlig gesichert, die äußeren Feinde waren überwunden, die innere Ordnung hergestellt, und nach zehnjährigen Kämpfen und Mühen stand Otto endlich wieder auf derselben Höhe der Macht, die er schon zu jener Zeit, da er zum ersten Male die Alpen überschritt, gewonnen hatte.

5.

Herstellung des abendländischen Kaiserthums.

Nicht die Früchte, die schnell reifen, sind es, die lange dauern, und selten sind Unternehmungen, die auf den ersten Anlauf gelingen, von tiefgreifenden und nachhaltigen Folgen. Wie jeder Einzelne unseres Geschlechts nur im Schweiße seines Angesichts von einer Stufe seiner Entwickelung zur andern gelangt, so steigen auch Völker nicht ohne harte Kämpfe und langes Ringen zu ungewöhnlicher Machtfülle auf. Ein Bürgerkrieg, voll der entsetzlichsten Gräuel; Verwüstung des Landes durch innere und äußere Feinde; fast völlige Auflösung des scheinbar so wohlbefestigten Königthums: das waren die nächsten und unmittelbaren Folgen des ersten Zugs Ottos über die Alpen; in zehn Jahren hatte sich das Reich nur langsam wieder zu der Machtstellung erhoben, die es vordem schon besessen hatte. Es schien dies gleichsam ein Vorspiel zu sein der furchtbaren Leiden und bitteren Kämpfe, die dereinst noch Deutschland aus der Vereinigung mit Italien erwachsen sollten, und wohl hätte eine Warnung Otto und dem deutschen Volke daraus entgegentönen können, eine so mühvolle und schmerzenreiche Bahn zu verlassen; aber das Mislingen des ersten Anlaufs war ihnen vielmehr ein Weckruf mit verstärkter Macht auf jenes große Ziel loszustürmen, das sie vor ihren Augen sahen und von dem ihnen eine innere Stimme sagte, daß sie Nichts erreicht hätten, wenn sie fern von demselben blieben. Dieses Ziel war das 961.

961. Kaiserthum und mit demselben der Vorrang vor allen Völkern des Abendlands. Ob volle Ströme deutschen Bluts deshalb flossen und vollere nach dereinst fließen sollten, unser Volk mußte sein Geschick erfüllen zu seiner eigenen Ehre und zum Wohle der Menschheit.

Nie waren es flüchtige, leicht vorüberrauschende Gedanken, die Ottos große Seele bewegten, und nachdem er einmal die Kaiserkrone in das Auge gefaßt hatte, blieb sie für alle Zeit das letzte Ziel seines Strebens. Wenn ihn auch lange innere Kriege, die Einfälle der Ungern, die Aufstände der Wenden, die Herstellung eines geordneten Zustands in seinen deutschen Ländern, schwere Krankheiten, die in seinem Volke ausbrachen und die eine Zeit lang auch sein eigenes Leben bedrohten, von weitaussehenden Unternehmungen abhielten, so verlor er die Angelegenheiten Italiens doch nie aus den Augen, und der Gang, den die Dinge daselbst nahmen, beschäftigte unausgesetzt im höchsten Maße seine Aufmerksamkeit.

Als Berengar und Adelbert von Augsburg zurückgekehrt waren, hatten sie niemals daran gedacht aufrichtig die beschworene Lehnstreue zu halten. Sie fingen sofort an die Bischöfe, Grafen und die anderen Fürsten Italiens, welche Otto in hellen Haufen zugeströmt waren, als er über die Alpen stieg, für ihren Abfall zu züchtigen. Wie es scheint, suchten sie einen Anhalt dabei in der freien Bevölkerung der Städte, wenigstens besitzen wir eine sehr merkwürdige Urkunde, in der sie den Einwohnern von Genua alle ihre Besitzungen bestätigen und ihnen das Privilegium ertheilen, daß kein Reichsbeamter in ihren Häusern Etwas zu sagen haben oder sie belästigen solle; woraus mit Nothwendigkeit die Existenz oder damalige Begründung einer selbstständigen städtischen Gerichtsbarkeit und Verwaltung in dieser Stadt zu folgern ist. Wichtigeren Beistand aber, als sie von der noch wenig organisirten Einwohnerschaft der Städte erhalten konnten, gewährte ihnen eine Zeit lang die Gunst der Umstände. Otto und Heinrich wurden durch die inneren Kriege im deutschen Reiche so in Anspruch genommen, daß sie nicht daran denken konnten, die deutsche Lehnshoheit in Italien mit Erfolg geltend zu machen; nur mit Mühe gewann Heinrich seine Herrschaft in den Marken von Verona und Aquileja wieder, mit der nach seinem Tode noch sein Sohn belehnt wurde, die aber dann doch bald verloren ging. Indem Berengar und Adelbert sich so auf der einen Seite von der für sie drückenden Abhängigkeit befreiten, eröffneten sich ihnen nach einer andern Seite sogar lockende Aussichten zur Erweiterung ihrer Macht.

Im Jahre 954 starb Alberich, der Rom bis zu seinem Ende

mit unumschränkter Gewalt beherrscht hatte. Noch kurz vor seinem Tode hatte er sich von den Römern das Versprechen geben lassen, beim Tode Papst Agapets seinen Sohn Octavianus, den ihm König Hugos Tochter Alda geboren hatte, auf den Stuhl Petri zu erheben. Octavianus war deshalb in den geistlichen Stand getreten; aber nichts desto weniger ging beim Tode seines Vaters die volle weltliche Herrschaft über Rom als ein Erbe auf ihn über. Bei der Stellung, die Alberich gewonnen und mit Festigkeit behauptet hatte, war sein Tod ein Ereigniß von der größten Bedeutung, zumal seine Tyrannis an einen jungen Mann kam, der kaum dem Knabenalter entwachsen war. Papst Agapet konnte jetzt oder nie hoffen der für ihn so drückenden Knechtschaft des Tyrannen von Rom zu entkommen; Berengar und Otto gewannen zugleich eine Aussicht auf die ewige Stadt, nach der sie schon lange trachteten. 961.

Bald nach Alberichs Tode hatte Otto, wie wir sahen, seinen gewandtesten Unterhändler, Hadamar von Fulda, abermals nach Rom gesandt. Niemals hat der Papst größere Gunstbeweise Otto ertheilt, und es ist sehr wahrscheinlich, daß er zugleich ihn auffordern ließ, abermals über die Alpen zu kommen; aber der Zustand des Reichs fesselte Otto noch daheim, und schon gegen Ende des Jahrs 955 starb Agapet. Die Römer, ihrem Versprechen getreu, erwählten zu seinem Nachfolger Alberichs Sohn, der unter dem veränderten Namen Johann XII. den päpstlichen Stuhl bestieg. So vereinte denn Octavianus-Johann, der Papst und Tyrann, die Fülle aller geistlichen und weltlichen Gewalt in der Stadt in seiner Person; zu der factischen Macht, die schon sein Vater in derselben besessen hatte, war ein vollgültiger Rechtstitel gewonnen; unbestritten war Johann XII. jetzt dem Namen und der That nach der alleinige Herr Roms und des Patrimonium Petri, und es war nur die Frage, welchen Gebrauch er von dieser Macht, wie sie lange nicht, ja vielleicht nie vordem ein römischer Bischof in der Stadt besessen hatte, zu machen gesonnen sei.

Johann XII. sah sich offenbar mehr als Alberichs Erbe, denn als Nachfolger des heiligen Petrus an; deshalb richtete er vom ersten Augenblick an sein Augenmerk vor Allem darauf seine weltliche Macht in Italien zu sichern und zu vergrößern; die großen Ansprüche des Papstthums, die bisher nie ihre Erfüllung gefunden hatten, sollten ihm hierbei als bequeme Handhabe dienen.

Die ersten Versprechungen Pipins, nach denen die Herrschaft fast über das ganze mittlere und südliche Italien dem römischen Bischofe zugefallen wäre, waren bekanntlich unerfüllt geblieben; zu dem, was der

961. Stuhl Petri „nach altem Rechte besaß," — der Campagna mit der Meeresküste von der Tibermündung bis nach Terracina und Ceperano hinab, und davon nördlich dem römischen Tuscien, einem ausgedehnten Landstrich auf der rechten Seite der Tiber bis zum Meere hin — waren durch die verbriefte Schenkung Pipins selbst nur das Exarchat und die Pentapolis, der Küstenstrich von Rimini bis Ancona, wirklich hinzugekommen; später hatten Pipin und Karl der Große dieser Schenkung dann noch einige Städte im langobardischen Tuscien, das Sabinerland und einige ziemlich werthlose Rechte im Herzogthum Benevent hinzugefügt. Schon in den Streitigkeiten mit Kaiser Ludwig II. wurde aber den Päpsten das Exarchat und die Pentapolis entrissen, und nur vorübergehend waren sie wieder in den Besitz dieser Länder gelangt. Es half ihnen wenig, daß ihnen Karl der Kahle über Capua, Benevent, das Herzogthum Spoleto und einige Städte in Tuscien, auf die sie noch kein bestimmtes Recht geltend machen konnten, eine Schenkung ausstellte, die er doch nicht in Erfüllung bringen konnte; sie blieben in der Folge in Wahrheit meist nur auf ihren alten, ursprünglichen Besitz beschränkt, und selbst Alberichs Macht reichte über diesen und das Sabinerland niemals hinaus. König Hugo hatte das Exarchat und die Pentapolis in Besitz genommen; die Herzoge von Tuscien und Spoleto erkannten die Hoheit des italischen Königs an; in Benevent und Capua herrschten langobardische Fürsten, die sich gemeinhin der Abhängigkeit von Constantinopel fügten. Auch Hugos Sturz brachte den Päpsten keinen namhaften Gewinn, denn Berengar und Adalbert behaupteten sich ungestört in dem Besitz des Exarchats und der Pentapolis, und die Herzöge von Spoleto und Tuscien sahen sich nach wie vor als Vasallen der italischen Könige an. So stand die weltliche Macht des Papstes in keinem Vergleich zu den rechtlichen Ansprüchen, die er erheben konnte, und es ist nicht zu verwundern, wenn ein junger, ehrgeiziger und unruhiger Mann, der den Stuhl Petri mit ererbter fürstlicher Gewalt bestieg, sich nach den Mitteln umsah, wie er jene Ansprüche durchsetzen konnte.

Es gelang nun gleich im Anfange seines Pontificats Johann XII. nicht nur den Markgrafen Hubert von Tuscien, der als natürlicher Sohn König Hugos seiner Mutter Stiefbruder war, an sich zu ziehen, sondern auch mit Theobald, dem Schwager Huberts, der das Herzogthum Spoleto und die Mark von Camerino inne hatte, sich zu verbinden. Mit Unterstützung dieser Fürsten zog er alsbald gegen Capua, um das Recht des Stuhls Petri an diesem Fürstenthum und an Be-

nevent geltend zu machen. Capua und Benevent, damals von der- 961.
selben langobardischen Familie beherrscht, deren Seele Pandulf der Eisenkopf war, ein kräftiger Regent und tapferer Kriegsmann, wurden glücklich vertheidigt. Das Unternehmen des Papstes mislang; die Belagerung Capuas mußte aufgegeben werden; aber durch einen Bund mit dem Fürsten Gisulf von Salerno sicherte sich der junge Papst für die Folge einen Anhaltspunkt im südlichen Italien. Und schon richtete er seinen Blick auch nach dem Norden, wo ihm die Umstände günstig scheinen mochten das Exarchat wiederzugewinnen.

Denn etwa um dieselbe Zeit war Berengar wirklich von der deutschen Seite her von Neuem angegriffen worden. König Otto, der es nicht ruhig länger mit ansehen konnte, daß Berengar sich ungestört wieder in selbstständiger Macht befestigte, beschloß auf den Rath seines Bruders Brun i. J. 956 seinen unglücklichen Sohn Liudolf mit einem Heere über die Alpen zu senden. Mit Freuden übernahm Liudolf, dessen tiefbekümmertes Gemüth Brun durch herzliche Theilnahme aufgerichtet hatte, den Austrag des Vaters. Seinen ersten Waffenruhm hatte er in Italien im Kampf gegen Berengar gesucht; es schien jetzt, als ob er die Bahn des Ruhms, die er sich zuerst erwählt, niemals aufgegeben hätte und als ob sich über eine schmerzliche Zeit, die er nachdem durchlebte und deren er nur mit Bitterkeit gedenken konnte, die Nacht der Vergessenheit breite. Otto verhieß überdies das Königreich Italien ihm zu überlassen, wenn ein glücklicher Erfolg seine Waffen begleite. Es war das nichts Geringes für den unglücklichen Königssohn, der sein Herzogthum und damit seine ganze Stellung im Reiche verloren hatte und der schon überdies einen Sohn heranwachsen sah, den er besorgen mußte um eine große Zukunft betrogen zu haben. Und dann — wie Viele hatten in jenem schrecklichen Kampfe gegen den Vater ihr ganzes Schicksal an das seine gekettet und sahen sich nun in allen ihren Hoffnungen getäuscht; sie hatten Ehre und Gut verloren und führten ein kummer- und schmachvolles Dasein in der Heimath. Auch diesen seinen Freunden konnte und wollte Liudolf jetzt helfen; sie sollten in der Ferne wiederfinden, was sie daheim verloren hatten.

Sobald Liudolf von den Alpen herabstieg, erhoben sich für ihn die zahlreichen Feinde Berengars. Dieser selbst stellte sich zwar diesmal mit seinem Sohne Adalbert zu einer Schlacht; aber das deutsche Heer siegte, und Pavia fiel. Noch einmal wagte im folgenden Jahre Jahre Adalbert einen Kampf, zum zweiten Male erlitt er eine Niederlage, und fast das ganze Königreich Italien unterwarf sich dem

961. tapferen Sohne Ottos, der durch seine Freundlichkeit und Milde selbst die Herzen der Feinde gewann. Das Ziel schien erreicht. Der sieggekrönte Jüngling, dem die Herzen des Volks zujubelten, hatte sich, wie Ruotger sich ausdrückt, „die Bahn zum Olymp geöffnet“: da befiel ihn plötzlich ein verderbliches Fieber, und ein schneller Tod raffte ihn in der Blüthe des Lebens dahin. Liudolf starb, ehe er noch das dreißigste Jahr erreicht hatte, den 6. September 957 zu Piumbia im Gebiete von Novara, unweit des Langensees. Wer schildert die Trauer seiner Freunde und Mannen, war er doch ihre letzte Hülfe und Zuflucht gewesen! Sie verließen nun, ihres Führers beraubt, Italien; auf ihren Schultern trugen sie die theure Leiche über die Alpen und setzten sie in der Kirche des heiligen Albanus vor den Thoren von Mainz bei.

Weit durch alle deutschen Lande erscholl die Trauerkunde und weckte überall tiefes Leid. Denn man hatte den Jüngling trotz seines großen Fehltritts geliebt, wie keinen Andern. Niemand war je freundlicher und liebreicher gegen das Volk gewesen, als er; Niemand treuer seinen Freunden. Jedermann war überzeugt, was er auch gegen seinen Vater unternommen hatte, er hatte ihm immer treu die Sohnesliebe im Herzen bewahrt, hatte er doch seinen einzigen Sohn, der ihm, als er das Schwerdt gegen den Vater zog, geboren wurde, nach dem Namen des Vaters genannt. So reich an Tugenden war er, daß das Volk sich einst goldene Tage von seiner Herrschaft versprochen hatte; größer, meinte man, müsse er werden, als je ein König vor ihm, und Keiner war unglücklicher geworden, als er.

Otto lag gerade gegen die Wenden zu Felde, als er den Brief mit der Trauerkunde empfing. Er weinte bitterlich über den Tod des Sohns; ein schweres Leid zu anderen, die damals sein Vaterherz prüften. Von den drei Söhnen, die ihm Adelheid schnell nacheinander geboren hatte, waren zwei, Heinrich und Brun, früh gestorben: Brun fast zu derselben Zeit mit Liudolf. Nur der dritte Sohn Adelheids, Otto, ein dreijähriges Kind, war noch am Leben und empfing, wie erzählt ist, wenige Jahre nachher die Königskrone. Auf alle Weise ehrte Otto das Andenken Liudolfs; er wallfahrte bald zu seinem Grabe, sah seine Wittwe und nahm den kleinen Otto, den einzigen hinterbliebenen Sohn Liudolfs, zu sich. An seinem Hofe mit seinem eigenen Sohn ließ er den Enkel erziehen. Die beiden Knaben, die einen Namen führten und in gleichem Alter standen, erwuchsen als Freunde. Aus dem unnatürlichen Hader der Väter entsproß in den

Kindern die innigste Freundschaft, die bis an das allzufrühe Ende beider unverbrüchlich bestanden hat. 961.

Berengar — denn zu ihm muß unsere Erzählung zurückkehren — gelangte, so tief Liudolf seine Herrschaft erschüttert hatte, doch bald wieder zum vollen Besitz derselben und wußte sogar jene Marken, die er einst abgetreten hatte, dauernd für sich zu behaupten. Seitdem schwanden auch die Hoffnungen des Papstes, Berengar aus dem Exarchat zu verdrängen; es gelang Berengar sogar den Markgrafen Hubert von Tuscien wieder für sich zu gewinnen, vielleicht dadurch, daß Hubert die Mitbelehnung über die Mark für seinen jungen Sohn Hugo erhielt. Seitdem war Berengar selbst der angreifende Theil, und der Papst gerieth in die größte Bedrängniß. Theobald von Spoleto, der noch mit dem Papste verbündet war, wurde i. J. 959 von Berengar bekriegt und, wie es scheint, völlig überwunden; im folgenden Jahre fühlte sich der Papst in seinem eigenen Staate nicht mehr sicher. Da beschloß er endlich König Otto zu seinem Beistande über die Alpen zu rufen und ihm nun freiwillig die Kaiserkrone anzubieten, die einst ihm sein Vater versagt hatte.

Es hatte sich hinreichend gezeigt, daß der junge Papst wohl Ehrgeiz, Unternehmungsgeist und eine gewisse Geschicklichkeit künstliche Intriguen anzuspinnen besaß, aber nicht von fern die Klugheit und die Besonnenheit seines Vaters. In den verwickelten Verhältnissen, in die er versetzt war, fühlte er sich bald völlig rathlos. Es war die Unbesonnenheit eines unerfahrenen Jünglings, als er sich einer ihm weit überlegenen Macht in der thörichten Einbildung hingab, er werde sich mit seinen schwachen Kräften ihr doch über kurz oder lang wieder zu entwinden wissen. Im höchsten Grade aber verschlimmert wurde seine Lage durch das gräuliche Aergerniß, das sein schamloser Lebenswandel nicht der Stadt allein, sondern der ganzen Christenheit gab. Dieses Jahrhundert hatte der Päpste genug gesehen, die tief in weltliche Lüste versunken waren, und Niemand erwartete von einem italienischen Bischof jener Zeit gerade eine besondere Heiligkeit; aber zu einer solchen Gemeinheit und Niederträchtigkeit war noch niemals ein Nachfolger Petri herabgestiegen und mit Ekel wandten sich selbst die Italiener von diesem Buben ab, der das höchste Priesterthum mit dem widrigsten Schmutze besudelte. Mit einer Concubine seines Vaters, mit zwei liederlichen Schwestern, mit vielen anderen Weibern aus den höchsten und niedrigsten Ständen lebte Johann in verbotenem Umgange; der Lateran war geradezu ein Haus der Unzucht und Gotteslästerung geworden; man sah dort den Papst des

961. Teufels Minne trinken; man hörte ihn bei Jupiter, Venus und den anderen heidnischen Göttern schwören. Die entfesselte Sinnlichkeit des gottvergessenen Heidenthums, wie sie uns in Italien freilich damals überall entgegentritt, zeigte sich gerade hier in ihrer abschreckendsten Gestalt und nahm auf dem Stuhle Petri selbst Platz. Johann war politisch wie moralisch bereits völlig vernichtet, als er Otto zu seinem Beistande aufrief.

Die Gesandten des Papstes — es waren der Diakon Johann und der Geheimschreiber Azzo — trafen Otto zu Regensburg, als er daselbst das Weihnachtsfest des Jahrs 960 feierte. Mit ihnen erschienen mehrere der ersten Männer des italischen Reichs, die zugleich Schutz gegen die Gewaltthaten Berengars bei dem deutschen Könige suchten. Es waren der Erzbischof Waldpert von Mailand, den Berengar erst gegen Manasse in sein Bisthum eingesetzt und dann, um Manasse herzustellen, verjagt hatte; ferner der Markgraf Otbert, einer der einflußreichsten Großen des Reichs, früher von Berengar hochbegünstigt, dann um so härter verfolgt; mit ihnen die Bischöfe von Como und Novara und viele weltliche Großen, die Berengars Zorn trugen. Klar wurde es, daß bei der launischen, tyrannischen Politik der italischen Könige ihre Herrschaft keineswegs so fest begründet war, als es den Anschein hatte.

Der Wunsch den rebellischen Lehnsmann zu strafen, die so lange erstrebte Kaiserkrone zu erlangen, sich den Willen des Papstes dienstbar zu machen, dessen Beistand und Ergebenheit Otto bei der kirchlichen Richtung, die seine Herrschaft gewonnen hatte, gar nicht mehr entrathen konnte, ließ Otto keinen Augenblick zögern der Aufforderung Johanns zu entsprechen und seine Hülfe ihm zuzusagen. Er wußte ganz den unermeßlichen Vortheil zu würdigen, daß er so als Freund, nicht als Feind vor den Thoren Roms erscheinen konnte, daß kein Vorwurf freventlicher Anmaßung an ihm haften würde, wenn ihm die höchste Krone der Christenheit freiwillig vom Papste auf das Haupt gesetzt würde. Johann bot diese Krone freilich nicht ohne Bedingungen an, nicht ohne Sicherheit für seine Person zu verlangen; aber Otto ging ohne Anstand auf diese Bedingungen ein und leistete die verlangte Sicherheit. Er ließ durch Gesandte dem Papste eidlich versprechen, er werde die römische Kirche mit ihrem Bischof nicht nur nicht beeinträchtigen, sondern vielmehr, so weit es ihm möglich, erhöhen; er werde niemals Johann selbst in seiner Person oder in seiner Stellung Schaden zufügen; ohne Mitwissen und Beirath desselben keine Regierungshandlungen und Ernennungen in Rom und dem

römischen Gebiet vornehmen; ihm zurückstellen, was von den Besitzungen der römischen Kirche in seine Hand gelangen würde, und seinem dereinstigen Statthalter in Italien auftragen, diese Besitzungen mit allen Kräften dem Papste zu wahren. Otto versprach so dem Papste jede Sicherheit für seine Person und gewährleistete ihm unbestreitbare Rechte, welche die Päpste im Laufe der Zeit in der Stadt und in Italien gewonnen hatten. Aber nicht minder hielt er an den kaiserlichen Rechten fest und dachte nicht von fern daran, die ganze Gewalt in der Stadt in den Händen des Papstes zu lassen. 961.

Sofort rüstete Otto nun zum großen Römerzuge. Nachdem er seinen Sohn zum König hatte wählen und krönen lassen, ordnete er Alles für die Zeit seiner Abwesenheit. Seinem Bruder Brun übertrug er die königlichen Rechte in Lothringen, während in den anderen deutschen Ländern sein Sohn Erzbischof Wilhelm die Reichsgeschäfte verwalten sollte; der Obhut beider vertraute er zugleich den königlichen Knaben an. Alsdann sammelte sich des Königs Heer aus allen Völkern, die er beherrschte, und selbst Wenden zogen diesmal unter seinen Fahnen aus. Die Gemahlin des Königs, ein großer Theil des Adels, viele deutsche Bischöfe, begleiteten den Zug über die Alpen.

Im Herbste des Jahrs 961 stieg Otto zum zweiten Male in die lombardische Ebene hinab. Er schlug denselben Weg ein, den er einst vor zehn Jahren verfolgt hatte, am Brenner vorbei durch das Etschthal. Hier an der Klause, einem engen Paß an dem tosenden Strome, hatte Berengar ein großes Heer aufgestellt und gedachte Otto den Weg zu verlegen. 60,000 Mann sollen bei Berengar gestanden haben, aber im entscheidenden Augenblick verweigerten sie ihm den Gehorsam. Das Heer erklärte nur dann kämpfen zu wollen, wenn Berengar der Krone zu Gunsten seines Sohns Adalbert entsage. Berengar war hierzu bereit, aber seines Weibes herrischer und trotziger Sinn war zu keiner Nachgiebigkeit zu vermögen. Das Heer zerstreute sich, und ungehindert setzte Otto seinen Marsch fort. Alle Städte, durch welche der Weg ihn führte, öffneten bereitwillig die Thore; die Bischöfe und Grafen kamen Otto entgegen und huldigten ihm. Ohne allen Widerstand hielt er mit großer Pracht seinen Einzug in Pavia und feierte hier mit großem Glanze das Weihnachtsfest. Die Angelegenheiten der Lombardei wurden geordnet, die von Berengar Vertriebenen hergestellt und der Markgraf Otbert zum Pfalzgrafen des Königs in dem italischen Königreich bestellt.

Berengar und seine Familie hatten das Weite gesucht. Auf der

961. Flucht hatten sie sich, wie es scheint, absichtlich zerstreut. Berengar selbst hatte die Burg San Leo zwischen Ancona und Fossombrone besetzt und in Vertheidigungszustand gesetzt; Willa schloß sich auf einer kleinen Insel San Giulio im See von Orta unfern des Langensees ein; Adalbert und sein Bruder Wido suchten die Burgen im und am Garda- und Comersee zu bewahren. So mochten sie Ottos Heer zu theilen und zu besiegen glauben.

Aber Otto wandte sich nicht gegen sie, sondern eilte diesmal das letzte Ziel seiner Wünsche ungesäumt zu erreichen. Nachdem er den Abt Hatto von Fulda, Hadamars Nachfolger, an den Papst
962. vorausgesandt hatte, brach er schon im Januar selbst gegen Rom auf. Auf dem Marsche durch Tuscien stieß er nirgends auf Hindernisse, denn auch Markgraf Hubert, der in dieser Zeit treu zu Berengar hielt, war flüchtig geworden. Ohne Widerstand zu finden, rückte Otto als Bundesgenosse des Papstes bis vor die Thore Roms.

Die alte Sitte erheischte, daß der Papst dem Könige, der die Kaiserkrone empfangen sollte, wenn er auf der Neronischen Wiese unter dem Monte Mario nahe der Peterskirche lagerte, den römischen Senat, d. h. die Beamten der Stadt, und die bewaffnete Bürgerschaft zur Einholung entgegensandte. Mit Kreuzen und Feldzeichen, Drachenköpfen auf hohen Stangen, zogen sie im festlichen Zuge aus, und es begleiteten sie die Corporationen aller Fremden, die in Rom angesiedelt waren, jede in ihrer Sprache in Jubelliedern das frohe Ereigniß preisend. Vornehme Jünglinge, den ersten Geschlechtern der Stadt angehörig, bewillkommneten den König, küßten seine Füße und ließen ihn dann ein Pferd des Papstes besteigen, auf dem sie ihn unter dem Zudrängen des Volks bis an die Stufen geleiteten, die zu dem Vorhofe der Peterskirche führten. Vor diesem saß der Papst auf einem goldenen Sessel im vollen Ornat, auf beiden Seiten von einer zahlreichen Geistlichkeit umgeben. Nachdem der König das Pferd verlassen und die fünfunddreißig Marmorstufen hinangestiegen war, erhob sich der Papst von seinem goldenen Sessel, bot dem Könige die Lippen zum Kuß und reichte ihm brüderlich die Rechte. So traten sie durch die ehernen Pforten des weiten Vorhofs, den man das Paradies des heiligen Petrus nannte, und gingen dem Hauptthor — das silberne hieß es — der Kirche entgegen. Ehe sich aber dasselbe erschloß, gelobte der König dem Papste, daß er in reiner Absicht und aufrichtiger Gesinnung zum Heile der Stadt und der Kirche gekommen sei, und bestätigte ihm die Schenkungen der früheren Kaiser. Unter dem Gesange: „Gesegnet, der da kommt im Namen

„Namen des Herrn!" traten sie dann in die festlich geschmückte und hell erleuchtete Kirche, die auf der Welt nicht ihres Gleichen hatte. Seit ihrer ersten Begründung durch Constantin hatten alle Jahrhunderte sie geschmückt und bereichert; die kostbarsten Denkmale des Alterthums waren ihrer schönsten Zierden beraubt worden, um Sanct Peter auszustatten, alle Päpste, Kaiser und Könige hatten gewetteifert die reichsten Geschenke am Grabe des heiligen Apostels darzubringen. Alles strahlte von Marmor, Edelsteinen, Silber und Gold; mit der mannigfaltigsten Mosaikarbeit waren die fünf Schiffe der Kirche auf dem Boden und an den Wänden ausgelegt. Altar drängte sich hier an Altar, Capelle an Capelle; aber keine heiligere Stelle war in dem reichen Gotteshause, als das Grab des heiligen Petrus und der diesem Apostelfürsten geweihte Hauptaltar. Vier Porphyrpfeiler trugen das Gewölbe über demselben, und vor ihm standen zwölf schlank aufrankende Säulen; daneben aber strahlte, hellblitzend in Diamanten, Rubinen und Smaragden, ein Kreuz von dem feinsten Golde, tausend Pfund schwer, ein Geschenk Papst Leos IV. Zu dem Grabe des Apostelfürsten eilte der König, sobald er die Kirche betrat, und warf sich hier zum Gebete nieder. Segen und Gebet des Papstes beschlossen die Feier. Darauf folgte ein festliches Mahl, das der Papst dem künftigen Kaiser gab, der dann noch einmal in sein Lager vor der Stadt am Abend zurückkehrte. So wurde es am Tage der feierlichen Einholung gehalten; die Krönung selbst fand aber erst am folgenden Sonntage Statt. Da versammelte sich schon in der Frühe das Volk, alle Häuser wurden mit Teppichen und Vorhängen geziert; die ganze Stadt gewann ein festliches Ansehen. Alles eilte nach der Leosstadt, nach Sanct Peter hinaus, wo der König im Purpurmantel und mit goldenen Beinschienen geschmückt den Papst erwartete. Der Papst erschien im vollen Ornat seines höchsten Priesterthums. Nachdem der König geistliche Tracht angelegt, wurde er als Kleriker am Hauptaltar gesalbt und empfing Kaiserkrone und Kaiserschwerdt. Die Kirche hallte von den lauten Glückwünschen und dem Jubelruf der Menge wieder. Wenn diese verklungen waren, las ein Lector die Urkunde vor, welche der Kaiser dem Papst über die Besitzungen des heiligen Petrus ausgestellt hatte, und durch reiche, mit Gold, Silber und Edelsteinen gezierte Geschenke ehrte der Kaiser den Nachfolger Petri, der mit der höchsten Krone der Welt sein Haupt geziert hatte.

962.

Mit solchen Festlichkeiten war König Berengar zuletzt in Rom empfangen und zum Kaiser gekrönt worden, und gewiß nicht wesentlich anders wird der Hergang der Dinge gewesen sein, als Otto da-

962. mals zu Rom empfangen und mit seiner Gemahlin am 2. Februar 962 in der Peterskirche feierlich zum Kaiser gesalbt und gekrönt wurde.

Otto hatte das Ziel jahrelanger Mühen glücklich erreicht. Die höchste Stellung in der abendländischen Christenheit, die obere Leitung aller Staaten, die aus dem Reiche Karls des Großen hervorgegangen waren, war ihm und durch ihn dem deutschen Volke zugefallen.

Sobald die Kaiserkrone auf dem Haupte Ottos ruhte, änderte sich seine Stellung zum Papste, zu Rom und zu allen Besitzungen der römischen Kirche. Welche Bedingungen er auch eingegangen war, er hatte niemals seine kaiserlichen Rechte in Rom und den Ländern des Papstes aufgegeben, noch war er gewillt dies zu thun. Er gab dem Papste allerdings Alles zurück, was diesem durch Andere entzogen und in seine Hand gekommen war, er versprach das noch Fehlende mit Waffengewalt beizubringen, bestätigte die Schenkungen der früheren Kaiser und fügte vielleicht neben den Ehrengeschenken an den Papst auch einige Städte seines Reichs dem Lande des heiligen Petrus hinzu, aber der Papst behielt in allen diesen Besitzungen, jetzt, wo eine wirklich kaiserliche Gewalt hergestellt wurde, kaum wesentlich andere Rechte, als der Besitzer jeder andern großen Immunität in dem Reiche. Das oberherrliche Recht, das Karl der Große und seine nächsten Nachfolger im Patrimonium Petri geübt hatten, nahm Otto nach seinem ganzen Umfange und nach seiner ganzen Schwere in Anspruch.

Es ist vielfach behauptet worden, Otto habe damals die Versprechungen Pipins wirklich in Kraft gesetzt und sich und seinen Sohn zur vollständigen Erfüllung derselben schriftlich verpflichtet. Auch ist in der That noch jetzt im Archive der Päpste eine prächtige, mit goldenen Buchstaben auf Purpurpergament geschriebene Urkunde vorhanden, die Kaiser Otto am 13. Februar 962 dem Papste ausgestellt haben soll und die fast alle jene Länder ihm zuspricht, die Pipin einst dem Stuhle Petri versprochen hatte. Aber diese Urkunde ist, wie Form und Inhalt beweist, ein betrügliches Machwerk, und nur weil man weiß, daß ein kundiges Auge leicht den Betrug entdecken würde, hütet man sie zu Rom noch heute mit ängstlicher Sorgfalt und verbirgt sie vor dem Blick gewissenhafter in den schriftlichen Denkmalen jener Zeit erfahrener Männer. Kaiser Otto hat das italische Reich in dem ganzen Umfange, in dem er es fand, sich und seinen Nachkommen erhalten und

kein Land desselben den Nachfolgern des heiligen Petrus überlassen, 962.
das sie nicht schon zu den Zeiten Karls des Großen besessen hätten.

Der Bund, den Otto und Johann geschlossen und der zur Herstellung des Kaiserthums geführt hatte, war nicht eine Gemeinschaft von verschiedenartigen, aber sich doch gewachsenen Mächten, die sich hätten ausgleichen können; nicht ein Bund, wie ihn Pipin und Karl der Große einst mit den Nachfolgern Petri geschlossen hatte. Hier stellte sich der unerfahrene Jüngling neben den in den härtesten Kämpfen des Lebens erprobten Mann, die selbstverschuldete Ohnmacht neben die durch Heldenmuth errungene und behauptete Machtfülle, das Laster zur Seite der Tugend. Ist es zu verwundern, wenn Zutrauen, Achtung und Treue von Anfang an in diesem Bunde fehlten?

Otto durchschaute Johann, noch ehe er die Thore der Stadt betrat. Als er seinen feierlichen Zug zur Peterskirche antrat, sagte er zu seinem Schwerdtträger, dem jungen Ansfried von Löwen: „Wenn „ich heute am Grabe des heiligen Petrus bete, dann halte unverrückt „das Schwerdt meinem Haupte nahe. Ich weiß, meine Vorfahren „hatten oft die römische Tücke zu fürchten, und ein weiser Mann beugt „dem Unheil bei Zeiten vor. Wenn wir zurückkehren, dann magst „du selbst am Monte Mario beten." Wenn sich auch Ottos Besorgnisse damals als eitel zeigten, traute er doch dem Papste so wenig, daß er sich sofort nach der Krönung von ihm und den hohen Beamten der Stadt eidlich versprechen ließ, sie würden sich niemals mit Berengar und Adalbert verbinden. Auf die Gebeine des heiligen Petrus mußten sie diesen Eid leisten, einen heiligeren und höheren Eid kannte man nicht.

So lange der Kaiser in Rom verweilte, wagte Johann, wie Arges er auch schon im Herzen sinnen mochte, mit keiner feindseligen Handlung gegen ihn hervorzutreten; er beugte sich vielmehr tief selbst da vor der Ueberlegenheit des Kaisers, wo er kraft seines geistlichen Amts ihm wohl hätte widerstehen können und solcher Widerstand zur Sicherung seines oberpriesterlichen Ansehens sogar gerechtfertigt gewesen wäre. Es wurde in der zweiten Woche nach der Kaiserkrönung eine Synode in der Peterskirche gehalten und in derselben nach dem Willen des Kaisers beschlossen, das Moritzkloster zu Magdeburg in einen erzbischöflichen Sitz für die slawischen Länder zu verwandeln und zugleich in Merseburg ein Bisthum zu errichten, das Magdeburg untergeordnet sein solle; überdies wurde dem Kaiser und seinen Nachfolgern das Recht zugestanden, Zins und Zehnten von allen Heiden, die sie bekehrt hätten oder noch bekehren sollten, zu vertheilen und dem Magdeburger,

962. Merseburger oder jedem andern Bischofssitze, den sie errichten würden, zu überweisen. Dies wurde unter dem 12. Februar durch eine Bulle des Papstes der gesammten deutschen Geistlichkeit eröffnet und Erzbischöfen von Mainz, Trier, Köln, Salzburg und Hamburg an das Herz gelegt, einträchtig mit allen Kräften Leibes und der Seele dem kaiserlichen Unternehmen förderlich zu sein. Auf derselben Synode, wie es scheint, wurde jener Hugo, der einst durch Ottos Einfluß aus dem Erzbisthum Rheims verdrängt und excommunicirt worden war, den aber jetzt nach Artolds Tode viele französische Bischöfe herstellen wollten, abermals von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Zu derselben Zeit wurde Rather, der durch Otto zum dritten Male in das Bisthum Verona eingesetzt war, als Bischof daselbst vom Papste anerkannt, obwohl sein Vorgänger noch am Leben war; ingleichen wurde die Absetzung des geblendeten Herold von Salzburg genehmigt und ihm unter Androhung des Banns verboten die Messe zu lesen, Erzbischof Friedrich dagegen mit dem Pallium bedacht und in allen Gerechtsamen und Besitzungen seiner Kirche bestätigt; endlich wurde auch Erzbischof Heinrich von Trier das Pallium ertheilt, obwohl sich der Papst durch das von ihm übersandte Glaubensbekenntniß nicht hinreichend befriedigt erklärte. Es ist lediglich der Gedanke und der Wille des Kaisers, der durch dies Alles hindurchscheint und dem der Papst nur als Werkzeug diente.

Aber kaum hatte der Kaiser Rom verlassen — es geschah bereits bald nach der Mitte des Februars — da zeigte sich auch sogleich, wie gerecht das Mistrauen desselben gewesen war. Jetzt erst übersah der Papst die ganze Größe seines Verlusts und erkannte, wie sehr er sich in seinen Berechnungen getäuscht hatte. Um sich in seiner weltlichen Macht zu sichern, hatte er Otto gerufen, und dieser hatte die Herrschaft in der Stadt, die Johann für sein Erbtheil hielt, sofort in Anspruch genommen. Otto sollte vor Allem Berengar vernichten und hatte sich zuerst beeilt Rom in Besitz zu nehmen. Mit seinem geistlichen Ansehn hoffte der Papst dem Kaiser das Gleichgewicht zu halten, und dieser hatte ihn sogleich auch auf dem Boden der Kirche völlig in Schatten gestellt. Als Nachfolger Alberichs wie als Nachfolger des heiligen Petrus fühlte er sich durch den Bund, den er selbst geschlossen hatte, so gut wie vernichtet, und er beschloß kein Mittel unversucht zu lassen, um sich den Händen seines übermächtigen Schutzherrn schleunigst zu entwinden. So entspann sich zwischen Kaiser und Papst, nachdem sie kaum sich die Hände gereicht, ein erbitterter Kampf, der mit geheimen Machinationen begann, aber bald in den ar-

gerlichsten Scenen vor die Augen der Welt trat. Der Geschichts- 962.
schreiber Liudprand, der durch Otto in seine Heimath zurückgeführt und zum Bischof von Cremona ernannt war, hat uns den Verlauf des Kampfes, in dem er selbst eine nicht unwichtige Rolle spielte, in seinem Buche „von den Thaten Kaiser Ottos des Großen“ wenn auch nicht unparteiisch, doch so richtig in allem Thatsächlichen geschildert, daß man ohne Mühe die wahre Gestalt dieses überaus folgenreichen Zusammentreffens zwischen Papstthum und Kaiserthum zu erkennen vermag.

Otto feierte das Osterfest zu Pavia, wo er eine neue Synode hielt, auf der ohne Vorwissen des Papstes, wie man annehmen muß, über mehrere kirchliche Angelegenheiten, ja selbst zum Theil über solche, die zu Rom bereits erledigt waren, entschieden wurde. Rathers Sache wurde noch einmal verhandelt, auch Hugo noch einmal excommunicirt, und endlich Honestus von Ravenna, der auf unrechtmäßige Weise die päpstliche Bestätigung und Weihe erlangt hatte, zu Gunsten seines noch lebenden Vorgängers Petrus entfernt. Niemand konnte es Johann verargen, wenn er in diesen Vorgängen einen Eingriff in seine Rechte sah. Dies mußte ihn aber um so mehr mit Besorgniß erfüllen, als Otto augenscheinlich die italischen Bischöfe an sich zu ziehen suchte, indem er ihre Immunitäten erweiterte und ihnen große Schenkungen ertheilte. Besonders erfuhren seine Gunst Wido von Modena, den Otto zu seinem Erzkanzler ernannte, und der Bischof Hubert von Parma, der sämmtliche Hoheitsrechte in seiner Stadt erhielt nebst der hohen Jurisdiction eines Pfalzgrafen oder königlichen Sendboten. Es ist das erste beglaubigte Beispiel, daß ein Bischof, jeder anderen weltlichen Gewalt entzogen, einzig und allein unmittelbar unter den König trat, und auf gleiche Linie mit den ersten weltlichen Reichsvasallen gestellt wurde.

Erst im Sommer wandte sich Otto gegen Berengar und die Seinen, vor Allem gegen Willa, die noch die Burg im See von Orta vertheidigte. Zwei Monate belagerte er sie hier und zwang sie endlich sich ihm zu ergeben. Großmüthig schenkte er ihr die Freiheit; er hoffte, sie würde ihren Gemahl bewegen die Waffen niederzulegen, aber das ehrgeizige Weib begab sich nur zu Berengar, um ihn zu um so hartnäckigerem Widerstande anzustacheln. Inzwischen bot Otto die oberitalischen Bischöfe auf, um die Burgen am Garda- und Comersee, die Berengars Söhne besetzt hielten, zu umschließen; er selbst lag während des Monats August hier zu Felde, kehrte aber nach Pavia zurück, als die Belagerung sich in die Länge zog. Es zeigte sich,

962. daß Berengar nicht mit so leichter Mühe ganz zu überwältigen sei, und erst als Otto neue Verstärkungen seines Heers aus Deutschland erhalten hatte, zog er aufs Neue aus und wandte sich jetzt gegen Berengar selbst, der sich in der Burg San Leo zur verzweifeltsten Gegenwehr gerüstet hatte.

963. Bald nach Ostern des Jahrs 963 hatte Otto Pavia verlassen; er begab sich zuerst nach Ravenna, von dort aber sofort zur Belagerung von San Leo. Die feste Burg wurde von allen Seiten umschlossen, aber fruchtlos zog sich die Belagerung während des ganzen Sommers hin, obwohl sie mit geringen Unterbrechungen Otto selbst leitete. Auch die Burgen am Garda- und Comersee waren noch nicht gefallen, und schon war in Erfüllung gegangen, was der Kaiser längst besorgte: der Papst hatte sich mit seinen Feinden vereinigt und die beschworene Treue gebrochen.

Bereits zu Pavia hatte der Kaiser vernommen, daß der Papst mit Adalbert, der sich zu den Arabern in Garde-Frainet und Corsica begeben hatte, um sich ihres Beistands zu versichern, in Unterhandlungen getreten sei; er hatte darauf zuverlässige Männer nach Rom geschickt, um sich der Wahrheit des fast unglaublichen Gerüchts zu vergewissern. Allgemein hörten sie dort den Verrath des Papstes bestätigen und vernahmen zugleich die schlimmsten Klagen über den wüsten Lebenswandel desselben. Otto legte auf diese Klagen kein übergroßes Gewicht. „Er ist ein Knabe," sagte er, „das Beispiel „tüchtiger Männer wird ihn bessern." Auch die Gefahr, die ihm von dieser Seite drohte, schlug er nicht hoch an, denn er fügte hinzu: „Erst müssen wir Berengar unterwerfen, dann wollen wir unsere vä„terlichen Ermahnungen dem Papste angedeihen lassen; ändert er sich „nicht aus Ueberzeugung, so wird er es mindestens aus Scham thun." Bald darauf aber wurden zu Capua Gesandte des Papstes festgenommen, die mit Briefschaften an den griechischen Kaiser und die Ungern versehen waren; aus diesen Briefschaften ging hervor, daß der Papst mit dem Kaiser zu Constantinopel und mit den Ungern in einen Bund gegen Otto zu treten gesonnen sei. Otto hatte offenkundige Beweise der Schuld des Papstes vor sich, dennoch zeigte er auch jetzt noch die größte Langmuth gegen den treulosen Jüngling.

Johann, der Nachricht davon erhalten hatte, daß seine Ränke verrathen seien, hegte den Verdacht, daß zwei jener Gesandten sich freiwillig in Ottos Gewalt gegeben und ihre geheimen Aufträge ihm vertraut hätten. Es war jener Cardinaldiakon Johann, den er einst an Otto über die Alpen geschickt hatte, und der Bischof Leo, der mit

jenem nach Constantinopel geschickt war. Um sich hierüber Gewißheit zu verschaffen und zugleich den Kaiser auszuforschen, schickte der Papst eine Gesandtschaft an ihn ab, die Otto vor San Leo fand. Die Gesandten betheuerten, daß der Papst die gegen seinen Lebenswandel erhobenen Klagen zum Theil als gerecht erkenne und in der Folge nicht Anlaß zu gleichen Beschwerden geben werde; zugleich aber erhoben sie auch Beschuldigungen gegen den Kaiser selbst, weil er einerseits sein gegebenes Versprechen verletze, indem er in den Besitzungen des heiligen Petrus sich und nicht dem Papste huldigen lasse, andererseits treulose Unterthanen des Papstes, wie den Bischof Leo und den Cardinaldiakon Johann, bei sich Aufnahme gewähre. Der Kaiser ließ sich herab gegen diese Beschwerden seine Unschuld zu betheuern. Er habe versprochen, sagte er, alle Besitzungen, die dem heiligen Petrus gehörten, dem Papste zurückzustellen, eben deshalb suche er sie jetzt zu erobern und in seine Gewalt zu bringen; er könne doch dem Papst diese Länder nicht geben, ehe er sich nicht selbst in ihren Besitz gesetzt hätte. In Betreff der Gesandten ließ er dem Papste melden, daß sie zu Capua angehalten und der Inhalt ihrer Botschaften ihm dadurch bekannt geworden sei; doch habe er sie persönlich nicht gesehen, noch bei sich aufgenommen. Zu vollständiger Bekräftigung dessen schickte er sogar die Bischöfe Landward von Minden und Liudprand von Cremona in Begleitung mehrerer Ritter nach Rom, daß die Bischöfe seine Unschuld beschwören, die Ritter durch einen Zweikampf sie erhärteten, wenn der Papst dies verlange. Aber der Papst verlangte weder Eid noch Kampf; er war von der Unschuld des Kaisers so fest überzeugt, wie ihn selbst das eigene Gewissen verdammte.

963.

Bald darauf wurden Adalbert die Thore Roms eröffnet. Von den Arabern kam er zum Papste und wurde von ihm mit offenen Armen aufgenommen. Als Otto dies vernahm, theilte er, sobald nur die Jahreszeit ihm den Marsch gegen Rom möglich machte, sein Heer; einen Theil desselben ließ er vor S. Leo zurück, mit der Hauptmacht aber brach er im September gegen den Papst auf. Im October bezog er ein Lager vor der Stadt; der Papst und Adalbert flüchteten, nachdem sie einen Theil des Schatzes von S. Peter mit sich genommen hatten; am 2. November 963 zog Otto zum zweiten Male und diesmal als Sieger über den Papst und die ihm verbündeten Römer in Rom ein.

Juli.

Otto benutzte seinen Sieg, wie sich gebührte; er ließ nicht allein die Römer Geißeln stellen und das Gelöbniß der Treue erneuern, sie mußten ihm überdies einen Eid schwören, daß sie niemals fortan einen

963. Papst wählen und weihen wollten ohne die ausdrückliche Zustimmung und Bestätigung des Kaisers und seines Sohnes. Sie gaben damit ihr wichtigstes Recht, die freie Besetzung des päpstlichen Stuhls, für die Folge auf, und der Kaiser gewann ein Privilegium, das in gleichem Umfange selbst die Karolinger niemals erlangt hatten. Indem die Verleihung des Primats Petri jetzt in ähnlicher Weise von seinem Willen abhing, wie die Verleihung der Erzbisthümer und Bisthümer in seinen deutschen und italischen Ländern, wurde nicht allein seine Herrschaft in Rom erst dauernd befestigt, sondern zugleich die ganze abendländische Kirche in Abhängigkeit von ihm versetzt. Welcher Gewinn mußte es nicht schon für ihn sein, daß die deutsche und italische Kirche keinen anderen geistlichen Oberen mehr erkannte, als den er selbst gesetzt hatte; aber auch weit über die Grenzen seines Reichs hinaus war das Gebot dieses seines Papstes von entscheidender Wichtigkeit. Wie es die Folge bewährte, war die ganze Kirche des Abendlandes damit in seine Hände gegeben.

Otto ging sogleich weiter. Er trat als Richter des Papstes auf, indem er eine Synode zum Gericht über ihn versammelte und selbst in derselben den Vorsitz führte. Wenn auch von den Karolingern dies Recht anfänglich geübt war, so war es doch seit den pseudoisidorischen Decretalen den Kaisern mit Erfolg bestritten worden, ja der Stuhl Petri hatte sich selbst zum höchsten Tribunal über alle weltlichen Gewalten erhoben. Gerade hundert Jahre waren verflossen, seit Nicolaus I., jener gewaltige Pontifex, über das sittenlose Leben König Lothars II. sich zum Richter aufgeworfen hatte. Wenn die günstigsten Umstände damals sein kühnes Unterfangen zum glücklichen Ausgang leiteten, so war das Kaiserthum jetzt in noch bei weitem vortheilhafterer Lage, als es sich zum Richter des Papstthums aufwarf. Denn kaum war jemals so tief das Königthum gesunken, als das Papstthum in diesem ruchlosen Jüngling. Welche Verpflichtungen auch Otto gegen ihn eingegangen sein mochte, er war ihrer vollständig enthoben, seitdem dieser Papst des Meineids überführt war und zum Verderben des Reichs nicht allein einen Bund mit den heidnischen Ungern hatte eingehen wollen, sondern auch Adalbert, den Bundesgenossen der Araber, bei sich aufgenommen hatte. Hätte Otto den treulosen Genossen der Ungläubigen ohne Weiteres seines heiligen Amtes entkleidet, wer hätte ihn tadeln mögen? Aber Otto zog es vor eine Kirchenversammlung über ihn richten zu lassen und ließ den Papst selbst zu derselben berufen.

Am 6. November wurde die Synode in der Peterskirche eröff-

net, und der Kaiser selbst führte den Vorsitz. Die Erzbischöfe von Mailand, Ravenna und Hamburg waren zugegen, der erkrankte Patriarch von Aquileja ließ sich in der Versammlung vertreten, 36 italienische Bischöfe, 2 deutsche hatten sich eingestellt, überdies die ganze römische Geistlichkeit und die Beamten des Laterans; selbst die Laien waren in großer Anzahl zugelassen, Viele vom römischen Adel und die ganze römische Stadtmiliz: man beabsichtigte der Handlung die größte Oeffentlichkeit zu geben. Der Papst hatte sich, wie zu erwarten stand, nicht gestellt, und der Kaiser eröffnete die Sitzung damit, daß er nach den Gründen seines Ausbleibens fragte. Man antwortete ihm, die Gründe seien offenkundig, denn der Papst suche seine Verbrechen nicht einmal mehr zu beschönigen. Hierauf verlangte der Kaiser, daß diese Verbrechen im Besonderen bezeichnet würden, damit man auf Grund derselben Beschluß fassen könne. 963.

Sofort erhob nun ein Cardinalpriester die Beschuldigung, er habe gesehn, daß der Papst die Messe gehalten habe, ohne das Abendmahl zu nehmen; Andere sagten aus, sie hätten ihn einen Diakonen im Pferdestall zu ungebührlicher Stunde weihen sehen. Der Cardinaldiakon Benedict und andere Diakonen und Priester traten aber mit einer förmlichen Anklageschrift auf, die verlesen wurde. Der Papst, hieß es in derselben, habe für Geld die Bischofsweihen ertheilt, in Todi einen Knaben von zehn Jahren zum Bischof geweiht, die Kirchen beraubt, allgemein sei sein unzüchtiges und liederliches Leben bekannt, öffentlich sei er auf die Jagd gegangen, seinen Pathen Benedict habe er geblendet, worauf bald dessen Tod erfolgt sei, einen römischen Geistlichen habe er entmannt, Brandstiftungen angelegt, mit Schwerdt, Helm und Panzer sich bekleidet. Dann riefen Alle noch, der Papst habe des Teufels Minne getrunken, beim Würfelspiel die heidnischen Götter angerufen, die Metten und Horen versäumt und es unterlassen sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes zu schützen.

Welches Sündenregister, und doch waren die wesentlichsten Punkte, auf die es dem Kaiser am Meisten ankam, in demselben nicht einmal berührt! Otto ließ der Versammlung durch den Bischof Liudprand, da er selbst die lateinische Sprache nicht sprechen konnte, erklären: hochgestellte Personen seien, wie er selbst erfahren habe, oft der Verleumdung ausgesetzt; dies sei auch hier möglich, und er wolle bei Allem, was ihm heilig sei, nicht dulden, daß dem Papste irgend ein Verbrechen zur Last gelegt werde, das dieser nicht wirklich begangen habe und das nicht durch die glaubwürdigsten Zeugen darzuthun sei. Alle verbürgten sich darauf mit den höchsten Versicherungen für Alles, was

963. in der Anklageschrift des Benedict enthalten sei, und was den letzten Punkt derselben beträfe, so hätten die Krieger des Kaisers selbst noch vor fünf Tagen den Papst, mit Schild, Helm und Panzer bewaffnet, herumziehen sehen und nur der Tiber habe verhindert, daß sie sich nicht seiner Person in diesem Aufzuge bemächtigt hätten. Der Kaiser bestätigte das und gab alsdann dem Vorschlage seine Zustimmung, den Papst vor die Versammlung zu berufen, damit er sich selbst gegen die erhobenen Anklagen rechtfertigen könne. Der Brief wurde abgefaßt, in demselben die wichtigsten Punkte der Anklage dem Papste mitgetheilt und ihm zugleich Sicherheit geboten, daß er kein anderes Urtheil zu befürchten habe, als was den Kirchengesetzen gemäß sei.

Die Citation gelangte an den Papst, aber fern davon ihr Folge zu leisten, schrieb er den Bischöfen kurz zurück: „Wir haben gehört, „daß ihr einen anderen Papst einsetzen wollt; unterfangt ihr euch „dessen, so banne ich euch im Namen des allmächtigen Gottes, so „daß ihr fortan nicht mehr die Weihen ertheilen, noch die Messe hal„ten könnt." Der Synode, die er nicht berufen hatte, verweigerte er jede Anerkennung.

In der zweiten Sitzung der Synode, die am 22. November abgehalten wurde und in der die Zahl der Kirchenfürsten noch durch den Erzbischof Heinrich von Trier und drei italienische Bischöfe vermehrt war, wurde das Schreiben des Papstes verlesen und eine Antwort an denselben beschlossen. Es wurde in derselben dargethan, wie er in ungebührlicher und uncanonischer Weise der Citation der Synode Folge zu leisten verweigert habe, er wurde noch einmal aufgefordert sich persönlich zu stellen und wegen der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zu rechtfertigen; gelinge ihm dies, so werde man ihm nach wie vor den schuldigen Gehorsam leisten, erscheine er aber nicht und verweigere es auf die Anklagen Rede zu stehen, dann werde man seines Bannfluchs nicht achten, sondern vielmehr denselben auf ihn zurückschleudern. Das Schreiben wurde zwei römischen Geistlichen übergeben, um es dem Papste einzuhändigen.

Als aber die Gesandten nach Tivoli kamen, wo sich der Papst zuletzt aufgehalten hatte, fanden sie ihn nicht dort; wie ein Jägersmann war er ausgezogen und irrte in den Bergen und Wäldern der Campagna unstätt umher. Unverrichteter Sache kehrten die Gesandten zurück, und die Synode versammelte sich am 4. December zu ihrer dritten Sitzung. Hier trat nun Otto selbst als Ankläger gegen den Papst auf und beschuldigte ihn der Verbrechen, für die er selbst die Beweise in Händen hatte und auf die es ihm hauptsächlich an-

kam. „Vor den Erzbischöfen, Bischöfen, Priestern, Diakonen und „der übrigen Geistlichkeit, wie vor den Grafen, Richtern und dem „ganzen Volke" erklärte er Johann für einen meineidigen Verräther, der sich mit bewaffneter Hand selbst an die Spitze eines innern Krieges gestellt und mit den Feinden des Reichs verbündet habe, und forderte dann die Synode auf ihr Urtheil zu fällen. 963.

Das Urtheil lautete dahin: da die Laster Johanns nicht ihm allein, sondern auch der Gesammtheit schweren Schaden brächten, er ein Ungeheuer sei, bei dem keine Tugend seine abscheulichen Fehler vergessen mache, so müsse man den Kaiser auffordern ihn aus der heiligen römischen Kirche auszustoßen und einen Andern, den ein tugendhaftes und rechtschaffenes Leben empfehle, an seine Stelle zu setzen. Der Kaiser bestätigte die Absetzung Johanns und überließ die Wahl eines neuen Papstes den Römern. „Wählet selbst," sagte er, „einen würdigen Mann, und ich will ihn gern euch gewähren." Der Klerus und der Laienstand erklärten einmüthig: „Wir wählen Leo, „den ehrwürdigen Protoscriniarius der römischen Kirche, einen recht„schaffenen und des höchsten Priesterthums würdigen Mann, zu un„serem Bischof, daß er der oberste und allgemeine Bischof der heiligen „römischen Kirche sei, und verwerfen wegen seines gottlosen Lebens„wandels Johannes, den Abtrünnigen!" Dreimal wiederholten sie diese Erklärung, und Otto genehmigte ihre Wahl. Mit Lobgesängen wurde in feierlichem Zuge Leo nach dem Lateran geführt und am folgenden Sonntage von den Bischöfen von Ostia, Porto und Albano nach der Sitte in der Peterskirche zum Papste eingesetzt. Die Römer leisteten ihm den Eid der Treue. 6. Dec.

Leo war bis dahin Protoscriniarius, d. h. Vorsteher der in Rom einflußreichen Schreiberkaste gewesen; sein Vater hatte dieselbe Stellung bekleidet, die zu den angesehensten am päpstlichen Hofe gehörte und auch richterliche Befugnisse in sich schloß. Obwohl der Protoscriniarius zu den Klerikern gezählt wurde, hatte Leo bisher doch noch nicht einmal die niederen Weihen erhalten, und dies bot des Kaisers Feinden schon Anlaß genug die getroffene Wahl anzufechten. Aber Leo war in den Geschäften erfahren, in Rom bekannt und geachtet, ohne Ehrgeiz und gefügig: das war dem Kaiser genug. Er glaubte in der That mit dem Papstthum und den Römern am Ziele zu sein und entließ den größten Theil seines Heeres.

Aber er kannte noch nicht den Wankelmuth des römischen Volks. Kaum vernahm Johann, daß die Streitkräfte des Kaisers verringert seien, so faßte er neue Hoffnungen. Er schickte heimlich Boten nach

963. Rom und versprach den Römern den Schatz des heiligen Petrus und der anderen Kirchen preiszugeben, wenn sie Otto und seinen Papst überfallen und tödten würden. Die reiche Beute lockte die Römer.
964. Schon am 3. Januar brach ein Aufstand in Rom aus, auch mehrere Burgherren in der Umgegend waren in die Verschwörung verwickelt. Alles lief zu den Waffen; man sperrte mit Wagen die Tiberbrücke, um die Flucht des Kaisers und Papstes unmöglich zu machen. Aber der Kaiser sammelte schnell die Seinen, und an der Tiberbrücke entspann sich ein Kampf. „Wie der Falke die Tauben zerstreut,“ jagten die deutschen Ritter die Römer auseinander. Die Niederlage derselben war vollständig, und schon am folgenden Tage stellte das römische Volk freiwillig hundert Geißeln dem Kaiser und schwur aufs Neue ihm und dem Papste Gehorsam und Treue.

Der Kaiser hielt die Römer für hinreichend durch die Erfahrung belehrt, wohin ähnliche Unternehmungen gegen ihn führen würden. Er gab ihnen sogar auf die Bitten des Papstes die Geißeln zurück, und um diesen in ihren Augen zu heben überlieferte er ihm die Städte in Tuscien und der Pentapolis, die früher zum Patrimonium Petri gehört hatten. Er selbst verließ schon am 11. Januar Rom und begab sich in die Marken von Spoleto und Camerino, wo nach seinen Berichten sich Adalbert aufhalten sollte. Diese Berichte waren falsch, Adalbert hatte sich wieder zu den Arabern nach Corsica geflüchtet. Indessen hatten auch die Heere Ottos in Oberitalien die letzten Kräfte des Widerstands so gut wie vernichtet. Gegen Ende des Jahrs 963 war die Burg am Gardasee gefallen, kurze Zeit darauf hatte sich San Leo unterwerfen müssen; Berengar und die böse Willa waren in die Hände der Deutschen gefallen und wurden vom Kaiser über die Alpen geschickt, wo sie in der Verbannung zu Bamberg ihr Leben beschlossen. Mit Ausnahme einer Burg am Comersee, die erst gegen Ende des Jahres 964 in Ottos Hände fiel, war das ganze italische Königreich jetzt ihm unterworfen, jeder Widerstand war besiegt.

Man hätte erwarten sollen, daß das Glück des Kaisers das römische Volk im Zaume hielte. Aber schon fühlten die Römer unwillig die kräftige Herrschaft des Sachsen und bereuten es ihre höchsten Rechte ihm zum Opfer gebracht zu haben. Die ganze Last des Hasses, den sie gegen den Kaiser hegten, trug Papst Leo auf schwachen Schultern, und schon im dritten Monate seiner Amtsführung mußte er Rom verlassen und sich zu dem Kaiser flüchten. Es war Johann gelungen, besonders durch seine Verbindungen mit schamlosen vornehmen Weibern sich abermals einen Anhang in der Stadt zu bilden;

kaum hatte Leo dieselbe verlassen, so kehrte er zurück und nahm von Neuem von seinem Bischofsstuhle Besitz. Am 26. Februar eröffnete er eine Synode in der Peterskirche, bei der 16 Bischöfe aus der Umgegend zugegen waren, der Mehrzahl nach solche, die selbst den Beschlüssen gegen ihn beigestimmt hatten. In drei Sitzungen wurden nun alle Beschlüsse der früheren Synode für ungültig erklärt, Leo seiner priesterlichen Würde beraubt und alle von ihm ertheilten Weihen aufgehoben. Die Bischöfe von Porto und Albano, die in der Synode zugegen waren, thaten Buße für ihre Theilnahme an Leos Weihe; der Bischof von Ostia, der nicht erschienen war, wurde des Priesterthums entkleidet. Unstreitig wurden die Geschäfte dieser Synode mehr ordnungsmäßig betrieben, als auf der Versammlung, die Johann abgesetzt und Leo erhoben hatte, aber dennoch waren die Beschlüsse derselben ohne alle Wirkung. Welche Lobsprüche auch die abtrünnigen Bischöfe ihrem Papste, zu dem sie zurückgekehrt waren, ertheilen mochten, er war ganz der alte Sünder geblieben, und das Unglück hatte ihn nicht gebessert. An den Gesandten, die einst in seinem Auftrage Otto über die Alpen gerufen hatten, übte er die abscheulichste Rache; er ließ Azzo die rechte Hand abhauen, Johannes die Zunge, Nase und zwei Finger abschneiden; der Bischof Otger von Speier, der in seine Hände gefallen war, wurde auf das Schimpflichste gegeißelt und gefoltert. Und dennoch glaubte Johann noch seinen Frieden mit dem Kaiser machen zu können! Die Beschlüsse der Synode waren nicht gegen Otto, sondern nur gegen Leo gerichtet und erkannten ausdrücklich sogar die kaiserliche Gewalt an; schon damals hielt also Johann eine Aussöhnung mit Otto für möglich, und wenig später sandte er sogar an ihn den arg mishandelten Bischof von Speier als Vermittler ab.

964.

Wie aber hätte Otto mit diesem Papst noch verhandeln sollen? Jede Nachgiebigkeit gegen ihn war ein Verlust an bereits gewonnenen und geübten Rechten. Er verstärkte also sein Heer und beschloß aufs Neue gegen Rom zu ziehen. Schon rückte er auf die Stadt los, als Johann unerwartet starb. Mitten in seinen Lüsten hatte ihn ein Schlagfluß getroffen, acht Tage darauf war er nicht mehr unter den Lebenden. Ein großes Aergerniß war es der Welt, daß er noch auf dem Sterbebette das heilige Abendmahl verschmäht hatte.

14. Mai.

Die Römer wollten nach Johanns Tode zwar sich mit dem Kaiser versöhnen, aber Leo, dessen Rache sie fürchteten, nicht wieder bei sich aufnehmen. Sie einigten sich sofort den Cardinaldiakonen Benedict als den Mann ihrer Wahl dem Kaiser zu bezeichnen und die Geneh-

964. migung desselben für diese Wahl zu erwirken. Gesandte wurden an Otto abgeschickt, die ihn schon zu Rieti fanden. Sie meldeten Johanns Tod und baten die Wahl Benedicts zu genehmigen, aber der Kaiser gab ihnen zur Antwort: „So lange ich mein Schwerdt führe, „werde ich nicht dulden, daß Leo des Stuhls Petri beraubt werde." Die Gesandten kehrten nach Rom zurück und hinterbrachten die Antwort des Kaisers, aber doch wählten und weihten die Römer trotz ihres Eides gegen den erklärten Willen des Kaisers Benedict zum Papst. Sie wollten noch einmal ihr Wahlrecht zu vertheidigen suchen.

Benedict war ein Mann von untadeligen Sitten und gelehrter Bildung; er lebte, wie es scheint, ganz noch in den hierarchischen Ideen, welche die Zeit der Karolinger ausgebildet hatte. An dem wüsten Leben Johanns und der gräulichen Verweltlichung, welche die römische Kirche durch ihn erfuhr, hatte er den größten Anstoß genommen und war in der Synode Ottos als der Hauptankläger gegen den Papst aufgetreten; er hatte mit den anderen Römern Otto den Schwur geleistet, ohne dessen Willen keinen Papst zu wählen oder zu weihen. Aber bald hatte ihn dessen gereut, wohl weil er besorgte, die Kirche möchte so in eine noch gefährlichere Abhängigkeit und Verweltlichung gerathen. Wie andere römische Geistliche kehrte er daher zu Johann zurück und beschloß auf dessen Synode die Absetzung jenes Leo, den er selbst gewählt hatte. Bald darauf wurde er selbst auf den Stuhl Petri erhoben, entschlossen die Wahlfreiheit Roms und die Freiheit der Kirche noch mit den letzten Kräften, so schwach sie auch seien, zu vertheidigen.

Sobald Otto Benedicts Wahl erfuhr, brauste er in gewaltigem Zorne auf und drang brennend und sengend gegen Rom vor, das er von allen Seiten auf das Engste umschloß. Trotz der von Tag zu Tag steigenden Bedrängniß schwuren die Römer treu bei Benedict auszuharren und vertheidigten tapfer die Stadt. Der Papst befeuerte ihren Widerstand, er stieg selbst auf die Mauern der Stadt und bedrohte den Kaiser und dessen ganzes Heer mit dem Bannfluch; in dem vollen Selbstbewußtsein seines höchsten Priesterthums schaltete er inmitten aller Gefahren. Aber verheerende Seuchen und eine schreckliche Hungersnoth brachen in der Stadt aus; aller Widerstand zeigte sich bald als vergeblich; die Stadt mußte sich ergeben und Benedict ausliefern; am 23. Juni 964 zog Otto zum zweiten Male als siegreicher Eroberer ein.

Wenige Tage darauf wurde abermals eine Synode berufen. In die Kirche des Lateran, wo vor Kaiser und Papst viele Erzbischöfe und

Bischöfe aus Italien und den deutschen Ländern, die ganze römische Geistlichkeit und Bürgerschaft versammelt war, wurde Benedict in vollem päpstlichem Ornate geführt. Der Archidiakon der römischen Kirche fragte ihn, wie er es habe wagen können, bei Lebzeiten des Papstes Leo, den er selbst mit erwählt, die päpstlichen Insignien anzulegen und ob er leugnen könne, einen feierlichen Eid mit den anderen Römern dem Papste geleistet zu haben, ohne des Kaisers und seines Sohnes Einwilligung keinen Papst zu wählen oder zu weihen. Benedicts Muth war gebrochen; er antwortete: „Habe ich gefehlt, so „erbarmet euch meiner!" 964.

In diesem Augenblick hatte Otto den vollständigsten Sieg über das freie Papstthum errungen. Es war nicht das Laster, das selbst im hohenpriesterlichen Gewande sich vor der siegreichen Macht der Tugend hatte beugen müssen; es war die letzte verzweifelte Anstrengung des Primats Petri seine Freiheit und Selbstständigkeit neben dem mächtig anwachsenden Königthum zu bewahren, die hier ohnmächtig zusammenbrach. Der Kaiser fühlte dies, die Thränen stürzten ihm aus den Augen, und er bat die Synode, sie möchte kein Vorurtheil gegen Benedict walten lassen; es solle ihm lieb sein, wenn er sich rechtfertigen könne; sollte dies aber auch nicht der Fall sein und bekenne er seine Schuld, so möchte man ihm Mitleiden angedeihen lassen. Als Benedict dies hörte, warf er sich dem Kaiser und Papst zu Füßen und gestand, er habe gefehlt und sei ein Eindringling. Darauf nahm er sich das Pallium ab und übergab es nebst seinem Bischofsstabe dem Papste. Dieser zerbrach den Stab und zeigte die Stücke dem Volke. Dann hieß er Benedict sich auf den Boden niedersetzen, entkleidete ihn der Meßgewänder und sprach über ihn solches Urtheil: „Benedict, den Usurpator des heiligen römischen apo„stolischen Stuhls, erklären wir der Bischofswürde und des Priester„thums für verlustig; da sich aber Kaiser Otto, durch den wir auf „den päpstlichen Stuhl zurückgeführt sind, seiner erbarmt, wollen wir „ihm die Weihe des Diakonats belassen." Benedict wurde in die Verbannung nach Hamburg geschickt; dort hat er noch einige Zeit in ehrenvoller Gefangenschaft gelebt. Hier in unserm Norden gewann er das Bewußtsein seiner päpstlichen Würde wieder, und es fehlte nicht an Geistlichen, die ihm den Zoll der Verehrung darbrachten; in Rom hatte man ihn bald vergessen. Die letzten Traditionen jenes stolzen Papstthums, das sich über den Trümmern des karolingischen Reichs erhoben hatte, gingen mit ihm unter.

Otto und Leo zeigten sich in ihrem Siege mild und großmüthig

964. gegen die Römer. Ihre Schuld wurde verziehen, doch mußten sie Kaiser und Papst noch einmal Treue schwören. Um den 1. Juli verließ Otto Rom und dachte jetzt an die Heimkehr über die Alpen. Mit ihm verließen die Stadt bedeutende Heeresmassen; zum Unglück brach in ihnen eine verheerende Seuche aus; Herzog Godfried von Lothringen, Erzbischof Heinrich von Trier und unzählige Andere starben fern von der Heimath. Hierdurch wurde der Rückzug des Heeres verzögert und lange mußte sich Otto in Lucca aufhalten. Endlich erstarb die Krankheit, und der Kaiser konnte sorglos im Herbst nach seiner Gewohnheit dem Waidwerk in den ligurischen Bergen obliegen. Im Winter begab er sich nach der Lombardei, wo er keine Gelegenheit zum Kampfe mehr fand. Adalbert hatte sich zwar noch einmal gezeigt, war aber bald wieder nach Corsica zu den Arabern geflüchtet. Die letzte Burg, die im Comersee noch für Berengars Sohn vertheidigt war, hatte sich endlich auch ergeben und war geschleift worden. Das Weihnachtsfest verlebte Otto noch zu Pavia, dann trat er sofort seinen Zug über die Alpen an. Es verlangte ihn sein Reich und sein Volk, vor Allem aber seine Mutter wiederzusehen.

965. Schon am 13. Januar war der Kaiser auf deutschem Boden zu Chur, er ging das Rheinthal hinab durch das schwäbische Herzogthum. An der Grenze Schwabens und Frankens, zu Heimsheim, begrüßten ihn seine Söhne König Otto und Erzbischof Wilhelm. Am 2. Februar war er zu Worms, wo sich auch sein Bruder Brun einstellte. Das Osterfest feierte Otto auf der alten Pfalz zu Ingelheim und fuhr nach Pfingsten den Rhein hinab nach Köln. Hier war es, wo im Palaste Bruns Otto seine alte Mutter wiedersah, wo sie zum ersten Male ihn als Kaiser begrüßte. Auch Ottos Schwestern Gerberge, die Wittwe König Ludwigs, und Hedwig, Herzog Hugos Wittwe, hatten sich eingefunden. Es war ein einzig schönes Fest des Wiedersehens nach langer Trennung, und die alte Königin war der Mittelpunkt desselben. Alle ihre Kinder und Enkel umgaben sie hier noch einmal; man meinte, nie habe man so viel Macht und Größe vereint gefunden. Der ganze Glanz und die volle Hoheit dieser von Gott so reich gesegneten Familie trat hier der Welt vor Augen, und glücklich vor Allem pries man die Mutter, die ihr Geschlecht so mächtig hatte erwachsen sehen. Auch Bischof Balderich von Utrecht, der Lehrer Bruns, hatte sich eingestellt, er trat mitten in den Festjubel, segnete die greise Königin und sprach es aus, wie die Worte der heiligen Schrift an ihr in Erfüllung gingen: „Der Herr wird dich

„segnen aus Zion, daß du sehest das Glück Jerusalems dein Leben „lang und sehest deiner Kinder Kinder." (Psalm 128.) 965.

Es waren herrliche, glanzreiche Tage, die man zu Köln verlebte. Nicht allein das königliche Haus feierte sie, es feierte sie mit das deutsche Volk. „Kein Ort," sagt Ruotger, „ist jemals durch solchen „Glanz verherrlicht worden, nirgends hat man so viele Menschen jeg„lichen Geschlechts, Alters und Ranges, eine so stattliche Versamm„lung zusammengesehen." Es war gleichsam das Siegesfest, das Otto mit seinem Volke feierte, als er Italien sich unterworfen, die Kaiserkrone gewonnen und sich das Papstthum dienstbar gemacht hatte.

Endlich schied Otto von seinem Bruder, den er nie wiedersehen sollte, und folgte seiner Mutter nach Sachsen, nach seinem Heimathsland.

6.

Ottos I. kaiserliches Regiment.

Nach mehrjähriger Trennung sah Otto die Heimath und sein Sachsenvolk wieder. Abermals hielt er auf seinen Pfalzen an der Elbe und Saale den Umritt, tagte abermals auf dem Kyffhäuser und ließ in den Wäldern des Harzes das Jagdhorn erschallen; aber ein neuer, in diesen Gegenden bisher unbekannter Glanz umgab ihn jetzt, er trug einen Namen und eine Krone, die noch nie das Haupt eines Sachsen geschmückt hatte. 965.

Wie wunderbar seltsam hatten sich doch die Dinge gestaltet! Hier an den äußersten Grenzen, zu denen die römischen Legionen vorgedrungen und wo ihr Siegesruhm untergegangen war; hier, wo die Macht des römischen Weltreichs Ziel und Schranke gefunden hatte, lagen nun die Stammsitze des neuen Augustus; hier war und blieb gleichsam der Mittelpunkt seiner Macht. Dieses sächsische Land, noch voll von ungelichteten Wäldern, unwirthbaren Sümpfen, weiten Landstrecken, über die niemals eine Pflugschaar gegangen war; dieses Land, wo man erst seit Menschengedenken angefangen hatte, feste Städte und Burgen zu bauen, hatte den alten Kulturländern, in denen eine tausendjährige Geschichte staatliche Ordnungen, bürgerlichen Verkehr und geistige Bildung nach allen Seiten verbreitet hatte,

963. schon den Vorrang abgewonnen und die Herrschaft entrissen. Durch einen gewaltigen Umschwung aller Verhältnisse war der Mittelpunkt der abendländischen Geschichte aus dem Süden und Westen mitten in das Herz Europas verlegt und dadurch Ländern und Völkern genähert worden, von denen die kultivirte Welt bis dahin die abenteuerlichsten Vorstellungen genährt hatte, die bisher von der allgemeinen Entwickelung so gut wie ausgeschlossen waren und erst jetzt bestimmter in den Gesichts- und Wirkungskreis der Kulturvölker traten.

Rom war freilich schon lange germanischen Kriegsfürsten untergeben; ein Jahrhundert lang hatte das Geschlecht Karls des Großen über die ewige Stadt geherrscht; der römische Pontifex, der Vertreter des Römerthums, seitdem dasselbe aus der weltlichen Herrschaft verdrängt im Gebiete der Kirche seine Macht zu begründen wußte, hatte sich den fränkischen Herren willig gebeugt. Aber die Franken waren der deutsche Stamm, der zuerst den Glauben der Römer annahm und früh schon Bildung und Sitte von ihnen empfing: Römerthum und Frankenthum hatten schnell sich erkannt und durchdrungen. Anders die Sachsen. Noch vor wenigen Menschenaltern hatten sie sich den Boten des römischen Bischofs mit derselben Hartnäckigkeit widersetzt, wie einst den römischen Imperatoren und ihren Legaten, und waren nur durch die blutigsten Gewaltthaten zu der Lehre der römischen Kirche endlich bekehrt worden. Nun aber saß ein Mann, der nicht ohne Stolz den letzten muthvollen Vorfechter des Heidenthums unter seine Ahnen zählte, auf dem kaiserlichen Thron Roms und beherrschte als Nachfolger des Augustus den Nachfolger des heiligen Petrus; er war es, der einen vom römischen Volke gewählten Bischof in das ferne Exil an der Elbe sandte, der Päpste setzte und stürzte.

Es scheint der vollständigste Sieg zu sein, den jemals das Germanenthum über Rom davongetragen hatte; und dennoch — gerade jene politischen und kirchlichen Ideen, welche in Rom erwachsen waren und die Blicke der Welt immer von Neuem dorthin lenkten, waren es, die in diesem sächsischen Edling und durch ihn wieder ein neues frisches Leben gewannen. Denn was wollte er anders gründen, als eine Weltmacht gleich den Cäsaren? Kaiser der Römer und Augustus nannte er sich; zu Rom selbst hatte er seine Kaiserkrone empfangen. Und war ihm nicht das Grab des h. Petrus zu Rom die geweihteste Stelle des Erdkreises? War nicht dieser Sachse in Kriegesrüstung ein ebenso eifriger Apostel der römischen Kirche, als jener angelsächsische Mönch, der zuerst im deutschen Norden das Christenthum begründet hatte. Indem er die Macht seines

Reichs bis zu den äußersten Völkern des noch unerschlossenen Nor- 965.
dens und Ostens ausbreiten wollte, beabsichtigte er nicht minder das Christenthum in der Form und Gestalt, die Rom ihm gegeben hatte, bis an das Ende der Welt zu tragen. Die Gebeine der römischen Märterer holte er über die Alpen und durch den Glauben an sie wirkte er Wunder: Wälder wurden gelichtet, Sümpfe ausgetrocknet, Städte erbaut, Siege gewonnen über die gefährlichsten Feinde. Die Sprache Roms tönte nicht allein an den Altären Sachsens wieder, sie war zugleich die Geschäftssprache in der Kanzlei und an dem Hofe des Kaisers; in ihr gingen auch jetzt noch die Machtgebote des Augustus in alle Welt hinaus. So lebte Otto, obwohl ein sächsischer Kriegsmann von altem Schlage durch und durch, doch zugleich ganz in jenen römischen Ideen, die einst seine Vorfahren bekämpft hatten; die gewaltigsten Gegensätze, welche die Weltgeschichte bewegt haben, begegneten sich in ihrer vollen Schroffheit in seiner Seele und glichen sich doch in derselben aus.

Schon Ottos Zeitgenossen haben ihn Karl dem Großen zur Seite gestellt, und kaum giebt es einen treffenderen Vergleich in der Geschichte. Nicht allein, daß beider Lebenswege vielfach eine parallele Richtung verfolgten und zuletzt zu demselben Zielpunkt führten, der Herstellung des abendländischen Kaiserthums; es ist auch dieselbe geistige Strömung, die beide trägt, dieselbe geistige Atmosphäre, in der sie leben und wirken. Das höchste Ideal Ottos ist kein anderes, als das einst der Seele Karls vorschwebte; es galt auch ihm die römisch-germanische Welt, wie sie in einer Kirche verbunden war, so auch durch einen staatlichen Verband zusammenzuschließen, innerhalb desselben durch christliche Ordnungen einen dauernden Frieden herzustellen und mit den gesammelten Kräften der abendländischen Christenheit das Heidenthum niederzuwerfen und sich dienstbar zu machen.

Aber ob das Ideal der beiden Fürsten dasselbe war, die Mittel, die sie zur Verwirklichung desselben anwandten und aufboten, waren doch überaus verschieden und mußten es sein. Denn wie anders waren die Constellationen, als Ottos Gestirn auftauchte, als einst in den Tagen Karls des Großen!

Karl hatte die Institutionen des fränkischen Staats über die ganze Weite seines Kaiserreichs verbreitet; die Unterschiede der Nationen schienen eine Zeit lang ihre Bedeutung verlieren zu wollen und die ganze römisch-germanische Welt in das römisch-fränkische Kaiserreich aufzugehen. Es gelang Karl alle localen Gewalten in dem von ihm beherrschten Gebiete zu vernichten; es gab bald keine Autorität mehr,

965. die nicht von ihm übertragen war; seine Sendboten und Herzöge, Markgrafen und Grafen waren nur Vollstrecker seines Willens und lediglich Beamten des Reichs, er setzte sie ein und ab nach seinem Gefallen und sendete sie bald nach diesem, bald nach jenem Theile des Reichs; die Bischöfe und Aebte waren in gleicher Weise Beamte einer Kirche, in der er eine ihm mindestens unbestrittene Herrschaft übte. Da schien denn der Lehnseid nur eine sittliche Schranke mehr gegen den Uebermuth stolzer Magnaten, deren Willkühr einen andren starken Damm an der noch festwurzelnden oder neubefestigten Gemeindefreiheit fand. Von seinen alten Stammsitzen im Mittelpunkt seiner Hauptländer beherrschte der Kaiser die ihm unterworfene Welt durch Gesetze, die mehr als ein todter Buchstabe waren.

Seitdem aber hatte sich die Lage der Dinge völlig verändert. Das wiedererwachende nationale Bewußtsein hatte die Auflösung des Kaiserreichs, wenn nicht herbeigeführt, doch mächtig beschleunigt; abgesonderte, auf nationaler Grundlage ruhende, aber noch wenig befestigte Staaten hatten sich aus dem großen Ganzen herausgebildet; die weltliche Aristocratie hatte sich gegen das Königthum erhoben, sich sofort nicht allein mit allen nationalen, sondern sogar mit den localsten Interessen verbunden und war dadurch mächtiger geworden, als je zuvor; die Geistlichkeit mit ihren hochfliegenden weltstürmenden Gedanken hatte zugleich Kaiser- und Königthum weit überflügelt; die Gemeindefreiheit war herabgedrückt, in den meisten Ländern fast vernichtet; nur der Lehnsverband hielt die Reiche im Innern noch zusammen, war aber bei der an vielen Orten schon durchgesetzten Erblichkeit der Lehen mehr für den Lehnsherrn eine hemmende Fessel, als für den Vasallen; nicht mit Gesetzen ließen sich die Staaten ferner regieren, sondern allein durch Entfaltung ungewöhnlicher Machtmittel, durch persönliche Energie, oft nur durch Gewalt.

Wir wissen, in welcher Auflösung das ostfränkische Reich Heinrich überkam, wie das auf demselben begründete deutsche Reich fast nur ein Staatenbund war, in dem die einzelnen deutschen Stämme mit ihren Herzögen so gut wie selbstständig blieben. Der Lehnseid, den die Herzöge dem Könige leisteten, war im Anfange das einzige äußere Band, das die deutschen Länder zusammenhielt; wenn Heinrichs Ansehen mit den Jahren stieg, so dankte er es vor Allem seinen neuen Kriegsordnungen, die aber doch auch einzig und allein auf dem Lehnswesen beruhten; Heinrich war und blieb immerdar eigentlich nur der oberste Lehnsherr in den deutschen Ländern, und wenig mehr als die Rechte eines solchen hat er außerhalb Sachsens geübt. Dann

aber erhob sich Otto zu der Idee eines einheitlichen deutschen Reichs 965.
und nahm die Königsrechte der Karolinger in ihrem ganzen Umfange in Anspruch; er bekriegte das Herzogthum und griff mit Entschiedenheit in die Selbstständigkeit der einzelnen Stämme ein. Sein ganzes bisheriges Leben erfüllte dieser Kampf, in dem er mehrfache Siege gewann und in der That eine Reichsgewalt herstellte, unvergleichlich stärker und gefestigter, als die seines Vaters. Aber zu dem erstrebten Ziel gelangte er doch nicht fern. Weder die Auffrischung alter Rechte noch die Einführung neuer Institutionen erschütterte die Macht der localen Gewalten gründlich und auf die Dauer. Die Herzöge und Grafen ließen sich nun einmal nicht wieder lediglich zu Reichsbeamten herabdrücken, obschon sie auch dies blieben; ihre Macht wurzelte, wenn sie ihnen auch vom Könige geliehen wurde, doch zugleich tief in selbstständigen territorialen Interessen, und wo diese mit den Rechten der Krone in Collision traten, schwiegen nur allzu oft die Pflichten des Amts. Schon zeigten sich offen auch in den deutschen Ländern alle Schäden des Feudalsystems, und was das Schlimmste war, es fehlte an jedem Mittel zu radikaler Heilung. Die Gemeindefreiheit, wenn sie gleich in den unteren Kreisen des Lebens noch nicht ganz erstorben war, besaß keine politische Bedeutung mehr; ein selbstständiges städtisches Leben existirte noch nicht; es blieb Otto zuletzt doch keine andere Wahl, als seinen Staat wiederum wesentlich auf den Lehnsverband zu gründen und in diesen selbst die Geistlichkeit mehr als vordem hineinzuziehen, um in der geistlichen Aristocratie ein Gegengewicht gegen die weltliche zu gewinnen. Otto bewahrte allerdings die Idee des Volkskönigthums und der Reichseinheit mit unerschütterlicher Festigkeit und war ja auch in der That als der oberste Kriegsherr und höchste Richter in seinem Reiche, als der Schutzherr der Kirche und aller Hülfsbedürftigen ein Volkskönig im Sinne der früheren Zeiten; aber die aus dieser seiner Stellung sich ableitenden Rechte und Pflichten konnte er doch vor Allem nur dadurch ausüben, daß er der Oberlehnsherr in allen deutschen Ländern war und seine Rechte als solcher mit durchdringender Kraft und unnachsichtlicher Strenge geltend machte. Indem er die Dienste der Vasallen — namentlich ihre Verpflichtung zur Heeresfolge — auf das Aeußerste anstrengte, jeden Bruch der Lehnstreue gebührend züchtigte, überall persönlich das Aufsichtsrecht über die Kronvasallen übte, wurde er der geachtete und gefürchtete Herrscher, der er war. Wenn aber er selbst, und mit ihm die Geistlichkeit, auch jetzt noch das Königthum als die Urquelle aller weltlichen Gewalt ansah, so entsprach dies doch

965. nicht völlig der wahren Lage der Dinge. Neben der Entwickelung des Königthums ging vielmehr in den Herzogthümern, Markgrafschaften und Grafschaften, wie in den Immunitäten der geistlichen und weltlichen Großen eine selbstständige, eigenthümliche Entwickelung hin, die das Reich nicht mehr ganz zu beherrschen vermochte; die provinciellen und lokalen Unterschiede, die Standes- und Familieninteressen in ihrer unendlichen Zersplitterung und Mannigfaltigkeit konnten selbst von dem neuerstarkten Königthum nicht mehr völlig der Einheit des Reichs untergeordnet und eingefügt werden. Die widerstrebenden Gewalten, nicht durch anerkannte Verträge und Gesetze beschränkt, regelten ihr gegenseitiges Verhältniß nur nach dem schwankenden Herkommen und nach der augenblicklichen factischen Machtfülle, zu der sie es bringen konnten.

Konnte Otto so die Entwickelung selbstständigen Stammeslebens und darauf fußender territorialer Gewalten selbst in dem von seinem Vater überkommenen Reiche durch die Idee des Königthums nicht mehr ganz rückgängig machen, wie viel weniger vermochte er durch die Aufnahme des Kaiserthums die größeren Nationalunterschiede, die sich aus dem karolingischen Reiche herausgebildet und bereits staatlich festgestellt hatten, aufzuheben und zu beseitigen! Allerdings beherrschte er das italische wie das deutsche Reich, aber beide wurden durch das Kaiserthum nicht innerlich verschmolzen. Italien blieb ein gesondertes Reich, das seine eigene Kanzlei, seine besonderen Beamten, seine eigenen Landtage hatte; die wenigen gesetzlichen Bestimmungen, die Otto für Italien erließ, wurden den Gesetzen der Langobarden angefügt. Karl der Große hatte fränkische Institutionen nach Italien verpflanzt, fränkische Große in nicht geringer Anzahl dort seßhaft gemacht; Nichts von dem Allen hat Otto auch nur versucht. Er hat freilich auch hier durch consequente Wahrnehmung der oberlehnsherrlichen Rechte die königliche Macht zu einer seit langer Zeit nicht erreichten Höhe gebracht und dadurch dem Lande Ruhe im Innern und Sicherheit gegen äußere Feinde gewonnen; er hat zugleich dem von dem gemeinsten Egoismus und der verworfensten Liederlichkeit bewegten Treiben der Factionen ein Ziel gesetzt und dadurch den sittlichen Zustand der Nation gehoben; aber er hat kein Recht geübt, das nicht auch von seinen Vorgängern auf dem Throne in Anspruch genommen wäre, nirgends tief in die bestehenden Institutionen des Landes eingeschnitten. Selbst die Landeshoheit der Bischöfe in den lombardischen Stadtgebieten ist nicht von ihm in ihren Anfängen begründet, sondern nur in ihrer schnelleren Ausbildung gefördert worden.

Wurden so nicht einmal das deutsche und italische Reich durch 965. das Kaiserthum fest verschmolzen, so war noch viel loser, als ihr Zusammenhang untereinander, ihr Verband mit den anderen Ländern, die einst zu der Monarchie Karls des Großen gehört hatten und die jetzt in dem westfränkischen und burgundischen Reiche verbunden waren. Es ist allerdings kein Zweifel daran, daß Otto auch auf diese Reiche einen persönlichen Einfluß übte, der keinem andern nur von fern zu vergleichen ist. Der burgundische König war nur durch ihn auf dem Throne erhalten, in Frankreich setzte sich die Macht des Karolingers nur durch seine Unterstützung fort; diese Könige stellten sich daher zu den Fürstentagen des Kaisers nicht anders ein, wie seine großen Vasallen in den deutschen und italischen Ländern; nicht selten nahmen sie seine Hülfe gegen die übermüthigen Großen ihrer Reiche in Anspruch; ihre Reiche selbst erscheinen gleichsam als Provinzen des Kaiserreichs, und man findet sie auch wohl mit diesem Namen bezeichnet. Aber trotzdem, daß diese Könige unfraglich eine oberherrliche Gewalt des Kaisers über sich anerkannten, gab es doch kein engeres staatsrechtliches Band, das sie an ihn knüpfte; es ist nicht einmal nachweisbar, daß sie ihm jemals den Lehnseid geleistet hätten. Keinen Herzog oder Grafen hat Otto in diesen Reichen belehnt, keinem Bischofe hier die Investitur ertheilt, keine gesetzgebende Gewalt irgend einer Art in ihnen ausgeübt. Aus der Monarchie Karls des Großen war also durch das neue Kaiserthum vorläufig nur ein ziemlich loser Staatenbund geworden, in dem der ostfränkische König durch die Eroberung Italiens und die Erlangung der Kaiserkrone den Vorrang gewonnen hatte; der Zukunft blieb es vorbehalten, inwieweit sich aus diesem Staatenbunde ein einheitliches Kaiserreich entwickeln könne. Was Otto für die Vereinigung der einst zur karolingischen Monarchie gehörigen Länder leistete, ist dem an die Seite zu stellen, was sein Vater einst für die Verbindung der deutschen Länder erreicht hatte; es ist nicht viel mehr, noch viel weniger.

Die Westländer der karolingischen Monarchie standen etwa in demselben Verhältniß jetzt zu dem Kaiser, wie einst die christlichen Staaten Spaniens und die angelsächsischen Reiche zu Karl dem Großen. Und hatten diese schon zu dem fränkischen Kaiserthum ein freieres Verhältniß bewahrt, so stand um so weniger zu erwarten, daß sie sich durch das deutsche enger fesseln lassen würden. Und so finden wir sie denn in der That ohne alle nähere Beziehungen zu Kaiser Otto; ja wir müssen glauben, daß der Angelsachse Edgar, obwohl des Kaisers Neffe, ausdrücklich jede Anerkennung einer oberherrlichen Gewalt ihm

965. versagte und daß gerade dadurch die von König Heinrich angeknüpften Verbindungen der Sachsen diesseits und jenseits der See sich wiederum lösten. Denn wie ist es sonst zu erklären, daß Edgar, der übrigens gerade in nähere Verbindungen mit dem Festlande trat, als seine Vorfahren, sich selbst den Titel Imperator Augustus beilegte und sich einen Kaiser über alle Könige und Nationen auf den Inseln des Oceans nannte?

Aber wenn auch nach Abend hin schwächer, als das Kaiserthum Karls des Großen, hat Ottos Herrschaft dennoch nach anderen Seiten weiter um sich gegriffen und eine tiefere Einwirkung geübt, nehmlich nach Osten und Norden; hier hat Otto zum guten Theil durchgeführt, was Karl begonnen hatte und was von dessen Nachfolgern völlig verabsäumt war. Die Barbaren — so nannte die römisch-germanische Welt jetzt die außer ihr stehenden heidnischen Nationen — wurden von Otto hier zum großen Theil der christlichen Kirche und damit dem Reiche dienstbar gemacht; die Völker wurden dem Kaiser tributbar, ihre Fürsten ihm lehnspflichtig, ihre Kriegsschaaren mußten seinem Aufgebote in fremde Länder folgen. Auf die Unterwerfung dieser barbarischen Nationen gründete sich hauptsächlich die universelle Bedeutung des neuen Kaiserthums, aber auf die Ausrottung der fremden Nationalitäten, auf die Vernichtung der einheimischen Gewalten war es doch auch hier nicht einmal abgesehen. In den Marken, den Dämmen des Reichs gegen die noch immer anstürmenden Völkerwogen, kamen freilich die unterworfenen Völker völlig unter die Dienstbarkeit der Deutschen; hier herrschten deutsche Herren und deutsche Priester, deutsche Ansiedler kamen in das Land, und der Boden wurde unter deutsche Kriegsknechte vertheilt; nur als Ausnahme muß es gelten, wenn hier und da sich ein einheimisches Fürstengeschlecht erhielt. Es war da unvermeidlich, daß die Nationalität der Besiegten nicht allmählig zurückgedrängt wurde; aber anders war es in den bezwungenen Ländern jenseits der Marken. Sobald hier ein Volk Unterwerfung versprach, der Fürst den Lehnseid leistete, das Land der Predigt des Evangeliums eröffnet wurde, so trat die Nation in jenen großen Völkerbund, der das Wesen des Kaiserreichs ausmachte, als berechtigt ein, und das Völkerrecht, das nach den Ansichten der Zeit für Heiden keine Geltung hatte, regelte fortan ihr Verhältniß zu den andern christlichen Staaten. Die Fürsten, die im Norden und Osten sich dem Kaiser in Lehnspflicht ergaben, blieben im unbestrittenen Besitz ihrer Regierungsrechte, die in diesen noch völlig unentwickelten Staaten durch die Verbindung mit dem Kaiser viel mehr gestärkt als geschwächt

wurden; der Kaiser übte auf die Länder derselben im Innern kaum eine andere Einwirkung, als durch die von ihm gesetzten Bischöfe. So war damals das Verhältniß des Kaisers zum Böhmenherzoge, so gestaltete es sich bald nachher zu dem Herzog der Polen und zu dem dänischen Könige. 965.

Man sieht, dieses Kaiserthum, obschon es der abendländischen Welt wieder einen gewissen Zusammenhalt und Mittelpunkt giebt, ist dennoch keine Macht, welche die Entwickelung der Nationalitäten und selbstständiger auf ihnen begründeter Staaten geradezu hemmte und niederdrückte; es läßt ihnen vielmehr eine für sein eigenes Wachsthum und seinen eigenen Bestand überaus gefährliche freie Bewegung. Es ist darin, wenn es sich auch das römische nennt, doch durch und durch deutsch. Sobald die Nationen erstarkten und sich staatlich fester zusammenschlossen, konnten die oberherrlichen Rechte des Kaisers zu einem Nichts zusammenschrumpfen und das Kaiserthum zu einer idealen Fiction werden, die auf den Gang der Dinge ohne erheblichen Einfluß blieb.

Aber unter Otto war dieses Kaiserthum eine wahre und wesenhafte Macht; trotz der losen Verbindung, in der zu demselben die Staaten des Abendlands standen, drängt sich die Summe der welthistorischen Bewegung in ihm zusammen. Nicht von anderen Seiten empfing es Anstoß und Richtung, sondern es bestimmte frei über die Geschicke Europas. In alle Bewegungen der Zeit griff Otto mit Kraft und Erfolg ein, er regierte in Wahrheit die abendländische Welt mit der Macht eines Kaisers; der kaiserliche Titel war kein leerer Name, wie in den letzten Zeiten der Karolinger. Aber nicht durch Gesetze, nicht durch einen kunstreichen Staatsorganismus, nicht durch ein großes Beamtenheer beherrschte Otto das Abendland, sondern vor Allem durch die gewaltige äußere Machtfülle, welche seine Siege ihm in die Hand gelegt hatten. Durch das große kampfgeübte Heer seiner deutschen Vasallen besiegte und unterwarf er im Norden und Osten die Dänen und Slawen, nöthigte dann die Ungern von ihrem nomadischen Räuberleben zu lassen und in der Donauebene feste Wohnsitze zu suchen, so daß nun das Thor, durch welches bis dahin stets von Neuem rohe, Alles mit Vernichtung bedrohende Völkermassen über das Abendland eingebrochen waren, für immer geschlossen wurde; sein Siegesruhm und seine sich immer weiter ausbreitende Lehnshoheit machten ihn zum Protector des burgundischen und französischen Reichs, dann zum Herrn der Lombardei und der Stadt Rom. Mit den kriegerischen Kräften Deutschlands hielt Otto die umwohnenden Völker

965. danieder, aber durch die so gewonnene Macht steigt er wieder selbst hoch empor über die Schaar seiner eigenen stolzen Vasallen; nur dadurch, daß er es zu einer wahrhaft königlichen Stellung in Deutschland brachte, gewinnt er die Kaiserkrone, aber diese sichert und befestigt wieder erst recht sein und seines Hauses Ansehen in den deutschen Ländern. Darauf beruht vornehmlich seine Alles überragende Stellung, daß er der erste und mächtigste Oberlehnsherr der Christenheit ist, daß er als solcher in jedem Augenblick ein zahlloses Kriegsheer aufbringen kann, dem kein Volk, kein Fürst des Abendlandes mehr gewachsen ist. Aber doch nicht darauf allein; auch die katholische Geistlichkeit, wie sie weit über den ganzen Occident verbreitet ist, dient ihm gleichsam als eine andere Vasallenschaar in Inful und Stola; er ernennt die Erzbischöfe und Bischöfe in seinem deutschen und italischen Reiche, wie in den neubekehrten Ländern des Nordens und Ostens; er beherrscht den Nachfolger des heiligen Petrus und übt durch ihn auf die kirchliche Bewegung auch in den westlichen Ländern, wo er die Würdenträger der Kirche nicht selbst setzt, dennoch einen entscheidenden Einfluß. Das scheinen genügende Mittel, um eine weit- und durchgreifende Herrschaft zu begründen, und sie waren es in der Hand einer großen, hervorleuchtenden Persönlichkeit. Aber sie erheischen eben auch eine so kraftvolle Handhabung, wie man in Otto sie findet. Von den Marschen der Elbe eilt er bis zu den Abruzzen, von den Ufern des Rheins bald zu den Gestaden des adriatischen Meers, bald zu den Dünen der Ostsee; unablässig ist er in Bewegung, unaufhörlich in den Waffen, erst gegen die Dänen und Wenden, dann gegen die Griechen und Langobarden; da ist keine Grafschaft in dem weiten Reiche, kein Bisthum in der katholischen Christenheit, das er nicht in das Auge faßte und überwachte. Wo er aber auch weilt und was er auch unternimmt, all' sein Thun ist voll Feuer, Kraft und Nerv; überall trifft es zum Ziele. Dieses Kaiserthum ist das allerpersönlichste Regiment, das es jemals gegeben hat.

---

965. Aus unseren nordischen Gegenden hatte sich das Glück des sächsischen Hauses erhoben; in den Kämpfen mit Dänen, Wenden und Czechen war der Siegesruhm Heinrichs und Ottos begründet; durch Verbindungen mit den überseeischen Sachsen hatte sich das neue Königsgeschlecht zuerst gestärkt; es schien geraume Zeit, als werde

der Schwerpunkt des neuen Reichs im Norden bleiben, als werde 965.
sich von dort aus eine gewaltige Macht bis zu den äußersten Völkern gen Mitternacht ausbreiten. Ottos Züge nach Italien haben die Entwickelung der Dinge nach einer andern Seite geleitet. Südwärts zog es noch einmal die germanische Welt, und Otto folgte mit seinem Volke diesem großen providentiellen Zuge. Seitdem dann das römische Kaiserthum gewonnen war, galt es dasselbe zu bewahren, und südwärts mußten sich deshalb immer wieder die Blicke der Könige und des deutschen Volkes richten. So war es auch der Süden vornehmlich, der in Ottos letzten Lebensjahren seine Sorgen in Anspruch nahm und seine Aufmerksamkeit fesselte. Aber nie ließ er darüber die Angelegenheiten des Nordens außer Acht, und vor Allem beschäftigten sie seinen Geist, als er damals von seinem zweiten Zuge über die Alpen nach Sachsen zurückkehrte.

Nicht ohne große Anstrengungen hatten während der Abwesenheit des Kaisers Herzog Hermann und Markgraf Gero den Frieden dem Sachsenlande erhalten. Noch immer ließ Herzog Hermann der ungestüme Geist seines Neffen Wichmann nicht Ruhe. Unauslöschlicher Haß gegen seinen Oheim und dessen mächtigen Gönner, den Kaiser, flammte in der Brust des kraftvollen Mannes, und trieb ihn auf die wildverworrensten Bahnen und endlich an den jähen Abgrund, in dem er seinen Untergang finden mußte. Trotz jenes furchtbaren Eides, mit dem er sich Otto verpflichtet hatte, sann er bald auf neue gefahrvolle Abenteuer, um seinem thatenlosen Leben in der Heimath ein Ende zu machen. Als sich die Rückkehr des Kaisers aus Italien länger, als man erwartet hatte, verzögerte, begab er sich an die Nordgrenze des Reichs und ließ dem Dänenkönig Harald ein Bündniß anbieten. Jetzt, ließ er ihm melden, sei es an der Zeit, das Sachsenland zu überfallen, da es des königlichen Schutzes entbehre. Doch mit Recht traute der König dem meineidigen Manne nicht. Hätte Wichmann, ließ er ihm antworten, seinen Oheim oder einen andern vornehmen Sachsen erschlagen, so würde er seinen Worten glauben; so aber schiene ihm sein Anerbieten nur eine listige Falle, und er werde sich hüten in dieselbe zu gehen. Inzwischen hatte aber Wichmann bereits eine Schaar unruhiger Gesellen um sich gesammelt, die auf den Wegen lagerten, die Kaufleute überfielen und offen den Landfrieden brachen. Mehrere dieser Räuber wurden ergriffen, und Herzog Hermann ließ nach richterlichem Spruch sie mit dem Strange hinrichten; auch seine Neffen Wichmann und Ekbert stellte er vor Gericht, und nur mit genauer Noth entgingen sie einem gleichen

963. Spruche und gleicher Strafe. Herzog Gero, der Wichmanns neue schwere Verschuldigung nicht mehr bezweifeln konnte, wollte nicht ferner die übernommene Bürgschaft für ihn leisten; schutzlos verließ deshalb Wichmann Sachsen und wandte sich abermals zu den Wenden. Gern nahmen diese auch diesmal ihn auf, denn sie lagen so eben im Kriege mit ihren Nachbaren im Osten, den ihnen stammverwandten Polen, deren Name hier zum ersten Male in der Geschichte erscheint. Wichmann, der kriegskundige deutsche Mann, wurde der Führer der Wenden gegen die Polen; mehrmals entrang er diesen den Sieg und schlug in zwei blutigen Schlachten Mieczislaw, den Polenherzog, aufs Haupt.

Aber der Polenherzog unterwarf sich in seiner Bedrängniß nicht Wichmann und den Wenden, sondern Kaiser Otto und Herzog Gero. Lange war Ruhe gewesen in Geros Marken, da erhoben sich noch einmal — es war im Jahre 963 — die Lausitzer an Spree und Neiße zu einem Aufstand, und noch einmal mußte der alte Kriegsheld gegen die Wenden sein Schwerdt ziehen. Er siegte in einer heißen Schlacht, in dem viele vornehme Sachsen fielen, unter ihnen Siegfried, ein Neffe Geros, an dem er nach dem frühen Tode seiner Söhne mit väterlicher Zärtlichkeit gehangen hatte; dennoch war der Sieg so vollständig, daß die Lausitzer keinen weitern Widerstand wagten und zur Strafe ihres Ungehorsams das härteste Joch der Knechtschaft auf sich nehmen mußten. Bis zur Oder rückte Gero auf diesem Kriegszuge vor und stand so an den Grenzen der Polen, die eben damals mit den Wenden im Kriege lagen. Zweien Feinden war der Polenherzog nicht gewachsen; er suchte daher die Freundschaft der Deutschen nach, unterwarf sich und sein Volk dem Kaiser, leistete den Lehnseid und zahlte von dem Lande bis zur Warthe Tribut.

Es war die letzte Waffenthat Geros, daß er das neue Kaiserreich bis über die Oder ausbreitete und den deutschen Namen auch hier zu Ehren brachte; dann sagte er dem weltlichen Treiben ab. Noch in demselben Jahre begab er sich, nachdem er die Erlaubniß des Kaisers dazu eingeholt hatte, als Pilger nach Rom, legte am Grabe des heiligen Petrus seine siegreichen Waffen nieder und weihte sich und sein ganzes Eigenthum dem Dienste Gottes. Gero hatte nehmlich nach dem frühen Tode seiner Söhne Siegfried und Gero auf einem seiner Eigengüter am Harz unweit Quedlinburg das Kloster Gernrode gestiftet und zu dessen Aebtissin Hedwig, eine Nichte der Königin Mathilde, die noch nicht zwanzigjährige Wittwe seines Sohns Siegfried, eingesetzt. Dem von ihr geleiteten Kloster und der schönen

Kirche — das Bauwerk ist noch jetzt in allen wesentlichen Theilen er- 965.
halten und das durch sein Alter merkwürdigste kirchliche Denkmal im östlichen Sachsen — schenkte Gero jetzt nach dem Tode seines Neffen Siegfried Alles, was er noch sein eigen nannte; erwirkte dem Kloster vom Kaiser und Papste Privilegien und unterwarf es unmittelbar dem heiligen Paulus und Petrus und der römischen Kirche, der Gernrode jährlich ein Pfund Silber als Zins zahlen sollte. „Und so bitte ich „euch," sagt Gero in der darüber ausgestellten Urkunde, „ihr beiden „großen Leuchten der Kirche, Petrus und Paulus, daß ihr meiner „Seele nach dem Absterben des Fleisches die Thore des Paradieses „eröffnet und am jüngsten Tage meine Fürsprecher und Vertreter bei „Gott seid, auf daß ich nach dem Gericht zu euch in die lichten Woh- „nungen des Himmels eingehe und dort ewiglich lebe." Bald nach seiner Rückkehr von Rom — ein Arm des heiligen Cyriacus war ihm das schönste Reisegeschenk, was ihm der Papst mitgab — starb Gero, „der Markgraf von Gottes Gnaden," wie er sich selbst nannte, am 20. Mai des Jahres 965, und fand seine Ruhestätte zu Gern- rode in der von ihm gestifteten Kirche. Ein großer Kriegsheld, dessen Name lange in der Sage und im Liede fortgelebt hat, war einer Zeit, die zu gewaltigen Dingen gewaltige Kräfte brauchte, entrissen wor- den, und mit dem tiefsten Schmerz vernahm Kaiser Otto, der eben damals nach Sachsen zurückkehrte, die Kunde von Tode des Hel- den.

Wem sollte Geros Markherzogthum jetzt zufallen, wem die gro- ßen Reichslehen, die er innegehabt hatte, ertheilt werden? Das war die erste und nächste Sorge des Kaisers. Sei es, daß er Bedenken trug, einem Mann abermals eine so ungewöhnliche Macht zu über- tragen, oder mochte der rechte Mann für eine solche Stellung fehlen, Otto ließ Geros Markherzogthum nicht ganz in alter Weise bestehen, sondern theilte die Macht desselben unter mehrere Grafen, die meist schon bisher unter Gero kleinere Theile seines weiten Amtsgebiets verwaltet hatten. Dietrich wurde Markgraf der Nordmark, die man später die Altmark genannt hat; ihm wurden die Liutizen und He- veller, die wendischen Stämme um die Havel bis zur Tollense und unteren Oder, zunächst untergeben. Die sächsische Mark an der un- teren Saale und Mulde bis zur Elbe, von der die Niederlausitz und jenseits der Oder Polen bis zur Warthe abhing — sie wurde später die Ostmark oder Mark Lausitz genannt — wurde unter zwei Mark- grafen getheilt: Thietmar, einen Schwestersohn Geros, und den tapfern Hodo, der die östlichen, mehr den Angriffen ausgesetzten Landestheile

965. unter sich hatte. Die thüringische Mark von der oberen Saale bis zur Elbe, aus der sich später die Mark Meißen bildete und von der aus die Niederlausitz im Gehorsam erhalten wurde, theilte der Kaiser unter drei Markgrafen: Günther, Wigbert und Wigger. Jeder dieser sechs Markgrafen erhielt mit diesem Titel zugleich im Wesentlichen die bisher von Gero geübten Rechte und die von ihm besessenen Reichslehen innerhalb seines Amtsbezirks; damit es ihnen aber nicht in gefährlichen Zeiten an einem Mittelpunkt fehle, wurde Dietrich die Oberaufsicht über alle diese Marken mit dem Titel eines Markherzogs ertheilt.

Ein unerwarteter schwerer Trauerfall rief den Kaiser im Winter nach Lothringen zurück. Sein Bruder Brun starb, als er erst das vierzigste Jahr erreicht hatte, plötzlich auf einer Reise nach Frankreich, wohin ihn seine hadernden Neffen abermals gerufen hatten, am **11.** Oktober **965** zu Reims. Bei der überaus einflußreichen Stellung Bruns war sein Tod ein Ereigniß von der größten Bedeutung, das nicht allein tief in die staatlichen und kirchlichen Verhältnisse Lothringens, sondern in alle Angelegenheiten des Reichs eingreifen mußte. Zum Glück waren die Verhältnisse in Lothringen durch Bruns weise Fürsorge so geordnet, daß sie in sich selbst die Bürgschaft für eine längere Zeit zu tragen schienen. Folkmar, früher Bruns Kanzler, trat in das erzbischöfliche Amt desselben ein. Das alte Herzogthum Lothringen ging mit Brun unter; Herzog Friedrich behielt seine Gewalt in Oberlothringen; in Niederlothringen wurde kein eigener Herzog bestellt, sondern das Land kam, wie dies mit Franken und wahrscheinlich auch mit einem Theile Sachsens der Fall war, unmittelbar unter die Krone. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Otto dadurch die alten Kaisersitze Karls des Großen der unmittelbaren Herrschaft seiner Nachfolger sichern wollte. Um die Zustände in Frankreich dauernd zu befestigen und der königlichen Gewalt dort eine neue Stütze zu geben, vermählte Otto seine Stieftochter Emma, das einzige Kind Adelheids aus erster Ehe, dem jungen König Lothar. Die Geschäfte der deutschen Reichskanzlei kamen jetzt ganz unter die Aufsicht des Erzbischofs Wilhelm, und der Mainzer Erzbischof war fortan der einzige Erzkanzler des deutschen Reichs. Es spricht sich hierin deutlich genug aus, wie der Gedanke eines einigen deutschen Reichs mehr und mehr schon zum Durchbruche kam.

966. Im Frühjahr **966** kehrte der Kaiser abermals nach Sachsen zurück; es waren jetzt vorzüglich kirchliche Pläne und die Mission unter den Heiden, die seine Thätigkeit hier in Anspruch nahmen. Niemals hat

man in Sachsen eifriger Kirchen und Klöster begründet, als damals, 966. die ganze kaiserliche Familie und ein großer Theil des Adels lebte und webte in geistlichen Stiftungen. Das alte Heidenland wurde ein überaus fruchtbarer Boden für christliche Schöpfungen und zugleich eine Pflanzschule derselben für den Norden und Osten. Unermüdlich in ihrer Sorge für fromme Stiftungen war vor Allem die Mutter des Kaisers. Noch vor Kurzem hatte sie zu Nordhausen den Bau eines neuen Nonnenklosters begonnen, denn sie liebte diesen Ort vor anderen, weil sie hier mit König Heinrich glückliche Tage verlebt und hier ihm Heinrich und Gerberge geboren hatte. Es war daher ihre größte Sorge, wie sie das neue Kloster, nachdem sie schon das Meiste ihrer Habe an andere fromme Stiftungen vertheilt hatte, würdig ausstatten könnte, da sie befürchtete abzuscheiden, ehe noch Alles vollendet wäre. Sie ruhte deshalb nicht eher, als bis Otto selbst nach Nordhausen kam und ihr versprach sich des Klosters' gleichsam als ihres Testaments anzunehmen. Der heiligste Ort blieb ihr aber immerdar Quedlinburg, wo König Heinrich ruhte, und gewiß erfüllte es ihr Herz mit der größten Freude, als damals das dortige Kloster durch die höchsten Ehren ausgezeichnet wurde. Um Ostern 966 wurde nehmlich die einzige lebende Tochter des Kaisers, die nach der Großmutter Mathilde genannt und berufen war die fromme Thätigkeit derselben einst fortzusetzen, unter großen Feierlichkeiten in Gegenwart der ganzen kaiserlichen Familie und aller Fürsten und Bischöfe des Reichs zur Aebtissin des Stifts geweiht.

Die großartigsten Aussichten eröffneten sich in dieser Zeit der Mission. Gerade damals geschah es, daß der Dänenkönig Harald mit den Seinen die Taufe nahm. Nach langem Schwanken hatte er sich bekehrt, als ein Geistlicher, Namens Poppo, um die Macht Christi dem zweifelnden König darzuthun, eine glühende schwere Eisenstange ergriffen und eine weite Strecke ohne sich zu verletzen getragen hatte. Da schwanden Haralds Zweifel, und er wurde nicht allein selbst Christ, sondern gebot auch allen seinen Unterthanen die falschen Götter zu verlassen und Christus allein als Gott zu verehren. Zu derselben Zeit trat der Herzog Miecziſlaw mit seinen Polen zum Christenthum über. Nicht ein Priester, sondern die fromme Dubrawka, die Tochter des Böhmenherzogs Boleslaw, war es, die nach ihrer Vermählung mit Miecziſlaw zuerst Christus unter den Polen predigte, aber deutsche Mönche setzten bald das von ihr begonnene Werk fort. Und selbst weiter nach dem Osten hin zeigten sich für die abendländische Kirche schöne Hoffnungen. Um die Mitte des neunten Jahr-

966. hunderts waren durch Warägerschaaren unter den uneinigen slawischen Stämmen am Wolchowstrom und am Dniepr mehrere Kriegsherrschaften errichtet worden; durch Rurik und seinen Sohn Igor wurden sie zu einem Reiche, dem russischen, vereinigt, das schnell zu bedeutender Macht gedieh, so daß es selbst dem griechischen Reiche schon gefährlich wurde. Aus feindlichen Beziehungen entspannen sich freundliche zwischen den Höfen von Constantinopel und Kiew, und Olga, Igors Wittwe, empfing im Jahre 957 zu Constantinopel die Taufe und in ihr den Namen Helena. Die russische Zarin, die damals für ihren unmündigen Sohn Swiatoslaw die Regierung führte, suchte in ihrem Reiche alsbald das Christenthum zur Herrschaft zu bringen; im Jahre 959 erschienen an Ottos Hofe Gesandte von ihr und baten um einen Bischof und Priester für das Volk der Russen. Otto entsprach ihren Wünschen, und als der Mönch Libutius, dem zuerst die Mission übertragen war, unerwartet starb, wurde Adalbert, ein gelehrter Mönch im Kloster St. Maximin zu Trier, zu den Russen geschickt. Aber der Erfolg entsprach übel den gehegten Erwartungen. Helena fand in ihrem Volke und selbst in ihrem eigenen Sohn bei der Einführung der neuen Lehre hartnäckigen Widerstand, und Adelbert mußte den Schwierigkeiten, die sich seinem Wirken entgegenstellten, endlich weichen; nicht ohne mannigfache Gefahren zu bestehen kehrte er nach Sachsen zurück. Bald danach übernahm Swiatoslaw selbst die Regierung des Reichs und verfolgte die Bekenner des christlichen Glaubens; die kaum angeknüpften Verbindungen Rußlands mit dem abendländischen Kaiserreiche wurden auf Jahrhunderte wieder unterbrochen.

Ein großer gemeinsamer Zug geht durch alle diese kirchlichen und staatlichen Bewegungen im Osten und Norden Europas, den Otto in seiner ganzen Bedeutung erkannte und zu nützen suchte. Die Mission im Norden war dem Hamburger Erzstift übergeben; Otto unterstützte nicht nur die Bestrebungen desselben in aller Weise, sondern gab damals auch große Freiheiten und Rechte den Hamburg untergeordneten Bischöfen im dänischen Reiche. Während hier die Grundzüge einer großen kirchlichen Organisation bereits gegeben waren und nur der Entwickelung bedurften, war dagegen die Mission im Osten noch in völlig ungeordnetem Zustande. Das Erzbisthum Magdeburg war noch nicht in das Leben getreten und fand jetzt, nachdem Erzbischof Wilhelm den Widerstand aufgegeben hatte, an dem Bischof von Halberstadt einen hartnäckigen Widersacher. Wohl wäre es an der Zeit gewesen, den großen Gedanken des Kaisers

rasch und kräftig in das Leben zu führen, der Mission im Osten durch 966.
das neue Erzbisthum Mittelpunkt und Halt zu geben und so dem Christenthum unter den slawischen Völkern zum vollständigen Siege zu verhelfen, aber der harte Sinn des Bischofs setzte allen Bemühungen des Kaisers unausgesetzt den festesten Widerstand entgegen. So mußte sich Otto damals begnügen durch eine Reihe von Schenkungen an das Moritzkloster der Begründung des Erzbisthums vorzuarbeiten und in den darüber ausgefertigten Urkunden auf die beabsichtigte Erhöhung Magdeburgs hinzuweisen.

Ehe Otto noch mit diesen Arbeiten für die Ausbreitung der christlichen Kirche und seiner Kaisermacht zum Ziele gediehen war, wurde er bereits wieder über die Alpen und in die südlichen Länder seines Reichs gerufen. Bevor er jedoch Sachsen verließ, besuchte er noch einmal seine Mutter, die er nicht mehr hoffen durfte im Leben wiederzusehen. Mehrere Tage — so erzählt die spätere Lebensbeschreibung der Königin Mathilde — verlebte der Kaiser noch mit ihr zu Nordhausen; als aber der Tag der Trennung anbrach, da erhoben sich beide früh am Morgen und sprachen viel und lange miteinander nicht ohne Thränen, dann gingen sie zusammen zur Kirche und hörten die Messe. Das Herz der alten Königin war tief betrübt, aber sie ließ ihre Mienen die innere Bewegung nicht verrathen. Als beide aus der Kirche traten, blieben sie in der Thür stehen; unter hellen Thränen schlossen sie sich in die Arme; Otto schwang sich auf sein Roß; die Mutter kehrte in die Kirche zurück und eilte zu der Stelle, auf der Otto währen dder Messe gestanden hatte; hier warf sie sich hin, und küßte die Spuren seiner Füße. Der Graf Witigo und andere Hofleute meldeten dem Kaiser diesen rührenden Beweis der mütterlichen Zärtlichkeit; sofort sprang er vom Pferde, eilte zur Kirche und erhob die Mutter. „Durch welchen Dienst,“ sprach er, „kann ich dir diese „Thränen vergelten?“ Mit bebender Stimme wechselten sie tiefbewegte Worte, bis die alte Königin endlich selbst den Abschied beschleunigte. „Wie schwer es uns fällt,“ sagte sie, „wir müssen uns „trennen, und der Anblick vermindert den Schmerz nicht, sondern er„höht ihn. Gehe hin in Frieden! Mein Angesicht wirst du in die„sem sterblichen Leibe nicht mehr sehen.“

In der Mitte des Augusts hielt Otto einen Reichstag zu Worms, wo er Alles zu seinem dritten Zuge über die Alpen mit Schnelligkeit ordnete und die nöthigen Vorkehrungen für die Zeit seiner Abwesenheit von den deutschen Ländern traf. Die Regierung sollte hier der junge König Otto unter der Leitung seines Oheims, des Erzbischofs

963. Wilhelm führen. Dann zog Otto, von seiner Gemahlin und vielen deutschen Großen begleitet, den Rhein hinauf und überstieg, seinen Weg über Chur nehmend, mit einem beträchtlichen Heere die Alpen. Im September war er in der Lombardei; gegen Weihnachten stand er mit dem Heere vor Rom.

Wie zu erwarten stand, waren gleich, nachdem der Kaiser Italien verlassen hatte, daselbst wieder Unruhen ausgebrochen; zunächst in der Lombardei, wo Berengars Söhne Adalbert, Kuno und Wido wiederum erschienen und selbst Männer, die Otto ausgezeichnet hatte, auf ihre Seite zogen. Mehrere fränkische Grafen, die Otto zurückgelassen, ließen sich in hochverrätherische Verbindungen mit Adalbert ein, und sogar Wido von Modena, der Erzkanzler in Italien, gerieth in Verdacht sich mit den Gegnern des Kaisers verbunden zu haben und wurde seines Amtes entsetzt, das dem Bischof Hubert von Parma übertragen wurde. Fremdlinge, wie Rather von Verona, die nur in der Macht des Kaisers gegenüber einer abgeneigten städtischen Bevölkerung ihre Stütze gefunden hatten, geriethen in die drangvollste Lage. Dennoch wurde der Aufstand bald unterdrückt. Der Schwabenherzog Burchard, den der Kaiser nach der Lombardei sandte, besiegte die Rebellen am 25. Juni 965 in einer Schlacht, in der Wido fiel; Kuno ergab sich, und Adalbert suchte abermals sein Heil in der Flucht. Als der Kaiser im Herbst 966 in der Lombardei erschien, fand er keinen Feind mehr; es blieb ihm nur das Gericht über die Empörer, die er meist in die Verbannung über die Alpen sandte.

Indessen hatten sich aber auch die Römer von Neuem aufgelehnt, und was hier geschehen war, mochte Otto zunächst bewogen haben zum dritten Male über die Alpen zu ziehen und ohne Aufenthalt jetzt seinen Weg gegen Rom zu nehmen. Im März 965 war Papst Leo VIII. gestorben, und die Römer, diesmal ihres Eides eingedenk, hatten den Kaiser über die Besetzung des Stuhls Petri befragt und nach seinem Willen den Bischof Johann von Narni erwählt, der am 1. Oktober als Johann XIII. den römischen Bischofsstuhl bestieg. Der neue Papst, obwohl aus einer vornehmen römischen Familie stammend, die sich schon seit vielen Jahren in dem Besitz des Bisthums Narni erhalten hatte, war doch dem Kaiser ganz ergeben, und da man ihn auch sonst für einen würdigen Mann hielt, bauten die

strenger gesinnten Geistlichen große Hoffnungen auf das vereinte Wirken des Kaisers und Papstes. Aber trotzdem, daß seine Wahl einmüthig gewesen war, gerieth Johann bald in erbitterte Streitigkeiten mit dem römischen Adel, da er gegen den Uebermuth desselben rücksichtslos auftrat und, wie es scheint, seine eigene Familie übermäßig begünstigte. Rodfred, ein Graf in der Campagna, der Präfect der Stadt Petrus und selbst ein hoher Palastbeamter des Papstes, Stephan mit Namen, stellten sich an die Spitze einer Verschwörung, bemächtigten sich am 16. December 965, vom Adel und der niederen Volksklasse unterstützt, der Person des Papstes, den sie erst auf der Engelsburg gefangen hielten, dann aus Rom fortführten und in eine feste Burg der Campagna einkerkerten. Hier blieb der Papst mehrere Monate, bis Rodfred und Stephan die verdiente Rache traf. Es erhob sich in Rom eine Gegenpartei, und in einem Volksauflaufe wurden Beide erschlagen. Der Papst entkam darauf seiner Haft und flüchtete sich zunächst nach Capua, wo er bei dem Fürsten Pandulf gastliche Aufnahme fand. Pandulf führte seinen Schützling nach Rom zurück, als Otto bereits über die Alpen gekommen war. Jeder Widerstand der Römer würde vergeblich gewesen sein; sie öffneten am 12. November 966 dem Papste nicht allein die Thore, sondern holten ihn sogar im feierlichen Zuge ein. Als Otto gegen Rom anrückte, fand er auch hier keinen Feind mehr, und die ganze Gewalt in der Stadt ruhte bereits wieder in den Händen des Papstes.

966.

Wenn aber die Römer geglaubt hatten durch die willige Aufnahme des Papstes den erzürnten Kaiser zu versöhnen, so hatten sie sich arg verrechnet. Ein schlimmes Weihnachtsfest bereitete Otto damals der Stadt. Die Führer des Aufstands ließ er ergreifen; die vom Adel sandte er in die Verbannung nach Deutschland; aus den niederen Klassen des Volks ließ er elf Männer mit dem Strange hinrichten; die Gräber des Rodfred und Stephanus wurden aufgewühlt und ihre Gebeine zerstreut; den Präfect Peter gab Otto in die Gewalt des Papstes, der ihn mit abgeschorenem Bart und Haupthaar an der Reiterstatue des Constantin aufhängen, dann wieder abnehmen, rücklings auf einen Esel setzen und in dem schmählichsten Aufzug unter dem Hohn des Volks durch die Straßen Roms führen ließ; nachher wurde Peter abermals eingekerkert und endlich über die Berge in die Verbannung geschickt. Es war ein schreckliches Strafgericht, das Otto über Rom verhängte, aber der Schrecken schien nöthig, um endlich das Regiment des Kaisers und des vom Kaiser gesetzten Papstes dauernd in der Stadt zu sichern. Der Papst sprach sel-

966. bald danach aus, Rom, die Hauptstadt der Welt, sei dem Untergange nahe gewesen und nur durch Ottos Fürsorge gerettet. Die Zügel des kaiserlichen Regiments wurden nun erst in der Stadt mit voller Kraft angezogen, um dem Rotten- und Parteiwesen, dem Factionsgeist in Kirche und Staat mit Entschiedenheit entgegenzutreten. Vom Kaiser selbst wurde der Präfect jetzt eingesetzt und mit dem gezogenen Schwerdt belehnt, er trat fortan an die Stelle des kaiserlichen Sendboten, der in der karolingischen Zeit dauernd hier seinen Sitz gehabt und die kaiserlichen Rechte gewahrt hatte.

Otto feierte das Weihnachtsfest damals zu Rom in Gemeinschaft mit dem langobardischen Fürsten Pandulf und schloß mit ihm einen überaus wichtigen Bund. Pandulf beherrschte nämlich die Fürstenthümer Capua und Benevent; jenes allein, dieses in Gemeinschaft mit seinem Bruder Landulf; seine Herrschaft, vom einen zum andern Meere reichend, umfaßte einen bedeutenden Theil des untern Italiens, und ein ehrgeiziger und streitlustiger Fürst, wie er war, dachte er unaufhörlich auf die Vergrößerung seiner Macht. Aber seine Lage war nicht ohne große Gefahren; bald von den Griechen, bald von den Arabern angegriffen, stand er überdies mit dem Fürsten Gisulf von Salerno in ununterbrochener Fehde. Er bedurfte eines Halts, wie ihm nur Ottos Macht ihn bieten konnte. Willig ordnete sich daher Pandulf dem Kaiser als Lehnsmann unter, und der Kaiser war hocherfreut, so einen Anhaltspunkt im südlichen Italien zu gewinnen, von dem aus sich die Möglichkeit zeigte die ganze Halbinsel dem abendländischen Reich zu gewinnen. Er belehnte deshalb Pandulf zu den ererbten Fürstenthümern noch mit den Marken von Spoleto und Camerino und gab ihm dadurch eine Macht, wie sie seit langer Zeit kein italienischer Fürst bekleidet hatte.

Nachdem der Kaiser noch einer großen Synode im Anfange des 967. Jahrs 967 zu Rom beigewohnt hatte, begab er sich über Spoleto nach Ravenna, wo er das Osterfest verlebte. Auch der Papst war hier in seiner Umgebung, und in der zweiten Hälfte des Monats April wurde zu Ravenna eine Kirchenversammlung abgehalten, zu der 59 deutsche und italienische Bischöfe erschienen waren und auf der sehr folgenreiche Beschlüsse gefaßt wurden.

Vor Allem war es von Wichtigkeit, daß Otto hier die letzten Besitzungen, die seine kaiserlichen Vorfahren dem Stuhle Petri verbürgt hatten, dem Papste zurückgab, unter anderen Orten namentlich Ravenna mit seinem Gebiet. Alles, was der Stuhl Petri jemals an Land und Leuten im Abendlande besessen hatte, sowohl aus früherer Zeit,

wie durch die Schenkungen der Karolinger, erhielt er jetzt unver- 967.
kürzt zurück. Ein sächsischer Kriegsfürst war es, der das römische Bisthum wieder in seinem alten Glanze erneuerte. Freilich entäußerte sich Otto in Ravenna so wenig, wie früher in Rom, der oberherrlichen Rechte des Kaiserthums. Gerade damals ließ er sich dicht bei der Stadt einen Palast bauen und hielt in der Folge oft hier sein Hoflager, da Ravenna ihm gelegener als Rom schien, um sein Regiment zugleich über Deutschland und Italien zu handhaben.

Das Concil zu Ravenna trat ferner über das Erzbisthum Magdeburg in Berathung. Der Kaiser selbst berichtete den Bischöfen, wie er die Wenden mit großer Mühe und unsäglichen Gefahren zu dem Christenthum bekehrt habe, und forderte sie auf Fürsorge zu treffen, daß die Neubekehrten im Glauben erhalten würden. Das Concil beschloß darauf, wie es der Kaiser wünschte, daß zu Magdeburg als dem gelegensten Orte für die Mission bei der neugebauten Kirche des heiligen Moritz ein Erzbisthum für die slawischen Länder errichtet und die Bischöfe von Hamburg und Brandenburg ihm untergeordnet werden sollten, zugleich wurde dem Kaiser abermals das Recht zugestanden, an günstig gelegenen Orten neue Bischofssitze zu errichten, namentlich zu Merseburg, Zeitz und Meißen. Dieser Beschluß des Concils wurde durch eine Bulle des Papstes veröffentlicht, die Ausführung desselben aber noch von Verhandlungen mit dem Erzbischof von Mainz und dem Bischof von Halberstadt abhängig gemacht. Die Bulle des Papstes nennt Otto den erhabensten der erhabenen Kaiser; als der dritte nach Constantin — so heißt es in ihr — habe er die römische Kirche erhöht, und deshalb solle Magdeburg an Würde Constantinopel nicht nachstehen und den ersten Metropolen der Christenheit gleichgestellt werden. —

Wäre es allein Ottos Absicht bei seinem dritten Zuge über die Alpen gewesen, die Empörung niederzuwerfen und sich den Besitz seiner königlichen und kaiserlichen Gewalt in Italien zu sichern, so hätte er jetzt getrost wieder über die Alpen ziehen können. Aber seine Gedanken gingen weiter; auch dieser Zug sollte von großen, bleibenden Erfolgen begleitet sein. Er wollte durch denselben seinem Sohne das Kaiserthum sichern, durch eine Vermählung desselben seine Verhältnisse mit Constantinopel auf festen Grundlagen regeln, wie endlich Italien von den Ungläubigen reinigen, die schon über ein Jahrhundert lang zur Schmach der Christenheit dasselbe plündernd durchzogen.

Zunächst gelang es ihm von dem Papst das Versprechen zu erhalten, er werde den jungen Otto schon in der nächsten Zeit zum

967. Kaiser krönen. Der Kaiser erließ sogleich an seinen Sohn den Befehl im Herbst nach Italien zu kommen, um am nächsten Weihnachtsfest zu Rom die Kaiserkrone zu empfangen. Zugleich bemühte er sich aber auch schon für denselben um die Hand einer griechischen Kaisertochter.

Otto hatte bis dahin in freundschaftlichen Verhältnissen mit dem Hofe in Constantinopel gestanden; mehrfach waren Gesandte von dort mit ehrenden Geschenken und Versicherungen der kaiserlichen Freundschaft zu ihm gekommen, ja es war bereits schon früher davon die Rede gewesen, Theophano, die Tochter Kaiser Romanus II., dem jungen Otto zu vermählen. Auch als Otto die Kaiserkrone des Abendlands gewonnen und fast gleichzeitig wieder einmal ein mannhafter, tapferer Fürst in Nicephorus Besitz von dem morgenländischen Reiche ergriffen hatte, waren diese Verbindungen für den Augenblick nicht unterbrochen worden. Otto empfing noch um Ostern 967 eine Gesandtschaft von Constantinopel, welche ihn der Freundschaft des Kaisers versicherte. Um so eher konnte er darauf rechnen, daß man seine Werbung um Theophano nicht zurückweisen würde, und kaum hatten die griechischen Gesandten seinen Hof verlassen, so schickte er selbst Gesandte nach Constantinopel, um die Unterhandlungen wegen der Vermählung seines Sohnes mit Theophano zu eröffnen. An der Spitze dieser Gesandtschaft stand ein Venetianer, mit Namen Domenicus, der dem Kaiser besonders geeignet schien dies Geschäft zu betreiben. Denn die Venetianer, damals dem Kaiser für viele Gunstbeweise besonders verpflichtet, waren mit allen Verhältnissen in Constantinopel durch ihre Handelsverbindungen daselbst genau bekannt. Otto wünschte ohne Zweifel, daß Theophano als Mitgift seinem Sohne die Besitzungen der Griechen in Unter-Italien zubringen möchte, aber er legte mehr Gewicht, wie es schien, darauf, daß überhaupt nur die beabsichtigte Vermählung und ein festes Bündniß mit dem griechischen Kaiser zu Stande käme, als daß er ängstlich auf die Größe der Mitgift bedacht gewesen wäre; nur daß er nichts von dem Gewonnenen aufopfern und namentlich Pandulf und Landulf nicht der Pflicht gegen ihn wieder entlassen wollte.

An die Hoffnung eines Bundes mit Nicephorus knüpfte sich dann die Aussicht mit Erfolg die Ungläubigen bekriegen zu können. Einem vereinten Angriffe beider Reiche von der Land- und Seeseite aus hätten sie kaum zu widerstehen vermocht; man durfte hoffen, sie aus Garde-Frainet, aus ihren Schlupfwinkeln in Calabrien, ja aus Sicilien selbst zu verdrängen. Selbst aber ohne Unterstützung von

Constantinopel schien mit den vereinten Kräften Deutschlands und Italiens ein günstiger Erfolg nicht unmöglich. Die Christenheit hier zum vollständigen Siege über den Islam zu führen, das war ein Unternehmen Ottos kaiserlicher Stellung so würdig, wie kein anderes. Welcher glänzende Siegeskranz winkte ihm hier nach denen, die er den Wenden, Ungern und Dänen, den Heiden im Norden und Osten, bereits abgewonnen hatte! 967.

Mit solchen Absichten und Plänen beschäftigt verweilte Otto im Sommers 967 in Italien. Die Zeit seiner Rückkehr war noch nicht erschienen, doch hoffte er schon im nächsten Jahre sein Ziel so weit erreicht zu haben, daß er Italien verlassen könnte.

Aber er irrte sich, wenn er sich die Wege zu diesem Ziele eben und unbehindert vorstellte. Bald stieß er überall auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten und sah sich in Verhältnisse verwickelt, die selbst für ihn, den mächtigsten Fürsten des Abendlands, nicht so leicht zu beherrschen waren. Er wurde in Kämpfe verwickelt, bei denen die Streitmittel, mit denen er den Occident sich zu Füßen gelegt hatte, nicht ausreichten. Wollte es auch das Glück, daß er zu Constantinopel endlich seine Absichten durchsetzte, so gelang es ihm doch nicht einmal jenes kleine Räubernest der Araber zu Garde-Frainet zu zerstören.

5.

Ottos I. Verhältnisse zu den Arabern und Griechen.

Drei große Völkersysteme waren es, die durch ihren Gegensatz seit Jahrhunderten den Gang der Weltgeschichte bestimmten: die Masse der zum Islam bekehrten Stämme des Südens, die das Reich des Chalifen umschloß; das bunte Völkergemisch, das der griechischen Kirche anhing und von dem oströmischen Kaiser despotisch regiert wurde; die römisch-germanische Welt, die in dem Papste zu Rom ihr geistliches Oberhaupt sah und über die jetzt Otto als Kaiser gebot. Das waren die drei Großmächte der Zeit. Ihr Gegensatz, auf religiösem Glauben im tiefsten Grunde beruhend, durchdrang von dort aus alle kirchlichen, staatlichen, sittlichen Verhältnisse, alle Gewohnheiten des täglichen Verkehrs, die ganze Entwickelung der Kultur- 900—953.

900—959. zustände; er war ein vollständiger, niemals auszugleichender in allen und jeden Beziehungen des Lebens. Der Kampf zwischen diesen Mächten war eine Nothwendigkeit und konnte auf die Dauer nie ruhen. Wie oft sie auch schon sich mit den Waffen gemessen und ob sie hinreichend erfahren hatten, daß keine von ihnen im Stande sei sich zur vollständigen Herrschaft durchzukämpfen, der unversöhnliche Streit entbrannte immer von Neuem, und kein Gestade gab es am mittelländischen Meere, das er nicht mit Blut gefärbt hätte. Auf der Grenzscheide des neunten und zehnten Jahrhunderts war Italien die Palästra gewesen, auf der sie ihre Kräfte maßen; lange und heiß hatten sie hier miteinander gerungen, und sich zuletzt alle auf dem Kampfsplatz behauptet. Die Hitze des Streits war endlich ermattet, aber der Kampf damit nicht beendet; noch maß jeder Theil den andern mit argwöhnisch spähenden Blicken.

Mitten in diesen Widerstreit der großen Weltmächte wurde jetzt Otto geführt, nachdem er an die Spitze des Abendlands gestellt war. Aber wenn er auch bisher dem Kampfe ferner gestanden hatte, er trat doch nicht unvorbereitet in denselben ein. Längst hatte sein weitblickendes Auge jene gewaltigen Mächte in das Auge gefaßt, mit denen er nun seine Kräfte versuchen sollte.

Es ist der Beachtung werth, daß gerade zu derselben Zeit, wo das Abendland sich nach dem Verfall der karolingischen Monarchie in der traurigsten Zersplitterung und Auflösung zeigte, auch das morgenländische Kaiserreich in einen Zustand gänzlicher Erschlaffung verfiel, wie zu derselben Zeit auch die Macht der Chalifen ihrem völligen Verfalle entgegeneilte. Nur durch diese allen gemeinsame Schwäche erhielt sich in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts das Gleichgewicht der Gewalten, nur dadurch wurde der Orient und Occident vor einem neuen gefährlichen Ansturm der Araber bewahrt.

War das offenbar in der früheren Zeit die Stärke der Araber gewesen, die ihre Angriffe fast unwiderstehlich machte, daß die Summe aller geistlichen und weltlichen Macht in der Hand *eines* Mannes ruhte, daß *ein* Wille allen jenen unermeßlichen Schaaren, die dem Islam unterworfen waren, schrankenlos gebot, daß der Chalif, der Nachfolger Mohammeds, Kaiser und Oberpriester in *einer* Person, seine Heere nicht allein mit dem Siegesgefühl überlegener Streit-

kräfte, sondern auch mit dem Fanatismus des Glaubens erfüllte: so zeigte sich diese Macht jetzt gebrochen. Der Chalif Rhadi, aus dem Geschlecht der Abassiden, war der letzte Fürst der Gläubigen, der an seinem Hofe zu Bagdad die Würde und Pracht seiner Vorfahren zeigte, der noch einmal Worte der Lehre und Begeisterung zu der versammelten Menge sprach. Schon unter ihm erhoben sich die Emire, die Statthalter der Provinzen, trotzig und übermüthig gegen ihren Herrn; in seinem eigenen Palaste war Rhadi bald nicht mehr sicher, seine Leibwache bedrohte ihn mit dem Tode. Da legte er im Gefühl seiner Ohnmacht alle Regierungsgeschäfte in die Hand eines Dieners nieder: er verlieh Raik, dem Emir von Bassora, das neugeschaffene Amt eines Emir al Omra und machte ihn damit zum Befehlshaber der gesammten Kriegsmacht und zum Verwalter aller Einkünfte des ungeheuren Reichs. Nur seine geistliche Würde hatte sich Rhadi bewahrt, nur sie hinterließ er seinem Nachfolger, als er im Jahre 940 starb. Der neue Chalif wurde wie ein Gefangener gehalten, von einem Jahrgehalte fristete er sein thatenloses Leben, während alle Gewalt und alle Einkünfte in den Händen des Emir al Omra waren, dessen Stellung alsbald die Buiden gewannen, ein Geschlecht, das in Persien bereits eine erbliche Dynastie begründet hatte. Indessen setzten sich auch die Statthalter der anderen Provinzen in den erblichen Besitz des Emirats und gewannen schnell einen hohen Grad von Selbstständigkeit. Das Band des Ganzen war aufgelöst, die Glieder trennten sich vom Haupte. Der Emir al Omra fand bei den anderen Emiren alsbald nur so viel Anerkennung, als er mit Gewalt ihnen abzuringen vermochte; williger zollten sie dem machtlosen Abassiden den schuldigen Tribut religiöser Anerkennung, der aber in einer Zeit, wo die Kraft des Glaubens bereits im Sinken schien, kaum noch hohen Werth haben konnte.

900—958.

So war die Einheit des Islams gelöst, aber damit nicht die Gefahr für die Christenheit beseitigt. Alle seine Bekenner hatte der Koran zu Kriegern umgewandelt, welche die Siegesbahn, auf der sie so lange gewandelt hatten, nicht so bald wieder verließen; trieb sie der Glaube nicht mehr in den Kampf, so wirkten Habsucht und Ehrgeiz dasselbe, und die Emire eroberten nicht minder gern jetzt für sich, als früher für den Chalifen. Auch war mit Nichten die ganze Zukunft des Islams an das Geschlecht der Abassiden geknüpft, leicht konnte derselbe, wenn er einen neuen lebendigen Mittelpunkt fand, mit dem Fanatismus der früheren Zeit sich noch einmal erheben. Und ein solcher Mittelpunkt schien bereits gegeben.

900—958. Man wußte von einer Prophezeiung Mohammeds, daß vom Westen im Laufe der Zeit der Mahadi, d. h. der Regierer, kommen werde, um das gesunkene Reich der Moslems wieder zu erhöhen. Abu Abdullah trat nun im Anfange des zehnten Jahrhunderts in Afrika mit der Verkündigung auf, daß in einem gewissen Obeid Allah, der von Ali und der Fatime, Mohammeds Tochter, abzustammen sich rühmte, jener Mahadi erschienen sei, und wußte sich durch Ueberredung und Waffengewalt bald einen großen Anhang zu gewinnen. Den schwarzen Bannern der Abassiden gegenüber entfaltete er das weiße der Fatimiden und eilte von Sieg zu Sieg. Die Länder an den Nordküsten Afrikas leisteten Abu Abdallah keinen anhaltenden Widerstand. Hier standen damals in der Macht: die Ikschiden, die Egypten beherrschten; die Aglabiden, von Tunis aus die mittleren Theile Nord-Afrikas und die Inseln Sicilien, Sardinien und Corsica in Unterwürfigkeit haltend, durch ihre Flotten auf dem Mittelmeere mächtig; endlich die Edrisiden, deren Macht sich in den westlichen Gegenden entfaltete und deren Hauptsitz Fezz war. Alle diese Dynastien standen, wenn sie auch den Chalifen zu Bagdad noch als ihren geistlichen Oberherrn erkannten, längst in fast unumschränkter Macht da; doch in steten Fehden untereinander hatten sie ihre besten Kräfte verzehrt und zeigten sich jetzt den Fatimiden nicht mehr gewachsen. Zuerst machte Abu Abdallah im Jahre 907 der Herrschaft der Aglabiden ein Ende und setzte sich in den Besitz der früher von ihnen beherrschten Länder. Nach einem langen Bürgerkriege unterwarf sich Sicilien, von den Abassiden verlassen, den Fatimiden; auch die Araber auf Sardinien und Corsika erkannten diese als ihre Herren an. Die Edrisiden in Fezz wurden alsdann genöthigt sich dem Mahadi zu unterwerfen, und wiederholte Kriege erschütterten auch schon die Macht der Ikschiden. Jetzt erhob Abu Abdullah Ansprüche für den Mahadi auf alle von den Arabern unterworfenen Länder, auf das Chalifat und auf den Titel Emir al Mumenin, d. h. Fürst aller Gläubigen, den bis dahin nur die Chalifen von Bagdad führten.

Mochten nun immerhin die Anhänger der Abassiden die Fatimiden als Ketzer (Schiiten) brandmarken und die reine Lehre des Propheten als ihr Eigenthum ansprechen; es war doch klar, jene Kraft des Fanatismus, durch welche der Islam einst so große Dinge vollbracht hatte, war gerade in diesen Ketzern neu erwacht, und die Christenheit hatte noch einmal vor den Waffen der Araber zu zittern. Es

war die Zeit, wo sie nicht weit von den Thoren Roms standen, wo Genua von ihren Flotten genommen und geplündert wurde. 900—950.

Woher sollte da Rettung kommen? Auf dem Throne von Constantinopel saß noch jener schwache, kraftlose Constantin, der alle Pflichten der Herrschaft über den Büchern vergaß, und die Staaten des Abendlands waren ohne Einheit und meist im inneren Verfall, kein Land ohnehin gespaltener und dem Verderben näher, als Italien, auf das sich die ersten Angriffe des Islams richteten.

Da war es wohl ein Glück für die Christenheit, daß jene Anhänger des Mahadi unter den Moslems selbst noch einen mächtigen Gegner fanden, der es zu hindern wußte, daß die ganze Kraft des Islams sich in ihnen sammelte. Die rechtgläubigen Bekenner des Koran traten der Macht der neuen ketzerischen Lehre entgegen, doch nicht der Chalif zu Bagdad war ihr Vorkämpfer, sondern ein arabischer Fürst in jenem fernen Lande Europas, das längst den Waffen der Moslems erlegen war.

Das arabische Spanien hätte niemals dem Gebot der Abassiden in Bagdad gehorcht. Nur durch die Niedermetzelung des ganzen Geschlechts der Ommaijaden, die vor ihnen das Chalifat inne gehabt hatten, hatten die Abassiden geglaubt, sich in der Herrschaft sichern zu können. Nur Einer jenes unglücklichen Stammes war dem Blutbade entronnen; er hatte sich, wie früher schon berührt ist, nach Spanien, an die äußerste Grenze der arabischen Herrschaft, geflüchtet und war hier zur Herrschaft berufen worden. In Spanien setzten die Ommaijaden ihr Regiment fort, voll Haß und Rache gegen das feindliche Geschlecht der Abassiden. Zweihundert Jahre dauerte schon hier ihre Herrschaft, aber ohne Verbindung und Gemeinschaft mit den anderen Ländern der Moslems und deshalb ohnmächtiger gegen die christlichen Staaten, welche sich immer weiter in der Halbinsel ausbreiteten. Selten ruhte der Kampf, Christenthum und Islam standen sich unablässig hier auf dem Schlachtfelde gegenüber, der Sieg neigte sich bald dieser, bald jener Seite zu, zu einer dauernden Entscheidung über den Besitz des Landes kam es nicht, noch viel weniger zu großen Schlägen, welche auf das Geschick der Welt Einfluß geübt hätten. Denn in gleicher Absonderung, wie die Ommaijaden von den Staaten des Islams, standen die christlichen Staaten Spaniens von den anderen Ländern des Abendlands. Was dort geschah, waren gleichsam nur Vorpostengefechte, die den Ausgang des Hauptkampfes nicht berührten. Da bestieg im Jahre 912 Abderrahman III. den Thron der Ommaijaden, der größte Fürst seines Geschlechts. Er fand sein

900—958. Land in trauriger Lage, innere Kriege hatten die arabische Herrschaft so geschwächt, daß es nur von einem kräftigen Entschluß der Christen abzuhängen schien, ihr für immer ein Ende zu machen, und zu derselben Zeit drängte von Afrika her die Macht Abu Abdullahs und des Mahadi heran, der sich schon die Edrisiden beugten. Da wandte er sich entschlossen nach beiden Seiten hin. Er zog sein Schwerdt gegen die Christen und sicherte das Reich der Araber in Spanien, unterstützte aber zugleich die Edrisiden, die sich so der Macht Abu Abdullahs wieder erwehrten, aber nur um in Abderrahman einen neuen Herrn zu erhalten. Hier, wie dort, stand ihm das Glück zur Seite, das ihm wie wenigen Sterblichen lächelte. An ihm fanden die Fatimiden zuerst einen nennenswerthen Gegner, doch war mit dem ersten Stoß ihre Macht keineswegs gebrochen.

Als im Jahre 934 der Mahadi, der erste Chalif der Fatimiden, verstorben war und ihm sein Sohn Abulkasem Mohammed folgte, zeigten sich bereits bedenkliche Spuren innerer Auflösung im Reiche; Empörungen brachen wiederholt aus, die der Chalif nicht zu unterdrücken vermochte. Aber sein Sohn und Nachfolger Ismael Abu Thaher, Almansur d. h. der Sieger mit Beinamen, der 945 das Reich übernahm, wußte dasselbe neu zu befestigen. Er war ganz der Mann den Enthusiasmus der Seinen kräftigst zu beleben; Prophet und Feldherr zugleich führte er seine Moslems zu neuen Kämpfen und Siegen. Er sandte im Jahre 951 seinen besten Feldherrn mit einer großen Flotte und einem stattlichen Landheer nach Sicilien hinüber, damit er in Verbindung mit Hasan, dem Emir der Insel, Calabrien angreifen und unterwerfen sollte. Der Kaiser von Constantinopel, der bis dahin den Arabern einen jährlichen Tribut von 22,000 Goldgulden gezahlt hatte, schickte jetzt wohl ein Heer und eine Flotte nach Italien, aber seine ganze Streitmacht wurde alsbald vernichtet. Dennoch machten die Fatimiden damals in Italien keine dauernden Eroberungen, sondern schlossen sogar alsbald einen Waffenstillstand mit den Griechen; denn schon wurden sie aufs Neue von Abderrahman in Afrika angegriffen. Auch er hatte jetzt den Titel eines Chalifen angenommen und brachte in glücklichen Kämpfen die Edrisiden, die sich seiner Herrschaft wieder entzogen und abermals den Fatimiden angeschlossen hatten, von Neuem unter seine Gewalt. Ein langer, unversöhnlicher Kampf entspann sich, zu Lande und zu Wasser maßen sich in erbittertem Streite die Kräfte, doch wußte Abderrahman zuletzt seine Eroberungen in Afrika zu behaupten. Im Jahre 955 wurde er in den von den Edrisiden beherrschten Ländern als Haupt der Gläu-

digen ausgerufen und das öffentliche Kirchengebet für ihn gehalten.
Von der in früheren Kriegen den Christen abgenommenen Beute ließ er die große Moschee zu Fezz erneuern. Seine Herrschaft befestigte sich diesseits wie jenseits der Säulen des Hercules immer mehr, während die Dynastie der Edrisiden nicht lange nachher ganz zu Grunde ging.

Es waren damals die glücklichsten Zeiten, welche Spanien während der Herrschaft der Araber sah. Das Land gedieh schnell zu Blüthe und Wohlstand, der Handel kam empor, stattliche Städte erstanden, Cordova wetteiferte an Pracht mit Bagdad. Künste und Wissenschaften ehrte der Chalif und sammelte große Geister an seinem glänzenden Hofe, wo er in aller Pracht und Herrlichkeit eines orientalischen Fürsten, ein zweiter König Salomo, thronte. Auch die Christen und Juden, die in seinem Lande wohnten, erfreuten sich guter Tage, denn er war ein milder und duldsamer Fürst, und selbst an den Grenzen ruhte oft auf längere Zeit der Kampf mit den christlichen Reichen. Abderrahman suchte wiederholentlich, während er im Kampfe gegen die Fatimiden lag, seine Streitigkeiten mit den christlichen Staaten in Güte beizulegen, und als im Jahre 950 jener Kampf mit erneuter Heftigkeit ausbrach, schickte er sogar an den mächtigsten König des Abendlands, an unsern Otto, eine stattliche Gesandtschaft, die diesem Frieden und Freundschaft anbieten sollte; an ihrer Spitze stand ein christlicher Bischof, der unter arabischer Herrschaft lebte.

Schwer ist zu glauben, daß der Chalif, der alle Verhältnisse der Zeit mit klugem Blicke übersah, Otto hiermit nur eine eitle Ehre habe erweisen wollen. Mußte ihm nicht wirklich an der Freundschaft des mächtigsten Königs im Norden liegen, der eben damals in Frankreich einen König eingesetzt hatte und das ganze Land jenseits der Pyrenäen gleichsam in seiner Gewalt hielt? Wie, wenn er mit den Franzosen verbunden die Pyrenäen überstiegen hätte, statt der Alpen, über die er bald darauf zog, und wenn er dann, wie einst Karl der Große, die Christen in Spanien zum gemeinsamen Kampfe gegen die Ungläubigen geführt hätte? Schien nicht dazu der Augenblick besonders günstig, wo der Ommaijade mit den Fatimiden einen Kampf voller Gefahren begann? Genug, Abderrahman schickte damals Gesandte an Otto, wie er kurz zuvor Boten an den Kaiser zu Constantinopel gesandt hatte, um mit diesem einen Bund gegen den Chalifen zu Bagdad zu schließen.

Jene Gesandtschaft erschien an Ottos Hofe und überreichte ihm kostbare Ehrengeschenke und einen Brief ihres Gebieters, der aber nicht

950. die beste Aufnahme fand. Denn in manchen Ausdrücken desselben fand Otto verletzende Angriffe auf den Glauben der Christen. Deshalb und weil er überhaupt dem Chalifen nicht traute, wurde die Gesandtschaft nicht eben freundlich behandelt. Drei Jahre lang hielt man sie in Deutschland zurück, und erst geraume Zeit, nachdem Otto von seinem ersten Zuge über die Alpen heimgekehrt war, entließ er 953. sie wieder in ihre Heimath. Indessen glaubte Otto doch die Gesandtschaft des Chalifen nicht unerwidert lassen zu dürfen, einmal schon um jenen Angriffen auf den Christenglauben gebührend zu begegnen, dann aber auch, weil es möglich schien, so die Christenheit von einer Plage zu befreien, unter der sie seit mehr als einem halben Jahrhundert seufzte, und zwar kein Land mehr, als Italien, das Otto vor Kurzem sich unterworfen hatte. Es waren die Araber von Garde-Frainet, die noch immer den ganzen Kamm der westlichen Alpen besetzt hielten. Sie, eine Kolonie der spanischen Araber, erkannten die Hoheit Abderrahmans an, und Otto glaubte durch eine Gesandtschaft jetzt den Chalifen bewegen zu können, diesen am Weitesten vorgeschobenen Posten des Islams zurückzuziehen; wenigstens galt es einen Versuch, welche Aufnahme ein solches Gesuch in Cordova finden würde.

Otto trug deshalb seinem Bruder Brun auf sich nach Männern umzusehen, die diese Gesandtschaft übernehmen wollten. Lange suchte man umsonst, Niemand wollte sich der beschwerlichen Reise und der gefahrvollen Aufträge unterziehen; endlich erbot sich freiwillig ein Mönch des Klosters Görz in Lothringen, mit Namen Johann, ein frommer und entschlossener Mann, der bereit war, um des Glaubens willen jede Gefahr zu bestehen. Man nahm sein Anerbieten an und gab ihm Ermenhard, einen Kaufmann aus Verdun, der in Handelsgeschäften schon öfters über die Pyrenäen gekommen war, und Garamann, einen im Schreiben geschickten Klosterbruder, als Begleiter mit, außerdem mehrere Diener. Auch schloß sich ihnen ein spanischer Priester an, der jenen Bischof, der Abderrahmans Gesandtschaft geführt hatte, aber in Deutschland verstorben war, begleitet hatte und nun nach der Heimath zurückkehren wollte.

Wir besitzen über die Gesandtschaft Johanns noch jetzt einen ziemlich ausführlichen, aber leider am Ende verstümmelten Bericht; er ist in seiner Lebensbeschreibung enthalten und nach seinen eigenen Erzählungen niedergeschrieben. So reich ist er an anziehenden Umständen, daß wir nicht unterlassen können, die wichtigsten Abschnitte hier mitzutheilen.

Die Gesandtschaft Johanns von Görz an den Chalifen zu Cordova.

Johann und seine Begleiter brachen im Spätjahr 953 auf, nachdem sie ein königliches Schreiben mit dem Auftrage es selbst dem Chalifen auszuhändigen empfangen hatten. Dieses Schreiben enthielt zur Vertheidigung der christlichen Lehre mannigfache Angriffe auf den Islam. Die Gesandten nahmen ihren Weg über Toul, Langres und Dijon zuerst nach Lyon; von hier schifften sie die Rhone hinab, wurden aber auf der Fahrt von Räubern überfallen und geplündert, nur mit Mühe retteten sie das Leben und einen Theil ihrer Habe. Endlich kamen sie nach Barcelona, wo sie sich zwei Wochen aufhielten und einen Boten nach Tortosa sandten, der ersten arabischen Stadt auf ihrem Wege. Der Befehlshaber des Chalifen daselbst hieß sie kommen, nahm sie ehrenvoll auf und schickte sogleich Boten an den Chalifen, um dessen weitere Befehle einzuholen. Nach einem Monate liefen dieselben ein, und Johann setzte mit seinen Gefährten die Reise fort. Ueberall wurden sie ehrenvoll empfangen und kamen endlich Cordova nahe. Etwa eine halbe Meile von der Stadt wies man ihnen in einem prächtigen Palaste, der dem Sohne des Chalifen gehörte, Wohnung an. Hier fehlte es ihnen an Nichts, aber doch wurden sie mit der Zeit unwillig, weil sie nicht so bald, als sie wünschten, Zutritt bei dem Chalifen erhielten. Ihre Unruhe steigerte sich, als sie von den Personen, die sie bedienten, vernahmen, sie sollten dreimal drei Jahre warten, da Otto die Gesandten des Chalifen drei Jahre lang habe warten lassen.

953—956.

Dies lag aber nicht in dem Sinne Abderrahmans, sondern die Sache hatte, wie sich später ergab, einen andern Zusammenhang. Jener spanische Priester nehmlich, der die Gesandtschaft begleitete, hatte Ottos Brief zu Gesicht bekommen und gelesen, er war dann Johann vorangeeilt und hatte zu Cordova den Inhalt jenes Schreibens verlauten lassen. Es war dadurch eine große Aufregung unter der arabischen Bevölkerung entstanden, denn nach einem unverbrüchlichen Gesetz durfte bei Todesstrafe Niemand ein Wort gegen die Lehren und Gebote des Koran verlauten lassen, und wenn der Chalif solche Aeußerungen vernahm, ohne schon am folgenden Tage das Gesetz zu vollstrecken, so war auch sein Haupt dem Tode verfallen und der Mord desselben religiöses Gebot. Die angesehensten Araber theilten dem Chalifen schriftlich — denn so wurde fast Alles am Hofe ver-

953—956. handelt — die Unruhe des Volks mit. Der Chalif antwortete ihnen abermals schriftlich, es sei eine Gesandtschaft in freundschaftlichen Absichten vom Könige Otto an ihn geschickt worden, sie sei bereits eingetroffen, wohne im Palast seines Sohnes, doch habe er sie noch nicht empfangen und wisse daher nichts Weiteres. Dem Chalifen war aber nichts desto weniger gleichfalls der Inhalt des Schreibens bekannt, und er wollte durch Annahme desselben weder sich selbst noch die Gesandten der Lebensgefahr aussetzen. Deshalb verschob er es Johann zu empfangen und suchte auf alle Weise ihn zu bewegen das Schreiben Ottos zu unterdrücken und selbst sich aller Angriffe auf die Lehre Mohammeds zu enthalten.

Zuerst schickte er einen jüdischen Mann, den Rabbi Chisdai, der in großem Ansehen bei ihm stand und namentlich die Aufsicht über die Ehrengeschenke hatte, die der Chalif von fremden Fürsten erhielt, auch die Gegengeschenke beschaffen mußte, an den deutschen Mönch ab. Chisdai war, wie man aus einem Schreiben desselben an den Chazarenkönig sieht, das uns erhalten ist und in dem er auch diese Gesandtschaft Ottos erwähnt, ein äußerst erfahrener und verständiger Mann. Er suchte zuerst das Vertrauen des Johann sich zu gewinnen, indem er ihn mit den Sitten und Gebräuchen der Araber bekannt machte und ihm Verhaltungsmaßregeln gab: vornehmlich solle er darauf achten, daß seine Begleiter nicht durch unvorsichtige Aeußerungen oder spöttische Geberden Aergerniß geben, mit den Frauen sich keine leichtfertigen Scherze erlaubten, ja sie nicht einmal ansähen; man müsse sich sehr vorsehen, denn überall sei man von Spähern umringt. Als Chisdai so das Herz Johanns gewonnen hatte, befragte er ihn vertraulich über seinen Auftrag. Der Mönch erzählte ihm offen von dem Zweck seiner Sendung und dem Schreiben des Königs. „Ein gefahrvoll Ding," sagte Chisdai, „ist es, mit diesem Schreiben „zum Chalifen zu gehen. Du kennst sicherlich die Strenge des Ge„setzes; man muß sehen, wie man es umgeht. Sei daher auf der „Hut mit deiner Antwort, wenn der Chalif zu dir sendet." So verließ Chisdai den Mönch.

Einige Monate vergingen, ohne daß Johann etwas in seiner Sache vernahm, da erschien endlich ein spanischer Bischof bei ihm mit dem geheimen Auftrage vom Chalifen, Johann solle empfangen werden, wenn er nur die Geschenke übergeben und den Brief des Königs unterdrücken wolle. Der Mönch weigerte sich wider seinen Auftrag zu handeln. Als ihn der Bischof durch die günstige Lage der Christen im Reiche Aberrahmans, die durch die Ueberreichung des Schreibens nur erschwert

werden würde, zu erweichen suchte, ergrimmte Johann gewaltig über die Lauheit, die ihn um äußerer Vortheile willen von der Vertheidigung des christlichen Glaubens abhalten wollte. Er tadelte mit heftigen Worten die Halbheit der spanischen Christen. „Ich höre," sagte er, „daß ihr euch sogar beschneiden lasset und euch der Speisen ent„haltet, die den Arabern untersagt sind." Der Bischof suchte dies damit zu entschuldigen, daß schon ihre Vorfahren sich hierin nachgiebig gezeigt hätten. Aber Johann wollte von solcher Nachgiebigkeit Nichts wissen und blieb dabei, er werde seinen Auftrag ausführen. Umsonst versuchte der Chalif noch andere gütliche Mittel, Johann umzustimmen. Alles war vergebens; der Mönch verharrte unerschütterlich bei seinem ersten Entschluß.

953—956.

Der Chalif legte sich endlich auf Drohungen. Als Johann eines Sonntags — denn nur an diesem Tage und den großen Festen war es ihm und seinen Begleitern erlaubt unter Bewachung von zwölf Personen nach einer benachbarten Kirche zu gehen — eben auf dem Wege zu dieser Kirche war, wurde ihm ein Schreiben des Chalifen übergeben. Dasselbe war auf einem Schaafsfell geschrieben und von ungewöhnlich großem Format. Johann ahnte nichts Gutes, steckte aber, um sich in der Andacht nicht stören zu lassen, es uneröffnet zu sich und las es erst nach dem Gottesdienst. Das Schreiben enthielt die härtesten Drohungen gegen Johann; wenn er nicht nachgäbe, so solle nicht er allein, sondern alle Christen in Spanien hingerichtet werden, der Chalif werde keinen schonen. „Bedenke," hieß es am Schluß, „wie die Seelen der Ermordeten dich vor Gott anklagen wer„den, denn durch deine Hartnäckigkeit allein werden sie umkommen, „die durch dich leicht Glück und Friede erlangt hätten. Denn wärest „du nicht so trotzig, so hättest du Alles von mir für sie erwirken „können." Johanns Seele war voll Unruhe, nicht daß er vor dem Tode gebebt hätte, aber der Untergang so vieler Mitchristen erfüllte sein Herz mit schwerem Kummer. Da fiel ihm aber der Spruch ein: „Wirf deine Sorge auf den Herrn," und er wurde ruhig. Er hieß Garamann Pergament und Schreibfeder nehmen und dictirte ihm ein langes Schreiben an den Chalifen, voll Muth und Vertrauen. Er sei als Gesandter, schrieb er, seines Königs erschienen und werde dessen Auftrag pünktlich ausrichten; darin etwas zu ändern, stehe nicht in seiner Macht; selbst Folter und Todesqualen würden ihn nicht davon abbringen können, auch wenn der Chalif ihm Tag für Tag eines seiner Glieder abreißen ließe; daß er den Tod nicht fürchte, habe er schon bewiesen; wenn aber der Chalif um seiner Pflichttreue willen die

953—956. Christenheit in Spanien vertilgen wolle, so würde nicht er die Verantwortung dieses Blutes vor dem jüngsten Gerichte tragen, sondern dieses Blut würde den Chalifen selbst vor Gott als Mörder anklagen, während er und die um des Glaubens willen Hingeschlachteten das ewige Leben ererben würden; sei es aber Gottes Wille solche Frevelthat nicht zuzulassen, so könne er, der Allmächtige, durch ein Wunder ihn und die Gläubigen aus der Hand des Chalifen erretten.

Dieser Brief fand eine bessere Aufnahme, als Johann erwartet hatte. Abderrahman hatte genug von Ottos Macht und Willenskraft gehört, um zu wissen, daß er fernere Beleidigungen seines Gesandten nicht ungestraft hingehen lassen würde, und auch angesehene Männer in der Umgebung des Chalifen riethen einen Ausweg zu suchen. Einer von diesen schlug vor, Johann selbst zu befragen, wie der Knoten zu lösen sei. Der Chalif ging hierauf ein, und so wurde Johann um Auskunft angegangen, wie es möglich sei, die Auslieferung des königlichen Schreibens zu umgehen. Johann rieth, schnell eine Gesandtschaft an König Otto zu schicken, die Verhaltungsbefehle, die diese ihm schriftlich überbringen würde, werde er dann unweigerlich befolgen.

Der Chalif nahm gern diesen Vorschlag an und ließ bekannt machen, wer sich der Sendung an König Otto unterziehen wolle, dem solle jede Belohnung werden, die er beanspruche. Es erbot sich hierzu ein gewisser Recemund, ein streng christlicher Mann, der aber, da er der lateinischen und arabischen Sprache in gleicher Weise mächtig war, in der Kanzlei des Chalifen angestellt war. Nachdem er sich über die Gefahren der Reise und die Aufnahme, die er bei Otto hoffen durfte, mit Johann besprochen hatte, und durch denselben ermuthigt war, erklärte er sich bereit, das Wagniß zu unternehmen, wenn man ihm das eben erledigte Bisthum Elvira gäbe. Die Forderung wurde gewährt. Da er noch Laie war, erhielt er die geistlichen Weihen, wurde als Bischof eingesetzt und machte sich dann unverzüglich auf den Weg. Ohne große Beschwerde vollendete er die Reise. In zehn Wochen kam er nach Kloster Görz, erfreute die Brüder dort durch Nachrichten von Johann und begab sich dann zum Bischof Adalbero von Metz. Im März 956 wurde er Otto zu Frankfurt vorgestellt. Otto nahm ihn gütig auf und gewährte sein Anliegen. Johann erhielt neue Befehle: er solle den früheren Brief unterdrücken, nur die Geschenke überreichen, die Zurückziehung der räuberischen Schaaren von Garde-Frainet verlangen und ein Freundschaftsbündniß mit dem Chalifen schließen, dann aber seine Rückkehr beeilen. Zugleich schickte

Otto einen neuen Gesandten mit mehreren Begleitern an den Chalifen ab, einen Mann von Verdun, mit Namen Dudo, der wiederum Geschenke mit sich nahm und ein neues Schreiben Ottos an den Chalifen, in dem alle Angriffe auf die Lehre Mohammeds vermieden waren. Recemund und Dudo machten sich schnell auf die Reise, Ende März verließen sie das Kloster Görz, in den ersten Tagen des Juni waren sie zu Cordova. 953—956.

Als man nun hier sogleich die neuen Gesandten Ottos in den Palast des Chalifen führen wollte, wehrte er selbst dem und sagte: „Erst sollen die Gesandten, die schon so lange gewartet haben, mit „ihren Geschenken vor mir erscheinen, dann erst will ich die neuen „sehen, auch sollen sie mir nicht eher vor die Augen kommen, ehe sie „nicht jenen trotzigen Mönch mit Nachrichten aus der Heimath von „seinen Lieben und seinem Könige erfreut haben."

Johann sollte jetzt vor dem Chalifen erscheinen, und man hieß ihn zu diesem feierlichen Empfang sich das Haar scheeren zu lassen, ein Bad zu nehmen und festliche Kleider anzulegen. Er weigerte sich aber etwas in seiner Tracht zu ändern. Da man dies dem Chalifen meldete und meinte, es fehle dem Mönch wohl an Geld, um sich bessere Kleider zu beschaffen, schickte der Chalif ihm zehn Pfund Silbers zum Ankauf des Nöthigen. Johann nahm das Geld, aber nur um es den Armen zu geben; er fügte hinzu: „Andere Kleider kann ich „nicht anlegen, weil dies wider die Regel meines Ordens ist." Als der Chalif dies vernahm, sprach er: „Daran erkenne ich den unbeugsamen Sinn des Mannes. Doch ich will ihn sehen, wenn er auch „in einen Sack gehüllt vor mir erscheint; er wird mir um so besser „gefallen."

Am Tage der feierlichen Vorstellung entfaltete der Chalif den vollen Pomp seines Hofstaats. Der ganze Weg von dem Palast vor der Stadt, wo Johann wohnte, bis nach Cordova und innerhalb der Stadt bis zum Palast des Chalifen war auf beiden Seiten mit Kriegsvolk besetzt. Hier standen Fußsoldaten in fester Stellung, die Lanzen auf die Erde gesetzt; dort andere, die ihre Speere in die Luft warfen und ein kriegerisches Schauspiel aufführten. Hinter ihnen waren leicht bewaffnete Reiter aufgestellt und hinter diesen schwere Reiter, die ihre Pferde kunstgerecht tummelten und mancherlei Schwenkungen machten. Voll Verwunderung und nicht ohne eine gewisse Furcht sahen die Gesandten das Alles, die ungewohnten Gestalten der Mauren und die kriegerischen Uebungen, die Alles in dichte Staubwolken hüllten. Denn das Erdreich war — da es gerade in der

953—956. Zeit der Sommersonnenwende war — überaus trocken. Als die Gesandten zum Palast kamen, traten ihnen an der Schwelle vornehme Beamte des Chalifen entgegen und führten sie ein. Der Vorhof und die Gemächer im Innern waren mit kostbaren Teppichen belegt und mit schönen Decken behangen. Am Reichsten und Stattlichsten aber war das Gemach geschmückt, wo der Chalif die Gesandten empfing, Fußboden und Wände wetteiferten hier an Glanz und Pracht. Er thronte einsam, wie ein Gott, hier in seiner Herrlichkeit, und nur Wenigen war es vergönnt ihm zu nahen.

Johann trat in dieses Gemach und fand den Chalifen auf einem überaus prächtigen Divan liegend, nach der Sitte seines Volks mit untergeschlagenen Beinen. Abderrahman reichte dem Mönch die innere Seite der Hand zum Kusse dar, eine Ehre, die nur den ausgezeichnetsten Personen widerfuhr; dann winkte er ihm auf einem bereitstehenden Sessel Platz zu nehmen. Nach einer langen, feierlichen Pause hub er so an: „Ich weiß, daß du mir zürntest, weil ich dir so „lange den Zutritt zu mir versagte, aber es wird dir nicht unbekannt „sein, daß ich die Hindernisse, die dem entgegenstanden, nicht beseitigen „konnte und daß ich am Wenigsten aus Abneigung gegen dich so „und nicht anders handelte. Deinen Muth und deine Umsicht habe „ich kennen lernen und empfange dich daher nicht nur gern, sondern „werde dir auch, was du von mir verlangst, bereitwillig gewähren." Johann, der erst seinem Unmuthe über die erlittene Unbill hatte Worte geben wollen, wurde durch die freundlichen Worte des Chalifen völlig umgestimmt, und alle Bitterkeit schwand aus seinem Herzen. Er antwortete daher: er sei allerdings durch die Härte der Männer, die der Chalif zu ihm gesandt, oft schwer bekümmert worden, aber er habe doch oft bei sich erwogen, daß es mit allen jenen Drohungen nicht so ernstlich gemeint sein könne, auch seien jetzt ja die Hindernisse, die man ihm drei Jahre lang in den Weg gelegt, beseitigt, und er habe keinen Grund anzunehmen, daß sie in der Abneigung gegen ihn begründet gewesen seien, alle Bitterkeit sei daher aus seinem Herzen entschwunden, und er fühle nur Dankbarkeit gegen den Chalifen, der ihm eine so glänzende Aufnahme bereitet hätte; er preise einen Fürsten glücklich, der mit solcher Festigkeit des Willens so weise Mäßigung verbinde. Dem Chalifen gefiel diese Antwort Johanns ungemein wohl, und er schickte sich an ein tiefer eingehendes Gespräch mit dem merkwürdigen Klosterbruder anzuknüpfen. Dieser bat aber, man möge ihm erlauben die Geschenke Ottos zu überreichen, dann jedoch sofort die Erlaubniß zur Rückreise gewähren. Der Chalif

verwunderte sich. „Warum," sagte er, „willst du dich so schnell von „mir trennen? So lange hofften wir darauf uns zu sehen; kaum „haben wir uns nun erblickt, so sollen wir schon, ohne uns kennen „zu lernen, von einander scheiden? Bei dieser ersten Zusammenkunft „hat das Herz dem Herzen sich nur wenig erschließen können; bei der „zweiten werden wir uns besser kennen lernen; sehen wir uns aber „zum dritten Mal, so werden wir uns völlig verstehen und innige „Freundschaft schließen. Dann will ich dich deinem Herrn zurücksen„den, wie es seiner und deiner würdig ist." Johann versprach noch länger zu bleiben, wenn der Chalif es wünschte. Darauf wurden Dudo und die zweite Gesandtschaft Ottos eingeführt, sie überreichten in Johanns Gegenwart die neuen für den Chalifen bestimmten Geschenke und wurden dann mit Johann zusammen entlassen. 953—956.

Nach einiger Zeit wurde Johann wieder zum Chalifen beschieden, der sich mit ihm in ein vertrautes Gespräch einließ. Er sprach viel von der Macht und Klugheit, von der Streitmacht und der Zahl der Kriegsleute, dem Ruhm, Reichthum, der Kriegskunst und den glücklichen Erfolgen König Ottos, rühmte aber dabei auch gewaltig seine eigene Macht, und wie sein Heer stärker sei, als das irgend eines andern Königs. Johann räumte Manches willig ein, was der Chalif zu seinem Ruhme sagte, um ihn nicht zu erzürnen, schloß seine Rede aber dennoch also: „Wenn ich die Wahrheit sagen soll, so kenne ich „keinen König, der an Landbesitz, Waffenrüstung und Reiterei unserem „König an die Seite zu stellen ist." Das war dem Chalifen nicht angenehm zu hören, doch unterdrückte er seinen Unmuth und sagte: „Mit Unrecht erhebst du deinen König so hoch." „Nun," antwortete Johann, „das käme auf eine Probe an." „Wohl, es mag sein," fuhr der Chalif fort, „aber unleugbar ist es, daß er in einem Punkte „wenig Klugheit zeigt." „Und worin wäre das?" fragte Johann. „Darin, daß er nicht die ganze Gewalt und Macht selbst in Händen „behält, sondern den Seinen eine große Selbstständigkeit gewährt und „Theile seines Reichs ihnen überläßt. Er glaubt wohl sie dadurch „in größerer Treue und Folgsamkeit zu erhalten, aber darin irrt er „sehr, denn er nährt und befördert so nur den Uebermuth und die Wi„derspenstigkeit der Großen, wie sich dies jüngst noch an seinem „Schwiegersohne gezeigt hat, der ihm den eigenen Sohn treulos ver„führte, sich als Rebell gegen ihn erhob und die Ungern in das Land „führte, um Alles mit Feuer und Schwerdt zu verheeren."

Was Johann dem Chalifen, der mit Scharfsinn die schwache Seite des deutschen Reichs richtig erkannte, hierauf erwiedert und

953—956. was er weiter am Hofe des Chalifen erreicht hat, wissen wir nicht, denn hier bricht leider die Lebensbeschreibung des Johann, in der die Nachrichten über jene Gesandtschaft uns erhalten sind, plötzlich ab. So viel steht indessen fest, daß jene Niederlassungen der Araber in den Alpen nicht aufgegeben wurden. Indessen gelang es den in der Nähe wohnenden christlichen Fürsten allmählich ihre Macht zu brechen. Im Jahre 960 wurden die Araber vom Sanct Bernhard vertrieben, fünf Jahre später aus der Gegend von Grenoble verjagt, und als Otto zum dritten Male über die Alpen zog, hoffte er den Räubereien der Araber von Garde-Frainet für immer ein Ende machen zu können.

Abderrahman war bereits im Jahre 961 gestorben und ihm sein Sohn Alhakem II. gefolgt, unter dessen milder Regierung Spanien nicht minder gute Tage sah. Zwar entbrannte im Anfang derselben der alte Kampf mit den christlichen Staaten mit neuer Heftigkeit, aber schon im Jahre 965 wurde ein dauernder Friede mit ihnen geschlossen, und Alhakem wandte seine ganze Waffengewalt gegen die Fatimiden in Afrika, mit denen er bis an sein Ende in unversöhnlicher Feindschaft lebte. Und schon wurde die wachsende Macht der Fatimiden auch von einer andern Seite ernstlich bedroht.

959—967. Das griechische Kaiserthum war endlich aus langem Schlafe erwacht und hatte den Kampf gegen die Ungläubigen wie in Asien, so in Sicilien von Neuem begonnen. Noch in den letzten Tagen des friedlichen Kaisers Constantin hatte der Krieg seinen Anfang genommen, und war mindestens im Osten, an den Grenzen Klein-Asiens, mit seltenem Glücke geführt worden. Nicht der furchtsame Kaiser hatte ihn eröffnet, sondern das Geschlecht der Hamadaniden, die das Emirat in Syrien und Mesopotamien inne hatten und nur dem Namen nach noch dem Chalifen zu Bagdad gehorchten; von ihnen gezwungen hatte Byzanz die Waffen ergriffen. Nicht der Kaiser, der seinen Pallast und die Heere nicht verließ, führte die Heere der Griechen, sondern das kriegerische Geschlecht der Phocas, das in diesen Kämpfen den glänzendsten Ruhm sich gewann. Hier zeigten die Griechen sich noch einmal als würdige Erben des römischen Namens, und der Sieg begleitete überall die römischen Feldzeichen. Schon konnte man sogar den Entschluß fassen die Insel Creta, von der die

Araber seit langer Zeit alle Gestade des griechischen Reichs ungestraft 956—967.
verheerten, anzugreifen und zu erobern. Nicephorus Phocas wurde gegen Creta geschickt, und in sieben Monaten war die Eroberung der Insel vollendet (960). Nach dieser ruhmvollen That führte er seine Truppen nach den syrischen Küsten, wo er mit seinem Bruder Leo eine Stadt nach der andern zwang sich ihm zu ergeben.

Mit minderem Glück kämpften indessen die Griechen gegen die Fatimiden in Sicilien und in den calabrischen Bergen. Bald nach dem im Jahre 951 geschlossenen Waffenstillstand war der Chalif Almansur gestorben, und ihm sein würdiger Sohn Abu Tamin Moad, mit Beinamen Almoëzz Ledin Allah, d. h. der Erhalter des göttlichen Gesetzes, gefolgt. Sobald die Zeit des Waffenstillstands abgelaufen war, schickte er im Jahre 956 seinen Feldherrn Omar mit einer Flotte ab, um Calabrien zu gewinnen. Die Griechen griffen, um die Araber von Italien fern zu halten, Sicilien an; mit größeren Anstrengungen, als früher, führten sie den Krieg, dennoch richteten sie Nichts weiter aus, als daß sie durch Tributzahlungen an die Araber sich den unsicheren Besitz Calabriens aufs Neue erkauften. Im Jahre 962 fiel auf Sicilien auch Taormina, welches die Griechen in den letzten Kämpfen wiedergewonnen hatten, in die Hände der Araber; diese waren im unbestrittenen Besitz der ganzen Insel, von der sie Calabrien gleichwie eine sichere Beute vor sich liegen sahen.

Klar war es, nur der Tapferkeit und dem Glück des Nicephorus dankten die Griechen die Triumphe, welche sie im Kampfe gegen die Ungläubigen errungen hatten, und schon war eine Prophezeiung im Schwange, der Besieger Cretas werde den Thron der Kaiser besteigen. War es da zu verwundern, wenn alle Blicke sich auf Nicephorus richteten, und wenn dieser selbst im Geiste die verwegensten Hoffnungen nährte.

Im Jahre 959 war nach einer langen, trostlosen Regierung der alte Kaiser Constantin VII. gestorben. Als man die Leiche erhob, um sie zur Gruft zu tragen, ließ der Herold nach der Sitte den Ruf ertönen: „Erhebe dich, König der Welt, und gehorche dem Rufe des „Königs der Könige!“ Doch diese hochtönenden Worte schienen wie ein Spott auf den willenlosen Monarchen, den man zu Grabe trug. Dem schwachen Vater folgte ein schwacher Sohn, Romanus II., ein Jüngling von zwanzig Jahren. Hatte der Vater bei den Studien die Sorgen der Herrschaft vergessen, so vergeudete der Sohn seine Tage im Ballspiel und bei der Jagd. Die Regierung überließ er einem ränkevollen Verschnittenen, Joseph mit Namen, der von den

959—967. niedrigsten Diensten im kaiserlichen Pallaste sich zu den höchsten Hofämtern aufgeschwungen hatte. Mit ihm theilte die Macht des Kaisers Gemahlin Theophano, von niederen Eltern in Sparta geboren, ein schönes, stolzes Weib, von männlichem Muthe. Von zügellosen Sitten und einer Gewissenlosigkeit, die vor keinem Frevel erbebte, hatte sie doch Gefühl für den Ruhm, und es kümmerte sie mehr, als ihren sorglosen Gemahl, ob die Waffen der Griechen siegten oder unterlagen; bald richtete auch sie ihren Blick auf den ruhmgekrönten Nicephorus. Schon im Jahre 962 starb Romanus II., nicht ohne den Verdacht, daß Theophano seinen Tod beschleunigt habe. Als sie während der Minderjährigkeit ihrer Söhne Constantin VIII. und Basilius II., die dem Namen nach dem Vater folgten, nicht völlig freie Hand in den Staatsgeschäften erhielt, verständigte sie sich sofort mit Nicephorus, dem Sieger des Ostens. Ihr Einfluß bewirkte, daß Nicephorus den unumschränkten Befehl über die Kriegsmacht im Osten erhielt und dann nach Constantinopel berufen wurde. Durch einen prächtigen Triumph fesselte er hier die Augen der Menge, unermeßliche Beute legte er in den Staatsschatz nieder, dann kehrte er scheinbar befriedigt wieder nach dem Osten zurück. Aber alsbald versammelte er hier seine gesammte Streitmacht, dem Anschein nach um einen neuen großen Schlag gegen die Araber zu führen, in Wahrheit aber um sich zum Kaiser von den Truppen ausrufen zu lassen. Als dies geschehen war, führte er das Heer gegen Constantinopel, wo er die Krönung ertrotzte und bald Theophano die Hand reichte, indem er zugleich die Vormundschaft über ihre Kinder übernahm, die in unscheinbarer Stellung am Hofe blieben. Umsonst widersetzte sich die Geistlichkeit der Ehe des Nicephorus; der Sieger über Creta kannte keine Hindernisse, durch die er sich schrecken ließ.

Ein kräftiger, mannhafter Kaiser stand endlich wieder einmal an der Spitze der griechischen Christenheit, und sofort gewannen die Dinge eine andere Gestalt. Die weichliche Pracht des Hofes verschwand, und Alles gewann ein kriegerisches Aussehen. Der Kaiser war bereits ein und fünfzig Jahre alt, aber seine Gestalt war noch kräftig, wenn auch untersetzt und wenig einnehmend; eine sehr dunkele Gesichtsfarbe, lange, schwarze Haare, dunkele, träumerische Augen mit buschigen Augenbrauen und eine starkgebogene Nase gaben seiner Erscheinung etwas Finsteres und Schreckbares; auf äußeren Schmuck legte er wenig Gewicht, auch seine Umgebung sah er lieber in ärmlicher Kleidung, als in prächtigen Gewanden. Er war karg gegen Jedermann bis zum Geiz; alle Geldmittel des Reichs, die noch immer sehr be-

deutend waren, nahm er für den Krieg zusammen; die Verwaltung 959—967.
war seit Jahrhunderten fest geordnet, aber Manches hatte sich unter der schwachen Herrschaft der früheren Kaiser gelockert, straff zog er die Zügel jetzt an und bestrafte jede Willkühr der Beamten mit Strenge; die Steuern wurden erhöht, selbst die Güter der Geistlichkeit galten dem Kaiser nicht als heilig. Den Widerstand des Patriarchen von Constantinopel und der Bischöfe entkräftete Nicephorus durch eine geflissentlich der Menge gezeigte übermäßige Strenge in den Gebräuchen der Kirche. Er fastete viel, trug ein härenes Kleid, was ihm geringe Ueberwindung kostete, sein Mund strömte von frommen Worten über, und willig unterwarf er sich selbst den strengsten Kirchenbußen. Aber in seinem Herzen achtete er jene Tugenden des duldenden Gehorsams und der Ergebung, welche die Geistlichen als die ersten des Herrschers priesen, überaus gering; die Tugenden des Kriegsmanns und Eroberers hatten in seinen Augen allein Werth und Bedeutung. Schon damals wußte man, daß sich bei ihm unter dem Deckmantel der Religion nur ein tiefer Ehrgeiz verstecke.

Sein ganzes Leben war Krieg und Waffenruhm. Im Osten wurden zunächst die Kämpfe gegen die Hamadaniden mit ganzer Kraft fortgeführt. Den Oberbefehl über die Truppen übertrug er hier einem seiner Vettern, Johann Tzimisces, einem Armenier, der sich durch kriegerische Thaten bereits ausgezeichnet und auch die Thronbesteigung des Nicephorus unterstützt hatte. Mit großem Glück setzte Tzimisces den Kampf fort, aber fast alljährlich erschien auch der Kaiser selbst bei dem Heere und führte es in Person gegen den Feind. Bis an die alten Grenzen des Römerreichs drang man vor; schon hoffte man nächstens den Chalifen in Bagdad selbst anzugreifen, die Stadt der Wunder zu plündern.

Zugleich aber begann Nicephorus im Jahre 964 auch von Neuem den Kampf gegen die Fatimiden im Westen. Er sandte ein großes Heer unter seinem Vetter, dem Patricius Manuel, einem jungen, feurigen Manne, der sich schon durch glückliche Kriegsthaten hervorgethan hatte, nach Sicilien hinüber; die Flotte, welche die Truppen übersetzte, befehligte ein Verschnittener, der Patricius Nicetas, ein älterer, vorsichtiger Feldherr. In der That kämpften auch hier zuerst die Griechen mit großem Glücke; sie nahmen Himera, Syracus, Toormina, Leontini, Messana ein; die ganze Ostküste kam in ihre Gewalt. Ahmed, damals Emir in Sicilien, wagte Anfangs so überlegenen Kräften nicht einmal die Spitze zu bieten; sobald aber Moezz aus Afrika Verstärkungen unter Hasan, dem ersten seiner Feldherren, ge-

959—967. schickt hatte, warfen die Araber sich bei Rometta, das sich im Vertrauen auf seine feste Lage schon früher gegen sie empört hatte, dem Landheere der Griechen entgegen. Hier wurde eine furchtbar blutige Schlacht geschlagen; zehntausend Griechen blieben auf dem Platze, unter ihnen auch Manuel, der Führer des Heers. Darauf griffen die Araber auch die Flotte des Nicephorus an, nicht weit von der Meerenge wurde sie gänzlich vernichtet, Nicetas in Fesseln nach Afrika geschleppt. Einen zweiten Versuch machte gleich darauf Nicephorus, um Sicilien zu erobern, aber auch er hatte keinen besseren Erfolg.

Voll von Aberglauben war damals das Volk der Griechen. Man las die Zukunft in den Sternen, man trug sich mit Prophezeiungen, in denen die Regierungsjahre eines jeden Kaisers und die wichtigsten Ereignisse während derselben vorhergesagt sein sollten. Nur sieben Jahre inneren Friedens war in diesen Nicephorus gegeben, aber ihm Sieg während dieser Zeit gegen die Abassiden im Osten verhießen; die Sarazenen in Sicilien dagegen, so hieß es, würden nicht den Griechen, sondern den Franken, d. h. den abendländischen Christen, erliegen. Dies verkündete namentlich eine Weissagung, welche ein Bischof von Sicilien, mit Namen Hippolyt, geschrieben haben sollte. Es waren hier noch die geheimnißvollen Worte hinzugefügt: „Der Löwe und sein Junges werden den Waldesel verjagen.“ Diese Worte erklärten die Einen so, Nicephorus würde im Bunde mit Otto die Macht des Moezz vernichten, Andere aber, Otto und seinem Sohne sei es beschieden, die Macht der Fatimiden zu brechen. Solche Weissagungen sollen den Griechen und Arabern im Kampfe gegenwärtig gewesen sein, und den Muth dieser gehoben, die Freudigkeit jener gebrochen haben.

Nicephorus glaubte solchen Dingen nicht, und auch nach so harten Verlusten gab er die Hoffnung Sicilien wiederzugewinnen und Italien zu behaupten nicht auf. Neue Schwierigkeiten umringten ihn von allen Seiten, aber sie schreckten mit Nichten sein festes Gemüth. Im Jahre 966 kamen Gesandte der Bulgaren nach Constantinopel; der Kral Peter verlangte den Tribut, den seit langer Zeit die Kaiser den Bulgaren entrichteten. Nicephorus gerieth über diese Forderung in gewaltigen Zorn. „Haben wir deshalb,“ sagte er, „so große „Siege erfochten, um diesem schmutzigen und armseligen Volk der „Bulgaren Tribut zu zahlen?“ Und seinen alten Vater Bardas anblickend, fuhr er fort: „Hast du denn einen Sklaven erzeugt? Wie? „Ich, der Kaiser und Herr der Römer, soll dienst- und zinspflichtig

„diesem schmutzigen Bulgarenvolk sein?“ Auf das Aergste wurden die Gesandten gemishandelt, dann sagte er ihnen: „Gehet und meldet „eurem Könige im Schaafpelze, ich, der erlauchte Kaiser der Römer, „werde bald bei ihm sein, um ihm zu geben, was ihm gebührt.“ Kurze Zeit darauf zog Nicephorus gegen die Bulgaren, aber die Kriegsführung in den Gebirgen des Balkan war schwierig, und er hielt es bald für räthlicher, die Russen gegen die Bulgaren zu erkaufen. Mit einer Flotte und einem Heere von 60,000 Mann landete der Russenzar Swiätoslaw, noch ein Heide, an den Küsten der Bulgarei; der Kral Peter konnte solcher Macht keinen Widerstand entgegensetzen und suchte jetzt sogar den Schutz des Nicephorus nach. 959—967.

Aber schon murrte man in Constantinopel selbst über den kriegslustigen Kaiser, der sich von Kampf in Kampf stürzte. Um das weichliche Volk an den Anblick der Waffen zu gewöhnen, ließ Nicephorus im Circus ein großes Reitergefecht aufführen; das Volk erschrak über das ungewohnte Schauspiel, Alles stürzte aus dem Circus, und in dem Gedränge fanden Viele den Tod. Bald darauf brach ein Aufstand in der Stadt aus; man warf auf den Kaiser mit Steinen. Aber ruhig blieb er in dem Tumult der Menge, nicht einmal die gerichtliche Verfolgung der Ruhestörer gab er zu. Sobald der Sturm sich gelegt hatte, war Gefahr und Beschimpfung von ihm vergessen, und unerschrocken ging er auf der Bahn weiter, die er einmal betreten hatte.

Das war der Mann, mit dem sich jetzt Kaiser Otto verbünden und über die Ansprüche des morgenländischen Reichs auf Italien auseinandersetzen wollte. Auch Nicephorus wünschte Friede und Freundschaft mit dem neuen Kaiser des Abendlandes und hatte deshalb im Jahre 967 die schon erwähnte Gesandtschaft nach Ravenna gesendet, aber es war von einem Manne seiner Art nicht zu erwarten, daß er um des Friedens willen irgend ein Besitzthum oder Recht, das Byzanz bis dahin behauptet hatte, gutwillig aufgeben würde. Kaum vernahm er daher, daß Otto die Fürsten von Benevent und Capua in Lehnspflicht genommen habe, so entsandte er ein griechisches Heer nach Bari; und rüstete sich selbst dem Heere zu folgen. Die Gesandtschaft, die Otto unter dem Venetianer Domenicus abgesandt hatte, fand den Kaiser bereits in Macedonien auf dem Wege nach Italien und konnte ihn von der Fortsetzung seiner Reise nur durch das Versprechen abhalten, daß Otto auf keine Weise die Rechte des morgenländischen Reichs antasten, das Gebiet des Kaisers nicht mit Waffengewalt angreifen würde. Domenicus verbürgte den Griechen mehr,

959—967. als er verbürgen konnte, aber er brachte es dadurch wirklich dahin, daß Nicephorus der Werbung um die Hand der Theophano für den jungen Otto Gehör schenkte. Auf die Bedingung hin, daß Otto auf die Besitzungen des morgenländischen Reichs keinen Anspruch erhebe, zeigte Constantinopel sich bereit Freundschaft und Friede mit dem Abendreiche durch die Ehe des Kaisersohns mit einer im Purpur geborenen kaiserlichen Fürstin zu besiegeln.

Nicephorus kehrte nach Constantinopel zurück und gab den Krieg gegen Otto auf, aber er traute dem Sachsen und den Verhältnissen Italiens mit Nichten. Deshalb schloß er sogar um dieselbe Zeit mit den Fatimiden Frieden, während die Kämpfe gegen die Araber im Osten unausgesetzt fortgesetzt wurden. Nicephorus überließ den Fatimiden Sicilien, löste die Gefangenen aus und gab dem ketzerischen Chalifen in Afrika als kostbares Geschenk ein Schwerdt, das der Prophet einst im heiligen Kampfe geführt hatte und das im Kampfe gegen die Hamadaniden von den Griechen erbeutet war.

---

967. Während Kaiser Otto sich im Sommer des Jahres 967 im nördlichen Italien aufhielt, saß sein Sohn zum ersten Male einem Reichstage in Worms vor, und man wollte hier in dem vierzehnjährigen Knaben bereits eine hohe Gesinnung und große Klugheit entdecken. Dann machte sich der junge König auf den Weg nach Italien; mit einem stattlichen Gefolge zog er über den Brenner und kam am 25. Oktober zu Verona an, wo ihn sein kaiserlicher Vater mit König Konrad von Burgund und allen Großen Italiens empfing. In der zahlreichen und glänzenden Versammlung, die damals Verona vereinigte, wurden wichtige Reichsgeschäfte verhandelt, namentlich ein einflußreiches Gesetz für die Lombarden festgestellt, nach dem bei Besitzstreitigkeiten, wenn die sonstigen Beweise unzureichend waren, nicht mehr der Eid, sondern der Zweikampf entscheiden sollte. Dies Verfahren, dem alten Herkommen der deutschen Stämme entsprechend und besonders bei den Sachsen noch üblich, in Italien zu erneuern schien um so nöthiger, als sich bei dem sittlich verderbten Zustand des Landes die Zahl der Meineide auf eine erschreckende Weise vermehrt hatte. Als Vater und Sohn am 1. November das Fest aller Heiligen noch zu Verona gefeiert hatten, begaben sie sich nach Mantua und von dort zu Schiff nach Ravenna. Bald brachen sie dann

nach Rom auf, in dessen Nähe sie bereits am 21. December eintrafen. Fast eine Meile vor den Thoren kamen ihnen der Adel und die Stadtmiliz im feierlichen Zuge mit Kreuzen und Fahnen unter Lobgesängen entgegen und geleiteten sie in die Stadt. An den Stufen der Peterskirche empfing sie der Papst auf das Ehrenvollste, und krönte dann am Weihnachtsfeste den jungen Otto zum römischen Kaiser. Alles Volk, die Deutschen wie die Römer, jubelte laut, Alles freute sich der Eintracht zwischen Kaiser und Papst, zwischen Kirche und Reich, und glaubte in der den Sachsen gesicherten Herrschaft eine Bürgschaft für eine glückliche Zukunft zu haben. In dieser Freudenzeit gedachte der Kaiser abermals der Mission unter den Heiden. Da sich der Erhebung Magdeburgs zum Erzbisthum noch immer nicht zu bewältigende Schwierigkeiten in den Weg stellten, begnügte er sich jetzt damit, für die Lausitzer und die Slawen, die jenseits des Bobers bis zu den Quellen der Oder wohnten, ein besonderes Bisthum zu errichten. Der Sitz desselben sollte zu Meißen bei dem dort errichteten Kloster des heiligen Johannes sein und das Bisthum in der Folge dem Erzbisthum Magdeburg untergeordnet werden. Auf einer Synode, die der Papst in den ersten Tagen des Jahres 968 zu Rom hielt, wurde das neue Bisthum in das Leben gerufen, und die Bulle, die deshalb der Papst erließ, mußten, damit sie vor jedem Angriff um so gesicherter wäre, der junge Otto und sieben und dreißig Bischöfe unterschreiben.

967.

968.

Der alte Kaiser hatte die Nachfolge seines Sohns gesichert, wie aber stand es mit der Vermählung desselben? Noch hoffte er gütlich die Kaisertochter von Byzanz dem Sohne zu gewinnen. Domenicus von Venedig war von seiner Gesandtschaft zurückgekehrt, und wie wenig er auch seinen Vorschriften sonst entsprochen haben mochte, er brachte die Hoffnung zurück, Theophano werde dem jungen Kaiser zugeführt werden. Aber noch war sie nicht erschienen, und als im Januar sich Otto von Rom nach Capua zu Pandulf begab, wurde ihm die Ankunft einer neuen Gesandtschaft vom Nicephorus gemeldet. Es waren sehr angesehene Personen vom Hofe zu Byzanz abgeschickt, und Otto glaubte daran zu erkennen, daß Nicephorus an der Freundschaft mit ihm ernstlich gelegen sei. Wie er die Lage der Dinge ansah, erhellt am Besten aus einem uns erhaltenen Schreiben vom 18. Januar, das er von Capua aus an seine Befehlshaber in Sachsen richtete. „Es sind Gesandte des Kaisers von Constantinopel," schreibt er, „auf dem Wege zu uns, sehr vornehme Männer, und man verlangt, wie wir hören, angelegentlichst nach einem guten Vernehmen.

968. „Wie sich aber auch die Sache gestalten möge, einen offenen Kampf „mit uns wird man nicht wagen. Werden wir nicht einig, so werden die Griechen Apulien und Calabrien, welche Provinzen sie bis „jetzt noch behauptet haben, hergeben müssen; geben sie indessen un„seren Wünschen nach, so wollen wir im nächsten Sommer un„sere Gemahlin und unsern Sohn nach Franken senden, selbst aber „nach Fraxinetum gehen, um die Sarazenen dort zu vernichten, „und dann zu euch kommen.“ Als die Gesandten bei Otto eintrafen, stießen die Verhandlungen jedoch bald auf erhebliche Schwierigkeiten, da Domenicus bei seiner Sendung Ottos Vollmachten überschritten hatte. Wir sind über die streitigen Punkte nicht unterrichtet, aber man wird kaum irren, wenn man sie in den langobardischen Fürsten Unter-Italiens sucht. Pandulf und Landulf waren schon tief in die Politik Ottos verflochten; er konnte und wollte sie nicht der Lehnspflicht entlassen, andererseits aber auch Nicephorus nicht die seit einem Jahrhundert behauptete Oberherrschaft der Griechen über die langobardischen Fürstenthümer freiwillig aufgeben.

Die Verhandlungen mit den griechischen Gesandten führten zu keinem Erfolge, und schon glaubte Otto sich bei dem ganzen Handel betrogen. Da er daran verzweifelte, Theophano auf gütlichem Wege für seinen Sohn zu gewinnen, sollten die Griechen nun Apulien und Calabrien hergeben; ohne Kampf hoffte er diese Länder ihnen abnehmen zu können. Nachdem er noch zu Capua eine Zusammenkunft mit dem Fürsten Gisulf von Salerno gehabt hatte, den er auf seine Seite zu ziehen suchte, ging er nach Benevent und rückte bereits im Anfang März in Apulien, in das Land der Griechen, mit Heeresmacht ein.

Nirgends stieß der Kaiser im Anfang auf Widerstand, schnell drang er bis Bari, der Hauptstadt des Landes, vor. Bari aber war von den Griechen besetzt und öffnete die Thore nicht. Otto sah sich genöthigt die Stadt einzuschließen und zu belagern; die Belagerung versprach jedoch geringen Erfolg, da die Stadt ihre Verbindungen zur See ungehindert unterhielt, und Otto ohne die Unterstützung einer Flotte diese nicht unterbrechen konnte. Um einen langen zwecklosen Kampf zu vermeiden, beschloß der Kaiser noch einmal den Weg der Verhandlungen zu betreten. Er verließ deshalb sofort das Gebiet der Griechen; schon in den ersten Tagen des Mai war er wieder in der Mark von Camerino.

Auf den Entschluß des Kaisers hatte besonders der Geschichtsschreiber Liudprand eingewirkt, dem damals die glücklichsten Tage

glänzten. Durch wichtige Dienste in den Streitigkeiten mit dem Papstthum und durch seine gewandte Feder hatte er sich die Gunst des mächtigen Kaisers in hohem Grade gewonnen. Der Bischof von Cremona war einer der angesehensten Männer am Hofe Ottos, der mit ihm nicht nur über die Angelegenheiten Italiens, sondern auch über die Verhältnisse des griechischen Reichs, die ja Liudprand durch seinen früheren Aufenthalt in Constantinopel wohl bekannt waren, häufig zu Rathe ging. Liudprand erbot sich nun auch selbst die Maßregel, die er angerathen hatte, durchzuführen. Im Vertrauen auf seine alten Verbindungen am griechischen Hofe, seine Kenntniß der Landessitten und Landessprache, seine Schlauheit und Geschäftsgewandtheit hielt er sich für den rechten Mann Otto und Nicephorus auszusöhnen und durch die Vermählung der Theophano mit dem jungen Kaiser den Bund des Ost- und Westreichs zu besiegeln; der glänzende Waffenruhm und die gefürchtete Tapferkeit Ottos würden überdies, wie er hoffte, seinen Worten in Constantinopel willigen Eingang verschaffen. Ohne Frage besaß er wichtige und zu jener Zeit im Abendlande seltene Eigenschaften, die ihn zu dem freiwillig übernommenen Geschäft befähigten, aber es fehlte ihm leider nur zu sehr an jener sittlichen Größe, welche einst dem armen lothringischen Mönch zu Cordova so große Achtung gewonnen hatte. Liudprand war jähzornig, schmähsüchtig, eitel und fand an nichtigen Dingen nur allzugroßes Gefallen. Nicht mit der Selbstbeherrschung und dem Ernste, die ein ohnehin so schweres Geschäft erforderte, führte er seine Sache zu Constantinopel, und Nichts war natürlicher, als daß er, ohne sein Ziel zu erreichen, überdies vielfache Kränkungen erfahren mußte. 968.

Es ist uns der Bericht Liudprands über seine Sendung nach Constantinopel erhalten, den er schon auf seiner Rückreise für Otto und Adelheid abfaßte; er ist mit der in Gift getauchten Feder eines tödtlich erbitterten Feindes geschrieben, aber er ist eines der merkwürdigsten Actenstücke jener Zeit und verbreitet über die Verhältnisse des griechischen Reichs wie die Machtstellung Ottos so viel Licht, daß er in seinen wesentlichen Theilen hier mitgetheilt werden muß.

Liudprands Gesandtschaftsbericht an Otto.

Am vierten Juni — so erzählt Liudprand — kamen wir zu Constantinopel vor dem goldenen Thore an und mußten daselbst bis zur elften Stunde des Tags mit unseren Pferden trotz eines starken

968. Regens warten. Um die elfte Stunde aber ließ uns Nicephorus zu Fuß einziehen, denn er meinte, daß wir, obschon durch eure Milde so reich geschmückt, doch nicht würdig seien, zu Pferde unsern Einzug zu halten. Wir wurden darauf in einen sehr großen Marmorpalast geführt, der aber zerfallen war und der Witterung so offen stand, daß wir weder vor Hitze noch vor Frost geschützt waren. Bewaffnete Wächter umstellten uns hier, die meinen Begleitern den Ausgang, allen Andern den Zutritt wehrten. Wir waren allein in diesem Hause, von aller Gesellschaft entblößt, und zum Unglück war dasselbe noch so weit von dem kaiserlichen Palast entfernt, daß uns auf dem Wege dahin, den wir immer zu Fuß machen mußten, der Athem verging. An Trinkwasser fehlte es in unserer Herberge, und wir konnten uns es nicht einmal für Geld kaufen; den Wein der Griechen aber vermochten wir nicht zu trinken, da er mit Pech, Harz und Gyps gemischt ist. Die größte Plage war jedoch der Aufseher dieses Hauses, der für unsere täglichen Bedürfnisse sorgen sollte, ein so nichtswürdiger Mensch, daß man seinesgleichen kaum in der Hölle finden wird; was er an Schaden, Erpressungen, Kummer und Leid gegen uns ersinnen konnte, wurde er nicht müde zu thun, und von den 120 Tagen, die wir hier weilten, verging uns nicht einer ohne Klagen und Seufzen.

Am 6. Juni, dem Sonnabend vor Pfingsten, wurde ich zu dem Bruder des Kaisers, dem Europalaten und Logotheten*) Leo, geführt, mit dem ich einen harten Streit über euren kaiserlichen Titel zu bestehen hatte. Denn er nannte euch nicht mit dem griechischen Worte Basileus, sondern mit einer gewissen Nichtachtung gab er euch den lateinischen Namen Rex. Da ich ihm bemerklich machte, dies seien nur verschiedene Worte, welche dieselbe Würde bezeichneten, sagte er, ich sei wohl des Streits und nicht des Friedens halber gekommen. Darauf stand er auf und nahm in wirklich empörender Weise euer Schreiben nicht selbst an, sondern ließ es mich seinem Dolmetscher übergeben. Dieser Leo ist ein Mann von sehr langer Statur; ein Mensch voll erheuchelter Demuth, aber wehe dem, der sich auf ihn verläßt!

Am folgenden Tage, dem heiligen Pfingsttag selbst, wurde ich in den Krönungssaal, den die Griechen Stephana nennen, vor Nicephorus geführt. Ich fand in ihm gleichsam ein Ungethüm, einen Zwerg mit dickem Kopfe, kleinen Maulwurfsaugen, einem kurzen,

---

*) Bezeichnungen hoher Hofämter; etwa Hofmarschall und Kanzler.

breiten, dichten und halbgrauen Barte, einem ganz kurzen Hals und 968.
sehr langen und struppigen Haaren, von Gesichtsfarbe gleich einem Mohren, kurz, man möchte ihm um Mitternacht nicht begegnen. Er ist sehr beleibt, die Hüften sind im Verhältniß zu seiner Größe lang, die Schienbeine aber und Füße kurz. Er trug ein altes, vom Gebrauch abgenutztes und ausgebleichtes Staatskleid von Byssus und sicyonische Schuhe. Seine Redeweise ist polternd, aber er ist schlau wie ein Fuchs und an Lügen und falschen Schwüren ein zweiter Ulysses. — Liudprand kann sich beim Anblick des Kaisers nicht enthalten Ottos und seines kaiserlichen Sohns zu gedenken. „O, meine erlauchten „Herren Kaiser,“ ruft er aus, „ihr seid mir immer schön, immer „glänzend, mächtig, gütig und tugendreich erschienen, aber um wie viel „mehr von diesem Augenblick an!“ — Zur Linken des Nicephorus, so fährt der Bericht fort, aber nicht in derselben Linie mit ihm, sondern weit hinten, saßen die beiden kleinen Kaiser, einst seine Herren, jetzt seine Unterthanen. Das Gespräch begann Nicephorus mit folgenden Worten: „Es gebührte sich, und es war sogar unser Wunsch, „dich gnädig und ehrenvoll zu empfangen, aber das ungebührliche Be„tragen deines Herrn erlaubt es uns nicht. Er hat durch feindlichen „Einfall Rom an sich gerissen, Berengar und Adalbert wider Recht und „Gesetz ihr Reich genommen, von den Römern manche durch Schwerdt „und Strang hinrichten lassen, andere geblendet und überdies Städte „unseres Reichs mit Mord und Brand heimgesucht und sich zu unterwerfen „gesucht. Nun aber, da er seine bösen Absichten nicht zu erreichen ver„mochte, stellt er sich, als wolle er Frieden halten und sendet dich, der die „Triebfeder aller jener Bosheiten war, als Kundschafter zu uns.“ Ich antwortete ihm dagegen: „Die Stadt Rom hat mein Herr nicht mit „Gewalt oder wie ein Tyrann eingenommen, sondern sie von dem „Joch ihres Tyrannen oder vielmehr ihrer Tyrannen befreit. Denn „herrschten nicht Weiberknechte, oder, was noch schlimmer ist, Buhle„rinnen über sie? Damals schlief, wie ich glaube, deine oder vielmehr „deiner Vorgänger Macht, die sich zwar dem Namen nach, aber nicht „mit Wahrheit römische Kaiser nannten. Wenn sie Macht hatten und „Kaiser von Rom waren, warum ließen sie Rom in die Hand von „Buhlerinnen fallen? Sind nicht einige sogar von den hochheiligen „Päpsten verjagt, andere so bedrängt worden, daß sie nicht einmal „ihren täglichen Lebensunterhalt und das Geld für die Armenpflege „gewinnen konnten? Schrieb nicht Adalbert an deine Vorgänger, „die Kaiser Romanus und Constantin, einen Brief voll Schmähun„gen? Plünderte er nicht die Kirchen der hochheiligen Apostel? Wer

968. „von euch Kaisern hat sich der Sache Gottes angenommen, wer ein „so freches Unterfangen gerächt und die Kirche wieder zu ihren alten „Ehren gebracht? Ihr übersaht es, aber nicht mein Herr, der von „den Enden der Welt aufbrach und nach Rom zog, die Gottlosen „aus dem Wege räumte und den Stellvertretern der heiligen Apostel „ihre Macht und ihre Ehre zurückgab. Nachher hat er allerdings „diejenigen, die sich gegen ihn und ihren apostolischen Herrn erhoben, „als Eidbrüchige und Tempelschänder, die sich gegen die Päpste Raub „und Mishandlungen hätten zu Schulden kommen lassen, mit Schwerdt „und Strang hinrichten lassen oder in die Verbannung geschickt, aber „dies geschah nach den Gesetzen des Justinianus, Valentinianus, „Theodosius und der anderen römischen Kaiser. Gottlos, ungerecht, „grausam, ein Tyrann würde er sein, wenn er dies nicht gethan „hätte! Weltkundig ist es ferner, daß Berengar und Adalbert seine „Vasallen geworden waren, das Königreich Italien mit einem golde„nen Scepter aus seiner Hand zu Lehn empfangen und in Gegen„wart deiner Knechte, die noch leben und in dieser Stadt sich auf„halten, ihm den Eid der Treue geleistet hatten. Da sie aber auf Ein„gebung des Teufels ihr Wort brachen, nahm ihnen mein Herr mit „Recht ihre Herrschaft, denn sie waren Verräther und Rebellen, und „gerade ebenso würdest du mit denen verfahren, die sich dir erst un„terwürfen und dann empörten." „Aber," sagte er, „der Vasall „Adalberts, der hier ist, stellt dies in Abrede." „Sagt er etwas An„deres," fuhr ich fort, „so soll einer von meinen Mannen, wenn du es „befiehlst, morgen im Zweikampf die Wahrheit meiner Worte erhär„ten." „Gut," erwiederte er, „dein Herr mag darin, wie du sagst, „nach seinem Rechte gehandelt haben; aber jetzt erkläre mir, weshalb „er meine Reichslande mit Feuer und Schwerdt heimgesucht hat, da „wir doch Freunde waren und einen unauflöslichen Bund durch eine „Vermählung unserer Häuser zu schließen gedachten." Ich antwortete: „Das Land, von dem du sagst, es gehöre zu deinem Reiche, „ist, wie die Abstammung der Bewohner und die Sprache zeigen, ein „Bestandtheil des italienischen Reichs. Auch haben es die Langobar„den erobert, und Ludwig, der Kaiser der Langobarden und Franken, „hat es durch eine blutige Schlacht den Sarazenen entrissen; wie „Landulf, der Fürst von Capua und Benevent, es sieben Jahre lang „nach dem Recht der Eroberung beherrschte. Es würde auch sei„ner und seiner Nachfolger Botmäßigkeit sich bis auf den heutigen „Tag nicht entzogen haben, wenn nicht der Kaiser Romanus für un„ermeßliches Geld die Freundschaft unseres Königs Hugo erkauft hätte.

„Dies war nehmlich der Grund, weshalb er seinen Enkel, der seinen 968.
„Namen trug, mit einer unehelichen Tochter unseres Königs Hugo
„vermählte. Du scheinst aber wohl gar es der Machtlosigkeit, nicht
„der Freundschaft meines Herrn zuzuschreiben, daß er dir dies Land
„so viele Jahre nach Italiens und Roms Erwerbung noch belassen hat.
„Mit dem Freundschaftsbunde jedoch, den du durch eine Vermäh-
„lung, wie du sagst, stiften wolltest, glauben wir, daß es nicht red-
„lich und ehrlich gemeint sei; du gedenkst dadurch einen Waffenstill-
„stand zu erlangen und die Entscheidung hinzuziehen, was du uns
„weder zumuthen solltest, noch wir zugeben dürfen. Um jedoch ohne
„allen Rückhalt und offen zu reden: mein Herr schickt mich zu dir,
„daß du, wenn es dein Wille ist, die Tochter des Kaisers Romanus
„und der Kaiserin Theophano seinem Sohne, dem erlauchten Kaiser
„Otto, zur Ehe zu geben, mir dies eidlich angelobst, wogegen ich
„dir dann andererseits eidlich bekräftigen soll, daß zum Entgelt und
„Dank mein Herr bestimmte Zugeständnisse dir machen wird. Die beste
„Bürgschaft für seine wahrhaft aufrichtige Gesinnung hat dir mein
„Herr schon darin gegeben, daß er Apulien, das er schon völlig in
„seiner Gewalt hatte, wieder aufgab, und zwar geschah dies, wie dies
„ganz Apulien weiß, auf meinen Rath, dem du so viel Böses zu-
„schreibst."

„Es ist schon die zweite Stunde vorbei," sagte Nicephorus, „und
„die Festprocession muß gehalten werden; wir können jetzt die Sache
„nicht fortführen, aber wir werden dir auf alles dies antworten, wenn
„es uns gelegen ist."

Der Festaufzug war eben nicht glänzend. Eine große Menge von Krämern und gemeinem Volk, die zum Fest herbeigekommen waren, standen zum feierlichen Empfange des Nicephorus vom Palast bis zur Sophienkirche, sie faßten die beiden Seiten des Wegs ein und waren mit dünnen Schildchen und erbärmlichen Wurfspießen geschmückt, zum großen Theil aber barfuß. Die Hofleute, die in der Procession den Kaiser begleiteten, trugen große Mäntel, die jedoch vom Alter ganz durchlöchert waren. Es wäre besser gewesen, sie wären in ihren Hauskleidern gekommen; diese Staatskleider waren schon zu ihrer Großväter Zeiten nicht neu gewesen. Schmuck an Gold und Edelsteinen trug nur der Kaiser selbst; der Ornat, für die Figur seiner Vorfahren eingerichtet, entstellte ihn nur noch mehr. Man führte auch mich zur Kirche, um die Procession mit anzusehen, und gab mir auf dem Chor bei den Sängern einen Platz. Als nun jenes Ungethüm herankroch, stimmten die Sänger an: „Siehe, da kommt der

968. „Morgenstern, Eous erhebt sich und verdunkelt durch seinen Blick die „Strahlen der Sonne, der bleiche Tod der Sarazenen, Nicephorus, „der Herrscher!“ Auch sang man: „Nicephorus, dem Herrscher, seien „viele Jahre beschieden! Ihn ehret, ihr Völker, und beugt euren „Nacken dem mächtigen Fürsten!“ Von diesem speichelleckerischen Gesange hochmüthig gemacht, trat er in die Sophienkirche ein; die jungen Kaiser, seine Herren, folgten ihm weit hinten nach und fielen vor ihm beim Friedenskusse bis auf die Erde nieder. Sein Waffenträger steckte dann nach der Sitte in der Kirche an einem Pfeil, der auf einem Rohr befestigt, eine Zahl auf, die angiebt, wie lange der Kaiser schon regiert.

An diesem Tage lud mich Nicephorus auch zu Gaste. Er meinte aber, ich sei nicht würdig, vor einem seiner Hofleute meinen Platz zu nehmen, und so erhielt ich erst die fünfzehnte Stelle von ihm und nicht einmal ein Tischtuch; von meinen Genossen war Keiner bei Tische, ja nicht einmal im Palast. Bei dieser Mahlzeit, die sich lange hinzog und bei der es schmutzig herging, wie unter Trunkenen, wo es von Oehl trof und von abscheulicher Fischlake, richtete er viele Fragen an mich über eure Macht, eure Reiche und euer Heer. Da ich ihm der Wahrheit gemäß darauf antwortete, rief er aus: „Du lügst! Die Kriegsmannen deines Herrn verstehen nicht „das Reiten und nicht den Kampf zu Fuße; ihre großen Schilde, „schweren Panzer, langen Schwerdter und gewichtigen Helme hindern „sie bei beiden Kampfarten. Es hemmt sie auch“ — fuhr er lachend fort — „die Gefräßigkeit, denn der Bauch ist ihr Gott, ihr Muth „Trunkenheit, ihre Tapferkeit Rausch; Fasten ist ihr Untergang und „Nüchternheit ihr Schrecken. Auch hat dein Herr keine Flotte auf „der See. Eine tüchtige Seemacht habe ich allein, und ich will ihn „mit meiner Flotte angreifen, seine Städte an der See zerstören und „Alles, was an den Flüssen liegt, in einen Schutthaufen verwandeln. „Und wie will er mir auch zu Lande mit seiner geringen Heeresmacht „Widerstand leisten? Er hatte seinen Sohn und seine Gemahlin bei „sich, alle Sachsen, Schwaben, Baiern und Italiener begleiteten ihn, „und doch vermochten sie nicht eines meiner Städtchen, das sich widersetzte, zu nehmen; ja das konnten sie nicht, und wie will er mir erst „Widerstand leisten, wenn ich mit so vielen Leuten, als Sterne am „Himmel und Wogen bei stürmischer See sind, gegen ihn anrücke?“ Als ich ihm hierauf eine Antwort, wie er sie verdiente, ertheilen wollte, ließ er mich nicht zu Worte kommen, sondern sagte, um mich zu verhöhnen: „Ihr seid ja gar keine Römer, sondern Langobarden!“

Ich gerieth in Zorn, und obgleich er noch weiter reden wollte und mir zu schweigen winkte, brach ich los: „Romulus, von dem die Römer den Namen tragen, war ein Brudermörder und Bastard, er eröffnete eine Freistätte für böse Schuldner, ausgerissene Sklaven, „Mörder und andere Verbrecher, die den Tod verdient hatten, und „diesen seinen Anhang nannte er Römer. Solcher edelen Abkunft „sind diejenigen, die ihr die Herren der Welt nennt, die wir aber, „d. h. die Langobarden, Sachsen, Franken, Lothringer, Baiern, „Schwaben und Burgunder so tief verachten, daß wir im Zorn gegen „unsere Feinde kein anderes Schimpfwort kennen, als: „Du Römer!" „Denn jede Feigheit und Niederträchtigkeit, Geiz, Ueppigkeit, Lug „und Trug und alle Laster fassen wir in diesem einen Worte zusammen. Wenn du uns aber unkriegerisch und ungeschickt im Reiten „nennst, so werden, wenn die Sünden der Christenheit es verschulden „sollten, daß du in deiner Hartnäckigkeit verharrst, die nächsten Kämpfe wohl zeigen, was ihr für Leute seid und ob wir zu kämpfen wissen." Da winkte mir Nicephorus höchst aufgebracht Stillschweigen zu, befahl die lange, aber sehr schmale Tafel aufzuheben und hieß mich nach meiner abscheulichen Wohnung — oder meinem Kerker vielmehr — zurückkehren.

968.

Zwei Tage nachher verfiel ich theils vor Aerger, theils in Folge der Hitze und des Durstes in eine heftige Krankheit. Auch meine Begleiter, welche dieselben Leiden durchmachten, erkrankten und fürchteten hier in der Fremde zu sterben. Und wie hätte es anders sein können, da sie statt eines ordentlichen Weins eine Salzlake trinken mußten, zum Lager nicht Heu, Stroh oder den Erdboden hatten, sondern den harten Marmor und zum Kopfkissen Steine? In großer Besorgniß für mich und die Meinigen rief ich endlich unsern Wächter, oder vielmehr Verfolger, und erwirkte von ihm, nicht allein durch Bitten, sondern auch durch Geld, daß er folgenden Brief an den Bruder des Nicephorus besorgte: „Bischof Liudprand an den Europalaten „und Logotheten der Rennbahn. — Wenn der durchlauchtigste Kaiser „die Bitte, die mich hiehergeführt hat, zu erfüllen gedenkt, so will ich „gern die Leiden, die ich hier ertrage, auf mich nehmen; nur möge „dann mein Herr schriftlich und durch einen Boten davon unterrichtet „werden, daß ich mich nicht ohne Noth hier aufhalte. Ist dem aber „nicht also, so liegt ein Lastschiff aus Venedig hier, das bald in See „gehen will; möchte er mir dann, da ich krank bin, erlauben dies „Schiff zu besteigen, auf daß, wenn es mit mir zu Ende gehen sollte, „mein Leib mindestens auf heimathlichem Boden seine Ruhestätte finde."

968. Als der Bruder des Kaisers dies gelesen hatte, hieß er mich nach vier Tagen zu ihm kommen. Da fand ich nun eine Versammlung der weisesten und nach ihrer Weise gebildetsten Männer, die eure Angelegenheiten in Erwägung ziehen sollten: es waren dies der Paracoemomenos [1]) Basilius, der Proto a secretis [2]) Simeon, der Protovestiarius [3]) und zwei Magister. [4]) Sie redeten mich zuerst so an: „Sage uns, Bruder, weshalb hast du dich „hierher bemüht?“ Da ich ihnen sagte, um jener Verbindung willen, welche einen unverbrüchlichen Frieden begründen würde, gaben sie zur Antwort: „Es ist unerhört, daß die im Purpur geborne Tochter eines „im Purpur gebornen Vaters einem Fremden gegeben wird. Aber „obwohl ihr so Großes fordert, soll es euch doch gewährt werden, „wenn ihr uns einen geziemenden Preis dafür gebt, Ravenna nehm„lich und Rom mit allen anliegenden Ländern bis an unsere Gren„zen. Wollt ihr aber nur ein Freundschaftsbündniß schließen ohne „die Vermählung, dann möge dein Herr Rom frei erklären und die „Fürsten von Benevent und Capua, früher die Knechte unseres heiligen „Reichs, jetzt Rebellen, wieder unter die frühere Abhängigkeit von uns „stellen.“ Ich antwortete ihnen: „Ihr wißt doch selbst recht gut, daß „mein Herr mächtigere Slawenfürsten unter sich hat, als jener Bul„garenkönig Peter war, der die Tochter des Kaisers Christophorus „heimführte!“ „Aber Christophorus,“ sagten sie, „war nicht im Pur„pur geboren!“ „Und Rom,“ fuhr ich fort, „von dem ihr so viel „Aufhebens macht, daß es frei sein solle, wem dient es denn? Wem „zahlt es Tribut? Diente es nicht gerade früher, und überdies noch „Buhlerinnen? Von dieser schmählichen Dienstbarkeit hat es mein „Herr, der erlauchte Kaiser, befreit, während ihr schliefet oder viel„mehr nicht die Kraft hattet es zu erlösen. Der erlauchte Kaiser „Constantinus, der diese Stadt gründete und nach sich nannte, schenkte „der heiligen apostolischen römischen Kirche, wie er Herr des Erdkrei„ses war, nicht in Italien allein, sondern fast in allen Ländern des „Westens und auch des Ostens und Nordens große Güter, in „Griechenland nehmlich, in Judäa, Persien, Mesopotamien, Babylo„nien, Egypten und Libyen, wie seine Privilegien bezeugen, die wir „noch haben. Alles fürwahr nun, was in Italien, Sachsen, Baiern

---

1) Oberkammerherr.
2) Oberstaatssecretair.
3) Obergarderobenmeister.
4) Höhere Staatsbeamte.

„und in den andren Reichen meines Herrn der Kirche der heiligen Apostel „gehört, hat er dem Stellvertreter der heiligen Apostel überwiesen. „Und wenn mein Herr von alle dem eine Stadt, ein Dorf, irgend „welche Vasallen und Knechte für sich behalten hat, will ich ein „Gottesleugner heißen! Warum aber thut euer Kaiser nicht desglei„chen und giebt, was in seinen Reichen liegt, der Kirche der Apostel „zurück, um sie, da sie durch die Bemühungen und die Freigebigkeit „meines Herrn schon frei und reich ist, noch reicher zu machen und „noch freier zu stellen?" „Das wird er," antwortete Basilius, „auch „thun, sobald er Rom und die römische Kirche nach seinem Willen „leiten wird!" Da erzählte ich ihnen folgende Geschichte: „Es litt „Jemand von einem Andern schweres Unrecht; deshalb betete er zu „Gott: „Herr, räche mich an meinem Feinde!" Der Herr aber „sprach zu ihm: „Ich werde es thun an dem Tage, wo ich einem „Jeden lohne nach seinem Werke!" „Das ist etwas spät," sprach da „der Mann." Alle fingen laut an zu lachen mit Ausnahme Leos, des Bruders des Kaisers. Man hob darauf die Berathung auf, hieß mich in meine Wohnung zurückkehren und ließ mich dort bis zum Feste des heiligen Apostels bewachen.

An diesem Festtage (29. Juni) mußte ich auf Befehl, obwohl ich sehr leidend war, vor dem Kaiser in der Kirche der heiligen Apostel erscheinen, zugleich auch bulgarische Gesandte*), die am Tage zuvor eingetroffen waren. Wir wurden nach der Messe zu Tische eingeladen, ich aber erhielt am oberen Ende der langen und schmalen Tafel hinter einem bulgarischen Gesandten meinen Platz. Dieser Mensch war barbarisch, wie ein Unger geschoren, trug eine eiserne Kette und war, wie ich richtig ahnete, noch Catechumene, noch nicht einmal getauft. Dies war, meine erlauchten Herren, ein Hohn gegen euch, in meiner Person wurdet ihr beschimpft, und da ich eure Beleidigung nicht ruhig mit ansehen konnte, verließ ich die Tafel. Als ich aber erzürnt mich entfernen wollte, folgten mir Leo, des Kaisers Bruder, und Simeon, der Proto a secretis und sagten: „Als „der Bulgarenkönig Petrus sich mit der Tochter des Kaisers Christo„phorus vermählte, wurde ein Vertrag gemacht und beschworen, daß

---

1) Die Bulgaren, von Swiätoslaw eben damals gänzlich geschlagen, suchten und fanden bei Nicephorus Beistand. Nicephorus zeigte sich um so bereitwilliger dazu, weil Swiätoslaw schon mit Plänen umging Constantinopel selbst anzugreifen. Es wurden damals sogar Verhandlungen eingeleitet die jungen Kaiser, die Söhne des Romanus, mit bulgarischen Fürstentöchtern zu vermählen.

968 „die Gesandten der Bulgaren den Gesandten aller anderen Völker an „Ehren- und Gunstbezeugungen bei uns vorangehen sollten. Jener „Gesandte der Bulgaren hat deshalb, obwohl er, wie du sagst, übel „geschoren und ungewaschen ist, auch nur eine eiserne Kette trägt, „doch den Rang eines Patricius, und einem Bischofe, zumal einem „fränkischen, den Platz über ihm einzuräumen halten wir für durch- „aus unrecht. Da wir aber sehen, daß du darüber ungehalten bist, „nöthigen wir dich dringend mit den Dienern des Kaisers in einem „Wirthshause zu speisen, denn wir werden es nimmer zugeben, daß du „so in deine Herberge zurückkehrst.“ Ich war zu ergrimmt, um ihnen etwas zu antworten, und that, wie sie sagten; denn ich wollte nur nicht an einer Tafel sein, wo ein Gesandter der Bulgaren, ich will nicht sagen mir, dem Bischof Liudprand, sondern eurem Gesandten vorgezogen wurde. Der erhabene Kaiser beruhigte mich aber durch ein prächtiges Geschenk; er schickte mir nehmlich von seinen Leckerbissen einen fetten Hammelbraten, von dem er selbst gegessen hatte, der mit Knoblauch, Zwiebeln und Lauch gefüllt war und in einer Fisch- lake schwamm; fürwahr ein saubres Gericht, das ich wohl auf eure Tafel gewünscht hätte, ihr hättet dann vielleicht von den Herrlichkei- ten des Kaisers eine andere Meinung gefaßt.

Nach acht Tagen, als die Gesandten der Bulgaren schon abge- reist waren, zwang er mich wieder an demselben Ort bei ihm zur Tafel zu erscheinen, obwohl ich auch damals noch leidend war, denn er meinte, daß ich großes Gewicht auf diese Ehre legte. Bei Tische waren auch mehrere Bischöfe und der Patriarch von Constantinopel zugegen. In ihrer Gegenwart legte er mir nun mehrere Fragen über die heilige Schrift vor, die ich ihm aber unter dem Beistande des heiligen Geists richtig beantwortete; zuletzt fragte er mich, um euch zu verspotten, welche Kirchenversammlungen wir denn als gültig anerken- ten. Ich antwortete: „Die von Nicäa, Chalcedon, Ephesus, Antiochia, „Carthago, Ancyra und Constantinopel.“ Da lachte er höhnisch und sagte: „Du vergißt die sächsische zu nennen. In unsern Büchern steht „sie freilich nicht; wenn du fragst: warum? so ist die Antwort, weil „sie zu jung und einfältig ist und bis zu uns noch nicht hat durch- „dringen können.“ Ich sagte: „Wo das kranke Glied am Leibe ist, „da muß mit dem Eisen gebrannt werden. Von euch gingen alle „Ketzereien aus, bei euch gewannen sie Kraft, daher mußten sie auch „hier und zwar von uns, den Abendländern, erstickt und überwältigt „werden. Auch zu Rom und Pavia wurden wohl Synoden gehalten, „doch läßt sich von ihnen nicht sagen, daß sie wegen Irrlehren

„in diesen Kirchen selbst gehalten wurden. Vielmehr war es ein rö- 968.
„mischer Geistlicher, der nachherige Papst Gregorius, der den ketzeri-
„schen Patriarchen von Constantinopel, Eutychius, aus seinem Irrthum
„herausriß. Eutychius sagte nehmlich, ja lehrte und schrieb sogar,
„wir würden bei der Auferstehung nicht mit solchem Fleisch umkleidet
„sein, wie wir hier haben, sondern eine gewisse geistige Körperhülle
„annehmen; doch Gregorius verbrannte im rechten Glauben das vom
„Irrthum eingegebene Buch desselben. Auch der Bischof Ennodius
„von Pavia wurde wegen einer anderen Ketzerei hierher nach Con-
„stantinopel vom römischen Papst gesandt, und es glückte ihm dieselbe
„zu unterdrücken und die allgemeine rechtgläubige Lehre wieder her-
„zustellen. Das Volk der Sachsen aber hat sich, seitdem es die hei-
„lige Taufe und die wahre Erkenntniß Gottes empfangen hat, durch
„keine Ketzerei befleckt; es bedurfte also auch dort keiner Synode, um
„eine Ketzerei zu unterdrücken, denn es gab keine dort. Wenn du aber
„den Glauben der Sachsen jung und einfältig nennst, so gebe ich dir
„darin völlig Recht, denn bei ihnen, wo die Werke dem Glauben
„folgen, ist er noch frisch und einfältig, nicht alt und verkommen;
„hier aber, wo ihn keine Werke begleiten, ist er altersschwach und
„wird wegen seines Alters wie ein schäbiger Rock verachtet. Doch
„weiß ich auch von einer Synode in Sachsen, und in der wurde fest-
„gesetzt, daß es ehrenvoller sei mit dem Schwerdte, als mit Federn,
„zu fechten und ruhmvoller zu fallen, als zu fliehen. Und das weiß
„ja auch dein eigenes Heer." Möchten sie, dachte ich in meinem
Herzen, doch bald durch Erfahrung noch besser es kennen lernen, wie
tapfer die Sachsen streiten.

Noch an demselben Tage mußte ich ihm abermals am Nachmit-
tag, als er zum kaiserlichen Palast zurückkehrte, meine Aufwartung
machen, und doch war ich so entkräftet und entstellt, daß die Frauen,
die früher, wenn sie mir begegneten, voll Staunen sich zugerufen hat-
ten: „Sieh nur, Mutter!" jetzt sich voll Mitleiden an die Brust schlugen
und riefen: „Der arme, unglückliche Mensch!" Als er nun erschien,
was ich da ihm Böses und euch, meinen abwesenden Gebietern, Gu-
tes mit zum Himmel erhobenen Händen angewünscht habe — o möchte
das in Erfüllung gehen! Dennoch mußte ich nicht wenig damals
über Nicephorus lachen. Denn er saß auf einem wilden und scheuen
Pferde, das sehr groß war, obschon er doch nur klein ist. Da kam
er mir vor, wie eine jener Puppen, welche die Slawen bei euch
auf ein Füllen setzen und es dann ohne Zügel der Mutter nachlaufen
lassen.

968. Darauf wurde ich zu meiner verhaßten Herberge zurückgebracht, wo meine Genossen fünf Löwen waren, die dort gefüttert wurden. Drei Wochen sah ich hier Niemanden, als meine Begleiter. Ich glaubte schon, Nicephorus würde mich niemals wieder heimkehren lassen, und der Kummer darüber vergrößerte mein Uebelbefinden so, daß ich ohne den Beistand der Jungfrau Maria meinen Leiden unterlegen wäre. Während dieser Zeit hielt Nicephorus außerhalb Constantinopel an einem Orte Hof, der „an den Quellen" genannt wird, und ließ mich hierhin bescheiden. Obgleich ich so krank war, daß selbst das Sitzen mir beschwerlich war, mußte ich doch mit entblößtem Haupte, was mir sehr nachtheilig war, vor ihm stehen. Er sagte zu mir: „Die Boten deines Königs Otto, die im vergangenen Jahre ka„men, haben mir eidlich versprochen — und die Urkunden darüber „sind hier — daß er niemals in irgend einer Weise unser Reich be„nachtheiligen werde. Giebt es aber wohl eine größere Benachtheili„gung, als daß er sich Kaiser nennt und Provinzen unseres Reichs „an sich reißt? Beides ist unerträglich, und besonders können wir „das nicht ruhig ertragen und anhören, daß er sich Kaiser nennt. Den„noch, wenn du mir dasselbe betheuerst, wie jene, will ich dich geehrt „und reich beschenkt bald von hinnen entsenden." Dies that er, um mich zu verlocken, denn er wußte wohl, daß, wenn ich es thöricht thäte, ihr es doch nicht halten würdet, aber er hatte dann etwas zu seiner Rechtfertigung und zu unserer Beschimpfung in Händen. „Mein „erlauchter Herr," antwortete ich, „hat Alles, was du berührst, vor„ausgesehen — denn er ist hochverständig und der Geist Gottes mit „ihm — und deshalb hat er mir schriftlich seine Aufträge übergeben, „daß ich sie nicht überschritte, und sie mit seinem Siegel versehen. „Diese seine Aufträge mögen verlesen werden, und ich will eidlich „den Inhalt derselben bekräftigen. Was aber die früheren Gesandten „wider ihren Auftrag versprochen und beschworen haben, damit ist es, „wie es beim Plato heißt: „Was man vom Gotte erfleht, das hat „man selbst zu vertreten, nicht er." Hierauf wandte sich das Gespräch auf die Fürsten von Capua und Benevent, die er seine Knechte nennt und deren Abfall ihm ganz besonders zu Herzen geht. „Meine „Knechte," sagte er, „hat dein Herr in seinen Schutz genommen, und „wenn er sie nicht aus demselben entläßt und in ihr früheres Dienst„verhältniß zurückkehren läßt, so kann er unsere Freundschaft nicht be„sitzen. Sie selbst verlangen wieder bei uns zu Gnaden angenommen „zu werden, aber wir gewähren ihnen dies nicht, denn sie sollen „es erfahren, wie gefährlich es ist seinen Herrn zu verlassen und

„sich dem Dienst zu entziehen. Ehrenvoller aber wäre es für deinen 968.
„Herrn, sie gutwillig uns zu überliefern, als sich dazu zwingen zu
„lassen. Sie werden, wenn ich am Leben bleibe, schon sehen, was
„es heißt seinen Herrn zu hintergehen, ja, wie ich glaube, sie wissen
„es jetzt schon durch meine Truppen jenseits des Meeres." Er verwehrte mir darauf zu antworten, und da ich fortgehen wollte, hieß er
mich zur Tafel zurückkehren.

Bei Tische saß sein Vater neben ihm, der mir wie ein Greis
von hundert und funfzig Jahren erschien.*) Dennoch empfing er dieselben Zurufungen, wie sein Sohn, daß Gott sein Leben noch vielmals so lang ausdehnen möge. Hier konnte man recht sehen, was
für Narren und Schmeichler die Griechen sind, da sie einem Greise
eine Lebensdauer wider alle Gesetze der Natur wünschen, und der
Alte freut sich noch darüber, obwohl er ja recht gut weiß, daß Gott
es ihm nicht gewährt und daß, wenn er es thäte, es ihm nicht gut
sein würde. So priesen sie auch Nicephorus als den Friedenbringer
und den Morgenstern. Aber den Hülflosen stark, den Narren weise,
den Zwerg einen Riesen, den Mohren weiß und den Sünder einen
Heiligen nennen, das ist wahrlich kein Lob, sondern Hohn. Und
wer sich daran freut, daß ihm Eigenschaften nachgerühmt werden, die
er gar nicht besitzt, der ist wie eine Eule, die im Dunkeln sieht, aber
beim Tageslicht blind ist. Bei Tische wurde diesmal, was sonst nicht
geschah, eine Predigt des heiligen Johannes Chrysostomus über die
Apostelgeschichte vorgelesen. Als die Predigt zu Ende war, bat ich um
die Erlaubniß, zu euch heimkehren zu dürfen. Der Kaiser nickte mir
mit dem Kopfe zu, als wolle er meinen Wunsch erfüllen, gab aber
meinem Wächter und Verfolger den Befehl, mich wieder zu meinen
Löwen zurückzuführen. Dies geschah, und bis zum 20. Juli sah ich
ihn nicht wieder, wurde aber streng bewacht, damit ich Niemanden
spräche, der mir etwas von dem mittheilen könnte, was er unternähme.

Inzwischen ließ er den Grimizo, den Gesandten Adalberts, zu
sich kommen und befahl demselben mit einer griechischen Flotte nach
Italien zurückzukehren. Diese Flotte bestand aus 24 griechischen
Kriegsschiffen, 2 russischen und 2 gallischen; mehr habe ich wenigstens nicht gesehen. Mit dem ganzen Heere, das sie übersetzte,
glaubet mir, meine erlauchten Herren, werden vierhundert eurer Krieger, wenn sie nicht Wälle und Gräben hindern, leicht fertig werden;

*) Bardas; er war über 90 Jahre alt.

968. zumal den Befehl über dasselbe, ich glaube, euch zum Hohn, ein Verschnittener hat. Adalbert hatte nehmlich dem Nicephorus melden lassen, er habe ein Heer von 8000 Gewappneten beisammen und würde, wenn ein griechisches Heer ihm zur Hülfe käme, euch leicht in die Flucht schlagen und vernichten; er bat auch Nicephorus um Geld, um die Kampflust seiner Leute anzufachen. Deshalb gab Nicephorus jenem Verschnittenen eine große Geldsumme mit, zugleich aber mit dem Auftrag, nur dann, wenn Adalbert wirklich 7000 Gewappnete oder mehr ihm zuführen sollte, ihm dieses Geld zu geben; ferner sollte Adalberts Bruder Kuno *) mit seinem eigenen und dem griechischen Heere euch angreifen, Adalbert aber zu Bari indessen bewacht bleiben, bis Kuno siegreich zurückkehrte; hätte dagegen Adalbert nicht 7000 Gewappnete, so sollte der Verschnittene ihn sogleich in Ketten legen und ihn euch, wenn ihr nach Bari kämet, überliefern, auch jene Geldsumme euch aushändigen. Welche abscheuliche Treulosigkeit! Aber so sind diese Griechen! — Am 19. Juli ging diese Flotte in See, ich sah es selbst von meinem Kerker aus.

Am folgenden Tage, dem Feste Eliä Himmelfahrt, den das leichtfertige Volk der Griechen mit theatralischen Spielen feiert, ließ der Kaiser mich wieder zu sich kommen und sprach zu mir: „Ich beabsichtige mein Heer jetzt gegen die Araber zu führen, nicht gegen „Christen, wie es dein Herr thut. Schon im vorigen Jahre ging „ich mit diesem Feldzuge um, aber als ich hörte, daß dein Herr mein „Land angreifen wollte, ließ ich von den Arabern ab und wandte „mich gegen ihn. Als wir bereits in Macedonien waren, kam uns „Dominicus aus Venedig als sein Bote entgegen; er ließ es sich viel „Mühe und Anstrengung kosten uns zu besänftigen und zur Rückkehr „zu bewegen und leistete uns einen Eid, dein Herr denke gar nicht „an das, was man ihm Schuld gebe, geschweige denn, daß er es je „unternehmen würde. Kehre also nun heim" — bei diesen Worten ich sprach im Herzen: gelobt sei Gott! — „und melde deinem Herrn „dies und das, und will er das thun, so komm selbst wieder hier„her!" Ich antwortete: „Möge deine heilige Majestät nur den Be„fehl geben, daß ich schnell nach Italien heimkehre, dann bin ich „überzeugt, daß mein Kaiser, was deine Majestät wünscht, gern thun „und ich hocherfreut zu dir zurückkommen werde." Er merkte es leider! in welchem Sinne ich dies sagte; denn er lachte und nickte mit dem Kopfe, und als ich mich verabschieden wollte und mich tief bis

*) Kuno mußte also der Gefangenschaft wieder entkommen sein.

zur Erde vor ihm verneigte, hieß er mich zu Gaste bleiben und zu 968. seinem von Knoblauch und Zwiebeln duftenden, mit Oehl und Fischlake bereiteten Mahle kommen. Erst an diesem Tage brachte ich es durch große Bitten dahin, daß er das Geschenk von euch annahm, das er bisher immer zurückgewiesen hatte.

Als wir an der langen schmalen Tafel saßen, die nur in der Breite eines Balkens bedeckt und zur Hälfte der ganzen Länge nach ohne Tischtuch war, ließ er seinen Spott gegen die Franken aus, mit welchem Namen er sowohl die lateinisch, wie die deutsch sprechenden Völker des Abendlands bezeichnete, und fragte mich, wo denn mein Bischofssitz liege und wie er heiße. „Cremona," sagte ich, „ganz „nahe am Po, dem ersten unter den Flüssen Italiens. Und da deine „Hoheit alsbald dahin Kriegsschiffe zu senden gedenkt, möge es mir „zu Gute kommen, daß ich das Glück hatte dich hier zu sehen und „kennen zu lernen. Schone der Stadt, daß sie durch dich bestehen „bleibe, da sie ja doch dir nicht widerstehen kann!" Er bemerkte die Ironie in meinen Worten, sah aber zur Erde und versprach mir meinen Wunsch zu erfüllen, auch schwur er mir bei der Macht seines Reichs, die Hand auf die Brust gelegt, mir solle kein Leid geschehen und er werde mich bald sicher auf seinen Kriegsschiffen nach Ancona bringen lassen.

Sein Eid war falsch, wie sich alsbald zeigte. Denn dies geschah am 20. Juli, einem Montag, und von diesem Tage an erhielt ich vier Tage lang kein Geld zu meinem Unterhalte, obwohl zu Constantinopel eine solche Theuerung war, daß ich für meine fünfundzwanzig Begleiter und meine vier griechischen Aufseher für drei Goldstücke kaum eine Mahlzeit beschaffen konnte, und am nächsten Mittwoch, dem 22. Juli, verließ der Kaiser schon Constantinopel, um gegen die Araber ins Feld zu ziehen.

Am folgenden Tage ließ mich sein Bruder zu sich kommen und sagte zu mir: „Der Kaiser ist schon voraus, ich bin heute noch hier „geblieben, um die nöthigen Anordnungen zu treffen; wenn du noch „den Wunsch hegst den heiligen Kaiser zu sehen oder ihm noch etwas „Neues mitzutheilen hast, so sage es." Ich sagte, beides sei nicht der Fall, nur darum bäte ich, nach dem Versprechen des Kaisers mit den Kriegsschiffen nach dem Hafen von Ancona befördert zu werden. Er schwur mir darauf beim Haupte des Kaisers, bei seinem eigenen Leben und seinen Kindern — denn die Griechen sind immer bereit beim Leben ihrer Mitmenschen zu schwören — es solle geschehen. „Wann?" fragte ich. „Sogleich," antwortete er, „nach der Abreise des

968. „Kaisers. Der Befehlshaber der Flotte wird dann für dich Sorge „tragen.“ Ich ließ mich von der Hoffnung täuschen und ging froh von dannen.

Am zweitfolgenden Tage, am Sonnabend, beschied mich Nicephorus nach Umbria, einem Orte, etwa vier Meilen von Constantinopel. Hier sagte er zu mir: „Ich gedachte, daß du, ein so angesehe„ner und rechtschaffener Mann, deshalb hierher gekommen seist, daß „du dich in allen Stücken meinen Forderungen willfährig zeigen und „zwischen mir und deinem Herrn ein Freundschaftsbündniß für ewige „Zeiten schließen würdest. Da du aber in deiner Hartnäckigkeit dies „nicht thun willst, so thue mindestens das Eine, was die Billig„keit erheischt, schwöre mir nehmlich, daß dein Herr den Fürsten „von Benevent und Capua, meinen Dienern, die ich zu bekriegen „gedenke, keinen Beistand leisten wird. Will er von dem Seinen „Nichts hergeben, so lasse er mir mindestens das Meine. Es ist „weltkundig, daß die Väter und Großväter dieser Fürsten unserm „Reiche tributpflichtig waren, und daß sie es bald auch wieder sein „werden, dafür wird unser Heer sorgen.“ Ich antwortete ihm: „Jene sind edle Fürsten und Vasallen meines Herrn; hört er, daß „du sie angreiffst, so wird er ihnen solche Hülfsmacht schicken, daß sie „deine Truppen vernichten und deine beiden letzten überseeischen Län„der dir abnehmen.“ Da schwoll er vor Zorn auf, wie eine Kröte, und rief: „Fort, bei meinem Leben und bei meinen Eltern, dein Herr „soll bald an andere Dinge denken, als entlaufene Sklaven beschützen!“ Als ich wegging, ließ er mir durch den Dolmetscher sagen, ich sollte zu Tisch bei ihm bleiben. Hier fand ich auch den Bruder der beiden genannten Fürsten *) und einen gewissen Byzantius, einen Mann aus Bari; diese nöthigte er heftige Schmähungen gegen euch, die Lateiner und Deutschen auszustoßen. Als ich von Tisch ging, schickten sie aber heimlich Boten zu mir und ließen mir sagen, sie hätten diese Schmähungen wider ihren Willen, durch die Drohungen des Kaisers genöthigt, laut werden lassen müssen.

Beim Mahle hatte mich aber Nicephorus auch befragt, ob ihr Thiergärten hättet und Waldesel oder andere Thiere in denselben wären. Ich antwortete, ihr hättet Thiergärten und Thiere darin, nur keine Waldesel. „Dann,“ sagte er, „werde ich dich in unseren Thier„garten führen lassen, und du wirst staunen über die Größe desselben

*) Wahrscheinlich Romuald, ein Bruder Pandulfs und Landulfs, der von Jugend an in Constantinopel lebte.

„und die Waldesel darin.“ Ich wurde also in einen Thiergarten ge- 968. führt, der allerdings sehr groß, aber hügelig, voll struppigen Gebüsches und durchaus nicht anmuthig war. Da ich mit dem Hut auf dem Kopf durch denselben ritt, sah mich der Europalates von Weitem, schickte schnell seinen Sohn zu mir und ließ mir sagen, es sei nicht erlaubt mit dem Hut auf zu reiten, wo der Kaiser sei, sondern nur zu gehen, und zwar verschleiert. Ich sagte: „Die Wei-„ber tragen bei uns Schleier und Hauben, die Männer reiten mit „dem Hute auf dem Kopfe. Ihr sollt mich nicht zwingen die Sitte „meiner Heimath zu ändern, da wir ja auch die Eurigen, wenn sie „zu uns kommen, bei ihrer Sitte belassen. Mit langen Aermeln, „Bändern und Schnallen, Schleppkleidern und Haarlocken kom-„men sie zu uns; reiten, gehen und tafeln, wie ihnen beliebt, und „küssen sogar — was uns ganz unanständig erscheint — mit bedecktem „Haupt unsern Kaiser.“ „Gebe Gott,“ dachte ich bei mir, „daß das „nun ein Ende hat!“ „Ziehe dich also zurück!“ sagte er zu mir. Da ich dies that, kamen mir unter einem Rudel Rehe einige solcher Waldesel entgegen. Doch wie kann man so viel Aufhebens von diesen Thieren machen, die nicht anders aussehen, als die zahmen Esel zu Cremona. Farbe und Gestalt ist gleich, sie haben eben so lange Ohren, eine eben so wohltönende Stimme, sind nicht größer, nicht schneller und gewiß ein gleich süßer Fraß den Wölfen, wie jene. Doch sagte ich, als sie mir zu Gesicht kamen, zu dem Griechen, der mit mir ritt: „Solche Thiere habe ich in Sachsen niemals gesehen.“ „Wenn dein Herr,“ gab er mir zur Antwort, „sich gegen unsern „Kaiser willfährig zeigt, wird der Kaiser ihm viele solche Thiere „schenken, und kein geringer Ruhm wird es für jenen sein, zu besitzen, „was keiner seiner Vorgänger jemals nur mit Augen gesehen hat.“ Aber fürwahr, meine erlauchten Herren, mein Amtsbruder, der Bischof Antonius von Brescia*), kann euch nicht elendere Thiere schicken, wie es der Eselmarkt zu Cremona zeigt, und dessen Esel sind doch zahm und nicht wild, und kommen nicht leer, sondern bepackt. Da meine Worte aber dem Nicephorus gemeldet wurden, schickte er mir zwei Rehe und gab mir die Erlaubniß abzureisen. Es war am 27. Juli; Tags darauf ging er selbst nach Syrien ab.

Als ich aber nach Constantinopel zurückkehrte, ließ mir der Pa-

*) Dieser gute Bischof scheint meist seine Kriegslieferungen an den Kaiser, das sogenannte Fodrum, auf schlechten Eseln dem Heere zugeführt zu haben; daher Liudprands Spott.

968. tricius Christophorus, ein Verschnittener, der des Kaisers Stellvertreter ist, sagen, ich könnte jetzt noch nicht abreisen, weil die Sarazenen die Straßen auf dem Meere, die Ungern aber die Landwege besetzt hielten, ich müßte vielmehr warten, bis sie abzögen. Beides war aber nicht wahr. Auch wurden mir Schildwachen gegeben, die mich und die Meinigen nicht aus dem Hause gehen ließen. Arme Leute, die bei mir sich Almosen holten, ergriffen sie, wenn sie die lateinische Sprache redeten, schlugen sie und steckten sie in das Gefängniß. Meinen griechischen Dolmetscher ließen sie nicht ausgehen, nicht einmal um die nöthigen Einkäufe zu machen; diese mußte daher mein Koch besorgen, der das Griechische nicht verstand und sich nur durch Zeichen und die Fingersprache mit den Leuten verständigen konnte und viermal mehr, als mein griechischer Diener, dann zuletzt zahlen mußte. Wenn mir einer meiner Freunde Gewürze, Brod, Wein und Obst schickte, warfen sie Alles fort und prügelten überdies noch die Boten. Hätte nicht Gottes Gnade mich sichtlich gegen meine Peiniger geschützt, so würde der Tod meine einzige Hoffnung gewesen sein; aber er, der die Versuchung zuließ, gab mir nach seiner Barmherzigkeit auch die Kraft in derselben auszuharren. In solcher Noth lebte ich in Constantinopel vom 4. Juni bis zum 2. October, volle 120 Tage.

Mein Unglück voll zu machen, kamen aber am 15. August Boten vom Papste Johann an mit einem Briefe, in dem er Nicephorus „den g r i e c h i s c h e n Kaiser" Verschwägerung und feste Freundschaft mit seinem geliebten Sohne in Christo „dem r ö m i s c h e n Kaiser" Otto zu schließen aufforderte. Wie dieses Wort, diese Titulatur den Ueberbringer des Briefs nicht gleich an den Galgen brachte, weiß ich noch heute nicht zu sagen. Die Griechen verwünschten das Meer und staunten, daß es einen solchen Gräuel habe tragen können und nicht das Schiff verschlungen habe. „Ein Barbar," riefen sie, „ein armseliger Römer schämte sich nicht den allgemeinen, großmächtigen und „alleinigen römischen Kaiser einen G r i e c h e n k a i s e r zu nennen! O „Himmel! O Erde! O Meer! Aber was sollen wir mit diesen Nichtswürdigen beginnen? Es sind arme Schelme, und wenn wir sie „tödten, besudeln wir nur unsere Hände mit ihrem gemeinen Blute; „Lumpenvolk, Knechte, bäurisches Gesindel ist es, geißeln wir sie, so „beschimpfen wir nur uns selber, nicht sie, die der vergoldeten römischen „Peitsche und solcher Strafen gar nicht werth sind. Wäre mindestens „der Eine ein Bischof, der Andere ein Markgraf, dann wollten wir „sie tüchtig züchtigen, ihnen Bart und Haar ausraufen, sie dann in „Säcke nähen und in das Meer versenken! So aber mögen sie

„leben bleiben und im Gefängniß schmachten, bis die geheiligte Ma- 968.
„jestät des römischen Kaisers Kunde von diesen Gräueln hat." Als ich dieses erfuhr, pries ich sie glücklich wegen ihrer Armuth, mich aber hielt ich für den unglücklichsten Menschen, weil ich reich war. Und da ich zu Hause mir arm erschien, fürchtete ich jetzt zu Constantinopel Crösusschätze zu haben, und die Armuth schien mir das wünschenswertheste Loos, weil sie allein hier vom Tode rettete.

Die Gesandten des Papstes wurden also in den Kerker geworfen und jener verbrecherische Brief an den Nicephorus nach Mesopotamien geschickt, von wo vor dem 12. September der Bote nicht heimkehrte, dann aber eine günstige Antwort brachte. Ich selbst erfuhr erst zwei Tage später hiervon. Als ich nehmlich am 14. September, dem Tage der Kreuzerhöhung, es durch Bitten und Geschenke dahin brachte, daß ich meine Andacht am heiligen Kreuz verrichten durfte, traten im Getümmel der Menge von meinen Wächtern unbemerkt einige an mich heran, die mein bekümmertes Herz durch diese Nachrichten erheiterten.

Am 17. September wurde ich, zwischen Tod und Leben schwebend, noch einmal zum Palast beschieden. Als ich hier vor den Patricius Christophorus geführt wurde, empfing er mich jedoch gnädig und stand sogar mit drei anderen Personen, die zugegen waren, vor mir auf. „Dein blasses Angesicht," sagten sie, „dein hageres Aussehen „und dein langes Haupt- und Barthaar zeigen, wie tief du dich über „deine verzögerte Abreise bekümmerst. Wir bitten dich aber, deshalb „nicht der geheiligten Person des Kaisers, noch uns zu zürnen. Wir „wollen dir auch die Ursache dieser Verzögerung nicht vorenthalten. „Der römische Papst — wenn man ihn so nennen darf, der mit dem „abtrünnigen, ehebrecherischen und meineidigen Sohne Alberichs Ge- „meinschaft hatte und ihm diente — hat an unsern Kaiser einen Brief „geschrieben, seiner ebenso würdig, als des Kaisers unwürdig, worin „er ihn Kaiser der Griechen und nicht der Römer nennt, und es „unterliegt keinem Zweifel, daß dies auf Betrieb deines Herrn ge- „schehen ist." „Was höre ich?" dachte ich bei mir, „ich bin ver- „loren, ohne Zweifel wird man mich geraden Weges zur Richtstätte „führen." Aber sie fuhren fort: „Wir wissen zwar, daß du sagen „wirst, der Papst ist der albernste aller Menschen, und wir räumen „dies ein." — „Mit Richten sage ich das," erwiederte ich. „Höre „nur," fielen sie ein, „der Papst ist in Wahrheit ein alberner und „ununterrichteter Mann, der nicht weiß, daß der heilige Constantinus „das kaiserliche Scepter, den ganzen Senat und die gesammte Heeres-

968. „macht Roms hierher verlegt und in Rom Nichts als gemeines Ge-„sindel, Fischer, Kuchenbäcker, Vogelfänger, Bastarde, Pöbel und „Knechte zurückgelassen hat. Doch würde der Papst niemals das ge-„schrieben haben, wenn es ihm dein Herr nicht eingeflüstert hätte, „und welche Gefahren sie dadurch gegen sich heraufbeschworen haben, „wird sich alsbald zeigen, wenn sie nicht in sich gehen." „Der „Papst," erwiederte ich, „ist der schlichteste und argloseste Mann von „der Welt, und er meinte wahrlich durch diese Aufschrift nicht euren „Kaiser zu kränken, sondern vielmehr zu ehren. Denn daß der römi-„sche Kaiser Constantinus mit der römischen Heeresmacht hierher ge-„kommen, diese Stadt gebaut und nach sich benannt habe, wissen wir „recht wohl. Weil ihr aber die Sitten, die Sprache und die Klei-„dung geändert habt, so meinte der hochheilige Papst, es missfalle „euch der Römername eben so sehr, wie der Römerrock. In Zukunft, „wenn ihm Gott das Leben läßt, wird die Aufschrift seiner Briefe „sein: Johann, der römische Papst, an Nicephorus, Constanti-„nus und Basilius, die großen und erhabenen Kaiser der Römer, „des Reiches Mehrer." Höret nun, weshalb ich dies sagte! Nice-phorus hat durch Meineid und Ehebruch seine Herrschaft gewonnen; der Papst, dem das Heil der Seelen befohlen ist, schicke ihm deshalb ein Schreiben, das aber sei gleich den übertünchten Gräbern, die außen glänzen, im Innern voll Todtengebein sind. Es halte ihm nehmlich der Papst innen im Briefe vor, wie er durch Meineid und Ehebruch die Herrschaft gewonnen habe, nachdem er seine rechtmäßigen Gebieter derselben beraubt, lade ihn vor eine Synode und treffe ihn mit dem Bannstrahl, wenn er nicht erscheinen sollte; außen aber gebe er ihm die obige Anrede, denn sonst würde der Brief gar nicht an den Kaiser gelangen. Die Griechen merkten freilich diese meine List nicht, sondern waren erfreut über mein Versprechen und sagten: „Wir danken dir, Bischof, und deine Weisheit wird schon Mittel fin-„den, diese wichtigen Angelegenheiten in das Gleiche zu bringen. „Du bist jetzt der einzige Franke, den wir lieben und schätzen, aber „auch die anderen wollen wir hochhalten, wenn sie auf deinen Rath „wieder gut machen, was sie Uebles gethan haben; wenn du dann „wieder zu uns zurückkehren wirst, sollst du auch nicht unbelohnt von „dannen ziehen." „Scepter und Krone," dachte ich, „kann mir Nice-„phorus schenken, wenn ich noch einmal hieher komme!" Darauf sprachen sie: „Sag an, will dein Herr denn wirklich mit unserm „Kaiser ein Freundschaftsbündniß schließen und sich verschwägern?" „Als ich hier ankam," sagte ich, „war dies sein Wille, da er aber

„während meines langen Aufenthaltes hierselbst keinen Brief von 968.
„mir erhielt — und das ist eure Schuld —, hält er mich für ge=
„fangen und ist voll Wuth und tobt, wie die Löwin, der man
„die Jungen geraubt hat, bis die Stunde der Rache gekommen ist.
„Deshalb möchte er wohl jetzt jene Heirath verschmähen und seinen
„Zorn an euch kühlen!“ „Wenn er das thut,“ sagten sie, „so
„wird ihn nicht Italien, nein nicht einmal jenes armselige und fro=
„stige Sachsen, wo er geboren ist, bergen. Mit unserm Gelde, das
„wir in Fülle haben, werden wir alle Nationen gegen ihn in die
„Waffen bringen und ihn zerschmettern, wie ein irdenes Gefäß, das
„zerschlagen nicht wieder hergestellt werden kann. Da wir indessen
„glauben, daß du einige Gewande zu seinem Schmucke gekauft hast,
„befehlen wir dir sie uns vorzulegen, und diejenigen, die sich für euch
„schicken, sollen dann mit einem Bleisiegel bezeichnet und euch be=
„lassen werden, die übrigen aber, die allen Völkern außer uns Rö=
„mern zu tragen verboten sind, werden gegen Erstattung des Preises
„euch wieder abgenommen werden.“ Ich mußte ihnen gehorchen, und
sie nahmen mir fünf sehr kostbare Purpurgewande ab, denn sie sag=
ten, es schicke sich nicht für euch und alle Italiener, Sachsen, Fran=
ken, Baiern, Schwaben, wie die anderen Völker solche Kleider zu
tragen. Wie abscheulich und schmählich, daß solche Weichlinge und
Weiberhelden mit ihren langen Aermeln, Turbanen und Schleiern,
solche Lügner, Zwitter und Faulenzer im Purpur einhergehen dür=
fen, nicht aber die tapferen und kriegskundigen Helden, die von
Glauben und Liebe erfüllt sind, Gott die Ehre geben und in allen
Tugenden strahlen. Wenn das nicht eine Schmach ist, so giebt es
keine! „Aber,“ rief ich aus, „wo bleibt das Wort und Versprechen
„des Kaisers! Als ich mich von ihm verabschiedete, bat ich ihn, zu
„Ehren meiner Kirche Gewande zu jedem Preise kaufen zu dürfen.
„Er sagte: „Kaufe, was du willst und wie viel du willst,“ ohne irgend
„eine Beschränkung zu machen. Ich berufe mich dafür als Zeugen
„auf seinen Bruder, den Europalates Leo, auf den Dolmetscher Evo=
„dissus, auf den Johannes und Romanus, ja ich bin selbst Zeuge,
„da ich auch ohne den Dolmetscher wohl verstand, was der Kaiser
„sagte.“ „Aber,“ erwiederten sie, „es ist einmal eine verbotene
„Waare. Und als der Kaiser die von dir erwähnten Worte sprach,
„konnte er an solche Dinge, wie du sie im Sinne führtest, gar
„nicht denken. Denn da wir uns durch Reichthum und Bildung
„vor allen anderen Völkern auszeichnen, müssen wir es auch in der
„Kleidung thun, auf daß die besonders reich an Vorzügen sind, auch

968. „besonders schön in ihrem Aeußeren erscheinen." „Und doch kann diese „Kleidung," sagte ich, „nicht so etwas Besonderes sein, da sie bei „uns selbst gemeine Weibsbilder und Gaukler tragen." „Woher be„kommt ihr sie denn?" „Von den Kaufleuten von Venedig und „Amalfi, die sie gegen unser Getraide umtauschen, das sie zu ihrem „Unterhalt bedürfen." „Das soll ein Ende nehmen; man wird sie „genau untersuchen, und findet man etwas der Art, dann sollen sie „zur Strafe gegeißelt und geschoren werden." „Zu den Zeiten des „seligen Kaisers Constantinus," sagte ich, „kam ich schon einmal hier„her; damals war ich nicht Bischof, sondern nur Diakon, und erschien „nicht als Gesandter eines Kaisers oder Königs, sondern als der „eines Markgrafen, und doch habe ich viel mehr und bei weitem kost„barere Gewande damals hier gekauft, die mir weder untersucht, „noch mit einem Bleisiegel bezeichnet sind. Heut aber, Bischof und „Abgesandter der erlauchten Kaiser, beider Ottonen, Vater und Sohn, „werde ich mit solchem Unglimpf behandelt, daß meine Gewande mir, „wie einem Kaufmann aus Venedig, untersucht und, falls sie werth„voll sind, fortgenommen werden, obwohl sie doch zum Gebrauch mei„ner Kirche bestimmt sind. Schämt ihr euch denn nicht eines so „schmählichen Betragens gegen mich, oder vielmehr gegen meine Her„ren, die in mir beleidigt werden? Nicht genug, daß ich in einen „Kerker geworfen bin, daß ich Hunger und Durst habe leiden müssen, „daß man mich so lange zurückgehalten und mir die Rückkehr ver„weigert hat; die Schmach voll zu machen, nimmt man mir noch „mein Eigenthum. Nehmt denn, was ich gekauft habe, aber laßt „mir mindestens die Geschenke meiner Freunde!" „Kaiser Constanti„nus," sagten sie, „war ein friedfertiger Mann, der immer in seinem „Palaste blieb und durch solche Sachen sich die Freundschaft der Aus„länder gewann; Kaiser Nicephorus aber ist ein Kriegsmann, der den „Palast scheut, wie die Pest, einen Freund des Haders und Kampfes „fast möchten wir ihn nennen; nicht durch Geschenke gewinnt er sich „die Gunst der Völker, mit Waffengewalt zwingt er sie, sich ihm zu „beugen. Auf diesem Wege wird er auch — siehe, so viel gelten „uns deine Könige! — Alles wieder herbeischaffen, was ihr an Pur„pur habt, sei es durch Geschenk oder Kauf." Hierauf gaben sie mir einen in Gold geschriebenen Brief mit goldenem Siegel, den ich euch überbringen sollte; ungeziemend gewiß, wie mein Herz mir sagt, für eure Majestät. Für den Papst gaben sie mir einen andern Brief mit silbernem Siegel und sprachen: „Es scheint uns ungeziemend, „daß euer Papst eines kaiserlichen Schreibens gewürdigt werde; es

„übersendet deshalb der Europalates, des Kaisers Bruder, ihm ein 968.
„Schreiben, wie es sich für ihn gebührt; nicht durch seine armseligen „Boten, sondern durch dich, damit aus dem Inhalt desselben der „Papst ersehe, daß er verloren ist, wenn er nicht in sich geht und „sich bessert.“ Hierauf nahmen sie Abschied von mir, unter Küssen, die mich gar angenehm und süß dünkten. Als ich mich aber entfernte, schickten sie mir noch eine Botschaft nach, ihrer würdig; Pferde nehmlich würden sie mir für mich und meine Begleiter stellen, nicht aber für das Gepäck. In meiner Bedrängniß sah ich mich endlich genöthigt meinem Führer noch Sachen, 50 Goldgulden an Werth, zu geben, daß er mir nur das Gepäck fortschaffte.

Da ich nicht wußte, wie ich mir für alle erlittene Unbill an Nicephorus Genugthuung verschaffen sollte, schrieb ich zuletzt noch an die Wand meines verhaßten Kerkers und auf meinen Holztisch folgende Verse:

Griechische Treue ist falsch, drum traue ihr nimmer, Lateiner,
Sei auf der Hut und leihe dein Ohr nicht trüglichen Worten!
Führt es zum Ziel, falsch schwört bei Allem, was heilig, der Grieche. —
Bunt von Marmorgestein, dies Haus mit gewaltigen Fenstern,
Dem es an Wasser gebricht, wo nur des Gefangenen Tritt hallt,
Offen steht es dem Frost, Nichts schützt vor den Gluthen der Sonne:
Hier war Liudprand ich, Cremonas Bischof, im Sommer
Einst vier Monde gebannt, als ich von Ausoniens Küsten
Fuhr zum fernen Byzanz, um den Frieden der Welt zu erringen.
Denn es war Otto mit Macht, der Kaiser, gen Bari gezogen,
Wollte mit Feuer und Schwerdt sich die Lande der Griechen gewinnen;
Aber im Laufe des Siegs — mein Flehen erwirkte so Großes —
Kehrt' er nach Rom; es verhieß ihm die Schnur der trügende Grieche.
Wäre sie nie doch erzeugt, nie wäre ich dann hier erschienen,
Hätte, Nicephorus, nie erfahren, wie wüthig dein Herz ist,
Der du dem Sohne des Kaisers dein Stiefkind böslich verweigerst.
Aber es naht sich der Tag, von der Furien Stacheln getrieben,
Braust, wenn Gott es nicht lenkt, Mars weithin über den Erdkreis
(Dein ist die Schuld!), und es schweiget der Allen so liebliche Friede.

Als ich diese Verse niedergeschrieben hatte, reiste ich am 2. Oktober um die zehnte Tagesstunde mit meinem Führer zu Schiff von Constantinopel ab, der einst so mächtigen und blühenden Stadt, die jetzt nur eine Stätte des Hungers, des Meineids, der Lüge, Hinterlist, Räuberei, Habgier, des Geizes und der Eitelkeit ist.

So berichtet Liudprand, von Natur schmähsüchtig und durch die Leiden erbittert, über seine misglückte Gesandtschaft nach Constantinopel.

968. Auch auf der Heimkehr hatte er noch viele Mühseligkeiten zu bestehen und wurde lange verzögert. Er mußte — wahrscheinlich war das Meer durch arabische Piraten unsicher — seine Reise zunächst meistentheils auf dem Landwege machen. Neunundvierzig Tage bedurfte es, ehe er unter vielen Entbehrungen nach Lepanto kam. Hier verließ ihn sein bisheriger Führer und übergab ihn an zwei kaiserliche Eilboten, die ihn nach Otranto in Calabrien geleiten sollten; zwei kleine Schiffe wurden gemiethet, um das Gefolge und Gepäck des Bischofs fortzuschaffen. Am 23. November verließ man Lepanto und kam am 25. an der Mündung des Fidari, Patras gegenüber, an. Eine Woche lang mußte man sich hier wegen stürmischer See aufhalten; dann ging man in See und landete am 6. December beim Vorgebirge Leucate, dem jetzigen Cap Ducato; nach längerem Aufenthalt daselbst setzte man am 14. December die Reise fort und langte am 18. zu Corfu an, wo der griechische Befehlshaber Liudprand scheinbar sehr freundlich empfing, ihm aber dennoch wieder große Schwierigkeiten bereitete, so daß Liudprand zwanzig Tage in Corfu verweilen mußte, wo er am 22. December eine große Sonnenfinsterniß erlebte. Erst am 7. Januar 969 konnte er die Reise fortsetzen, von deren Ende wir Nichts erfahren, da der Bericht hier plötzlich abbricht.

Noch ehe Liudprand zurückkehrte, hatte Otto, dem die Erfolglosigkeit dieser Unterhandlungen schon klar war, den Krieg wieder eröffnet. In der Mitte Novembers stand er noch in der Mark von Camerino am Aterno, im December hatte er bereits die Grenzen des Feindes überschritten. Das Heer stand schon auf apulischem Gebiet, als jene Sonnenfinsterniß eintrat, die Liudprand zu Corfu beobachtet hatte. Einen gewaltigen Schrecken verbreitete dies himmlische Zeichen unter den Leuten des Kaisers. Sie glaubten, der jüngste Tag breche ein; diese erprobten Krieger, die so viele Schlachten muthig geschlagen, bebten wie die Kinder und verkrochen sich hinter Wagen, Weinfässern, Kisten und Tonnen. Hier in Apulien feierte Otto auch das Weihnachtsfest, dann drang er tiefer in Unter-Italien ein, in allen seinen Unternehmungen von Pandulf von Capua unterstützt. Aber er fand das Land nicht unvertheidigt; Nicephorus hatte Flotte und Heer verstärkt, und die griechischen Streitkräfte unter dem Befehl des Patricius Eugenius deckten besonders die größeren Plätze an

der Küste, die Otto ohne die Unterstützung einer Flotte nicht einzunehmen vermochte. Deshalb glich sein Unternehmen mehr einem Streifzuge durch die inneren Theile des Landes, als daß feste Anhaltspunkte durch dasselbe gewonnen wurden. Arg wurde das Fürstenthum Salerno heimgesucht, und Gisulf hierdurch genöthigt sich Otto zu unterwerfen. Bis tief in Calabrien drang dann der Kaiser vor. Am 18. April stand er bei Cassano, wo er eine große Tagfahrt hielt und, wie er selbst in einer Urkunde sagt, „hier im Gebiet „Calabriens nach kaiserlichem Recht allen seinen Getreuen, den Calabresen, Italienern, Franken und Deutschen Gesetze gab und Befehle „ertheilte." Aber schon am 28. April finden wir ihn wieder in Apulien zwischen Ascoli und Bovino, am 1. Mai lag er vor Bovino, konnte jedoch die Stadt nicht erobern und verließ bald darauf Apulien. Am 19. Mai war er zu Conca bei Rimini, am 26. zu Rom.

968.

Auch Pandulf hatte für den Augenblick den Krieg aufgegeben. Schon in Calabrien hatte er den Kaiser verlassen, da sein Bruder Landulf inzwischen zu Benevent verstorben war. Er mußte Bedächt nehmen sich hier die Herrschaft zu sichern. Sobald er aber für sich und seinen Sohn Landulf von dem Fürstenthum Benevent Besitz ergriffen hatte, wandte er seine Gedanken dem Kriege wieder zu, dessen Leitung nun ganz in seiner Hand ruhte. Otto schickte ihm deutsche Hülfsvölker, auch Gisulf versprach das Unternehmen zu unterstützen. So rückte Pandulf noch im Sommer aufs Neue in Apulien ein und belagerte abermals Bovino, das von Eugenius besetzt war. Vor den Thoren der Stadt kam es zu einem Kampfe. Glücklich fochten die Krieger Pandulfs; aber er, der muthige Führer, dringt allzu kühn in die Reihen der Feinde ein, wird von den Griechen umringt und sein Roß ihm getödtet; dennoch läßt er noch nicht vom Kampfe ab, besteigt das Pferd eines seiner Mannen und leistet die tapferste Gegenwehr, bis ihn endlich der Schlag eines riesigen Menschen im griechischen Heere trifft, da sinkt er vom Pferde und geräth in die Gefangenschaft der Feinde. In Ketten ließ ihn bald darauf Eugenius nach Constantinopel führen. Des Führers beraubt löste sich Pandulfs Heer auf; Gisulfs Hülfstruppen, die auf dem Marsch gegen Bovino von Pandulfs Gefangenschaft hörten, kehrten friedlich nach Salerno zurück. Ein schwerer Schlag hatte die Sache Ottos getroffen, dessen Folgen nur allzu bald sich bemerklich machten.

Das Gebiet von Capua und Benevent überflutheten sofort die griechischen Heere. Capua selbst wurde rings von den Feinden belagert; von der einen Seite von Eugenius, von der andern von den

969. Neapolitanern unter ihrem Herzog Marinus, schon seit langer Zeit erbitterten Gegnern ihrer Nachbarn. Dennoch hielt sich Capua vierzig Tage lang gegen die überlegene Macht, bis endlich ein Heer des Kaisers zum Entsatz anrückte. Diesem Heere, aus Franken, Schwaben, Sachsen und Spoletanern gebildet, unter dem Befehle der Grafen Konrad und Sico, gelang es die Länder Pandulfs wieder von den Griechen zu säubern. Aus Furcht vor feindlicher Uebermacht hatte Eugenius die Belagerung von Capua sofort aufgegeben und sich nach Salerno zurückgezogen, wo Gisulf sich wieder willig den Griechen anschloß; auch Avellino öffnete ihnen die Thore. Als das von Otto gesandte Heer vor Capua ankam, fand es die Stadt schon frei. Alsbald brach man daher gegen Neapel auf und suchte hier seine Rache zu kühlen, das ganze Gebiet der Stadt wurde verwüstet, Avellino in Flammen gesteckt; nur Salerno selbst entging der Wuth der Feinde.

Das griechische Heer hatte sich durch das Gebiet von Benevent nach Apulien zurückgezogen; Eugenius war ihm gefolgt, wurde aber bald von seinen Truppen verrathen, in Ketten gelegt und so nach Constantinopel gesandt. Der Patricius Abdila übernahm die Leitung des Heeres. Und schon drangen die Deutschen und Spoletaner, über Benevent ihren Marsch nehmend, auch in Apulien ein. Bei Ascoli kam es zu einem hitzigen Kampfe. Konrad und Sico schlugen das Heer der Griechen in die Flucht, fünfzehntausend Mann von ihnen sollen auf dem Platze geblieben sein; Abdila selbst erhielt eine gefährliche Wunde. Dennoch zog Ottos Heer bald wieder auf der Straße, auf der es gekommen, nach Campanien zurück. Die Griechen waren auf ihr Gebiet zurückgedrängt, aber viel fehlte daran, daß ihre Macht in Italien gebrochen war.

Während dieser Ereignisse und während des folgenden Winters hatte Kaiser Otto mit den Seinen sich meist im nördlichen Italien, besonders zu Pavia und Ravenna, aufgehalten, zu einem größeren Kriegszuge für das Jahr 970 Alles sorglich rüstend. Da kam eine Nachricht aus Constantinopel, welche die ganze Lage der Dinge zu ändern schien.

In der Nacht des 10. December 969 war Nicephorus eines gewaltsamen Todes gestorben. Seine Gemahlin Theophano hatte den verruchten Mordplan geschmiedet und sich zu ihrem Werkzeug jenen Johannes Tzimisces ersehen, den Vetter des Kaisers, den er einst wegen seiner Tapferkeit und der ihm bei seiner Thronbesteigung geleisteten Dienste hoch geehrt und ihm den Krieg gegen die Araber

in Syrien übertragen, dann aber schimpflich entsetzt und zu unrühmlicher Muße verurtheilt hatte. Ihn hatte jetzt Nicephorus selbst auf Theophanos Bitten nach Constantinopel beschieden, wo alle Vorbereitungen alsbald zu der blutigen That getroffen wurden. 969.

Nicephorus bangte schon seit Monden vor dem Tode, der ihm geweissagt war. Er unterzog sich strengen Bußübungen, brachte die Nächte vielfach im Gebet zu, mied das Bett und streckte sich nur, wenn der Schlaf ihn übermannte, auf ein Pardelfell und ein scharlachenes Filzlager hin, das ihm auf dem Boden bereitet wurde. Seine Gemahlin schlief in demselben Gemach. In der Nacht nun, die zur Ausführung des Mordes bestimmt war, verließ Theophano unter einem Vorwande das Schlafzimmer, und indem sie bald zurückzukehren versprach, verlangte sie, daß die Thüre geöffnet bliebe. Nicephorus wachte noch lange im Gebet, endlich streckte er sich auf das Pardelfell aus und schlief ein. Theophano hatte schon vorher einige Helfershelfer in einem dunkeln Gemache versteckt; diese verließen jetzt ihren Versteck, stiegen auf die Zinnen des Palastes und schauten aus, ob Johannes mit den Verschworenen nicht nach der Verabredung auf dem Bosporus herankomme und am Palaste lande. Es war ein kalter Decemberabend, der Wind wehte scharf, und ein dichtes Schneegestöber ließ die Gegenstände in der Ferne nicht erkennen. Um die fünfte Stunde der Nacht kam endlich Johannes mit den Verschworenen auf einem Nachen, sie legten beim Palaste an; ein helles Pfeifen, das verabredete Zeichen, ließ sie erkennen. Von den Zinnen des Dachs wurde ein Korb herabgelassen, einzeln die Verschworenen in demselben heraufgezogen, zuletzt Johannes. Als die Mörder zusammen waren, wies ihnen ein Narr, der den Weibern des Palastes zur Kurzweil diente, den Weg zu Nicephorus Schlafgemach. Mit gezückten Schwerdtern drangen sie in dasselbe ein und umringten das kaiserliche Bett, aber sie fanden es leer. Schon hielten sie voll Verzweiflung ihren Anschlag für verrathen, da zeigte ihnen der Narr den Kaiser schlafend am Boden liegen. Sie umstellten ihn rings, schlugen und stießen ihn mit den Füßen. Nicephorus fuhr auf; sobald er aber sein Haupt erhob, traf es mit einem kräftigen Schwerdthieb Leo Balantes, einer der Verschworenen. Nicephorus schrie: „Mutter Gottes, hilf mir!“ Reichlich rieselte das Blut schon aus der Wunde; Johannes, der sich inzwischen auf das Bett des Kaisers gesetzt hatte, ließ ihn zu sich schleppen; auf den Knieen lag Nicephorus vor seinem Mörder, denn er konnte sich nicht mehr aufrecht erhalten. Da sprach Johannes: „Sprich nun, du blinder und neidischer Tyrann, hast du nicht durch

969. „mich den Thron gewonnen und diese Herrschaft erlangt. Weshalb „hast du voll Haß, Neid und Undankbarkeit mir den Befehl über „das Heer genommen, weshalb mich gezwungen meine Tage mit den „Bauern auf dem Lande zu verleben, wie einen feigen Flüchtling; mich, „einen Mann, besser, als du? Jetzt bist du in meiner Hand, und „Niemand wird dich aus derselben retten. Sprich nun, wenn du „noch dich zu rechtfertigen weißt." Nicephorus hatte Nichts mehr zu sagen, seine letzten Laute waren nur Gebete an die heilige Jungfrau. Johannes voll grausamen Hohns raufte ihm den Bart aus, die Verschworenen schlugen ihn mit den Degengriffen in das Gesicht. So marterte man den sterbenden Kaiser, bis ihm Johannes den Fuß auf die Brust setzte und mit einem tüchtigen Hiebe den Schädel spaltete, ein Anderer ihm das Schwerdt durch die Brust bohrte und so den Todesstoß gab. Sofort legte sich Johannes die rothen Schuhe, das Abzeichen der kaiserlichen Gewalt, an, begab sich in das goldene Prunkgemach des Palastes, ließ sich hier auf dem Thron nieder und ergriff von dem Kaiserreiche Besitz. Jetzt erst rückte die Leibwache des Nicephorus gegen den Palast und versuchte die gesperrten eisernen Pforten desselben zu erbrechen. Man hieb dem Leichnam das Haupt ab und zeigte es der Leibwache; da ließ sie von ihrem Vorhaben ab und rief sogleich Johannes als Kaiser aus. Die Diener des neuen Herrschers eilten beim Anbruch des Tages durch die Straßen der Stadt, verkündeten den Tod des Nicephorus und daß Johannes mit den Söhnen des Romanus jetzt die kaiserliche Gewalt theilen werde. Alsbald erging ein Edict, Niemand solle bei Todesstrafe wagen Unruhen in der Stadt zu erregen und zu plündern, und so großen Schrecken verbreitete dieser Befehl, daß ganz gegen seine Gewohnheit das Volk dem Thronwechsel in größter Ruhe zusah. In der Frühe des 11. Decembers war Johannes bereits die Herrschaft gesichert, die Verwandten und reichsten Angehörigen des Nicephorus wurden aus den höchsten Staatsämtern entfernt, die Verschworenen und Freunde des neuen Herrschers setzten sich ruhig in den Besitz derselben, und Polyeuctos, der Patriarch von Constantinopel, ließ sich alsbald herbei dem Mörder in der Sophienkirche feierlich das Diadem aufzusetzen. Doch hatte er die heilige Handlung an die Bedingungen geknüpft, daß die gegen die Kirche gerichteten Decrete des Nicephorus zurückgenommen, Theophano vom Hofe verjagt und der Mörder des Nicephorus zur Untersuchung gezogen würden. Johannes entsprach unverzüglich diesen Bedingungen auf seine Weise, die Decrete wurden zurückgenommen, Theophano auf die Insel Prote

verbannt, die ganze Schuld des Mordes auf jenen Leo Balantes ge- 969.
häuft, der den ersten Streich geführt hatte.

Johannes hatte große Gaben, die ihn zur Zierde des Throns gemacht haben würden, wenn er ihn nicht durch ein so abscheuliches Verbrechen gewonnen hätte. Schon sein Aeußeres ließ den ungewöhnlichen Mann erkennen. Zwar nur klein, besaß er doch eine körperliche Geschicklichkeit und Kraft, die Alles in Erstaunen setzte. Er war der beste Reiter, der gewandteste Bogenschütz seiner Zeit, Niemand traf mit dem Speere sicherer zum Ziel. Seine Erscheinung gewann ihm leicht die Gemüther. Blaue, freundliche, sehr lebhafte Augen, blondes Haar, röthlicher Bart, eine helle, durchsichtige Gesichtsfarbe, die Nase fein gebogen: so zeichnen ihn die Zeitgenossen. Niemand kam in bedrängter Lage zu ihm, den er ungetröstet entlassen hätte, denn freigebig war er bis zum Uebermaß. Man pries seine Güte, Milde und Gerechtigkeit. Ueberdies hatte er durch seine Kriegszüge in Syrien sich schon einen bedeutenden Namen als Feldherr gewonnen, und bald zeigte sich, daß er mit Umsicht und Ausdauer auch die Geschäfte des Staats leitete, ohne jene Hartnäckigkeit des Nicephorus zu besitzen, die diesen mitten im Siege oft an den Rand des Abgrunds geführt hatte. Bei allen diesen Tugenden lagen auch große Schwächen im Charakter des Johannes offen zu Tage: sein Hang zum Weine und zu Tafelfreuden, zur Wollust und Verschwendung.

Trotz der großen Heldenthaten des Nicephorus war die Lage des Staats, als Johannes die Regierung übernahm, sehr gefährlich. Noch war der Krieg in Syrien nicht beendigt, und vom Norden bedrohte der Russe Swiätoslaw, der ganz Bulgarien in Besitz genommen hatte, Constantinopel selbst; gegen Otto stand man in den Waffen, und der durch Mord gewonnene Thron konnte über kurz oder lang durch innere Unruhen bedroht werden, zumal die Bevölkerung, schon durch drei Jahre von Hungersnoth bedrängt, leicht in Aufregung gebracht werden konnte. Sich aus dieser verwickelten Lage zu befreien, hatte Johannes eine Friedensgesandtschaft an Swiätoslaw geschickt und ihm eine Zusammenkunft angetragen, aber die trotzige Antwort erhalten, sein Kommen sei unnöthig, Swiätoslaw werde selbst vor den Thoren von Constantinopel erscheinen. Gegen den russischen Zar wandte daher Johannes hauptsächlich sein Augenmerk und machte ungewöhnliche Anstrengungen zu einem entscheidenden Kampfe. Der Krieg in Syrien konnte aber deshalb nicht aufgegeben werden, denn er war der Stolz und Ruhm des Reichs; in diesem Kriege war über-

969. dies die eigene Größe des Johannes erwachsen. Eher ließ sich erwarten, daß Johannes sich gegen Otto nachgiebig zeigen würde, zumal dieser Kampf wenig oder gar nicht die Aufmerksamkeit des Volks beschäftigte.

Jetzt konnte Otto das gewünschte Ziel erreichen, wenn er ent-
970. schieden mit seinen Forderungen auftrat. Im Frühjahr 970 finden wir ihn deshalb wieder an der Spitze eines Heeres in Unter-Italien. Gegen Ende des Monats Mai stand er im Capuanischen und rückte gegen Neapel an, dessen Gebiet abermals hart heimgesucht wurde. Hier begab sich zu ihm Aloara, die Gemahlin des gefangenen Pandulf, mit ihrem Sohne, dem Fürsten Landulf von Benevent. Beide beschworen den Kaiser, Pandulf aus den Banden der Griechen zu befreien und der Heimath zurückzugeben. Und als Otto darauf sich abermals gegen Apulien wandte, nochmals Bovino umschloß und die Vorstädte in Brand steckte, dachte auch Tzimisces schon daran mit diesem hartnäckigen Gegner seinen Frieden zu machen und entließ Pandulf der Haft, der am Geeignetsten schien den Frieden mit Otto zu vermitteln. Tzimisces erbot sich Theophano dem jungen Kaiser Otto zur Gemahlin zu geben, verlangte aber zugleich, daß die Heere der Deutschen Apulien und die anderen Länder der Griechen in Italien räumen sollten. Bis in den Monat August hatte Otto Apulien verheerend durchzogen, in den ersten Tagen des Monats lag sein Heer vor der Stadt Banzi, unfern Venosa; bald darauf kam Pandulf, der zu Bari gelandet, als Friedensbote zu ihm. Otto schien es jetzt genug dem Sohne die Kaisertochter zum Gemahl zu gewinnen, er ging auf den ihm von Tzimisces angebotenen Vertrag ein, verließ alsbald Apulien und zog mit seinem Heere nach der Mark von Spoleto ab, wo er im September in Pandulfs Gegenwart einen Landtag hielt.

Es war die letzte Waffenthat des alten Kaisers gewesen. Der mehrjährige Krieg, der das südliche Italien schwer heimgesucht hatte, ruhte nun endlich, und hatte Otto auch nicht neue große Eroberungen in demselben gemacht, so war ihm durch die Verlobung des Sohnes mit der Griechin doch einerseits der Besitz Roms und des Königreichs Italien gesichert, wie andererseits für seine kaiserliche Würde die Anerkennung von Byzanz gewonnen worden. Auch Pandulfs Stellung zu ihm wurde jetzt erst befestigt. Des Erreichten froh beging Otto das Weihnachtsfest feierlich nach seiner Sitte zu Rom, das Osterfest zu Ravenna, wo fast alle Bischöfe, Fürsten, Grafen und Herren Italiens ihn umgaben und wichtige Reichsgeschäfte erledigt wurden.

Dann sandte Otto den Erzbischof Gero von Köln, einen Sachsen, den Bruder des Markgrafen Thietmar, mit einem großen Geleite, in dem sich zwei Bischöfe, mehrere Herzöge und Grafen befanden, nach Constantinopel, um würdig die kaiserliche Braut heimzuführen. Diese stattliche Gesandtschaft wurde höchst ehrenvoll empfangen und mit kostbaren Geschenken bedacht, unter denen sie Nichts höher ehrte, als den Leichnam des heiligen Pantaleon, der damals nach Köln gebracht wurde. 971.

Im Anfang des Jahres 972 landete Theophano, die vielumworbene, heißersehnte Kaisertochter, mit einem glänzenden Gefolge an der Küste Apuliens und begab sich auf den Weg nach Benevent, wo sie eine zweite Gesandtschaft des Kaisers empfing, an deren Spitze der kluge Bischof Dietrich von Metz, ein Verwandter des kaiserlichen Hauses, stand. Dietrich führte Theophano nach Rom, das festlich am 14. April die künftige Kaiserin einholte und wo ihrer der alte Kaiser und ihr zukünftiger Gemahl schon lange harrten. Sofort wurde Theophano vom Papste in St. Peter gekrönt und ihre Ehe mit dem jungen Kaiser eingesegnet, am dritten Tage aber das Beilager gehalten. Mit der größten Pracht und mit allgemeinem Jubel wurde die Hochzeit gefeiert, fast alle Fürsten Deutschlands waren zu dem seltenen Feste über die Alpen gekommen. Aller Augen richteten sich auf die junge Kaiserin, die kaum den Kinderjahren entwachsen, doch sich bald Achtung bei dem fremden Volke gewann. Denn sie war nicht allein schön und von einnehmenden Sitten, sondern auch von großem Verstande und der Rede mächtig; einen kräftigen Geist entdeckte man sogleich in dem zarten Leibe dieses jungen Weibes. Noch am Tage der Einsegnung der Ehe verlieh der junge Kaiser mit Zustimmung seines Vaters seiner Gemahlin eine kostbare Morgengabe: in Italien die ganze Provinz Istrien und die Grafschaft Pescara, in Deutschland die Provinzen Walchern und Wicheln mit den reichen Gütern der Abtei Nivelle, die Königshöfe Boppard am Rhein, Thiel an der Waal, Herford in Westfalen, Tilleda am Kyffhäuser und Nordhausen, dieselben Höfe, die einst schon seine Großmutter Mathilde von König Heinrich als Morgengabe empfangen hatte. Die prächtige mit Goldbuchstaben auf Purpurpergament geschriebene Urkunde über diese Schenkung ist noch jetzt vorhanden, ein langdauerndes Zeugniß jener festlichen Tage zu Rom. 972.

Bis in den Anfang Mai hielt sich die kaiserliche Familie zu Rom auf, wo Pandulf noch immer in der Nähe derselben verweilte. Darauf begab sich der Hof nach Ravenna, von dort nach der Lombar-

972. bei, wo der Kaiser in den letzten Tagen des Juli in Mailand Hof hielt und dann nach Pavia ging. Hier verweilte er noch am 1. August, trat aber bald darauf mit den Seinen den Rückweg über die Alpen an. Nach fast sechsjähriger Abwesenheit verlangte es ihn die Heimath wiederzusehen, in der er Manches anders wiederfinden sollte, als er es verlassen hatte. Viele waren aus dem Leben geschieden, die er dort wieder zu begrüßen gehofft hatte: vor Allen die hochgeliebte Mutter und sein Sohn Wilhelm, den er nicht nur auf den ersten Bischofsstuhl der deutschen Kirche erhoben, sondern ihm auch die Sorge für das Reich während seiner Abwesenheit übertragen hatte. Der Tod von Mutter und Sohn mahnte auch Otto an sein nahes Ende, und er wollte auf heimathlichem Boden seine Tage beschließen.

Wie viele Kämpfe, wie viele Sorgen und Mühen hatten sich in diese sechs Jahre zusammengedrängt, und doch konnte der Kaiser sich nicht verhehlen, daß er den Zweck seines Zugs nur zum Theil erreicht hatte und das Gewonnene mehr einer Gunst des Geschicks, als glänzenden Siegen zu danken hatte. Auch seine Kraft schien eine Grenze gefunden zu haben, und er mußte glücklicheren Nachfolgern anheimstellen, was ihm das Geschick versagt hatte. Italien blieb getheilt, Sicilien in den Händen der Araber; selbst das Räubernest zu Garde-Frainet anzugreifen gab der Kaiser auf, und erst drei Jahre nachher zerstörten es die Bewohner der Provence und Dauphinée unter der Anführung des Grafen Wilhelm, nachdem es mehr als achtzig Jahre zu unsäglichem Schaden und zu noch größerem Schimpf der Christenheit bestanden hatte.

Wie dem aber auch war, Großes war immer dadurch gewonnen, daß ein frisches und hoffnungsreiches Kaiserthum in Italien hergestellt, daß Capua und Benevent ihm verbunden und Constantinopel zur Anerkennung desselben genöthigt war. Als sich der Fanatismus des Islams in den Fatimiden wieder erhob, als zugleich die Macht des Ostreichs nach langem Schlafe wieder erwachte, da stand auch die abendländische Welt, von einem Kaiser geführt, stark und gerüstet von Neuem da, entschlossen sich um keinen Preis das heißumstrittene reiche italische Land entreißen zu lassen.

8.

Die letzten Zeiten Kaiser Ottos des Großen.

Als Kaiser Otto nach Deutschland zurückkehrte, fand er Alles im Frieden. So groß war die Achtung vor dem kaiserlichen Namen und der mächtigen Autorität Ottos selbst aus der Ferne, daß kein Feind die Grenzen ernstlich anzutasten gewagt hatte, keine innere Fehde während der sechsjährigen Abwesenheit des Kaisers in verderblicher Weise um sich gegriffen hatte. Nur an den Grenzen und in den Marken Sachsens hatte es vorübergehende kurze Kämpfe gegeben, aber auch diese waren meist beseitigt, als der Kaiser den deutschen Boden betrat. 972.

Es war Wichmann gewesen, der abermals das Feuer hier schürte. Kaum hatte Otto Sachsen verlassen, so erhob sich der nimmer ruhende, niemals versöhnte Mann von Neuem. Zuerst wiegelte er den Waarerfürsten Selibur gegen Herzog Hermann auf; dann, als dies Unternehmen schmählich gescheitert war, warf er sich in den Kampf gegen den Polenherzog Miecziſlaw, den Lehnsmann und Freund des Kaisers. Jetzt, da der Herzog Gero nicht mehr unter den Lebenden und der Kaiser jenseits der Alpen war, konnte man einen günstigeren Ausgang des Kampfs erwarten, und die Redarier ließen sich, von ihrem alten Führer verlockt, wieder in einen Bund mit ihm ein. Miecziſlaw fand bei dem Böhmenherzog Unterstützung, und das Glück half ihm gegen seine Feinde. Es gelang ihm Wichmann und die Wenden in einen Hinterhalt zu locken, wo diese einen ungleichen Kampf bestehen mußten. Als Wichmann die Niederlage der Seinen sah, wollte er auf seinem Rosse von dannen eilen, aber die Wenden umringten und zwangen ihn abzusitzen und mit ihnen gemeinschaftlich zu Fuß zu kämpfen. Mit großer Tapferkeit schlug er sich da den ganzen Tag gegen die Feinde und wußte sich ihnen, als das Dunkel einbrach, durch die Flucht zu entziehen. Vom Hunger erschöpft, durch den langen Kampf und den weiten Weg auf das Aeußerste ermattet, trat er am andern Morgen mit einigen Begleitern in die Scheune eines Landmanns. Hier trafen ihn mehrere Führer der Polen. Von ihnen befragt, wer er sei, bekannte er sogleich, er sei Wichmann. Sie forderten ihn auf die Waffen niederzulegen und gelobten ihn lebend ihrem Herrn zu übergeben und bei ihm seine Auslieferung an den Kaiser zu erwirken. Aber, obwohl in der äußersten Bedrängniß, ge-

972. dachte er doch seiner früheren hohen Stellung und Macht auch jetzt noch und weigerte sich als ein edler sächsischer Mann vor Dienstleuten des Polenfürsten seine Waffen zu strecken. Er verlangte sie sollten Miecziſlaw von ihm Meldung thun; dem Fürsten wolle er sich ergeben. Während nun die Führer sich dorthin begaben, drang ein großer Hause niederen Volks in die Scheune und griff ihn an. Er, so ermattet er war, setzte sich noch einmal zur Wehre und streckte Mehrere mit seinem Schwerdte nieder; endlich aber versagten ihm die Kräfte, er übergab seine Waffe dem in dem Hausen, der ihm der vornehmste schien, und sprach: „Nimm dies Schwerdt und „überbring es deinem Herrn, er sehe es als Zeichen seines Siegs an „und sende es seinem Freunde, dem Kaiser, mag dieser nun über den „Fall seines Feindes frohlocken oder den Tod eines Blutfreundes be„weinen." Dann raffte er seine letzten Kräfte zusammen, wandte sich nach Morgen, betete laut in seiner deutschen Muttersprache und übergab seine tiefbekümmerte, leidvolle Seele der Barmherzigkeit des Schöpfers aller Dinge. So fand Wichmann am 22. September 967 ein Ende, ein Mann voll starren Trotzes und ungebändigter Kraft, der die Freiheit nur in der Herrschaft des eigenen Willens sah und, indem er kein anderes Gesetz erkannte, als seine Leidenschaft, blind in sein Verderben rannte, eine jener gewaltsamen und trotz ihrer Größe verderblichen Naturen, die uns in den Urgeschichten der germanischen Völker öfter begegnen. „Wie Wichmanns Ende „war," sagt Widukind, der uns fast allein die Kunde von ihm hinterlassen hat, „so war das Ende Aller, die sich gegen den Kaiser zu er„heben wagten."

Das Schwerdt und die Rüstung Wichmanns wurden dem Kaiser nach Italien geschickt. Als er von diesem neuen Angriffe der Redarier gegen Miecziſlaw, seinen Freund, die Kunde bekam, entbrannte sein Zorn, und er schrieb an die sächsischen Fürsten: „Es ist unser „Wille, daß daß ihr mit den Redariern, die, wie wir hören, eine „vollständige Niederlage erlitten haben, keinen Frieden macht, denn „ihr wißt, wie oft sie die Treue gebrochen, wie schweres Leid sie uns „zugefügt haben. Gehet also mit Herzog Hermann zu Rathe und „traget Sorge, daß das Volk ausgerottet und dadurch den Unruhen „ein Ziel gesetzt wird. Sollte es nöthig sein, so werden wir selbst „zu euch kommen und gegen sie zu Felde ziehen." So schrieb der Kaiser, aber ehe der Brief in Sachsen ankam, hatten die Fürsten schon mit den Redariern Frieden geschlossen und meinten nun ihn halten zu müssen. Auch schien die Lage des Landes nicht ganz ohne

Gefahr. Herzog Hermann besorgte einen Angriff von den Dänen 972. damals und noch lange nachher, und der Gesinnung der wendischen Stämme war man nie sicher. Diese Besorgnisse erwies die Folge jedoch als eitel; auch dunkele Gerüchte, die umschlichen, daß die Sachsen der Königsherrschaft abgünstig seien und mit einem Aufstande umgingen, zeigten sich als ganz unbegründet. Nur einmal noch kam es in den wendischen Marken zu einem Kampfe. Markgraf Hodo griff, wir wissen nicht aus welchem Grunde, Herzog Miecziſlaw, den Freund des Kaisers, an und bei Zehden wurde zwischen ihnen am Johannistag 972 eine blutige Schlacht geschlagen, in der die Deutschen große Verluste erlitten. Mit Unmuth hörte der Kaiser, der gerade damals die Alpen überschritt, von diesem Kampfe und befahl bei seiner Ungnade die Waffen ruhen zu lassen; wenn er nach Sachsen käme, wolle er in der Sache richten.

In der Mitte des Augusts langte der Kaiser, durch das Rheinthal von den Alpen herabsteigend, in den schönen, reichen Gegenden am Bodensee an und besuchte hier St. Gallen, Reichenau und Kostnitz. Dann ging er den Rhein hinab nach Ingelheim, wohin er nach dem Wunsch des Papstes eine Synode beschieden hatte. Mit Ausnahme Adeldags von Hamburg waren alle deutschen Erzbischöfe auf der Synode erschienen, auch viele Bischöfe und Aebte. Eine große Anzahl weltlicher Fürsten und Herren hatte sich überdies in Ingelheim eingestellt, und wichtige Geschäfte der Kirche wie des Reichs sind hier ohne Zweifel verhandelt worden, wo der Kaiser zum ersten Male wieder die Großen seines deutschen Reichs um sich versammelt sah. Es fehlt uns jedoch an Aufzeichnungen über die Geschäfte der Versammlung, und nur von einigen untergeordneten Entscheidungen erhalten wir zufällige Kunde.

Den folgenden Winter verlebte der Kaiser in den fränkischen Gegenden am Rhein und im Elsaß auf seinen überall hier zerstreut liegenden Burgen und Pfalzen, meist zu Frankfurt, wo er auch das Weihnachtsfest feierte. Vieles mußte in diesen Gegenden schmerzliche und doch theuere Erinnerungen in seiner Seele wecken, indem es ihn an seine Kinder mahnte, die in der Blüthe der Jahre ihm in das Grab vorausgeeilt waren.

Zu Mainz sah er in der Kirche des heiligen Albanus über dem Grabe seiner Tochter Liutgarde ihre silberne Spindel hängen, ein sinnreiches Andenken an die fleißige Königstochter, die mit starkem Sinn ein trübes Schicksal erduldet. Ihr zur Seite hatte ihr unglücklicher Bruder Liudolf seine Ruhestätte gefunden. Und in derselben Kirche

972. fand Otto jetzt auch das Grab seines ältesten Sohnes, der, die Frucht einer Jugendliebe, frühe dem geistlichen Stande bestimmt worden war und schnell die höchste bischöfliche Würde Deutschlands erstiegen hatte. Hier ruhte Erzbischof Wilhelm, den in der Blüthe der Jahre — er hatte kaum das vierzigste Jahr erreicht — und in der Fülle der Macht der Tod unerwartet dahingerafft hatte. Der Tod dieses Sohnes war mit dem Abscheiden der hochgeliebten Mutter des Kaisers nahe verbunden gewesen.

Als Wilhelm vernommen hatte, daß seine Großmutter Mathilde zu Quedlinburg schwer erkrankt darniederliege und ihre baldige Auflösung drohe, hatte er sich auf den Weg gemacht, um ihr den letzten Trost zu bringen. Hoch war Mathilde darüber erfreut, sie beichtete dem Enkel ihre Sünden, empfing die Absolution, ließ sich von ihm mit dem heiligen Oehl salben und das Abendmahl reichen. Wilhelm hielt sich noch drei Tage zu Quedlinburg auf, denn er glaubte, in jedem Augenblicke werde der Tod eintreten; als aber die Sterbestunde sich zu verzögern schien, ging er zu ihr, sich zu verabschieden. Lange sprachen sie miteinander bei diesem letzten Abschiede. Als dann Wilhelm aufbrechen wollte, rief Mathilde ihre treue Dienerin Richburg, die sie zur Aebtissin des in Nordhausen begründeten Klosters bestellt hatte, zu sich und fragte sie, ob sie Nichts wüßte, was sie ihrem Enkel noch zum Andenken geben könnte. „Nichts ist da," sagte Richburg, „Alles „hast du bereits den Armen gegeben." „Doch wo sind die Decken," erwiederte Mathilde, „die ich für meine Bestattung zurückzulegen befahl? „Laß sie bringen, daß ich sie als Liebeszeichen dem Enkel auf den „Weg gebe, er wird ihrer eher, als ich bedürfen, denn er hat eine „beschwerliche Reise zu machen. Wer kann auch wissen, was der „folgende Tag bringt? Und sollte ich sterben, so wird's schon wer„den, wie die Leute sagen: „Hochzeitskleid und Leichenhembe finden „wohl die Angehörigen." Da brachte Richburg die Decken, und die alte Königin schenkte sie Wilhelm, der noch einmal die Großmutter segnete und dann von ihr schied. Indem er das Gemach verließ, wandte er sich zu den Umstehenden und sprach: „Ich gehe von hier „nach Radulfsrode und lasse einen Geistlichen zurück, daß wenn der „Tod der Königin bald erfolgen sollte, jener zu mir eile und es mir „melde, ich will dann sogleich umkehren und die Bestattung in wür„diger Weise besorgen." Die alte Königin hatte jedoch diese Worte gehört, richtete ihr Haupt empor und sprach: „Es ist nicht nöthig, „daß du den Boten hier läßt, denn du wirst auf deiner Reise eher „seiner bedürfen. Geh in Christi Namen, wohin sein Befehl dich

„rufst." So entfernte sich Wilhelm von Quedlinburg und begab sich 972.
nach Radulfsrode, einem Orte am Harze, unfern Quedlinburg. Hier fühlte er sich bald unwohl, nahm eine Arzenei, die ihm aber keine Linderung mehr schaffte. Die Kräfte verließen ihn plötzlich, und ganz unerwartet den Seinen starb er am 2. März 968. Die Worte der greisen Königin waren prophetisch gewesen, ohne daß sie selbst es ahnete. Sogleich eilten Boten nach Quedlinburg mit der Trauernachricht, die man der sterbenden Königin mitzutheilen zögerte. Als sie aber die entsetzten Mienen der Umstehenden sah und ihr geheimnißvolles Flüstern hörte, sagte ihr der Geist, was geschehen war. „Warum," sprach sie, „wollt ihr es mir verhehlen? Erzbischof Wil„helm ist todt. Lasset die Glocken läuten und rufet die Armen zusam„men und gebet ihnen Almosen, daß sie zu Gott für seine Seele „beten." Zwölf Tage überlebte noch Mathilde ihren Enkel, dann kam die Stunde auch ihrer Erlösung. Sie endete an einem Sonnabend um die neunte Stunde des Tags, wo sie sonst die Armen um sich zu sammeln pflegte, um ihre milde Hand im Andenken an König Heinrich, der an demselben Wochentage verstorben war, jedem zu öffnen. Kaum hatte sie die Augen geschlossen, als ein Geschenk ihrer Tochter, der Königin Gerberge, eintraf, eine prächtige mit Gold gestickte Decke, die nun ihr Leichentuch werden sollte. In der Kirche zu Quedlinburg zu Seiten ihres Gemahls Königs Heinrich, wie sie es immer gewünscht hatte, ruhen ihre Gebeine. Sie hatte beinahe das achtzigste Jahr erreicht, und nach einem langen und überaus reichen Leben war ihr ein seliges Ende beschieden.

Viele Jahrhunderte noch hat Mathildens Name in höchsten Ehren in ihren zahlreichen Stiftungen fortgelebt, und mit dem vollsten Rechte. Denn selten hat sich weltlicher Ruhm und irdische Höhe so wahr und aufrichtig dem Dienste des Herrn ergeben, als es in dieser ausgezeichneten Frau der Fall war. Ihr Beispiel und ihre unermüdliche Thätigkeit hat für die Gesittung und christliche Erweckung des Sachsenvolks mehr gethan, als man sagen kann. Nicht zu Sitzen träger Ruhe und stolzen Ueberflusses wollte sie ihre Stiftungen zu Quedlinburg, Pöhlde, Nordhausen und Engern machen, sondern zu umfriedeten Burgen und Pflanzstätten heiligen christlichen Lebens und Strebens in einer vielbewegten Zeit, der es an roher Sinnlichkeit nicht fehlte; hier sollte die verfolgte Unschuld Rettung, die Noth Hülfe, das verlangende Herz Glaubenstrost finden; von hier sollte sich überdies über das ganze Sachsenland höhere geistige Bildung verbreiten, und zwar jene Bildung, die, aus heiligen Quellen strömend, zugleich

972. geistliche Weihe giebt. Wie Mathilde in diesen Klöstern und Schulen — denn sie waren Beides in Einem — gewirkt wissen wollte, zeigte sie an ihrem eigenen Beispiel. Die Kraft des Lebens und aller Thätigkeit nahm sie aus dem Gebet, noch in ihren letzten Jahren stand sie stets, ehe es tagte, vom Lager auf und ging zum Gebet in die Kirche, hier sah man sie täglich andächtig dem Gottesdienste beiwohnen; aber sonst war sie unermüdlich bei der Arbeit und allem müssigen Feiern von Herzen feind. Wo sie auch sein mochte, daheim oder auf der Reise, suchte sie die Armen auf und sorgte für sie, unterstützte die Wanderer, trat selbst an das Lager der Kranken, unterrichtete selbst ihre Diener und Mägde in nützlichen Dingen, namentlich in der damals noch seltenen Kunst des Lesens; mit ängstlicher Sorgfalt bedachte sie zugleich den Haushalt und alle Bedürfnisse ihrer Stiftungen; und doch genügten ihr alle diese Werke der Liebe noch nicht, wenn sie nicht täglich noch mit eigenen Händen Etwas arbeitete und fertig schaffte.

Keine unter allen Tugenden Mathildens war größer, als ihre Demuth; wo sie helfen konnte, war ihr keine Arbeit zu schlecht und zu gering; aber selbst bei den niedrigsten Werken konnte sie nie die ihr angeborene Hoheit und Würde verleugnen. Widukind sagt von ihr mit freier Anwendung eines Schriftworts (Hiob 29, 25): „Wie „eine Königin saß sie inmitten des Volks, aber sie tröstete Alle, die „Leid trugen." Mit ehrfurchtsvoller Bewunderung sah die Welt auf sie, die Gemahlin König Heinrichs, die Mutter des großen Kaisers Otto, des tapfern Heinrich, des weisen und heiligen Brun; mit Freude und Stolz muß der Deutsche noch jetzt ihren Namen nennen, denn mit demselben innigst verknüpft sind die schönsten und rühmlichsten Erinnerungen unserer Geschichte.

Die schmerzvolle Nachricht vom Tode der Mutter und seines Sohnes Wilhelm hatte Otto nur allzubald in Italien erreicht und ihn so bewegt, daß er zuerst nach der Heimath zurückeilen wollte, aber die drängenden Sorgen der Herrschaft hielten ihn jenseits der Alpen gefesselt. Er fand einen Trost darin, daß sich jetzt die Gelegenheit zeigte seinen großen Lieblingsgedanken, Magdeburg zum Erzbisthum für die Slawen zu erhöhen, endlich in das Werk zu setzen, und er zögerte keinen Augenblick die Gelegenheit zu benutzen. Wilhelm, der sich dem Plane lange entgegengestellt hatte, war nicht mehr, und kurz vor ihm war auch der andere Gegner dieser Stiftung, Bischof Bernhard von Halberstadt, aus dem Leben geschieden. Ottos erste Sorge war jetzt, auf die erledigten Bischofsstühle ihm in Magdeburgs Sache

willfährige Männer zu bringen. Auf Bernhard folgte in Halberstadt Hildeward durch eine besondere Gunst des Kaisers, denn Hildewards Vater Erich hatte einst an einer Verschwörung gegen Ottos Leben theilgenommen; um so mehr mußte der Sohn sich bestreben den Frevel des Vaters vergessen zu machen. Zum Mainzer Erzbisthum wurde nach des Kaisers ausdrücklichem Willen der Abt Hatto von Fulda erwählt, der sich schon früher für die Errichtung des Magdeburger Bisthums beeifert hatte. Beide beschied der Kaiser alsbald nach Ravenna und belehnte sie hier nicht eher mit dem Bischofsstab, bis sie vollständige Bürgschaft gegeben hatten, daß sie der Begründung des neuen Erzbisthums keine Schwierigkeiten mehr in den Weg legen würden. Oeffentlich erklärten sie dies in einer versammelten Synode, die dann dem ungeduldigen Verlangen des Kaisers nach Errichtung des Erzbisthums auch sofort willfahrte. Schleunigst legte man Hand an das Werk. Die Bisthümer Brandenburg, Havelberg und Meißen wurden dem neuen Erzstift untergeben, sowie zwei neue Bisthümer, die zu Zeiz und Merseburg für die Gegenden zwischen Saale und Elbe errichtet wurden, zu diesen kam alsbald eine neue Stiftung, das Bisthum Posen für Polen. Ein Mittelpunkt für eine allgemeine Bekehrung der Slawen war endlich gewonnen, der Lieblingsgedanke des Kaisers seit zwanzig Jahren verwirklicht; es kam jetzt darauf an, wessen Händen derselbe die neue Stiftung anvertrauen wollte. Er wählte denselben Mann, den er einst der russischen Zarin, da er der slawischen Sprache mächtig war, geschickt hatte: Adalbert, damals Abt des Klosters Weißenburg im Speier-Gau, und sandte ihn nach Rom, wo er am 18. October 968 vom Papste das Pallium und die Weihe empfing. Zugleich erhielt Adalbert die größten Privilegien, die ihm gleiche Rechte mit den Erzbischöfen von Mainz, Trier und Köln gaben und die Vollmacht ertheilten, den unter ihm stehenden Bischöfen im Slawenlande jenseits der Saale und Elbe nach dem Willen des Kaisers ihre Sprengel zu begrenzen und zu ordnen. Dann kehrte Adalbert nach Deutschland zurück, und es erging ein Schreiben des Kaisers an die Bischöfe und Grafen Sachsens, worin er die feierliche Einführung des Erzbischofs von Magdeburg und der Bischöfe von Meißen, Merseburg und Zeiz anbefahl und die Markgrafen Wigbert, Wigger und Günther noch besonders ermahnte, den neuen Bischöfen keine Schwierigkeiten zu bereiten. Wie es der Kaiser gewollt hatte, geschah es. Am Weihnachtsfeste 968 wurde Adalbert feierlich zu Magdeburg als Erzbischof inthronisirt und weihte noch an demselben Tage die Bischöfe Boso von Merseburg, Burchard von

972.

972. Meißen und Hugo von Zeiz. Die Kirche des heiligen Mauritius mit ihren reichen Schenkungen und Privilegien kam jetzt an den Erzbischof, und es wurde bei derselben ein Domstift errichtet; die Benedictiner-Mönche, denen bisher die Kirche gehört hatte, mußten sie und ihr Kloster verlassen und wurden nach dem schon früher begründeten Kloster des heiligen Johannes auf einer Anhöhe nahe der Stadt übersiedelt. Tief betrübt schieden sie von dem Grabe ihrer Wohlthäterin, der guten Königin Editha, und noch lange Zeit wallfahrteten sie jährlich am Tage ihrer Ausweisung mit bloßen Füßen nach der Domkirche und hielten dort eine feierliche Messe. Das Johannis-kloster wurde später gewöhnlich das Kloster Bergen genannt und hat bis in dieses Jahrhundert bestanden, seit der Reformation als eine gelehrte Schule, die viel Gutes gewirkt hat.

973. Es waren mehr als vier Jahre vergangen seit der Begründung des Erzbisthums, als der Kaiser jetzt, im Frühjahr 973, selbst nach Magdeburg kam, um die neue Stiftung in Augenschein zu nehmen. 16. März. Er feierte den Palmsonntag hier im Dom am Grabe seiner ersten Gemahlin in ungewöhnlich ernster und bewegter Stimmung; am folgenden Tage machte er der Kirche die reichsten Schenkungen an Gütern, Büchern und kostbaren Geräthen und überreichte dem Erzbischof die Schenkungsurkunden vor allem Volk. Dann eilte er nach Quedlinburg, um das Grab seiner Mutter zu besuchen; er wandelte gleichsam nur unter Gräbern. Schon am Mittwoch nach Palmsonntag traf er mit Adelheid, Otto und Theophano ein und feierte dort 23. März. auch das Osterfest.

Aus weiter Ferne und von allen Seiten strömten die Fürsten, Grafen und Bischöfe nach Quedlinburg, das wohl niemals nachdem eine so stattliche Versammlung in seinen Mauern gesehen hat. In dem großen Kreise der Fürsten leuchteten aber vor Allem die beiden Kaiser mit ihren Gemahlinnen hervor, neben ihnen die kaiserliche Tochter, die Aebtissin Mathilde, und der alte Sachsenherzog Hermann Billing, der nach der Sitte der Zeit dem Kaiser glänzende Liebesgaben darbrachte.

Mit großer Andacht und vieler Feierlichkeit wurde das Fest der Auferstehung begangen. Es war des Kaisers Sitte, daß er sich an den hohen Kirchenfesten von der gesammten anwesenden Geistlichkeit in Procession unter Vortragung von Kreuzen, Weihrauchsfässern, Fahnen und Reliquien zur Kirche begleiten ließ, wo er aufmerksam, ohne sich auf irgend welche Gespräche einzulassen, dem Gottesdienste beiwohnte, dann aber unter Vortragung von Lichtern, von allen Bi-

schöfen, Herzögen und Grafen begleitet, nach seiner Pfalz zurückkehrte. 973.
So feierte er auch damals Ostern in der Servatiuskirche zu Quedlinburg am Grabe seiner Eltern.

Als das Fest vorüber war, wurden nach der Sitte die Angelegenheiten des Reichs und der Kirche in Betracht gezogen und zunächst Alles, was Sachsen und die Marken dieses Landes betraf, reiflich erwogen. Des Kaisers Anwesenheit in Quedlinburg zerstreute auch die letzten Besorgnisse für den Frieden Sachsens. Miecziflaw erschien vor Ottos Richterstuhl und vertrug sich mit dem Markgrafen Hodo; seitdem der Polenfürst das Bisthum Posen gestiftet hatte, das dem Erzbisthum Magdeburg untergeben wurde, war er in der Gunst des Kaisers nur noch höher gestiegen. Nicht mindere Ehre erwies Otto dem jungen, muthigen Herzog Boleslaw II. von Böhmen, der im Jahre 967 seinem Vater gefolgt war und zum ersten Male Tribut und Geschenke seinem kaiserlichen Lehnsherrn darbrachte. Alle Furcht vor einem Dänenkriege schwand, als auch König Harald Gesandte nach Quedlinburg schickte, die zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit den bestimmten Tribut dem Kaiser überreichten.

Und weit über die Grenzen Sachsens hinaus schweiften die Gedanken Kaiser Ottos und seiner Fürsten. Hier zu Quedlinburg waren Gesandte von Rom und Benevent, von Constantinopel, von den Russen und Bulgaren erschienen. Was die Welt in ihrer Weite bewegte, hallte im Kreise der Fürsten wieder und wurde berathen und bedacht. Selbst die Ungern, die alten Feinde des deutschen Namens und des Kaisers, hatten zwölf Männer von ihrem Adel mit reichen Geschenken an Otto abgesandt, und zu eben dieser Zeit fand das Christenthum zuerst bei diesem Volke Eingang. Otto sandte damals als Boten des Evangeliums einen Bischof Bruno an den Ungernkönig Geisa ab. So breitete sich die Lehre von Christus, dem Erlöser, zu derselben Zeit über Polen, Böhmen und Ungern allgemach aus, und ein Lichtstrahl nach dem andern fiel in die Thäler, die bis dahin in tiefer Nacht gelegen hatten. Ottos Siege hatten hier überall den Sieg des Christenthums vorbereitet.

Gewiß war es ein schönes und herrliches Fest, das hier zu Quedlinburg gefeiert wurde, und wohl mochte der alte Kaiser nicht ohne gerechtes Selbstgefühl auf den reichen Gewinn eines so thatkräftigen Lebens zurückblicken und sich dessen freuen, was ihm mit Gottes Hülfe gelungen war. Denn es war kein nichtiger Festesschimmer, nicht eitler Prunk und leerer Schein, der ihn umgab, sondern ein tiefer Sinn und eine mächtige Wahrheit barg sich unter dem Glanz

973. dieser Tage. Unerwartet wurde derselbe aber getrübt durch einen Todesfall, der den Kaiser auf das Tiefste erschütterte.

Am 27. März starb zu Quedlinburg Herzog Hermann der Billinger. Allgemein wurde das Abscheiden des trefflichen Mannes beklagt, denn er hinterließ das lange im Volke bewahrte Andenken eines klugen, tapfern und gerechten Fürsten, der nicht minder streng über den Landfrieden im Innern wachte, als er die Grenzen des sächsischen Landes vor äußeren Feinden zu schützen wußte. Dennoch starb er im Banne des Bischofs Bruno von Verden, der überdies ihm nahe verwandt war, und nicht einmal den Todten wollte der Bischof vom Banne lösen. Der Leichnam wurde später in dem Michaeliskloster zu Lüneburg beigesetzt, das Hermann selbst erbaut hatte. Das Herzogthum Sachsen ging auf Hermanns Sohn Bernhard über.

Niemanden hatte der Tod des tapfern Sachsenherzogs mehr gebeugt, als den Kaiser. Hermann war der letzte hervorragende Mann jener kräftigen Generation, aus der und mit der Otto erwachsen war, — ein Geschlecht, das in gewaltigen Mühen und Kämpfen aufgerieben wurde und von dem es fast Keiner zu einem hohen Lebensalter gebracht hatte. Nachdem dieser letzte Genosse seiner früheren Tage abgeschieden war, fühlte der Kaiser, daß auch seine Stunde nahe sei. Traurig und gebeugt verließ er Quedlinburg am 5. April, nachdem schon am 1. dieses Monats die große Festversammlung sich aufgelöst hatte, und besuchte noch mehrere seiner Burgen und Pfalzen in Sachsen. Am 9. April war er zu Walbeck. Als das Fest der Himmelfahrt herannahte, begab er sich nach Merseburg. Mit Befriedigung konnte er sehen, wie auch hier der Wunsch seines Herzens in Erfüllung gegangen war und das dem heiligen Laurentius geweihte Bisthum Bestand gewonnen hatte. Er bekümmerte sich sorgfältig um die getroffenen Einrichtungen, und wo ihm noch Etwas zu fehlen schien, bot er die Mittel zur Abhülfe dar. Auch hier umgab ihn am Feste wieder eine zahlreiche Versammlung, die durch eine Gesandtschaft eines africanischen Sarazenenfürsten, welche dem Kaiser reiche Geschenke brachte und große Ehre erwies, noch besondern Glanz erhielt. Hier traf Otto zum letzten Male auch mit Judith, der Wittwe seines Bruders Heinrich, zusammen, die damals im südlichen Deutschland einen so großen Einfluß übte. Aber trotz dieser zahlreichen Umgebung war der Kaiser verstimmt; „betrübt," sagt Widukind, „wandelte er „einher, der Tod Herzog Hermanns schwebte ihm noch vor der Seele."

9. April. 1. Mai.

6. Mai. So kam Otto am 6. Mai, es war der Dienstag vor Pfingsten, nach Memleben, jener Pfalz, wo sein großer Vater plötzlich

vom Tode ereilt war. Hier sollte nach Gottes besonderer Fügung 973. auch er sein Ende finden. Er fühlte sich sehr schwach, erhob sich aber doch am folgenden Morgen nach seiner Gewohnheit mit der Dämmerung vom Bette und begab sich in die Capelle, um dort die Frühmette zu hören. Dann ruhte er ein wenig und ging abermals nach der Capelle zur Messe, nach deren Ende er unter die Armen Allmosen austheilte, um dann wiederum auf seinem Bette ein wenig der Ruhe zu pflegen. Zur gewöhnlichen Stunde erschien er bei Tafel und schien heiter und froh zu sein. Als er aber nach seiner Sitte sich gegen Abend zur Vesper wieder nach der Capelle begab, fing er zu fiebern an und sank matt zusammen. Die herumstehenden Fürsten brachten ihn auf seinen Sessel; er neigte sein Haupt, gleich als habe das Leben schon den Leib verlassen. Aber noch einmal erwachte das Bewußtsein, er verlangte und empfing das heilige Abendmahl und übergab dann unter geistlichen Liedern ohne Seufzer mit vollkommener Ruhe seine Seele der Barmherzigkeit des Schöpfers aller Dinge.

Der Leichnam wurde alsbald in das kaiserliche Schlafgemach gebracht und, obwohl es schon spät war, die große Trauerkunde bekannt gemacht. Das Volk aber wurde nicht müde die ruhmreichen Thaten dieses gewaltigen Königs zu preisen, es gedachte seiner väterlichen Regierung, wie er das Land von den Feinden befreit, den Bürgerkrieg unterdrückt, die übermüthigen Ungern, Dänen und Slawen oft im Kampfe besiegt, mit den Griechen gestritten, Rom und den größten Theil Italiens sich unterworfen, die Tempel der Götzen bei den Heiden zerstört, an ihren Stellen christliche Kirchen errichtet und Boten des Evangeliums in ferne Länder gesendet hatte. Als es Morgen geworden war, eilte Alles herbei, um dem neuen Herrscher, Otto II., obgleich er schon längst zum König und Kaiser gesalbt und gekrönt war, doch aufs Neue zu huldigen. Alle, die vom Kaiser Lehen trugen und zu Memleben damals verweilten, leisteten ihm sofort den Vasalleneid und gelobten ihm Hülfe gegen alle seine Feinde und Widersacher.

Die Eingeweide Ottos wurden in der Marienkirche zu Memleben beigesetzt, der Leib einbalsamirt und nach Magdeburg gebracht, wo er zur Seite Edithas in der Moritzkirche in einem marmornen Sarkophag beigesetzt wurde. Dies geschah feierlichst in den ersten Tagen des Juni in Gegenwart der kaiserlichen Familie und vieler Fürsten des Reichs; die Erzbischöfe Gero von Köln und Adalbert von Magdeburg, von einer zahllosen Geistlichkeit umgeben, verrichteten am

973. Grabe den letzten Dienst der Kirche. Der Sarkophag erhielt in lateinischer Sprache die Inschrift:

> König war er und Christ und der Heimath herrlichste Zierde,
> Der hier vom Marmor bedeckt: dreifach beklagt ihn die Welt.

Otto hinterließ Adelheid als Wittwe mit ihren zwei Kindern, dem jungen Kaiser Otto II. und der Aebtissin Mathilde von Quedlinburg; Edith und ihre beiden Kinder Liudolf und Luitgarde waren ihm vorangegangen, wie Wilhelm, die Frucht seiner ersten Liebe. Auch von seinen Brüdern hatte ihn, den Erstgeborenen, keiner überlebt, und doch hatte auch er kein so hohes Alter erreicht. Er starb, nachdem er das einundsechszigste Jahr vollendet hatte, im siebenunddreißigsten Jahre seines Königthums, im zwölften seiner kaiserlichen Gewalt.

Sein Tod war ein Weltereigniß, denn schon die Zeitgenossen hatten die gewaltige Bedeutung des Mannes erkannt und gaben ihm den Beinamen des Großen. Ueberall mußte man den Verlust des mächtigen Fürsten fühlen, in nächster Nähe und in weitester Ferne. Wie tief trauerte Sachsen, das unter ihm zu früher nie geahnter Blüthe gediehen war. Man sah es als eine besondere Fügung an, daß selbst die Erde diesem Könige neue Schätze gespendet hatte und damals in Sachsen das erste edle Metall in den Gruben zu Goslar gefunden war. Sachsens goldene Zeit hießen bald die Tage seiner Regierung, und die Alten wurden nicht müde der Jugend die Herrlichkeit jenes goldenen Zeitalters zu preisen.

Weiter aber schlich durch alle Gaue des deutschen Landes die Trauerklage um den großen Kaiser. Wer hätte es nicht gewußt und bedacht, daß durch seine Mannheit und durch seine Klugheit allein das deutsche Volk zum ersten des Abendlands erhöht war und die Geschicke der lateinischen Christenheit in seinen Händen trug, daß die lange daniedergehaltene, aber noch ungebrochene Kraft Deutschlands durch ihn erst wieder sich freigemacht und aufgerafft hatte. Hatte denn nicht die römische Kaiserkrone auf seinem Haupte gestrahlt und er auf demselben Throne gesessen, den einst der mächtige Frankenkönig unvergeßlichen Andenkens, Karl der Große, eingenommen hatte! Rom bebte vor ihm, und die Päpste waren die Diener seines Willens, selbst das starre Byzanz hatte zuletzt doch seiner Forderung weichen müssen.

Und nicht seinen glänzenden Thaten allein, auch seiner Person galt die Verehrung und Bewunderung, die er in der letzten Zeit

seines Lebens und nach seinem Tode genoß. Der erste Blick ließ in 973.
ihm den geborenen Herrscher erkennen, dem das Alter nur neue Hoheit und Majestät geliehen hatte. Seine Gestalt war fest und kräftig, aber dabei nicht ohne Leichtigkeit und Anmuth in der Bewegung, noch in den späteren Jahren war er ein rüstiger Jäger und gewandter Reiter, im gebräunten Gesicht blitzten helle, lebhafte Augen, spärliche graue Haare bedeckten das Haupt, der Bart wallte lang gegen die alte Sitte der Sachsen auf die Brust herab, die gleich der des Löwen dicht bewachsen war. Er trug die heimische Kleidung und mied ausländischen Prunk, auch sprach er nur seine sächsische Mundart, obschon er des Romanischen und Slawischen nicht ganz unkundig war. Sein Tag verstrich zwischen Arbeit und Gebet, Staatsgeschäften und Kirchendienst; die Nachtruhe maß er sich kärglich zu, und da er im Schlaf zu sprechen pflegte, schien er auch dann zu wachen. Freigebig, gnädig, leutselig und freundlich zog er wohl die Herzen an sich, aber doch war er mehr gefürchtet, als geliebt; sein Zorn, ob auch die Jahre diesen harten Sinn weicher gemacht hatten, war schwer zu ertragen; der alte Kaiser konnte noch streng bis zur Härte sein, selbst der junge Kaiser bebte vor dem Groll des Löwen, wie er seinen Vater zu nennen pflegte. Die eiserne Willenskraft, die Otto schon in seiner Jugend verrieth, hat er bis an sein Ende bewahrt, treu blieb ihm das Streben nach großen, würdigen Thaten, das noch am Abend seines Lebens die Seele mit Jugendkraft erfüllte. Und auch jene edlen Gaben, die man schon im Jüngling pries: felsenfeste Treue gegen Freunde, Großmuth gegen gedemüthigte Feinde, blieben ein Schmuck seines Alters. Niemals gedachte er wieder eines Vergehens, wenn er es einmal verziehen hatte. Von seiner königlichen und kaiserlichen Würde hatte er die höchste Vorstellung. Die Krone, die er einzig und allein Gottes besonderer Gnade zu danken meinte, setzte er nie auf das Haupt, ohne vorher gefastet zu haben. Wer sich gegen seine Majestät erhob, in dem sah er einen Frevler an Gottes Gebot.

Die Stadt Magdeburg, die Otto vor allen andern erhöht hatte und die ihn als ihren Gründer ansehen kann, hat sein Andenken schon vor Alters durch ein ehernes Standbild geehrt. In dem prachtvollen Dome der Stadt, der später erbaut ist, ruhen jetzt inmitten des hohen Chors die Gebeine des großen Kaisers, nicht weit von der Ruhestätte der guten Königin Editha; ein prunkloses Denkmal bezeichnet die Stelle, eine der denkwürdigsten in unserm Vaterlande, bei der gern der Wandersmann weilt. Da ruhen die Gebeine

973. des einzigen deutschen Kaisers, dem Mitwelt und Nachwelt den Namen des Großen nicht verweigert hat.

9.

Die ersten Jahre Kaiser Ottos II.

Als der große Kaiser Otto aus dem Leben geschieden war, übernahm sein Sohn, damals ein Jüngling von achtzehn Jahren, die Regierung des gewaltigen Reichs, für die er mit großer Sorgfalt vom Vater erzogen und herangebildet war. Mehr, als sonst beim sächsischen Adel Sitte war, hatte der zweite Otto eine gelehrte Bildung erhalten und meist Geistliche zu Lehrern seiner Jugend gehabt; seine von Natur guten Anlagen waren so entwickelt worden, daß selbst die Meister der Wissenschaft gern seinen Worten zuhörten. Zugleich war aber Otto unter Verhältnissen erwachsen, die ihm die ganze Bedeutung seiner unvergleichlich hohen Stellung vergegenwärtigten. Schon als Knabe von sieben Jahren war er zum König Deutschlands erwählt und gekrönt worden, einige Jahre darauf hatte er in Rom die Kaiserkrone empfangen und war dann einer Kaisertochter von Constantinopel vermählt. Die großen Siege und die ruhmreichen Thaten seines Großvaters und seines Vaters standen ihm vor den Augen und ließen nimmer den Gedanken in ihm ruhen, daß er nur durch bedeutende Erfolge sich ihrer und seiner selbst würdig zeigen könne.

Große Hoffnungen baute auf ihn sein Reich, wie die ganze abendländische Welt, und in der That fehlte es ihm nicht an trefflichen Eigenschaften, welche die Erfüllung solcher Hoffnungen zu verbürgen schienen. Obwohl nur klein von Gestalt, war er doch gewandt in den Waffen und ein tapferer Kriegsmann; seine hochgeröthete Gesichtsfarbe, von der man ihn „den Rothen" nannte, verrieth Lebendigkeit und frischen Muth der Seele. Sein Sinn war großen Dingen zugewandt und allen Kleinlichkeiten fremd. Dabei war er rasch zur That und unerschrocken in Gefahr und Noth. Auch war es ihm leicht, die Gemüther der Menschen zu gewinnen, denn er war offenen und heitern Sinns, freigebig, zur Versöhnung mit dem Widersacher geneigt, treu in Liebe und Freundschaft. Freilich bemerkte man auch manche Schwächen seiner Gemüthsart, aber es schienen Fehler der

Jugend, die ein reiferes Alter heben konnte. Das Maß der Weisheit vermißte man nicht selten: er schien oft zu rasch im Entschluß und in der That, zu willfährig gegen die, welche ihm zunächst zur Seite standen und seines Vertrauens genossen, meist jüngere Männer, welche den Rath erfahrener Männer nicht beherzigten; zu leicht änderte er bisweilen Plan und Absicht und ließ im Ganzen und Großen Festigkeit und Beständigkeit, vielleicht die höchsten Tugenden auf dem Throne, vermissen, während er im Einzelnen sich wohl starr und willkührlich zeigte, als ob er über jede Schranke des Rechts und Gesetzes erhaben sei. 973.

Den größten Einfluß übte damals noch auf den jungen Kaiser seine Mutter; mehr ihr Wille schien als der seine zu herrschen, und sie wird urkundlich geradezu als Mitregentin bezeichnet. Aber allmählich gewannen eine größere Macht, als sie, auf das Gemüth des Jünglings seine Gemahlin Theophano und sein Freund Otto, der Sohn jenes unglücklichen Liudolf, der, dem jungen Kaiser gleich an Jahren, in engster Freundschaft mit ihm am Hofe des großen Otto erwachsen war. Die schöne Griechin, von feinster Bildung und einem kräftigen, fast männlichen Geiste, fesselte das Herz ihres Gemahls je länger, je mehr, obwohl sie nie ganz die Liebe des deutschen Volks sich zu gewinnen wußte, das die schlimmen Sitten ihrer Heimath, freilich mit großem Unrecht, ihr beizumessen geneigt war. Man fürchtete und staunte die feine Kaisertochter, die vom fernen Byzanz neuen Prunk und ungekannte Genüsse des Lebens dem sächsischen Hofe zuführte, mehr verwundert an, als man für sie Zuneigung und Liebe empfand.

Ohne alle Störung vollzog sich der Thronwechsel. Das Bild des großen Vaters schwebte dem jungen Kaiser bei seinen ersten Regierungshandlungen noch lebendig vor, Alles geschah unter der Einwirkung seiner Mutter, und es schien, als setze sich unter dem zweiten Otto nur die glorreiche Regierung des ersten fort. Nach der Sitte hielt der neue Herrscher seinen feierlichen Umritt in dem Reiche, freudig begrüßten ihn Lothringen und Franken, Schwaben und der Elsaß, Sachsen und Thüringen. Reiche Beweise seiner Gunst ließ der Kaiser überall zurück, besonders den geistlichen Stiftungen, denn er wolle, sagte er, vor Allem seine Regierung damit beginnen, die Kirche zu bereichern und zu erhöhen. Zu Memleben, wo sein Vater und Großvater von dieser Welt abgeschieden waren, gründete er selbst alsbald ein Kloster, das er reichlich ausstattete und dort den Bau der präch-

973. tigen Kirche begann, deren schöne Reste noch jetzt den Wanderer mit Bewunderung erfüllen.

974. Im Anfange des Jahres 974 hatte der junge Kaiser dann zum ersten Male den Landfrieden mit gewaffneter Hand zu vertheidigen. Es ist erzählt worden, wie der Graf Reginar vom Hennegau, Herzog Giselberts Bruder, als Störer des Landfriedens vor Erzbischof Brun aus Lothringen hatte weichen müssen und in Böhmen in der Verbannung gestorben war. Seine Söhne Reginar und Lambert waren inzwischen in Frankreich zu männlichen Jahren herangewachsen und kehrten jetzt nach dem Tode des großen Otto nach Lothringen zurück, um sich ihres Erbes mit Gewalt zu bemächtigen. Sie faßten wirklich im Lande festen Fuß, besetzten eine Burg an der Hayne und führten von hier aus das Leben von Räubern und Wegelagerern, bis der junge Kaiser gegen sie anrückte, ihre Burg nahm und zerstörte. Sie selbst entgingen der rächenden Hand, führten noch längere Zeit ein unruhiges Leben innerhalb der Grenzen des Reichs und kehrten dann endlich nach Frankreich heim.

Dies waren die ersten Anzeichen, daß es auch dieser Regierung nicht an inneren Kämpfen fehlen sollte. Und bald gewann es in der That den Anschein, als ob der Bürgerkrieg mit allen seinen Schrecken noch einmal Deutschland heimsuchen würde, wie in den ersten Jahren des großen Otto. Denn noch im Sommer desselben Jahres sah sich der junge Kaiser genöthigt seinen Vetter Heinrich von Baiern, den ersten Herzog des Reichs, in sichern Gewahrsam zu bringen. Der alte Streit um die Macht hatte, wie er einst die Kinder König Heinrichs gegeneinander bewaffnete, sich auf die Enkel vererbt und drohte neues Unheil dem deutschen Reiche.

Baiern war damals das mächtigste unter den deutschen Herzogthümern; die nationale Bedeutung, welche die herzogliche Gewalt in ihrem Ursprunge besaß, hatte sich hier noch am Meisten erhalten. Hatte doch Herzog Arnulf mit fast königlicher Macht das Land beherrscht, und sein Bruder Berchthold, wenn ihm auch die geistlichen Befugnisse Arnulfs genommen waren, übte doch sonst die herzogliche Gewalt in ihrem vollen Umfange. Dann war Baiern an den Sachsen Heinrich, Kaiser Ottos Bruder, gekommen, der aber dem Lande nicht ganz ein Fremder war, da er mit Judith, der schönen und klugen Tochter Herzog Arnulfs, vermählt war. Nachdem Heinrich durch die Gunst seines Bruders seine Macht erhöht und die Grenzen Baierns in glücklichen Kämpfen gegen Ungern und Italien ausgedehnt hatte, starb er eines frühen Todes; sein Herzogthum blieb sei-

nem Sohne Heinrich, damals einem Knaben von vier Jahren, er- 974.
halten. Die vormundschaftliche Regierung hatte für diesen eine geraume Zeit hindurch seine Mutter geführt, unterstützt von dem Bischofe Abraham von Freisingen, einem verschlagenen, ihr ganz ergebenen Manne. Nicht im Widerspruche gegen den großen Kaiser, sondern durch Dienstbeflissenheit und Willfährigkeit gegen ihn hatte Judith die Macht ihres Geschlechts zu heben geglaubt, und leicht war es ihr gelungen das Vertrauen des Kaisers und die Gunst Adelheids, die diese einst ihrem verstorbenen Gemahl so reichlich geschenkt hatte, auch sich und ihren Kindern zu erhalten. Fast mit unbeschränkter Macht beherrschte sie Baiern; der alte Herzog Burchard II. von Schwaben, dem nach Liudolfs Sturze dieses Herzogthum zugefallen war, hatte sich mit Judiths Tochter Hedwig, die in jeder Beziehung ihre würdige Tochter war, vermählt, und durch ihre Tochter übte Judith auch auf die Verhältnisse Schwabens bedeutenden Einfluß. Dann verlobte und vermählte sie mit Gisela, der Tochter König Konrads von Burgund, einer Nichte Adelheids, ihren Sohn Heinrich und knüpfte ihn so eng an das Familieninteresse der Kaiserin. Bald schien es, als ob das südliche Deutschland ganz in der Gewalt dieser baierschen Familie sei; wie Judith in Baiern, herrschte Hedwig in Schwaben, indem der greise Burchard sich ganz dem Willen seiner blühenden und kräftigen Gemahlin fügte. Indessen wuchs aber Herzog Heinrich auch zu männlichen Jahren heran und stellte sich als ein kräftiger und starker Vertreter der Interessen seines mächtigen Hauses dar.

Heinrich war mehrere Jahre älter, als der junge Kaiser, ihm war bereits ein Sohn geboren, während Otto nach mehrjähriger Ehe noch keinen Nachfolger hatte; es fehlte Heinrich nicht an Anhang in dem Volke, denn er war ein stattlicher Mann und der Rede im hohen Grade mächtig; was Wunder, daß er sich gleichviel oder gar mehr als sein Gebieter dünkte. Ueberdies war er unruhigen und hochstrebenden Geistes; jeden Vortheil seines Hauses wahrzunehmen, beschäftigte ihn spät und früh, jede vermeintliche Kränkung desselben empfand er als schwere persönliche Beleidigung, wie er denn von Natur zu Händeln geneigt war, weshalb ihm das Volk den Beinamen des Zänkers gab. Mit einer Keckheit ohne Gleichen verfolgten er und die Seinen ihre Interessen, seitdem der große Kaiser gestorben war, wie sich sogleich recht deutlich zeigte, als sie durch List und Trug, das kaiserliche Ansehn verhöhnend, das reiche und wichtige Bisthum Augsburg einem Schwestersohne der Herzogin Judith, Heinrich mit Namen, zuzuwenden wußten. Sollte die Macht dieses Hauses nicht

974. eine verderbliche Höhe erreichen, so mußte der junge Kaiser ihr eine Schranke zu setzen suchen.

Die beste Gelegenheit hierzu ergab sich, als gegen Ende des Jahres 973 der alte Herzog Burchard starb. Er hinterließ keine Kinder, und seine junge Gemahlin sah sich als natürliche Erbin des Herzogthums an, das sie mit ihrer Hand auf einen zweiten Gemahl zu übertragen hoffte. War doch in der That schon Aehnliches vorgekommen, und begründete sich doch selbst die Herrschaft der Kaiser über Italien nach der Meinung Vieler nur auf einem solchen Erbrecht. Aber Otto achtete dies vermeintliche Recht Hedwigs nicht, er ließ ihr nur die Erbgüter ihres Gemahls, die sich weithin am Bodensee erstreckten, und verlieh das Herzogthum Schwaben an seinen Freund Otto, Liudolfs Sohn. War einst Herzog Heinrich gerade im Kampfe gegen Liudolf und Konrad zu besonderen Ehren beim großen Otto und bei Adelheid gelangt, war damals Liudolfs Sturz hauptsächlich für ihn ein Gewinn gewesen; so sollte die Erhebung von Liudolfs Sohn jetzt dazu dienen Heinrichs Geschlecht wiederum zu demüthigen. Es kann daher nicht befremden, wenn sich bald zwischen den jungen Herzögen von Baiern und Schwaben, Heinrich und Otto, die bitterste Feindseligkeit entspann, der Hader der Väter in den Söhnen sich fortsetzte.

Der Einfluß der Arnulfinger in Schwaben war gebrochen, und zugleich erweckte der Kaiser Herzog Heinrich Widersacher in nächster Nähe. Damals erstreckte sich die baiersche Herzogsgewalt auch über die fränkischen Gegenden zwischen dem Speßhart, dem Thüringer- und dem Böhmerwalde, wo seit Kurzem ein Graf Berchtholb, ein Sproß des einst so mächtigen Geschlechts der Babenberger, sein Haus wieder zu Ansehen und Ehren gebracht hatte. Diesen Mann zog der junge Kaiser immer fester an sich und übertrug seinem Bruder Liutpold zugleich die Ostmark gegen die Ungern, das jetzige Oesterreich, eine Markgrafschaft, die bis dahin Burchard, wahrscheinlich ein Verwandter Herzog Heinrichs, verwaltet hatte. Die Babenbergischen Brüder hatten es kein Hehl, daß sie der besonderen Gunst des Kaisers sich erfreuten und boten dem Baiernherzoge, obwohl sie unter seinen Fahnen dienten, doch oft trotzig die Spitze. So sah sich Heinrich im eigenen Herzogthume schon Gegner erwachsen, die seine Macht bedrohten. Er sann auf Rache an dem jungen Kaiser, durch dessen Gunst seine Widersacher erhoben waren, er und der Bischof Abraham brachten eine Verschwörung zu Stande, bei der es auf nichts Geringeres abgesehen war, als den Kaiser vom Throne zu stürzen. Auch der

Herzog Boleslaw von Böhmen, ein Fürst, von dem es heißt, er habe die Härte des Stahls mehr geliebt, als den Glanz des Goldes, und sein Schwager Mieczislaw von Polen versprachen der Verschwörung ihren Beistand. Der verschmitzte Bischof hatte die Fäden des Anschlags klug geschürzt und versteckt, aber doch erhielt der Kaiser bald von Allem sichere Kunde. Heinrich und Abraham wurden vor das Gericht der Fürsten beschieden; sie erschienen, wurden verhaftet und der Herzog nach Ingelheim, der Bischof nach Korvei in sichern Gewahrsam gebracht. Heinrichs Mutter Judith, die um die Verschwörung gewußt hatte, zog sich in das Marienkloster zu Regensburg zurück. 974.

Gern hätte der Kaiser sogleich zu gebührender Vergeltung den treulosen Böhmen- und Polenfürsten mit Kriegsmacht überzogen, aber schon sah er sich selbst an den Nordgrenzen seines Reichs angegriffen und mußte gegen die Dänen, welche das Joch der deutschen Herrschaft abgeschüttelt hatten, in das Feld ziehen. Als der große Otto nicht mehr war, hatte König Harald sich mit Eifer und Sorgfalt zum Kriege gegen die Sachsen gerüstet; nicht allein alle streitbaren Männer seines Landes hatte er versammelt, sondern auch Jarl Hakon, der ihm seit geraumer Zeit zinspflichtig und zur Heeresfolge verpflichtet war, hatte ihm mit den Norwegern zuziehen müssen. An der Grenze gegen die Dänen war von den Sachsen ein großer befestigter Graben aufgeworfen, von dem man noch jetzt in dem Kograben Ueberreste entdeckt; durch die Schanzen am Graben führte nur ein Thor hindurch, das Wieglesdor genannt. Dagegen hatten die Dänen das Danewirk hergestellt und verstärkt; durch eine mächtige Verschanzung zwischen den beiden Meeresbuchten, in denen sich Eider und Schley münden, hatten sie ihr Land geschützt. Es war ein Wall, von Steinen, Holz und Erde aufgeführt, in dem alle hundert Schritte ein Thor gelassen und durch einen festen Thurm vertheidigt war; ein breiter und tiefer Graben sicherte überdies den riesigen Wall. Schon hatten die Dänen das Wieglesdor erbrochen, den deutschen Grenzwall genommen und durchzogen verheerend und plündernd das Land jenseits der Elbe, als Kaiser Otto im Herbste 974 die Sachsen, Franken, Friesen und Wenden zur Heeresfolge aufbot und an die Dänengrenze zog. Die Feinde wichen zurück, und durch die Klugheit des Sachsenherzogs Bernhard und des Grafen Heinrich von Stade wurde alsbald der deutsche Grenzwall wiedergewonnen. Sofort ging man dann auf das Danewirk los, das aber Jarl Hakon und die Norweger tapfer vertheidigten. Von den Thaten derselben sang Einar, ein Is-

974. länder, Jarl Hakons Kriegsmann und Skalde, in seinem Gedichte, Vellekla genannt: „Als mit der Friesen, Wenden und Franken Schaar „der Schlachtsieger vom Süden her fuhr, begrüßte den Krieg der Meer„rappenreiter.*) Klingenschall ward, wo des Thridiflammenspieles**) „Genossen die Schildränder zusammenstießen, denn der Adleräzer „war der Widerpart. Der Sundmähren Sturmeifer gerieth da den „Sachsen zur Flucht, als so der Fürst mit den Kriegsleuten die Ver„schanzung den Ausländern wehrte." Als der Kaiser sich zurückzog, verließ Jarl Hakon das Danewirk; er schiffte sein Heer ein und kehrte nach Norwegen zurück. Aber der Krieg war nicht beendet und nahm bald eine andere Wendung. Kaiser Otto gewann den Eingang in Jütland, und Harald mußte sich abermals dem Sachsen unterwerfen. Um so tiefer wurde der Däne gedemüthigt, als sich Jarl Hakon seitdem seiner Obmacht entzog und ihm keinen Tribut mehr entrichtete. Der Kaiser verließ die Nordgrenzen seines Reichs erst, nachdem er hier eine feste Burg begründet hatte, für die er eine Besatzung zurückließ.

Dieses Feindes entledigt, gedachte der Kaiser den Böhmen- und Polenherzog für ihren Treubruch zu züchtigen. Mit Heeresmacht zog 975. er im Jahre 975 nach Böhmen hinein und verwüstete weit und breit das Land, doch es gelang ihm nicht Boleslaw zur Unterwerfung zu bringen. Der Kaiser kehrte ohne seinen Zweck erreicht zu haben zurück, und bald wurde seine Herrschaft durch innere Kriege und Kämpfe so gefährdet, daß er nicht daran denken konnte, seine deutschen Länder zu verlassen.

Reginar und Lambert hatten in Frankreich neue Streitkräfte gewonnen, selbst viele angesehene Männer im Nachbarlande, denen es daheim zu enge wurde, schlossen sich ihnen an, vornehmlich der junge Karl, König Lothars Bruder, den manche Widerwärtigkeiten am Hofe des Bruders nicht weilen ließen. So brachen Reginar und Lambert 976. in der Charwoche des Jahrs 976 in den Hennegau ein und gingen auf Mons los. Die Grafen Godfried vom Ardennerland und Arnulf von Valenciennes zogen ihnen entgegen, und es kam zu einem blutigen Treffen, in dem die Brüder besiegt wurden und das Land wieder verließen. Aber den inneren Fehden war damit kein Ziel gesetzt, denn zu derselben Zeit war auch Herzog Heinrich aus Ingelheim — wir wissen nicht, wie — entkommen, war nach Baiern geeilt und hatte

*) Die Meerrappen sind die Schiffe, ihr Reiter Jarl Hakon.
**) Die Thridiflamme d. h. Odins Flamme ist das Schwerdt.

hier offen die Fahne der Empörung erhoben. Der Bürgerkrieg mit allen seinen Schrecken durchtobte Baiern, die Kaiserlichen und Heinrichs Anhänger standen sich überall entgegen, an der Donau und an der Isar wurde gekämpft, die Umgegend Passaus schrecklich verwüstet; die wehrlosen Leute verließen das Land. Und zugleich standen auch die Feinde des Kaisers in Schwaben gegen Herzog Otto schon in den Waffen. Hier galt kein Zaudern mehr; im Sommer des Jahrs rückte der Kaiser daher mit einem Heere von Franken aus in Baiern ein und ging sogleich auf Regensburg, die Hauptstadt des Landes, los, die sich alsbald ihm ergab. Wunderbar wirkte des Kaisers Erscheinen; die Bischöfe des Landes und der größte Theil des Adels eilten ihm zu, und der Herzog Heinrich, jedes Beistandes entblößt, wandte sich landesflüchtig nach Böhmen.

976.

Zu Regensburg hielt der Kaiser ein strenges Gericht. Heinrich wurde seiner herzoglichen Würde jetzt entkleidet, über ihn und achtundzwanzig seiner Anhänger Bann und Acht ausgesprochen, ihr Hab' und Gut ihnen entzogen. Askuin von Kärnthen, ein Gefährte Heinrichs, wurde zum Tode verurtheilt und wohl mag noch über manche Andere blutige Strafe verhängt sein. Das erledigte Herzogthum Baiern gab der Kaiser seinem Freunde Otto, der so gegen Sitte und Herkommen die herzoglichen Fahnen von Schwaben und Baiern in seiner Hand vereinigte und die Stellung jetzt im obern Deutschland gewann, in der sich noch vorher die Arnulfinger so stolz gebrüstet hatten. Doch blieb das baiersche Herzogthum nicht in seiner alten Größe und Bedeutung bestehen. Auf Kosten desselben gewannen die Marken eine freiere und selbstständigere Stellung, und neben Herzog Otto wurden noch andere Männer im Lande zu Macht und Ehre erhoben, die entweder dem Kaiser treue Dienste geleistet hatten oder deren Geneigtheit er sich gewinnen wollte. Vor Allem wurden die Babenbergischen Brüder ausgezeichnet: der Graf Berchthold erhielt am Böhmerwalde eine neugebildete Markgrafschaft, welche das Reich gegen die Angriffe der Böhmen schützen sollte und die man die Mark auf dem Nordgau genannt hat; sein Bruder Liutpold gewann in der Ostmark eine befestigtere Stellung, bei der jetzt erst diese Mark zu rechter Entwickelung gedieh. Endlich wurde die Kärnthner Mark und die Mark Verona ganz von dem Herzogthum Baiern getrennt und daraus ein neues Herzogthum Kärnthen gebildet, das der Kaiser einem Verwandten des baierschen Hauses, Heinrich dem Jüngeren, übertrug. Dieser Heinrich war ein Sohn jenes Berchthold, der einst seinem Bruder Arnulf im Herzogthum Baiern gefolgt war und sich mit Biletrud,

976. einer Enkelin König Heinrichs, vermählt hatte. Nach dem Tode ihres Gemahls hatte Viletrud mit ihrem Sohne Heinrich lange in Abgeschiedenheit vom Hofe und sogar in Dürftigkeit gelebt, denn sogar ihr Wittwengut war ihr genommen worden, wahrscheinlich weil sie an den Bewegungen, die Arnulfs Söhne gegen Heinrich, den Bruder Ottos des Großen, erregt hatten, sich betheiligt hatte. Jetzt schien der Augenblick gekommen, wo sich der neue Herrscher dieser Familie, die einst dem ersten Heinrich in Baiern hatte weichen müssen, gegen den aufständigen Sohn desselben bedienen konnte. Viletrud, ohnehin dem Kaiser verwandt, erhielt ihr Wittwengut zurück, und ihr Sohn empfing das neugebildete Herzogthum. Auch die Bischöfe in Baiern wurden reichlich in Gnaden vom Kaiser bedacht, besonders Salzburg und Passau, die viel in dem inneren Kriege erduldet hatten. Durch dies Alles erhielt das Herzogthum eine neue Gestalt; die bevorzugte Stellung, die es bisher vor den anderen Herzogthümern gehabt hatte, ging verloren und hat es nie wieder dauernd gewonnen.

Undenkbar ist es, daß Adelheid, die Mutter des Kaisers, die Absichten Heinrichs gefördert habe, aber wohl sehr erklärlich, daß der traurige Ausgang der Empörung sie mit bitterem Unmuth erfüllte. Alle die Personen, die unter ihrem Schutz einst im oberen Deutschland zu Ansehn und Ehren gelangt waren, sah sie jetzt aus der Macht verdrängt und Niemand höher erhoben, als den Sohn jenes Liudolf, der einst gegen sie als seine Stiefmutter die Waffen ergriffen hatte. Ihr Einfluß schien dadurch völlig gebrochen und bald mußte sie fühlen, daß auch über das Herz ihres Sohnes sie nicht mehr die alte Macht übte. Sie wandte sich seitdem mehr als bisher den Dingen der Welt ab und lebte hauptsächlich in religiösen Uebungen und Werken; sie mied absichtlich den Hof und verließ endlich sogar das Reich, indem sie nach ihrem Heimathland Burgund zurückkehrte.

Die Entfremdung, die zwischen Mutter und Sohn eintrat, machte sich in allen Verhältnissen der Regierung bald fühlbar; sie wandte die Herzen Vieler im Lande vom Kaiser ab und drohte vornehmlich auch den bisherigen Frieden mit dem Reiche im Westen zu lösen. König Lothar von Frankreich war mit Emma, Adelheids Tochter aus erster Ehe, vermählt. So lange er durch sie und Adelheid auf den Kaiser einen Einfluß üben konnte, war die abhängige Stellung, in die er von dem mächtigeren Ostreiche gerathen war, ihm minder drückend und empfindlich erschienen; sie wurde aber unerträglich, so-

bald dieser Einfluß sich minderte oder aufhörte. Ueberdies war Lothar ehrgeizig, er wollte wieder in Wahrheit ein König sein und nicht eine Scheinkrone tragen; keinen andern Weg aber sah er wieder zur Macht zu gelangen, als ein glückliches Unternehmen gegen den Kaiser. Der rechte Zeitpunkt schien gekommen, um so mehr, als gerade der alte Hader zwischen dem karolingischen und capetingischen Hause einmal schlummerte, und die Söhne Hugos des Großen ihrem Vetter zu einem solchen Unternehmen die Hand zu bieten geneigt waren. Schon unterstützte man kaum verhohlen die Unternehmungen Reginars und Lamberts, die wieder in Lothringen erschienen, und Größeres bereitete man vor. 976.

Sobald der Kaiser Baiern beruhigt sah, ging er daher nach Lothringen, und so gefahrvoll erschien ihm die Lage der Dinge, daß er zu der gefährlichen Nachgiebigkeit sich herbeiließ, die Störer des Landfriedens nicht allein zu schonen, sondern sogar zu belohnen, um sie durch Wohlthaten für sich zu gewinnen. Reginar und Lambert erhielten ihr väterliches Erbe zurück; Karl, der Bruder König Lothars, wurde mit dem erledigten Herzogthum von Nieder-Lothringen belehnt. Ein Karolinger wurde der Dienstmann des Sachsen, indem er sich anheischig machte, das deutsche Reich vor den Angriffen seines eigenen Bruders zu schützen. Der Herzog Friedrich von Ober-Lothringen, dessen Gemahlin dem capetingischen Hause angehörte, erhielt zugleich große Gunstbezeugungen vom Kaiser, damit er in der Treue nicht erkalte. So meinte Otto die Westgrenzen seines Reichs gegen Lothar gesichert zu haben.

Im Sommer 977 griff Otto dann zum zweiten Male Böhmen an; er selbst drang von den thüringischen Marken aus in das Land ein, während Herzog Otto das Aufgebot von Baiern und Schwaben durch den Böhmerwald nach Pilsen führen und sich mit ihm vereinigen sollte. Siegreich zog der Kaiser tief in des Feindes Land hinein, aber eine Niederlage, die Herzog Otto bei Pilsen erlitt, und Krankheiten, die in seinem eigenen Heere ausbrachen, ließen ihn seines Sieges nicht froh werden. Ein Waffenstillstand wurde geschlossen; in Folge desselben hielten der Kaiser und Boleslaw eine Zusammenkunft, und der Böhmenherzog gelobte hier, sich fortan wieder als getreuer Lehnsmann dem Kaiser zu fügen, wenn dieser ihm verzeihen wolle; ja er versprach, zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit sich in Person am Hofe des Kaisers zu stellen. Der Kaiser begnügte sich um so eher hiermit, als inzwischen in Baiern abermals eine arge 977.

977. Verrätherei an das Licht getreten war. Eilends verließ er Böhmen mit seinem Heere, das er über den Böhmerwald nach Cham führte.

Wie sehr der Kaiser auch Heinrich den Jüngeren von Kärnthen und seine Mutter bei den letzten Anordnungen in Baiern begünstigt hatte, dennoch zeigte sich bei ihnen das Familieninteresse weit mächtiger, als die Dankbarkeit. Sie verbanden sich, um ihren geächteten Vetter Heinrich zu rächen, mit dem Bischof Heinrich von Augsburg, den wir als einen Verwandten des baierschen Herzogshauses bereits erwähnt haben, alsbald gegen den Kaiser. Ihr Plan war sich Baierns zu bemächtigen, sobald Herzog Otto nach Böhmen abgezogen sei, und dieser Plan gelang für den Augenblick vollständig. Bischof Heinrich besetzte Neuburg an der Donau, Herzog Heinrich der Jüngere Passau, und hierhin warf sich alsbald auch der geächtete Heinrich, der mit böhmischen Hülfsvölkern wieder im Reiche erschien. Kaum aber vernahm Herzog Otto, was in seinem Lande geschehen war, als er Böhmen wieder verließ, nach Baiern zurückkehrte und Passau zu belagern anfing. Und schon rückte auch der Kaiser selbst, nachdem er mit Boleslaw sich versöhnt, gegen Passau an. Um diese Stadt entbrannte nun der Kampf der Ottonen und der Heinriche. Es gelang endlich dem Kaiser eine Schiffbrücke zu schlagen und von den Städtern selbst unterstützt, die Stadt zu bezwingen, die fast ganz zerstört wurde, damit die Empörer hier nicht noch einmal eine Zuflucht fänden. Bald darauf sahen die Heinriche, die sich von Boleslaw jetzt verlassen fanden, auch die Unmöglichkeit weiteren Widerstands ein und ergaben sich dem Kaiser, der ihre Bestrafung dem

978. Gericht der Fürsten anheimstellte. Gegen Ostern des folgenden Jahrs wurde dies Gericht dann zu Magdeburg gehalten: Heinrich „der Zänker" wurde zur Verweisung aus Baiern abermals verurtheilt und unter die Obhut des Bischofs Folkmar von Utrecht gestellt; Heinrich von Kärnthen mußte, seines Herzogthums beraubt, ebenfalls aus dem Lande weichen; Landesverweisung traf ferner den Grafen Ekbert, der in die Verschwörung verwickelt gewesen war, und den Bischof Heinrich von Augsburg, der unter die Aufsicht des Abtes von Werden gestellt wurde, doch schon nach drei Monaten wieder in sein Bisthum zurückkehrte. Das neue Herzogthum Kärnthen und die Mark Verona gingen auf den fränkischen Grafen Otto im Wormsfeld über, einen Vetter des Kaisers, den Sohn jenes Konrad, der einst mit Liudolf gegen Heinrich und Adelheid gekämpft hatte. Wie früher schon Liudolfs Geschlecht, so kam jetzt auch Konrads Nachkommenschaft wieder zu Ehren. Das reiche Alode der Arnulfinger wurde wohl jetzt erst

ganz eingezogen; deshalb konnte sich der Kaiser in der nächsten Zeit 978. so freigebig gegen seine treuen Anhänger im Lande beweisen. Die reichsten Gaben erhielten die Bischöfe und Kirchen im Lande. Denn er hoffte, wie er selbst aussprach, es werde ihm hier und jenseits zu besonderem Verdienste gereichen, wenn er die Güter der Ruchlosen, die sich Gott und ihm widersetzt hätten, der Kirche schenke; wenigstens werde er dann durch die Fürbitte der Heiligen der ewigen Ruhe jenseits theilhaftig werden, da die kaiserliche Majestät zeitlichen Frieden vor diesen Uebelthätern doch nicht erlangen könne. Bald danach, als Otto das Osterfest zu Quedlinburg feierte, erschien auch Herzog Boleslaw seinem Versprechen getreu am Hofe, wo er eine ehrenvolle Aufnahme fand und mit großen Geschenken geehrt dann heimkehrte.

Schien der Kaiser auch von dieser Seite jetzt gesichert zu sein, so bedrohte ihn doch schon von einer andern eine größere Gefahr, als er selbst ahnte. König Lothar hatte Alles im Stillen zu einem Kriegszuge gegen ihn vorbereitet und mit den immer noch unruhigen Brüdern Reginar und Lambert seine alten Verbindungen erneuert; durch einen verwegenen Handstreich gedachte er Otto zu demüthigen und sein verlorenes Ansehen wieder zu gewinnen. Als sich der Kaiser sorglos mit seiner Gemahlin am Johannisfest des Jahres 978 zu Achen aufhielt, brach Lothar plötzlich ohne Kriegsankündigung wider Sitte und Herkommen in Lothringen ein, ging in Eilmärschen mit 30,000 Mann — einem größeren Heere, als seit langer Zeit ein König von Frankreich zusammengebracht hatte — auf Achen los und hoffte sich selbst der Person des Kaisers hier noch bemächtigen zu können. Fast wäre es ihm gelungen. Otto empfing Nachrichten vom Anrücken Lothars, aber hielt es zuerst für unmöglich; erst als er mit eigenen Augen die Vorhut seines Feindes sah, maß er der Sache Glauben bei und ergriff die Flucht; nur mit genauer Noth entkam er mit seiner Gemahlin nach Köln. Die Troßknechte Lothars verzehrten noch die Mahlzeit, die für den Kaiser zugerichtet war; das Gepäck und das Hausgeräth desselben fiel in die Hände des Feindes, der die alte Kaiserstadt der Plünderung preisgab und den Adler, der oben auf der Kaiserpfalz nach Osten gewendet stand, nach Westen richten ließ zum Zeichen, daß die Stadt fortan wieder dem Westreiche angehöre. Dennoch verließ bereits nach drei Tagen Lothar mit seinem Heere Achen und wandte seine Zeichen heimwärts. Da erreichte ihn, ehe er noch die Grenzen seines Reichs betreten hatte, ein Bote Ottos, der ihm meldete: List und Hinterhalt verabscheue der Kaiser, offen erkläre er ihm daher den Krieg, am 1. October werde er in Frankreich

978. einrücken und hoffe der Herrschaft Lothars für immer ein Ende zu machen.

Der Kaiser berief sofort die Herzöge, Grafen und Herren seines Reichs nach Dortmund. Als sie hier in der Mitte des Monats Juli sich versammelt hatten, eröffnete er ihnen die ihm angethane Schmach und wie seine Absicht sei, sie gebührend zu rächen. Alle sahen die Beleidigung des Kaisers an, als ob sie ihnen selbst widerfahren sei, alle schwuren wie aus einem Munde ihm Treue und Gehorsam bis zum letzten Hauche; sie thaten es, wie gemeldet wird, aus Liebe zu seinem großen Vater, der ihnen zu Macht und Ehre geholfen hatte. Und nun wurde ein Heer zusammengebracht, wie man es seit langer Zeit in Deutschland nicht gesehen hatte; man berechnete es auf **60,000** Mann, und etwa die Hälfte davon sollen schwergewappnete Ritter gewesen sein. Am **1.** October, wie er angekündigt hatte, rückte Otto mit diesem Heere in Frankreich ein, er fand hier Manche, die seine Ankunft freudig begrüßten, vor Allen that es Adalbero, Erzbischof von Reims, ein deutscher Mann, ein Bruder jenes Grafen Godfried vom Ardennerland, den wir als treuen Dienstmann des Kaisers schon haben kennen lernen. Ohne Widerstand zu finden drang Otto bis an die Seine, bis gegen Paris vor, das von Herzog Hugo vertheidigt wurde; König Lothar selbst hatte sich jenseits des Flusses nach Etampes zurückgezogen. An dem rechten Ufer der Seine um den Montmartre schlugen die Deutschen ihr Lager auf und belagerten die Stadt. Weit und breit schweiften ihre Heereshaufen umher, und nirgends wagte sich ihnen ein Feind zu zeigen. Paris aber wurde gut vertheidigt, und Otto konnte eine lange Belagerung nicht durchführen. Schon zeigten sich Krankheiten in seinem Heere, und der Einbruch der schlechten Jahreszeit mahnte zur Rückkehr. Bald nach der Mitte des Novembers verließ der Kaiser daher Paris, nachdem er noch zuvor ein wunderbares Siegesfest begangen hatte. Er ließ nehmlich seinem Vetter Hugo melden, er solle ein Te Deum hören, wie er es noch nie vernommen habe; dann ließ er auf dem Montmartre alle Geistlichen, die weit und breit aufzufinden waren, sich versammeln und ein Halleluja singen, daß es weithin in den Straßen von Paris wiederhallte. Nach diesem Te Deum trat er den Rückzug an. Jetzt erst gewann Lothar wieder Muth; er setzte über die Seine, folgte dem Kaiser im Rücken, überfiel an der Aisne den Nachtrab desselben und erbeutete in der That einen Theil des Gepäcks.

Wie dies zuging und was sich dabei ereignete, wird in der Chronik von Cambray ausführlich erzählt, und es lohnt der Mühe,

dabei zu verweilen. Als man an die Aisne gekommen war und sie 978. ungewöhnlich angeschwollen fand, rieth der Graf Godfried, das Heer schnell über den Fluß zu führen, da dieser leicht in Bälde noch höher wachsen könnte. Sein Rath wurde befolgt, und der Kaiser gelangte mit dem größten Theile des Heeres glücklich an das entgegengesetzte Ufer. Das Gepäck blieb jedoch, da die Nacht einbrach, meistentheils zurück; die Troßknechte und die Bedeckung des Gepäcks mußten sich daher, vom Hauptheere durch den Fluß getrennt, lagern. Am andern Morgen erschien unvermuthet Lothar und griff das Gepäck an; er fand hier keinen Widerstand, und Otto konnte, da in der That während der Nacht der Fluß gewaltig geschwollen war, den Seinen auf keine Weise zur Hülfe eilen. Mit Entsetzen sah er, was geschah; aber es gab kein Mittel dem Unglück zu steuern. Da sandte er auf einem Nachen Boten zum König und ließ ihm das Anerbieten machen, Lothar möge entweder sein Heer übersetzen — er wolle ihm Geißeln stellen, daß er das ungefährdet thun könne — und dann im offenen Kampfe sich mit ihm messen, oder er möge ihm Geißeln geben, dann wolle er mit seinem Heere über den Fluß zurückkehren und den Ausgang eines redlichen Kampfes erwarten; wem Gott den Sieg dann bescheiden würde, dem solle das Reich des Besiegten als Kampfespreis zufallen. Dies meldeten die Boten des Kaisers dem Könige im Angesichte seines Heeres, und kaum hatten sie ihre Rede vollendet, da brach der Graf Goisfried, ein Vasall Lothars, in die Worte aus: „Was sollen wir kämpfen, was sollen Viele von uns hier bluten? „Laßt die Könige selbst in den Kampf auf Leben und Tod gehen! „Wir wollen zuschauen und dem Sieger uns willig unterwerfen." Aber der Graf Godfried, einer der Boten des Kaisers, antwortete ihm: „Immer haben wir gehört, ihr schätztet euren König gering, „aber wir haben es nicht geglaubt; jetzt gesteht ihr es selbst, und wir „können nicht mehr daran zweifeln. Aber wisset, nimmer wird unser „Kaiser kämpfen, während wir ruhig die Hände in den Schoß legen, „nimmer er in der Gefahr des Kampfes stehen, während wir von „sicherem Orte aus ruhig zuschauen. Ginge er aber mit eurem Kö„nige in einen Zweikampf, so würde er, dessen sind wir gewiß, als „Sieger fürwahr ihn bestehen." Das war eine ehrenhafte deutsche Antwort auf das Wort des Franzosen!

Die Schlacht unterblieb, und der Kaiser setzte ungehindert seinen Rückzug fort. Am 1. December war Otto wieder in den Grenzen seines Reichs und entließ sein Heer. Ein kleiner Krieg dauerte noch längere Zeit an den Marken beider Reiche fort, doch hatte Lothar um

978. so weniger Neigung zu einem ernstlichen Unternehmen, als der Zwist mit den Söhnen Hugos des Großen bereits von Neuem auszubrechen drohte. Otto überließ die Vertheidigung Lothringens, das die ruhelosen Brüder Reginar und Lambert wieder hatten verlassen müssen, jetzt getrost dem Herzog Karl und den Grafen des Landes; er
979. selbst wandte sich im Jahre 979 gegen den letzten Gegner, mit dem er noch nicht seine Kräfte gemessen hatte, den Polenherzog Miecziſlaw. Mit einem Heere überschritt er die Ostgrenzen seines Reichs, drang in Polen ein und nöthigte den Polen sich zum Ziele zu legen. Miecziſlaw vermählte sich bald danach, da Dubrawka, die Schwester des Böhmenherzogs Boleslaw, gestorben war, mit Oda, einer Tochter des Markgrafen Dietrich, des mächtigsten Mannes damals in den wendischen Marken. Obwohl Oda bereits den Schleier im Kloster Kalbe genommen hatte, löste man doch ihr heiliges Gelübde und verband sie dem Polen, den man durch sie enger an den Glauben der Christen und an das Interesse des Reichs zu fesseln glaubte.

Inzwischen war Lothar mehr und mehr mit seinen mächtigen Vettern zerfallen und wünschte Nichts sehnlicher, als seinen Frieden mit dem Kaiser zu machen; gelänge ihm dies nicht, so würden, besorgte er, vielleicht jene bald an dem Kaiser einen ihm furchtbaren Verbündeten gewinnen. Er bat deshalb im Geheimen um Verzeihung für alles Geschehene, versprach das Beste für die Zukunft und wünschte eine Unterredung mit dem Kaiser. An den Grenzen
980. ihrer Reiche, am Chiers, kamen im Sommer 980 die beiden Herrscher zusammen; Lothar entsagte noch einmal feierlich seinen Ansprüchen auf Lothringen und empfahl seinen kleinen Sohn Ludwig, der ihn begleitete, dem Schutze des Kaisers. Auch von dieser Seite hatte der Kaiser nichts Uebles mehr zu erwarten, obwohl Herzog Hugo von Franzien und seine Brüder mit Unwillen den Abschluß des Friedens vernahmen.

In langen und gefahrvollen Kämpfen hatte der junge Kaiser nicht nur jeden Widerstand im Innern des Reichs niedergeworfen und die Ansprüche der Karolinger auf die Erbschaft ihrer Väter noch einmal energisch zurückgewiesen, sondern auch die Oberhoheit der Deutschen über die Dänen, Polen und Böhmen behauptet. Immer mehr schien sich diese im Norden und Osten zu befestigen, besonders durch den Einfluß der Mission, die in unaufhörlichen Fortschritten begriffen war. Das Erzbisthum Magdeburg hatte seine schönste und glänzendste Zeit; seine Suffragane wirkten ungehemmt in den wendischen Marken und weit über diese hinaus in den polnischen Gegen-

den für die Ausbreitung der christlichen Kirche und der deutschen 980. Herrschaft. Hamburgs Mission erstreckte sich über das ganze dänische Reich, und schon wurde auf der Insel Fünen — wir wissen nicht in welchem Jahre — ein neues Bisthum zu Odense begründet. Mainz, obwohl durch die Einrichtung des Magdeburger Erzstifts beschränkt, gewann doch nach einer andern Seite einen erheblichen Zuwachs seiner Provinz. Unter dem Einfluß des Kaisers war gleich im Anfange seiner Regierung für Böhmen in Prag ein besonderes Bisthum errichtet und etwa gleichzeitig ein anderes für Mähren, welches Land der Böhmenherzog Boleslaw den Ungern entrissen hatte; die beiden neuen Bisthümer wurden unter Mainz gestellt, während Böhmen bis dahin zu dem Missionssprengel von Regensburg und somit zur Salzburger Kirchenprovinz gehört hatte. Schon hatte man sogar nicht unbelohnte Versuche gemacht, das Christenthum unter dem wilden Volke der Ungern zu verbreiten, und das Passauer Bisthum gründete auf dieselben von Neuem die Hoffnung, sich zu gleicher Stellung mit Salzburg erheben zu können. Die Ungern, nach der Schlacht auf dem Lechfelde zugleich von Böhmen und der Ostmark aus angegriffen und aus Gegenden verdrängt, die sie schon als gesicherte Eroberungen ansahen, hatten bereits in den letzten Jahren des großen Kaisers mit den Deutschen freundschaftliche Verbindungen angeknüpft, die sofort benutzt wurden, um das Christenthum unter dem heidnischen Volke zu verbreiten und dadurch auch der deutschen Herrschaft vorzuarbeiten. Der Schwabe Wolfgang, ein Freund des Erzbischofs Brun, wird als der Erste genannt, der als Missionar unter den Ungern im Jahre 972 erschien, aber der Bischof Piligrim von Passau wußte den eifrigen Mann aus dieser Wirksamkeit zu entfernen, indem er dessen Beförderung zum Bisthum Regensburg betrieb. Seitdem griff Piligrim selbst die Mission in Ungern mit der größten Begeisterung an und meldete eilfertig nach Rom, ungefähr fünftausend vornehme Ungern beiderlei Geschlechts seien im katholischen Glauben unterrichtet und getauft, fast die ganze ungarische Nation finde er bereit das Christenthum anzunehmen und auch die unter ihr wohnenden Slawen zur Bekehrung geneigt. Hierauf gründete Piligrim den Anspruch, daß ihm das Pallium ertheilt, seine Kirche in die Rechte, die einst angeblich die alte Metropole Lorch besessen hatte, wieder eingesetzt und ihr Bisthümer in den von den Ungern beherrschten Ländern untergeordnet würden. Offenbar hatte Piligrim die Erfolge, die er erzielt hatte, im hohen Maße übertrieben, aber er scheint dennoch seinen Zweck in Rom erreicht zu haben; weniger glücklich war er bei

980. dem jungen Kaiser, obwohl er sich um denselben während des innern Kriegs in Baiern die größten Verdienste erwarb. Die Rücksicht auf Salzburg, das damals bereits Böhmen verloren hatte, mochte Otto zunächst hindern auf Pilgrims Absichten einzugehen, aber nur allzubald zeigte sich auch, daß die Stunde noch nicht geschlagen hätte, wo Ungern mit Erfolg christianisirt werden könnte. Während der inneren Kriege in Baiern wurde es an der ungerischen Grenze abermals unruhig, und Markgraf Liutpold mußte gegen die räuberischen Nachbarn wiederholentlich sein Schwerdt ziehen. In diesen Kämpfen gingen zwar die Anfänge der ungerschen Mission wieder unter; aber das Gebiet des Reichs wurde dennoch nach Osten dauernd erweitert. Das Land unter der Enns bis zum Wienerwalde wurde eingenommen, und diese Gegenden dadurch, daß man in ihnen Grenzburgen anlegte und baierische Kriegsleute ansiedelte, für die Folge behauptet; ganz in derselben Weise, wie in den Ostmarken Sachsens, wurde auch die baierische Ostmark dem Reiche gesichert.

Mit Recht konnte der junge Kaiser im Jahre 980 sagen, unter Gottes Beistand habe er das Kaiserreich seines Vaters nicht nur erhalten und befestigt, so daß es noch in seinem früheren Glanze blühe, sondern er habe seine Macht auch bereits über die Grenzen der väterlichen Herrschaft erweitert. Man sah es als ein glückbringendes Zeichen für die Zukunft des Reichs an, daß damals nach langem Harren Theophano den ersten Sohn ihrem Gemahl gebar. Dieses Knäblein, die Hoffnung so vieler Völker und weiter Reiche, erhielt den Namen Otto, dem schon Großvater und Vater einen so helltönenden Klang verliehen hatten. Juli.

10.

Die Kämpfe Ottos II. mit den Griechen und Arabern; des Kaisers Niederlage und Tod.

Die letzten Ereignisse, namentlich der immerdar denkwürdige Zug gegen Paris, der die Sachsen bis vor die Hauptstadt Chlodovechs, den Mittelpunkt einst der fränkischen Macht, geführt hatte, hoben das

Ansehn des jungen Kaisers höher und höher. Wenn vorher nicht 980. selten über sein bald allzu hitziges, bald zu nachgiebiges Auftreten, über den ungemessenen Einfluß der Griechin, das übermüthige Auftreten eines neuen, jungen Geschlechts, das den Rath der Alten zu verschmähen schien, der Unmuth laut geworden war, so verstummte jetzt die Unzufriedenheit mehr und mehr, da man zu erkennen glaubte, daß der Geist seines großen Vaters in dem Sohne fortlebe, daß der junge Fürst mannhafter Entschlüsse fähig und von der Vorsehung zu großen Dingen bestimmt sei.

Und in der That erfüllte die Seele des jungen Kaisers der edelste Ehrgeiz und ein heldenkühner Muth. Er lebte ganz in dem Gedanken das Werk seines Vaters würdig fortzusetzen und das Kaiserthum in Wahrheit zu der Machthöhe zu erheben, die es seiner Idee nach beanspruchen mußte. Schon war er fest entschlossen, vor Allem die letzten Absichten seines Vaters zu verwirklichen und Italien ganz seiner Herrschaft zu unterwerfen, zugleich aber die Länder jenseits der Alpen mit seinen deutschen Ländern zu einem Reiche zu verbinden und so ein Kaiserreich gleich dem Karls des Großen anzubahnen.

Kaum war die Ruhe in Deutschland gesichert, so verließ Otto die heimischen Gegenden, die er leider! nie wiedersehen sollte. Von seiner Gemahlin, seinem kleinen Sohne, seiner Schwester Mathilde und seinem Freunde Otto begleitet, überstieg er im November 980 die Alpen; es folgte ihm eine zahlreiche junge Ritterschaft, die nach Thaten dürstete, ihrer Väter werth. Als Otto den Boden Italiens betrat, war es für ihn eine Nothwendigkeit sich mit seiner Mutter zu versöhnen, in der Viele noch immer die eigentliche Herrin und Königin des Landes sahen; um so mehr, als selbst Otto der Große in der letzten Zeit Adelheid auf die Geschäfte des italischen Reichs einen besonderen Einfluß eingeräumt hatte. Die ersten Schritte zur Versöhnung mit der Mutter hatte der Kaiser bereits vor seiner Ankunft in Italien gethan, und Adelheid hatte auf den Rath des Abts Majolus von Cluny seinen Bitten Gehör geschenkt. Als Otto nun im Anfange des December zu Pavia Hof hielt, stellte sich Adelheid mit ihrem Bruder, König Konrad von Burgund, wieder am Hofe ihres Sohnes ein; in herzlicher Umarmung und unter heißen Thränen vergaßen Mutter und Sohn, was sie geschieden hatte, und bald gewann Adelheid ihre frühere einflußreiche Stellung am Hofe wieder.

Das Weihnachtsfest feierte Otto zu Ravenna, wo er sich längere Zeit aufhielt. In der Nähe übersah er hier den Zustand Italiens,

980. unmittelbar traten ihm die Verhältnisse vor Augen, in die er mit starker Hand jetzt einzugreifen beabsichtigte.

In der Lombardei und im mittlern Italien hatte sich seit dem Tode Ottos des Großen wenig verändert. Das gewichtige und durchgreifende Verfahren des mächtigen Herrschers hatte einen solchen Eindruck gemacht, daß man trotz der inneren Bewegungen in Deutschland nicht von fern an einen Abfall von dem nordischen Herrn dachte, ja es bildete sich sogar in dem freien Gebiet von Venedig damals eine Partei immer stärker und entschiedener aus, welche die bereits so wichtige Seestadt dem deutschen Reiche zu verbinden gedachte. Dennoch waren auch der widerstrebenden Elemente im Lande noch manche, besonders zu Rom, der Kaiserstadt, selbst. Hier waren bald nach dem Tode Ottos I. wiederum Unruhen ausgebrochen; ein Theil des römischen Adels hatte sich unter Leitung des Herzogs Crescentius, eines Sohns der Theodora von Papst Johann X., gegen den von Otto eingesetzten Papst Benedict VI. aufgelehnt, ihn in der Engelsburg gefangen gehalten und endlich dort erdrosseln lassen. Noch bei Lebzeiten Benedicts hatten diese Aufständigen einen Römer, den Cardinaldiakon Bonifaz, auf den Stuhl Petri erhoben, der aber alsbald von einer Gegenpartei verdrängt wurde und sich nach Constantinopel flüchtete. Die nun herrschende Partei hatte mit Einwilligung des jungen Kaisers gegen Ende des Jahres 974 einen Verwandten Alberichs und Johanns XII., der bisher Bischof von Sutri gewesen war, als Benedict VII. zum Papste geweiht, und trotz manchen Anfechtungen hatte sich dieser Papst bis zum Jahre 980 behauptet, wo er seinen Widersachern das Feld räumen mußte und sich nach Ravenna unter den Schutz des Kaisers begab.

Wie jener flüchtige Bonifaz seinen Blick nach Constantinopel richtete, so auch viele Andere in Italien, die das Anwachsen der deutschen Macht voll Mismuth sahen, vor Allem in den Landschaften und den Städten des Südens, die durch innere Parteiungen eben so sehr litten, wie sie durch zahlreiche kriegerische Ueberfälle arg heimgesucht wurden. Denn noch war der Besitz dieser Gegenden zwischen dem Ost- und Westreiche streitig, deren Grenzen sich hier berührten, während sie zugleich unaufhörlich von den Arabern bedroht waren, die nur die schmale Meerenge vom Festlande trennte. Hier standen die drei Weltmächte sich gleichsam wie auf der Wacht gegenüber; jede lange vergebens den günstigen Augenblick zu großen Erfolgen erspähend und dann ihn doch oft auch wieder versäumend. Ein glänzender Sieg, ein vernichtender Schlag, hier auf die Gegner ge-

führt, mußte, welcher Macht er auch glücken sollte, für die Zukunft Italiens, für das Geschick der Welt von den gewaltigsten Folgen sein. 980.

Ganz Apulien und Calabrien waren noch unmittelbar dem griechischen Kaiser unterthan; der langobardische Fürst von Salerno, der ein weites Gebiet beherrschte, erkannte dessen Hoheit an; Neapel und das seemächtige Amalfi empfingen von Constantinopel ihre Beamten. Die Macht des Kaisers in Italien war keinesweges geringfügig; und so wenig war man zu Constantinopel gewillt auch nur einen Fußbreit Landes hier aufzugeben, daß man vielmehr wegen der italienischen Besitzungen stets von Neuem die eingeschlagene Politik änderte. Es ist erzählt worden, wie Constantinopel mit Moezz, dem Chalifen der Fatimiden, einst ein Bündniß schloß, um die italienischen Besitzungen gegen Otto den Großen vertheidigen zu können; wie es dann sich aber mit dem mächtigen Sachsenfürsten verständigte und dessen Sohn eine Kaisertochter zur Ehe gab; schnell wie das erste Bündniß lockerte sich auch das zweite, da beide nur von der Noth des Augenblicks eingegeben waren, und kaum hatte der alte Kaiser Italien verlassen, so entbrannte in Unter-Italien schon der Kampf zwischen der deutschen und griechischen Partei von Neuem.

An der Spitze der deutschen Partei stand noch immer Pandulf der Eisenkopf, dem Otto der Große zu den ererbten Fürstenthümern von Capua und Benevent das Herzogthum Spoleto und die Mark von Camerino als Lehen des italischen Königreichs gegeben hatte. Schon im Jahre 973 hatte Pandulf einen Versuch gemacht, den schwankenden Gisulf von Salerno mit Gewalt von den Griechen zu trennen; mit einem Heere rückte er vor Salerno, aber er fand die Stadt gut vertheidigt und mußte unverrichteter Sache heimkehren. Das Glück zeigte ihm indessen wenig später einen andern Weg, der zu demselben Ziele führte. Zu Salerno lebte damals ein Prätendent auf Pandulfs Herrschaft, Landulf mit Namen, Atenulfs Sohn. Nach manchen Irrfahrten in der Verbannung hatte Landulf bei Gisulf freundliche Aufnahme gefunden; aber sein ehrgeiziger Sinn ließ ihn auch hier nicht ruhen, er dachte vielmehr auf Mittel und Wege Gisulf zu entthronen, um dann mit den Hülfskräften von Salerno Pandulf anzugreifen. Die unsichere Haltung Gisulfs hatte schon längst die griechische Partei in Salerno mit Mistrauen erfüllt; mit ihrer Hülfe, zugleich unterstützt von Neapel und Amalfi, gelang es Landulf, Gisulfs Macht in Salerno zu stürzen und ihn selbst mit seiner Gemahlin nach Amalfi in sichern Gewahrsam zu bringen. Sofort erschien Pandulf, bereits in seiner eigenen Stellung bedroht, als Gisulfs

980. Rächer und Retter. Am 4. Juni 974 eroberte er Salerno und gab die Herrschaft Gisulf zurück, der aber Pandulfs zweiten Sohn, der des Vaters Namen trug, adoptirte und zum Mitregenten annahm. Seitdem erkannte auch Salerno die Hoheit des deutschen Kaisers an; Landulf aber flüchtete sich nach Constantinopel, wo er die Hülfe des Tzimisces in Anspruch nahm.

Ein so kriegsmuthiger Fürst, wie Tzimisces war, würde den Aufforderungen Landulfs und des von Rom vertriebenen Bonifaz sich kaum entzogen haben, hätte es ihn nicht mit unwiderstehlicher Gewalt nach einer andern Seite getrieben. Sobald die von den Russen Constantinopel drohende Gefahr überwunden war — Zar Swiätoslaw war geschlagen und zum Frieden genöthigt worden und hatte bald darauf durch die Petschenegen seinen Tod gefunden — sobald auch Bulgarien wieder dem Reiche unterworfen war, warf sich Tzimisces mit allem Feuer seiner thatendürstenden Seele in den Krieg gegen die Macht der Hamadaniden, um die Eroberungen des Nicephorus in Syrien zu verfolgen. Aleppo, die Hauptstadt der Hamadaniden, wurde erobert, die Macht dieses Geschlechts vernichtet, Hierapolis, Apamea und Emesa fielen in die Hände der Griechen; Tzimisces lagerte in den paradiesischen Gefilden von Damascus; ganz Syrien gehorchte bald seinem Gebote bis auf das uralte Tripolis, das in uneinnehmbarer Lage seiner Heere spottete. Und schon schickte Tzimisces sich an, auch die Länder, die dem Chalifen noch unmittelbar unterworfen waren, anzugreifen. Nach undenklicher Zeit ging wieder ein Kriegsheer, das sich ein römisches nannte, über den Euphrat; die altberühmten Städte Samosata, Edessa und Nisibis kamen noch einmal an das römische Reich; rathlos zitterte der Chalif zu Bagdad vor dem so nahen gewaltigen Sieger. Doch der Mangel, den das Heer in den wüsten Gegenden Mesopotamiens litt, nöthigte endlich doch Tzimisces zur Rückkehr. Mit Ruhm gekrönt zog er im glänzendsten Triumph in Constantinopel ein; aber bald darauf ereilte ihn, den sieggekrönten Herrscher, den Retter des Reichs, den Besieger des Ostens, ein schleuniger Tod. Er starb im Anfange des Jahrs 976 nach einer siebenjährigen Regierung in den kräftigsten Mannesjahren, nicht ohne den Verdacht der Vergiftung. Die Eroberungen der Griechen im Osten wurden größtentheils gleich nach seinem Tode verloren.

Die Regierung des großen morgenländischen Reichs ging nach Tzimisces Tode dem Namen nach auf die Brüder der Theophano, Basilius II. und Constantinus IX., die Schwäger des Kaisers Otto, über. Basilius, der ältere Bruder, damals ein Jüngling von nahe

an zwanzig Jahren, war von Ehrgeiz beseelt und nicht ohne geistige Regsamkeit, während der jüngere Bruder nur einen schlaffen und stumpfen Geist erkennen ließ, aber es fehlte viel daran, daß Basilius seinen hochstrebenden Wünschen und Neigungen hätte nachleben können. Denn das Reich gerieth durch den Tod des Tzimisces sofort in die schlimmste Verwirrung. Die Befehlshaber der Heere in Asien schalteten willkührlich mit der ihnen übertragenen Gewalt; jeder von ihnen gewillt, die Stelle eines Nicephorus und Tzimisces nun selbst einzunehmen. Barbas Sclerus, einer dieser Heerführer, erhob alsbald offen die Fahne der Empörung und trug seine Waffen bis vor die Thore von Constantinopel; ihm widersetzte sich ein anderer Bardas, Phocas mit Beinamen, aber nur um selbst die Rolle eines übermüthigen Beschützers seiner kaiserlichen Herren zu spielen. Während dieser Bardas den Heeren gebot, beherrschte im Innern den Palast mit fast unumschränkter Gewalt der Verschnittene Basilius, ein Günstling der Theophano, der ruchlosen Mutter der jungen Kaiser; und so wenig bedachten diese Gewalthaber das Wohl und Interesse des Reichs, daß die Bulgaren bald abermals verheerend Macedonien und Thracien durchschwärmten und ungehindert bis an die Thore der Hauptstadt vordrangen. Hatte Tzimisces die griechische Partei in Unter-Italien ohne Beistand gelassen, was konnte sie jetzt von diesem Regiment erwarten? Wohl schickte man Beamte hinüber, um die überseeischen Länder für den kaiserlichen Schatz zu besteuern und auszusaugen, aber an ein ernstliches kriegerisches Unternehmen nach dieser Seite hin war nicht von fern zu denken.

980.

Die Unthätigkeit der Griechen und die dadurch herbeigeführte Schwäche ihrer Partei in Unter-Italien nutzte Pandulf, so gut er vermochte, und fand um so weniger einen hartnäckigen Widerstand, als die griechischen Landschaften zu derselben Zeit noch von einem anderen, viel schlimmeren Feinde bedrängt wurden. Gerade damals erhoben sich nehmlich die Araber von Sicilien gefahrdrohender, als je zuvor. Es waren die glücklichsten Tage der Fatimiden. Im Jahre 969 hatte der Chalif Moezz Egypten erobert und der Macht der Ikschiden hier ein Ende gemacht; am Fuß des Mokattamgebirgs, da, wo sich das reiche Nildelta eröffnet, nahe den Ruinen des alten Memphis, hatte er sich einen neuen Herrschersitz begründet, den er Kairo d. h. die Siegesstadt nannte. Ahmed, der tapfere Emir der Fatimiden in Sicilien, hatte den Chalifen auf dem Zuge nach Egypten begleitet und war auf demselben gestorben; der Chalif übertrug die Amtsgewalt in Sicilien Ahmeds Bruder Abulkasem und

980. forderte diesen zugleich auf die Meerenge von Messina zu überschreiten. „Nur in männlichen Thaten," schrieb der Chalif an Abulkasem, „kannst du den Verlust eines solchen Bruders vergessen; aber Sicilien „bietet dir nicht Raum genug für große Unternehmungen, erschließe „daher Italien den Waffen des Islams." Diese Weisungen fanden bereites Gehör. Kaum hatte Abulkasem einige Empörungen im Innern unterdrückt, so setzte er im Frühjahr 976 mit einem bedeutenden Heere über die Meerenge; siegreich durchzog er Calabrien und Apulien und drang tief in die langobardischen Fürstenthümer ein. Plünderung und Verheerung bezeichneten weithin die Straßen, die der Sarazene einschlug; zahlreiche Städte wurden gebrandschatzt oder in einen Schutthaufen verwandelt; reich mit Beute beladen, kehrte Abulkasem gegen Ende des Jahrs nach Sicilien zurück. Und mit jedem neuen Jahre stürmten nun die Sarazenenschaaren abermals vom Meere her auf die griechischen Provinzen Italiens los, die schutzlos dem Verderben preisgegeben waren. Ungestraft diese Länder verwüstend, drohte Abulkasem schon ganz Italien dem Islam zu unterwerfen; Pandulf allein leistete ihm Widerstand, doch auch er schien dem ungleichen Kampfe kaum noch gewachsen.

Der Islam war abermals im kühnsten Angriff auf Italien und die Christenheit begriffen, und Constantinopel konnte und wollte dem andrängenden Feinde nicht wehren; welche Zukunft hätte da Italien erwartet, wenn nicht der große heldenmüthige Entschluß in der Seele des jungen Kaisers erwacht wäre, mit allen Kräften seines Reichs sich dem Erbfeinde Italiens und der Christenheit entgegenzuwerfen? Aber er sah auch ein, daß es unmöglich sei, die Araber von den italischen Ländern, die seine Hoheit anerkannten, auf die Dauer fernzuhalten, wenn er sie nicht zugleich ganz von dem Boden der Halbinsel und aus Sicilien verdrängte, das sie zu unsäglichem Schaden der Christenheit nun seit anderthalb Jahrhunderten beherrschten. Konnten daher seine Schwäger, die Kaiser des Morgenlands, Calabrien und Apulien nicht mehr vertheidigen, so mußte er diese Länder der Christenheit sichern, indem er sie den Sarazenen entriß und seinem Reiche verband. Die Absicht Ottos, ganz Italien und Sicilien seiner Herrschaft zu unterwerfen, war in Constantinopel kein Geheimniß geblieben, und sie erweckte ihm dort den größten Haß; lieber wollte man den Arabern Italien überlassen, als das abendländische Reich im Besitz der ganzen Halbinsel und Siciliens sehen; ehe man Provinzen ihm einräumte, die man doch nicht mehr vertheidigen konnte,

verband man sich zu Constantinopel mit den Feinden des christlichen 981. Glaubens.

Gegen Ostern 981 verließ Kaiser Otto Ravenna und begab sich nach Rom. Willig öffnete ihm die Stadt die Thore; der Papst nahm seinen Sitz im Lateran wieder ein, und Crescentius zog sich in das Kloster des heiligen Bonifacius auf dem Aventin zurück, wo er nach einigen Jahren starb. Bis zu Sommersanfang verweilte der Kaiser in Rom, wo er in der Leosstadt im Palaste neben der Peterskirche Hof hielt. Viele Bischöfe, Herzöge, Grafen und Herren umgaben ihn, nicht allein aus seinen deutschen und italischen Ländern, sondern auch aus Frankreich und Burgund. Unter ihnen hatte sich auch Herzog Hugo Capet eingestellt, dem es, seit König Lothar sich mit dem Kaiser versöhnt hatte, nicht eher Ruhe ließ, als bis auch er die Gunst desselben sich wieder gewonnen hatte. Auch König Konrad von Burgund war dem Hofe nach Rom gefolgt und kehrte erst nach Ostern mit Herzog Hugo über die Alpen zurück. Um der Sommerhitze zu entgehen, begab sich der Kaiser darauf in das Marsergebirge, wo er auf dem Felde von Cedici in Eile eine Pfalz errichten ließ. Schon war er ganz mit den Vorbereitungen zu dem großen Sarazenenkriege beschäftigt, und um so weniger durfte er säumen, als Abulkasem auch in diesem Jahre wieder in Italien erschienen war und Apulien verheerte. Freilich erschienen Gesandte von Constantinopel vor Otto und warnten ihn vor Angriffen auf das griechische Gebiet; aber was zu erwägen war, hatte er erwogen, und wirkungslos verhallten jene Warnungen vor seinen Ohren. Alle Fürsten Italiens beschied Otto zu sich nach Cedici; hier hielt er eine große Tagfahrt, eröffnete ihnen seinen Entschluß die Araber aus der Halbinsel zu verjagen und befahl ihnen sich zum Kriege zu rüsten; zugleich ließ er die Botschaft über die Alpen ergehen, daß die Baiern und Schwaben sich schleunigst zu seinen Fahnen sammeln sollten.

Ein unersetzlicher Verlust für den Kaiser war es, daß im März dieses Jahres Pandulf der Eisenkopf starb, der so lange die deutsche Sache muthig in Unter-Italien vertreten und zuletzt mit seinen Söhnen über Capua, Benevent, Salerno und Gaeta geherrscht hatte, wie er überdies mit dem Herzogthum Spoleto und der Mark von Camerino von Otto belehnt war. Pandulfs ältester Sohn Landulf folgte dem Vater in Capua und Benevent und wurde zugleich mit Spoleto und Camerino belehnt; der zweite Sohn Pandulf behielt Salerno, wo er schon des Vaters Mitregent gewesen war, wie der vierte Sohn Landenulf in Gaeta. Die langobardischen Für-

981. stenthümer blieben in der Abhängigkeit vom abendländischen Reiche, und die Söhne Pandulfs waren bereit in jeder Weise den Kriegszug des Kaisers zu unterstützen.

Im September 981 eröffnete Otto den Feldzug; er drang in Apulien vor und nahm Luceria und Ascoli ohne erheblichen Widerstand ein. Aber schon im October mußte er das griechische Gebiet wieder verlassen, da sich in den langobardischen Fürstenthümern eine Bewegung gegen Pandulfs Söhne erhoben hatte, die ihn im Rücken schwer bedrohte. In Benevent stand nämlich eine Faction gegen Landulf auf, verjagte ihn und setzte einen seiner Vettern, mit Namen Pandulf, dem früher unrechtmäßiger Weise die Herrschaft und sein Erbtheil entzogen war, zum Fürsten ein. Otto kehrte deshalb schleunigst nach Benevent zurück, und so viel lag ihm daran, jetzt in seinem Hauptunternehmen nicht länger verzögert zu werden, daß er mit zu großer Nachgiebigkeit Pandulf die errungene Herrschaft ließ. So wurde Benevent von Capua, das Landulf verblieb, von Neuem getrennt. Indessen hatten sich aber auch schon die Salernitaner, von Neapel und Amalfi unterstützt, gegen Landulfs Bruder Pandulf erhoben, ihn vertrieben, den Herzog Manso von Amalfi in die Stadt gerufen und sich dem griechischen Reiche angeschlossen. Sofort zog der Kaiser von Benevent in die Ebene Campaniens hinab, belagerte Neapel und nahm die Stadt in den ersten Tagen des Monats November ein. Dann brach er unverzüglich gegen Salerno auf, das Manso vertheidigte. Nach langer Belagerung der Stadt traf Manso endlich mit dem Kaiser ein Abkommen, das ihm gegen das Versprechen die Sache des Kaisers zu unterstützen den Besitz von Salerno sicherte; Amalfi und Salerno kamen so unter die Herrschaft desselben Fürsten. Die ganze Gestalt Unter-Italiens war abermals verändert worden; neue Gewalten waren hier urplötzlich emporgekommen, die dem Anschein nach sich freilich vor dem Kaiser jetzt beugten, die aber doch ihre Macht in Wahrheit der Auflehnung gegen seine Ordnungen verdankten, und deren Treue mehr als zweifelhaft blieb; nur durch die glücklichsten Kriegsthaten hätte Otto sie dauernd in der Pflicht erhalten können.

Kaum läßt sich daran zweifeln, daß jene Bewegungen gegen Pandulfs Söhne in Benevent und Salerno durch den Hof zu Constantinopel veranlaßt waren, der unfähig, Otto einen offenen Kampf zu bereiten, kein Mittel unversucht ließ, seine Feinde zu stärken; stand dieser Hof doch selbst im Bunde mit dem Chalifen zu Kairo

und sandte Geld nach Sicilien und Afrika, um die Macht der Araber gegen Otto zu unterstützen. 981.

Der Kaiser verlebte das Weihnachtsfest und den Anfang des Jahres 982 zu Salerno, wo sich inzwischen die Streitkräfte seiner unteritalischen Bundesgenossen sammelten, wie auch die Truppen aus Baiern und Schwaben eintrafen, deren Befehl Herzog Otto übernahm. Schon im Januar eröffnete der Kaiser den neuen Feldzug, drang in Apulien ein, rückte vor Bari, die Hauptstadt des Landes, und nahm sie nach kurzer Belagerung ein. Am 31. Januar war er zu Matera, dann zog er gegen Tarent, das von den Griechen vertheidigt wurde, aber bald sich ergeben mußte. Die Eroberung Apuliens war damit so gut wie beendigt. Der Kaiser hielt sich längere Zeit zu Tarent auf, wo er das Osterfest beging und Alles sorglich zum nahen Kampfe gegen Abulkasem rüstete, der auch diesmal mit dem Frühjahr wieder über die Meerenge kam und mit zahlreicheren Schaaren, als je zuvor, Calabrien durchschwärmte. 982.

Nachdem der Kaiser Kundschafter vorausgeschickt hatte, brach er gegen Ende Mai von Tarent auf und folgte, seinen Marsch nach Calabrien richtend, der alten römischen Heerstraße, die sich bald unmittelbar an der Meeresküste hinwindet, bald sich mehr landeinwärts zieht. So passirte man den Bradano und bei den Ruinen des alten Metapont den Basiento. Hier betrat man das Gebiet von Salerno, das die Araber indessen noch nicht erreicht hatten; erst hart an den Grenzen Calabriens bei Rossano stieß man auf die Feinde. Sie hatten die Stadt besetzt, verließen sie aber alsbald und zogen sich, als sie in einem leichten Treffen überwunden waren, zurück. Der Kaiser folgte ihnen, nachdem er seine Gemahlin, die ihm bis dahin gefolgt war, unter dem Schutze des Bischofs Dietrich von Metz zu Rossano zurückgelassen hatte. Bei dem kleinen Orte Colonne, etwas südlich von Cotrone, nahe dem Vorgebirge, das Capo delle Colonne genannt wird, hatte sich an der Meeresküste Abulkasem in Schlachtordnung aufgestellt und versperrte dem Kaiser den Weg. Hier mußte in offener Feldschlacht entschieden werden, und sofort rüstete sich der Kaiser zum Angriff. Es war eine große religiöse Begeisterung in seinem Heere; Viele machten, da sie den andern Tag nicht mehr zu sehen glaubten, ihr Testament und gedachten in demselben vor Allem

982. der Kirche. So übergab Konrad aus Lothringen, der Sohn eines Grafen Rudolf, unter dem kaiserlichen Banner, im Angesichte des ganzen Heeres, dem Kaiser alle seine Besitzungen in der Heimath, damit dieser sie, wenn er selbst in der Schlacht fallen sollte, dem Kloster Görz verleihe. Mit Entschlossenheit und Tapferkeit drangen Ottos Krieger in die Feinde ein, aber sie stießen auf den hartnäckigsten Widerstand. Mit gewaltigen Streitkräften stand Abulkasem ihnen gegenüber, und religiöser Enthusiasmus entflammte nicht minder die Araber; auch sie stritten mit Heldenmuth, ohne ihres Lebens zu achten. Indessen neigte sich endlich der Sieg auf Ottos Seite, und Abulkasem selbst fiel, von den Seinen als Märtyrer des Glaubens gefeiert; des Führers beraubt, warfen sich die Araber in wilde Flucht, nachdem bereits unermeßliche Schaaren dem Schwerdte der Deutschen erlegen waren. Es war ein großer Sieg, aber doch überschätzte der Kaiser die Bedeutung desselben, wenn er glaubte, die ganze Streitmacht der Araber vernichtet zu haben.

Unaufhaltsam setzte er seinen Marsch durch Gegenden fort, die von hohen und steilen Bergen begrenzt sind, wo ein reißender Bergstrom oft die Schritte hemmt und wo es leicht ist einen unbedachten Feind durch einen Hinterhalt in das Verderben zu führen. Sorglos zog hier Otto den Arabern nach, die, wie er glaubte, nur seinem Schwerdte zu enteilen suchten. Aber schon hatten die Araber sich wieder in den Bergen gesammelt und warteten nur des günstigen Augenblicks, um ihre Niederlage und ihren gefallenen Führer zu rächen. Dieser Augenblick erschien. Unvorsichtig griff Otto einen kleinen Schwarm, der ihm am Meeresgestade zu Gesicht kam, mit unzureichender Mannschaft an; da stürmten unermeßliche Schwärme von Arabern aus den umliegenden Bergen hervor und umzingelten das ungerüstete Heer des Kaisers; von allen Seiten war es zu derselben Zeit angegriffen. Eine vollständige Verwirrung entstand in den Schaaren der Deutschen und Italiener; eine große Zahl sank unter dem Schwerdte der Feinde, Andere eilten dem nahen Meere zu und fanden den Tod in den Wellen; bis in die Nacht hinein dauerte der Kampf, und im Dunkel derselben fiel Mancher noch vom Schwerdte seines eigenen Freundes und Landsmanns. Richari, der Lanzenträger des Kaisers, Graf Udo, der Heerführer der Franken, die Markgrafen Berchthold und Günther, der Bischof Heinrich von Augsburg, die Grafen Bezelin, Gebhard, Ezelin und unzählige Andere, deren Namen, wie Bischof Thietmar von Merseburg sagt, Gott wissen mag, fielen im Heere der Deutschen. „Vom Schwerdte getroffen,“ sagt ein an-

derer Zeitgenosse, „sank dahin die purpurne Blüthe des Vaterlands, 982.
„die Zier des blonden Germaniens, vor Allem dem Kaiser theuer,
„der es sehen mußte, wie das Volk Gottes in die Hand der Sa-
„razenen gegeben, der Ruhm der Christenheit unter die Füße der
„Heiden getreten wurde." Auch von den vornehmen Langobarden
kamen nicht Wenige um, vor Allem Landulf von Capua und sein
Bruder Atenulf, die Söhne Pandulfs des Eisenkopfs. Noch schlim-
mer, als das Loos der Gefallenen, war das Schicksal derer, die dem
Schwerdte der Feinde entrannen. Die brennende Hitze und der ver-
zehrende Durst ließen Viele des elendesten Todes sterben oder stürzten
sie in ein Siechthum, dem sie alsbald erlagen. Manche geriethen in die
Gefangenschaft der Ungläubigen und wurden als Sklaven nach Egypten
geschleppt, von wo man sie erst spät in die Heimath zurückkehren sah.

Am 13. Juli des Jahres 982 wurde diese für die Geschichte
unseres Volks so verhängnißvolle Schlacht geschlagen, und noch lange
war der 13. Juli ein Tag schmerzlichen Andenkens und tiefer Trauer
in allen deutschen Landen, fast in keiner Kirche war das Todtenbuch
an ihm unbezeichnet. Den Unglücksort, wo damals der Schlachten-
ruhm des deutschen Volkes unterging, scheint die Ueberlieferung fast
geflissentlich in Dunkel gehüllt zu haben; nur so viel erhellt aus den
zuverlässigen Nachrichten, daß die Schlacht an der Meeresküste in
südlicher Richtung von Cotrone stattgefunden hat. *)

Nur wie durch ein Wunder war der Kaiser selbst den Feinden
entkommen. Da er sich rings von ihnen umgeben sah, stürzte er sich
auf einem Pferde, das ihm ein jüdischer Mann, mit Namen Kalo-
nymus, zur Rettung geboten haben soll, in die Fluthen des Meeres
und suchte schwimmend ein Fahrzeug zu erreichen, das er in der Ferne
erblickte. Zum Unglück war es ein griechisches Schiff, doch befand sich
durch Zufall auf demselben ein slawischer Mann, der den Kaiser früher
gesehen hatte, ihn erkannte und Mitleid mit ihm fühlte. Dieser —
Zolunta wird er genannt — gab dem Kaiser zu verstehen, er solle

*) Lange hat man den Schlachtplatz ohne allen Grund bei einem Orte Basen-
tello, den man an den Basiento setzte, zu finden gemeint; die Schlacht war
aber in Calabrien und zwar südlich über Cotrone hinaus. Die Chronik von
Cava nennt Squillace als Schlachtort, doch ist auf diese Autorität, seitdem
die Chronik als ein betrügliches Machwerk erkannt ist, Nichts mehr zu grün-
den. Romuald von Salerno verlegt die Schlacht in die Gegend von Stilo;
seine Angabe ist an sich nicht unwahrscheinlich, doch schreibt Romuald erst
zwei Jahrhunderte nach diesen Ereignissen, über die er sich sonst nicht be-
sonders unterrichtet zeigt.

982. sich nicht entdecken, und überredete dann die Griechen, der Fremde sei ein vornehmer Hofbeamter des Kaisers und zwar dessen Kämmerer, unter dessen Obhut der ganze kaiserliche Schatz stände; eine bedeutende Summe würden sie von dem Gefangenen lösen können, wenn sie ihn nach Rossano brächten, wo der kaiserliche Schatz zurückgelassen sei. So bestimmte Zolunta die Schiffsleute nach Rossano zu steuern. Als man hier angelegt hatte, geht Zolunta sogleich in die Stadt, sucht Bischof Dietrich auf und meldet ihm das Schicksal und die Ankunft seines Gebieters. Dietrich eilt mit einigen Dienstleuten und einem edlen Rosse für den Kaiser an das Gestade, und sobald Otto die Getreuen erblickt, springt er vom Bord des Schiffs in das Meer, gewinnt glücklich das Ufer, schwingt sich auf das bereitstehende Roß und eilt in die Stadt zu seiner Gemahlin und zu den Seinen, Gott dankend für die unerwartete Rettung. So etwa lauten die ältesten und glaubhaftesten Berichte über die Errettung des jungen Kaisers; oft hat man davon noch später erzählt, und dann hat, wie es zu geschehen pflegt, jeder Erzähler das seltsame Ereigniß durch neue merkwürdige Wendungen noch seltsamer und wunderbarer darzustellen gesucht.

Der Kaiser, dessen ganze Streitmacht vernichtet war, verließ bald darauf Rossano und das Gebiet von Calabrien; am 27. Juli befand er sich bereits zu Cassano im Gebiet von Salerno, am 18. August zu Salerno selbst; im September begab er sich nach Capua, wo er dann längere Zeit verweilte. Wichtige Anordnungen hatte er hier zu treffen, da durch Landulfs Tod in der Schlacht die Herrschaft von Capua, das Herzogthum Spoleto und die Mark von Camerino erledigt waren. Capua war erblich, und der Kaiser übertrug das Fürstenthum dem vierten Sohne Pandulfs des Eisenkopfs, Landenulf, und da dieser noch sehr jung war, erhielt seine Mutter Aloara die Mitregierung. Spoleto und Camerino wurden von Capua getrennt und ein dem Hause Pandulfs verwandter, tüchtiger langobardischer Mann, Trasemund mit Namen, mit dem Herzogthum und der Mark belehnt. Da dem Kaiser in seiner Lage Alles daran lag, Manso in der Treue zu erhalten, kehrte er gegen Weihnachten noch einmal nach
983. Salerno zurück und begab sich dann gegen Anfang des Jahres 983 nach Rom, wo er bis nach Ostern verweilte, schon mit Vorbereitungen zu einem neuen größeren Feldzuge beschäftigt, aber im tiefsten Herzen bekümmert durch den Tod seines Freundes, des Herzogs Otto, der auf dem Wege nach der Heimath am 1. November zu Lucca gestorben war.

Indessen ging die Nachricht von der großen Niederlage des Kai-

sers durch die weite Welt und erregte überall ein unglaubliches Auf- 983.
sehen; die Wirkungen derselben ließen sich aller Orten verspüren. An den Nord- und Ostgrenzen des Reichs wurde es sofort unruhig: die Dänen und Wenden griffen zu den Waffen, um das verhaßte Joch der Deutschen abzuschütteln; sie fühlten es, daß jener unwiderstehlichen Gewalt, mit der die sächsischen Herren sich seit einem halben Jahrhundert Alles unterworfen hatten, endlich ein Ziel gesetzt sei. Auch in Italien zeigte es sich, wie schwer jener Schlag den Kaiser getroffen hatte. Es war ein Glück, daß durch den Tod Abulkasems der Muth der Araber gebrochen war; daß unter ihnen selbst sofort Uneinigkeit eintrat, als Abulkasems Sohn Dschaber, der das Emirat an sich gerissen hatte, vom Chalifen Alaziz nicht anerkannt wurde, der den Befehl in Sicilien einem seiner Günstlinge, mit Namen Dschafar, übertrug; ein anderes Glück war es, daß der Bund zwischen Griechen und Arabern sich in demselben Augenblick löste, als die drohende Gefahr beseitigt war; aber doch regte sich wieder die griechische Partei in Unter-Italien, obschon sie von Constantinopel selbst nur geringe Unterstützung zu erwarten hatte, bald aller Orten; Apulien und Calabrien waren binnen kurzer Frist fast ganz wieder in den Händen der Griechen und überall gährte es in den langobardischen Städten. Die Fürsten Ober- und Mittel-Italiens wagten zwar in Gegenwart des Kaisers keinen Aufstand gegen ihn, aber in dem trotzigen Widerstand, den seine Boten schon hier und da in der Bevölkerung fanden, sah man, daß die Scheu und Furcht vor der deutschen Macht im Sinken war. Vornehmlich hatten die Bischöfe und Aebte in der Lombardei, welche die Ottonen so überreich begabt hatten, mit dem Trotz der städtischen Bevölkerung zu kämpfen. Die Mailänder vertrieben ihren Erzbischof Landulf, und dessen Vater Bonizo, der eine fast unumschränkte Gewalt in der Stadt an sich gerissen hatte, fiel durch Meuchelmord; im offenen Kampfe maßen sich dann der Erzbischof und die Mailänder, und jener gewann nur durch eine für seine Kirche sehr nachtheilige Uebereinkunft mit den Vasallen derselben die Rückkehr in seine bischöfliche Residenz.

Wie anders war es in Deutschland! Mit der tiefsten Betrübniß wurde die Schreckenskunde in allen Gauen des Vaterlands vernommen, vor Allem in Sachsen und Thüringen. Hier traten die Fürsten und Herren sogleich zusammen und sandten in ihrer aller Namen ein Schreiben an den Kaiser, in dem sie ihn um die Gnade baten, vor seinem Angesicht erscheinen zu dürfen. Otto rührte diese Anhänglichkeit seines Volks auf das Tiefste, auch er sehnte sich nach

983 seinen Sachsen, und er berief sie, wie die anderen Fürsten Deutschlands und Italiens zu einem großen Reichstag auf den Juni nach Verona. Als nun die Zeit gekommen war, zogen alle Fürsten Deutschlands über die Alpen; nur Herzog Bernhard kehrte auf dem Wege wieder um, weil er Botschaft erhielt, daß die Dänen bereits einen Angriff auf die Nordgrenze des Reichs unternommen hätten.

Es war eine staatliche Versammlung, die sich im Juni in den Mauern Veronas zusammenfand. Die geistlichen und weltlichen Großen Sachsens, Frankens, Schwabens, Baierns, Lothringens begegneten sich hier mit den Bischöfen, Markgrafen und Grafen der Lombardei und der römischen Gegenden, auch der Böhmenherzog hatte eine Gesandtschaft geschickt; Männer, an Sprache, Sitte und Tracht völlig verschieden, fanden sich um den Thron des Kaisers vereinigt. Aus dem reichen Kranze der Fürsten leuchteten aber vor Allem die Glieder der kaiserlichen Familie hervor: der junge Kaiser, trotz seiner Niederlage voll Muth und Selbstvertrauen; seine Gemahlin, die schöne Griechin; seine Mutter Adelheid, damals noch in kräftigen Jahren; seine Schwester Mathilde, die kluge Aebtissin des Klosters Quedlinburg; seine Base Beatrix, die Tochter Hugos des Großen und Gemahlin Herzog Friedrichs von Ober-Lothringen, eine Frau von großem Verstande, die bald dem Sohne des Kaisers große Dienste erweisen sollte; endlich dies Knäblein selbst, das zu so großen Dingen geboren schien.

Der Reichstag von Verona ist deshalb vorzüglich bemerkenswerth, weil er am Klarsten die Absicht des Kaisers verräth, das deutsche und italische Reich zu einem einigen Reiche zu verbinden und dies vereinigte Reich seinem Sohne zu vererben. So groß war noch seine Macht und sein Ansehen, daß er ohne allen Einspruch die einstimmige Wahl seines kleinen Sohnes zum Könige durchsetzte. Die Wahl geschah auf italischem Boden; kein Unterschied wurde bei ihr zwischen den deutschen und italienischen Fürsten gemacht, gemeinsam wählten sie ihren gemeinsamen Herrn, der zu Achen demnächst von einem deutschen und einem italischen Erzbischof die Krone empfangen sollte. So wurde der dreijährige Otto zugleich zum König des westfränkischen und italischen Reichs erhoben.

Aber auch andere Geschäfte von der höchsten Wichtigkeit wurden auf dem Reichstage erledigt. Da der Kaiser sich alsbald wieder in den Krieg zu begeben gedachte, ernannte er seine Mutter zur Statthalterin in dem italischen Reiche und wies ihr Pavia zur Residenz an. Hierdurch gewann er sie völlig wieder, die noch keineswegs ganz

den weltlichen Dingen den Rücken gewandt hatte. Bedeutende Einkünfte in der Lombardei und im Exarchat scheinen ihr zugleich überwiesen zu sein, wie ihr auch wohl damals die nutzbaren Rechte in Ravenna, namentlich Zoll, Münze und Marktrecht, in deren Genuß wir sie später finden, vom Papste abgetreten werden mußten. Hugo, Herzog Huberts Sohn, der Verwandte Adelheids, der schon als Kind die Mitbelehnung für die Markgrafschaft Tuscien erhalten hatte, dann aber mit seinem Vater verdrängt war, empfing damals oder wenig später Tuscien zurück und wurde bald zu einer Hauptstütze der sächsischen Macht in Italien. Durch den Tod Herzog Ottos waren überdies die deutschen Herzogthümer Baiern und Schwaben erledigt worden, die jetzt, da Otto ohne Erben verstorben war, neu verliehen werden mußten. Baiern erhielt Heinrich der Jüngere, Herzog Berchtholds Sohn, der aus der Verbannung zurückgerufen wurde, und dieser Heinrich, dem bald auch Kärnthen mit der Mark Verona, das der fränkische Otto wieder aufgab, übertragen wurde, blieb nun, an das Ziel seiner Wünsche gelangt, dem Kaiser und dessen Hause unwandelbar treu. Schwaben kam an jenes fränkische Haus zurück, das schon König Heinrich dort einheimisch gemacht hatte; der Kaiser belehnte damit Konrad, den Bruder jenes Grafen Udo, der in Calabrien gefallen war, einen Vetter der reichen Ida, durch deren Hand einst Liudolf zum Herzogthum Schwaben gelangt war. Bei diesen Belehnungen wurden offenbar die besonderen Interessen der Herzogthümer vor Allem in das Auge gefaßt und berücksichtigt.

983.

Mit großem Eifer betrieb dann der Kaiser die Rüstungen zu einem neuen Kriege gegen die Araber, um die erlittene Niederlage zu rächen und seine hochherzigen Absichten für die Befreiung Italiens durchzusetzen. Auf die deutschen Fürsten und ihre Völker konnte er diesmal weniger rechnen, da sie selbst, und zwar besonders die Sachsen, den Feind von ihren Grenzen abzuwehren hatten; sein Augenmerk war daher vornehmlich auf die Streitkräfte Italiens gerichtet. Es erging demnach überall durch das italische Reich der Befehl, die kriegsfähigen Leute sollten sich zu den Fahnen des Kaisers sammeln. Ganz Italien, hieß es, wolle er über die Wogen des Meers nach Sicilien führen; wenn er Calabrien erobert hätte, gedächte er eine Brücke über die Meerenge zu schlagen, um so die Sarazenen in ihrem eigenen Lande anzugreifen.

Gegen Ende des Juni ging die Reichsversammlung auseinander. Man schied nicht ohne trübe Ahnungen. Der Abt Majolus von Cluny, ein heiliger Mann, von dem man glaubte, daß seinem inne-

983. ren Auge die Zukunft erschlossen sei, ergriff die Hände des Kaisers und sprach zu ihm: „Gehe nicht nach Rom, denn wenn du es betrittst, siehst du dein Heimathsland nicht wieder; dort wirst du alsdann dein Grab finden!“ Aber Otto achtete solcher Warnungen nicht; seine Gedanken flogen hoch, und er trug sich mit den gewaltigsten Plänen. Die deutschen Fürsten sagten ihrem Kaiser das letzte Lebewohl und zogen mit seinem Knaben über die Alpen der Heimath zu.

Der Kaiser ging von Verona über Mantua nach Ravenna. Hier beschäftigte ihn ein denkwürdiges Unternehmen, das leicht Venedig die lange behauptete Freiheit hätte kosten können. In den letzten Zeiten Ottos I. hatten zwischen der Stadt und dem abendländischen Reiche die freundlichsten Beziehungen bestanden. Der damals regierende Doge Peter Candiano IV. suchte sich auf alle Weise die Gunst des mächtigen Kaisers zu gewinnen und erwirkte von ihm für die Stadt die Bestätigung ihrer Handelsfreiheiten. Aber man sah es nicht ohne Besorgniß in der Republik, daß Peter Candiano unausgesetzt Verbindungen mit dem deutschen Hofe unterhielt und, nachdem er seine Gemahlin verstoßen hatte, eine Verwandte Adelheids, die Tochter Huberts von Tuscien, Waldrade mit Namen, zur Ehe nahm; man fürchtete schon, Peter wolle mit Hülfe der Sachsen seinem Geschlechte die erbliche Herrschaft in der Stadt gewinnen. Als nach dem Tode Ottos des Großen die Beweise eines vertrauten Verständnisses Peters mit den Deutschen immer deutlicher hervortraten, erweckte die Gefahr der Republik endlich eine starke Gegenpartei. Am 12. August 976 kam es zu einem Aufstande; man steckte den Dogenpalast in Brand, ermordete Peter und seinen mit der Waldrade erzeugten Sohn; Waldrade selbst entfloh mit ihrem Stiefsohn Vitalis, dem Patriarchen von Grado, über die Alpen zu Kaiser Otto und Adelheid; hier suchten und fanden beide eine Zufluchtsstätte. Die Gegner der Candiani behaupteten aber nur mit Mühe die ihnen zugefallene Macht; Peter Urseolus, den sie zum Dogen erhoben hatten, verließ, des sorgenvollen Regiments müde, heimlich schon am 1. September 977 die Stadt und flüchtete sich nach dem Kloster Cusan in Catalonien, wo er sein Leben beschloß; die Candiani gewannen wieder völlig die Oberhand. Vitalis Candiano, der Bruder des ermordeten Dogen, wurde an die Spitze der Republik gestellt; sein Neffe, der Patriarch von Grado, kehrte nach Venedig zurück; doch starb der neue Doge schon nach wenigen Jahren, und an seine Stelle trat ein gewisser Tribunus, mit dem Zunamen Memmius, ein schwacher und schwankender Mann,

der die Fehden des parteilustigen Adels kaum zu stillen vermochte. 983.
An der Spitze der deutschen Partei stand die Familie der Coloprini, ihr gegenüber die griechische Faction, von den Mauroceni geführt. Die Coloprini erhielten seit dem Auftreten des jungen Kaisers in Italien die Uebermacht, doch erhoben sich die Mauroceni gleich nach der unglücklichen Schlacht in Calabrien wieder und gewannen nun auch den Dogen für sich; man machte ernstlich Miene sich wieder enger an Constantinopel anzuschließen. Otto nahm an allen diesen Dingen den lebendigsten Antheil; bei seinen Absichten auf Sicilien konnten ihm nur Venedig und Amalfi, das bereits seine Hoheit anerkannt hatte, die unentbehrliche Flotte stellen. Deshalb hatte er auch eine Gesandtschaft, die der Doge nach Ravenna gesandt hatte, auf das Gnädigste aufgenommen und der Republik nicht nur die alten Verträge bestätigt, sondern auch mit ihr ein Bündniß geschlossen, das lange die Grundlage der Verhältnisse zwischen dem Kaiserreich und der Republik geblieben ist. Gegen einen alljährlich im Monat März zu errichtenden Tribut von 50 Pfunden Silbers und Darbringung eines Mantels, der als ein Zeichen der Anerkenntniß der deutschen Oberhoheit angesehen wurde, gewährte der Kaiser den Venetianern die ausgedehntesten Handelsvortheile in allen seinen Staaten. Kaum aber war dies geschehen, so erschienen flüchtig vor ihm die Coloprini, von ihren Gegnern aus der Stadt verdrängt, und erboten sich ihm Venedig zu überliefern, wenn er einem ihres Hauses die Dogenwürde verbürge. Der Kaiser ging auf ihr Anerbieten ein, bot den Coloprini die Mittel, ihre Vaterstadt von der Landseite zu belagern, und ließ ein Edict durch seine Länder ergehen, nirgends solle den Venetianern Aufenthalt und Handel gestattet werden, keiner seiner Unterthanen das Gebiet von Venedig betreten. Darauf wurde Venedig von dem Festlande her umschlossen, doch war es nicht leicht sich der Stadt zu bemächtigen, die ungestört ihre Verbindungen auf der See unterhalten konnte.

Bald nachdem die Belagerung Venedigs begonnen war, verließ Otto Ravenna und zog südwärts an der Küste des adriatischen Meeres hin, um den Feldzug gegen die Griechen zu eröffnen. Am 24. August war er am Flusse Trigno, am 27. nahe bei Larino, hart an der Grenze des griechischen Gebiets. Dennoch überschritt er diese nicht, sondern eilte nach Rom, wo Papst Benedict VII. seinem Ende entgegenging. Es mußte dem Kaiser in diesem wichtigen Augenblicke Alles daran liegen, daß seine Gegner sich nicht in Rom erhoben und die Wahl eines ihm abgeneigten Papstes durchsetzten. Im October

983. starb Benedict VII., und Otto beförderte die Wahl des Bischofs Peter von Pavia, der unter dem Namen Johan XIV. den Stuhl Petri bestieg. Einen ihm ergebeneren Mann konnte die Wahl nicht treffen, denn Peter, der in der Rechtskunde ausgezeichnet bewandert war, hatte erst als Kanzler, dann als Erzkanzler dem Kaiser gedient und war als dessen Sendbote unaufhörlich in den wichtigsten Reichsgeschäften benutzt worden.

Indessen erreichten Otto zu Rom die trübsten Nachrichten aus der Heimath. Die Dänen hatten sich gegen ihren König Harald, den Bekenner des Christenthums und Lehnsmann des Kaisers, in Masse erhoben; des Königs eigner Sohn Sven stellte sich an die Spitze der Empörung, die sich gegen das Christenthum und die sächsische Herrschaft in gleicher Weise richtete. Die Feste, die Otto beim Grenzwalle angelegt hatte, wurde von den Dänen erstürmt und in Brand gesteckt, die sächsische Besatzung derselben niedergemacht, und nur mit Mühe vertheidigte Herzog Bernhard die schleswigsche Mark vor dem Eindringen der Feinde. Gleich darauf warfen auch die Wenden unmuthig nicht nur das Joch der deutschen Herrschaft ab, sondern kehrten auch meist offen zu ihrem alten Götzendienst zurück. Der Aufstand ging von den Liutizen an der Havel und unteren Oder aus. Am 29. Juni erschienen sie mit Heeresmacht vor Havelberg; die Stadt wurde angegriffen und genommen, die sächsische Besatzung niedergemacht, die bischöfliche Kirche vernichtet. Drei Tage nachher wurde um Mitternacht auch Brandenburg von den Wenden angegriffen; der Bischof und die Besatzung ergriffen schleunigst die Flucht; der zurückgebliebene Theil der Geistlichkeit wurde theils ermordet, theils gerieth er in Gefangenschaft; das Grab des Dodilo, des zweiten Bischofs der Stadt, rissen die Wenden auf und beraubten den Leichnam mit wilder Habgier seines kostbaren Schmucks; die goldenen und silbernen Kirchengeräthe theilten die Sieger. Und bald darauf erhoben sich auch die Abodriten unter ihrem Herzog Mistui; sie freilich mehr voll Erbitterung gegen die Herrschaft der Sachsen, als Feinde des Christenthums, dessen Ordnungen sich damals noch unter ihnen erhielten. Mistui erschien zuerst vor dem Kloster des heiligen Laurentius zu Kalbe an der Milde und steckte es in Brand. „Die Unseren," sagt Thietmar von Merseburg, „flohen wie Hirsche vor den Wenden, „denn das Unrecht, das jene begangen hatten, flößte ihnen Furcht „und Entsetzen, den Wenden aber die erlittene Schmach Muth und „Tapferkeit ein." Dann wandte Mistui mit den Abodriten sich gegen Hamburg; auch in diese Stadt wurde Feuer gelegt und sie der Plün-

derung preisgegeben. Herzog Bernhard, der gegen die Dänen im 983. Felde lag, konnte Hamburg vor dem verheerenden Sturm der Abodriten nicht wehren, Sachsen schien schutzlos den Wenden überlassen; endlich aber griffen doch die Fürsten Sachsens gegen den gemeinsamen Feind zu den Waffen. Es sammelte sich ein Heer unter Dietrich, dem Markgrafen der Nordmark, dessen Länder hauptsächlich von dem Einfall betroffen waren; zu ihm stießen Rikdag und Hodo, die Markgrafen von Meißen und von der Lausitz, nebst vielen anderen Grafen und Herren, auch der Erzbischof von Magdeburg und der Bischof von Halberstadt trafen mit ihren Kriegsmannen ein. Man rückte den Wenden entgegen, die schon 30,000 Mann stark über die Elbe bis zur Tanger schweiften und Alles verheerten. Hier begegnete man ihnen und erfocht einen namhaften Sieg, der die Wenden nöthigte sich über die Elbe zurückzuziehen. Aber damit schien es den sächsischen Herren genug; schon am Tage nach der Schlacht ging das Heer auseinander. Die Bisthümer Havelberg und Brandenburg, die Schöpfungen Ottos des Großen, waren vernichtet, von der Provinz des Erzbisthums Magdeburg fast die Hälfte verloren gegangen; die Nordmark fiel zum größten Theil in die Hände der Feinde, die Herrschaft der Deutschen über die wendischen Stämme, die von der mittleren Elbe bis zur Oder wohnten, war erschüttert, und der alte Götzendienst lebte hier mit neuer Macht wieder auf.

Die Nachricht von diesen Ereignissen mußte die Seele des Kaisers um so mehr beschweren, als Viele in ihnen eine göttliche Strafe für die leichtfertige Auflösung eines Bisthums, das sein ruhmreicher Vater sorglich begründet hatte, sehen wollten. Als nehmlich der erste Erzbischof von Magdeburg, Adalbert, am 20. Juni 981 gestorben war, hatte der ehrgeizige Bischof Gisiler von Merseburg sein Auge auf das reiche Erzstift gerichtet, und da er bei dem jungen Kaiser in hoher Gunst stand, von ihm das Versprechen erwirkt, ihn mit Magdeburg zu investiren. Aber die Kirchengesetze untersagten den Uebergang von einem Bisthum zum andern, deshalb mußte, um den Ehrgeiz und die Habgier dieses Menschen zu befriedigen, das Bisthum des heiligen Laurentius, das zum Andenken an seinen Ungernsieg der große Otto gestiftet und mit besonderer Sorgfalt gepflegt hatte, vernichtet werden; nach dem Willen des Kaisers und durch den Beschluß eines römischen Concils wurde das Bisthum Merseburg aufgehoben und seine Bestandtheile unter andere Kirchen vertheilt. „Wie eine gefangene Wendenfamilie, deren Glie„der als Sklaven verkauft werden,“ sagt Thietmar, „wurden die Stücke „der Diöcese Merseburg und alle Besitzthümer der Kirche hierhin und

983. „dorthin zerrissen.“ Halberstadt, Zeiz und Meißen theilten den Raub, selbst Gisiler bereicherte sich noch an demselben, indem er die reichen Schenkungsurkunden theils verbrannte, theils auf Magdeburg umschreiben ließ. Schwerer Tadel traf deshalb den Kaiser und nicht mit Unrecht; man erzählte sich von Gesichten, in denen der heilige Laurentius harte Strafen dem Zerstörer seines Bisthums angedroht habe. Ein frommer Mann sah einst — so sagte man — im Geiste den Kaiser im Kreise seiner Fürsten auf goldenem Throne sitzen, und es war ihm, als ob der heilige Laurentius mitten in diese Versammlung träte, mit zornigen Blicken auf den Kaiser losginge und ihm die silberne Bank unter den Füßen fortzöge. Einer von den Umstehenden fragte erzürnt, wer den Kaiser in seiner Herrlichkeit also zu verunglimpfen wage, Laurentius aber antwortete: „Macht der Kaiser den Schimpf „nicht gut, den er mir angethan hat, so stürze ich ihn alsbald von „seinem Throne.“ Der Kaiser hörte hiervon, aber er wollte oder konnte nicht rückgängig machen, was eben geschehen war. Deshalb, meinten Viele, käme jetzt Unglück über Unglück auf ihn, es sei der Zorn des heiligen Laurentius, der so schwer auf ihm laste. Und wohl mochten solche Gedanken endlich auch die Seele des hochherzigen Kaisers beschleichen, als ein Unheil nach dem andern, wie die Gerichte Gottes über sein Haupt hereinbrach.

Jener rastlosen Thätigkeit, diesen fürchterlichen Schlägen des Schicksals und den immer neu erwachsenden Sorgen unterlag endlich die Kraft des Jünglings. Die Leiden der Seele wirkten auf seinen sonst kräftigen Körper. Die Krankheit schien zuerst nur unbedeutend, mit der Hast und Ungeduld, die ihm eigen war, nahm er die Arznei im Uebermaß. So steigerte sich das Uebel statt gehoben zu werden. Ein großer Blutverlust trat ein, dann Fieber; schon nach wenigen Tagen war alle Hoffnung für seine Erhaltung verschwunden. Er selbst sah, daß es mit seinem Leben zu Ende gehe und traf seine letzten Verfügungen: seine ganze Baarschaft theilte er in vier Theile, den ersten derselben vermachte er der Peterskirche zu Rom, den zweiten übersandte er seiner Mutter und seiner einzigen Schwester Mathilde als Beweis treuer Liebe, den dritten seinen Kriegern, welche die Liebe zu ihm und den Gehorsam höher geachtet hatten, als Leben und Vaterland, den vierten endlich bestimmte er den Armen. Dann empfing er die letzten Tröstungen der Kirche. In Gegenwart des Papstes, mehrerer Bischöfe und Priester, im Beisein seiner Gemahlin und vieler anderen Getreuen legte er in lateinischer Sprache mit lauter Stimme in den gläubigsten Worten sein Bekenntniß zum Glauben

der Kirche ab und beichtete seine Sünden; als er darauf die Absolution und das heilige Abendmahl erhalten, verschied er. Es war am 7. December 983. 983.

Er wurde in dem Paradies, der Vorhalle der Peterskirche, neben der Kapelle der heiligen Maria, mit den größten Feierlichkeiten unter vielen Thränen bestattet. Man legte ihn in einen einfachen Marmorsarg und deckte diesen mit einem mächtigen Porphyrsteine, der einst schon den Sarg Kaiser Hadrians geschlossen haben soll. Ueber dem Grabe, daß später durch ein Monument von Marmorsäulen verziert wurde, hing ein Mosaikbild, den Heiland darstellend, wie er zwischen den Aposteln Petrus und Paulus die Rechte zum Segen erhebt. Glücklich pries man Otto, daß er unter so vielen Kaisern allein seine Ruhestätte neben dem Apostel Petrus und dessen Nachfolgern an der heiligsten Stätte der Christenheit gefunden habe. Mit großer Rührung hat mancher deutsche Pilgersmann an dieser Grabstätte des Kaisers gedacht und hier für seine Seele gebetet.

Die alte Peterskirche mit ihrem Paradies ist längst verschwunden; an ihrer Stelle hat sich der glänzendste und stattlichste Bau der neueren Zeit erhoben, und vergebens würde man dort am Eingang das Denkmal des deutschen Kaisers suchen. Die Asche ruht jetzt in dem unterirdischen Theil der Kirche, den man die Vaticanischen Grotten nennt; dort sieht man auch noch jenes alte merkwürdige Mosaikbild von Ottos Grabmal. Aus dem Porphyrstein aber, der den Sarg einst verschloß, hat man das Taufbecken der Peterskirche gemacht, das nahe dem Eingange in der ersten Kapelle des linken Seitenschiffs steht. Da hat, der diese Blätter schrieb, oft gestanden und des unglücklichen Kaisers gedacht und der schönen Zeit unseres Volks, die mit ihm zum Ende eilte. Denn wahrlich! es war eine große und schöne Zeit, als unser Volk unter edlen und hochstrebenden Fürsten das Abendland vor der Zerstörungswuth barbarischer Stämme schützte, als es das Christenthum und mit ihm alle geistige Bildung nicht nur bei sich wahrte, sondern auch zuerst in Gegenden brachte, die bis dahin von keinem Strahl höherer Erkenntniß erleuchtet waren.

Gedanken ernstester Art über das Schicksal unseres Volks knüpfen sich an den Tod dieses jungen Kaisers. Welche Macht hatten die Deutschen unter seinem Großvater und Vater erlangt! Von Sieg zu Sieg waren sie geeilt; weiter und immer weiter waren die Grenzen ihrer Herrschaft vorgerückt; es schien, als würde sich noch einmal ein Weltreich, jenem römischen ähnlich, im Abendlande gestalten, als könnte sich vollenden, was einst dem Geiste Karls des Großen

983 vorgeschwebt hatte, daß sich die gesammte germanisch-römische Welt staatlich wie kirchlich in großartiger Einheit zusammenschlösse und so alle feindlichen Elemente sich dienstbar machte. Wohl fühlte man allmählich, als der große Otto gestorben war, daß der Lauf der Dinge sich ändere: im Innern des Reichs erhob sich der Aufruhr, der Uebermuth der Großen wuchs, an den Grenzen griffen die Feinde des Reichs zu den Waffen. Aber der junge Kaiser erhielt, wenn auch in schweren Kämpfen, unverkürzt die Macht und Ausdehnung des Reichs; nach sieben Jahren seiner Herrschaft konnte er mit Stolz sagen, das Reich blühe noch, wie zu den Zeiten seines Vaters. Jetzt hoffte er Raum zu finden, das Werk desselben würdig fortzusetzen, die Einheit des Reichs fester anzuziehen und durch Waffengewalt seine Herrschaft zu erweitern. Und wohl mochte man damals, als er Apulien den Griechen entriß und in Calabrien gegen die Araber vordrang, den Glauben hegen, er eile zu Siegen seiner Väter werth, und es sei ein eiteles Beginnen sich noch ferner den deutschen Waffen zu widersetzen. Aber es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und daß alle Macht und Größe auf Erden ihre Schranke finde. Rasch nacheinander waren Segnungen jeder Art dem deutschen Volke zugefallen, doch rascher brach das Unglück herein. In einem Jahre schwand der Ruhm deutscher Unüberwindlichkeit im Norden und Süden; unter den Schwerdtern der Sarazenen erlag in Calabrien die Blüthe der deutschen Ritterschaft, und vor den Schwärmen der Wenden flohen die sächsischen Ansiedler jenseits der Elbe. Die Macht eines Kaisers sank in das Grab, und das königliche Scepter wurde in die Hand eines Kindes gegeben. —

Kaiser Otto II. hatte ein Alter von achtundzwanzig Jahren erreicht und länger als dreiundzwanzig Jahre den königlichen, beinahe siebzehn Jahre den kaiserlichen Namen geführt; länger als ein Jahrzehend hatte er nach seines Vaters Tode allein das Reich regiert. Theophano hatte ihm vier Kinder geboren; drei Töchter, Adelheid, Sophie und Mathilde, und jenen einzigen Sohn, der bereits zu Verona zum Könige Deutschlands und Italiens gewählt war. Von den Töchtern Ottos II. bestimmten sich Adelheid und Sophie später nach dem Wunsche ihrer Mutter dem klösterlichen Leben und wurden Aebtissinnen der beiden großen Stiftungen des sächsischen Hauses zu Quedlinburg und Gandersheim; Mathilde vermählte sich, dem Zuge ihres Herzens folgend, mit Ehrenfried, dem Sohne des lothringischen

Pfalzgrafen Hermann, und wurde die Mutter von Söhnen, die sich im deutschen Reiche und in der deutschen Kirche einen ehrenvollen Namen gewannen. [illegible].

11.

Die Kämpfe um die Vormundschaft für Otto III.

Am Weihnachtsfeste des Jahres 983 wurde zu Achen der vierjährige Otto III., wie es sein Vater angeordnet hatte, von den Erzbischöfen Willigis von Mainz und Johann von Ravenna zum König gekrönt. Noch waren die Fürsten bei den Lustbarkeiten, welche die Krönung zu begleiten pflegten, vereinigt, als die große Trauerkunde von Rom eintraf. Wie wurde da den Spielen des Festes ein schleuniges Ende bereitet! Auf das Frohlocken der Freude folgte Jammer und Wehklagen. Alle betrauerten den muthigen, mannhaften Kaiser, der in frischester Jugendkraft und in so bedrängter Zeit dem Reiche entrissen war; selbst die ihn in den Tagen der Macht und des Glücks verunglimpft und angefochten hatten, bekannten jetzt, er sei ein Schutz und Schirm seinem Volke, der Schrecken der Feinde gewesen.

Denn wahrlich Jeder mußte es empfinden, in eine wie schwierige und drangvolle Lage man versetzt war! Rings war man von erbitterten Feinden umgeben; ein gefährlicher Aufstand im Innern war nur mit genauer Noth vor wenigen Jahren überwältigt; ein Reich, das mehr, als jedes andere, durch die persönliche Kraft und unmittelbare Thätigkeit großer Herrscher begründet war und dadurch allein zusammengehalten schien, sollte der leitenden Hand eines Mannes entbehren und kam unter die Herrschaft eines hülflosen Kindes. Wie? Wenn die Theile sich nun doch vom Ganzen lösten, wozu sie schon so oft die Neigung gezeigt hatten; wenn der Glaube an die Zusammengehörigkeit der deutschen Stämme als eines Volkes, so sorglich von den Ottonen gepflegt, dennoch nicht tiefe Wurzeln geschlagen hätte; wenn dann sich die in heißen Kämpfen mühevoll zurückgedrängten barbarischen Stämme abermals über die deutschen Länder ergossen und das gespaltene Reich sich dienstbar machten? Spurlos da-

983. hinschwinden konnte freilich die Idee des Kaiserthums kaum wieder, viel zu tief und mächtig hatte sie dazu bereits die Zeit ergriffen; aber wohl war es fraglich, ob unter der Ungunst der Verhältnisse die deutsche Nation das Kaiserthum würde behaupten, und wenn ihr selbst dies gelänge, wie weit sie ihm würde Einfluß und Anerkennung bewahren können. Es stand Alles auf dem Spiele: Einheit, Freiheit, Größe und Macht des deutschen Volks.

Keinem der deutschen Fürsten konnte es zweifelhaft sein, daß das zu Verona mit Einstimmigkeit gewählte und zu Achen feierlich gekrönte und gesalbte Kind der rechtmäßige König Deutschlands und Italiens sei und daß ihm allein auch das Anrecht auf die kaiserliche Krone zustehe; aber wohl gab es Manche, die meinten, man sei, da dieses gekrönte Kind eine königliche und kaiserliche Macht nicht zu üben vermöchte und das Reich der ganzen Kraft eines Mannes bedürfe, mit Nichten an den dem Knaben geleisteten Eidschwur gebunden und müsse sich einen andern König wählen. Wie jedoch der Eidbruch den deutschen Seelen widerstrebte, verführte solche Meinung nicht die Mehrzahl der Fürsten, und bald drängte sich Alles in die eine Frage zusammen, wer die Vormundschaft über den kleinen König führen, in wessen Hand damit die Regierung des Reichs gelegt werden solle.

Weder Reichsgesetze, noch das Herkommen gaben auf diese Frage eine entscheidende Antwort. In den frühesten Zeiten war bei den deutschen Stämmen die vormundschaftliche Regierung für einen minderjährigen König von dem nächsten männlichen Verwandten desselben geführt worden, aber man war später vielfach von dieser Regel abgewichen und hatte entweder der Königin-Mutter oder dem Reichsadel das Regiment übertragen. Im byzantinischen Reiche, dessen Einrichtungen bereits vielfach auf das abendländische Kaiserthum einwirkten, führte die Kaiserin-Mutter gemeinhin für ihren minderjährigen Sohn entweder selbst die Regierung oder übertrug sie mit ihrer Hand einem Mitregenten. An eine aus geistlichen und weltlichen Fürsten zusammengesetzte vormundschaftliche Regierung scheint damals Niemand gedacht zu haben, und so schwankten alsbald die Meinungen nur darüber, ob Theophano als Kaiserin-Mutter oder der geächtete und verhaftete Heinrich von Baiern als nächster Stammvetter des Königs die Zügel der Regierung ergreifen sollte. Von Theophanos Regierung war vorauszusehen, daß sie den bestehenden Zustand der Dinge möglichst erhalten würde; Heinrich dagegen an die Spitze des Reichs zu stellen, das kam einer vollständigen Umwandlung aller inneren Verhältnisse Deutschlands gleich. Gegen Theophano sprach,

daß sie ein Weib und von griechischem Stamme war; für Heinrich 983.
sein Geschlecht und sein deutsches Blut. Theophano mußte für die Rechte und die Macht ihres Sohnes kämpfen; von Heinrich war zu befürchten, daß er die Vormundschaft nur benutzen würde, um selbst die Krone zu erlangen, nach der er gleich seinem Vater bereits früher die Hand ausgestreckt hatte.

Ehe noch die Fürsten eine Entscheidung getroffen hatten, trat bereits Heinrich selbst mit seinen Ansprüchen auf. Als die Nachricht vom Tode des Kaisers eingelaufen war, hatte ihn sogleich Bischof Folkmar von Utrecht der Haft entlassen, in der er mehr als fünf Jahre geschmachtet hatte. Mehrere seiner alten Anhänger hatten sich sogleich an ihn angeschlossen; von diesen unterstützt, begab er sich im Anfange des Jahres 984 nach Köln, wo das königliche Kind unter 984.
der Obhut des Erzbischofs Warin verweilte. Der Erzbischof übergab Heinrich das Kind, und öffentlich erklärte sich nun dieser als den gesetzlichen Vormund des Königs und Reichsverweser. Wohl Wenige mochten schon damals daran zweifeln, daß Heinrich unter dem Schein der Vormundschaft das Reich für sich selbst gewinnen wolle, dennoch fehlte es ihm nicht an einem bedeutenden Anhang. Seine alten Freunde erhoben sich wieder; Bestechungen und Versprechungen gewannen ihm neue; Manche fielen ihm aus Abneigung gegen das Regiment einer Griechin zu; Andere in der Meinung, daß nicht ein Weib oder ein Kind das Reich in so bedrängter Lage retten könne, sondern nur die Regierung eines kräftigen Mannes, wie es Heinrich sei. Besonders waren es die lothringischen Bischöfe, die sich sofort für ihn erklärten; außer Warin von Köln auch Erzbischof Ekbert von Trier, obwohl er von Otto II. erhoben und auf das Höchste geehrt war. Köln und Trier waren, wie es scheint, gegen des Kaisers Hinterlassene vornehmlich dadurch gereizt, daß sie gegen den Erzbischof von Ravenna bei der Krönung zurückgesetzt waren. So gewichtig der Beistand dieser Erzbischöfe auch für Heinrich war, so fiel doch noch mehr in die Wagschale, daß sich auch Bischof Dietrich von Metz alsbald ihm anschloß. Dieser, ein Verwandter des kaiserlichen Hauses und in der letzten Zeit der vertrauteste Rath des verstorbenen Kaisers, der Mitwisser aller seiner Absichten und Pläne, war im Groll von der trauernden Kaiserin zu Rom geschieden. Wir wissen nicht, wodurch sie den ehrgeizigen und vielgewandten Bischof beleidigte, aber gewiß ist, daß er kaum die Alpen überstiegen hatte, als es Heinrich durch Geld und Versprechungen leicht gelang, ihn auf seine Seite zu ziehen. Seitdem war Dietrich auf alle Weise bemüht das Ansehn

984. der Kaiserin in Deutschland zu untergraben. Durch schamlose Verleumdungen suchte er seinen argen Verrath zu bemänteln; nicht allein eines leichtfertigen Lebenswandels klagte er Theophano an, sondern sogar einer schändlichen Schadenfreude über die Niederlage der Deutschen. Sie habe ihren Spott darüber gehabt, verbreitete er, daß die gepriesene Tapferkeit des deutschen Volks so leicht der griechischen List erlegen sei.

Aber Heinrichs Sache war damit in Lothringen noch keineswegs gewonnen. Einige Bischöfe, wie Rotger von Lüttich, Gerard von Toul und Rothard von Cambray, widerstanden allen Künsten der Verführung, und zugleich erwachte in einem von Otto II. zu großem Ansehen erhobenen gräflichen Geschlechte des Landes Heinrich ein Widerstand der allergefährlichsten Art. Das Haupt dieses Geschlechts war jener Graf Godfried, dem der verstorbene Kaiser zu den ererbten Grafschaften von Verdun und in dem Ardennerlande noch den reichen Hennegau verliehen hatte; so eben war dann auch Godfrieds Sohn Adalbero durch kaiserliche Gunst mit dem Bisthum Verdun investirt worden, so daß die ganze geistliche und weltliche Macht in der Stadt und dem Sprengel von Verdun jetzt bei dieser Familie stand. Schon durch die Dankbarkeit und ausdrückliche Verpflichtungen der Ehre und Treue war Godfried mit den Seinen an die Wittwe und an den Sohn Ottos II. geknüpft, aber vornehmlich waren es doch die Verbindungen seines Hauses in Frankreich, die sein Verhalten damals bestimmten. Durch den Einfluß Ottos des Großen war ein Bruder Godfrieds, Adalbero mit Namen, bereits im Jahre 969 auf den erzbischöflichen Stuhl von Reims erhoben; er hatte sich dort durch eine erhebliche Reform der Geistlichkeit die größten Verdienste erworben, sich aber bei den schwankenden Verhältnissen des Landes von jeher enger an die mächtigen Herrscher in Deutschland, als an den Schattenkönig angeschlossen, der über Reims gebot. Bei dem Zuge Ottos II. gegen Paris hatte Adalbero offen Partei gegen Lothar genommen und die Deutschen auf alle Weise begünstigt; mit Recht deshalb seinem Könige verdächtig, hatte er sich nur mit Mühe in seiner Würde behauptet und bis zu der Aussöhnung des Kaisers mit Lothar in steter Furcht und Besorgniß geschwebt; obschon er dann wohl für den Augenblick gesicherter war, hatte er dennoch aufs Neue durch ein Gelöbniß unverbrüchlicher Treue, das er dem Kaiser und dessen Sohne leistete, sein Schicksal unmittelbar an das der Ottonen gekettet. Der Tag, an dem die Macht des kaiserlichen Hauses zusammenbrach, schien der letzte auch für die einflußreiche Stellung, die dieser

deutsche Mann in Frankreich gewonnen hatte. So ist es denn leicht 984. erklärlich, daß die Brüder Godfried und Adalbero sofort als die entschiedensten Widersacher gegen Heinrich auftraten, den Widerstand gegen ihn in Lothringen belebten und die Schwankenden in der Treue zu erhalten suchten.

Ausgezeichnete Dienste leistete ihnen hierbei ein Mann, der, obgleich Franzose von Geburt, doch auf die Geschicke auch unseres Volks einen erheblichen Einfluß geübt hat; ein Mann, der aus niederem Stande entsprossen, sich durch außerordentliche geistige Fähigkeiten zu den höchsten Ehren der Welt aufschwang, und der dennoch berühmter geworden ist durch den Glanz seines wissenschaftlichen Genies, als durch alle Ehren, die ihm zu Theil wurden. Es war Gerbert, dessen frühere Schicksale wir hier, wo wir zuerst seiner gedenken, mit wenigen Worten berühren müssen.

Gerbert war um das Jahr 950 in der Auvergne geboren. Früh wurde er dem Kloster S. Gerald zu Aurillac übergeben und dort für das mönchische Leben erzogen. Schon als Knabe gewann er hier eine gute Ausbildung in der lateinischen Grammatik, und ein günstiger Zufall bot ihm die Gelegenheit sich später in Disciplinen zu unterrichten, die im Abendlande so gut wie vergessen waren. Der Graf Borrell von Barcelona kam nehmlich i. J. 967 auf einer Pilgerfahrt nach jenem Kloster; der Abt und die Brüder hörten von ihm, daß die Wissenschaften in der spanischen Mark eifrig gepflegt würden und daß namentlich die Mathematik, die Astronomie und die Theorie der Musik, welche Wissenschaften im engen Anschluß aneinander behandelt wurden und im Abendlande gänzlich danieder lagen, durch die Berührung mit den Arabern in Schwung gekommen seien; sie baten den Grafen ihren wißbegierigen und begabten jungen Klosterbruder mit sich nach Spanien zu nehmen. Gerbert begleitete also den Grafen auf seiner Heimreise und ging darauf in die Schule des Bischofs Hatto von Vich, der sich in jenen Gegenden als geschickter Lehrer einen Namen gemacht hatte. Schnell eignete Gerbert sich hier in den genannten Wissenschaften ungewöhnliche Kenntnisse an. Der arabischen Sprache scheint er zwar unkundig geblieben zu sein, aber er fand lateinische Uebersetzungen arabischer Bücher, und durch diese lernte er namentlich auch das arabische Ziffernsystem kennen, das er zuerst in Verbindung mit den Resultaten der griechischen Mathematiker brachte, die ihm durch Boethius und Beda überliefert waren. Wieder ein glücklicher Umstand führte Gerbert wenige Jahre später nach Rom. Im Jahre 970 begab sich Borrell in Begleitung des Bischofs Hatto dorthin,

984. und der Bischof erwählte den talentvollen Jüngling zu seinem Begleiter. Schon erregten die Kenntnisse Gerberts Aufsehen, und Papst Johann XIII., der für den jungen Mönch Theilnahme zeigte, empfahl ihn Otto dem Großen. Der Kaiser wünschte sehr den gelehrten, vielversprechenden Jüngling an seinen Hof zu fesseln, gab indessen auf dessen dringende Bitten nach, daß er nach Frankreich zurückkehrte, um seine wissenschaftlichen Studien dort zu vollenden. Von den sieben freien Künsten, wie man sie damals lehrte, fehlte Gerbert nur noch die Dialectik, in der man den Abschluß der gesammten gelehrten Bildung sah. Reims hatte durch das Studium der Dialectik längst einen Namen; Gerbert begab sich deshalb nach Reims, wo er an dem Erzbischof Adalbero einen Gönner und bald einen Freund fand. Aus einem Schüler wurde Gerbert schnell zum Lehrer; Reims erhob sich durch Adalberos und Gerberts vereinte Bemühungen zur ersten Schule Frankreichs; von weit und breit strömten Gerbert vornehme Schüler in Masse zu. Gegen Weihnachten 980 begab sich der Erzbischof nach Italien und ließ sich von seinem gelehrten Freunde begleiten; zu Pavia begegneten sie dem jungen Kaiser Otto und seinem Hofstaate, in dem sich der gelehrte Otrik befand, zu jener Zeit der gefeiertste deutsche Gelehrte, „der Cicero Sachsens," der seit einer Reihe von Jahren der Schule zu Magdeburg einen besondern Glanz verlieh. Gerbert und Otrik, schon längst über manche dialectische Streitfragen entzweit, fanden Gelegenheit jetzt persönlich und zwar vor den Augen des Kaisers, den sie auf seiner Fahrt nach Ravenna begleiteten, ihre Kräfte zu messen, und Gerbert soll als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen sein. Er gewann sich hierdurch die Gunst des Kaisers in solchem Grade, daß dieser ihn dauernd an sich zu fesseln suchte. Gerbert erhielt die reiche Abtei Bobbio in Oberitalien, mit der auch die Grafschaft verbunden war; der Mönch von Aurillac trat hierdurch in die Reihe der italischen Reichsfürsten ein und leistete dem Kaiser den Lehnseid. Für äußeren Glanz und weltliche Ehre sehr empfänglich, schwelgte Gerbert in dem neugewonnenen Glück, aber es dauerte nur kurze Zeit. Rings von Feinden und Neidern umgeben, fühlte er sich, sobald sein mächtiger Gönner gestorben war, so unsicher in seiner Abtei, daß er schon gegen Ende des Jahres 983 sie flüchtig verließ. Nachdem er sich zu Pavia von der Kaiserin Adelheid verabschiedet hatte, kehrte er nach Reims zu seinem Freunde Adalbero zurück, der ihn mit offenen Armen empfing. Sein eigenes Interesse — denn er hatte die Hoffnung, unter günstigen Verhältnissen nach dem reichen Bobbio zurückzukehren, durchaus nicht aufgege-

den — wie das Interesse seines Freundes trieben ihn jetzt in gleicher 984. Weise in den Kampf gegen Heinrich. Eine unglaubliche Rührigkeit und Geschicklichkeit entfaltete er in demselben, wie er denn zu den seltenen Gelehrten gehörte, die in den weltlichen Dingen gleich heimisch sind, wie in dem Reich der Ideen, die von unbegrenzter Empfänglichkeit sich jeden Stoff aneignen, alle Verhältnisse durchschauen und bemeistern, denen die Hülfsmittel des Geistes nie versiegen und deren Kräfte auch die zerstreuteste Thätigkeit kaum zu erschöpfen scheint. Während Gerbert in Reims seine Studien verfolgte und zugleich bald als Lehrer wieder auftrat, unterhielt er unausgesetzt Verbindungen mit allen einflußreichen Persönlichkeiten des deutschen und französischen Reichs; sein Briefwechsel, der uns zum Theil erhalten ist, ging nach allen Seiten, während er zugleich persönlich die wichtigsten Verhandlungen, von Stadt zu Stadt in Lothringen und den nordfranzösischen Provinzen umherreisend, anbahnte und führte. Alle seine Bestrebungen aber liefen damals, hauptsächlich von Adalbero geleitet, auf den einen Zielpunkt hinaus, Lothringen Heinrich zu entwinden und Otto III. zu erhalten.

Adalbero und die Seinen hegten die Besorgniß, daß König Lothar sich für Heinrich erklären würde und sie, so in die Mitte zwischen zwei Feuern gestellt, den Händen ihrer Gegner nicht entrinnen könnten. Da aber geschah, was Niemand erwartet hatte: Lothar trat öffentlich gegen Heinrich auf, nahm selbst die Vormundschaft als Oheim des jungen Königs in Anspruch und gab den Entschluß zu erkennen, ihn Heinrichs Händen zu entreißen. Obwohl seine Absicht dabei keine andere war, als sich sein angebliches Recht auf die Vormundschaft mit der Abtretung Lothringens von Heinrich abkaufen zu lassen, entsagte er doch zum Schein öffentlich allen seinen Ansprüchen auf Lothringen und betheuerte weder seinem Neffen die Krone entreißen, noch sich in die Mitregentschaft des deutschen Reichs eindrängen zu wollen. Mochten nun Godfried, Adalbero und ihr Anhang diesen Versprechungen Glauben schenken oder nicht, sie konnten nicht parteilos inmitten Heinrichs und Lothars stehen bleiben und schlossen sich daher sogleich ohne allen Rückhalt Lothar an, der von dem Augenblick an seine Partei in Lothringen mächtig anwachsen sah. Es kam ihm sehr zu Hülfe, daß gerade damals eine größere Eintracht in seiner Familie herrschte, als seit langer Zeit; er hatte sich nicht nur mit seinem Bruder Karl, Herzog von Niederlothringen, ausgesöhnt, sondern auch mit seinem Vetter Hugo Capet und dessen Brüdern ein Freundschaftsbündniß geschlossen, das schon dadurch von großem

984 Einfluß auf die obwaltende Frage war, daß Beatrix, Hugo Capets Schwester, damals für ihren Sohn Dietrich in Oberlothringen die herzogliche Gewalt übte. Die meisten lothringischen Großen leisteten deshalb Lothar als Vormund ihres rechtmäßigen Königs den Eid der Treue und stellten sogar Erzbischof Adalbero von Reims, der jetzt ein Herz und eine Seele mit seinem Könige schien, als Unterpfand ihrer Treue Geißeln. Selbst Ekbert von Trier sagte sich wieder von Heinrich los, und Dietrich von Metz zog sich, von der allgemeinen Verachtung getroffen, ganz von der Welt zurück; von allen Parteien gemieden, fand er bald darauf ein unbeklagtes Ende.

Kaum hatte sich Heinrich im Besitz Lothringens gesichert geglaubt, so sah er plötzlich die ganze Lage der Dinge geändert. Aber er war klug genug die letzten Absichten Lothars zu durchschauen; er sandte deshalb unverzüglich einen Unterhändler an ihn ab, versprach ihm Lothringen, wenn er von der Vormundschaft abstände und ihm die Länder östlich vom Rhein überließe, und verlangte zugleich eine persönliche Zusammenkunft binnen kürzester Frist; am 1. Februar werde er zu dem Ende sich selbst zu Breisach am Rhein einstellen. Lothar ging auf Heinrichs Anerbieten ein, schloß einen förmlichen Vertrag mit ihm und begab sich mit seinem Sohne Ludwig, der bereits zu seinem Nachfolger erwählt und gekrönt war, nach Breisach. Aber Heinrich ließ sich hier vergeblich erwarten; schon beschlich ihn die Furcht, sein ganzer Anhang möchte ihn zu derselben Stunde verlassen, wo er offenkundig Lothringen dem Westreiche überließe. Mit Recht mußte Lothar über Heinrichs Ausbleiben unzufrieden sein, und so lockerte sich ihr Bund, ohne sich jedoch völlig zu lösen.

Lothars Absichten auf Lothringen waren jetzt kein Geheimniß mehr; daher brachen die Königlichen noch schneller das ihm geleistete Versprechen, als sie es gegeben hatten. Kaum entkam Lothar auf dem Rückwege von Breisach ihren Händen. Die Königlichen griffen in Lothringen überall zu den Waffen, und Adalbero gerieth in Reims, wo er in den Händen des Königs war, in eine so gefahrvolle Lage, daß er sich sogar im Geheimen mit Heinrich auszusöhnen suchte. Nur durch einen Krieg konnte Lothar jetzt Lothringen gewinnen, und schon im Anfang März drang er mit Heeresmacht in Lothringen ein und ging zuerst auf Verdun los. Aber Adalberos Bruder Gottfried vertheidigte wacker seine Stadt, und nur ein unglücklicher Zufall brachte Verdun nach einer Belagerung von etwa zwei Wochen in die Hände der Franzosen. Bei einem Ausfall wurde nehmlich Gottfried

mit seinem Sohn Friedrich und seinem Oheim Siegfried gefangen. 984.
Aber daß Lothar tiefer in Oberlothringen eindrang, verhinderten die Königlichen, vor allem die Söhne Godfrieds. Auch in Niederlothringen, auf das Lothar dann seinen Angriff richtete, waren sie es vornehmlich, die die Vertheidigung des Landes leiteten. Nachdem Lothar vielfach die Sprengel von Cambray und Lüttich verwüstet hatte, kehrte er in sein Reich zurück. Verdun blieb in Lothars Händen, die gefangenen Grafen führte er heim; sonst war dieser Angriff auf Lothringen ohne nachhaltige Erfolge gewesen.

Heinrich hatte sich, während er Lothringen Lothar überließ, nach Sachsen begeben. Er fand hier zuerst keinen erheblichen Widerstand, indem sich besonders die Geistlichkeit für die von ihm beanspruchte Vormundschaft erklärte. Vor Allem trat Erzbischof Gisiler auf seine Seite, der Mann, den Otto II. bis zur Unbill begünstigt und erhoben hatte. Zum Palmsonntag berief Heinrich alle geistlichen und 16. März.
weltlichen Großen Sachsens zu einem Landtage nach Magdeburg und legte hier, durch seine ersten Erfolge ermuthigt, bereits unverhohlen seine Absicht an den Tag, die Krone dem Kinde zu entreißen, um mit derselben sein eigenes Haupt zu zieren. Er fand indessen nicht die erwartete Zustimmung; man wagte zwar nicht offen und entschieden seinem verbrecherischen Plane zu begegnen, ja Manche versprachen ihm sogar zu huldigen, wenn das Kind, dem sie bereits geschworen hätten, sie ihres Eides entbinde, aber nicht Wenige verschmähten denn doch ein so nichtiges und betrügliches Spiel mit Eiden, und entfernten sich heimlich, schon auf Mittel und Wege sinnend, das königliche Kind den Händen Heinrichs zu entwinden.

Heinrich ging indessen kecken und hastigen Schritts auf sein letztes Ziel los. Am Osterfest, das er zu Quedlinburg verlebte, trat er mit königlicher Pracht auf, ließ sich von den Seinigen als König anreden und von seinen alten Verbündeten, Boleslaw von Böhmen und Mieczislaw von Polen den Vasalleneid schwören; auch der Abodritenfürst Mistui erschien hier vor ihm, um ihm zu huldigen. Aber Heinrich irrte sich gewaltig, wenn er die übel gewonnene Herrschaft schon für gesichert hielt.

Gleich nach Ostern versammelten sich die ersten Männer vom sächsischen Adel in der Hesseburg unweit Wolffenbüttel. Es waren vor Allem der Herzog Bernhard, der Schwager des trefflichen Godfried von Verdun, Markgraf Dietrich von der Nordmark, der Pfalzgraf Dietrich mit seinem Bruder Siegbert, Eckard, ein Sohn des verstorbenen Markgrafen Günther von Meißen, durch persönliche Verdienste

984. schon damals einer der angesehensten Männer Thüringens, die Grafen Bio und Ezeko von Merseburg. Sie waren theils alte persönliche Feinde Heinrichs, theils ergebene Anhänger des Königshauses, das er aus der Herrschaft zu verdrängen suchte. Als sie daher in der Hesseburg zusammentraten, sagten sie Heinrich förmlich ab und schwuren aufs Neue ihren Eid dem jungen Könige. Sobald Heinrich von dieser Versammlung hörte, brach er von Quedlinburg mit einem bewaffneten Gefolge auf, denn er wollte die Versammlung, wenn er die Theilnehmer nicht durch Ueberredung gewönne, mit Gewalt auseinander sprengen. Als er nach der Pfalz Werla bei Goslar kam, nur drei Meilen noch von der Hesseburg entfernt, sandte er den Bischof Folkmar von Utrecht an die versammelten Fürsten ab, daß er die Künste der Ueberredung an ihnen versuche. Aber schon auf seinem Wege begegnete der Bischof den sächsischen Herren, die mit überlegenen Streitkräften gegen Heinrich anrückten; nur mit großer Mühe hielt er sie vom weiteren Vordringen zurück und vermochte sie auf kurze Frist Waffenstillstand zu schließen. Es wurde eine Tagfahrt anberaumt: da sollte sich Heinrich stellen und mit ihm über den Frieden unterhandelt werden.

Während die sächsische Geistlichkeit den Thronraub Heinrichs begünstigt hatte, war an dem weltlichen Adel des Landes sein Unternehmen gescheitert. Heinrich sah sich genöthigt Sachsen zu verlassen, um in den anderen deutschen Ländern sein Heil zu versuchen. Zuerst begab er sich nach Baiern, dem Lande seiner Geburt, das er vordem als Herzog verwaltet hatte. Ohne seiner Entsetzung zu achten trat er als der rechtmäßige Herr des Landes auf, und wirklich empfingen ihn alle Bischöfe freudig und begrüßten ihn als ihren Herzog und König. Auch manche weltliche Großen Baierns fielen ihm zu, aber es fehlte dennoch viel daran, daß er es hier zu allgemeiner Anerkennung gebracht hätte. Herzog Heinrich der Jüngere war nicht gewillt, um seines Vetters willen zum zweiten Male sein Herzogthum zu verlieren, und zeigte sich diesmal als der entschiedenste Vertheidiger der königlichen Sache, die zugleich seine eigene war. Zwischen den beiden Heinrichen kam es in Baiern zu einem inneren Kriege, der für den Usurpator sich nicht günstig gewandt haben muß, denn er verließ alsbald Baiern und wandte sich nach Franken, um auch dort sein Glück zu versuchen. Heinrichs Stern sah man bereits erbleichen.

Noch weniger, als in Baiern, hatte Heinrich in Franken und Schwaben zu hoffen; in diesen Ländern fand das königliche Haus

damals seine ergebensten Anhänger, und niemals hatte hier die Treue 984. gegen den jungen Otto geschwankt. Vornehmlich waren es Herzog Konrad von Schwaben, den Otto II. noch kurz vor seinem Tode mit dem Herzogthum belehnt hatte, und der Erzbischof Willigis von Mainz, welche die königliche Sache in allen Stürmen der Zeit aufrecht erhielten. Herzog Konrad war durch die Verbindungen seines aus Franken hervorgegangenen und dort ansässigen Geschlechts in Franken ebenso einflußreich, wie in Schwaben; und Willigis Kirchenprovinz dehnte sich vom Main bis zu den Alpen aus. Als die Erzbischöfe von Köln, Trier und Magdeburg den jungen König verriethen, als sich die meisten deutschen Bischöfe Heinrich anschlossen und keiner ihm offen entgegenzutreten wagte, da war es unfehlbar von der höchsten Bedeutung, daß sich gerade der erste Kirchenfürst im Reich mit Entschiedenheit des rechtmäßigen Königs annahm und kein Mittel unversucht ließ, um ihm die Krone zu erhalten. Denn nicht allein auf Franken und Schwaben beschränkte sich Willigis Wirksamkeit, sondern sie umfaßte das ganze Reich. Er war recht eigentlich der Mittelpunkt aller Bestrebungen für die gerechte Sache, und seine Verbindungen erstreckten sich über Deutschland hinaus auch auf Frankreich und Italien. Mit Adalbero von Reims, mit Gerbert, mit Allen, die in Lothringen für den König kämpften, stand er in stäter Unterhandlung; er unterstützte auf alle Weise die getreuen sächsischen Fürsten und hatte seine gesammten Lehnsmannen in Sachsen und Thüringen zu dem Tage auf der Hesseburg gesandt; er war es zugleich, der Theophano und Adelheid, die noch jenseits der Alpen verweilten, von Allem unterrichte, was diesseits geschah, und sie jetzt mit den sächsischen Getreuen auffordern ließ, unverweilt an den Rhein zu kommen, wenn sie die Herrschaft dem Sohne des Kaisers erhalten wollten.

Und wer war dieser Willigis, an dem alle Ränke Heinrichs scheiterten, der das Reich damals seinem rechtmäßigen König erhielt und dem dann später noch Heinrichs Sohn die Krone verdanken sollte; dieser Mann, der länger als ein Menschenalter auf die Geschicke unsres Vaterlands einen unberechenbaren Einfluß übte? Er war in niederem Stande in dem kleinen Orte Schöningen im Braunschweigischen geboren, doch waren seine Eltern freien Standes und setzten von früh an große Hoffnung auf den reichbegabten Knaben. Seine Mutter hatte, als sie schwanger war, ein merkwürdiges Gesicht gehabt: es war ihr, als ob aus ihrem Schoße die Sonne hervorleuchte und mit ihren flammenden Strahlen weithin die Welt erhelle. Willigis wurde für den geistlichen Stand erzogen und that

984. sich durch Einsicht und Geschicklichkeit bald so hervor, daß Otto I. ihn an seinen Hof zog und in die Kanzlei aufnahm. Hier diente er eifrig und treu dem großen Kaiser und dessen Sohne, und so hoch hielt Otto II. von Willigis geistigen Gaben, daß er, als das Erzbisthum Mainz im Jahre 975 erledigt wurde, ihm dasselbe übertrug und ihn damit zugleich zum alleinigen Erzkanzler für die deutschen Länder ernannte. Die spätere Sage erzählt, Willigis Vater sei ein Wagenbauer gewesen und die Mainzer Domherren, bitter darüber erzürnt, daß ihnen der Sohn eines Handwerkers zum Erzbischof gegeben sei, hätten, um ihn zu verhöhnen, mit Kreide an die Thüre seines Hauses Räder gemalt mit der Umschrift:

Willigis, Willigis,
Gedenk', woher du kommen bist;

er selbst aber habe sich seiner Abkunft so wenig geschämt, daß er vielmehr das Rad in sein Wappen aufgenommen hätte, und daher leite das weiße Rad auf rothem Grunde im Mainzer Wappen seinen Ursprung. Das ist eine spätere grundlose Mähre, aber gewiß ist, daß der Kaiser bei dieser Wahl heftigen Widerspruch erfuhr. Die Hofleute meinten, es gezieme sich nicht, daß den ersten deutschen Bischofsstuhl, den vor Kurzem noch ein Kaisersohn eingenommen hätte, ein Mann unedler Abkunft besteige; doch der junge Kaiser achtete auf solchen Widerspruch nicht, und die Folge erwies, wie vortrefflich seine Wahl gewesen war. Denn nicht nur diente Willigis, in dessen Händen die wichtigsten staatlichen und kirchlichen Angelegenheiten lagen, ihm selbst mit ausgezeichneter Treue, sondern er erhielt auch seinem Sohne die Krone, die er ihm zu Achen auf das Haupt gesetzt hatte. Willigis war es, der — um einen Ausdruck Gerberts zu gebrauchen — „das zarte Lamm dem Wolfe entriß und der Mutter zurückgab.“

Als Heinrich nach Franken kam, wurde ein Tag auf den Wiesen bei Bisenstätt unfern Worms und Heppenheim anberaumt. Hier erschien Heinrich mit seinem Anhang, ihm gegenüber Willigis und Herzog Konrad mit den fränkischen Großen. Heinrich versuchte alle Künste seiner Beredsamkeit, um die Franken wankend zu machen, aber Willigis und Konrad verharrten unerschütterlich in der Treue für den jungen König und hielten die schwankenden Gemüther aufrecht, so daß endlich die fränkischen Großen einmüthig den Beschluß faßten, bis zum letzten Athemzuge treu den Otto III. geschworenen Eid zu bewahren und gegen Heinrich als Thronräuber die Waffen zu ergreifen.

Einen solchen Widerstand hatte Heinrich nicht erwartet; er fühlte sich 984 einem Kampf mit den Franken nicht gewachsen; sein Muth war gebrochen, und er ließ sich sogar herab eidlich zu versprechen, er werde auf einem neuen Tage, der zu Rara (wahrscheinlich Groß-Rohrheim bei Worms) am 29. Juni abgehalten werden sollte, sich einstellen, um dort den königlichen Knaben seiner Mutter und seinen Getreuen auszuliefern.

Das war die erste große Demüthigung, die Heinrich erlitt, mit der er sein verwegenes Beginnen schon so gut wie aufgab. Die Festigkeit des Erzbischofs Willigis, der einmüthige Widerstand der fränkischen Großen, zugleich aber auch ein Umschwung der Dinge in Lothringen hatten so seinen Muth gebrochen.

Heinrich stand noch immer mit König Lothar im geheimen Bunde, und dieser hatte sich aufs Neue zu einem Angriff auf Lothringen gerüstet, das Heinrich ihm bereits preisgegeben hatte. Aber im Geheimen hatten sich Lothars Gegner in Lothringen, wie in seinem eigenen Reiche mit Hugo Capet und seinen Brüdern verständigt und Lothars Bund mit diesen seinen Vettern getrennt; dadurch war auch die Herzogin Beatrix von Oberlothringen, Hugo Capets Schwester, auf die Seite von Lothars Gegnern getreten, und durch sie kam weiter dann die capetingische Partei in Frankreich mit der königlichen in Deutschland in die engste Berührung. Gerbert zeigte in dieser Sache abermals die größte Thätigkeit, jetzt wohl mehr im Interesse seines Erzbischofs, als des jungen Königs. Als nun Lothar am 11. Mai seine Getreuen aus Frankreich und Lothringen zu Compiegne um sich versammelte, um dann sogleich seine Heerfahrt gegen Lothringen zu eröffnen: da erscholl plötzlich die unerwartete Kunde, Herzog Hugo habe 600 Ritter aufgebracht und eile herbei, um jene Versammlung zu sprengen. Sofort stoben die Anhänger Lothars auseinander, und jener Zug, auf den er und Heinrich große Hoffnungen gebaut hatten, mußte unterbleiben. Die Sache des königlichen Kindes schien auch in Lothringen schon gewonnen.

Zu derselben Zeit schmolz in Sachsen Heinrichs Partei mehr und mehr zusammen. Der Waffenstillstand, den die Königlichen mit ihm geschlossen hatten, war abgelaufen, und trotz seines verbürgten Worts hatte sich Heinrich zu der anberaumten Tagfahrt nicht gestellt. Die Königlichen griffen deshalb abermals zu den Waffen und überfielen eine Burg, Ala mit Namen, die einem der treuesten Anhänger Heinrichs in Sachsen, dem Grafen Ekbert, gehörte. Die Burg wurde erobert, und so Adelheid, der ältesten Tochter Ottos II., die Ekbert

984. hier in Haft gehalten hatte, die Freiheit zurückgegeben. Darauf griffen die Königlichen den Grafen Wilhelm, einen andern Genossen Heinrichs, an und umlagerten dessen Burg Weimar. Heinrich sah, daß seine Freunde in Sachsen in der größten Gefahr schwebten, und beschloß ihnen deshalb zur Hülfe zu eilen; aber er fand alle Zugänge des Landes von Süden und Westen her versperrt und keinen andern Ausweg, als sich nach Prag zu seinem Bundesgenossen Herzog Boleslaw zu begeben, um mit dessen Unterstützung durch die Mark Meißen von Osten her in Sachsen einzudringen. Ein böhmisches Heer geleitete Heinrich bis in die Gegend von Oschatz, wo er auf ihm ergebene Männer stieß und mit ihnen seinen Weg fortsetzte. Die Böhmen nahmen auf ihrem Rückzuge durch List die Burg Meißen ein, und Boleslaw, dem viel an dieser Grenzfeste gegen sein Herzogthum gelegen war, kam bald darauf selbst nach Meißen, um von der Burg Besitz zu ergreifen; er vertrieb sogar, um sich die Gunst der umwohnenden Wenden zu gewinnen, den Bischof Volkold und machte so auch dieser Stiftung Ottos des Großen für den Augenblick ein Ende. Schon zeigte sich deutlich, in welchen eigennützigen Absichten die slawischen Fürsten die Usurpation Heinrichs unterstützten.

Kaum hatten die Königlichen vernommen, Heinrich sei wieder in Sachsen, so brachen sie von Weimar auf und zogen ihm entgegen. Bei einem Orte, der Itteri genannt wird, begegneten sie ihm und lagerten sich, um ihn am andern Tage mit überlegenen Streitkräften anzugreifen. Heinrich fühlte sich ihnen in keiner Weise gewachsen und schickte den Erzbischof Gisiler als Unterhändler an sie ab, der aber nicht mehr erwirkte, als daß sie Heinrich freies Geleit durch das dicht von den Ihrigen besetzte Land zusicherten, wenn er das eidliche Versprechen wiederholen würde, den König zu Rara seiner Mutter auszuliefern, und sich zugleich entschlösse, alle seine Burgen in Sachsen, mit Ausnahme von Merseburg, Walbeck und Frosa, ihnen zu übergeben. Heinrich sah sich genöthigt auf diese Bedingungen einzugehen. Er leistete am folgenden Tage den verlangten Eid und überlieferte seine Burgen; dann ließ man ihn nach Merseburg ziehen, wo seine Gemahlin Gisela schon lange mit Ungeduld seiner wartete. Hier entließ er seine Freunde, nachdem er ihnen erklärt hatte, er entsage der Krone; er dankte ihnen für die bewiesene Treue und Anhänglichkeit und bat sie nur noch auf dem Tage von Rara zu erscheinen, damit er nicht als ein verlassener Mann schutzlos in die Hände seiner Feinde gegeben würde.

Indessen kam die Kaiserin Theophano über die Alpen. Sobald

sie von dem Auftreten Heinrichs gehört und vernommen hatte, daß ihr königlicher Sohn in der Gewalt ihrer Feinde sei, hatte sie Rom, das sie der Obhut des ihr ganz ergebenen Papstes anvertraute, verlassen und sich nach Pavia begeben. Hier verweilte noch die Kaiserin Adelheid als Statthalterin im lombardischen Königreich mit ihrer Tochter Mathilde. Bei den nahen Verhältnissen Adelheids zu Lothar und Heinrich war es von der äußersten Wichtigkeit, welche Stellung sie jetzt zu Theophano und ihrem Sohne einnehmen würde. Was nun aber auch in ihrem Herzen für jene Männer sprechen mochte, die Liebe zu ihrem Enkel, dem rechtmäßigen König, gewann doch leicht die Oberhand, und sie vergaß alles dessen, was sie sonst von Theophano getrennt hatte; zärtlich nahm sie die Schwiegertochter auf, tröstete sie und verband sich mit ihr auf das Engste, um die Krone dem kleinen Otto zu sichern. Als dann die Kaiserinnen Willigis nach Deutschland berief, zogen sie mit Mathilde über die Alpen; sie nahmen ihren Weg durch Burgund, wo sich König Konrad, Adelheids Bruder und Heinrichs Schwiegervater, ihnen anschloß; dann durch Schwaben, wo sie Herzog Konrad geleitete. So kamen sie rechtzeitig zu dem nach Rara anberaumten Tage und fanden hier alle ihre Anhänger versammelt, entschlossen dem rechtmäßigen Könige die Herrschaft zu sichern oder ihm treu zu sterben. Wirklich erschien auch Heinrich, diesmal seinem Worte getreu, mit dem königlichen Knaben, auch ihn begleitete ein zahlreiches Gefolge. Eine ungemein glänzende Versammlung hatte sich zusammengefunden; es waren nicht allein die weltlichen und geistlichen Großen der deutschen Länder, sondern auch viele angesehene Männer aus Italien und dem Westfrankenreiche, Burgund und den slawischen Gegenden aus erschienen; man fühlte es, daß hier über eine Frage entschieden werden mußte, von der die ganze Zukunft des Abendlandes abhing.

984.

29. Juni.

Wir kennen die Verhandlungen dieser so überaus wichtigen Versammlung nicht näher, aber so viel ist gewiß, daß sich Heinrich nicht ohne Weiteres ergab. Lange wurde noch mit Worten gestritten, die entgegenstehenden Parteien geriethen hart aneinander, als ein himmlisches Zeichen, wie erzählt wird, plötzlich die Gemüther umwandte. Man sah am Himmel am hellen Mittag einen Stern leuchten, den man für den Glücksstern des jungen Königs hielt; Alle, Weltliche und Geistliche, stimmten da ein Loblied an und drangen mit Gewalt in Heinrich, nicht länger vergeblich dem Willen des Himmels zu widerstreben. So überwältigt lieferte Heinrich den Knaben der Mutter und Großmutter aus, entsagte dem königlichen Namen

984. und entließ alle Reichsvasallen, die ihm gehuldigt hatten, feierlich der Pflicht. Sie Alle erhielten Verzeihung, nicht minder Heinrich selbst, für den sich sein Schwiegervater Konrad und viele angesehene Männer dringend verwandten; ja man machte ihm sogar Aussicht, daß er sein ererbtes Herzogthum Baiern zurückempfangen solle, obwohl man dies Heinrich dem Jüngern, der sich so treu in dieser Zeit zum König gehalten hatte, nicht ohne Weiteres entziehen konnte. Man schied also, ohne Alles verglichen zu haben, nachdem man jedoch zuvor die Kaiserin Theophano als Vormünderin ihres Sohnes und Reichsverweserin allgemein anerkannt hatte; die unverglichenen Punkte sollten auf einem neuen Tage, der abermals nach Bisenstätt berufen wurde, ausgetragen werden. Die Kaiserinnen begaben sich nach Sachsen, wo sie den jungen König zu ritterlicher Erziehung dem Grafen Hoiko übergaben. Heinrich ging nach Baiern; schon stand sein Sinn mehr nach seinem alten Herzogthume, als nach dem Reiche.

Viel war für die Herrschaft des königlichen Kindes gewonnen, aber doch noch nicht alle Gefahr beseitigt. Denn Heinrich, der nur bis zu dem Tage von Bisenstätt Waffenstillstand geschlossen hatte und bereits neue Streitkräfte um sich sammelte, um sich mindestens sein Herzogthum zu erkämpfen, stand noch immer mit König Lothar in Verbindung, und dieser richtete, da es ihm gelungen war sich mit Hugo Capet auszusöhnen, aufs Neue seinen Blick auf Lothringen. Unterstützt von Hugo Capet und von seinem eigenen Bruder Karl, der mit vielen Großen Lothringens in seinem Palaste erschienen war und seine Dienstleistungen ihm angeboten hatte, rüstete Lothar einen neuen Zug gegen das Ostfrankenreich, der aber durch die Herzogin Beatrix, die Schwester Hugo Capets, glücklich vereitelt wurde. Ihr Interesse trennte sich jetzt von dem ihres Bruders. Zum guten Glück für Otto III. starb am 7. September Bischof Dietrich von Metz, voll tiefer Reue über sein Vergehen; das reiche Bisthum Metz war erledigt, und Beatrix wünschte dasselbe für ihren jungen Sohn Adalbero. Sie erwirkte dies mit leichter Mühe von Adelheid und Theophano, verließ deshalb die Sache ihres Bruders und schloß sich ganz der königlichen Partei an, der sie nun die ausgezeichnetsten Dienste leistete. Durch ihre unermüdliche Thätigkeit zog sie bald alle Gegner der Theophano in Lothringen auf deren Seite hinüber und befestigte die Schwankenden in der Treue. Damit waren Lothars Pläne und zugleich die Hoffnungen, die Heinrich auf einen Einfall in Lothringen gegründet hatte, völlig vernichtet.

So kam der Tag von Bisenstätt heran, auch der von Worms genannt, denn man scheint an den beiden benachbarten Orten zugleich verhandelt zu haben. Am 19. October waren die Kaiserinnen mit dem königlichen Knaben zu Worms; auch Heinrich stellte sich ein, und fast alle Großen Frankens und Lothringens erschienen, um an den Reichsverhandlungen theilzunehmen. Diese führten alsbald dahin, daß alle lothringischen Großen aufs Neue dem jungen Kaiser Treue und Gehorsam gelobten. In dem Bewußtsein, daß man so kaum noch eine Gefahr zu fürchten habe, scheint man sich hier schon Heinrichs Ansprüchen auf Baiern weniger geneigt gezeigt zu haben, als früher; keinenfalls setzte Heinrich seine Absichten zu Worms durch, denn er griff bald darauf abermals zu den Waffen. Es entbrannte zwischen ihm und Heinrich dem Jüngern abermals die Fehde um das baiersche Herzogthum, die aber endlich durch einen Grafen Hermann zum Wohle des Reichs geschlichtet wurde. Heinrich der Jüngere, der sich in diesem Kampfe nicht recht behauptet haben muß, erklärte sich bereit dem baierschen Herzogthum zu entsagen, wenn ihm Kärnthen und die italische Mark erhalten blieben. Als nun im Anfange des Jahrs 985 die Kaiserinnen sich mit dem König zu Frankfurt aufhielten, erschien Heinrich vor ihnen, demüthigte sich tief, gestand im Angesichte alles Volks reuevoll seinen Fehltritt ein und bat um Gnade. Nachdem er dann mit zusammengelegten Händen in die Hand des kleinen Königs den Vasalleneid geleistet und gelobt hatte mit unverbrüchlicher Treue hinfort als sein Mann zu dienen, wurde er aufs Neue mit Baiern belehnt und trat in die Rechte wieder ein, die ihm als nächstem Verwandten des Königs gebührten.

984.

985.

Das nächste Osterfest feierte die kaiserliche Familie zu Quedlinburg; hier dienten dem kleinen König die Herzöge von Sachsen, Schwaben, Baiern und Kärnthen zu Tische, wie es einst bei der Krönung Ottos des Großen zu Achen geschehen war; hier erschienen auch am Hofe Boleslaw und Mieczislaw, der Böhmen- und Polenherzog, unterwarfen sich dem Kinde und leisteten ihm den Vasalleneid. Nur mit König Lothar blieben die Sachen unausgetragen, da er den Grafen Godfried und die Stadt Verdun nicht ausliefern wollte; aber es war bei der durch die Herzogin Beatrix in Lothringen hergestellten Eintracht nicht mehr zu besorgen, daß es Lothar gelingen würde dieses Land vom deutschen Reiche zu trennen. So war denn die Ruhe im Innern hergestellt, die Achtung nach Außen hin bewahrt, das Kind auf dem Throne seines Vaters gesichert, und die griechische

985. Kaisertochter herrschte mit kaiserlicher Macht als Vormünderin ihres Sohns über das abendländische Reich.

Herzog Heinrich war auf denselben Wegen gewandelt, die einst sein Vater in jungen Jahren betreten hatte; er war zu demselben Ziele gelangt, wie jener, zu der Einsicht, daß kein Heil sei, als in der Unterwerfung unter das von Gott geordnete Königthum. Seine Reue war aufrichtig, wie sein ganzes späteres Leben und sein Tod zeigten. Das Volk vergaß bald den Namen „des Zänkers“ und nannte ihn „den Friedfertigen;“ nirgends in den deutschen Ländern war in der Folge der Landfriede besser bewahrt, als in Baiern, wo man Heinrich als „Vater des Landes“ pries; als er zehn Jahre später seinem Ende nahe war, war seine letzte Ermahnung an seinen Sohn: „Widersetze dich nie deinem König und Herrn! Ich fühle tiefe Reue, „daß ich dies jemals gewagt habe.“

Heinrich sah in dem schlimmen Ausgang seines Unternehmens ein Gottesurtheil; nicht anders das deutsche Volk, das zu jener Zeit sang:

> König sein wollt' Herzog Heinrich,
> Gott im Himmel wollt' es nicht.

Fragt man sich aber, wie es zu diesem Ausgang kam, so war es doch hauptsächlich die Persönlichkeit des Erzbischofs Willigis, welche die Entscheidung herbeiführte. Dieser Mann, der Sohn eines freien niedersächsischen Bauern, gewann, ganz durchdrungen von den Ideen der Reichseinheit, wie sie die beiden Ottonen ausgebildet hatten, einem kühnen und verschlagenen Fürsten, der so viele Kaiser, Könige und Herzöge zu seinen Ahnen zählte und dessen Absichten die Zeitumstände auf wunderbare Weise zu begünstigen schienen, den vollständigsten Sieg ab; der stolze Fürst mußte sich vor dem sächsischen Bauerssohn auf das Tiefste demüthigen. Es war aber weniger die Geistlichkeit, die Willigis in diesem Kampfe unterstützte — wenigstens in Sachsen, Baiern und Lothringen war sie im Anfang überwiegend auf Heinrichs Seite — als vielmehr der weltliche deutsche Adel, der sich in den meisten Gegenden alsbald für den rechtmäßigen Herrn erhob. Einzelnes ist dann wohl in dem Streite durch das Waffenglück entschieden worden, aber bei Weitem nicht Alles, ja nicht einmal die Hauptsache. Es ist eine irrige Annahme, daß zu jener Zeit Alles nur auf das Recht der Faust gestellt gewesen sei und daß jedwede Entscheidung über staatliche Verhältnisse allein auf der Fülle äußerer Machtmittel, welche die Gewalthaber entfalten konnten, beruht habe. Aller-

dings war es in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts kaum 985.
anders, und auch in der Zeit, von der wir hier sprechen, war es mehr noch die äußere Macht, welche die Welt beherrschte, als politische Ideen und Combinationen, aber man wußte dabei doch schon recht gut, welchen Einfluß der Geist auf die weltlichen Verhältnisse übt, und man kannte eine Politik, die sich geistiger Mittel zu ihren Zwecken bediente. Wer die Briefe Gerberts aus dieser Zeit liest, der wird bald inne werden, daß die höheren politischen Anschauungen, die einst die Zeit Karls des Großen durchdrungen hatten, wieder lebendig geworden waren, und daß damit eine Staatskunst wieder in das Leben trat, die ideale Zwecke verfolgte und sich bewußt war, daß ohne geistige Kräfte diese niemals zu erreichen seien. Was ist in jenen Tagen nicht bedacht und durchdacht, wie viel ist verhandelt und unterhandelt worden? Man hat in der That mehr mit Worten und Gründen, als mit dem Schwerdte um die Krone gestritten! Es ist dem Geschichtsschreiber kaum möglich alle die Fäden, die durcheinander laufen, deutlich zu erkennen; Vieles würde erst dann in ein klares Licht treten, wenn wir Willigis Briefe neben denen Gerberts besäßen.

Die Idee der deutschen Nationalität und eines einigen deutschen Reichs, soviel ist klar, hatte völlig die Oberhand behalten, über alle Sonderinteressen der Personen, Stände und Stämme; der Kampf hatte sich für ein deutsches Königthum entschieden, das sich zu einem erblichen hätte entwickeln müssen, wenn dies nicht eine ganz besondere Ungunst der Verhältnisse unmöglich gemacht hätte. Denn die königliche Gewalt Ottos III. und schon die seines Vaters beruhten doch bei weitem mehr auf ererbter Macht, als auf der durch die Wahl erfolgten Anerkennung der Großen. Die Existenz eines deutschen Königthums, eines deutschen Reichs und eines deutschen Volks: das war das eine große bleibende Resultat der Regierungen Heinrichs und der beiden Ottonen, welches selbst so stürmische und gefahrvolle Zeiten, wie sie dem Tode des zweiten Otto folgten, nicht mehr erschüttern konnten. Ob ein Kind und ein griechisches Weib nun die Regierung erhielten, welche die volle Kraft und das ganze Ansehen eines deutschen Mannes erheischten, die deutschen Länder und deutschen Stämme blieben dennoch in einem einigen Reiche beisammen.

Aber nicht das deutsche Reich allein überdauerte den Sturm jener Tage, sondern auch die Verbindung dieses Reichs mit Italien und damit das römische Kaiserthum deutscher Nation: das war das andere große Ergebniß der bisherigen Entwickelung. Wenn auch noch mehr als zehn Jahre vergingen, ehe Otto III. die kaiser-

983. liche Krone zu Rom empfing, das Kaiserthum erlosch deshalb nicht, sondern die Gewalt desselben wurde nach wie vor von der vormundschaftlichen Regierung geübt. Denn schon beruhte diese Gewalt nicht sowohl auf der Krönung des Papstes, als vielmehr auf der Verbindung des italischen Reichs mit dem ostfränkischen und war diesem mit dem Königreich Italien selbst als ein untrennbares Eigenthum zugefallen: das Kaiserthum war, wie man sich später ausdrückte, an die deutsche Nation und das deutsche Reich gekommen. Die Herrschaft der Ottonen hatte aber tiefer, als man glauben sollte, bereits in Italien eingewirkt; vor Allem war die sittliche Kraft des Volks gehoben, und man fing bereits an die heilsamen Wirkungen eines geordneten Zustandes zu erkennen. Nur hieraus ist es zu erklären, daß damals, während das deutsche Reich in den bedenklichsten Parteikämpfen lag, trotz aller drohenden Anzeichen, doch nicht einmal der Versuch gemacht wurde, durch eine einmüthige Erhebung das Joch der Fremden abzuschütteln. Man fühlte, es war eben Alles anders, wie zu den Zeiten der burgundischen Herrschaft.

Die letzten Absichten Ottos II., das italische Reich dem deutschen enger zu verbinden und sich die ganze Halbinsel zu unterwerfen, nachdem die Griechen und Araber aus derselben verdrängt wären, mußten freilich aufgegeben werden; genug, wenn sich nur das behaupten ließ, was in den letzten Jahrzehnden gewonnen war. Aber dies gelang in der unerwartetsten Weise. Wohl war es ein Glück, daß durch innere Kämpfe damals die Kraft der Araber in Sicilien gelähmt und ihr Muth durch den Tod Abulkasems gebrochen war, so daß sie Nichts, als einzelne planlose Raubzüge gegen das italische Festland zu unternehmen wagten. Nicht minder ließ das byzantinische Reich, für welches nie wieder ein so günstiger Zeitpunkt eintrat, um seine erschütterte Herrschaft in Unter-Italien herzustellen, denselben fast ungenützt vorübergehen. Wenn auch ein griechisches Heer damals landete und mit leichter Mühe Apulien und Calabrien wieder besetzte, so wurde die Sache des Ostreichs doch ohne alle nachhaltige Kraft und ernste Ausdauer geführt; nicht einmal so weit gedieh man die langobardischen Fürstenthümer von Neuem der Herrschaft des Kaisers zu Constantinopel zu unterwerfen. In Benevent und Capua hielten sich die Verhältnisse ganz so, wie sie zuletzt Otto II. geordnet hatte; Pandulf und Landenulf behaupteten sich hier in der Herrschaft. In Salerno trat allerdings ein Umschwung der Dinge ein; denn gegen Herzog Manso, der in der letzten Zeit Ottos II. Oberhoheit über Salerno und Amalfi anerkannt hatte, empörten sich zuerst die Bürger von Amalfi, dann

auch die langobardische Bevölkerung von Salerno, und die Salernitaner warfen Johann, Lamberts Sohn, einen Mann vom langobardischen Adel, zum Fürsten auf, der sich in voller Freiheit von dem morgenländischen Reich, wie von der deutschen Herrschaft dann zu erhalten suchte. Manso gewann Salerno nicht wieder, wohl aber kam er wieder in den Besitz von Amalfi, indem er sich scheinbar von Neuem in die Abhängigkeit von Constantinopel fügte, aber in Wahrheit als ein freier Fürst dastand. Auch Neapel und Gaeta kehrten, als sie die kaum befestigte Herrschaft des abendländischen Reichs nach Ottos II. Tode wieder abgeworfen hatten, unter die Oberhoheit des griechischen Reichs zurück, aber die Macht der Griechen war auch hier fast nur ein Schein, denn auch diese kleinen Staaten verwalteten sich ziemlich frei und selbstständig. Das morgenländische Reich gewann demnach wenig oder nichts durch die Niederlage und den Tod des zweiten Otto, der die Macht der Griechen in der Halbinsel so ernstlich bedroht hatte; dagegen erhielten sich auch damals alle jene Verbindungen, die einst der erste Otto durch seinen Bund mit Pandulf dem Eisenkopf in Unter-Italien angeknüpft hatte. 983.

Freilich schien es eine kurze Zeit lang so, als könnte der griechische Einfluß sogar in Rom selbst noch einmal Platz greifen. Kaum hatte Theophano die Stadt verlassen, so kehrte der Gegenpapst Bonifaz, der zehn Jahre vorher der deutschen Partei hatte weichen müssen, von Constantinopel zurück; mit griechischem Gelde gewann er einen Anhang in der Stadt, bemächtigte sich des trefflichen Papstes Johann XIV. und kerkerte ihn in der Engelsburg ein, wo er nach vier Monaten eines gewaltsamen Todes starb. Inzwischen hatte Bonifaz selbst wieder den päpstlichen Stuhl bestiegen, aber ehe noch ein Jahr verging, starb er eines jähen Todes, mit den Verwünschungen und dem Abscheu aller Römer belastet. Nicht die deutsche Partei gewann durch seinen Tod sogleich die Oberhand, sondern die Gewalt blieb denen, die sich einst unter dem Herzog Crescentius gegen Otto II. erhoben und ohne Frage auch die Rückkehr des Bonifaz unterstützt hatten; an ihrer Spitze stand des Crescentius Sohn, Johannes Crescentius mit Namen, der unter dem angemaßten Namen eines Patricius die Stadt beherrschte. Der Patricius war des Kaisers Statthalter in Italien und Rom gewesen; wessen Statthalter aber Johannes Crescentius zu sein meinte, ist schwer zu sagen. Denn die Hoheit der morgenländischen Kaiser erkannte er auch nicht dem Namen nach an, und mit dem deutschen Hofe stand er in völlig unklaren Verhältnissen; frei, wie einst Alberich, so scheint es, wollte er Rom beherr-

April 984.

20. August.

Juli 985.

985. schen. Zum Papst erwählten die Römer damals Johann XV., eines römischen Priesters Sohn, ohne die Genehmigung der Theophano, wie man annehmen muß, zu der Wahl einzuholen. Ruhmlos hat Johann XV. mehr als zehn Jahre auf dem Stuhle Petri gesessen, meist nur ein fügsames Werkzeug in der Hand des Crescentius, nicht einmal von der Geistlichkeit geachtet, da ihm das Wohl der Kirche wenig am Herzen lag und er nur darauf Bedacht nahm, wie er sich und die Seinen aus den Einkünften der Kirche bereichern könnte.

Zeigte sich so in Rom auch ein Widerstand gegen die Herrschaft der Deutschen und isolirte sich die Stadt wieder mehr von dem abendländischen Reiche, so wurde dagegen in Tuscien und in der Lombardei auch nicht einmal der Gedanke gehegt, eine durchgreifende Aenderung der politischen Verhältnisse herbeizuführen. In Tuscien vertrat Herzog Hugo, der in den letzten Zeiten Ottos II. hergestellt war, jetzt mit Eifer die Sache des jungen Königs, während es in der Lombardei die Bischöfe, die von den Ottonen so reich ausgestattet waren, mehr in ihrem Interesse fanden, sich durch engen Anschluß an das königliche Haus die erworbenen Rechte zu wahren und sie durch neue Privilegien zu erweitern, als sie durch den ungewissen Ausgang eines Kampfes gegen die Deutschen auf das Spiel zu setzen. Schon war auch der größte Theil des lombardischen Adels in den Vasallendienst der Bischöfe getreten und wurde durch deren Interesse in gleicher Weise an die königliche Familie gefesselt. Die Minderjährigkeit des Königs war der weiteren Entwickelung der bischöflichen Hoheit in den Städten des nördlichen Italiens ungemein förderlich, ohne jedoch eine tiefer eingreifende Umgestaltung der bestehenden Zustände herbeizuführen. Die königlichen Rechte übte hier Adelheid, die Großmutter des Königs, der die von Otto II. übertragene Statthalterschaft blieb und die meist zu Pavia residirte. Daß man sie schon seit einem Menschenalter recht eigentlich als die Königin des Landes ansah, mußte viel dazu beitragen, in diesen schwierigen Zeiten ihr Ansehen in den Augen des Volkes aufrecht zu erhalten.

Venedig, das Otto II. noch in seiner letzten Zeit mit Krieg bedroht und umlagert hatte, wurde durch seinen Tod schnell aller Besorgniß enthoben. Die Coloprini gaben die Belagerung auf und suchten die Erlaubniß zur Rückkehr in ihre Vaterstadt zu erwirken; aber umsonst bemühte sich Jahre lang Adelheid für sie, und erst im Jahre 988 nahm Venedig die Flüchtlinge wieder auf. Der Vertrag, den die Republik mit Otto II. geschlossen hatte, wurde erneuert, und

alljährlich brachten abermals die Venetianer den Mantel und 50 Pfund Silber am königlichen Hofe als Tribut dar. 985.

12.
Die Griechin Theophano als Regentin des abendländischen Kaiserreichs; Erhebung Hugo Capets auf den französischen Thron.

Eine wunderbare Fügung war es fürwahr, daß einer griechischen Kaisertochter die Regierung des abendländischen Reichs zufiel, während gleichzeitig ihre Brüder auf dem kaiserlichen Throne zu Constantinopel saßen. Je tiefer die Kluft war, welche die Entwickelung der lateinischen Christenheit von dem religiösen und politischen Leben der Griechen bereits seit Jahrhunderten trennte, je schwieriger war die Aufgabe, welche dem jungen fremden Weibe erwuchs, das ungewöhnliche Ereignisse an die Spitze der abendländischen Welt gestellt hatten.

Die Natur des ottonischen Kaiserthums war, wie gezeigt ist, von der Art, daß Alles auf der Persönlichkeit des Herrschers beruhte; nur ein bedeutender und kraftvoll durchgreifender Charakter konnte sich in der Herrschaft behaupten und mit den Mitteln derselben große Zwecke erreichen. Vor Allem schien aber jetzt eine ungewöhnliche Kraft erforderlich, wo die Herrschaft der Deutschen von allen Seiten bedroht und Vieles von dem bereits Gewonnenen sogar verloren war. Und nun sollte eine in Vergnügungen, Wohlleben und Pracht erwachsene Frau leisten, was die volle Seelenstärke des besten Mannes in Anspruch nahm! Nimmt man hinzu, daß diese Frau in Deutschland, wie in Italien jener Anhänglichkeit des Volkes völlig entbehrte, die angestammten Fürsten freiwillig zufällt, daß sie alle jene Vorurtheile zu tragen hatte, welche die abendländischen Völker im Bewußtsein des kirchlichen und politischen Gegensatzes gegen die Griechen hegten, daß sie überdies eines leichtfertigen Lebenswandels verdächtigt und die schlimmsten Gerüchte von ihr geflissentlich ausgestreut waren, so wird man die ganze Schwere des Werks ermessen, welches Theophano, indem sie die vormundschaftliche Regierung für ihren Sohn antrat, auf sich nahm. Aber sie war bereit Alles zu wagen und jeder Schwierigkeit zu trotzen, um das Werk ihres verstorbenen Gemahls

983. fortzusetzen und ihrem Sohn das Reich seiner Väter zu erhalten. Fehlte dem Abendlande ein Kaiser, so war sie entschlossen, den kaiserlichen Thron selbst zu besteigen und alle Rechte, welche die Ottonen geübt, für sich und ihren Sohn in Anspruch zu nehmen. Mit männlicher Entschlossenheit ergriff sie die Zügel der Regierung und hat, mit den Künsten der Herrschaft von frühester Jugend an nicht unbekannt, das Reich sieben Jahre nicht ohne Ruhm verwaltet. „Sie „war" — so urtheilt von ihr Bischof Thietmar von Merseburg, der wahrlich keinen Grund hatte ihr zu schmeicheln — „eine Frau von „bescheidenem und doch festem Charakter, wenn sie gleich von der „Schwäche ihres Geschlechts nicht frei blieb; sie führte, was bei den „Griechen selten ist, einen musterhaften Lebenswandel und wachte mit „wahrhaft männlicher Kraft über das Wohl ihres Sohnes und ihres „Reichs, indem sie die Hoffärtigen demüthigte, die Demüthigen aber „erhob." Dieses Urtheil schlägt jede üble Nachrede nieder, die damals und später der trefflichen Frau bereitet ist, und läßt sie im Lichte der Wahrheit erkennen. Schon früh hat man ihr Schuld gegeben, sie sei im Herzen immer Griechin geblieben und habe keine Theilnahme für das deutsche Volk gehabt; aber die Wahrheit ist, daß sie über den Pflichten, die ihre neue Heimath ihr auferlegte, ihr altes Vaterland fast vergessen und kein Recht des abendländischen Reichs jemals Constantinopel und ihren Brüdern zum Opfer gebracht hat.

Zuerst mußte Theophano ihren Blick auf die wendischen Marken richten; hier war Alles verloren, hier mußte die Ehre des Reichs um jeden Preis hergestellt werden. Der Zufall wollte es, daß durch den Tod der beiden Markgrafen Dietrich und Rikdag gerade damals die Nordmark und die thüringische Mark erledigt wurden. Dietrich und Rikdag hinterließen Söhne; aber sei es nun, daß diese noch nicht das männliche Alter erreicht hatten, sei es, daß sie nicht fähig schienen in so bedenklicher Zeit das Land zu vertheidigen, die Marken wurden nicht ihnen übertragen, sondern die Nordmark kam an den Grafen Lothar aus dem Hause Walbeck, die thüringische Mark dagegen an Eckard, dessen Vater Günther einst schon diese Mark verwaltet hatte. Es zeugt für die Entschiedenheit der Kaiserin, daß sie in so mißlicher Lage den Haß nicht scheute, den das Verlassen der Erbfolge bei der Vertheilung der Reichslehen stets den Regierenden erregte. Zugleich traf sie eine andere wichtige Veränderung. War unter Dietrich als Markherzog noch eine gewisse Verbindung zwischen den wendischen Marken erhalten worden, so wurde diese jetzt ganz aufgelöst. Lothar, Dietrichs Nachfolger, stand durchaus nur in gleicher Stellung neben

Eckard und dem Markgrafen Hodo, der seit dem im Jahre 978 erfolgten Tode des Markgrafen Thietmar die ganze Ostmark mit der Mark Lausitz verwaltete. Fortan also gab es drei Markgrafschaften gegen die Wenden: die Nordmark, die Ostmark oder Mark Lausitz und die Mark Meißen, die völlig unabhängig von einander und dem sächsischen Herzogthume standen; sie waren Fahnlehen, die unmittelbar von dem König abhingen. 985.

Als Theophano so die Verhältnisse der Marken geordnet hatte, drang noch im Jahre 985 ein deutsches Heer in das Wendenland ein und durchzog es verheerend nach allen Seiten, aber es kehrte ohne große Erfolge erreicht zu haben zurück. Die von der Nordmark abhängigen überelbischen Gegenden blieben dem Reiche verloren; wenig mehr erhielt sich von der deutschen Herrschaft in der Niederlausitz, auf welche, wie es scheint, jener Kriegszug besonders gerichtet war; am Ersten befestigten die Deutschen ihr Ansehen wieder in der Mark Meißen, welche Böhmen und die Oberlausitz überwachte. Es war besonders die Persönlichkeit Eckards, der man hier größere Erfolge verdankte. Eckard war der Sohn jenes thüringischen Grafen Günther, dem Otto I. nach Geros Tode bei der Theilung der thüringischen Mark neben Wigbert und Wigger eine Markgrafschaft hier übertragen hatte, der aber bei Otto II. in Ungnade gefallen und seines Reichsamts entkleidet war. Mit seinem Vater war dann Eckard Otto II. nach Italien gefolgt; sein Vater fiel in der blutigen Schlacht gegen die Araber, er selbst gewann sich durch treue, ritterliche Dienste die Gunst des Kaisers. Mit Ruhm gekrönt kehrte Eckard in seine Heimath zurück und vermählte sich hier mit Swanehild, der Schwester des Herzogs Bernhard von Sachsen und Wittwe des reichen Markgrafen Thietmar. Schon war Eckard einer der angesehensten und reichsten Männer in den thüringischen Gegenden, und es war von der äußersten Wichtigkeit, daß er sich in dem verhängnißvollen Jahre 984 treu zu Theophano hielt. Den Lohn seiner Treue empfing er jetzt, indem er nicht allein die Markgrafschaft seines Vaters zurückerhielt, sondern ihm die ganze thüringische Mark, wie sie zuletzt Rikdag innegehabt hatte, übertragen wurde. Durch Mannhaftigkeit, Frömmigkeit und ritterliche Sitte machte Eckard seiner vornehmen Geburt und seiner hohen Stellung Ehre; es lebte Etwas in ihm von dem Geiste und der Art des alten Markgrafen Gero, nur daß er unter ein schwächlicheres Geschlecht versetzt, als die Zeit Ottos I. hervorgebracht hatte, sich weniger in den ihm von Gott angewiesenen Schranken zu halten wußte und seinen Blick zu übermäßiger Höhe

985. zu erheben wagte. Die Mark Meißen bedurfte damals eines Mannes, wie Eckard war, denn es zeigte sich sehr bald, daß sich der Böhmenherzog Boleslaw nur scheinbar dem jungen König unterworfen hatte. Als Boleslaw Meißen, das er noch besetzt hielt, ausliefern
986. sollte, weigerte er sich dessen entschieden, und schon im Jahre 986 mußte ein sächsisch-thüringisches Heer gegen ihn aufgeboten werden. Das Heer, das der königliche Knabe selbst begleitete, drang in Böhmen ein und verwüstete weit und breit das Land; sechs und vierzig feste Burgen Boleslaws sollen auf diesem Feldzug zerstört sein. Zum
987. zweiten Male rückte im folgenden Jahre ein deutsches Heer in Böhmen ein und nöthigte Boleslaw endlich sich dem Könige wieder zu unterwerfen. Meißen wurde ausgeliefert und nun von Eckard besetzt, die Burgen an der Elbe hergestellt und dadurch die Herrschaft der Deutschen in diesen Gegenden wieder gesichert; Bischof Volkold kehrte nach Meißen zurück, und so trat mindestens eines der von Otto dem Großen gestifteten Bisthümer wieder in das Leben. Vor Allem beruhten diese Erfolge auf der Tüchtigkeit Eckards, und da es ihm gelang sich auch in der Folge gegen den Böhmenherzog zu behaupten und zugleich die Milzener in der Oberlausitz abermals zu unterjochen, stieg der Ruhm des Mannes von Tag zu Tag. Alle thüringischen Grafen beugten sich bald willig vor ihm und erwählten ihn zu ihrem Herzog; der König gab ihm den größten Theil seiner Reichslehen zum Eigenthum und erhob ihn dadurch fast über alle Vasallen des Reichs.

Daß sich der Böhmenherzog Boleslaw für den Augenblick zum Ziele legte, verdankte Theophano aber noch einem andern glücklichen Umstande. Schon erhob sich neben der bedeutenden Macht, welche das böhmische Herzogthum im Osten gewonnen hatte, ein neues kräftiges slawisches Fürstenthum unter den Polen. Miecziſlaw hatte im engen Anschluß an die Deutschen in gleicher Weise seine fürstliche Gewalt gestärkt, wie einst Boleslaw I. in Böhmen, und suchte jetzt durch Eroberungen sein Gebiet zu erweitern. Sein gefährlichster Nebenbuhler war der Böhme, und indem er die Deutschen gegen ihn unterstützte, diente er nur seinem eigenen Interesse. Deshalb zog er im Jahre 985 dem deutschen Heere gegen die Wenden zu Hülfe, deshalb stieß er im Jahre 986 abermals in Böhmen zum Heere des jungen Königs, und diese Dienste blieben nicht unbelohnt, da Boleslaw ihm die schlesischen Gegenden am linken Ufer der Oder, die er bisher beherrscht hatte, abtreten mußte. Schon richtete der Pole seinen Blick auch auf Chrobatien, die Gegenden um Krakau,

die damals den Böhmen gehörten, schon trachtete er andererseits danach durch Unterwerfung der wendischen Pommern seine Herrschaft bis zu den Küsten der Ostsee auszudehnen; er war noch der willigste Dienstmann des jungen Königs, aber er legte die Fundamente eines Reichs, das bald der deutschen Herrschaft gefährlich werden sollte.

987.

Während im Osten die Herrschaft der Deutschen, wenn auch nicht ohne Einbußen, doch im Ganzen und Großen noch aufrecht erhalten wurde, ging sie gleichzeitig im Norden, wo sie von jeher weniger stark befestigt war, fast ganz zu Grunde. Es ist bereits erzählt, wie sich gegen den alten König Harald Blauzahn, den Christenfreund und Vasallen des Kaisers, nach der Unglücksschlacht in Calabrien die Dänen erhoben und des Königs eigner Sohn Sven sich an die Spitze der Empörung gestellt hatte. Vater und Sohn rüsteten sich gegeneinander zum Seekrieg, denn nur auf den Schiffen pflegten die Dänen zu kämpfen. Erst an der Küste von Jütland, dann bei Seeland kam es zu blutigen Schlachten auf dem Meere; der Sohn blieb Sieger, und der Vater mußte sich vor ihm nach jener Jomsburg flüchten, die er einst in seiner Jugend an der Mündung der Swine erbaut hatte, um von ihr aus sich das Wendenland zu unterwerfen. Längst hatte Harald diese entlegene Burg aufgegeben, die darauf bald von diesem, bald von jenem Vikingerschwarm besetzt wurde, der sich streit- und beutelustig auf dem baltischen Meere umhertrieb; oft hatte sie als sichere Zufluchtsstätte verbannten und landesflüchtigen Nordlandssöhnen gedient, so zuletzt dem Palnatoke, einem abenteuernden Mann aus Fühnen, der in ihr eine Waffenbrüderschaft eigenthümlichster Art begründete. Kein Mitglied ward in dieselbe aufgenommen, das nicht vollwichtige Proben von Heldenmuth abgelegt hatte; kein Weib durfte die Burg betreten, Niemand länger als drei Nächte ohne Palnatokes Geheiß außer der Burg verweilen; jede Uebertretung der Satzungen zog ohne Weiteres die Ausstoßung aus dem Bunde nach sich, der Wächter der Satzungen aber war Palnatoke selbst, ohne dessen Geheiß und Willen Nichts unternommen werden durfte; Feigheit galt unter den Jomsburgern für die größte Schmach, schon ein furchtsames Wort war ein Verbrechen; gemeinsam theilten sie, wie alle Gefahren, so auch die auf ihren Zügen gewonnene Beute und hatten sich untereinander gleich Brüdern Blutrache geschworen. Das Reich Palnatokes war das offene Meer, und ein Heide, wie er und die Seinen noch waren, war er mit allen seinen Schiffen Sven gegen den Vater zu Hülfe gezogen. So stand die Jomsburg während der Kämpfe zwischen Harald und Sven leer und wurde ohne Ka-

987. schwerde von einem andern Vikingerschwarm in Besitz genommen. An der Spitze desselben stand Olaf Tryggves Sohn, ein Sproß des alten norwegischen Königshauses, der als Kind von Jarl Hakon aus dem Lande seiner Väter vertrieben, in der Fremde von russischen Vikingern erzogen war und dort das Christenthum angenommen hatte. Fast noch ein Knabe hatte er sich dann in die Welt gewagt und war ausgezogen, um sein väterliches Reich zu erobern. Mit vielen Schiffen ging er in See und setzte sich zunächst in der Jomsburg fest. Zu ihm kam der alte Harald jetzt auf der Flucht und fand bei ihm Beistand, um noch einmal den Kampf gegen seinen pflichtvergessenen Sohn beginnen zu können. Bei Helgenes, wahrscheinlich an der Küste von Bornholm, stritten Vater und Sohn zum dritten Mal miteinander. Die Schlacht blieb unentschieden; müde des langen Haders, wollten die Kämpfenden sich vertragen und beschlossen am folgenden Tage über den Frieden zu unterhandeln. Als aber der alte König an das Land ging und im Vertrauen auf die Ehrlichkeit seiner Feinde sorglos durch einen Wald zog, traf ihn aus dem Gebüsch ein Pfeil Palnatokes. Verwundet wurde der alte Kriegsheld nach der Jomsburg geschafft; hier starb er am 1. November 985. Seine Leiche wurde von seinen Kriegern nach Roschild gebracht, und dort nach Christensitte unverbrannt in der Dreifaltigkeitskirche beigesetzt, die er daselbst aus Holz hatte erbauen lassen. Haralds Tod blieb für immer ein blutiger Flecken in der Geschichte des dänischen Reichs, und als hundert Jahre später König Svend Estrithson dem Meister Adam von Bremen von diesen Geschichten erzählte, bekannte er: „Dieser Vatermord ist es, der Sven in das Verderben stürzte und den wir, seine Nachkommen, auch jetzt noch büßen."

Mit Haralds Tode unterlag für den Augenblick die christliche Kirche in Dänemark, ging der Einfluß der Deutschen für lange Zeit unter. Sven Gabelbart, wie ihn das Volk nannte, zeigte sich bald, obwohl er in seiner Jugend getauft war, als ein grausamer Verfolger des Christenthums und der Christen. Die Bisthümer Aarhuus und Odense gingen bald ganz ein; Ripen und Schleswig bestanden mehr dem Namen, als der That nach. Es blieben wohl Christen in Dänemark, aber eine kirchliche Gemeinschaft konnte sich unter ihnen nicht erhalten; furchtsam und schüchtern erfüllten sie die Gebote ihres Glaubens, während es in den alten Götterhainen wieder lebendig wurde. Alle Bemühungen des Erzbischofs Adeldag die Wuth Svens gegen die Christen zu besänftigen waren umsonst, und mit Bekümmerniß stieg der alte Heidenapostel in das Grab. Aber nicht ungestraft blieb

Svens Verbrechen. Seine Herrschaft war nicht gesichert, da mit Haralds Untergang auch das alte Vikingerthum der nordischen Stämme so mächtig, wie nur je zuvor, wieder auflebte. Die Jomsburger waren Svens Feinde; sie überfielen sein Reich und nahmen ihn zweimal gefangen. Zweimal mußten die Dänen ihren König auslösen; aber doch wurde er bald darauf, als er zur Zerstörung der Jomsburg ausziehen wollte, ehe er noch in See ging, mitten in seinem Heere, zum dritten Male von den Jomsburgern zum Gefangenen gemacht, und mit hohem Lösegeld, bei dem die dänischen Frauen selbst ihren Schmuck darbrachten, mußte das Volk zum dritten Male seinen König lösen. Sven wurde das Gespött der Seinen, die ihn einen Sklaven, den sie um Geld gekauft hätten, nannten, und als bald darauf der Schwedenkönig Erich Svens Reich angriff und ihn in mehreren Seeschlachten schlug, ließ er sogar sein Land in Stich und zog mit seinen Schiffen in fremde Meere und an fremde Küsten, um dort ein abenteuerndes Leben zu beginnen. Er suchte eine Freistatt, aber lange umsonst. An den norwegischen, wie an den englischen Küsten verweigerte man ihm die Aufnahme, die ihm endlich in Schottland gewährt wurde. „So vertauschte er," sagt Thietmar, „Sicherheit und Ruhe mit unstätem Umherschweifen, Friede mit Krieg, sein angestammtes Reich „mit der Fremde, Gott mit dem Teufel." Jahr für Jahr unternahm nun Sven von Schottland aus Raubzüge, auf denen er vor Allem sein früheres Königreich heimsuchte; er hatte Gefallen an den Leiden der Seinen und rühmte sich, sie sähen jetzt, daß er nicht ein feiler Knecht, sondern ein freier Mann sei; hätten sie früher seine königliche Huld verschmäht, so sollten sie nun ihn als Feind und die Schwere seines Königszorns kennen lernen.

987.

Erich, jetzt König der Schweden und Dänen, war noch Heide, aber er verfolgte doch die Christen nicht mit solcher Erbitterung, wie Sven, und der Erzbischof Libentius, der Adeldag gefolgt war und in dessen Geiste zu wirken suchte, wagte es einen Geistlichen, mit Namen Poppo, als Friedensboten an den König zu schicken. Es gelang diesem das Herz des Königs zu gewinnen; durch ein neues Feuerwunder soll er, gleich dem ersten Poppo, Erich vermocht haben die Taufe zu nehmen. Seitdem fing die Mission an wieder aufzuleben, in der sich besonders zwei vornehme und reiche dänische Männer auszeichneten, die dem Königshause verwandt waren. Es waren die beiden Odinkar, Oheim und Neffe, beide in Bremen erzogen. Der ältere predigte in Fühnen, Seeland, Schonen und Schweden; der jüngere wurde zum Bischof von Ripen ernannt. Auch Schleswig

987. erhielt in dieser Zeit in Poppo, dem Friedensvermittler, von Neuem einen Bischof. Aber zu nachhaltigen Erfolgen brachten es diese Prediger nicht, da Erich selbst bald wieder in das Heidenthum zurückfiel. Nur ein Kriegszug, wie der Ottos I., hätte der Mission kräftiges Leben geben können, und an eine solche Unterstützung von Seiten des deutschen Reichs war während der Minderjährigkeit des Königs nicht zu denken. Eine Abhängigkeit seiner Herrschaft von dem deutschen Reiche erkannte Erich nicht an, und Herzog Bernhard hatte genug zu thun, daß er nur die Mark Schleswig gegen die Angriffe der Dänen schützte.

So sehr die nordischen Kämpfe gewiß die Aufmerksamkeit der Theophano in Anspruch nahmen, so war doch ihr Blick vorzugsweise damals nach Westen gerichtet, wo unerwartete Ereignisse die Lage der abendländischen Welt wesentlich umgestalteten.

Am 2. März 986 starb König Lothar im frischesten Mannesalter, und es folgte ihm sein Sohn Ludwig V., der schon früher als des Vaters Mitregent gekrönt worden war. Kaum dem Knabenalter entwachsen, überdies von geringen geistigen Fähigkeiten und schwachem Charakter bedurfte der neue König einer Leitung, und es schien in der ersten Zeit, als ob er sich ganz der Führung seiner Mutter Emma, der Tochter der Kaiserin Adelheid, überlassen wollte. Lothar, bis an sein Ende mit weitausschweifenden Plänen beschäftigt, stets mit der Hoffnung sich tragend, bei der Minderjährigkeit Ottos III. die Macht der Karolinger herstellen zu können, hatte niemals mit dem deutschen Reiche Frieden geschlossen; noch war Verdun in den Händen der Westfranken, noch Graf Godfried, der Bruder des Erzbischofs Adalbero von Reims, in Gefangenschaft. Emma begriff, daß die Regierung ihres Sohns ohne mit dem deutschen Reiche Frieden zu schließen kaum zu sichern sei, zumal sie selbst an dem Hasse ihres alten Feindes Hugo Capets und ihres Schwagers Karl von Lothringen schwer zu tragen hatte. Der Friede mit der vormundschaftlichen Regierung des deutschen Reichs war deshalb ihr einziges Streben, und die Vermittlung desselben erwartete sie zunächst von ihrer Mutter Adelheid, doch konnte sie auch den Beistand des Erzbischofs Adalbero von Reims und Gerberts, seines getreuen Gehülfen, unter solchen Verhältnissen nicht entbehren. So änderte sich für den Augenblick die ganze

Lage der Dinge. Abalbero gewann unerwartet das größte Ansehen 987.
am Hofe wieder, während Hugo Capet mit den Seinen sich zurückgesetzt fühlte. Emma verlangte auf das Dringendste eine Zusammenkunft mit ihrer Mutter, die in Remiramont am 18. Mai abgehalten werden sollte; sie versprach sich in allen Dingen dem Rathe Adelheids zu fügen, während gleichzeitig auch Erzbischof Adalbero mit der Kaiserin Theophano über den Frieden unterhandelte. Ob jene Versammlung wirklich abgehalten ist, wissen wir nicht, aber jedenfalls hatte sie geringen Erfolg. Denn kurz darauf erfolgte von Neuem ein vollständiger Umschwung der Verhältnisse am Hofe Ludwigs. Man erfüllte das Gemüth des jungen, leichtgläubigen Fürsten mit Verachtung gegen seine Mutter, indem man ihr namentlich ehebrecherischen Umgang mit dem Bischof Adalbero von Laôn vorwarf und ihm zugleich den Erzbischof von Reims als einen Verräther darstellte. Ludwig warf sich jetzt ganz Hugo Capet in die Arme und drohte sogar den Erzbischof in Reims mit Waffengewalt zu überfallen. Nur dadurch entzog sich Erzbischof Adalbero einem feindlichen Angriffe, daß er gelobte, sich öffentlich von allen gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zu rechtfertigen. Zu diesem Ende wurde ein Reichstag auf den 27. März festgesetzt. Inzwischen aber wandte sich Adalbero an die Kaiserin Theophano, unterrichtete sie von Allem, was geschehen war, bat sie um ihren Beistand und versprach Gerbert zu ihr zu senden. Emma, ganz aus der ihrer würdigen Stellung verdrängt, ging gleichzeitig brieflich ihre Mutter mit den beweglichsten Klagen an, da sie Rettung und Heil nur von ihr erwarten konnte. Theophano blieb bei diesen Dingen nicht gleichgültig; sie ging in der That damit um, ein Heer zu sammeln und Ludwigs Reich mit Kriegsmacht zu überziehen. Dies machte doch auf den jungen König Eindruck, und er zeigte sich geneigt den lange erwarteten Frieden mit dem deutschen Reiche zu schließen und sich mit seiner Mutter auszusöhnen. Die Herzogin Beatrix von Lothringen, die Schwester Hugo Capets und vertraute Freundin der Kaiserin Adelheid, begab sich nach Compiegne; als geschickte Vermittlerin, wie sie sich auch diesmal bewies, brachte sie es dahin, daß sich Ludwig mit seiner Mutter aussöhnte und eine Zusammenkunft Beider mit der Kaiserin Adelheid, dem Herzog Karl von Lothringen und Herzog Heinrich von Burgund, Hugo Capets Bruder, verabredet wurde, auf der die Grundlagen eines Friedens mit dem deutschen Reiche festgestellt werden sollten; am 25. Mai sollte diese Zusammenkunft zu Montfaucon stattfinden. Unter diesen Verhältnissen wurde der Reichstag, auf dem sich Adalbero rechtfertigen sollte, aus-

987. gesetzt und das gerichtliche Verfahren gegen ihn vertagt. Adalbero und Gerbert trauten jedoch der Zukunft noch keineswegs; sie befürchteten, Theophano, deren freundliches Verhältniß zu Adelheid sich bereits merklich wieder gelöst hatte, würde ein Abkommen, das ohne ihr Wissen getroffen wäre, misbilligen, und leiteten deshalb neue Unterhandlungen über den Frieden mit ihr selbst ein. Da in der That auf allen Seiten der Wunsch nach einer Beilegung der Streitigkeiten rege war, führten diese Unterhandlungen schnell zum Ziele, und schon am 17. Mai wurde der Friede zwischen Ludwig und Theophano abgeschlossen, noch ehe jene Versammlung zu Montfaucon abgehalten werden konnte. Die Königin Emma und Erzbischof Adalbero wurden mit ihren Feinden in Frankreich und Lothringen ausgesöhnt, namentlich auch mit dem Herzog Karl von Niederlothringen; Graf Godfried, Adalberos Bruder, wurde endlich seiner Haft entlassen und Verdun dem deutschen Reiche zurückgegeben. So schien denn endlich ein festerer Zustand in dem Westfrankenreiche begründet und dessen Verhältnisse zu Deutschland dauernd geordnet, als ein plötzlicher Todesfall unvermuthet Alles abermals in Frage stellte.

Wenige Tage nach dem Abschluß des Friedens, am 21. Mai 987, verschied zu Senlis König Ludwig, noch ehe er das zwanzigste Jahr erreicht hatte, ohne einen Erben zu hinterlassen. Ein unglücklicher Fall soll einen Blutsturz zur Folge gehabt und dieser seinem Leben schnell ein Ende bereitet haben. Vom Mannsstamme Karls des Großen lebte jetzt außer einem unehelichen Sohn König Lothars, Arnulf, der dem geistlichen Stande geweiht war und damals zu Laon lebte, nur noch Lothars Bruder, Herzog Karl von Niederlothringen, mit zwei Söhnen, die noch im Knabenalter standen. Arnulf schlossen Geburt und Stand in gleicher Weise von der Nachfolge aus. Herzog Karl war unfraglich der einzige berechtigte Erbe der französischen Krone, und er zögerte auch keinen Augenblick sein Anrecht auf dieselbe in Anspruch zu nehmen. Aber zu seinem Unglück befand er sich dabei in Verhältnissen, die ihm wenig Hoffnung ließen, sein Erbrecht zur Geltung zu bringen. Seit längerer Zeit war er ein Vasall des deutschen Reichs und seiner Heimath fast entfremdet. Er lebte in der Ehe mit einer Frau, die man nicht als ebenbürtig ansah, da ihr Vater ein Dienstmann Hugo Capets war; das Erbrecht seiner Söhne wurde deshalb bezweifelt. Ferner konnte er ohne die Zustimmung der französischen Großen nicht hoffen den Thron seiner Väter zu besteigen, aber unter ihnen hatte er viele persönliche Widersacher; namentlich war der ganze Anhang Hugo Capets, der jetzt augenscheinlich selbst nach

der Krone trachtete, ihm entgegen; auch die Königin Emma, deren 789. Ansehen die letzten Zeiten wieder etwas gehoben hatten, war mit ihren Freunden wider ihn, da er sie und ihren Günstling, den Bischof Adalbero von Laon, auf das Schonungsloseste verfolgt hatte. Endlich lebte Karl seit langer Zeit in Feindseligkeiten mit dem Bischof Adalbero von Reims, der ihm die Krone auf das Haupt setzen sollte. Aber so groß die Schwierigkeiten für ihn auch waren, Karl hoffte dennoch ihnen begegnen zu können. Er begab sich sofort nach Reims und versuchte den Erzbischof für sich zu gewinnen. Adalbero verlangte von ihm, er solle sich von seinem bisherigen Anhange trennen, da er sich mit Kirchenräubern und Bösewichtern jeder Art umgeben habe. Karl erwiederte, seine Lage erheische eher sich neue Freunde zu suchen, als sich von seinen alten Anhängern zu trennen. Adalbero meinte, dann könne man von ihm als König nichts Gutes erwarten, und verwies ihn schließlich auf den gemeinsamen Beschluß der Großen des Reichs, ohne deren Zustimmung er in dieser Sache Nichts zu thun vermöge.

Diese Verhandlungen mußten für Karl fruchtlos bleiben, denn in der That war der Erzbischof von Hugo Capet bereits gewonnen und ihm verpflichtet. Als man zu Compiegne die Leiche König Ludwigs bestattete, hatten die versammelten Großen sogleich die Lage des Reichs in Betracht genommen. Noch schwebte die Anklage gegen Adalbero als Landesverräther, wie sie von dem verstorbenen König erhoben war, aber in der Versammlung der Großen ließ es Hugo Capet sein erstes Geschäft sein, es dahin zu bringen, daß jedes weitere Verfahren gegen Adalbero niedergeschlagen und von der ganzen Sache Abstand genommen wurde. „Gebet jeden Verdacht," sprach er zu den Fürsten, „gegen Erzbischof Adalbero auf und erweiset ihm als dem ersten „Bischof des Reichs alle Ehre. Erkennet seine Rechtschaffenheit, seine „Weisheit, seinen Adel an, und verehret ihn, wie er es verdient." Zugleich übertrug Hugo mit Zustimmung der übrigen Fürsten Adalbero die Leitung der weiteren Berathungen über die Zukunft des Reichs. Und sofort erhob sich nun der Erzbischof und brachte die Frage wegen der Nachfolge im Reich zur Erwägung. Man müsse eine Wahl treffen, sagte er, da indessen nicht alle Großen zugegen seien, die Wahl aber das Heil und Wohl Aller beträfe, sei ein Aufschub nöthig, damit eine allgemeine Reichsversammlung zusammentreten und Jedermann auf derselben gehört werden könnte; vorläufig sollten alle Anwesenden „dem großen Herzog" sich eidlich verpflichten, vor dieser Versammlung kein besonderes Abkommen zu treffen oder eigene Zwecke

987. zu verfolgen. Alle nahmen dies an, leisteten Hugo den Eid und trennten sich. Es ist klar, der Erzbischof und Herzog Hugo, welches auch früher ihr Verhältniß gegeneinander gewesen sein mochte, waren völlig im Einverständniß: Hugo trachtete nach der Krone, und Adalbero, jener lothringische Priester, den einst die Macht Ottos des Großen auf den erzbischöflichen Stuhl von Reims erhoben hatte, wollte Frankreich einen Wahlkönig geben.

Man eilte mit dem Wahltage. Im Monat Juni kamen die großen Reichsvasallen und Bischöfe, die zu Compiegne Hugo den Eid geleistet hatten, abermals nach ihrem Versprechen zusammen. Nicht alle Großen des Reichs waren erschienen, aber man zögerte nicht die Sache dennoch zu Ende zu bringen. Nachdem die Versammlung eröffnet, ergriff Adalbero „auf einen Wink des Herzogs" — wie der Reimser Mönch Richer, der diese Geschichten beschrieben hat, berichtet — das Wort und erklärte: er wisse recht wohl, daß Karl manche Anhänger im Reiche zähle, die ihm ein Erbrecht an der Krone beimäßen, aber ihnen sei zu erwidern, daß der fränkische Thron nicht nach Erbrecht gewonnen würde, sondern durch **Wahl**, und daß Niemand zum Könige gewählt werden dürfe, den nicht außer dem Adel der Geburt auch hervorragende sittliche Eigenschaften empföhlen; die Geschichte lehre, daß oft Fürsten aus den erlauchtesten Häusern durch Unfähigkeit ihre Würde verloren und andere in ihre Stelle getreten seien, gleichviel ob von gleicher oder minder vornehmer Geburt; Karl habe sich aber in seinem ganzen Leben des Thrones unwürdig gezeigt und überdies seine königliche Stellung dadurch herabgesetzt, daß er der Vasall eines fremden Königs geworden sei und die Tochter eines Dienstmanns Herzog Hugos zur Ehe genommen habe; nimmer werde der Herzog vor einer solchen Königin sich beugen; nicht durch fremde, sondern nur durch seine eigene Schuld sei Karl so tief erniedrigt worden. „Wollt ihr das Land," sagte er, „in das Verderben stürzen, „so wählt Karl; wollt ihr aber für sein Wohl sorgen, so krönt den trefflichen Herzog Hugo." Die ganze Versammlung stimmte Adalbero zu, und einmüthig wählte sie Hugo, der dann am 3. Juli zu Reims von Adalbero zum Könige gekrönt wurde. „Seitdem," sagt Richer, „erließ Hugo, umgeben von den Fürsten des Reichs, nach Art der „Könige Verordnungen, gab Gesetze und ordnete Alles." Aber es lag dennoch klar vor Augen, daß seine königliche Gewalt eine andere war, als die der Karolinger; sie gründete sich zunächst nur auf die Wahl der großen Reichsvasallen, die bisher seines Gleichen gewesen waren, und gab ihm in ihren Herrschaften so gut wie gar keine

Rechte. Alle Kronlehen waren ohnehin bereits erblich, und selbst die 987. Bisthümer wurden zum Theil von den Kronvasallen vergeben. Nur die Rechte also, die ihm freiwillig die Großen des Reichs zustanden, konnte Hugo üben, nicht über sie, sondern nur mit ihnen herrschen; König war er eigentlich nur in seinem eigenen Herzogthum, selbst in den Ländern seines Bruders, des Herzogs Heinrichs von Burgund, und seines Schwagers, des Normannenherzogs Richard, übte er nur eine sehr beschränkte Macht. Wie eng begrenzt dieselbe sei, erkannte Hugo sehr wohl und trat deshalb mit der größten Vorsicht auf; er ging mit seinen hohen Vasallen nur wie ein Gleicher mit Gleichen um, nie soll er vor ihnen die Krone getragen haben. Aber so vorsichtig er war, sein Geist war deshalb nichts desto weniger mit großen Dingen beschäftigt, und sein Streben allein darauf gerichtet, die königliche Macht seinem Hause dauernd zu sichern.

Es war vorauszusehen, daß die Behauptung der Krone Hugo noch große Kämpfe kosten würde, denn weder hatte er im Innern bereits allgemeine Anerkennung gefunden, noch war er vor Theophano sicher, und am Wenigsten stand zu erwarten, daß Karl von Lothringen ohne Kampf seine Ansprüche aufgeben würde. In der That brach dieser bald mit Heeresmacht in Frankreich ein und nahm Laôn ein, damals der festeste Platz im ganzen Reiche, den die Könige noch immer sich zu behaupten gewußt hatten. In der Stadt befand sich die Königin Emma, die jetzt den ganzen Ingrimm Karls zu fühlen hatte; mit ihrem Vertrauten, dem Bischof Adalbero von Laôn, wurde sie in einen Kerker geworfen und trotz aller Bitten und Versprechungen nicht der Gefangenschaft entlassen. Hugo zog bald darauf aus, um Laôn zu gewinnen, aber die Stadt war viel zu fest, um auf den ersten Angriff ihm zu erliegen.

Der innere Krieg war in Frankreich entbrannt; wer als Sieger aus demselben hervorgehen würde, schien davon abzuhängen, auf wessen Seite sich Theophano mit der Macht des deutschen Reichs stellen würde. Erzbischof Adalbero hatte bis dahin nicht allein in sehr nahen Beziehungen zu der Familie der Ottonen gestanden, er war ihr sogar durch einen besondern Eid der Treue verpflichtet und hatte diesen Eid bisher gewissenhaft gehalten; es war hiernach sehr wahrscheinlich, daß er auch hier im Einverständniß mit der Kaiserin gehandelt oder daß er sie andernfalls doch leicht für seinen König gewinnen werde. In Wahrheit aber stand Theophano der Erhebung Hugos durchaus fern, auch gelang es Adalbero nicht sie für den neuen König zu stimmen; Theophano folgte vielmehr der überlieferten Politik des Hauses, den

987. karolingischen Stamm zwar auf dem Throne Frankreichs zu schützen, aber ihn andererseits durch die Macht Hugos im Zügel zu halten, um dann durch eine schiedsrichterliche Stellung zwischen beiden Geschlechtern sich selbst den entscheidenden Einfluß im Lande zu sichern. Sobald die Kaiserin daher von den Vorgängen in Laôn hörte, gebot sie Karl den Bischof und die Königin Emma aus dem Kerker zu entlassen, Hugo dagegen die Belagerung der Stadt aufzugeben; bis zum friedlichen Austrag der Sache sollten die kämpfenden Parteien sich Geißeln stellen. Aber Theophanos Gebot blieb unbeachtet, weder entließ Karl die Königin, noch stellte er Geißeln, noch hob endlich Hugo die Belagerung auf. Als darauf eines Tages Karl einen Ausfall aus Laôn machte, überraschte er die von Wein und Schlaf trunkenen Leute Hugos, schlug sie in die Flucht und steckte das Lager nebst den Belagerungsmaschinen in Brand. Hugos Lage wurde durch diesen Verlust so verschlimmert, daß er Alles meinte aufbieten zu müssen, um sich Theophano zu gewinnen; er stellte Karls Ungehorsam in den grellsten Farben dar, indem er zugleich vorgab, seinerseits die größte Bereitwilligkeit, ihrem Befehle Folge zu leisten, gezeigt zu haben; er bat sie dringend am 22. August mit seiner Gemahlin Adelheid an der Grenze eine Zusammenkunft zu halten, um ein Freundschaftsbündniß zu schließen. Zugleich bestürmte die Königin Emma Theophano aufs Neue, sich ihrer bedrängten Lage anzunehmen, indem sie Karl des ungemessensten Ehrgeizes beschuldigte. Theophano ließ sich durch alle diese Vorstellungen nicht irren; sie beharrte auf dem eingeschlagenen Wege und ging weder auf die verlangte Zusammenkunft ein, noch hörte sie auf Emmas Bitten: da schloß endlich Hugo schwerbedrängt mit Karl einen Waffenstillstand bis zum 23. October und nahm auch nach Ablauf desselben die Belagerung nicht wieder auf. Laôn blieb in Karls Händen, wie die Königin Emma und der Bischof Adalbero. Ein neuer Versuch der Königin, durch Vermittelung ihrer Mutter ihre Freigebung zu erwirken, war gleich allen früheren erfolglos; dagegen gelang es Bischof Adalbero aus dem Thurme, in dem er eingeschlossen war, zu entspringen und zu König Hugo zu entkommen. Bis dahin hatte Theophano noch keine Beweise gegeben, daß sie Karl bewaffneten Beistand zu leisten gesonnen sei, auch hegte sie mit Nichten eine persönliche Vorliebe für ihn, der sich bei früheren Gelegenheiten sehr unzuverlässig gezeigt hatte, aber noch weniger begünstigte sie die Sache Hugos und Adalberos, und diese fingen bereits an zu zweifeln, ob sie ohne Krieg mit dem deutschen Reiche sich würden behaupten können.

Die augenblicklich ihm gegönnte Ruhe benutzte Hugo seine Herrschaft im Innern zu befestigen. Noch immer verweigerten ihm nicht wenige weltliche und geistliche Herren die Anerkennung, namentlich im Süden des Landes. Wie Hugo die Widerstrebenden zu gewinnen suchte, zeigt am besten ein Brief an den Erzbischof Siguin von Sens, den Vikar des Papstes. Er sei nicht gewillt, sagt Hugo hier, seine königliche Macht irgendwie zu misbrauchen; er verwalte vielmehr alle Staatsgeschäfte nur in Berathung und nach der Entscheidung seiner Getreuen, und unter diesen würde der Erzbischof eine der ersten Stellen einnehmen; er ermahne ihn daher bis zum 1. November ihm zu huldigen um des Friedens, um der Eintracht der Kirche und der Christenheit willen; weigere er sich dessen, so habe er das gestrenge Urtheil des Papstes und der Bischöfe Frankreichs, wie seinen königlichen Zorn zu fürchten. Solche Vorstellungen wirkten indessen nicht überall, und Hugo hielt es für nöthig, sich dem Süden in Heeresmacht als König zu zeigen; angeblich um die Araber zu bekriegen, gegen die ihn der Graf Borrell von Barcelona unter dem Versprechen der Huldigung um Beistand gebeten hatte. Dieser vorgebliche Zug gegen die Araber mußte Hugo noch zu anderen Zwecken dienen. Schon vorher hatte er den Erzbischof Adalbero aufgefordert, um die Nachfolge im Reiche sicher zu stellen, seinen Sohn Robert, der noch im Knabenalter stand, zu krönen; Adalbero, der ein Wahlreich, nicht eine erbliche Monarchie begründen wollte, suchte Ausflüchte und erwiederte, zwei Könige könnten nicht füglich in einem Jahre gewählt und gekrönt werden. Jetzt tra Hugo mit Borrells Gesuch vor und fragte den Erzbischof, was wohl geschehen würde, wenn er etwa im Kriege gegen die Araber fallen sollte; hierauf wußte Adalbero Nichts zu antworten und krönte in der That zu Orleans am Weihnachtsfest 987 den jungen Robert zum Mitregenten des Vaters. So faßte Hugo bei aller äußerlichen Bescheidenheit und Zurückhaltung, mit der er auftrat, doch scharf alle Mittel und Wege in das Auge, welche eine Befestigung der Macht seines Hauses in Aussicht stellten. Wir besitzen noch jetzt einen Brief, in dem er den Kaisern zu Constantinopel, den Brüdern der Theophano, ein Bündniß anträgt, indem er ihnen seine ganze Macht zu Diensten stellt und verspricht sich jedem Angriff zu widersetzen, den „Gallier oder Germanen" auf das Gebiet des griechischen Reichs machen sollten; er bittet zugleich zur Befestigung dieses Bundes für seinen Sohn, der bereits gekrönt sei, um die Hand einer Kaisertochter. Dieser Brief läßt einen tiefen Blick in die Seele König Hugos werfen und zeigt, daß damals seine Gedanken sich

987.

987 kaum innerhalb der Grenzen Frankreichs hielten. Bei der Minderjährigkeit Ottos III. mochte ihm noch ein höheres Ziel erreichbar scheinen, als die französische Krone; Theophanos Besorgnisse vor dem Ehrgeiz des neuen Königs waren vollkommen gerechtfertigt.

988. Ein schwerer Schlag war es für Hugo, daß am 23. Januar 988 der Erzbischof Adalbero zu Reims starb. Bei der Lage des Reichs war zu befürchten, Karl möchte sich schleunigst der wichtigen und im Augenblick herrenlosen Stadt versichern; Hugo eilte daher nach Reims, traf noch an Adalberos Todestage ein und wohnte dem Leichenbegängniß bei. Sofort befragte er dann die Bürger, ob sie ihm treu bleiben und ihm die Stadt erhalten wollten. Die Bürger gelobten es, empfingen zum Dank dafür die Erlaubniß, selbst Adalberos Nachfolger zu wählen, und Hugo kehrte nach Paris zurück. Adalbero hatte sterbend Gerbert zu seinem Nachfolger empfohlen; die gesammte Geistlichkeit und ein Theil der Laien waren überdies Gerbert geneigt, der um so mehr auf Hugos Unterstützung glaubte rechnen zu können, als er ihm in der letzten Zeit die wichtigsten Dienste geleistet und seinen Sohn Robert erzogen hatte. Aber dennoch fand es Hugo angemessen, auf einen andern Mann die Wahl zu lenken, der ihm große Vortheile in Aussicht stellte. Es war Arnulf, der natürliche Sohn König Lothars, ein junger Mann von den schlimmsten Sitten, aber von großer geistiger Gewandtheit und der furchtbarsten Arglist. Er war es gewesen, der seinem Oheim Karl die Thore von Laôn geöffnet und seinen eigenen Bischof in dessen Hände geliefert hatte. Obwohl deshalb von einer Synode excommunicirt, wagte es Arnulf doch jetzt mit einer Bewerbung um das erste Bisthum Frankreichs aufzutreten, und es gelang ihm sogar seinen früheren Bischof, den er so eben verrathen, für seine Absichten zu gewinnen. Adalbero von Laôn empfahl ihn dem Könige, den Arnulf durch das Versprechen, Laôn Karl wieder zu entreißen und dem Könige auszuliefern, sich geneigt machte. Hugo begab sich sogar in Person nach Reims und setzte dort die Wahl Arnulfs durch. Als sie erfolgt war, mußte Arnulf Hugo und seinem Sohne mit den fürchterlichsten Eidschwüren Treue geloben und diese Eide noch durch den Genuß des Abendmahls bekräftigen.

Arnulf hatte keinen Anstand genommen diese Eidschwüre zu leisten, obwohl er in seinem Herzen mit nichts Anderem umging, als Hugo zu verderben; er wollte nicht diesem Laôn, sondern vielmehr Reims an Karl ausliefern. Er habe, hat er später vertraulich geäußert, den königlichen Namen in Frankreich, dessen Ansehen fast er-

storben war, wieder zu Ehren bringen wollen, und da er seinen 988.
Zweck wegen der Ungunst der Zeit nicht offen habe erreichen können, habe er suchen müssen heimlich und mit List zu seinem Ziele zu gelangen: „wir handeln anders, als wir wollen, und wir wollen Anderes, als wir thun." Sein nächstes Augenmerk war darauf gerichtet, sich der Unterstützung der Theophano zu versichern, und hierzu sollte ihm Gerbert behülflich sein, der seit geraumer Zeit durch die Verbindung mit Hugo dem deutschen Hofe entfremdet war, jetzt aber dorthin wieder seinen Blick gerichtet hatte, da er sich von Hugo um das Erzbisthum betrogen sah. So widerwärtig Gerbert gewiß die Persönlichkeit Arnulfs war, so konnte er doch der Verschmitztheit desselben nicht widerstehen und diente ihm bald als williges Werkzeug. Arnulf wollte zum Weihnachtsfest **988** nach Rom gehen, angeblich nur um sich dort das Pallium zu holen, in Wahrheit aber vornehmlich um sich dort mit Theophano zu verständigen; Gerbert sollte ihn auf dieser Reise begleiten: aber der ganze Plan zerschlug sich, da König Hugo, wohl nicht ohne Ahnung der beabsichtigten Dinge, Beiden die Reise untersagte.

Theophano hatte sich nehmlich gegen den Winter nach Italien begeben und verweilte besonders zu Rom, damit der kaiserliche Name hier nicht in Vergessenheit gerathe. Mit Würde und Kraft trat sie auf, und nirgends wagte man ihr Widerstand entgegenzusetzen. Um die kaiserlichen Rechte in ihrem vollen Umfange üben zu können, legte sie sich selbst den Titel „Kaiser" bei und ließ in Urkunden nach Jahren ihrer Regierung zählen, wie sie auch in Urkunden des jungen Königs aus jener Zeit wohl als dessen Mitregentin bezeichnet wird. Der Papst Johann beugte sich vor ihr, nicht minder Johannes Crescentius, dem sie das Patriciat beließ, doch wußte er fortan, daß er nur des deutschen Reichs Patricius war. Theophano saß zu Rom und Ravenna selbst zu Gericht und sandte von dort ihre Sendboten durch das Patrimonium Petri aus. Das Jahr **989** 989.
brachte Theophano in Italien zu und kehrte erst gegen den Sommer **990** nach Deutschland zurück. An vielfachen Reibungen mit der Kaiserin Adelheid, die noch als Statthalterin in der Lombardei schaltete, scheint es auch damals nicht gefehlt zu haben, denn es war diesen Frauen einmal nicht gegeben sich dauernd zu verständigen. „Lebe „ich nur noch ein Jahr," soll Theophano später gesagt haben, „so „soll Adelheid auch nicht eine Hand breit Landes mehr beherrschen."

Arnulf und Gerbert hatten zu Rom Theophano ihrer Treue und Ergebenheit versichern lassen. Bald darauf aber wagte Arnulf einen

989. Schritt, der nicht allein von Theophano gemisbilligt werden mußte, sondern ihn auch von Gerbert auf immerdar trennte. Er öffnete verrätherischer Weise im Januar 989 Karl die Thore von Reims, der nun, da inzwischen auch Senlis in seine Hände gefallen war, eine Hugo höchst gefährliche Stellung einnahm. Arnulf suchte die Schuld des Verraths von sich abzuwälzen, er ließ sich sogar zum Schein von Karls Leuten gefangen nehmen und schleuderte das Anathem gegen sie als Kirchenräuber; aber bald legte er alle Verstellung ab, huldigte Karl und folgte in Person dessen Kriegshaufen gegen Hugo. Gerbert wollte mit diesem Verräther nun auch nicht länger Gemeinschaft pflegen, er sandte ihm deshalb einen offenen Absagebrief und flüchtete sich an den Hof König Hugos, wo er bereitwillig Aufnahme fand; seine kaum wieder angeknüpften Verbindungen mit Theophano wurden hierdurch aufs Neue unterbrochen. Hugo bekämpfte fortan seine Gegner mit geistlichen, wie mit weltlichen Waffen; er berief sofort eine Synode der ihm getreuen Bischöfe nach Senlis, welche die Gemeinden von Reims und Laôn excommunicirte und zugleich Arnulf als einen meineidigen Verräther beim Papste verklagte. Gesandte Hugos eilten mit Briefen des Königs und der Synode nach Rom, aber sie richteten dort Nichts aus. Der Papst verharrte trotz ihrer drängenden Bitten in hartnäckigem Stillschweigen, vielleicht weil Hugos Gesandten es verschmähten gleich Karls und Arnulfs Boten, die sich gleichfalls eingestellt hatten, den Papst und Crescentius zu bestechen, mehr aber wohl noch, weil Theophano eine für Hugo günstige Entscheidung Roms hintertrieb. Vergebens versuchte nun der König auf alle Weise Erzbischof Arnulf wieder auf seine Seite zu ziehen; weder Bitten, noch Versprechungen, noch Drohungen vermochten ihn von Karl zu trennen. Als Arnulf aber endlich mehrere dem karolingischen Hause verwandte und ihm bis dahin unbedingt ergebene Geistliche verließen, als sogar die Bischöfe der Reimser Provinz offen gegen ihn als ihren Erzbischof auftraten, gerieth er doch in Schrecken und zeigte sich zur Versöhnung bereit. Diesen Augenblick der Schwäche benutzte der Bischof Adalbero von Laôn, der schon lange auf eine gräuliche Rache sann an diesem Menschen, der ihn bereits zweimal so abscheulich verrathen hatte. Adalbero übernahm es scheinbar Arnulf mit König Hugo zu versöhnen; unter der Bedingung erbot er sich Frieden zu stiften, daß Karl Hugos königliche Macht anerkenne, wogegen ihm die festen Städte verbleiben sollten, in deren Besitz er sich jetzt befände, Arnulf sollte dann das Erzbisthum Reims behalten, Adalbero aber wieder in Laôn eingesetzt werden. Arnulf ging hierauf ein und fand in Folge dessen

am Hofe Hugos die freundlichste Aufnahme; er begab sich darauf selbst zu Karl mit dem aufrichtigen Wunsche, auch ihn den Bedingungen Hugos geneigt zu machen, und wenigstens dahin brachte er es, daß Karl den Bischof Adalbero, in dessen wahre Friedensliebe er keinen Zweifel mehr setzte, wieder in Laôn aufnahm, nachdem dieser ihm seine Treue noch zuvor mit den höchsten Eiden betheuert hatte. Adalbero zeigte sich nach seiner Rückkehr als der dienstbeflissenste Anhänger Karls, aber kaum hatte er diesen in Sicherheit und Sorglosigkeit eingewiegt, als er das abscheuliche Rachewerk ausführte, das er von Anfang an im Schilde geführt und mit König Hugo längst verabredet hatte. 991.

Es war Palmsonntag des Jahres **991.** Man hatte in der Stadt in den letzten Tagen allerlei verdächtige Gestalten gesehen und Herzog Karl ernstlich vor dem Bischof gewarnt. Als nun beide am Abend mit Erzbischof Arnulf beim Mahle saßen, brockte Karl einen goldenen Becher voll Brod, goß Wein darauf und sprach: „Ihr habt heute, „Herr Bischof, die Palmzweige geweiht, das Volk gesegnet und mir „das heilige Abendmahl gereicht, darum will ich denen nicht glauben, „die mir zuraunen, es sei euch nicht zu trauen, zumal der Tag des „Leidens und Sterbens unseres Herrn Christi nahe bevorsteht, und so „reiche ich euch diesen Becher mit Brod und Wein gefüllt, daß ihr „ihn leert zum Zeichen eurer treuen Gesinnung.“ Der Bischof sagte: „Ohne Scheu werde ich den Becher nehmen und trinken.“ „Und „Treue bewahren!“ fügte Karl hinzu. „Und Treue bewahren!“ wiederholte der Bischof, „wenn ich sie breche, will ich mit Judas verderben!“ Bald darauf trennte sich die Gesellschaft. Karl und Arnulf überließen sich dem Schlummer; aber Adalbero wachte und schlich sich, sobald er jene eingeschlafen wußte, in ihr Gemach, wo er die Waffen entfernte. Dann ging er zur Pforte der Burg und sandte den Thürhüter unter irgend einem Vorwande in die Stadt Sofort öffnet er dann selbst das Thor und läßt seine Genossen, die schon bereit standen, in die Burg ein; mit ihnen dringt er, selbst ein Schwerdt unter dem Rocke verbergend, in Karls und Arnulfs Schlafgemach ein; beide wurden mit leichter Mühe überwältigt und in einen festen Thurm geworfen. Inzwischen brach der Morgen an und es wurde in der Stadt lebendig. Die Dienstleute Karls liefen zusammen, ergriffen aber bald, als sie die Burg in den Händen der Feinde sahen, die Flucht, indem sie nur Karls dritten, damals zweijährigen Sohn der Rache des Bischofs entzogen. Adalbero schickte sogleich nach der That

991 Boten an König Hugo, der unverzüglich nach Laôn kam und sich von den Bürgern huldigen ließ.

So fiel Karl in die Hände seiner bittersten Feinde und hat im Kerker derselben sein Leben wenig später beschlossen. Seine Gemahlin, sein zweiter Sohn Ludwig und seine beiden Töchter wurden mit ihm von Adalbero in das Gefängniß geworfen, aus dem die Frauen später entlassen wurden, während Ludwig noch lange in demselben schmachtete. Der älteste Sohn Karls, Otto mit Namen, war, als das Unglück seinen Vater ereilte, in Deutschland und wurde nach dessen Tode mit dem Herzogthum Niederlothringen belehnt. In jenen deutschen Gegenden, aus denen die Pipiniden sich einst zu einer weltbeherrschenden Höhe aufgeschwungen hatten, ging auch ihr Geschlecht wieder unter, nachdem durch dieselben Künste ihm die Herrschaft entwunden war, durch die sie einst die Merovinger vom Throne verdrängten.

Auch Erzbischof Arnulf war in den Händen König Hugos, aber es war nicht genug, daß er dem Schauplatz der Welt entzogen wurde, er sollte, um Hugos Thron zu sichern, auch moralisch vernichtet werden: er, der erste Bischof des französischen Reichs, mußte mit geistlichen Waffen getödtet werden, wenn an der neugewonnenen Krone nicht für immer ein unvertilgbarer Schandflecken haften sollte. Deshalb berief der König die Bischöfe des Reichs zu einer großen Synode nach Reims; sie sollten Arnulf verurtheilen, nachdem alle Versuche einen Urtheilsspruch in Rom gegen ihn zu erwirken, vergeblich gewesen waren. Die Synode versammelte sich am 17. Juni 991 zu Reims in der Kirche des h. Basolus; zwei Erzbischöfe, elf Bischöfe und mehrere Aebte waren erschienen; den Vorsitz führte der Erzbischof Siguin von Sens, den der Papst vor Zeiten zu seinem Vicar ernannt hatte, Wortführer der Synode war der Bischof Arnulf von Orleans, ein unbedingt ergebener Anhänger Hugos, seinen Geist und seine Feder lieh der Versammlung der gelehrte Gerbert, der selbst auf das Erzbisthum Reims abermals seine Augen richtete. Als Gefangener wurde Erzbischof Arnulf vor die Synode gestellt, im Widerspruch mit den kanonischen Bestimmungen, die man überhaupt ihm gegenüber wenig beachtete. Daß er den vielen Anschuldigungen, die man gegen ihn und meist mit vollem Recht erhob, vor Richtern unterlag, die ganz unter dem Einfluß des Königs standen, wird Niemanden Wunder nehmen. Nur das lehnten die Bischöfe von vornherein ab, daß sie die Bestrafung Arnulfs mit dem Tode zugeben würden, sonst überließen sie ihn, nachdem er öffentlich vor ihnen seine Schuld hatte be-

kennen müssen, ganz dem Zorne des Königs. Hugo erschien selbst mit 991.
seinem Sohne in der Versammlung, die Pforten der Kirche wurden dem Volke geöffnet, und nun mußte der Sohn König Lothars sich vor Hugo Capet zu Füßen werfen, um sein Leben bitten, seinen Bischofsring und Stab vor demselben niederlegen und über seine Abdankung eine Urkunde ausstellen, in der er auf jedes Recht weiterer Berufung in dieser Sache förmlich verzichtete.

Wie aber stand zu erwarten, daß Rom und das deutsche Reich, wenn selbst Arnulf schweigen sollte, zu diesem Verfahren schweigen würden? — Waren nicht Papstthum und Kaiserthum gleichermaßen in ihrer ganzen Bedeutung bedroht, wenn das neue französische Königthum mit seiner Geistlichkeit im Bunde sich ihrer Autorität ohne Weiteres entzog und selbstständige Schritte in einer Sache that, welche die Augen der gesammten Christenheit auf sich lenkte? Und dann war ja auch Arnulf gerade das zum Vorwurf gemacht worden, daß er mit Theophano und dem deutschen Reiche sich gegen Hugo in Verbindungen eingelassen habe; als ein Verbündeter des deutschen Hauses schien er daher verurtheilt zu sein. Unleugbar zwar war es, daß man den päpstlichen Stuhl zuvor gegen Arnulf angerufen hatte, aber als man nicht die erwünschte Antwort erhielt, da griff man sofort den Anspruch Roms, daß ohne sein Wissen kein Bischof gerichtet und seines Amtes entsetzt werden könnte, auf das Verwegenste an; wenn dieser Anspruch auch nur durch gefälschte Actenstücke, die pseudoisidorischen Decretalien, begründet werden konnte, so waren diese doch in Frankreich längst anerkannt und wurden sogar in der Synode selbst mehrfach zur Anwendung gebracht.

Die Synode verhandelte ganz unter dem Einfluß König Hugos, der im Gefühl des neugewonnenen Sieges über seine Gegner rücksichtslos auf sein Ziel losging, aber dennoch verhehlten es sich die Bischöfe keineswegs, wie bedenklich das Werk war, das sie unternahmen. Da ist es nun überaus merkwürdig, wie die Synode ihre Schritte vor sich und in den Augen der Christenheit zu rechtfertigen suchte. Einerseits glaubte sie allerdings anerkannt gültige kirchenrechtliche Bestimmungen für sich zu haben; nicht daß sie die pseudoisidorischen Decretalien angegriffen hätte, von deren Entstehung sie vielmehr gar keine Ahnung gehabt zu haben scheint, sondern sie berief sich auf ältere kanonische Bestimmungen, namentlich auf Beschlüsse der afrikanischen Kirche im fünften Jahrhundert. Andererseits aber — und sie legte darauf ein bei weitem größeres Gewicht — schützte sie die dringende Noth vor, die bei der Entartung und Unwissenheit der

991. römischen Kirche, bei der Abhängigkeit und dem hartnäckigen Schweigen des Papstes geboten habe so und nicht anders zu verfahren.

Ein grauenvolles Bild von dem lasterhaften Leben der letzten Päpste und der tiefen Unwissenheit, in welche der römische Klerus verfallen, entwarf Bischof Arnulf von Orleans als Sprecher vor der Synode. „O bejammernswerthes Rom!“ ruft er aus. „Einst gabst „du uns einen Leo, Gregorius den Großen, Gelasius und Innocentius, „Männer, die mit ihrer Weisheit den Erdkreis erfüllten und deren „Leitung mit Recht die ganze Kirche anvertraut wurde; zu unseren Zei„ten aber hast du Geschöpfe der Finsterniß ausgespieen, schmachbedeckten „Namens für alle Ewigkeit. Wie? Und solchen Scheusalen, die mit „allen Lastern bedeckt, aber aller göttlichen und menschlichen Erkenntniß „bar und ledig sind, sollen zahllose Priester in der Weite der Welt, „die sich durch Wissenschaft und tugendhaften Wandel auszeichnen, „unterworfen sein! Was meint ihr, verehrungswürdige Väter, daß „der sei, der da sitzt auf erhabenem Thron und blitzet von Silber und „Gold? Ist er der Liebe ledig und blähet sich auf mit eitler Wissen„schaft, so ist er der Antichrist, der sich in den Tempel Gottes setzt „und giebt vor, er sei Gott. (2 Thessal. 2, 4.) Fehlet ihm aber mit „der Liebe auch das Wissen, dann ist er Nichts, als ein todtes Götzen„bild, und ihn befragen heißt vom todten Marmor sich Rath holen. „Wohin sollen wir uns also wenden, um uns zu helfen? Allerdings „führen Manche hier an, daß in dem benachbarten Lothringen und in „Deutschland sich treffliche und wahrhaft fromme Bischöfe befänden, „und wahrlich, besser würde es sein, ein Urtheil von ihnen in dieser „Sache zu verlangen, als in Rom, welches Jedem feil ist; aber es „hindert uns leider der Groll der uneinigen Herrscher.“

Arnulf und die Bischöfe, die ihn zustimmend anhörten, waren darüber gar nicht in Zweifel, daß sie in Gefahr standen sich ganz von Rom zu trennen, und Arnulf spricht es sogar geradezu aus, daß es dahin kommen könne. „Wir wollen,“ sagt er, „der römischen Kirche „im Andenken an den heiligen Petrus, so lange als möglich Ehrerbie„tung beweisen und zwar in höherem Maße, als dies die afrikanische „Kirche einst that; wir werden Rom auch in Zukunft um seine Entschei„dung angehen, wie es selbst in der Sache Arnulfs geschehen ist, so „weit es die politische Lage der Dinge erlaubt. Fällt Rom dann seine „Entscheidung nach dem Recht, so wird der Friede und die Einheit „der Kirche auch ferner bestehen bleiben; wo aber nicht, so gilt der „Spruch des Apostels: „So Jemand euch anders predigt, als ihr „„empfangen habt, der sei verflucht, und ob er vorgiebt, er sei ein

„„Engel vom Himmel.“ (Gal. 1, 9.) Schweigt Rom ferner, wie es 991.
„bisher gethan hat, so werden wir die Kirchengesetze befragen, und sie
„werden uns antworten mit der Stimme derer, die sie erließen. O,
„über die Noth dieser Zeiten, wo wir des Schutzes einer so mächtigen
„Kirche beraubt sind! Nach welcher Stadt sollen wir uns wenden,
„da wir Rom, die Gebieterin aller Völker, jedes göttlichen und mensch-
„lichen Beistands beraubt sehen. Denn offen sei es bekannt, seit dem
„Untergang des Kaiserreichs hat diese Stadt die Kirchen von Alexan-
„dria und Antiochia eingebüßt, und schon trennt sich, um von Asien
„und Afrika zu schweigen, selbst Europa von ihr. Constantinopel hat
„sich losgesagt, und das innere Spanien fragt nicht nach Roms Ent-
„scheidungen. Der Abfall tritt ein, von dem der Apostel spricht
„(2 Theff. 2, 3.), ein Abfall nicht allein der Völker, sondern auch der
„Kirchen.“

Mit solchen Gesinnungen gegen Rom erhoben die versammelten Väter, nachdem Arnulf sie von dem ihm geleisteten Eid der Treue entbunden hatte und dann nach Orleans in Gewahrsam gebracht war, nach dem Willen König Hugos Gerbert auf den erzbischöflichen Stuhl von Reims. Vor seiner Weihe legte Gerbert ein Glaubensbekenntniß ab, das besonders dadurch wichtig scheint, daß er seiner Stellung gegen Rom mit keiner Silbe erwähnt und ausdrücklich nur die vier ersten allgemeinen Concile als verbindlich anerkennt, wodurch er gerade auf den Zustand der Kirche zu den Zeiten jener afrikanischen Synoden zurückging, auf die man sich während der Verhandlungen so oft berufen hatte.

So scharf und schneidend der Widerspruch gegen Rom und das Papstthum zu Reims hervorgehoben wurde, so schonend verfuhr man augenscheinlich gegen den königlichen Hof in Deutschland. Der Zwiespalt mit demselben wurde nicht verleugnet, aber jedes reizende Wort absichtlich vermieden, das den Riß zu erweitern drohte. Man wollte offenbar nach dieser Seite hin beruhigen und begütigen, aber kaum würde dies gelungen sein, wenn Theophano noch die Tage der Reimser Versammlung erlebt hätte. Denn unterlag das Papstthum in diesem Kampfe und löste sich die Einheit der abendländischen Kirche, so verlor auch das Kaiserthum seine universelle Grundlage und eine seiner wesentlichsten Stützen. Es gehörte zu den glücklichen Ereignissen, die damals König Hugo so kühn auftreten ließen, daß zwei Tage vor der Eröffnung der Synode die Kaiserin Theophano verstorben war. Die deutschen Angelegenheiten waren im Augenblick fa-

991. wenig geordnet, daß er von dieser Seite kaum einen Angriff zu befürchten brauchte.

Gleich nach Theophanos Rückkehr aus Italien war der Krieg gegen die Wenden aufs Neue mit Ernst angegriffen worden, was um so mehr geboten schien, als auch unter den Abodriten die kirchlichen Ordnungen bereits zu wanken anfingen. Die Abodriten wurden zweimal im Jahre 990 von den Sachsen mit Krieg überzogen und endlich ein Friede mit ihnen geschlossen, dessen Inhalt wir nicht kennen und der nur eine kurze Dauer hatte. Inzwischen hatte sich auch Boleslaw von Böhmen von Neuem gegen das Reich erhoben und sich zu dem Ende mit den heidnischen Liutizen verbündet; im Bunde mit ihnen kämpfte er, ein christlicher Fürst, gegen die Sachsen und den ihnen verbündeten Polenherzog, mit dem er den Kampf, wie es scheint, kaum ausgesetzt hatte. Schon drohte dem Christenthum selbst in Böhmen Gefahr, und der Bischof von Prag — es war der heilige Adalbert — verließ sein Land und verbarg sich in einem Kloster zu Rom. Im Sommer 990 sandte Theophano unter dem Erzbischof Gisiler von Magdeburg und dem Markgrafen Eckard von Meißen dem Polenherzog ein Hülfsheer. Boleslaw wich geflissentlich einer Schlacht aus und suchte sich der Führer des deutschen Heers zur Ausgleichung seiner Sache mit Miecziſlaw zu bedienen; zwar kam es nicht sogleich zu einem friedlichen Austrage, aber doch trennte sich seitdem Boleslaw von seinen heidnischen Bundesgenossen und ließ den Bischof von Prag auffordern in seinen Sprengel zurückzukehren. Das frühere Verhältniß Böhmens zum deutschen Reiche stellte sich her, und bald darauf wurde auch zwischen Boleslaw und Miecziſlaw Friede geschlossen.

Die Sache des Reichs schien hier endlich einen gedeihlicheren Fortgang zu nehmen, und schon bereitete man einen neuen großen Kriegszug gegen die Liutizen vor, die recht eigentlich der Mittelpunkt des wendischen Aufstandes und des neubelebten Heidenthums waren. Das Osterfest des Jahres 991 feierte Theophano mit ihrem Sohne in gewohnter Pracht zu Quedlinburg; eine große Zahl deutscher und auswärtiger Fürsten umgab sie und brachte reiche Geschenke dem jungen Könige dar. Unter ihnen war auch Miecziſlaw von Polen und Hugo von Tuscien, damals der mächtigste Fürst Italiens. Die

glänzende Versammlung zeigte, daß die kaiserliche Macht trotz aller 991. Ungunst der Verhältnisse doch noch in Kraft stand. Nach dem Fest verabschiedeten sich die anderen Fürsten; Hugo aber begleitete die Kaiserin und ihren Sohn nach den Rheinlanden, wohin Theophano wahrscheinlich ihren Weg nahm, um die Entwickelung der Angelegenheiten Hugo Capets in der Nähe zu übersehen und im entscheidenden Augenblicke in dieselben einzugreifen. Hier starb die Kaiserin unerwartet zu Nimwegen am 15. Juni; sie hatte wenig mehr, als dreißig Lebensjahre erreicht. Sei es, daß sie, das Kind einer wärmeren Zone, in unseren nordischen Gegenden nicht recht gedeihen konnte, sei es, daß die Sorgen der Herrschaft, die selbst die Kraft von Männern früh aufrieben, die Seele eines Weibes zu schwer belasteten; sie endete früh und mußte das große Werk der Erhaltung und Herstellung des Kaiserreichs unvollendet zurücklassen. Wer ihre Stellung richtig erwägt, wird ihr die Anerkennung nicht versagen, daß sie unter den schwierigsten Verhältnissen die Ehre des Reichs aufrecht erhalten hat; es ist ihr freilich nicht Alles gelungen, aber selbst der beste Mann möchte es in ähnlicher Lage kaum zu größeren Erfolgen gebracht haben.

Man überschätzt häufig den Einfluß dieser griechischen Fürstin auf das Leben der abendländischen Welt, indem man alle Einwirkungen, welche Constantinopel auf das staatliche und gesellige Leben, auf Kunst und Wissenschaft des Abendlands geübt hat und geübt haben soll, auf sie zurückführt. Diese Einwirkungen, an sich geringer, als man gewöhnlich annimmt, gehören theils schon einer früheren Zeit an, da niemals der Verkehr des Abendlands mit dem morgenländischen Reich ganz unterbrochen war, theils sind sie mindestens von der Person dieser Fürstin unabhängig, die sich in der That seit ihrer Vermählung ihrem Vaterlande mehr, als man erwarten sollte, entfremdete. Daß sie aber dennoch Manches dazu beigetragen hat, die Sitten des Hofs von Constantinopel nach Deutschland zu übertragen, daß durch sie die Lebensweise und die Kunstrichtung der Griechen im Abendlande bekannter wurden und sogar die griechische Sprache hier und da mehr in Uebung kam, läßt sich schwerlich leugnen; wenigstens maß ihr das Mittelalter selbst auf die Aenderung der Lebensgewohnheiten einigen Einfluß zu. Nach ihrem Tode, erzählte man, erschien sie in jämmerlicher Gestalt einer Nonne im Traume und bat um deren Fürbitte. Als die Nonne darauf Theophano nach dem Grunde ihres Elends fragte, gab diese zur Antwort, sie müsse dafür büßen, daß sie manchen unnützen Weiberschmuck, der den Frauen in Deutschland bis da-

991. hin unbekannt gewesen sei, dort bekannt gemacht und, indem sie ihn selbst angelegt, auch andere verlockt habe nach demselben zu trachten; das sei ihre größte Sünde, und da sie sonst immer treu im katholischen Glauben verharrt habe, hoffe sie durch die Fürbitte frommer Seelen noch von ihren Qualen erlöst zu werden.

13.

Otto III. unter der Leitung seiner Großmutter Adelheid und des Erzbischofs Willigis. Der erste Römerzug Ottos III.

991—995. Als Theophano starb, war ihr Sohn ein Knabe von elf Jahren; es war unmöglich ihm die Leitung der Reichsgeschäfte zu überlassen. Sofort eilte daher Adelheid aus Italien an den Hof, den sie schon seit geraumer Zeit gemieden hatte, und übernahm die Sorge für ihren Enkel. Der Knabe erwuchs unter ihren Augen zu den Jahren der Selbstständigkeit, und es unterliegt keinem Zweifel, daß sie fortan nicht allein auf seine Erziehung, sondern auch auf die Angelegenheiten des Reichs abermals einen bedeutenden Einfluß übte. Aber es fehlte viel, daß Adelheid ganz in Theophanos Stelle getreten wäre. Es lag in der Natur der Sache, daß unter der vormundschaftlichen Regierung das Ansehen der hohen Reichsaristocratie erheblich gewachsen war, auch die Vorgänge in Frankreich, wo die Großen so eben Einen aus ihrer Mitte auf den Thron erhoben hatten, konnten nicht ohne Wirkung auf die deutschen Verhältnisse bleiben. So stellte sich denn ein aristocratisches Reichsregiment der Kaiserin zur Seite, die ohne den Beirath der geistlichen und weltlichen Großen des Reichs Nichts auszuführen vermochte. An der Spitze dieses Regiments stand Erzbischof Willigis von Mainz, der Erzkanzler des Reichs, von dem es deshalb auch in einer späteren Quelle nicht ohne Grund heißt, er habe drei Jahre die Aufsicht über den königlichen Knaben und die Regierung des Reichs geführt. Adelheid und Willigis sind in der folgenden Zeit als die Regenten des deutschen Reichs anzusehen, neben und mit ihnen hatten auf die Regierung desselben den größten Einfluß die Aebtissin Mathilde von Quedlinburg, die Schwester

Ottos II., die Herzöge Bernhard von Sachsen, Konrad von Schwaben und Heinrich von Baiern, der Markgraf Eckard von Meißen und der Erzbischof Gisiler von Magdeburg; das königliche Ansehen in Italien hielt vor Allem Hugo von Tuscien mit starker Hand aufrecht. 991–995.

Von dem neuen Reichsregiment wurde sogleich der Krieg gegen die Wenden mit frischem Eifer begonnen. Noch im Sommer 991 drang ein sächsisches Heer, bei dem sich der junge König selbst befand und das von einem polnischen Heere unter Miecziſlaw unterstützt wurde, tief in das Wendenland vor und nahm Brandenburg ein. Aber bald fiel die Stadt wieder in die Hand der Liutizen, die Kizo, ein flüchtiger deutscher Graf, befehligte, der von hier aus Raubzüge unternahm, die ihn bis an die Elbe führten. Im Frühjahr 992 rückte ein sächsisches Heer abermals vor die Brandenburg, diesmal von dem Baiernherzog Heinrich, dem Böhmen Boleslaw und polnischen Hülfstruppen unterstützt. Dennoch fiel Brandenburg nicht, weil die Liutizen Friedensanerbietungen machten und die deutschen Fürsten gern darauf eingingen. Noch in demselben Sommer mußte zweimal auch gegen die Abodriten ausgezogen werden, die inzwischen ihren Bischof vertrieben hatten und offen zum Heidenthum zurückgekehrt waren. Der Erfolg dieser Kriegszüge war gering, und sofort brachen auch die Liutizen wieder die beschworenen Verträge. Drei Feldzüge gegen die Wenden wurden im folgenden Jahre unternommen, doch ohne Gewinn und Ruhm; vielmehr überschritten die Liutizen bereits die Elbe und verheerten das sächsische Land. Dennoch kam damals die Brandenburg an Otto. Kizo, den Liutizen so wenig mehr trauend, wie sie ihm, übergab sich und die Burg dem Könige. Die Wenden, von gewaltiger Wuth gegen den treulosen Mann entflammt, umlagerten ihn und die Burg mit ihren Heeren, und dringend bat Kizo den König, der gerade in Magdeburg weilte, um Hülfe. Was Otto an Streitkräften um sich hatte, brach unter Markgraf Eckard auf, wurde aber bald von den Wenden zersprengt. Darauf rückte ein neues Heer an, bei dem der König selbst war. Die Wenden gaben nun zwar die Belagerung Kizos auf und dieser blieb, als Ottos Vasall für den Augenblick im Besitz der Brandenburg, aber im folgenden Jahre ergriff das ganze Wendenland gegen die Deutschen die Waffen; nur die Sorben an dem linken Elbufer blieben auch damals getreu. Erst im Herbste des Jahrs 995 konnte ein neuer Wendenkrieg unternommen werden. Mit einem sächsischen Heere, unterstützt von Polen und Böhmen, drang der junge König in das Abodritenland ein, nahm die Hauptfeste Meklenburg, überfiel dann die Wilzen an

992.

993.

994.

995.

991—995. Peene und Tollense und kehrte über Havelberg nach Sachsen zurück; aber der Aufstand war nicht gebändigt, und inzwischen ging auch die Brandenburg wieder verloren. Als Kizo einst dieselbe verlassen hatte, bemächtigte sich Bolibut, einer seiner Dienstleute, der Feste; bei dem Versuche, sie wiederzugewinnen, fand Kizo den Tod, und Bolibut behauptete sich in der Burg. Im Winter 995 ergingen neue Raubzüge der Wenden über Sachsen, wo man froh war, als im Anfang des Jahrs 996 endlich ein Friede mit den Wenden geschlossen wurde, der das Land mindestens vor ferneren Verheerungen von dieser Seite her sicher zu stellen schien.

Denn inzwischen war das Land auch schon von einer andern Seite angegriffen worden. Mit dem Heidenthum waren im Norden, wie wir sehen, auch die alten Vikingerzüge wieder erwacht. Noch irrte Sven Gabelbart mit seinen Schiffen auf der Nordsee umher, ein glücklicher Räuber, jetzt als Seekönig reicher und mächtiger, als er einst auf dem dänischen Throne gewesen war. Neben ihm wurde einer der kühnsten Abenteurer Olaf Tryggves Sohn, der das Christenthum, das er als Knabe angenommen hatte, als Jüngling vergaß. Aus der Jomsburg, wo wir ihn verlassen haben, war er auf kurze Zeit nach Rußland zurückgekehrt, dann aber erschien er wieder an den Küsten von Gotland, Schonen und Dänemark; kein Gestade am baltischen Meere war sicher vor seinen Ueberfällen, bis er sich endlich in die Nordsee begab. An den Küsten von Sachsen, Friesland und Flandern soll er zuerst hier als Räuber gehaust haben, dann wandte er sich nach England, wo er sich mit Sven zusammenfand und bald eng verband. England, von König Ethelred „dem Unberathenen" auf das Erbärmlichste regiert und nach der glücklichen Regierung Edgars mit Blitzesschnelle dem traurigsten inneren Verfalle zueilend, war schutzlos den Vikingern preisgegeben und suchte sich nur durch große Geldsummen loszukaufen; damals fing man dort bereits an das Danageld als regelmäßige Reichssteuer auszuschreiben. Auch König Erich, der inzwischen wieder in das Heidenthum zurückgefallen war, begab sich, durch Svens und Olafs Glück verlockt, mit Vikingerschaaren auf die See und suchte die Küsten Deutschlands mit seinen Raubschiffen heim.

Im Jahre 994 — fast zu derselben Zeit, als Svens und Olafs Schiffe in die Themse einliefen, bei London landeten und erst nach Empfang eines Lösegelds von 16,000 Pfund Silber abzogen — liefen schwedische und dänische Schiffe theils in der Mündung der Elbe ein, theils plünderten sie an den Küsten von Friesland und Hadeln;

Aschmänner nannten die Sachsen diese Vikinger und ihre Schiffe Aschen. 991—995
Schnell brachten die Grafen von Stade, die Wächter der Elbmündungen, das Volk in die Waffen und gingen zu Schiff den Vikingern entgegen. Am 23. Juni 994 kam es zum Kampfe, in dem Graf Udo selbst fiel; seine Brüder Heinrich und Siegfried wurden gefangen und mit gebundenen Händen auf die feindlichen Schiffe geschleppt. Herzog Bernhard nahm sich zwar der gefangenen Grafen an und erwirkte, daß sie gegen ein Lösegeld von 7000 Pfunden freigelassen werden sollten; aber die Summe war nicht sogleich zu beschaffen. Graf Heinrich stellte als Geißel für die Zahlung des Lösegeldes seinen einzigen Sohn und wurde darauf entlassen; für Siegfried, der ohne Sohn war, sollte sein damals achtzehnjähriger Neffe Thietmar, der spätere Bischof von Merseburg und bekannte Geschichtsschreiber, als Geißel gestellt werden, aber ehe er noch in die Hände der Vikinger kam, gelang es seinem Oheim die Ketten zu brechen und mit Hülfe eines Fischers zu entkommen. Die Vikinger eilten dem Flüchtlinge nach, und nahmen, als sie ihn nicht erreichten, an den Gefangenen und Geißeln die grausamste Rache. Doch schon eilte auch Herzog Bernhard mit einem sächsischen Heere herbei; als die Dänen von seinem Anrücken hörten, stürmten sie wieder in wilder Flucht davon, auf der aber Viele unter den Schwerdtern der Sachsen sanken. Der andere Vikingerschwarm war indessen in die Weser eingelaufen und bis in die Gegend, wo jetzt Vegesack liegt, vorgedrungen. Als auch sie hier von dem sächsischen Heere angegriffen wurden, zogen sie sich an das Glindesmoor im Süden von Bremervörde zurück. Ein sächsischer Ritter, den sie zum Wegweiser genommen hatten, verleitete sie in die tiefsten Moräste; hier wurden sie von den Sachsen überfallen und sollen sämmtlich, 20,000 an der Zahl, erschlagen sein.

Auch in der folgenden Zeit verheerten Vikingerschaaren die sächsischen und friesischen Küsten, obwohl die Sachen im Norden bald eine andere Gestalt gewannen. Noch im Jahre 994 starb König Erich, der Sven den dänischen Thron entrissen hatte; seitdem hoffte Sven auf Rückkehr, und seine Hoffnungen steigerten sich, als es Olaf Tryggves Sohn gelang nach Jarl Hakons Fall nach Norwegen heimzukehren und sich in den Besitz der Herrschaft seiner Väter zu setzen. In der That kam auch für Sven bald der Tag der Rückkehr; er bot Erichs Wittwe die Hand und beraubte dessen unmündigen Sohn Olaf der Herrschaft. Aber mit der Herstellung Svens und Olafs gedieh nicht, wie sich nach ihrem früheren Leben hätte erwarten lassen, das

991—995. Heidenthum zu freierer, kräftiger Entfaltung, sondern ging vielmehr seinem völligen Untergange im scandinavischen Norden nur um so schneller entgegen. In Olaf war schon in England das Christenthum wieder lebendig geworden, englische Priester hatten sein Herz gewonnen und der Bischof Elfeg von Winchester ihn eingesegnet; zum Dank dafür versprach er die englischen Küsten nie wieder auf seinen Zügen heimzusuchen und hielt dies Versprechen; als er dann Norwegen wiedergewann, verbreitete er dort das Christenthum mit Eifer, ja selbst mit Zwang, doch waren es nicht deutsche, sondern englische Missionäre, die ihn hierbei unterstützten. Dem Beispiele Olafs folgte Sven; auch er wurde Christ und zeigte sich den Christen willfährig, doch ließ er die deutschen Priester nicht wieder in sein Land zurückkehren, und die Bisthümer Ripen und Schleswig bestanden auch jetzt nur dem Namen nach fort. Als Erzbischof Willigis wenig später den Bischof Eckard von Schleswig als Stellvertreter des Hildesheimer Bischofs auf einer Synode ansichtig wurde, ließ er ihn hart an, daß er sich nicht in seinem Sprengel befände; aber Eckard gab ihm zur Antwort: „Mein Bisthum ist von den Heiden verheert, „die Stadt verlassen, die Kirche verödet; ich habe dort keinen Sitz „und diene deshalb nach meinen Kräften der Kirche zu Hildesheim." Trotzdem war Sven damals bereits in sein Reich und zum Christenthum zurückgekehrt; aber er war ein matter und lauer Bekenner und trug wenig Sorge dafür, die kirchlichen Ordnungen seines Reichs herzustellen; am Wenigsten wollte er sich dabei deutscher Priester bedienen, da er der Herrschaft der Deutschen nach wie vor widerstrebte. So brach hier das Heidenthum mehr morsch in sich zusammen, als daß es einem kräftigen Angriff der christlichen Welt erlegen wäre; aber noch ein Menschenalter verging, bis ein geordnetes Kirchenthum sich wieder erhob und christliche Ordnungen tiefer in das Leben des Volkes eindrangen. Eine Zeit der Dämmerung ging dem lichten Aufgang der neuen Sonne vorher; ein halbes Christenthum, wie wir es gleichzeitig in den slawischen und ungarischen Gegenden finden.

Auch in Schweden nahte sich das Heidenthum seinem Untergange; auch Olaf, König Erichs Sohn, wurde Christ, aber ein halber Christ nach dem Schlage Svens, mit dem er sich bald darauf verbündete, um mit ihm und Jarl Hakons Söhnen vereint, Olaf Tryggves Sohn aus Norwegen zu verjagen. Es zog eine gewaltige Flotte gegen den Norwegerkönig aus, in ihr noch einmal Schiffe mit dem Bilde des Thor, denn Jarl Hakons Söhne waren noch Heiden. Am Ausgange des Oeresunds kam es am 9. September des Jahrs 1000

zur Schlacht. So hart bedrängt der Norweger wurde, verzweifelte 991—995. er nicht, so lange er das Thorbild auf den feindlichen Schiffen sah; als aber Jarl Erich, Hakons Sohn, im Kampfe das Gelübde that sich taufen zu lassen und sogleich statt des Thorbildes das Zeichen des Kreuzes aufrichtete, gab Olaf seine Sache verloren und stürzte sich in die Wogen. Die Sieger theilten sein Reich. Seit jenem Tage sind die Nordlandssöhne unter dem Zeichen des Thors nicht mehr in die Schlacht gezogen, aber die Vikingerfahrten setzten sie auch unter dem Zeichen des Kreuzes fort. Wenn diese weniger, als die englischen, die deutschen Küsten heimsuchten, so geschah dies besonders deshalb, weil die Sachsen und Friesen sich besser schützten, als ihre Stammesgenossen jenseits der See. Freilich leitete nicht Kaiser und Reich die Vertheidigung, sondern Jeder mußte sich mit eigener Kraft wehren, so gut er vermochte. So legte Bischof Bernward von Hildesheim damals an den Grenzen seines Bisthums, am Zusammenfluß der Ocker und Aller, eine Burg an, die Mundburg genannt; deren Besatzung schlug einen Angriff der Aschmänner ab, und seitdem war von dieser Seite Ruhe. Sodann sicherte Bernward eine andere Stelle — Wirinholt wird der Platz genannt — wo die räuberischen Schaaren gemeinhin zu landen pflegten, durch eine Feste und verscheuchte sie dadurch auch hier für immer. Der Erzbischof von Bremen flüchtete den Schatz und die Kostbarkeiten seiner Kirche landeinwärts nach Bücken unweit Hoya und umgab seine Stadt mit einer Mauer.

Aehnlich wird die Vertheidigung der friesischen Gegenden gewesen sein, die sich seit dieser Zeit fast ganz von der Verbindung des Reichs lösten. Noch Kaiser Otto II. hatten sie Heeresfolge geleistet, dann aber entzogen sie sich ganz dem Reichsdienste und waren nur auf die Deckung ihrer Küsten bedacht; das Regiment der königlichen Grafen unter ihnen hörte auf, und eine eigenthümliche Gemeindeverfassung bildete sich aus, in der die altgermanische Freiheit auf wunderbare Weise noch einmal auflebte und sich fast unberührt von den Bewegungen des inneren Deutschlands Jahrhunderte lang erhielt. Als während der vormundschaftlichen Regierung der Kaiserin Theophano dem Grafen Dietrich, dem Vater des Erzbischofs Ekbert von Trier, in den westfriesischen Gegenden große Landstriche, die er bis dahin zu Lehn gehabt hatte, zu Eigenthum geschenkt wurden, entspann sich zwischen dem Grafen und den freien Friesen ein andauernder Kampf, in dem Dietrichs Sohn und Nachfolger Graf Arnulf sein Leben verlor und der erst unter königlicher Vermittlung im Jahre 1005 sein Ende fand.

991—993. Vom Osten und Norden zugleich bedrängt, war es dem Reichsregiment unmöglich, tief in die Entwickelung der französischen Angelegenheiten einzugreifen, aber es ließ sie dennoch in keiner Weise unbeachtet. Willigis und die deutschen Bischöfe waren es, welche Rom auf die große Gefahr ernstlich aufmerksam machten, die ihm aus Beschlüssen, wie sie zu Reims gefaßt waren, erwachsen mußte, und noch im Jahre 992 erschien in Deutschland als päpstlicher Legat der römische Abt Leo. In der Weise, wie Otto I. einst in der Sache des Erzbischofs Artold von Reims entschieden hatte, gedachte man auch diesmal zu verfahren, und Leo berief eine allgemeine Synode der deutschen und französischen Bischöfe nach Achen, um in der Reimser Angelegenheit ein Urtheil zu fällen. Aber es waren nicht mehr die Tage des großen Ottos, wo die französischen Bischöfe willig auf sein Gebot zum Rheine kamen; diesmal erschienen sie nicht, sondern versammelten sich vielmehr gleich darauf unter dem Vorsitz des jungen Königs Robert in der königlichen Pfalz zu Chelles (7. Mai 992). Hier beschlossen sie wie ein Herz und eine Seele gegen alle ihre Widersacher zusammenzuhalten, nur gemeinschaftlich die Excommunication zu verhängen, wie von ihr zu lösen; sie erklärten, die Beschlüsse ihrer Synoden sollten unantastbare Gültigkeit haben, und wenn der Papst gegen dieselben Etwas unternehme, es als null und nichtig erachtet werden; endlich vereinigten sie sich auch ferner an den Reimser Beschlüssen unverbrüchlich festzuhalten. Man war auf einem Wege, der zu dem vollständigsten Bruche mit Rom und zur Gründung einer französischen Landeskirche führen mußte. In diesen merkwürdigen Vorgängen hat man häufig, und nicht ganz mit Unrecht, ein Vorspiel der Ereignisse gesehen, die Jahrhunderte später zu der pragmatischen Sanction und zu den gallicanischen Kirchenfreiheiten führten, denn hier waren es, wie dort, allein politisch-nationale Momente, auf denen die Spaltung mit Rom beruhte; aber ohne allen Grund hat man die Reimser Beschlüsse mit der deutschen Kirchenreformation in Vergleichung gestellt, die vor Allem aus einem religiösen Bedürfniß erwuchs, das uns nirgends in jenen französischen Bischöfen entgegentritt. Gerbert, die geistige Triebfeder der Beschlüsse zu Reims und Chelles, war nicht von fern, wie hoch man auch seine wissenschaftlichen Verdienste anschlagen mag, ein Mann von mächtiger Glaubenskraft und unerschütterlicher Ueberzeugungstreue; er legte selbst später Hand daran sein eigenes Werk zu zerstören. Seine Beweggründe und die seiner Mitbischöfe waren wahrlich nichts weniger, als rein, und die Verhandlungen der Reimser Synode und Richers Darstellung dieser Ereignisse läßt uns

einen tiefen Blick in das arge Verderbniß des damaligen französischen Episcopats werfen. Man muß es als ein Glück ansehen, daß dem in der abendländischen Kirche ausbrechenden Schisma noch rechtzeitig vorgebeugt wurde.

991—995.

Es konnte nicht anders sein, als daß Rom jenen trotzigen Bischöfen Hugo Capets endlich mit allem Ernst entgegentrat. Als der Abt Leo unverrichteter Sache nach Rom zurückkehrte, beschied der Papst die französischen Bischöfe nach Rom. Sie weigerten sich dort zu erscheinen, und auch Hugo Capet selbst lehnte eine Einladung des Papstes nach Rom ab und forderte diesen vielmehr zu einer Zusammenkunft in Grenoble auf, auf welche Forderung andererseits der Papst nicht einging. Als dann aber Abt Leo wiederum nach Deutschland gesandt wurde, fand er die Verhältnisse schon um Vieles günstiger, als bei seiner ersten Reise. Hugo Capets Glücksstern leuchtete nicht mehr im ersten Glanze; nicht nur, daß Hugo im südlichen Frankreich an den meisten Orten nicht die gewünschte Anerkennung fand, daß sich die spanische Mark, da sie umsonst von ihm Unterstützung gegen die Araber beansprucht hatte, jetzt ganz von Frankreich trennte, auch in seiner nächsten Nähe erhoben sich Feinde gegen ihn, die er kaum noch zu bewältigen vermochte. Der Graf Odo von Chartres, Blois und Tours gerieth wegen der Bretagne mit dem Grafen Fulko in Streit und blutige Fehde. Fulko, ein treuer Anhänger Hugo Capets, suchte bei diesem Beistand nach, und Odo wurde so aus einem Feinde Fulkos zugleich ein verderblicher Gegner des neuen Königthums. Der Kampf nahm bald eine sehr bedenkliche Wendung, und besonders litten unter ihm die Bischöfe, die Hugos Sache zu der ihrigen gemacht hatten. Die Kirche Galliens war Gerberts eigener Aussage nach dem Untergange nahe, und Gerbert selbst war in seinem Erzbisthum keinen Augenblick sicher; er fand Neider und Feinde aller Orten, und die Furcht vor dem üblen Ausgang einer mit übermäßigen Hoffnungen unter anderen Verhältnissen begonnenen Sache ließ dem ohnehin nicht sonderlich standhaften Manne keine Ruhe. Als daher Abt Leo eine Synode nach Mouzon bei Reims auf den Anfang Juni des Jahres 995 ausschrieb, versprach nicht nur Gerbert sich zu stellen, sondern auch Hugo Capet erklärte sich bereit auf jener Synode zu erscheinen und seine Bischöfe zu derselben zu senden. Die Ausgleichung schien angebahnt, aber noch einmal änderte sich plötzlich Alles. Es wurde König Hugo hinterbracht, der Bischof Adalbero von Laon sinne abermals auf argen Verrath: er habe nicht nur Odos ganzes Unternehmen gelenkt, sondern zugleich

991—995. mit dem Hofe in Deutschland unterhandelt; nichts Geringeres werde beabsichtigt, als Frankreich an den jungen König Otto zu verrathen, Hugo aus dem Wege zu räumen, Odo zum Herzogthum Franzien und Adalbero selbst zum Erzbisthum Reims zu verhelfen; ginge Hugo mit seinem Sohne jetzt nach Mouzon, so werde Otto sie dort mit einem Heere überfallen; schon stände Otto gerüstet an der Grenze bei Metz. Wahrscheinlich waren diese Nachrichten erfunden oder mindestens sehr übertrieben, aber man brachte es wirklich dahin, daß die Könige nicht nach Mouzon gingen und ihren Bischöfen verboten das Concil zu besuchen. Adalbero wurde überfallen und gefangen genommen; die Burg von Laôn aber von Hugo besetzt, der Adalberos Vasallen sich schwören ließ; zu derselben Zeit starb Graf Odo während eines Waffenstillstands, den er mit dem Könige geschlossen hatte. Hugos Lage nahm wieder eine günstigere Wendung, so daß er um so weniger geneigt war, sich seinen Feinden zu ergeben.

Als am 2. Juni der Legat das Concil zu Mouzon eröffnete, waren nur einige deutsche Bischöfe und mehrere Aebte erschienen; dem Befehle des Königs folgsam, hatten sich weder die französischen Bischöfe eingefunden, noch war Arnulf seines Kerkers entlassen und vor die Versammlung gestellt. Dennoch trat Gerbert vor die deutschen Bischöfe als seine Richter hin; er hoffte, daß ihm hier nichts Uebles begegnen würde, denn schon hatte er sich an den Papst, an die Kaiserin Adelheid, an den Erzbischof Willigis und andere angesehene deutsche Bischöfe schriftlich gewendet und sein Benehmen vor ihnen zu rechtfertigen sich bemüht; das Gleiche versuchte er hier in glänzender und kunstvoller Rede vor der Versammlung und glaubte seines Sieges sicher zu sein. Aber wie war er erstaunt, als ihm der päpstliche Legat untersagte, irgend eine gottesdienstliche Handlung bis zu einer neuen Synode vorzunehmen, die im Juli zu Reims zur weitern Untersuchung der Sache abgehalten werden sollte. Nicht zu Reims trat die angekündigte Synode zusammen, sondern zu Coucy zwischen Laôn und Noyon; aufs Neue versuchte Gerbert sich hier vor dem Legaten zu rechtfertigen, aber so klar das Verlangen nach einer Aussöhnung mit Rom aus seinen Worten hervortrat, er machte damit doch, wie es scheint, wenig Eindruck auf den Legaten und die Bischöfe, die in der Sache selbst Nichts entschieden, da auch hier der gefangene Arnulf nicht vor die Synode gestellt war. Erst auf einer neuen Synode, die noch in demselben Jahre zu Senlis abgehalten wurde, verfochten Gerbert und Arnulf persönlich vor dem Legaten und einem zahlreichen Kreise von Bischöfen ihre Sache. Wir

991—995.

kennen die Beschlüsse der Synode nicht, aber gewiß ist, daß Arnulf in seinen Kerker auf Befehl des Königs zurückkehrte, daß aber auch Gerbert vom Legaten keine befriedigende Entscheidung erlangte. Er verließ im Anfang des Jahres 996 Reims und begab sich nach Rom, theils um dort beim Papste seine Sache in einem günstigeren Lichte darzustellen, theils um mit dem jungen König Otto zusammenzutreffen, um den er sich einst vor mehr als zehn Jahren, wie er meinte und wie es auch in der That der Fall war, große Verdienste erworben hatte. Je unsicherer seine Verhältnisse in Frankreich wurden, je mehr trieb es ihn zu dem Sohne Ottos II. zurück, dem er einst seinen Eid geschworen hatte.

Der Einfluß, den das deutsche Reich im Norden und Osten unter Otto I. und II. geübt hatte, war offenbar geschmälert, während sich im Westen neben ihm ein neues Königthum erhob, damals nicht eben gefährlich, weil es nur mit Mühe sich selbst behaupten konnte, aber doch schon um seiner Selbsterhaltung genöthigt sich selbstständiger gegen das deutsche Reich zu stellen, als es die letzten Karolinger gethan hatten. So sank das Ansehen des Reichs nach Außen mehr und mehr, während gleichzeitig auch im Innern weder die Theile so fest zusammenhielten, wie vordem, noch der Landfriede stets mit Erfolg erhalten und geschützt werden konnte.

Wir haben gesehen, wie sich die Friesen vom Reiche so gut wie trennten und wie sich die thüringischen Großen in Eckard einen eigenen Herzog *wählten*. Wahlherzöge traten wieder auf, nachdem sie seit mehr als einem Menschenalter verschwunden waren. Auch als Herzog Heinrich von Baiern im Jahre 995 starb, wurde sein Sohn, der damals im dreiundzwanzigsten Jahre stand und urkundlich bereits im Jahre 993 als Mitherzog bezeichnet wird, von den Baiern zum Herzog *gewählt* und empfing erst als erwählter Herzog die Belehnung des Königs. Doch erhielt Heinrich nicht das ganze Gebiet seines Vaters, der nach dem Tode Heinrichs des Jüngern im Jahre 989 Kärnthen und die Mark Verona wieder mit Baiern vereinigt hatte; von Neuem wurden diese Länder jetzt von Baiern getrennt und an den fränkischen Otto, den Sohn Herzog Konrads und der Liutgarde, einen Enkel Ottos des Großen, verliehen. Aber Kärnthen und die Mark Verona blieben damals nichts desto weniger noch in

991—995. einer gewissen Abhängigkeit von dem baierschen Herzogthum, das wieder eine mehr nationale Bedeutung gewonnen hatte; auch die östreichische Mark, in der im Jahre 994 dem trefflichen Babenberger, dem Markgrafen Liutpold, sein Sohn Heinrich folgte, stand damals noch weniger selbstständig zu diesem Herzogthum, als die wendischen Marken zu dem Herzogthum Sachsen. Fast mit Nothwendigkeit hatte sich das Regiment der Herzöge während der vormundschaftlichen Regierung freier bewegt und an Umfang gewonnen. Wie Bernhard schon nicht mehr allein in Ostfalen, sondern in ganz Sachsen als die mächtigste Person galt, so hatte Heinrich in Baiern fast ohne Schranke regiert, und der treffliche Konrad waltete mit freier Hand in seinem schwäbischen Herzogthume, das sich auch über den Elsaß erstreckte und das er im Jahre 997 auf Hermann II. — wir wissen nicht, ob es Konrads Sohn oder Neffe war — gleichsam vererben konnte. Wie mächtig sich aber das Herzogthum auch erhob, wie wenig es von der Krone behindert wurde, so konnte es doch die Fehdelust des Adels und der Geistlichkeit nie ganz unterdrücken. Man erzählte, daß in Baiern der Landfriede am besten gewahrt wurde, und dennoch lebte Herzog Heinrich selbst in einer andauernden Fehde mit dem Bischof Gebhard von Regensburg, und Markgraf Liutpold fiel meuchlings durch einen Pfeilschuß, der die Blendung eines Würzburgischen Vasallen rächen sollte, denn mit dem Würzburger Bischof standen die Babenberger Grafen damals in erbitterter Fehde.

Aber wie dem auch war, das Reich hielt dennoch im Ganzen und Großen zusammen, und schon waren die Jahre der vormundschaftlichen Regierung vorüber; nach der Sitte war der König im funfzehnten Jahre mit den Waffen bekleidet worden und hatte damit selbst die Regierung übernommen. Und dieser König erregte überdies die glänzendsten Hoffnungen; eine große That, die ihn an die Seite seines gewaltigen Großvaters stellte, und die Welt lag wieder zu seinen Füßen; das Reich erstand wieder in seiner Kraft und Herrlichkeit.

Der junge Otto war zur Freude der Seinen zu einem anmuthigen Jüngling erwachsen, des schönen Vaters und der schönen Mutter schöner Sohn; schon sproßte ihm der erste Flaum ums Kinn, und Niemand sah den feinen aufblühenden Jüngling ohne Entzücken. In ritterlicher Sitte war er vom sächsischen Grafen Hoiko erzogen; seinen ersten Unterricht in den Wissenschaften empfing er von dem Calabresen Johannes, einem vielgewandten Manne, den die Gunst der Theophano in die Kanzlei Ottos II. gebracht und ihm dann die reiche Abtei Nonantula verschafft hatte. Johannes Muttersprache war die

griechische, und von ihm und seiner Mutter wird Otto früh neben dem Lateinischen auch das Griechische erlernt haben. Im Jahre 988 war Johannes vom Hofe entfernt worden und hatte das Bisthum Piacenza erhalten, das um seinetwillen von Ravenna getrennt und zum Erzbisthum erhoben wurde; die Erziehung des Königs wurde darauf Bernward, einem jungen Geistlichen, anvertraut, der einem sehr vornehmen sächsischen Hause entstammte und sich in der königlichen Kanzlei das besondere Vertrauen des Erzbischofs Willigis erworben hatte. Bernward wohnte ein vielseitiger, leichtbeweglicher Geist bei; Alles wußte er anzugreifen, Alles gelang ihm; das Fremde und Neue zog ihn an, so daß er Kunstfertigkeiten nach Sachsen verpflanzte, die man dort vorher kaum gekannt hatte; auch in den Wissenschaften drang er überall leicht bis in eine gewisse Tiefe ein, ohne es jedoch in irgend einer Disciplin zu außerordentlichen Leistungen zu bringen. So wurde Bernward trotz seiner Jugend ein außerordentlicher Lehrer für den geistreichen Knaben, der sich ihm mit ganzem Herzen hingab und in seiner Unterweisung überall Nahrung für seinen lebhaften, überaus empfänglichen Geist fand. Schon in früher Jugend zeigte Otto nicht nur eine nicht zu stillende Wißbegierde, sondern besaß auch eine so ungewöhnliche Summe von Kenntnissen, daß man ihn für ein Wunder der Welt hielt und später so nannte. Bernward wurde im Anfange des Jahres 993 zum Bischof von Hildesheim erhoben, und die wissenschaftliche Erziehung des Königs mochte nun als beendigt gelten; die weitere Erziehung für die Herrschaft und besonders für den Krieg sollten dem jungen Könige die Züge gegen die Wenden geben, an denen er sich unausgesetzt betheiligen mußte. So wuchs Otto heran in ernsten Beschäftigungen, aber zugleich sich immer mehr erfüllend mit den überschwenglichsten Ideen von der Stellung, die er in der Welt einnehmen sollte. Der Sohn Ottos II. und der Theophano, der Enkel der Kaiser des Morgen- und Abendlands, konnte nur mit den höchsten Ideen kaiserlicher Gewalt, mit der Hoffnung großer Thaten und weltbewegenden Gedanken seine Seele nähren und seine Phantasie beleben: es lag ja eine andere Lebensbahn vor ihm, als sich beim Eintritt in das Leben vor den Blicken anderer Menschen eröffnet. Weder Theophano, noch Adelheid und Willigis konnten ihm vorenthalten, zu wie großen Dingen er aufbewahrt sei; war dieser Knabe doch ihrer Aller Hoffnung, glaubten sie doch, daß er vollenden würde, was Vater und Großvater so rühmlich begonnen hatten. Wer mag sich da verwundern, daß auch Hoffart und Uebermuth sich in Otto regten, als er zum Jüngling heranwuchs, und daß er sich oft lieber sei-

991—995.

995. nen Launen überließ, als dem weisen Rathe Aelterer folgte; zuletzt soll sogar die Kaiserin Adelheid den Uebermuth ihres Enkels nicht mehr haben ertragen können und sich deshalb vom Hofe entfernt haben. Die schon betagte Frau, die seit geraumer Zeit mit den Mönchen von Cluny in ununterbrochener Verbindung stand und erst das Kloster Peterlingen im burgundischen Reiche, dann das St. Salvatorskloster zu Pavia für sie begründet hatte, zog sich darauf auf ihr Witthum nach dem Elsaß zurück und betrieb zu Selz den Bau eines neuen Klosters, das sie mit besonderer Pracht ausstattete und unmittelbar unter den Schutz des Stuhls Petri stellte.

Willigis, in dessen Hand noch vornehmlich die Reichsgeschäfte ruhten, sah ein, es sei hohe Zeit, daß das Kaiserthum, so lange gleichsam hinter Wolken verhüllt, seine Strahlen wieder über die Welt ergieße, und daß der junge König glänzend nun die Bahn betrete, die ihm bestimmt sei. Die weltlichen und besonders die geistlichen Fürsten theilten die Meinung des Erzbischofs, und Alles rüstete zum ersten Römerzug des jungen Otto, während man gleichzeitig den Erzbischof Johannes von Piacenza, den ersten Erzieher des Königs, und den Bischof Bernward von Würzburg nach Constantinopel sandte, um für Otto um die Hand einer griechischen Kaisertochter zu werben. Nachdem der König noch den Feierlichkeiten beigewohnt hatte, unter denen seine Schwester Adelheid im Kloster zu Quedlinburg den Schleier nahm, dann einen großen Zug gegen die Wenden begleitet hatte, dem der erwähnte Friedensschluß folgte, richtete er seine Gedanken ganz auf den Römerzug, zu dem ihn überdies Papst Johann, von Crescentius Tyrannei immer schwerer bedrängt, dringend aufforderte. Auch traurige Vorgänge in Capua mußten zum Zuge mahnen. Dort war im Jahre 993 der Fürst Landenulf im Aufstande erschlagen worden, und das Fürstenthum schien sich der deutschen Herrschaft entwinden zu wollen. Aber Hugo von Tuscien und Trasemund, Markgraf zu Spoleto und Fermo, brachten die Capuaner wieder zum Gehorsam zurück und setzten Landenulfs Bruder Laidulf, der sich noch im Jahre zuvor am königlichen Hofe in Deutschland eingestellt hatte, zum Fürsten von Capua ein, obwohl er an Landenulfs Tode, wie man wenigstens später behauptete, nicht ohne Schuld war. So wurde Capua wieder für den Augenblick gesichert, doch flößte der Zustand Unter-Italiens noch manche Besorgnisse ein.

996. Im Februar 996 sammelte sich um Regensburg ein stattliches Heer, um den jungen König über die Alpen zu begleiten. Besonders hatten die geistlichen Fürsten ein stattliches Vasallengefolge gerüstet

und stellten sich meist auch in Person bei dem Heere ein, vor Allem Willigis selbst, die Seele dieses ganzen Unternehmens, bei dem es kaum weniger die Herstellung des Papstthums, als des Kaiserthums galt. Der junge König selbst traf um die Mitte des Februars in Regensburg ein, freudestrahlend, mit Begeisterung der Zukunft entgegengehend. Nicht ohne Herrschertrotz trat er auf, aber doch mischten sich schon mit demselben mystischer Tiefsinn und ein eigenthümlicher Hang zu frommen Bußübungen — Weltmacht und Weltentsagung kämpften in seiner jungen Seele den schweren Kampf, in dem sie selten Frieden fand. Es wird erzählt, daß, als der König damals das Kloster St. Emmeram zu Regensburg besuchte, er dem alten Abt Romuald, von dem ihm Schmähworte auf seine Person hinterbracht waren, stolz und hochfahrend begegnete. Aber der alte Romuald rechtfertigte sich mit leichter Mühe, und sofort war der König völlig verändert; er saß auf niedrigem Schemel zu den Füßen des Abts, hörte dessen ernste Ermahnungen unter Thränen der Buße, beichtete ihm seine Sünden, und sprach, da er das Kloster verließ, zu seinen Begleitern: „Wahrlich, der Geist Gottes hat durch dieses Mannes „Mund zu mir geredet!“ Gegen Ende des Februars verließ der König mit dem Heere die Stadt, die heilige Lanze wurde ihm vorgetragen, unter Psalmen und Lobgesängen trat man den Zug an. 996.

Noch bedeckte tiefer Schnee die Alpen, die man am Brenner nicht ohne Beschwerde überstieg. Kaum hatte man die Grenze italischer Zunge erreicht, so erschienen bereits Gesandte des Dogen von Venedig — es war der zweite Peter Urseolus, ein junger, kräftiger und überaus kluger Fürst — um den König zu bewillkommnen; sie hatten Beschwerden gegen den Bischof von Belluno, bei denen der König sich völlig auf die Seite des Dogen stellte. Der Zug Ottos ging das Etschthal hinab nach Verona, und abermals trafen Gesandte von Venedig hier ein, die den Sohn des Dogen dem Könige zuführten, damit er in dessen Gegenwart gefirmelt werde und zum Zeichen des engen Bundes zwischen dem König und der Republik den Namen Otto empfange. Zu Verona brachen zum Unglück Händel zwischen den Deutschen und den Bürgern der Stadt aus, in denen nicht wenige Deutsche, und unter ihnen ein dem Könige sehr befreundeter Jüngling, auf den Straßen erschlagen wurden; aber man wußte den Streit auszugleichen und setzte so ungehindert den Marsch nach Pavia fort, wo der König das Osterfest feierlich beging und wo sich alle Fürsten des italischen Reichs um ihn sammelten, ihm auf das Evangelium den Eid der Treue erneuerten und ihm abermals als ihrem

996. Könige huldigten. In Pavia erhielt Otto die Nachricht, daß so eben Papst Johann XV. an einem hitzigen Fieber gestorben sei, und als er sich gleich darauf nach Ravenna begab, erschienen bereits Gesandte des römischen Adels und verlangten aus seiner Hand den neuen Papst zu empfangen. So groß war der Eindruck, den das erste Auftreten des jungen Königs in Italien machte!

Auf den Rath seiner Fürsten und gewiß vornehmlich des Willigis bestimmte der König einen seiner nächsten Verwandten, den jungen Brun, zum römischen Papste. Brun, ein Sohn des Herzogs Otto von Kärnthen, war dem geistlichen Stande bestimmt, wissenschaftlich auf das Sorgsamste ausgebildet und früh in die königliche Kapelle aufgenommen worden, wo Willigis die ausgezeichneten Gaben des jungen Fürsten leicht erkannt hatte. Sofort sandte Otto, der noch vor seiner Kaiserkrönung über den Stuhl Petri verfügte, seinen Vetter in der Begleitung des Erzbischofs Willigis von Mainz und des Bischofs Hildibald von Worms, des Erzkanzlers und des Kanzlers des deutschen Reichs, nach Rom, wo dessen Wahl von der römischen Geistlichkeit und dem römischen Volke einstimmig anerkannt wurde, und am 3. Mai 996 die feierliche Erhebung Bruns auf den Stuhl Petri erfolgte. Der junge Papst, der erste Deutsche, der zum Nachfolger Petri eingesetzt wurde, nahm zur Erinnerung an Gregor den Großen den Namen Gregor V. an.

Otto verweilte einige Zeit in Ravenna, wo er ohne noch den kaiserlichen Namen zu führen alle kaiserlichen Rechte übte; dann brach er gen Rom auf. Jubelnd und im festlichen Aufzuge zog ihm das Volk entgegen und holte ihn feierlich in die Stadt ein. Am 21. Mai, dem Himmelfahrtstage, wurde Otto III. von Gregor V., der Enkel Ottos I. von einem Urenkel des großen Kaisers, im Beisein einer zahllosen Menge, die aus allen Ländern des Abendlands herbeigeeilt war, zum Kaiser, Patricius und Schirmvogt der römischen Kirche gesalbt und gekrönt. Sogleich nach seiner Krönung ließ der neue Kaiser das frohe Ereigniß seiner Großmutter melden und dankte ihr für alle Sorgen, denen sie sich zur Erhaltung des Reichs unterzogen hatte. So heißt es in dem uns noch erhaltenen Briefe: „Da „uns nach eurem Wunsch und Verlangen die Gottheit die Rechte des „Kaiserthums glücklich übertragen hat, verehren wir dafür den göttlichen Willen, wie wir euch deshalb zugleich unsern Dank bezeugen. „Denn es sind uns eure mütterliche Zärtlichkeit und Zuneigung wohl „bekannt, für die wir ewig euer Diener sein und bleiben müssen. „Demnach ist unsere Erhebung nur eure Ehre, und wir wünschen und

„bitten euch dringend, daß der Staat auch ferner durch euch erhöht „und glücklich geleitet werde." Der überaus zarte Brief scheint bestimmt gewesen zu sein, manche Wunden zu heilen, die der jugendliche Trotz des Kaisers der Großmutter geschlagen hatte. 996.

Machtvoll und kraftvoll walteten der neue Kaiser und der neue Papst jetzt in Rom, wo man ein gerordnetes Regiment seit mehr als zehn Jahren nicht gekannt hatte. Vereint hielten sie zuerst eine Synode ab, dann saßen sie zu Gericht. „Die bekümmerten Wittwen „und die bedrängte Armuth frohlockten," sagt Johannes Canaparius, ein Römer jener Zeit, „denn der neue Kaiser und der neue Papst „sprachen nun Recht dem Volke." Auch Johannes Crescentius, der bis dahin mit tyrannischer Gewalt Rom beherrscht hatte, wurde zur Rechenschaft gezogen und nach dem Spruche der Fürsten zur Verbannung verurtheilt. Aber auf die Fürbitte des Papstes verzieh Otto dem harten und gewaltsamen Manne, der ihm jedoch aufs Neue den Eid der Treue leisten mußte. Nach kurzer Zeit verließ der Kaiser Rom, das er der Obhut des Papstes anvertraute. Im Monat Juni kehrte er durch Tuscien nach Pavia zurück, überschritt im August die Alpen am Splügen oder am Julier, zog das Rheinthal hinab und verweilte im Monat September in Mainz und in seiner Pfalz zu Ingelheim. Am 18. November verherrlichte er die Einweihung des Klosters Selz zur Freude Adelheids durch seine Gegenwart.

Auf das Glanzvollste war das Kaiserthum hergestellt; das Papstthum war ihm nicht allein unterthan, sondern durch die engsten Bande der Natur verbunden. Fast ohne alle Schwierigkeit war man zu Erfolgen gekommen, welche dem Abendlande die glücklichste Zukunft zu verbürgen schienen.

14.

Kirchliche Bewegungen in Frankreich und Italien. Otto III. unter dem Einfluß des Böhmen Adalbert und des Franzosen Gerbert.

So schnell der erste Römerzug Ottos beendigt war, blieb er doch nicht ohne nachhaltige Wirkungen und machte namentlich auf das

996. lebhafte Gemüth des Kaisers selbst den tiefsten Eindruck. Die raschen und glücklichen Erfolge, die ihm jenseits der Alpen zu Theil geworden waren, rissen seine Einbildungskraft fort und gaben ihm ein nicht geringes Bewußtsein von der eigenen Kraft und Tüchtigkeit, die sich daheim in den unglücklichen Wendenkriegen nur nicht auf einem ihrer würdigen Schauplatz zeigen könne. Und wie mußten nicht einen jungen, feingebildeten und ehrliebenden Fürsten, wie es Otto war, jene Erinnerungen an die alte Kaiserwelt beschäftigen, die ihm überall in Italien entgegengetreten waren, da er sich doch selbst als den letzten Nachfolger jener alten römischen Imperatoren ansah!

Während so Herrschbegier und Ehrgeiz hier Ottos Herz mit immer festeren Banden umstrickten, ergriff aber zugleich seine Seele mit noch größerer Gewalt auch jener schwärmerische Zug zu Bußübungen und mystischen Meditationen, dessen erste Regungen sich bereits gezeigt hatten, ehe er noch den Fuß über die Alpen setzte. Der Funke glimmte in ihm schon früher, aber erst die Eindrücke in Italien fachten ihn zu hellen Flammen an. Während Otto jetzt erst den vollen Werth und die ganze Bedeutung der Macht begreifen lernte, warf er sich wunderbarer Weise zu derselben Zeit in eine geistige Richtung, die ihn alles Irdische als nichtig und gemein verachten hieß. Die widerstrebendsten Regungen ergriffen die Seele des reichbegabten Jünglings und entwickelten in ihm eine phantastische Lebensansicht, die für jeden Menschen bedenklich, für einen Fürsten seiner Stellung überaus gefährlich werden mußte.

Um die Einflüsse, unter denen sich das geistige Leben des Kaisers damals entwickelte, richtig zu würdigen, ist es nothwendig, hier auf die Reformation des geistlichen und kirchlichen Lebens, wie sie sich zu jener Zeit in Frankreich und Italien vollzog, an dieser Stelle etwas näher einzugehen.

Wenn in den deutschen Ländern, als die Schrecken einer grauenvollen Zeit die Menschen beten lehrten, die tiefere religiöse Bewegung auch außerhalb der Kirche entstanden war und sich zuerst mehr in dem Einsiedler- und Mönchthum, als in der höheren Geistlichkeit kundgegeben hatte, so hatte sie doch bald hier auch die Führer der Kirche selbst ergriffen und durchdrungen. Konnte es eine Zeit lang scheinen, als würde sich ein schroffer Gegensatz zwischen der Kloster- und Weltgeistlichkeit entwickeln, so war dieser längst überwunden; es hatte im vollen Sinne des Worts eine Reformation des gesammten Klerus und der ganzen Kirche stattgefunden, und zwar nicht im Widerspruche mit der königlichen Gewalt, sondern

vielmehr im nächsten Anschluß an dieselbe. Wir wissen, wie eng sich 996.
dann das Kaiserthum mit der deutschen Geistlichkeit verbündete, wie es ihr einen weiten Kreis zu freier Missionsthätigkeit eröffnete, zu großen neuen Organisationen in der Kirche ihre Kräfte in Anspruch nahm, ja ihr sogar auf die rein weltlichen Dinge einen sehr bedeutenden Einfluß einräumte und die Bischöfe und Aebte zu den wichtigsten Staatsgeschäften benutzte. So hatte die Reformation des kirchlichen Lebens bald geradezu auch den Staat selbst erfaßt und umgebildet; es war ein unauflöslicher und ungemein folgenreicher Bund zwischen dem deutschen Reich und der deutschen Kirche geschlossen worden. Es konnte nicht anders sein, als daß sich in diesem Bunde die ascetische Richtung, welche das neuerwachte geistliche Leben im Anfange bezeichnet hatte, mehr und mehr verlor, denn es waren durchweg wichtige practische Aufgaben, welche die Verhältnisse der Zeit und ihre Lage der deutschen Geistlichkeit stellten und die sie zum guten Theil mit wunderbarer Geschicklichkeit löste. Mit Wärme und Begeisterung warfen sich alle lebhaften und geweckten Geister innerhalb dieses Standes in jenen großen Kampf um die höchsten irdischen und himmlischen Güter, in dem das Kaiserthum seinen Beruf zu erfüllen hatte, und es kümmerte sie nicht viel, ob sie dabei mit den alten Satzungen der Kirche mannigfach in Widerspruch geriethen. Wenn nun auch, so tief in weltliche Bestrebungen verwickelt, einzelne auf Abwege geriethen, wie der herrschsüchtige Dietrich von Metz und der habsüchtige Gisiler von Magdeburg, so waren doch in der Mehrzahl die deutschen Bischöfe der Zeit fromme Männer, mit wahrhaft christlichen Tugenden geschmückt, fest in Glaube und Hoffnung begründet; nach dem übereinstimmenden Urtheil der Zeitgenossen waren sie am wenigsten von der sittlichen Fäulniß angesteckt, welche den hohen Klerus in fast allen Ländern des Abendlands ergriffen hatte. Auch die deutsche Klostergeistlichkeit nahm an den Bestrebungen des Reichs den lebendigsten Antheil und hielt sich dabei von dem weltlichen Treiben nicht eben fern; man könnte daher nicht sagen, daß es gerade vorherrschend die klösterlichen Tugenden waren, die unter diesen Mönchen blühten, noch daß sie vor Allem die Regel des h. Benedict, obwohl sie bei ihnen in hohen Ehren stand, zur Richtschnur ihres Lebens gemacht hätten, aber nichtsdestoweniger zeigte sich auch in ihnen eine wahre und tiefe Frömmigkeit mit ihren Früchten. Wer das Leben in den deutschen Klöstern am Ende dieses Jahrhunderts mit dem im Anfange desselben vergleicht, der nimmt die gewaltige geistige Umwälzung, die stattgefunden hatte, überall wahr.

996. Auch in Frankreich und Burgund war fast gleichzeitig eine Reformation des kirchlichen Lebens eingetreten, aber auf sehr verschiedene Weise. Die reformatorischen Versuche wandernder irischer Mönche waren hier ohne nachhaltige Erfolge geblieben, auch die von lothringischen Geistlichen ausgehenden und von Otto dem Großen und Erzbischof Brun unterstützten Maßregeln, das kanonische und klösterliche Leben unter der Geistlichkeit neu zu regeln, wirkten nicht recht nachhaltig; bei weitem tiefer griffen die auf dasselbe Ziel hin gerichteten Bestrebungen des Klosters Cluny ein. Berno, der Sohn eines burgundischen Grafen, war es, der dieses Kloster im Jahre **910** begründete. Der Herzog Wilhelm von Aquitanien, der den Mönchen den Grund und Boden für ihr Kloster geschenkt hatte, entzog schon im Stiftungsbrief dasselbe ausdrücklich jeder Abhängigkeit von einer geistlichen oder weltlichen Aufsichtsbehörde und stellte es unmittelbar unter Rom; das Kloster wurde dem Stuhle des heiligen Petrus gewissermaßen zum Eigenthum gegeben und sollte zur Anerkennung dessen ihm jährlich einen Zins von zehn Schillingen zahlen. Berno suchte in seinem Kloster nun die fast vergessene Regel des heiligen Benedict in ihrer ganzen Strenge zur Anwendung zu bringen; sein Streben hatte den besten Erfolg und fand solche Anerkennung, daß sich auch andere Klöster ihm freiwillig unterordneten und er bei seinem Tode bereits an der Spitze von sieben Klöstern stand, die zueinander in eine enge Gemeinschaft traten. Das begonnene Werk führte dann Odo, der zweite Abt, auf das Glänzendste fort. Er war es, der die besonderen Ordnungen für Cluny feststellte, welche die Strenge der alten Benedictinerregel schon weit überboten, und wie sie einerseits durch außergewöhnliche Entbehrungen und Kasteiungen, namentlich auch durch anhaltendes Stillschweigen, das innere Leben zu wecken suchten, so andererseits auch das ganze äußere Leben nach allen Seiten hin auf das Genaueste regelten und beherrschten. Ein unglaubliches Ansehen gewann Odo als Reformator des abendländischen Mönchthums; nicht allein in Frankreich traten viele Klöster seiner Regel bei, vor Allem die alte berühmte Abtei Fleury im Sprengel von Orleans, sondern auch über Italien erstreckte er seine Wirksamkeit. Alberich stellte ihn an die Spitze aller römischen Klöster, König Hugo suchte durch ihn die Geistlichkeit der Lombardei auf einen heilsamern Weg zu bringen, selbst Monte Cassino, das Mutterkloster des ganzen Abendlands, wurde von ihm reformirt, was die Casinesen entweder bald vergaßen oder absichtlich verbargen. Odo war es, der den geistlichen Ruhm Clunys für alle Folge begründete,

wie sein Nachfolger Aymardus dann die äußere Zukunft des Klo- 996.
sters durch Ansammlung eines bedeutenden Vermögens und die Gewinnung großer Schenkungen sicherte.

Im blühendsten Zustande war bereits das Kloster, als Majolus, der vierte Abt, die Leitung desselben übernahm und fast durch funfzig Jahre fortführte (**948—994**). Während dieser langen Amtsführung hat er mit dem größten Glück die von seinen Vorgängern eingeschlagene Bahn verfolgt. Die Zahl der Mönche zu Cluny stieg unter ihm auf 177; 37 Klöster, theils im westlichen Frankreich, theils in Burgund, verehrten in Majolus ihr gemeinsames Oberhaupt und wurden durch von ihm eingesetzte Mitäbte regiert; schon standen auch manche Klöster in Italien und Deutschland, wenn sie sich gleich noch selbstständiger verwalteten, in den nächsten Beziehungen zu ihm, so daß sie seinem Willen unweigerlich Folge leisteten. Die Congregation von Cluny, bei der es jetzt schon darauf abgesehen war, dem ganzen Mönchsthum eine strenggeschlossene monarchische Verfassung zu geben, war unter Majolus bereits eine so bedeutende Macht, daß sie diesem Ziele mit schnellen Schritten entgegenzugehen schien. Majolus besaß das besondere Vertrauen des burgundischen Königshauses und wurde durch Adelheid auch den sächsischen Herrschern bekannt und von ihnen hochgeehrt. Otto I. berief ihn nach Italien, um dort die ganz verfallene Klosterzucht herzustellen, und Otto II. soll ihm sogar den Stuhl Petri angeboten haben, aber Majolus, der schon als Jüngling den erzbischöflichen Stuhl von Besançon verschmäht hatte, wollte sein Kloster nicht verlassen. Als Majolus dem von ihm selbst bezeichneten Nachfolger Odilo die Regierung des Klosters überließ, beherrschte dasselbe bereits fast die ganze Klostergeistlichkeit Frankreichs und Burgunds und hatte auf den meisten Thronen mächtige Gönner und Beschützer. Seine Bestrebungen gingen weit über die ersten und ursprünglichen Zwecke der Congregation hinaus; es war den Cluniacensern auch nicht mehr genug, das Mönchsthum in seinem ganzen Umfange zu reformiren, sie richteten ihr Augenmerk zugleich darauf das kanonische Leben in der Weltgeistlichkeit wieder zur Anerkennung und Geltung zu bringen und in dieser eine ähnliche Hierarchie aufzurichten, wie in ihrem Orden bestand, indem alle Kirchen unter die Macht des Stuhls Petri gebeugt würden, dem sie ja selbst als Eigenthum angehörten. Man kann sagen, daß ihr Streben dahin ging, die pseudoisidorischen Decretalien durchzuführen, welche die Päpste zwar niemals aufgegeben, aber doch seit geraumer Zeit nicht mehr durchgreifend zur Anwendung gebracht hatten. Die Congregation von

996. Cluny gewann für jene Zeit und die nächstfolgenden Jahrhunderte etwa dieselbe Bedeutung, wie sie in der neueren Zeit die Gesellschaft Jesu erhielt, mit der sie in ihren Grundsätzen und in ihrer Verfassung die mannigfachsten Vergleichungspunkte darbietet.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Cluniacenser bereits einen mächtigen Einfluß auf die Neubelebung des kirchlichen Lebens in Frankreich geübt hatten, aber dennoch war die von ihnen ausgehende Reformation nicht so tiefgreifend, als die gleichzeitige in Deutschland; vor Allem nicht aus dem Grunde, weil es ihnen nicht gelang die Bischöfe Frankreichs für sich zu gewinnen, sie vielmehr mit diesen alsbald in die heftigsten Streitigkeiten geriethen. Die französischen Bischöfe, meist aus den ersten Familien des Landes gewählt, standen an Bildung und Gelehrsamkeit dem sonstigen Klerus des Abendlands in keiner Weise nach, gerade unter ihnen erhielten sich vielmehr die letzten Reste der eigenthümlichen Kultur der karolingischen Zeit; aber an geistlicher Weihe und Würdigkeit traten sie allerdings hinter den deutschen Bischöfen weit zurück. Ihre theocratisch-hierarchischen Tendenzen hatten sie nothgedrungen aufgegeben, aber um so mehr suchten sie sich in dem reichen Besitzthum ihrer Kirchen, das ihnen von allen Seiten angefochten wurde, zu sichern. Den offenen Gewaltthaten der mächtigen Laien gegenüber nicht durch ein kraftvolles Königthum gestützt, mußten sie zu Listen und Intriguen der schlimmsten Art ihre Zuflucht nehmen und verfielen so in jene tiefe moralische Verderbtheit, die wir in der Geschichte Hugo Capets hinreichend haben kennen lernen. Weniger der Wollust und Sinnenlust hingegeben, als die italischen Bischöfe, waren sie doch nicht minder verweltlicht, ja wo möglich noch tiefer sittlich versunken und hatten sich zuletzt zu gehorsamen Dienern der Despotie erniedrigt. Schonungslos rügte Cluny das weltliche und niedrige Treiben dieser Bischöfe, während es zugleich sich und seine Genossenschaft jeder bischöflichen Aufsicht zu entziehen suchte und eine Ausnahmestellung beanspruchte, der mit Recht, da sie den alten kirchlichen Ordnungen durchaus widersprach, von den Bischöfen die Anerkennung verweigert wurde. So standen Cluny und die Bischöfe hart überall gegeneinander, und auch auf der Reimser Synode stellten sich die französischen Aebte allein gegen die Schritte der Bischöfe auf die Seite des römischen Stuhls.

Wenn die Reformation, welche von Cluny ausging, bis dahin nicht einmal den religiösen Zustand Frankreichs völlig umgestalten konnte, so gelang ihr dies noch viel weniger in Italien, so viele Versuche deshalb auch gemacht waren, zuletzt noch von der Kaiserin

Adelheid, deren Vertrauter und Gewissensrath der Abt Odilo war. 996.
Die Reformen der Cluniacenser in den italienischen Klöstern gingen meist schnell wieder unter, und jene üppigen und schwelgerischen Bischöfe der Lombardei achteten wenig auf die Mahnungen der französischen Mönche.

Spät erst und auf eigenthümliche Weise brach in Italien wieder ein tieferes religiöses Leben hervor. Wie es seine Befriedigung weniger in äußeren kirchlichen Ordnungen, als in mystischer Vertiefung des Geistes fand, so war es auch nicht sowohl eine Genossenschaft, in der es zuerst aufleuchtete, als vielmehr einzelne besonders begabte Persönlichkeiten hier als Reformatoren des geistlichen Lebens erschienen. Vor Allen tritt uns da zuerst der heilige Nilus entgegen. Zu Rossano im griechischen Calabrien bald nach dem Anfange des Jahrhunderts geboren, war er im dreißigsten Jahre in ein Kloster seiner Heimath getreten und hatte die bei den Griechen gebräuchliche Regel des heiligen Basilius angenommen. Die Strenge seiner Lebensweise, die Bedeutsamkeit seines ganzen Wesens, und vornehmlich die übernatürlichen Kräfte, die ihm beizuwohnen schienen, gaben ihm eben so viel Ansehen bei den Mächtigen der Welt, als Achtung und Einfluß bei der Masse des Volks. Man wollte ihm das Bisthum Rossano ertheilen, er aber entzog sich dieser Stellung, die ihn tief in die Sorgen und Mühen des weltlichen Lebens verstrickt hätte, und obwohl der Sprache und Sitte nach Grieche, begab er sich mit einigen Gefährten in das lateinische Italien. Der Abt von Monte Cassino zog ihm mit allen seinen Mönchen feierlich in Procession entgegen und ehrte ihn wie einen Heiligen. Nilus billigte die Sittenstrenge, die damals im Kloster herrschte und bat den Abt, er möge ihm und seinen Gefährten einen Wohnsitz in den Bergen einräumen, um dort unter der Gerichtsbarkeit des Klosters ein Einsiedlerleben führen zu können. Das kleine Michaelskloster zu Valleluce wurde darauf Nilus gegeben, und hier lebte er nahe an funfzehn Jahren. Da aber das Leben der Mönche in Monte Cassino sich später sehr verweltlichte, sagte er zu seinen Gefährten: „Laßt uns diesen Ort verlassen, denn der Zorn Gottes wird ihn nicht lange verschonen!" und begab sich in das Gebiet von Gaeta, wo er sich dauernd niederließ und von diesem neutralen Boden zwischen dem abend- und morgenländischen Reiche vielfach seine Mahnungen und Weckrufe an die Gewaltigen der Erde ergehen ließ. Den Beruf und die Kraft zu denselben schöpfte er mehr aus der Versenkung des Geistes in das

996. göttliche Wesen, als aus äußeren Büßungen und Kasteiungen, obwohl er auch auf diese ein nicht geringes Gewicht legte.

Nilus geistesverwandt war der Ravennate Romuald, der indessen Nord-Italien mit seinem Rufe erfüllte. Er war aus einem vornehmen Geschlecht geboren und hatte lange ein üppiges und lasterhaftes Leben geführt. Eine Blutschuld aber, die sein Vater auf sich lud, indem er einen seiner Verwandten erschlug, erweckte in ihm die ernstesten Gedanken und brachte ihn dazu, das klösterliche Leben zu erwählen. Er trat in das Kloster des heiligen Apollinaris zu Ravenna, wurde aber durch seine Bußpredigten alsbald seinen Genossen im Kloster so verhaßt, daß er sich vor ihnen flüchten mußte. Bei einem Einsiedler im Venetianischen, mit Namen Marino, fand er Aufnahme und lebte hier unter großen Entbehrungen mehrere Jahre. Den Dogen von Venedig Peter Urseolus, der durch den Tod seines Vorgängers schwere Schuld auf sich geladen hatte, suchten Marino und Romuald zur Erkenntniß seiner Sünden zu bringen und bewogen ihn endlich dem weltlichen Leben zu entsagen; sie verließen mit ihm heimlich das Gebiet Venedigs und begaben sich nach Cusan in Catalonien, wo sie lange ein Eremitenleben führten. Romuald kehrte später nach Italien zurück und suchte hier in strenger Weise das Klosterleben umzugestalten, wobei er vom Markgrafen Hugo, der damals der mächtigste Mann im Lande war, auf alle Weise unterstützt wurde. Otto III. übertrug ihm einige Jahre nachher die Abtei Classe zu Ravenna, aber die Strenge Romualds fand in dem Kloster so heftigen Widerspruch, daß er sehnlichst wünschte, bald seines Amtes wieder enthoben zu werden. Dies geschah; doch übte der gewaltige Mann nichts desto weniger nahe und fern eine große Gewalt über die Gemüther aus.

Ein großartiger, phantastischer Aufschwung war in diesen Männern, welche die Religion damals in Italien wieder in das Leben riefen; wie nahe sie sich auch mit den Cluniacensern oft berührten, ihr innerstes Wesen wurzelte doch nicht in demselben Boden, wie das äußere Kirchenthum der französischen Mönche.

Dieses neuerwachte religiöse Leben hatte auch bereits Rom selbst ergriffen, nicht das Papstthum selbst und die höhere Geistlichkeit, doch aber einige der zahlreichen Klöster in der Stadt. Das Paulskloster vor der Stadt stand seit geraumer Zeit in naher Verbindung mit Cluny; das Kloster der heiligen Bonifacius und Alexius auf dem Aventin, wo einige griechische Mönche nach der Regel des h. Basilius neben abendländischen Benedictinern lebten, war von dem Geiste des Nilus berührt worden, der dem Abte Leo — demselben, den wir

schon als päpstlichen Legaten in Deutschland und Frankreich haben kennen lernen — nahe befreundet war. Ein Mönch dieses Klosters, der Böhme Adalbert, war es, der zuerst das Gemüth des jungen Kaisers in seiner tiefsten Tiefe zu erfassen wußte und einen unverlöschlichen Eindruck auf ihn übte. 996.

Adalbert oder Woytech, d. i. Heerestrost, war in einer der mächtigsten und dem Herzogshause selbst verwandten Familie in Böhmen geboren. Sein Vater Slawnik war Christ, aber die neuangenommene Religion hatte nur obenhin sein Herz berührt, desto frommer war seine Mutter Strziezislawa. Unter vielen Brüdern zeichnete sich Woytech besonders durch körperliche Schönheit aus. Die Eltern glaubten, daß ihm viel Freude in der Welt erblühen werde, und bestimmten ihn dem weltlichen Leben. Aber in frühester Jugend schon erkrankte der schöne Knabe; in der Angst ihres Herzens legten ihn die Eltern auf den Altar der heiligen Jungfrau und gelobten ihn dem Dienste Gottes und der Kirche, wenn er genesen sollte; und er genas.

Als die Jahre gekommen waren, wo der Unterricht des Knaben beginnen konnte, wurde er der Zucht christlicher Priester übergeben, aber nur langsam und unwillig scheint er die ersten Schritte wissenschaftlicher Erkenntniß gethan zu haben. Als er endlich den Psalter inne hatte, schickte ihn der Vater in die neubegründete hochberühmte Stiftsschule zu Magdeburg, wo Otrik, der sächsische Cicero, sein Lehrer war. Neun Jahre verlebte Woytech zu Magdeburg und erhielt hier bei seiner Firmelung von dem ersten Erzbischof den Namen Adalbert. Dann kehrte er nach Böhmen zurück und wurde hier zum Priester geweiht. Doch war er noch immer ein Weltkind, und später noch gedachten Viele gern des muntern und lebenslustigen Jünglings. Die Stunde der Umwandlung kam bald. Adalbert war Zeuge der letzten Augenblicke des ersten Prager Bischofs, des Sachsen Thietmar, der mit großem Eifer geistliches und kirchliches Leben unter den Böhmen zu wecken gesucht hatte, aber sich dennoch sterbend wegen der Fruchtlosigkeit seiner Amtsführung anklagte und es seinen Sünden beimaß, wenn die Nacht des Heidenthums noch über dem Lande ruhe. Die Angst und Qual des frommen Mannes ergriff die Seele des jungen Priesters mit fürchterlicher Gewalt, noch in derselben Nacht legte er das Bußkleid an, bestreute sein Haupt mit Asche und eilte von Kirche

996. zu Kirche, um im Gebet sein Herz zu erleichtern. Er wurde plötzlich inwendig ein neuer Mensch, obwohl seine Umgebung kaum noch die Veränderung seines Herzens bemerkte.

Herzog Boleslaw und die böhmischen Großen erwählten Adalbert zu Thietmars Nachfolger, denn Adel, Reichthum, wissenschaftliche Bildung und ein versöhnlicher Sinn schienen ihn vor Allen zu empfehlen, und Adalbert entzog sich der Wahl seiner Landsleute nicht. Mit böhmischen Gesandten, die Boleslaw zum Reichstag nach Verona sandte, ging Adalbert im Frühjahr 983 über die Alpen und wurde zu Verona vom Erzbischof Willigis von Mainz, unter dem sein Bisthum stand, zum Bischof geweiht. Es war den 29. Juni 983, derselbe Tag, an dem der Friede im Wendenlande endete und das Heidenthum sich dort wieder erhob; auch Herzog Boleslaw wankte bald, wie wir sahen, in seiner Treue gegen das Reich und in seinem Eifer für den christlichen Glauben. Verwundert sah man Adalbert barfuß und in schlichtem Kleide nach Prag zurückkehren und in seinen Bischofssitz einziehen, noch mehr staunte man, als er neben seinen bischöflichen Geschäften nur Handarbeiten, Fasten, Nachtwachen, dem Gebet und der Betrachtung göttlicher Dinge oblag und die Strenge, die er gegen sich selbst zeigte, auch gegen Andere bewies. Die Vielweiberei, die Ehen der Priester, die heidnischen Gebräuche an christlichen Festen, den Verkauf christlicher Gefangenen an Juden wollte er nicht mehr dulden und gerieth deshalb bald in erbitterte Streitigkeiten mit den Mächtigen im Lande. Er verzweifelte endlich daran, hier an Gottes Reich bauen und selbst ein frommes Leben führen zu können, seine bischöfliche Würde wurde ihm zur Last, und er beschloß heimlich das Land zu verlassen und als Pilger nach Jerusalem zu ziehen (989).

Abermals zog er über die Alpen und wandte sich zuerst nach Rom, um beim Papste sein Verfahren zu rechtfertigen. Der Papst billigte die Reise nach dem gelobten Lande, und Theophano, die sich gerade damals zu Rom befand, drang ihm eine bedeutende Summe Geldes auf, damit er am heiligen Grabe für das Seelenheil ihres Gemahls bete, denn schon lange quälte sie der Gedanke, daß derselbe durch die Aufhebung Merseburgs eine schwere Schuld auf sich geladen habe. Adalbert nahm das Geld, aber vertheilte Alles sofort unter die Armen; ihm war irdisches Gut nur eine Bürde. So verließ er Rom und richtete seinen Weg nach Monte Cassino. Hier machte man ihm klar, daß nicht ein umherschweifendes Leben, sondern ein tugendhafter und frommer Wandel dem Herrn gefalle, und rieth

ihm, nicht ohne eigennützige Absichten, im Kloster zu bleiben. Dem widerstrebte Adalbert, gab jedoch seine Pilgerfahrt auf und begab sich nach dem Michaelskloster, wo damals noch Nilus weilte. Aus Rücksicht auf Monte Cassino versagte ihm dieser hier die gewünschte Aufnahme, wies ihn aber nach Rom zurück, wo er in dem Kloster seines Bruders Leo willkommen sein würde; Leo würde ihn in den Kämpfen leiten, die der Mensch auf dem Wege zum Himmel bestehen müsse, er würde die Flammen der himmlischen Liebe mächtiger in ihm schüren, so daß sein Herz immerdar als ein Opferaltar Gottes rauche. Adalbert kehrte nach Rom zurück und fand hier endlich die ersehnte Ruhe in dem Kloster der heiligen Bonifacius und Alexius, in das Leo ihn und seinen Halbbruder Radim oder Gaudentius, seinen unzertrennlichen Begleiter, als Mönche aufnahm. 990.

Selige Tage begannen jetzt für Adalbert. Mit Freude unterzog er sich den niedrigen Knechtsdiensten, die man ihm zur Demüthigung auferlegte; willig unterwarf er sich dem Ersten, wie dem Letzten im Kloster, denn er glaubte durch solchen Gehorsam am innern Menschen zu wachsen; mit unablässigem Eifer lag er dem Gebet und dem Lesen der heiligen Schrift ob; am Liebsten aber verweilte er im geistlichen Gespräch mit dem Abt und den erweckteren Brüdern. Da war es, als ob das Wort Gottes vom Himmel herabthaue, ein heiliges Feuer brannte in den Seelen der Brüder, und die Entzückung, die sich von Herz zu Herz ergoß, bezeugte ihnen, Gott sei in ihrer Mitte. Adalbert dachte kaum noch seiner Gemeinde, aber Willigis und die Böhmen dachten seiner.

Das kirchliche Leben war indessen in Böhmen mehr und mehr in Verfall gerathen, während Boleslaw, mit den heidnischen Liutizen verbündet, das deutsche Reich bekriegte. Der Bund mit den Heiden löste sich endlich wieder, und man dachte daran, die kirchlichen Ordnungen im Lande von Neuem zu befestigen. Willigis und der Böhmenherzog schickten deshalb Radla, einen Jugendfreund Adalberts, der ihm als Muster in der Schule vorgeleuchtet hatte und den er deshalb halb scherzend seinen Erzieher zu nennen pflegte, und den Mönch Christian, des Herzogs eigenen Bruder, nach Rom, um den Bischof zur Rückkehr in seinen Sprengel zu bewegen. Adalbert wollte den dringlichen Bitten der Gesandten nicht Gehör schenken; nur dem Befehl des Papstes und dem Willen seines Abts wich er endlich, als die Böhmen ihm Besserung gelobten.

Nach einer Abwesenheit von drei Jahren kehrte Adalbert nach Prag zurück (992), aber es geschah widerwillig und voll Mistrauen

996. gegen sein Volk. Möglichst bald wollte er sich der unbequemen Bürde wieder entledigen, und die Gelegenheit ließ nicht lange warten. Als er einer vornehmen Böhmin, die im Ehebruch ertappt war, Zuflucht in der Kirche gewährte und man den Schutz des Altars nicht achtete, sondern sie von der heiligen Stätte zur Todesstrafe schleppte, glaubte er, das Recht der Kirche sei durch einen unsühnbaren Frevel angetastet, und verließ abermals das Land. Ein Mann, wie er, konnte unter halben und lauen Christen nicht mehr leben, und als er damals seine Schritte nach Ungern wandte und auch hier, wie dort, ein halbes Christenthum fand, stand er von dem Gedanken ab, hier als Heidenbote zu wirken und ging wieder nach seinem Kloster auf dem Aventin zurück. Mit Freuden wurde er hier wieder begrüßt, besonders vom Abte Leo, der bald darauf, als er als Gesandter des Papstes nach Deutschland und Frankreich ging, ihn zu seinem Stellvertreter und zum Prior des Klosters bestellte. Wiederum schwelgte Adalbert in der seligen Einsamkeit dieses gotterfüllten Lebens, aber wiederum mußte er den Aventin verlassen und dem Norden zuziehen.

Ein Traum hatte ihm vorhergesagt, daß sein Leben eine neue wunderbare Wendung nehmen würde. Er sah nehmlich im Traume zwei Reihen Seliger im Himmel, die eine Schaar, mit purpurnen Kleidern angethan, waren die Blutzeugen, die anderen in schneeweißen Gewanden die heiligen Männer, die von der Welt getrennt ihr Leben Gott zum Dienste weihen, und Beider Speise und Trank bestand dort in dem stäten Lobe des Schöpfers. Da vernahm er eine Stimme: „Inmitten Beider ist der Platz für dich, da wirst auch du deine Speise „mit ihnen und deine Ehre finden."

Als Willigis nun im Jahre 996 nach Rom kam, drang er mit aller Gewalt darauf, daß Adalbert nach Prag zurückkehren sollte. Adalbert weigerte sich, sein Kloster abermals zu verlassen, zumal er nicht darauf rechnen konnte, jetzt bei Herzog Boleslaw eine geneigte Aufnahme zu finden. Adalbert hatte in Böhmen fünf Brüder zurückgelassen; diese hatten vielfach die Misgunst Boleslaws erfahren, der Aelteste hatte sich deshalb bei König Otto beschwert und war überdies besondere Verpflichtungen gegen den Polenherzog eingegangen, dem er im Heere des Königs begegnete. Boleslaw rächte dies an den anderen Brüdern, die er in ihrer Burg überfiel und ermorden ließ. So sehr aber Adalbert sich auch sträuben mochte, der neue Papst Gregor V. und die erste von ihm versammelte Synode geboten dem Bischof zu seiner Gemeinde zurückzukehren; nur wurde es ihm nach sei-

nem Wunsche erlaubt, wenn die Böhmen ihn nicht aufnehmen wollten, zu den Heiden zu gehen, um diesen das Evangelium zu predigen. 996.

So verließ Adalbert abermals das Kloster auf dem Aventin, in welches gerade zu derselben Zeit ein anderer Schüler der Magdeburger Stiftsschule eintrat. Es war Bruno, auch Bonifacius genannt, aus Querfurt gebürtig und aus einem vornehmen, dem Königshause nahe verwandten Geschlechte entsprossen. Früh schon dem Himmel zugewandt, war er für den geistlichen Stand ausgebildet worden und als Domherr zu Magdeburg in den Dienst der Kirche getreten. Er hatte sich das Wohlwollen des Königs, seines Vetters, gewonnen und war in dessen Kanzlei aufgenommen worden, wodurch ihm der Weg zu den höchsten geistlichen Ehren offen stand. Auf dem Römerzuge begleitete er den Hof und besuchte zu Rom Adalberts Kloster. Der Anblick des Ortes ergriff den Jüngling so gewaltig, daß er ausrief: „Bonifacius ist auch mein Name, warum soll ich nicht auch „Christi Zeuge sein?" Er wurde Mönch in demselben Kloster, das Adalbert damals verließ.

Adalbert zog mit dem Heere des jungen Kaisers heimwärts über die Alpen; er lernte hier den reichbegabten kaiserlichen Jüngling näher kennen und lieben, während auch dieser bald die größte Verehtung gegen den gottbegeisterten Mönch gewann und sein Herz ihm offen darlegte. Nachdem das Heer entlassen war, verweilte Otto längere Zeit zu Mainz; Adalbert unternahm von hier eine Wallfahrt nach mehreren heiligen Stätten in Frankreich und kehrte dann an das kaiserliche Hoflager zurück. Immer inniger wurde das Verhältniß zwischen dem heiligen Manne und dem Kaiser, der jenem sogar das Lager an seiner Seite bereiten ließ und oft die Nächte in vertrautem Gespräch mit ihm zubrachte. Adalbert wurde nicht müde, ihm von der Hinfälligkeit des Irdischen und von der unvergänglichen Herrlichkeit der himmlischen Dinge zu reden, um sein Herz zur tiefsten Demuth zu stimmen und ganz mit der Liebe Gottes zu erfüllen. Damit er aber nicht selbst durch die Gunst des Kaisers und die Ehre, die er am Hofe genoß, hoffärtig werde, that er unbemerkt Knechtsdienste; häufig schlich er sich Nachts aus des Kaisers Schlafkammer und reinigte die Kleider und Schuhe des Hofgesindes.

Hier hatte Adalbert abermals einen merkwürdigen Traum. Es war ihm, als ob er auf dem Gute seines einzigen noch lebenden Bruders sei; er sah dort ein stattliches Haus, dessen Dach und Wände schneeweiß waren; in dem Hause waren zwei Lagerstätten bereitet,

996. die eine für ihn, die andere für seinen Bruder; die erstere aber war überaus prächtig, strahlte von Purpur und Seide und zu Häupten stand mit goldenen Buchstaben geschrieben:

„Diesen so herrlichen Lohn gewährt dir die Tochter des Königs.“

Man sagte ihm, der Lohn sei der Märtyrertod, die Tochter des Königs die Himmelskönigin Maria. Da neigte er sein Haupt und sprach: „Heil dir, heilige Jungfrau, Stern des Meers, daß du als „eine liebreiche Herrin es nicht verschmäht hast, deinen niedrigsten „Diener anzusehen.“ Dieses Gesicht mahnte ihn, nicht länger zu zögern, sondern sein Geschick zu erfüllen. Noch einmal hatte er mit dem Kaiser ein langes, vertrauliches Gespräch, wo er ihm seine Absichten für die Zukunft enthüllte, dann trennten sie sich unter Umarmungen und Küssen, um sich nie wiederzusehen. Es war ein bewegliches Scheiden, wie wenn Vater und Sohn sich auf ewig Lebewohl sagen. Das Bild des wunderbaren Mönchs hat die Seele des jungen Kaisers nie wieder verlassen.

Adalbert begab sich nach Polen zum Herzog Boleslaw, dem Freunde seiner Familie und Bundesgenossen Kaiser Ottos, wo schon sein Bruder Beistand gegen den Böhmenherzog gesucht und gefunden hatte. Er wurde freudig hier aufgenommen, doch schickte er von hier, um seiner Pflicht zu genügen, noch einmal Gesandte zu den Böhmen mit der Anfrage, ob man ihn aufnehmen wolle. Mit Hohn wies man die Anfrage ab; da frohlockte Adalbert laut, er rief: „Gott, du „hast meine Bande gebrochen!“ und dachte von nun an nur auf die Mission unter den Heiden. Er zweifelte eine Zeitlang, ob er sich nicht zu den Liutizen wenden sollte, welche vor Kurzem die Herrschaft der Deutschen und der christlichen Kirche von sich abgeworfen hatten, aber es schien unmöglich damals anders als mit gewaffneter Hand in ihr Land einzudringen. Auch das fiel ihm bei, abermals zu den Ungern zu ziehen, nur bangte es ihm vor jenem halben Christenthum, das er dort fand. Daher entschloß er sich endlich zu jenen noch völlig unbekehrten Stämmen am Meere, die Boleslaw theils kürzlich unterworfen hatte, theils noch unter seine Herrschaft zu bringen gedachte, den Weg zu nehmen, zu den Pommern und Preußen.

Der Polenfürst, der Kirche aufrichtig zugethan und zugleich ein Mittel in ihr sehend, seine Herrschaft zu befestigen und zu erweitern, beförderte gern Adalberts Vorhaben, er gab ihm ein Schiff, mit dreißig Kriegern bemannt, und auf diesem fuhr Adalbert, von seinem Halbbruder Gaudentius und einem Priester, Namens Benedict, be-

gleitet, die Weichsel hinab bis Danzig. Hier empfingen ihn große 997.
Haufen des Volks, er taufte Viele, las die Messe und schiffte am folgenden Tage weiter in die See, ostwärts nach der preußischen Küste sich wendend. Nach wenigen Tagen schneller Fahrt landete das Schiff, setzte den Bischof mit seinen Begleitern an der Mündung eines Flusses auf einem inselartigen Werder aus und segelte dann eiligst heimwärts. Adalbert und seine beiden Gefährten fanden den Ort, wo sie gelandet hatten, menschenleer, doch kamen nach einiger Zeit die Besitzer des Grundes und Bodens herbei, redeten die Fremdlinge in einer ihnen unverständlichen Sprache an und vertrieben sie endlich mit Gewalt. Die Priester machten sich auf und wanderten den Fluß aufwärts, bis sie an ein Gehöft kamen. Der Herr desselben beherbergte sie und brachte sie an einen zahlreich besuchten Handelsplatz, wo sie Menschen fanden, die ihre Sprache verstanden; es werden Kaufleute aus slawischen Ländern gewesen sein, die nach Preußen handelten. Das Volk umdrängte die fremden Priester; man fragte, wer sie seien, woher sie kämen und was der Zweck ihrer Reise. Adalbert antwortete, er sej ein Böhme und käme als ihr Apostel, um sie zur Erkenntniß und zum Glauben an den einigen Gott zu führen und ihnen den Weg zur Seligkeit zu weisen. Sogleich brach ein gewaltiger Sturm gegen ihn los, man befahl ihm und seinen Gefährten das Land zu verlassen, setzte sie auf ein Schiff und brachte sie wieder an die Seeküste, wo sie in einem einzelnstehenden Gehöft Aufnahme fanden. Fünf Tage weilten sie hier, dann faßten sie den Entschluß den Rückweg anzutreten. Adalbert, der sein Vorhaben hier vereitelt sah, wollte zu anderen heidnischen Stämmen sich wenden, er dachte daran zu Otto umzukehren und sich dann zu den Liutizen zu wenden; zunächst aber mußte er suchen, den Heimweg nach Polen zu gewinnen.

In der letzten Nacht vor dem Aufbruch träumte Gaudentius, er sähe auf einem Altar halb mit Wein gefüllt einen goldenen Kelch stehen, und als er ihn ergreifen und leeren wollte, verbot es ihm der Diener des Altars, indem er hinzufügte, der Becher sei für Adalbert auf morgen bestimmt. Adalbert hörte von Gaudentius den Traum erzählen. „Möge es Gott Alles zum Guten wenden,“ sagte er, „man soll den trügerischen Träumen nicht glauben.“

In der Frühe brachen sie auf; Psalmen singend traten sie ihre Rückkehr an; erst ging durch Wald und Dickicht, dann durch offenes Feld ihr Weg. Hier las gegen die Mittagszeit Gaudentius im frischen Grase die Messe, und Adalbert nahm das Abendmahl. Dann

997. hielten sie ein kärgliches Mahl und wollten ihre Reise von Neuem antreten, aber schon nach wenigen Schritten übermannte sie die Mattigkeit; sie legten sich auf den Rasen und versanken bald in einen tiefen Schlaf. Indessen war ein preußischer Götzenpriester, dessen Bruder von den Polen getödtet war, voll Rachsucht mit einigen Genossen bewaffnet den Mönchen gefolgt und rückte ihnen nahe. Kaum durch das Waffengeklirr erweckt, wurde Adalbert mit seinen Gefährten gebunden und fortgeschleppt. Er war bleich und sprach kein Wort. Erst als ihn die Heiden gebunden auf eine Anhöhe führten und sich dort sieben Speere auf seine Brust richteten, sprach er zu dem, der den ersten Stoß führen wollte, mit schwacher Stimme: „Was willst „du?" Und sofort bohrte ihm jener die Waffe in das Herz, und sechs andere Lanzenstiche machten darauf Adalberts Leben ein Ende. Das Haupt wurde der Leiche vom Rumpfe geschlagen, und der Leib des Märtyrers als Beute fortgeschleppt. Auch Gaudentius und Benedict mußten den Mördern folgen, wurden aber später aus den Banden befreit.

Am 23. April 997 fand Adalbert so den Märtyrertod; die Stelle, wo er geblutet hat, läßt sich aus den alten Nachrichten nicht klar erkennen.

Während dies an der preußischen Küste geschah, sah im Bonifaciuskloster zu Rom Johannes Canaparius, der Freund Adalberts, ein Gesicht, das ihm dessen Märtyrertod verkündete, und zu derselben Zeit wurde das selige Ende des theuren Mannes dem heiligen Nilus zu Gaeta offenbart. „Lieber Sohn," — so schrieb er an Johannes — „unser Freund Adalbert wandelt im heiligen Geiste und steht im „Begriff dies zeitliche Leben durch den seligsten Tod zu beschließen."

Die Nachricht vom Tode seines väterlichen Freundes und Meisters bewegte das Gemüth des Kaisers in tiefster Seele, und doch waren inzwischen ganz andere Einflüsse auf sein Gemüth geübt worden. Auf seinem Römerzuge hatte er auch Gerbert kennen gelernt, der an der Behauptung seines Erzbisthums verzweifelnd nach Rom geeilt war. Gerbert hatte hier für seine nächsten Zwecke wenig oder nichts erreicht, aber durch seinen glänzenden Geist und seine weit alle Zeitgenossen überragende Gelehrsamkeit war es ihm gelungen die Gunst des jungen Kaisers zu gewinnen, der ihn, wie Adal-

bert, in seine Nähe zog und bald dauernd an sich zu fesseln suchte. 997.
Gerbert kehrte von Rom zwar noch einmal nach Frankreich zurück, als aber nicht lange nachher Hugo Capet starb (24. October 996), schien ihm seine Lage unleidlich zu werden, und er verließ abermals Reims und Frankreich. Robert, der jetzt als ein Jüngling von vierundzwanzig Jahren allein die Regierung übernahm, war freilich Gerberts dankbarer Schüler, aber doch konnte Gerbert in seiner Angelegenheit keinen Beistand von ihm erwarten. Denn einerseits suchten Robert und dessen vielvermögende Mutter Adelheid bald den nachhaltigen Widerstand der karolingischen Partei durch Nachgiebigkeit zu beseitigen, andererseits schloß der König gleich nach seiner Thronbesteigung eine Ehe, die Gerbert ihm nachdrücklich widerrieth und ihn dadurch in hohem Maße erbitterte. Gerbert war rathlos, zumal auch der junge Papst sich unverhohlen immer entschiedener gegen ihn erklärte; seine Lage in Reims war ihm unerträglich geworden, und er wußte nicht, wo er eine Stellung finden sollte, die seinem Ehrgeiz und seinen Ansprüchen an das Leben entsprach. Da erreichte ihn ein Brief des erwünschtesten Inhalts, der allen seinen Sorgen ein schnelles Ende machte.

Der Brief kam von dem jungen Kaiser und war die dringendste und ehrenvollste Einladung an dessen Hof. „Wir möchten gern," — so schrieb Otto, — „euch, o verehrungswürdiger und ausgezeichneter „Mann, in unserer Nähe sehen, um dauernd den Umgang eines so „trefflichen Führers genießen zu können, zumal eure erhabene Weis„heit gegen unsere Einfalt stets Nachsicht geübt hat. Um es gerade „heraus zu sagen, wir haben den Entschluß gefaßt euch zu bitten, „ihr möchtet uns, da wir bisher nur ungenügend unterwiesen „sind, in Wort und Schrift unterrichten und zugleich in den „Staatsgeschäften mit treuem Rath unterstützen. Bei dieser unserer „Bitte, die ihr uns nicht abschlagen dürft, wünschen wir, daß ihr „gegen die Rohheit unserer sächsischen Natur schonungslos verfahrt, „dagegen was uns von griechischer Feinheit beiwohnen möchte, belebt „und ausbildet. Denn es möchte sich schon ein Fünkchen des wissen„schaftlichen Strebens der Griechen in uns entdecken lassen, wenn „sich nur der rechte Mann findet, es anzufachen. Fachet mit der „gewaltigen Flamme eurer Wissenschaft dieses Fünkchen an, erwecket „unter Gottes Beistand in uns den lebenskräftigen Geist der Griechen „und unterweiset uns zunächst in der Zahlenlehre, damit wir durch „dieselbe in die Philosophie der Alten eingeführt werden: das ist es, „was wir demüthig von euch erbitten. Was ihr beschlossen habt,

997. „meldet uns so bald, als möglich." In scherzhaftem Tone fügte der Kaiser noch folgende Zeilen hinzu:

Verse hab' ich nie gedichtet,
Nie den Geist darauf gerichtet,
Doch sollt' ich es so weit bringen,
Daß auch Lieder mir gelingen,
Soviel Lieder send' ich gleich,
Als an Männern Gallien reich.

Ein so rühmliches Zeugniß für den Wissensdurst und den regen Bildungsdrang des jungen Kaisers dieser Brief ablegen mag, so läßt er doch zugleich einen tiefen, nicht eben erfreulichen Blick in die Gemüthsart desselben werfen. Es stand dem Nachkommen Heinrichs und der Ottonen nicht wohl an, von der sächsischen Rohheit zu reden und sich seines griechischen Bluts von der Mutter her vorzugsweise zu rühmen.

Gerberts Antwort ließ nicht lange auf sich warten. „Die übergroße Güte," antwortete der gewandte Philosoph, „daß ihr mich „in euren Dienst nehmen wollt, vermag ich vielleicht durch meine „Wünsche für euer Wohl, aber nicht durch meine Verdienste zu vergelten. Wenn ein schwacher Funke der Wissenschaft in mir glüht, „so hat ihn allein euer Ruhm angefacht, euer trefflicher Vater „ihn genährt, euer erhabener Großvater ihn zuerst entzündet. Wir „können euch daher nicht Schätze bringen, die unser Besitzthum wären, sondern nur das uns anvertraute Gut euch zurückstellen, auch „vermögen wir euch Nichts zu bieten, was ihr nicht schon besäßet „oder doch ohnehin bald erlangen würdet, wie dies gerade euer edles, „treffliches und einer solchen Stellung so würdiges Verlangen zeigt. „Denn wäret ihr nicht schon zu der Erkenntniß gelangt, daß die Zahlenlehre in sich die Elemente aller Dinge enthalte und sie daraus abzuleiten seien, so würdet ihr nicht mit solchem Eifer nach einer vollständigen wissenschaftlichen Begründung derselben trachten; wäre euer „Character nicht bereits durch die Moralphilosophie befestigt, so prägte „sich nicht in euren Worten so deutlich jene Demuth aus, die gleichsam aller Tugenden Hüterin ist. Und doch verbirgt sich dabei nicht „das sich seiner bewußte Genie, das seine rednerische Fülle, wie ihr „so beredt zu erkennen gegeben habt, aus sich selbst und aus der „Quelle der Griechen schöpft. Wahrlich es ist eine göttliche Erscheinung, wenn ein Mann, Grieche von Geburt, Römer nach der „ihm übertragenen Herrschermacht, die Schätze der griechischen und „römischen Weisheit gleichsam wie sein Erbgut wieder in Anspruch

„nimmt. Wir gehorchen also eurem kaiserlichen Gebot hierin, wie 997.
„in Allem, was eure göttliche Majestät sonst uns befehlen möchte.
„Denn eurem Dienst werden wir uns nimmer entziehen, da wir in
„der ganzen Welt keinen schöneren Anblick kennen, als den eurer
„Herrschermacht.“

So begab sich Gerbert im Frühjahr 997 nach Sachsen an den kaiserlichen Hof, wo er bei Otto, der eben damals mit Zurüstungen zu einem neuen Wendenkriege beschäftigt war, die ehrenvollste Aufnahme fand. Der Kaiser befestigte gerade die Arneburg an der Elbe, ließ sie aber sofort unter der Obhut des Erzbischofs Gisiler und begab sich nach Magdeburg. Hier beschäftigten ihn wissenschaftliche Unterredungen und Verhandlungen mit Gerbert; in der Kaiserburg sammelten sich um den Jüngling die berühmtesten Gelehrten der Zeit, und von ihren Streitigkeiten hallte Magdeburg wieder; Otto selbst fand ein besonderes Gefallen daran, spitzfindige Fragen den Männern der Wissenschaft vorzulegen. Damals verfertigte Gerbert zu Magdeburg eine äußerst kunstreiche Sonnenuhr, zu der er besondere astronomische Beobachtungen anstellte und die noch lange nachher bewundert wurde; damals erhielt er den Anstoß zu einer gelehrten logischen Schrift, die ihn nachher dauernd beschäftigt hat und die er dem jungen Kaiser widmete, der selbst den Gegenstand angeregt hatte; damals wird er auch zuerst die Seele des jungen Fürsten ganz mit den Erinnerungen an die alte Römerzeit, in der er selbst lebte, erfüllt haben. Vergebens kamen ihm Winke von Frankreich her, daß seine Gegenwart dort dringend nöthig sei, daß Arnulf werde hergestellt werden, wenn er länger ausbleibe, daß die Bischöfe, die jenen verurtheilt hätten, mit dem Bann belegt seien; Nichts machte einen Eindruck auf ihn, und obwohl er sich nicht entschließen konnte, das Erzbisthum aufzugeben, lehnte er doch jede Aufforderung zur Rückkehr ab; er schwelgte in dem Bewußtsein, in dem ihm ganz ergebenen Kaiser ein williges Werkzeug seiner Absichten und Pläne zu haben, und sonnte sich in der Bewunderung seiner Umgebung und der Gunst des Kaisers. Und schon zeigte sich diese auch in reichen Gaben der Huld. „Stattlich „habt ihr mich ausgestattet mit dem stattlichen Sasbach,“ *) schreibt Gerbert bald darauf an den Kaiser, „und eurer ewigen Herrschaft „werde ich ewig meine Dienste widmen.“

Der gelehrte Kreis in Magdeburg trennte sich bald. Der Kaiser

*) Sasbach war ein Königshof in Schwaben, wo noch Karl der Dicke im Jahre 886 Hof gehalten hatte.

997. zog in den Krieg, da die Arneburg von den Wenden überfallen war und Gisiler sich nach Verlust fast seiner ganzen Mannschaft hatte flüchten müssen; der Markgraf Lothar, der zu spät zur Hülfe geeilt war, hatte den Brand der Stadt mit eigenen Augen sehen und den Platz den Wenden überlassen müssen. Otto ging deshalb im August selbst über die Elbe, drang in das Havelland ein, verheerte dasselbe weit und breit und meldete den glücklichen Fortgang des Kriegs an Gerbert, der durch körperliche Beschwerden behindert in Magdeburg zurückgeblieben war. „Ihr könnt denen," schrieb ihm Gerbert zurück, „die um euch Sorge tragen, nichts Erfreulicheres melden, als den „Ruhm eures Reichs. Und welcher Ruhm ist größer für einen Fürsten „und schöner für einen Herrscher, als Kriegsschaaren sammeln, in das „Land der Feinde einbrechen, ihrem Ansturme wehren, indem er „sich selbst ihnen entgegenwirft und sich so für das Vaterland, den „Glauben, für das Wohl der Seinigen und für die gemeine Sache „allen Gefahren preisgibt! Das habt ihr gethan, und welche Erfolge „habt ihr so errungen!" Die Erfolge waren indessen gering. Schon im September kehrte Otto nach Magdeburg zurück, und das Wendenland blieb unbezwungen. An einer andern Stelle hatten die Wenden inzwischen die Elbe wieder überschritten und verheerten den Bardengau, die Gegend um Lüneburg. Hier hatte der Kaiser zum Schutze des Landes Westfalen zurückgelassen, während er sein eigenes Heer aus den östlichen Gegenden Sachsens und Thüringens gesammelt hatte. Am 6. November kam es zwischen diesen Westfalen und den Wenden zu einem hitzigen Kampfe. Der Bischof Ramward von Minden führte das deutsche Heer, mit dem Kreuze in der Hand, in den Streit, der mit einer schmählichen Niederlage der Wenden endete, die aber doch keinen weiteren Erfolg hatte, als daß die Wenden das linke Elbufer wieder verließen.

Zu der Zeit dieses Kampfes hatte der Kaiser Sachsen bereits verlassen und sich nach den Rheingegenden gewendet. Alle seine Gedanken waren auf einen neuen Römerzug gerichtet, an den er und Gerbert die weitaussehendsten Pläne knüpften; zugleich rief Papst Gregor, der längst Rom flüchtig hatte verlassen müssen, den Kaiser über die Alpen. Nicht auf einen flüchtigen Aufenthalt in Italien war es diesmal abgesehen; daher wurde Alles mit ungewöhnlicher Sorgfalt vorbereitet. Der neue Baiernherzog und der neue Schwabenherzog mußten hier zum ersten Male dem Kaiser Heeresfolge leisten; selbst die Markgrafen von Meißen und der Lausitz, der tapfere Eckard und der junge Gero, des im Jahre 993 verstorbenen Markgrafen Hodo

Nachfolger, wurden aufgeboten, während der Schutz Sachsens gegen die 997. Wenden Herzog Bernhard und dem Markgrafen Lothar von der Nordmark verblieb; endlich sollte auch Herzog Otto von Kärnthen, der Vater Papst Gregors, dem kaiserlichen Heere zuziehen. Die Verwaltung der deutschen Reichsgeschäfte während seiner Abwesenheit übertrug Otto der klugen und gewandten Schwester seines Vaters, der Aebtissin Mathilde von Quedlinburg. Im Anfang November verließ Otto die alte Kaiserburg Karls des Großen zu Achen, wo er während des ganzen Octobers Hof gehalten hatte, und wandte sich nach dem Süden. Auf der Brennerstraße überstieg er die Alpen; am 13. December war er zu Trient und eilte dann nach Pavia, wo er das Weihnachtsfest feierte und den Anfang des neuen Jahrs erwartete. Hier traf er auf seinen Vetter Papst Gregor, der freudig die langersehnte Hülfe begrüßte.

15.

Der deutsche Papst Gregor V. und seine Reform des Papstthums. Gerbert als Silvester II. und die Wallfahrten Ottos III.

Die Erhebung Gregors V. war die Antwort der deutschen Bischöfe auf die Reimser Beschlüsse gewesen. Sie wollten an die Spitze der Kirche einen Mann stellen, der durch Sittenstrenge und wissenschaftliche Bildung nicht zu Ausstellungen Anlaß geben würde, wie sie die französischen Bischöfe gegen jene Römer erhoben hatten, die bisher unter dem Einfluß der Ottonen den Stuhl Petri bestiegen hatten; sie wollten zugleich das Papstthum den kleinlichen Interessen der römischen Adelsparteien entreißen und wieder auf die Höhe seiner wahren Bedeutung bringen; sie wollten ihm endlich alle Hülfsmittel des Kaiserreichs zu Gebote stellen, um heilsame Maßregeln für die Kirche mit Kraft und Energie durchzuführen. Deshalb lenkten sie die Wahl auf einen Geistlichen der strengsten Richtung, den aber zugleich eine außergewöhnliche Bildung empfahl, auf einen deutschen Kleriker, der allen Parteien des römischen Adels gleich fern stand, einen nahen Verwandten des Kaisers, der durch Freundschaft ihm nicht minder

996. verbunden war, als durch Bande des Bluts; man erhob überdies in ihm auf den Stuhl Petri einen thatkräftigen jungen Mann, dem ein langes Leben an der Seite seines kaiserlichen Vetters gegönnt schien, um weitgreifende Reformen noch selbst durchführen zu können. Indem Papstthum und Kaiserthum so enger verbunden waren, als es noch jemals der Fall gewesen war, hoffte man leicht der von Frankreich her noch immer drohenden Kirchenspaltung vorzubeugen, man erwartete aber auch weiter von dem einträchtigen Wirken dieses Kaisers und dieses Papstes eine gründliche Heilung der mannigfachen Schäden, die sich tief in die Kirche eingefressen hatten, wie nicht minder den wohlthätigsten Einfluß auf die staatlichen Verhältnisse des Abendlandes.

Nicht allein die deutschen Bischöfe dachten so; allgemein fühlte man, was die Erhebung Gregors sagen wollte. „Wir haben dem „Herrn zu danken," schrieben einmal die Bischöfe Ober-Italiens an Gregor, „daß das weltliche Regiment und die Kirche Gottes jetzt „gegenseitig durch ihr glückliches Gedeihen gekräftigt werden. Ihr „seid mit des Kaisers Majestät durch unauflösliche Bande verknüpft, „eure Absichten und eure Handlungen können nicht auseinandergehen; „denn wie euch Verwandtschaft verbindet und die treuste Anhänglichkeit dieses Band befestigt, so müßt ihr auch stets Dasselbe wollen, „Dasselbe denken und beabsichtigen und könnt nie schließlich zu verschiedenen Zielen gelangen." Vor Allen jubelten in Frankreich die Cluniacenser. Als der Abt Abbo von Fleury, eine der wichtigsten Stützen der Cluniacenser, die Wahl Gregors vernahm, schrieb er: „Ich habe eine Nachricht erhalten, die mich mehr erfreut hat, als „Gold und Edelstein: ein Mann kaiserlichen Geblüts, voll Tugend „und Weisheit, ist auf den Stuhl Petri erhoben worden."

Die Bedeutung der großen Aufgabe, die ihm gestellt war, erfaßte Gregor sogleich, aber indem er sich ganz mit derselben durchdrang, mußte ihm auch der Unterschied zwischen seiner Stellung und der seines kaiserlichen Vetters bewußt werden. Es fehlte so viel daran, daß er sich in eine sklavische Abhängigkeit von einer zeitlichen Gewalt versetzt hätte, daß er vielmehr alsbald mit der größten Rücksichtslosigkeit die geistlichen Waffen schwang und selbst die höchsten weltlichen Mächte nicht schonte, wenn sie sich ihm widersetzten. Gregor fühlte sich als der Träger einer lediglich von Gott selbst eingesetzten Macht, die hoch über jeder zeitlichen Gewalt erhaben sei; die unumschränkte Herrschaft der Kirche nahm er in Anspruch und brachte die pseudoisidorischen Decretalien, freilich im guten Glauben an ihre

Aechtheit, die ja Niemand damals bezweifelte, ungescheut in Anwendung. Richterlichen Aussprüchen der Provinzialsynoden über Bischöfe verstattete er keine Bedeutung mehr, es sei denn, daß sie im Auftrage Roms handelten; selbst dem Aufsichtsrecht der Bischöfe innerhalb ihrer Sprengel setzte er eine Grenze, indem er die Klöster demselben zu entziehen und unmittelbar unter Roms Herrschaft zu bringen suchte. Nur durch die absolute Freiheit des Papstthums von jeder hemmenden Schranke glaubte er der Verwilderung und Entsittlichung des Klerus wirksam entgegentreten, wie Ordnung und Einheit in die Kirche zurückführen zu können. So begegneten sich seine Absichten genau mit denen der Cluniacenser, und mit diesen Mönchen ist er daher auch vom Anfange seines Pontificats an in die genaueste Verbindung getreten; er war es, der das Kloster und die Congregation von Cluny in seinen besondern Schutz nahm, der sie in allen ihren Besitzungen und Rechten bestätigte und von der bischöflichen Aufsicht befreite, der den Cluniacensern Freiheiten ertheilte, die noch lange nachher von den französischen Bischöfen nicht anerkannt wurden. 996.

Der höchste Triumph der deutschen Nation schien errungen, als ein deutscher Papst und ein deutscher Kaiser zugleich an die Spitze des Abendlands traten; man mochte glauben, daß sie die Herrschaft der Deutschen für alle Zeit sichern und die Welt mit deutschen Lebenselementen neu durchdringen würden. Aber es zeigte sich nur allzubald, daß man sich hierin geirrt hatte. Wie der Slawe Adalbert und der Franzose Gerbert das Gemüth des jungen Kaisers gewonnen hatten, so wurde der deutsche Papst der treueste Bundesgenosse der französischen Mönche. Wie Otto den Sachsen vergessen und vor Allem ein römischer Kaiser sein wollte, so fühlte sich Gregor V. vornehmlich als römischer Papst; nicht als der erste deutsche Bischof auf dem Stuhl Petri sah er sich an, sondern als der Letzte in jener langen Reihe römischer Oberpriester, die diesen Stuhl vor ihm eingenommen hatten. Die universellen Ideen und Anschauungen der späteren Römerzeit gewannen so noch einmal den vollständigsten Sieg über die besonderen und eigenthümlichen Richtungen des deutschen Geistes; die Welt mußte noch einmal den Versuch sehen, Papstthum und Kaiserthum in römischem Sinne zu erneuern. Zwei junge deutsche Fürsten waren es, die zu derselben Zeit diesen Versuch wagten.

Der Papst, etwa zehn Jahre älter, als sein kaiserlicher Vetter, und unmittelbar auf den Schauplatz Roms gestellt, trat zuerst mit seinen Absichten hervor. Es lebte in ihm Etwas von dem muthigen, leidenschaftlichen und ehrgeizigen Sinne seines Großvaters, jenes Her-

996. zogs Konrad, der auf dem Lechfelde gefallen war; mit Entschlossenheit und Hitze ging er auf sein Ziel los, und selbst jene strengen Mönche, die in dem Kloster des h. Bonifacius auf dem Aventin lebten, fanden bald, daß der Papst doch zu jung und ungestüm sei. Der Geist jenes gewaltigen Nicolaus I. schien in diesem jungen deutschen Papst aufgelebt; mehr diesem Vorbilde strebte er nach, als dem des großen Gregor, von dem er seinen Namen geliehen hatte.

Die großen Schwierigkeiten, die Gregor auf seinem Wege finden würde, konnten ihm nicht entgehen; wenn er dennoch durchzudringen hoffte, so baute er dabei zunächst allerdings wohl auf den Schutz seines kaiserlichen Verwandten, noch mehr aber gewiß auf die Gerechtigkeit seiner Sache und das Ansehen, welches trotz aller Gräuel, die seit einem Jahrhundert den Stuhl Petri befleckt hatten, im ganzen Abendlande und selbst über die Grenzen desselben hinaus der römische Bischof genoß. Denn was auch die Bischöfe zu Reims gesagt haben mochten, die Autorität des Stuhls Petri war mit Nichten in ihrem Grunde erschüttert; sie hatte sich vielmehr trotz des kläglichen Zustandes, in dem sich so lange die römische Kirche befand, auf fast wunderbare Weise erhalten. So waren noch unter Johann XII. vom Erzbischofe von Cordova Gesandte in Rom erschienen, um eine Entscheidung des Papstes in Angelegenheiten der spanischen Kirche einzuholen; England zahlte den Peterspfennig regelmäßiger als je, jener feurige Eiferer, der Erzbischof Dunstan von Canterbury, hatte die englische Kirche wieder aufs Neue mit den festesten Banden an Rom gekettet; unter Benedict VII. hatte die Kirche von Carthago einen Priester nach Rom geschickt und dort weihen lassen, und bald darauf kam zu Gregor aus Afrika Blinwarmund, Bischof von Hippo, seiner Abkunft nach unzweifelhaft ein Vandale. Wenige Jahre vorher hatten sogar die Erzbischöfe Theodor von Egypten und Honestus von Jerusalem nach Rom Gesandte geschickt und in kirchlichen Angelegenheiten des Papstes Entscheidung in Anspruch genommen.

Wie die Sachen lagen, mußte die Angelegenheit des Reimser Erzbisthums die Aufmerksamkeit des neuen Papstes zunächst beschäftigen, und gleich in den ersten Tagen trat sie ihm nahe genug. Mit dem Heere des Kaisers war der neugewählte Bischof Herluin von Cambray über die Alpen gekommen und beschwerte sich, die bischöfliche Weihe in Reims nicht erhalten zu können, weil weder Arnulf noch Gerbert dieselbe vorzunehmen im Stande seien. In versammelter Synode weihte Gregor selbst den Bischof und gab seiner Kirche einen Freibrief, in dem er mit ausdrücklichen Worten Gerbert „einen Ein-

„dringling“ nennt, obwohl dieser sich damals zu Rom und in der nächsten Umgebung des Kaisers aufhielt. Bald darauf erschien dann der Abt Abbo vor Gregor und fand bei ihm die beste Aufnahme. Beide besprachen den Zustand der Kirche Frankreichs, und Gregor gab dem Abt an König Robert den Auftrag mit, die sofortige Freilassung Arnulfs zu verlangen auch übersandte der Papst dem gefangenen Erzbischof das Pallium. Zu derselben Zeit beschied er die Bischöfe Frankreichs, welche in die Absetzung Arnulfs gewilligt hatten, zu einem Concil, das er im Anfange des Jahrs 997 zu Pavia halten wollte. Bald konnte Abbo melden, daß König Robert dem Wunsche des Papstes gewillfahrt habe und Arnulf auf freiem Fuß sich befände. Gregor begab sich nach Pavia, aber die französischen Bischöfe hatten sich nicht eingefunden, sondern durch Boten aus dem Laienstande ihr Ausbleiben entschuldigt. Gregor enthob wegen ihres Ungehorsams alle diese Bischöfe bis auf Weiteres vom Amte; dieselbe Strafe traf den Bischof Adalbero, der Arnulf gefangen genommen hatte. Obgleich in der Sache Arnulfs hier kein endgültiger Beschluß gefaßt werden konnte, wurde ihm doch wenig später die Ausübung aller bischöflichen Verrichtung erlaubt.

996.

997.

Wenn König Robert sich in Arnulfs Sache nachgiebig gezeigt hatte, so geschah es vornehmlich in Rücksicht auf seine zweite Ehe, die er vor Kurzem geschlossen hatte und die mit Recht den größten Anstoß erregte. Nachdem er sich ohne gerechte Beweggründe von seiner ersten Gemahlin Susanna, einer reichen Italienerin, geschieden hatte, vermählte er sich gleich nach seines Vaters Tode mit Bertha, der Wittwe jenes Grafen Odo, der im Kampfe gegen Hugo Capet von der Welt geschieden war. Robert schloß diese Verbindung, der wegen naher Verwandtschaft auch kirchliche Verhältnisse entgegenstanden, um des Reichthums und der wichtigen Verbindungen Berthas willen und scheute sich sogar nicht jenen Fulko, der Hugo Capets Sache gegen Odo vertreten hatte, gleichsam als Odos Rächer mit Krieg zu überziehen. Wenn er nun aber darauf baute, daß seine Nachgiebigkeit den Papst bewegen werde, eine Ehe zu genehmigen, die selbst Gerbert misbilligt hatte, so irrte er sich; auf der Synode von Pavia gebot Gregor ihm und den Bischöfen, die diese Ehe begünstigt hatten, Buße zu thun und bedrohte sie, wenn sie den Gehorsam verweigerten, mit dem Bann. So entschieden trat Gregor dem Könige entgegen, und doch war Bertha selbst dem kaiserlichen Hause nahe verwandt, die Tochter König Konrads von Burgund und Nichte der Kaiserin Adelheid. Robert gab dem Willen des Papstes nicht in so weit nach, daß er sich von

997. Bertha getrennt hätte, aber soviel erreichte dieser doch, daß bald darauf Arnulf wieder völlig in sein Amt eingesetzt wurde; auch thaten, wie es scheint, die französischen Bischöfe Buße. Die Kirche Frankreichs unterwarf sich wieder Rom; Gerbert, obwohl nicht zu vermögen, dem erzbischöflichen Titel zu entsagen, hatte sich von Reims bereits entfernt und beugte sich, wie er sagte, vor einem höheren Willen.

Nicht minder entschieden griff Gregor in die Verhältnisse der deutschen Kirche ein. Die Aufhebung des Merseburger Bisthums durch den Vater des jungen Kaisers galt noch immer allen Strenggläubigen als ein Aergerniß; man hielt den Zorn Gottes und des heiligen Laurentius für ungesühnt und maß demselben die Verluste des Reichs, namentlich in den wendischen Marken, bei. Den Erzbischof Gisiler, der durch die Aufhebung Merseburgs sich den Weg zum Erzbisthum gebahnt hatte, klagte die öffentliche Meinung hauptsächlich der Mitschuld an dem gegen den heiligen Laurentius begangenen Verbrechen an, aber Niemand wagte doch dem klugen und mächtigen Manne entgegenzutreten, der trotz des offenkundigen Verraths an dem Sohne Ottos II. jetzt wieder eine sehr bedeutende Stellung an dem kaiserlichen Hofe einnahm. Auf der Synode zu Pavia trat Gregor indessen auch mit dieser Sache hervor; er beschied Gisiler, der widerrechtlich seinen Bischofsstuhl verlassen und einen fremden an sich gerissen habe, auf Weihnachten vor seinen Richterstuhl in Rom und bedrohte ihn, wenn er nicht erschiene, mit Entfernung vom Amte. Diesen Beschluß theilte Gregor mit den andern des Concils dem Erzbischof Willigis als seinem Vicar in Deutschland mit, damit er für die Ausführung desselben Sorge trage. So verfuhr dieser deutsche Papst gegen einen deutschen Erzbischof, der eben damals viel in der Nähe des jungen Kaisers lebte, und in einer Sache, die sogar das Andenken des Vaters dieses Fürsten empfindlich berührte.

Es muß um so mehr befremden, daß Gregor mit den Erzbischöfen von Mailand und Ravenna und zehn Bischöfen der Lombardei — denn diese waren allein auf dem Concil erschienen — so durchgreifende Beschlüsse faßte, wenn man in das Auge faßt, daß er inzwischen selbst aus seinem Bisthum vertrieben war und schon die Hülfe seines kaiserlichen Verwandten hatte in Anspruch nehmen müssen. Kaum hatte Gregor Rom verlassen, so hatte sich Crescentius wieder der Herrschaft der Stadt bemächtigt und die Einkünfte der römischen Kirche mit Beschlag belegt. Deshalb wurde er jetzt auf dem Concil als Räuber und Verderber der römischen Kirche mit dem Bannfluch belegt

und allen Bischöfen aufgetragen, diesen Beschluß in ihrem Sprengel verkünden zu lassen. Da aber vorauszusehen war, daß Crescentius dazu schreiten würde, einen Gegenpapst einzusetzen, ließ Gregor zugleich beschließen, daß jeder Bischof, Priester oder andere Kleriker, der bei Lebzeiten des Papstes in Bezug auf eine neue Wahl Verbindlichkeiten eingehen würde, seines Amtes entsetzt und verflucht sein solle. Nach diesen Beschlüssen trennte sich das Concil; Gregor aber zog in den Städten der Lombardei umher, die Hülfe des Kaisers erwartend. 997.

Was er gefürchtet hatte, geschah bald genug. Im Mai 997 erhob Crescentius einen Gegenpapst auf den Stuhl Petri, und zwar einen Mann, der dem Kaiser bisher nahe genug gestanden hatte. Gerade damals war der Erzbischof Johannes von Piacenza von seiner Gesandtschaftsreise aus Constantinopel zurückgekehrt, während Bischof Bernward von Würzburg auf der Reise gestorben war. Es begleiteten Johannes griechische Gesandten; seine Bewerbung wird also nach langen Verhandlungen endlich doch einiges Gehör gefunden haben. Johannes begab sich zuerst nach Rom, und dieser von Otto II. aus der Niedrigkeit erhobene Kleriker, der Günstling der Theophano und Lehrer des jungen Kaisers, ließ sich vom Ehrgeiz so weit verblenden, den Anerbietungen des Crescentius, ihn auf den ersten Bischofsstuhl der Christenheit zu erheben, ein williges Ohr zu leihen; er bestieg gegen den Willen des Kaisers bei Lebzeiten des rechtmäßigen Papstes den Stuhl Petri, obwohl er Beiden noch durch ein besonders heiliges Band als ihr Taufzeuge verbunden war. Vergebens waren die brieflichen Mahnungen des heiligen Nilus an den ihm befreundeten Johannes, diesem thörichten Beginnen zu entsagen und sich aus den Wirren der Welt in ein Kloster zurückzuziehen; der ehrgeizige Mann verfolgte den eingeschlagenen Weg, indem er dabei, wie man erzählte, auf Unterstützung von Constantinopel rechnete. Unausbleiblich war nun, daß Johannes von Gregor seines Bisthums entsetzt und gebannt wurde; Piacenza, das nur um seinetwillen zum Erzbisthum erhoben war, wurde wieder unter den Erzbischof von Ravenna gestellt, zu dessen Kirchenprovinz es früher gehört hatte.

Kaiser Otto, theils durch den Wendenkrieg, theils durch die gelehrten Disputationen zu Magdeburg an den Nordostgrenzen seines Reichs so lange aufgehalten, nahte endlich mit einem stattlichen Heere, und Gregor konnte ihn, wie wir sahen, am Weihnachtsfest 997 zu Pavia begrüßen. Alsbald brach man nun auf und fuhr den Po hinab; zu Ferrara kam dem Kaiser sein Pathe, der Sohn des Dogen 998.

998. von Venedig, mit schöngeschmückten Schiffen entgegen, und auf dem stattlichsten derselben fuhr der Kaiser nach Ravenna. Ein langobardisches Aufgebot hatte sich inzwischen dem Heere angeschlossen, eilends zog man gegen Rom; schon in den letzten Tagen des Februar erschien der Papst mit dem Kaiser vor der Stadt, die ihm willig die Thore öffnete.

Der Gegenpapst hatte sich geflüchtet und in einen festen Thurm, weit von der Stadt belegen, verborgen. Die Leute des Kaisers aber, von dem Grafen Birthilo im Breisgau geführt, verfolgten ihn, nahmen ihn gefangen, verstümmelten ihn grausam an Ohren, Augen, Nase und Zunge und brachten ihn in ein Kloster zu Rom. Als Nilus das traurige Schicksal seines Freundes und Landsmanns erfuhr, eilte er von seinem Kloster bei Gaeta zu Otto und Gregor. Kaum überstand der fast neunzigjährige Greis, dessen Leib durch die Osterfasten überdies geschwächt war, die Leiden der Reise. Ehrfurchtsvoll empfingen ihn Papst und Kaiser, küßten ihm die Hände und räumten ihm einen erhöhten Sitz ein; als Nilus dann um die Person des unglücklichen Johannes bat, die er in die Stille eines Klosters bringen wolle, zeigte sich der Kaiser bald geneigt, diese Bitte zu erfüllen, und versprach, was der heilige Mann wünschte, wenn er sich dagegen nach Rom übersiedeln und dort die Leitung eines Klosters übernehmen wolle. Nilus glaubte sein Ziel erreicht zu haben und verließ den Kaiser, aber Gregor wollte volle Vergeltung für das größte Vergehen, das es in seinen Augen gab. Er versammelte ein Concil, ließ schimpflich Johannes seiner angemaßten päpstlichen Gewalt entkleiden und zerriß ihm das Bischofskleid; dann wurde der Verstümmelte rücklings auf einen Esel gesetzt und den Schweif als Zaum in der Hand unter öffentlichem Ausruf und schmählichen Verunglimpfungen durch die Straßen der Stadt geführt. Nilus versank, als er dies hörte, in finsteres Schweigen; der Kaiser sandte einen seiner Erzbischöfe zu ihm, um sich zu entschuldigen und den heiligen Mann zu begütigen, aber der greise Nilus sprach zu dem Boten: „Melde dem Kaiser und „dem Papst, das sage ihnen der faselnde Alte: Nicht aus Furcht, „nicht um meiner Macht willen habt ihr mir jenen blinden Mann „geschenkt, sondern um Gotteswillen. Habt ihr ihm nun Leides ge„than, so habt ihr es nicht ihm, sondern mir, ja vielmehr Gott selbst „gethan. Und wie ihr euch jenes nicht erbarmt habt, den Gott in „eure Hände gab, so wird sich euer himmlischer Vater auch über eure „Sünden nicht erbarmen.“ Als der Erzbischof noch Etwas erwiederte, antwortete Nilus nicht mehr, sondern that, als ob er schliefe; alsbald

stieg er mit seinen Begleitern zu Pferde und eilte nach seinem stillen Kloster in Gaeta zurück. 998.

Crescentius hatte sich inzwischen in die Engelsburg geworfen, die sich am Eingang der Leosstadt unmittelbar am Tiberufer erhebt und ganz Rom beherrscht. Gleich nach der Osterwoche fingen die Deutschen an die Burg zu berennen. Der tapfere Markgraf Eckard von Meißen leitete die Belagerung, nicht bei Tage, noch bei Nacht ließ er Crescentius Ruhe; mit gewaltigen Maschinen und auf Leitern wurde die Burg angegriffen und mußte sich schon nach einigen Tagen ergeben. Kläglich flehte Crescentius um Gnade, aber auf dem Dache der Engelsburg ließ ihn Otto enthaupten, den Leichnam von der Höhe auf das Pflaster werfen, nach dem Monte Mario hinter der Peterskirche schleifen und dort mit den Füßen an den Galgen hängen. Neben ihm wurden zwölf seiner Genossen an das Kreuz geschlagen. Dies geschah am 29. April des Jahrs 998, der Kaiser bezeichnete den freudigen Tag durch Schenkungen an Klöster und seine Getreuen. In Trastevere in der Kirche des heiligen Pancratius am Janiculum, unmittelbar vor dem nach dieser Kirche genannten Thore, wurde der Leichnam des Crescentius beigesetzt, und hier las man noch bis in die neuere Zeit im Fußboden folgende Grabschrift des verwegenen Römers:

Staub bist Mensch du und Asche; du spähst nach gewaltigen Dingen,
Aber es schließen dich bald wenige Spannen nur ein.
Siehe, der Rom einst beherrschte, als hold ihm das Glück noch gewogen,
Liegt in der Höhle des Grabs hier wie so klein und gering!
Glänzend Crescentius prangte als Herr und Herzog der Römer,
Und von gerühmtem Geschlecht stammte der edele Sproß,
Kraftvoll blühte das Land, das der Tiber bespült, und dem Papste
Beugte das römische Volk willig und ruhig das Haupt:
Doch ihm zerstörte das Glück voll Launen die Blüthe der Tage,
Und durch ein finsteres Loos führt' es sein Leben zum Ziel.
Wer du auch seist, der heut sich noch freut des himmlischen Lichtes,
Seufzend sprich: Fahr wohl! Wisse, du theilst sein Geschick!

Mit ungewohnter Strenge wurde nun in Rom vom Kaiser und Papst Recht und Gerechtigkeit gehandhabt; auch die der römischen Kirche entfremdeten Besitzungen und Gerechtsame wurden unnachsichtig beigebracht, nicht in der Stadt allein, sondern auch in der Umgegend. So hatte der Graf Benedict im Sabinerlande, des Crescentius Schwiegersohn, eine dem Papste gehörige Burg an sich gerissen; als nun ein Sohn dieses Benedict in die Gefangenschaft Gregors gerieth, er-

998. klärte dieser, denselben nicht eher ausliefern zu wollen, als bis die römische Kirche wieder zu ihrem Besitzthum gelangt sei. Benedict versprach sich Anfangs zu fügen, machte aber nichts desto weniger alsbald Anstalt die Burg zu behaupten. Sofort brachen Papst und Kaiser gegen ihn auf, rückten mit Heeresmacht ihm entgegen und ließen, als Benedict ihrer ansichtig wurde, dessen Sohn mit gebundenen Händen zum Galgen führen; da erst gab der Graf nach und löste seinen Sohn durch die Burg aus. Auf solche Weise wurde der Uebermuth des römischen Adels gebrochen und die Herrschaft des Papstes und Kaisers in der Stadt wieder zu voller Geltung gebracht.

Im Anfang des Mai hielt Gregor eine feierliche Synode in der Peterskirche. Italienische, deutsche und spanische Bischöfe und Aebte waren zugegen, auch der Kaiser selbst erschien mit einem zahlreichen Gefolge von Fürsten und Herren. Es galt die Entscheidung über einen Streit, der in der Mark von Barcelona über das Bisthum Auch ausgebrochen war. Arnulf und Guadald haderten um dieses Bisthum und waren Beide mit dem Grafen Ermingaud, dem Sohn des Markgrafen Borrell, nach Rom gekommen, um die Entscheidung des Papstes anzurufen. Nach dem Wunsche des Grafen, der zu den Füßen des Kaisers saß und dessen Fürsprache gewann, wurde die Sache zu Gunsten Arnulfs vom Papste entschieden, der die Besitzungen des Bisthums in seinem und des Kaisers Namen dem neuen Bischof übertrug. Die spanische Mark schloß sich enger, als es bisher der Fall gewesen war, an das römische Papstthum an und ordnete sich zugleich dem Kaiserthum unter.

In der heißen Jahreszeit verließ der Kaiser Rom und begab sich in die Berggegenden Toscanas; gegen den Herbst durchzog er dann die Städte der Lombardei und ließ in seinem Beisein eine Synode zu Pavia abhalten, auf der er mit Gerbert wieder zusammentraf, der mit ihm über die Alpen gekommen war, ihn bis Rom begleitet, sich später aber von ihm getrennt hatte. Gregor V. hatte nehmlich nach dem Wunsch des Kaisers das Erzbisthum Ravenna an Gerbert verleihen müssen, obwohl der Erzbischof Johann, der selbst einst die Königskrone dem Kinde zu Achen aufgesetzt und in bedenklichen Zeiten treu zum Kaiser und Papste gehalten hatte, noch lebte; freiwillig oder gezwungen war er von dem Bisthum zurückgetreten, um dem Günstling des Kaisers Platz zu machen. Unwillig gewiß beugte Gregor sich hier dem Willen Ottos, aber die Verhältnisse zwangen den sonst so hartnäckigen Papst; am Tage vor der Enthauptung des Crescentius ertheilte er Gerbert das Pallium und in der darüber ausgestellten

Urkunde fehlt es selbst nicht an empfindlichen Ermahnungen, die der 998.
Jüngling dem älteren Manne ertheilte. „Nach dem Wohlwollen des „apostolischen Stuhls," heißt es, „und nach unserer alten freundschaft„lichen Verbindung haben wir dich, o Bruder, der Kirche von Ravenna „vorgesetzt und uns bewogen gefunden, dir die Abzeichen der frü„heren Bischöfe und den Gebrauch des Palliums nach der in dieser Kirche „hergebrachten Weise zu ertheilen. Aber nichtsdestoweniger ermahnen „wir dich, daß du, wie du dich der Erlangung dieses Schmucks und „des priesterlichen Amts durch unsere Person erfreust, so nun auch „dich bemühst, durch Rechtlichkeit des Sinns und der Handlungen „dem in Christo übernommenen bischöflichen Amte Ehre zu machen. „Dann wirst du, wenn mit dem leiblichen Schmuck auch die Tugen„den des Herzens übereinstimmen, mit dem Propheten in Wahrheit „sprechen können: „Ich schaue Gott allezeit vor meinem Angesicht, daß „er zu meiner Rechten sei und ich nicht strauchele." Gerbert erhielt überdies vom Kaiser und Papst große Gerechtsame und Freiheiten für seine Kirche nebst noch größeren Versprechungen, indem er nach dem Tode der Kaiserin Adelheid den Bann, Zoll, die Münze und das Marktrecht in Ravenna und bis an das Meer, wie auch die Grafschaft von Comachio überkommen sollte.

Jetzt endlich, nachdem ihm schon zuvor auch das reiche Kloster Bobbio zurückgegeben war, nachdem er überdies die Abtei Nonantula erhalten hatte, könnte Gerbert sich für Reims entschädigt halten und gab seine Ansprüche auf das französische Erzbisthum auf. Jetzt mochten auch endlich die Forderungen schweigen, die er unablässig an seinen kaiserlichen Zögling richtete, dem er es, wenn er nicht gleich zum Genuß der reichen Schenkungen gelangte, unsanft genug vorhielt, wie wenig seine Dienste anerkannt würden. „Ich weiß," schrieb er ihm einst, „daß ich gegen Gott in Vielem gesündigt habe und sündige, aber worin „ich euch und die Eurigen jemals verletzt habe, weiß ich nicht. O! hätte ich „doch, was mir eure Freigebigkeit so rühmlich verehrt, niemals angenom„men, oder nun ich es angenommen, nicht so schimpflich verloren. Was „soll ich sagen? Was ihr mir gabt, konntet ihr mir entweder geben, oder „ihr konntet es nicht. Im letzteren Falle, warum gabt ihr vor es zu „können? Konntet ihr es aber, wo ist denn der namenlose Wicht, „der über unseren Kaiser, dem der Erdkreis sich beugt, gebieten will? „In welchem Dunkel verbirgt sich der Schurke? Er trete hervor, und „man kreuzige ihn, daß unser Kaiser frei seine Herrschaft übe! Viele „haben gemeint, ich vermöchte Etwas bei euch, aber jetzt wäre es „von Nöthen, daß ich die als meine Fürsprecher gewänne, die ich einst

998. „bei euch vertrat. Wohl muß ich jetzt mehr meinen Feinden, als „meinen Freunden glauben, denn diese sagten mir alles Liebe und „Gute vorher, jene aber prophezeiten mir, alle eure Gnadenbriefe „und Gunstbeweise würden mir zu Nichts helfen und auf den guten „Anfang würde ein schlimmes Ende folgen. Das ist traurig für mich „und ungeziemend zugleich für eure kaiserliche Person. In drei Epo„chen, so zu sagen, habe ich nun euch, eurem Vater und Großvater „mitten unter feindlichen Waffen die unverbrüchlichste Treue bewährt; „meine geringe Person habe ich euch zu Liebe dem Zorn der Könige „und der Empörung der Völker ausgesetzt. Durch Wildnisse und Ein„öden, durch räuberische Ueberfälle, durch Hunger und Durst, durch „Hitze und Kälte, durch alle diese Widerwärtigkeiten habe ich mich „nicht hindern lassen zu dem Sohn meines Kaisers zu dringen, als er „in Banden war; lieber hätte ich dem Tode ins Auge gesehen, als „seines Anblicks entbehrt; ich sah ihn, und mein Herz war getröstet „und erfreut — o möchte mir diese Freude bis an mein Ende blei„ben und ich bei euch in Frieden meine Tage beschließen!"

Nachdem Gerbert wieder zu einem Erzbisthum gelangt war, zeigte er sich übrigens wie umgewandelt und verfolgte die strenge Richtung, die vom Stuhl Petri ausging, mit allem Eifer. Schon wenige Tage nach seiner Erhebung versammelte er eine Synode zu Ravenna, auf der ernste Beschlüsse gegen manche eingewurzelte kirchliche Misstände gefaßt wurden. Im Herbst begab er sich dann zu jener Synode, welche die oberitalischen Bischöfe zu Pavia in Gegenwart des Kaisers hielten. Auch hier war Gerbert die Seele der Versammlung, wie einst zu Reims, aber in völlig anderem Sinne brauchte er jetzt sein Ansehen.

Die Kirche des heiligen Ambrosius zu Mailand nahm bis dahin immer noch manche Ehrenrechte und Titel in Anspruch, die sie früher mit Rom getheilt hatte, die man jetzt aber gewohnt war dem Stuhl Petri allein beizulegen; der so eben eingesetzte Erzbischof Arnulf, ein dem Kaiser sehr ergebener Mann, wurde nun zu Pavia genöthigt diesen Ansprüchen zu entsagen, und man verzeichnete in den Acten der Synode, dem Erzbischof von Mailand sei das Papstthum genommen worden.

Auf derselben Synode wurde außerdem ein wichtiger Beschluß gefaßt und durch kaiserliches Edikt allen geistlichen und weltlichen Fürsten Italiens bekannt gemacht, der, wenn er wirklich zur Ausführung gekommen wäre, tief in alle Besitzverhältnisse des Landes eingegriffen hätte. Es ist bereits darauf hingewiesen worden, wie ein unermeß-

licher Landbesitz den Bisthümern und Abteien Italiens zugewachsen 998. war; derselbe hatte sich durch die Freigebigkeit der Ottonen noch von Tag zu Tag vermehrt, und überdies waren schon vielen lombardischen Bischöfen die wichtigsten Hoheitsrechte ertheilt worden. Trotz dieses kolossalen Reichthums und ihrer durch kirchliche Privilegien gesicherten Machtstellung waren aber doch oft die Kirchen Italiens in einer nichts weniger als beneidenswerthen Lage. Ein sehr großer Theil ihrer Besitzungen war auf Zeit- und Erbpacht entweder gegen einen Natural- oder Geldzins ausgethan; meistentheils aber nicht nach dem Vortheil der Kirchen, sondern nach dem Privatinteresse der Bischöfe oder durch Zwang der Verhältnisse. Der Zins, so gering er war, wurde häufig nicht gezahlt und konnte dann, wie die Sachen lagen, nicht einmal mit Gewalt beigetrieben werden, da die Kirchenpächter zu den mächtigsten Männern des Landes gehörten. In dem römischen Gebiet und der Romagna hatte in der That der Adel den größten Theil seiner Besitzungen nur in Erbpacht von der Kirche, und dieses Verhältniß war der Grund unablässiger Streitigkeiten zwischen dem Adel und der Geistlichkeit, da die adligen Pächter den Zins unaufhörlich verweigerten, ja das Pachtverhältniß, wenn es irgend mit Aussicht auf Erfolg geschehen konnte, ganz in Abrede stellten. Auch in Tuscien waren die Verhältnisse ähnlich, aber hier hatte bereits Otto I. der Geistlichkeit ernstlich verboten, Pachtverträge mit dem Adel einzugehen, und solche nur mit den Colonen erlaubt, die mit eigener Hand den Acker bestellten und einen bestimmten Theil der Erndte den Kirchen als Zins gaben. In der Lombardei bestanden Pachtverträge der Regel nach wohl nur mit solchen Colonen, da der mit Kirchengut ausgestattete Adel im Lehnsverbande mit den Bischöfen und Aebten zu stehen pflegte; doch kamen gewiß auch hier, wie in Tuscien, zuweilen noch Erbpachtsverträge zwischen dem Adel und den Kirchen zum großen Nachtheile der letzteren vor.

Die Synode beschloß nun und der Kaiser veröffentlichte den Beschluß, daß fortan alle Pachtverträge in Italien über Kirchengut höchstens so lange Geltung haben sollten, als der Bischof oder Abt, der sie abgeschlossen habe, am Leben sei, sein Nachfolger aber mit vollkommener Freiheit über das Kircheneigenthum verfügen könne, indem jeder aus der Auflösung des Verhältnisses erwachsende Nachtheil lediglich dem Pächter zur Last falle. „Denn da selbst den Kaisern und Kö„nigen," sagt Otto in dem Edikt, „nur für ihre Lebenszeit erlaubt „ist Reichsgut zu vergeben, es sei denn an Kirchen; wie kann da den „Bischöfen und Aebten das Recht zustehen, über Kircheneigenthum

998. „gültig auch für die Zeit ihrer Nachfolger zu verfügen? Vielmehr ist „jedes Gesetz und Recht, jeder Vertrag und jedes Herkommen, das „dem Nutzen der Kirche widerstreitet, für nichtig zu halten, und nimmer darf durch unsere Autorität bekräftigt werden, was klärlich gegen Gott, den Urheber und Mehrer unserer Herrschaft, gerichtet ist." Nur allein in dem Falle könne daher, sagt das Edict, ein solcher Pachtvertrag Gültigkeit haben, daß er einer Kirche Vortheile gewähre; bei dem bisherigen Verfahren litten aber die Kirchen schweren Schaden und könnten weder für die Instandhaltung des Gotteshauses sorgen, noch den Reichsdienst gehörig leisten.

Die lombardischen Bischöfe, obwohl sie von diesen Pachtverhältnissen mit dem Adel weniger litten, als die Bischöfe der Romagna und Tusciens, befanden sich doch auch oft in einer sehr bedrängten Lage. Um den Reichs- und Hofdienst zu leisten, um sich selbst gegen mächtige Widersacher zu schützen und die weltlichen Gerechtsame, welche ihnen die Kaiser beigelegt hatten, auszuüben, hatten sie einen großen Theil des Adels gegen Belehnung mit Kirchengut in ihre Dienste nehmen müssen. Unter diesem Vasallenstand unterschied man schon zwei Klassen: die höheren und die niederen Vasallen; die ersteren, unmittelbar von den Bischöfen und Aebten abhängend, meist das Vogteirecht übend und das Aufgebot des Stifts führend, die anderen, nur mit kleineren Gütern beliehen, dem Aufgebot der ersteren folgend und meist deren Aftervasallen. Das Streben beider Klassen ging natürlich dahin sich die Erblichkeit ihrer Lehngüter zu gewinnen, und die höheren Vasallen brachten es auch bald so weit, daß ihnen die Erblichkeit, wenn auch nicht gesetzlich, doch thatsächlich zuerkannt wurde. Die Bischöfe hatten kein Mittel ihnen diese auf die Dauer zu verweigern, da ihnen gegenüber die überlegene Gewalt war, und ihr gutes Recht während der Abwesenheit der Kaiser oft genug schutzlos dastand. Sobald sich aber die höheren Vasallen in dem erblichen Besitz ihrer Lehen befestigten, drängten die niederen Vasallen, die überdies die Lasten der Kriegs- und Hofdienste hauptsächlich tragen mußten, ebendahin, und es entstanden endlose Streitigkeiten und Fehden zwischen diesem Stande und ihren Lehnsherren, die häufig noch dadurch genährt wurden, daß die weltlichen Fürsten Italiens, die Markgrafen und Grafen, voll Unmuth über die ihnen entzogenen und den Bischöfen übertragenen Rechte nur allzu geneigt waren, die niederen Vasallen der Kirche gegen ihre Lehnsherrn zu unterstützen. Viele Kirchen der Lombardei litten unsäglich unter diesen Streitigkeiten mit ihren Vasallen und dieser unter einander, und die reichsten Bisthümer und Abteien waren ungeachtet

aller Gunstbeweise der Kaiser und trotz alles äußeren Glanzes doch 998.
oft in Noth und Bedrängniß.

Auch diese Verhältnisse kamen in Pavia zur Sprache und traten dem Kaiser lebendig vor die Seele. Es erhob sich nehmlich der Bischof Warmund von Ivrea als Ankläger gegen den Pfalzgrafen Arduin, der die Zwistigkeiten der niederen Vasallen mit ihren Lehnsherren benutzt hatte, um der Macht der Bischöfe entgegenzutreten.

Arduin, der Sohn des reichen Grafen Dado, nahm unter den Großen Italiens eine der ersten Stellen ein und hatte durch verwandtschaftliche Verbindungen mit den angesehensten Häusern des Landes seine Macht auf das Höchste gesteigert. Seinen ältesten Sohn Ardicin hatte er mit Willa, einer Tochter des Markgrafen Hugo, vermählt; seine Tochter Ichilde an Kuno, den Sohn König Berengars, der, wie es scheint, während der Minderjährigkeit Ottos hergestellt war, zur Ehe gegeben. Wahrscheinlich durch Hugo der Gunst der Theophano empfohlen, war Arduin mit der Markgrafschaft Ivrea, aus der einst Berengars königliche Macht erwachsen war, belehnt worden und hatte mit derselben bald auch die Pfalzgrafschaft in der Lombardei verbunden. Diese Macht suchte er aber, wie die Folge zeigte, nur dazu zu benutzen, sich eine dauernde Gewalt auf nationaler Grundlage in Italien zu begründen, und zwar waren seine Pläne zunächst gegen die Bischöfe der Lombardei gerichtet, in denen das sächsische Haus recht eigentlich seine Stütze fand. Sie zu bekämpfen verband er sich mit den niederen Vasallen der Kirche und verleitete sie die ihren Lehnsherren geschworene Treue zu brechen. Gleich nachdem der Kaiser im Jahre 996 Italien verlassen hatte, überfiel Arduin den Bischof Peter von Vercelli, plünderte dessen Kirche und steckte sie in Brand; der Bischof selbst fand seinen Tod in den Flammen. Da es Arduin gelang in Vercelli die Wahl des Archidiakonen Raginfred, eines ihm ergebenen Mannes, durchzusetzen, blieb sein Vergehen ungestraft. Ermuthigt durch diese Straflosigkeit, griff er sofort den Bischof Warmund aus Ivrea an, verjagte ihn aus seinem bischöflichen Sitze und plünderte die Güter der Kirche von Ivrea. Warmund sprach über Arduin den Bann aus; dasselbe thaten die vereinten lombardischen Bischöfe, die in Warmunds Sache schon ihre eigene sahen. Mit Warmund vereinigt, legten sie Arduins Verbrechen in Pavia der Entscheidung des Kaisers vor, der aber in Abwesenheit des Papstes und wahrscheinlich auch aus Rücksicht auf Markgraf Hugo keinen Beschluß gegen Arduin fassen ließ, sondern die Sache auf eine spätere Zeit verschob. Die Bischöfe wandten sich darauf an den Papst, der

998. sofort Arduin ernstlich ermahnte von seinen Gewaltthaten gegen die Kirche abzustehen und Buße zu thun, indem er ihn ebenfalls mit der Strafe des Banns bedrohte.

Kaiser Otto kehrte, nachdem er die Verhältnisse der Lombardei geordnet hatte, im November nach Rom zurück, wo gegen Ende des Jahres 998 ein allgemeines Concil vom Papste in seiner Gegenwart abgehalten wurde. Besonders wurden die Angelegenheiten der römischen Kirche hier abermals in Betracht gezogen. Die Reimser Sache war zwar im Wesentlichen erledigt und Erzbischof Arnulf wieder vorläufig in seine Rechte eingesetzt, aber König Robert hatte sich noch nicht von Bertha geschieden und dadurch den höchsten Zorn des Papstes erregt. Das königliche Paar wurde deshalb zu einer siebenjährigen Buße verurtheilt und, wofern es noch länger dem Willen Roms widerstrebte, mit dem Bann bedroht; der Erzbischof von Tours, der die Ehe eingesegnet hatte, und alle Bischöfe, die der Trauung assistirt hatten, wurden ihres Amtes enthoben. Siebenundzwanzig Bischöfe unterschrieben die Verhandlungen des Concils, unter ihnen in erster Stelle Gerbert, der so seinen Schüler, der zugleich ihm lange ein gnädiger Herr gewesen war, mit dem Banne bedrohte. Die Verhandlungen dieses Concils waren insofern auch für die deutsche Kirche von Wichtigkeit, als die Herstellung des Merseburger Bisthums definitiv ausgesprochen wurde. Gisiler, wurde bestimmt, solle das bischöfliche Amt ganz verlieren, wenn er aus Ehrgeiz oder Habsucht die Merseburger Kirche verlassen habe; wäre dies nicht der Fall, so solle er in Magdeburg bleiben, wofern er auf kanonische Weise, d. h. mit Genehmigung des Klerus und des Volks, zum Erzbisthum gelangt sei, könne er aber diese Genehmigung nicht nachweisen, so müsse er auf den bischöflichen Stuhl von Merseburg zurückkehren.

Die Wirkung, welche diese Beschlüsse übten, erlebte Gregor nicht mehr. Nach nennenswerthen Erfolgen, mitten in größeren Entwürfen starb er in der Blüthe der Jugend — er scheint kaum das dreißigste

999. Jahr erreicht zu haben — am 18. Februar 999 zu Rom eines unerwarteten Todes; wie Manche meinten, durch Gift. In dem Vorhofe der Peterskirche, nicht weit vom Grabe Ottos II., zur Seite des Grabmals Gregors I. wurde in einem Marmorsarge der Leichnam beigesetzt. Folgende Inschrift gab man dem Grabe des ersten deutschen Papstes:

Papst Gregorius deckt, den Fünften des Namens, die Gruft hier,
Strahlenden Blickes war er, stattlich und schön von Gestalt.

Brun hieß erst er, entstammt dem Königsgeschlecht der Franken,
 Judith gebar ihn der Welt, Otto erzeugete ihn.
Deutscher nach Sprach' und Geblüt, zu Worms gelehrt und erzogen,
 Saß er in Jugendkraft auf apostolischem Stuhl
Nahe zwei Jahr' und acht Monde; da dreimal sechs man der Tage
 Zählte des Februar, ward er entrissen der Welt.
Reich, war den Armen er mild; vertheilte an jeglichem Sabbath
 An der Apostel Zahl Kleider mit sorglichem Fleiß.
Fränkisch war ihm vertraut, Romanisch und Latiums Zunge;
 In drei Sprachen beredt, lehrte er eifrig das Volk.
Otto der Dritte verlieh ihm zu weiden die Heerde des Petrus,
 Ward von des Blutsfreunds Hand selbst dann zum Kaiser gesalbt,
Und als die Bande gelöst des sterblichen Fleisches, zur Rechten
 Jenes ersten Gregor wählte er hier ihm die Gruft.

Auch das Grab Gregors V. ist jetzt zerstört; der Marmorsarg, der seine Gebeine umfing, hat in der unterirdischen Kirche von St. Peter seine Stelle gefunden.

So kurz die Laufbahn Gregors war, so ist sie doch nicht ohne große und nachhaltige Folgen geblieben. Dieser junge deutsche Kleriker ist der Erste gewesen, der nach einer langen Zeit tiefen Verfalls dem apostolischen Stuhl wieder Ansehen und Ehre gab; er war es, der die schismatische Kirche Frankreichs durch ernste Strenge Rom von Neuem unterwarf. Manches von dem, was er angebahnt hatte, ging freilich nach ihm wieder unter und wurde erst durch einen anderen größeren Gregor fast hundert Jahre später abermals in das Leben gerufen, dennoch blieben manche Nachwirkungen seiner Thätigkeit, und wenigstens sein nächster Nachfolger suchte, obwohl er einst sein Gegner gewesen war, doch nur seinen Fußstapfen zu folgen.

Es war Gerbert, den der Kaiser jetzt auf den Stuhl Petri berief, und der willig diesem Rufe folgte. Es bezeichnet die universellen Tendenzen, die Otto verfolgte, daß er nach einem Deutschen einen Franzosen auf den apostolischen Stuhl erhob. Doch waren es vornehmlich andere Beweggründe, die auf ihn wirkten: Gerbert war der Vertraute aller seiner Pläne für die Herstellung des alten Römerreichs; auch mochte er von den vorgerückteren Jahren seines Lehrers mehr Ruhe und Besonnenheit erwarten, als man dem jungen Gregor nachgerühmt hatte. Im Anfange des Monats April 999 wurde Gerbert

999. in Rom als Silvester II. zum Papst geweiht und eingesetzt. So war denn sein Weg von Reims über Ravenna nach Rom gegangen; das wunderbare Spiel des Buchstaben R in seinen Lebensschicksalen war schon den Zeitgenossen auffällig.

Gerbert hatte sich trotz aller Auszeichnungen und reichen Gaben seines Zöglings in der letzten Zeit zu Ravenna genug übel befunden. Es waren nämlich in der Stadt und deren Gebiet ähnliche Unruhen ausgebrochen, wie sie Arduin in der Lombardei erregt hatte, und es war ihm nicht gelungen derselben Herr zu werden. Ueberdies war er körperlich leidend; in einem Briefe an die Kaiserin Adelheid aus jener Zeit schildert er seine Lage auf das Kläglichste. „Meine Tage sind dahin," schreibt er, damals ein Mann von etwa funfzig Jahren, „der Tod steht mir vor Augen, Seitenstechen peinigt „mich, die Ohren sausen, die Augen triefen, am ganzen Leibe fühle „ich Schmerzen; das letzte Jahr hindurch habe ich das Bett gehütet, „und nun ich mich kaum erholt habe, kehren die Schmerzen zurück und „werfen mich wieder danieder." Sobald er aber zur höchsten geistlichen Würde der Christenheit emporgestiegen und damit zu einem Ziele gelangt war, das er wohl nie zu erreichen gehofft hatte, fühlte er neue Kräfte in sich. Mit fast jugendlicher Lebendigkeit ergriff er die Herrschaft, und bald sah man ihn eifrig beschäftigt, die Besitzungen der römischen Kirche zu ordnen, das Zerstreute zu sammeln, abgekommene Rechte zur Geltung zu bringen; selbst die Waffen ergriff er und belagerte ungehorsame Städte. Sehr merkwürdig ist, daß er unseres Wissens der Erste war, der das Lehnwesen in dem römischen Gebiet einzuführen suchte; er gab einem Grafen Darferius mit der Verpflichtung zu Hof- und Kriegsdiensten die Stadt und das Gebiet von Terracina zu Lehen, obwohl er zugleich einen jährlichen Zins von drei Goldgulden festsetzte. In der darüber ausgestellten Urkunde hebt er ausdrücklich die Nachtheile der bisher üblichen Pachtverträge hervor und stellt die Vortheile des neuen Verfahrens für die Kirche Petri in ein günstiges Licht; durch eine sonderbare Vermischung von Pacht- und Lehnverhältniß suchte Silvester die Nachtheile beider zu umgehen und aus beiden Vortheil zu ziehen. Wo es Eigenthum der römischen Kirche galt, gerieth der Papst selbst mit dem Kaiser nicht selten in Streit und wohl mag dieser der Anforderungen des alten nimmer befriedigten Lehrers öfters müde geworden sein. Bald haderte der Papst mit ihm um Besitzungen im Sabinerlande, bald um acht Grafschaften in der Romagna, und der überaus freigebige Schüler war meist doch zuletzt geneigt nachzugeben.

 In den rein kirchlichen Sachen blieb Silvester ganz auf dem Wege, den Gregor eingeschlagen hatte. Wir besitzen eine kleine Schrift von ihm „zur Unterweisung der Bischöfe," die wahrscheinlich bestimmt war, die Grundsätze der Welt darzulegen, nach denen er sein apostolisches Amt zu führen beabsichtigte. Sie ist voll von den Ideen des Pseudoisidor und würde jedem Cluniacenser Ehre machen. Die höchsten Vorstellungen von der bischöflichen und priesterlichen Gewalt legt er hier an den Tag, die von Christo selbst eingesetzt jede zeitliche Macht, selbst die fürstliche, weit überrage. Für eine solche erhabene Stellung nimmt er dann aber auch einen völlig fleckenlosen Wandel in Anspruch und entwirft das Bild eines würdigen Bischofs, während er zugleich den tiefen Verfall der Geistlichkeit schildert und mit scharfem Blick die Simonie, d. h. den Erwerb der Kirchengüter und Pfründen durch Kauf, als den Krebsschaden der Kirche erkennt. Solchen Grundsätzen entsprachen Silvesters Handlungen; in Nichts ließ er von der strengen Anwendung der canonischen Bestimmungen nach, die mit Gregor begonnen hatte. Die Sache, die er einst selbst zu Reims in das Leben gerufen hatte, verfolgte er jetzt, indem er sogar den Erzbischof Arnulf, seinen erbittertsten Feind, in dem erzbischöflichen Amte bestätigte und ihm selbst die Investitur mit Ring und Stab von Neuem ertheilte. Es geschähe, sagte er, daß sich Roms Allmacht nicht allein im Binden, sondern auch im Lösen zeige, damit es klar würde, daß dem heiligen Petrus erlaubt sei, wohin keine menschliche Macht reiche. Noch im ersten Jahre der Amtsführung Silvesters erschien dann Arnulf selbst in Rom und fand hier eine ehrenvolle Aufnahme. Auch König Robert mußte sich jetzt dem Gebote Roms fügen und sich von Bertha trennen; Silvester vollendete auch hier, was Gregor begonnen hatte. Nicht minder entschieden trat Silvester in den anderen Sachen auf, die Gregor unbeendet zurückgelassen hatte. Erzbischof Gisiler von Magdeburg, der immer noch nicht die verlangte Rechenschaft geleistet hatte, wurde vorläufig seines Amtes enthoben und nach Rom citirt; als er hier angeblich wegen einer schweren Krankheit nicht erschien und einen seiner Kleriker sandte, um seine Rechtfertigung zu führen, brachte dieser es doch nur dahin, daß das Urtheil über ihn verschoben und einem deutschen Nationalconcil übertragen wurde.

Mit besonderer Strenge verfuhr Silvester auf einer römischen Synode gegen Arduin, gegen den sich ein gewaltiges Unwetter zusammenzog, als das Bisthum Vercelli einem dem Papste und Kaiser gleich vertrauten Manne übergeben wurde. Es war Leo, ein Mann

1000. von ausgezeichneten Fähigkeiten und Kenntnissen, ein Klosterbruder, der aber schon längere Zeit am kaiserlichen Hofe gelebt hatte und den Titel eines „Hofbischofs“ führte, ehe er zu dem Bisthum Vercelli befördert wurde. Er, der Mitwisser aller Absichten des Kaisers, überdies eben so thätig und verschlagen, als herrisch und gewinnsüchtig, war nicht der Mann, der Arduins Treiben in der Stille ansah; er brachte sogleich alle Gräuel, die der verwegene Feind der Bischöfe gegen seinen Vorgänger Peter und die Kirche von Vercelli verübt hatte, vor Kaiser und Papst zur Sprache. Arduin wurde vor eine römische Synode beschieden und, obwohl sich ergab, daß er selbst keinen unmittelbaren Antheil an dem Tode Peters gehabt hatte, mit den furchtbarsten Strafen des Banns belegt. Er solle, beschloß man, seine Waffen ablegen, kein Fleisch essen, weder Mann, noch Weib küssen, kein leinenes Kleid tragen, niemals länger als zwei Nächte an einem Orte weilen, den Leib des Herrn nicht empfangen, es sei denn im Todeskampfe; entweder fern von der Welt, wo er Niemand durch seinen Anblick verletze, solle er Buße thun oder als Mönch in ein Kloster treten. Der Kaiser sprach überdies die Acht über Arduin aus, entsetzte ihn seiner Aemter und zog seine Güter ein, die er der Kirche von Vercelli schenkte. Auch Ardicin, Arduins Sohn, wurde vor das Gericht des Papstes und Kaisers beschieden und kam nach Rom, entzog sich aber durch nächtliche Flucht dem Urtheilsspruch; auch seine Güter fielen der Kirche von Vercelli zu, wie die Besitzungen anderer Anhänger Arduins, die gleichfalls eingezogen wurden.

Augenscheinlich wandelte Papst Silvester II. jetzt auf ganz anderen Wegen, als die waren, die Gerbert einst zu Reims eingeschlagen hatte. Es war gewiß keine leere Form, wenn er den Cluniacensern schrieb, so lange er in der Macht stände, solle ihre Congregation keinen Abbruch irgend einer Art erleiden.

Die hierarchischen Ideen, welche der Verfall des karolingischen Kaiserthums hervorgerufen hatte, waren wieder aufgelebt, und es stand die Frage, ob sie sich jetzt nicht mit leichterer Mühe würden durchkämpfen lassen. Obgleich durch das Kaiserthum selbst wiedererweckt und von demselben mannigfach unterstützt, mußten sie doch nothwendig in ihrer Entwickelung der kaiserlichen Macht über kurz oder lang abermals gefährlich werden, und um so eher, wenn sich diese selbst in eine

schwächliche Abhängigkeit von den geistlichen Gewalten setzen sollte. 999.
Und allerdings lag damals die Besorgniß nahe, daß es der Geistlichkeit nur zu leicht gelingen könnte, das erregbare Gemüth des jungen Kaisers völlig für sich zu gewinnen und die andächtigen Stimmungen, denen er sich mit Vorliebe hingab, für ihre Zwecke zu benutzen; das deutsche Kaiserthum hätte dann schnell ein ähnliches Ende nehmen können, wie die kaiserliche Macht der Karolinger.

Die Eindrücke, welche der Böhme Adalbert auf das Gemüth des Kaisers gemacht hatte, waren nicht flüchtiger und vorübergehender Art gewesen, sondern hatten, wie ihnen die innerste Natur Ottos entgegenkam, dauernd das Gemüth desselben ergriffen. Die Erinnerungen an Adalbert und sein Märtyrertod standen unablässig vor der Seele des Jünglings und beherrschten seine Handlungen und sein Thun. Sie wirkten ohne Frage mehr, als die herrschenden Besorgnisse vor dem nahen Weltende, die ohnehin in Deutschland und Italien weniger verbreitet gewesen zu sein scheinen, als in Frankreich; mehr auch als die Drohungen des alten Nilus und die Ermahnungen des heiligen Romuald auf jene merkwürdigen Bußübungen ein, denen sich der Kaiser im Jahre 999 hingab.

Als im Februar Papst Gregor starb, war Otto nicht in Rom anwesend, sondern auf einer Wallfahrt nach dem Süden begriffen; er pilgerte zu den heiligen Stätten, die einst Adalberts Fuß betreten hatte, erst nach Monte Cassino, dann über Capua und Benevent nach dem gefeierten Kloster des heiligen Michael am Monte Gargano. Barfuß nahte er sich dem Kloster und verlebte hier mehrere Tage in frommen Uebungen. Auf dem Rückwege kam er abermals nach Benevent, wo nach dem Glauben der Zeit die Reliquien des heiligen Apostels Bartholomäus ruhten; nach ihnen stand der Sinn des Kaisers, denn er wünschte durch diesen Schatz der Kirche zu Rom, die er zu Ehren Adalberts auf der Tiberinsel zu erbauen beabsichtigte, eine besondere Bedeutung zu geben. Der Kaiser bat die Beneventaner um dieses ihr kostbarstes Heiligthum, und sie wagten die Bitte ihm nicht abzuschlagen, spielten ihm aber doch einen frommen Betrug, indem sie ihm statt der Gebeine des Apostels die Reliquien des heiligen Paulinus, eines Bischofs von Nola, übergaben. Auf der Rückkehr nach Rom berührte der Kaiser Gaeta, um den heiligen Nilus aufzusuchen, der mit seinen Brüdern nahe bei der Stadt in ärmlichen Hütten wohnte. Als der Kaiser diese Klausnerzellen erblickte, rief er aus: „Das sind die Hütten Israels in der Wüste; „diese Menschen weilen wie Pilgrimme hienieden und wissen, daß

11. März.

„sie hier keine bleibende Stätte haben." Der alte Nilus zog mit seinen Mönchen dem Kaiser entgegen und unterließ kein Zeichen der Ehrerbietung gegen ihn; aber der Jüngling beugte sich demüthig vor dem heiligen Manne, führte ihn stützend in sein Kloster zurück und betete dort mit ihm am Altare. Dringend bat er Nilus, sich mit seinen Mönchen auf sein Gebiet überzusiedeln, und versprach dem Kloster, das er begründen würde, die reichste Ausstattung, aber zum großen Verdruß der Brüder wies Nilus Alles zurück. Noch einmal, als er schied, wiederholte der Kaiser sein Verlangen und sprach: „Begehre von mir, wie von einem Sohne, was du willst, und ich werde „es dir gewähren." „Um Nichts bitte ich dich," erwiederte Nilus, „als um das Heil deiner Seele, denn du mußt sterben und Rechenschaft geben von deinem Thun." Der Kaiser brach in Thränen aus, nahm seine Krone vom Haupte und legte sie in die Hände des Alten, dessen Segen er scheidend empfing. So zog der Kaiser nach Rom zurück, wo er in den letzten Tagen des März eintraf.

Auch in Rom setzte Otto seine Bußübungen fort. Mit einem ihm vertrauten jungen Manne, dem Bischof Franko von Worms, zog er sich im Geheimen in eine Höhle neben der Kirche des heiligen Clemens zurück und blieb hier vierzehn Tage unter unablässigem Beten und Fasten. Im Sommer begab er sich dann mit dem Papste in das Gebirge; er verweilte damals einige Tage abermals in Benevent, dann begab er sich auf längere Zeit in jene Gegenden von Subiaco, wo der heilige Benedict zuerst sich von der Welt abgesondert und in einer Höhle in Dornsträuchen die Lüste des Fleisches ertödtet hatte, um ganz seine Gedanken den göttlichen Dingen zuzuwenden. In dem merkwürdigen Kloster, das über jener Höhle in und auf dem Felsen erbaut ist, unter dem unten die tosenden Wogen der Teverone sich Bahn brechen, nahm der Kaiser seine Wohnung, und diese wilde und doch zugleich überaus reizende Gegend fesselte ihn so, daß er sein Andenken hier durch den Bau einer Kirche zu verewigen beschloß; sie sollte dem Erzengel Michael und neben ihm abermals dem heiligen Adalbert geweiht werden.

Von dieser Zeit fing Otto an seinem kaiserlichen Titel den Zusatz „Knecht der Apostel" und dann „Knecht Jesu Christi" beizusetzen, wie er denn auch in der Folge die Wallfahrten und Bußübungen nicht einstellte. Es sind uns einige Urkunden aus dem Jahre 1000 erhalten, ausgestellt in der „Kloster-Pfalz;" sie vergegenwärtigen uns recht deutlich das eigenthümliche Treiben dieses jungen Fürsten, der Mönch und Kaiser in einer Person war.

Schien nun ein solcher Fürst nicht wie geschaffen, um der aufstrebenden Hierarchie als Werkzeug zu dienen? Die Sache derselben schien so gut wie gewonnen, zumal sie an Silvester einen Führer erhalten hatte, dem an Geist, Kenntnissen und Umsicht kein anderer Sterblicher damals auch nur von ferne zu vergleichen war. Aber es schien doch nur so. Denn in der That wurzelten jene religiösen Erregungen des Kaisers viel mehr in der mystischen Richtung eines Nilus, Romuald und der Mönche des Bonifaciusklosters, als in den hierarchischen Bestrebungen der Cluniacenser. Und daneben erfüllten die Seele Ottos doch Ideen ganz anderer Art, welche der Entwickelung einer starken hierarchischen Gewalt nichts weniger als günstig waren. Sein Auge war den irdischen Dingen mehr zugewandt, als man nach diesen Andachtsübungen und Kasteiungen glauben sollte. Wir haben Beweise genug dafür, daß Otto sich gerade damals mit den größten Plänen zur Ausdehnung seiner Herrschaft und Erhöhung seines kaiserlichen Ansehens trug, daß er mit leidenschaftlichem Eifer dahin trachtete, eine Universal-Monarchie im Sinne der späteren Römerzeit herzustellen. 999.

16.

Versuch Ottos III. das alte Römerreich herzustellen.

Es wurde gezeigt, wie lose bisher der Verband der abendländischen Welt im Kaiserreiche war, wie selbst die unmittelbar vom Kaiser beherrschten Reiche kaum einen andern Zusammenhalt hatten, als in seiner Person. Die Absichten Ottos II., die ihm vom Vater hinterlassenen Reiche diesseits und jenseits der Alpen enger zu verbinden, waren durch seinen frühen Tod vereitelt worden. Wenn ein junger geistreicher und lebendiger Fürst nun das Werk seines Vaters wieder aufnahm, so kann dies wenig befremden. Und in der That sehen wir nach dieser Richtung hin Otto III. während seines zweiten Aufenthalts in Italien unablässig thätig. Noch immer war Italien selbst gespalten, die langobardischen Gegenden von den römischen geschieden; in dem Edict von Pavia wird zuerst ganz Italien als ein einiges Reich behandelt. Es entspricht dieser Richtung, daß Otto Heribert,

999. einen ihm nahe befreundeten Kleriker, aus einer vornehmen fränkischen Familie geboren, zu seinem Kanzler in Italien ernannte und ihm dann nach dem Tode des Bischofs Hildibald von Worms im Jahre 998 auch die Geschäfte der deutschen Kanzlei übertrug. Bei der Bedeutung der Kanzleien, in denen die ganze regelmäßige Geschäftsführung des Reichs zusammenlief, mußte es von erheblichen Folgen sein, daß beide jetzt in die Hand eines Mannes gegeben wurden. Es kam dies fast einer Vereinigung des italienischen und deutschen Reiches gleich, und es begreift sich leicht, daß Heribert selbst, als er im Jahre 999 zum Erzbischof von Köln erhoben war, doch gegen die Sitte in seiner Stellung als Kanzler verblieb. Auch das lag wohl in der naturgemäßen Entwickelung der Dinge, daß der Sproß der Ottonen neben der Befestigung der Reichseinheit nach einer namhaften Erhöhung seiner persönlichen Stellung trachtete, daß er, ohnehin der Sohn einer griechischen Kaisertochter, einen größeren Glanz um seinen Thron zu verbreiten suchte, als seine Ahnen sich erlaubt hatten. Nach dieser Seite hin trieben Otto die Natur seiner Stellung und die in den Dingen selbst liegende Entwickelung, aber ein eigenthümliches Unglück war es für das deutsche Volk, daß dieser reichbegabte Fürst, sobald er zum Bewußtsein erwachte, sich mehr als Grieche, denn als Deutscher fühlte; daß er auf die sächsische Rohheit herabsah und auf die griechische Feinheit als sein Ideal hinblickte. Alle seine Absichten und Pläne lösten sich damit von dem nationalen Boden ab, auf dem das Werk seiner Väter erwachsen war; er meinte als Kaiser vor Allem ein Fürst der Römer zu sein, wie er denn auch gegen den Brauch seiner Vorfahren in den Urkunden statt des schlichten Kaisertitels ausdrücklich den volleren: „Kaiser der Römer" zu gebrauchen pflegte. „Grieche von Geburt, Römer nach der ihm übertragenen Herrschermacht," erhob er sich zu den universellsten Anschauungen über die Natur seines Reichs und seiner kaiserlichen Stellung. Nicht einmal bei der Monarchie Karls des Großen blieben seine Gedanken stehen: in phantastischem Fluge über weite Zeiträume hinwegschwebend, weilten sie endlich bei dem Weltreich der alten Imperatoren Roms und bei dem großen Fragment ihrer Herrschaft, das sich in dem byzantinischen Kaiserreich erhalten hatte. „Herstellung des Römerreichs im Abendlande:" in diesem einen Gedanken faßten sich bald alle Absichten des jungen Kaisers als in ihrer letzten Spitze zusammen.

Wer vermag in die Seele eines Menschen so tief einzudringen, daß er die Entwickelung aller innersten Gedanken und Absichten dort

verfolgen könnte? Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß der Franzose Gerbert es war, der wesentlich dazu beitrug, jene Ideen einer Herstellung des alten Römerreichs in Otto zu nähren und zu zeitigen. Niemand hat lange vor Gerbert und selbst lange nach seiner Zeit gelebt, der sich in gleicher Weise mit den Ideen des römischen Alterthums erfüllt hätte; es giebt Briefe von ihm, dessen Schreiber man eher in der Toga eines alten Römers, als in der Kutte eines Mönchs vermuthete. Daß sich trotzdem die Ideen der klassischen Zeit mit christlichen Anschauungen, die Vorstellungen von dem Imperium der heidnischen Kaiser mit den Traditionen der Theocratie Karls des Großen vielfach bei dem Mönche von Aurillac vermischten, liegt in der Natur der Sache. Mit dem, was seine Seele erfüllte, nährte Gerbert das Gemüth seines kaiserlichen Zöglings, das sich so willig ihm hingab. Wie oft mag er sich als der Aristoteles dieses neuen Alexander erschienen sein! Und auch das ist gewiß, daß Otto, sobald er die Kaiserkrone empfangen hatte, mit diesem selbstgewählten Lehrer seiner Jünglingsjahre am Liebsten seine Gedanken über die Zukunft des Reichs austauschte; hier liegt das Geheimniß ihrer innigen Verbindung, die selbst entgegengesetzte Interessen in der Folge nicht mehr zu lösen vermochten. 999.

Schon im Sommer 997, als Gerbert zuerst in Sachsen einen dauernden Aufenthalt in der Nähe des Kaisers nahm, schrieb er ihm, der im Wendenkriege lag, von Dingen, „die von großen Geistern „erdacht, große Entschlüsse nöthig machten.“ Wohin das zielte, zeigte zuerst der längere Aufenthalt Ottos im Herbst desselben Jahres zu Achen; der junge Kaiser nahm von der Kaiserpfalz Karls des Großen dauernd Besitz und richtete sich gleichsam häuslich in derselben ein. Dann brach Otto im Winter gegen Rom auf, und als er die Stadt einnahm und Crescentius' Haupt fiel, wurde die Herstellung des Römerreichs laut der Welt verkündet. Wir besitzen noch jetzt Urkunden mit Bleibullen aus jenen Tagen, die das Brustbild des Kaisers mit der Umschrift: „Herstellung des Römerreichs“ zeigen, und solche Bullen mit derselben Umschrift finden sich von Karl dem Großen.

Gerbert war auf diesem Zuge der unzertrennliche Begleiter des Kaisers gewesen. Mit welchen Gedanken er seinen Geist erfüllte, sehen wir aus der Widmung einer damals ihm überreichten Schrift. „Ich habe dies geschrieben,“ sagt er, „damit Italien nicht meine, die „Bildung sei in der Kaiserburg erstorben, und daß Griechenland sich „nicht allein mit der Weisheit seiner Kaiser brüste. Es glaubt, ihm „sei die ganze Macht des Römerreichs zugefallen, aber es irrt sich;

„wir haben das reiche und fruchtbare Italien, wir besitzen das kriege„rische Gallien und Germanien, uns dienen die streitbaren Reiche der „Scythen, und wir haben vor Allem dich, erhabener Kaiser, der du, „von griechischem Blut entsprossen, die Macht der Griechen überragst, „der du nach Erbrecht Rom beherrschest und Römern und Griechen „an Geist und Beredsamkeit überlegen bist.“

Das Streben, den Siegesruhm Roms zu erneuern, mit der feierlichen Pracht des griechischen Kaiserthums seinen Thron zu umgeben, zugleich ein christliches Weltreich nach der Weise Karls des Großen herzustellen, erfüllte seitdem ganz die Seele des jungen Kaisers; es waren großartige, aber unklare und phantastische Anschauungen, die sein Thun bestimmten. Der Senat des alten Rom mit seiner Weisheit, die Triumpfe und das Siegsgepränge eines Trajan und Mark Aurel, der Hof von Constantinopel mit seinem halb antiken, halb orientalischen Prunk — das waren die Zauberkreise, in welche die Gedanken des schwärmenden Jünglings gebannt waren und aus denen er wohl selbst inmitten jener strengen Bußübungen kaum einen Ausweg fand.

Auch glaube man nicht, daß jene Wallfahrten allein um der Andacht willen unternommen wurden; sobald man etwas näher zusieht, findet man bei ihnen naheliegende politische Zwecke. Jene Pilgerreise nach dem Monte Gargano führte den Kaiser nach Capua und Benevent, den wichtigsten Städten seiner Herrschaft im Süden, die sein Fuß vordem noch nicht betreten hatte; sie führte ihn unmittelbar an die Grenze des griechischen Reichs, und wohl war es an der Zeit in der Nähe zu beobachten, was in Apulien vorging.

Von Neuem hatten die Araber ihren Blick auf Italien gerichtet. Das Emirat war in dem Geschlechte Dschafars gleichsam erblich geworden; Abulfotuh Jusuf, dessen Oheim Hasan beim Chalifen Hakem Bamrillah das größte Ansehen genoß, war wieder über die Meerenge gezogen und hatte das Gebiet der Griechen angegriffen. Obwohl von den Langobarden unterstützt, hatten die Griechen bei Tarent im Jahre 991 eine große Niederlage erlitten. Seitdem kehrten die Angriffe der Araber regelmäßig wieder, und als Jusuf i. J. 998 schwer erkrankt das Emirat seinem Sohne Dschafar überließ, ging dieser sogleich nach Italien hinüber. Noch in demselben Jahre griffen die Araber Bari an, von einem Griechen selbst herbeigerufen, der ihnen die Stadt zu überliefern versprach. Der Hof zu Constantinopel sah endlich die drohende Gefahr alle seine Besitzungen in Italien zu verlieren ein und sandte nach Bari einen Befehlshaber

mit den ausgedehntesten Vollmachten unter dem neuen Namen eines 999. Katapan. Dieser Beamte, der mit einer fast dictatorischen Gewalt bekleidet war und dem die ganze Verwaltung der griechischen Besitzungen in Italien untergeben wurde, wandte sofort alle ihm zu Gebote stehenden Hülfskräfte gegen die Araber, während der Chalif zu Kairo dem Dschafar unter dem Titel eines Jaid Daulet d. h. eines Oberfeldherrn ebenfalls ungewöhnliche Vollmachten ertheilte und ihn zu neuen Eroberungen ermächtigte. So rüsteten sich beide Theile zu einem entscheidenden Kampfe, dem auch Otto nicht theilnahmlos länger zusehen konnte. Wollte er, durch das Beispiel seines Vaters belehrt, sich vielleicht auch nicht selbst an dem Kriege betheiligen, so mußte ihm doch Alles daran liegen, seinem Reiche die langobardischen Fürstenthümer zu erhalten.

In der That machten sich hier bald genug die Folgen jener Reise bemerklich. Der Fürst Laidulf von Capua hatte zwar den Kaiser ehrenvoll aufgenommen, dieser aber doch kein rechtes Vertrauen zu dessen Gesinnung gewonnen. Kaum hatte Otto Capua verlassen, so sandte er einen gewissen Ademar, den Sohn eines capuanischen Klerikers, der am Hofe des Kaisers erzogen und ihm durch Freundschaft verbunden war, mit einem Heere nach Campanien, und Ademar ließ dem Kaiser in Capua aufs Neue huldigen und ihm Geißeln stellen. Sofort wandte sich Ademar dann gegen Neapel, und auch diese Stadt, die einst Otto II. gehuldigt, nach seinem Tode aber wieder dem Namen nach die Hoheit des griechischen Kaisers anerkannt hatte, mußte jetzt abermals dem Kaiser des Westens huldigen und ihm Geißeln stellen. Als Otto bald darauf neue Zweifel an der Treue Capuas und Neapels aufstiegen, sandte er Ademar wiederum in jene Gegenden; mit Unterstützung von Capua nahm dieser Neapel, und der griechische Beamte in der Stadt gerieth in Gefangenschaft. Dann begab sich Ademar nach Capua, nahm Laidulf, der ihm so eben noch hülfreiche Hand geleistet hatte, mit List gefangen und schickte ihn nach Rom zum Kaiser, der ihn seines Fürstenthums entkleidete, angeblich weil er einst bei der Ermordung seines Bruders Landenulf betheiligt gewesen sei. Ademar selbst wurde zum Fürsten von Capua eingesetzt. Laidulf, seine Gemahlin, mehrere vornehme Capuaner, jener griechische Beamte in Neapel aber nach Deutschland in das Exil geschickt. Zweimal besuchte der Kaiser selbst im Jahre 999 Benevent und erhielt wohl dadurch hauptsächlich den Fürsten Pandulf II. damals in der Treue; auch Waimar III. von Salerno, der bisher als ein selbstständiger Fürst aufgetreten war, erkannte für den Augenblick die Ober-

999. herrschaft des Westreichs an. Es ist erzählt worden, wie der Kaiser den heiligen Nilus bei Gaeta aufsuchte; es war im März dieses Jahres, und schon im April hielt der Bischof Rotger von Lüttich als des Kaisers Sendbote in Gaeta Gericht, obwohl sich die Stadt in der letzten Zeit von der Hoheit des abendländischen Reichs losgesagt hatte. Gewiß, es war Plan und Absicht in jenen Bußfahrten des Kaisers.

Und gerade in diesem Sommer, während Otto theils in der Höhle bei S. Clemente theils zu Subiaco wie ein Einsiedler lebte, beschäftigte er sich viel und anhaltend mit seinen politischen Entwürfen, ja seine frommen Uebungen selbst standen in nahen Beziehungen zu denselben. Er spricht es wohl in den Urkunden selbst aus, wie er hoffe, daß seine kirchlichen Werke dazu beitragen würden, „daß sein „Reich blühe, sein Heer triumphire, die Macht des römischen Volks „ausgebreitet und die Republik hergestellt werde, auf daß er ruhmvoll „in dieser fremden Welt leben, ruhmvoller sich aus den Banden dieses „Fleischs zum Himmel aufschwingen und im höchsten Ruhm jenseits „mit dem Herrn einst herrschen könne." Gleich nach seinen Bußübungen in Subiaco begab sich der Kaiser mit dem Papste nach dem Kloster Farfa, wo sie eine merkwürdige Zusammenkunft mit dem Markgrafen Hugo von Tuscien hatten; ihre Besprechungen betrafen, wie der Kaiser selbst in einer Urkunde sagt, „die Herstellung der Republik." Wir kennen die dort gefaßten Beschlüsse nicht, aber wir vermögen doch in den Grundzügen zu erkennen, was Otto unter der Herstellung der Republik verstand und wie er sein Kaiserreich einzurichten gedachte.

Vor Allem sollte das „goldene Rom" wieder die erste Stadt des Reichs, der Sitz des Kaisers, der Mittelpunkt der Welt werden. Nicht in den Trümmern des alten Kaiserpalasts auf dem Palatin, obwohl er bei festlichen Gelegenheiten noch benutzt wurde, nahm der Kaiser seinen Herrschersitz, sondern auf dem Aventin, der sich steil über dem Tiber erhebend, einen freien Blick über die Stadt gewährte, wie sie sich weit an beiden Seiten des Flusses ausbreitete. Jetzt bietet der Aventin das Bild der traurigsten Oede, nur einige Klöster, weite Ruinen und ausgedehnte Gärten bedecken seine Anhöhe, auf dessen Straßen man selten einem menschlichen Antlitz begegnet; aber im zehnten Jahrhundert lag dort der bewohnteste Theil Roms, die festesten Burgen standen hier neben geweihten Kloster- und Kirchengebäuden; hier hatte Alberich seine Burg gehabt, hier war das Bonifacius-Kloster, hier erwählte sich Otto III. jetzt seine Residenz.

So groß gewiß der Abstand zwischen der alten Kaiserburg am Bosporus und dem verfallenen und in Eile eingerichteten Palast auf

dem Aventin war, so umgab sich der Kaiser doch hier mit demselben 999. steifen Prunk und demselben althergebrachten Ceremoniell, das am Hofe der morgenländischen Kaiser herrschte. In wunderbarer und auffälliger Tracht trat er auf: bald umfing ihn ein weiter Mantel, den bildliche Darstellungen aus der Apokalypse zierten, bald ein Mantel, auf den die Bilder des Thierkreises gestickt waren; bis zu den Handschuhen hinab war Alles fest bestimmt und geordnet. Er speiste, abgesondert von seinen Hofleuten, an einer erhöhten Tafel. Der Eintritt zu ihm erfolgte in feierlicher Weise, er beanspruchte die tiefste Devotion von seinen Völkern und wurde mit solennen Worten begrüßt, die fast aller Bedeutung entbehrten. „Kaiser aller Kaiser“ ließ er sich anreden und legte sich nach der Sitte der alten Imperatoren volltönende Beinamen von den seinem Scepter unterworfenen Völkern bei; Saxonicus, Romanus und Italicus wurde er genannt und nannte sich selbst so. Eine endlose Schaar von Hof-, Staats- und Heerbeamten umgab ihn. Die leeren Schattenbilder der römischen Consuln und des römischen Senats wurden aus der Nacht der Vergessenheit wieder an das Tageslicht beschworen. Die militairische Rangordnung, welche zu Constantinopel herrschte, ward auch zu Rom eingeführt. Magistri und comites imperialis militiae und palatii imperialis (Generale des kaiserlichen Kriegsvolks und der kaiserlichen Leibwache), Protospatharien (kaiserliche Obersten), ein praefectus navalis (der Admiral einer Flotte, die es in Wahrheit nicht gab,) werden jetzt am Hofe des Kaisers genannt. Daneben wurden altherkömmliche Bezeichnungen vom Hofe der fränkischen Könige mit neuen, von Constantinopel entlehnten vertauscht: die kaiserlichen Kämmerer erscheinen als Vestiarien und Protovestiarien, die Kapellane als Logotheten, der Kanzler als Archilogothet. Der ganze Hof erscheint wie zu einem Maskenfest aufgeputzt, und schnell, wie die Fastnachtslust, verrauschte diese ganze Herrlichkeit wieder.

Dauernder war, was Otto für die Ordnung der städtischen Verhältnisse in Rom that, die ihm bei der für die Weltstadt jetzt beanspruchten Bedeutung von besonderer Wichtigkeit sein mußten. Zuerst stellte er hier das Patriciat wieder her, doch sollte der Patricius nichts Anderes sein, als der Gehülfe und Stellvertreter des Kaisers. Der Patricius wurde der erste kaiserliche Beamte in der Stadt und deren Gebiete; die Insignien seiner Würde waren ein goldener Reif um das Haupt, Fingerring und Mantel. Neben dem Patricius blieb der Präfect bestehen, der vom Kaiser mit dem gezogenen Schwerdt seine Gewalt empfing. Er hatte den Landfrieden im römischen Ge-

999. biet zu erhalten, in dem alle Burgen und Festen unter seiner Aufsicht standen; er übte hier den Blutbann, wie überhaupt eine sehr ausgedehnte Gerichtsbarkeit aus. Obgleich des Kaisers Mann, war er doch zugleich der Vogt der römischen Kirche und huldigte als solcher dem Papste; es lag ihm ob alle Gerechtsame der römischen Kirche zu wahren und sie in ihren Rechtsansprüchen zu schützen, wie er auch im Namen des Papstes über dessen Leute zu Gericht saß. Sehr angesehene Beamte waren schon seit geraumer Zeit zu Rom, die sieben sogenannten Pfalzrichter, ursprünglich Hofbeamte des Papstes, mit denen er sich nach dem Muster des Hofes von Constantinopel umgeben hatte. Sie waren Kleriker niedern Grades, denen die Ehe erlaubt war und die durch das Herkommen ihre Stellen erblich in ihren Familien zu erhalten wußten. Mit der weltlichen Macht des Papstes war auch der Umfang ihrer Geschäfte und ihr Einfluß ungemein gewachsen; in allen bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten — denn vom Blutgericht waren sie als Cleriker ausgeschlossen — galten sie als die ordentlichen Richter; unter ihnen standen die niederen Richter und der ganze sehr ausgedehnte Schreiberstand; die Finanzen des Papstes, die Armenpflege der Stadt waren ihrer Obhut anvertraut. Diese Pfalzrichter wurden jetzt ebenfalls neben päpstlichen kaiserliche Beamten; sie bildeten gewissermaßen einen Staatsrath des Kaisers und urtheilten als Schöffen in den kaiserlichen Gerichten.

Die Schöffenverfassung hatte sich in Rom bereits völlig eingebürgert. In den Gerichten, die vom Patricius, Präfecten, oder wem sonst Papst oder Kaiser den Vorsitz übertragen hatte, abgehalten wurden, fanden rechtskundige Männer, gewöhnlich sieben an der Zahl, das Urtheil, für dessen Vollstreckung dann der Präfect Sorge trug. Die Urtheiler waren neben den erwähnten Pfalzrichtern, die auch die ordentlichen Richter genannt werden, Wahlrichter, die von dem ersten Pfalzrichter erwählt und vom Kaiser eingesetzt wurden, indem er sie mit dem Richtermantel umhüllte und ihnen das Gesetzbuch Kaiser Justinians überreichte. Die Gerichte wurden bald im Namen des Kaisers, bald des Papstes, bald in beider Namen abgehalten; die Berufung von der Entscheidung des Papstes an den Kaiser war zulässig.

Obwohl so das germanische Rechtsverfahren in Rom selbst und dem römischen Gebiet, wo jetzt überall Grafen hervortreten, vollständig die Oberhand gewann, obwohl so zugleich mit Nothwendigkeit auch einzelne germanische Rechtsideen zur Geltung kamen, wurde doch die Herrschaft des römischen Rechts selbst mit Nichten gebrochen.

Noch folgten die Römer den Gesetzen des Justinian, und es galt als Ausnahme und für ein besonderes Privilegium, nach germanischem, vornehmlich nach langobardischem Recht leben zu dürfen. Hatte man in dieser Ausnahmestellung bisher einen Vorzug gesehen, so suchte gerade Otto III. das Ansehen des römischen Rechts wieder zu heben; er nahm unter bestimmten Feierlichkeiten jetzt solche, die nach fremdem Rechte lebten, in das römische Bürgerrecht auf, und indem er sich selbst zu Rom mit römischen Richtern umgab, dachte er sogar daran, dem römischen Rechte abermals eine allgemeine Bedeutung zu geben. Wenn er das Gesetzbuch des Justinian den römischen Richtern bei ihrer Einsetzung übergab, that er es mit der Formel: „Nach diesem „Buche richte Rom, die Leostadt und den gesammten Erdkreis!"

999.

Wäre es dem Kaiser gelungen, seine Absichten völlig durchzuführen, so wäre in der That aus dem deutschen Kaiserthum ein römisches geworden; die Stadt Rom wäre noch einmal der Herrschersitz für die abendländische Welt, das römische Recht Kaiserrecht geworden und so in Erfüllung gegangen, was ein Vers ausspricht, der damals in Schwung gekommen zu sein scheint und später als Umschrift auf den Majestätsbullen der deutschen Kaiser diente:

Roma, des Weltalls Haupt, führt lenkend die Zügel des Erdrunds.

Deutschland wäre dann in eine abhängige Stellung gerathen und von den Römern, mit denen sich der Kaiser umgab, regiert worden.

Die Männer, auf welche der Kaiser vorzugsweise bei der Durchführung seiner Absichten zählte und mit denen er seine Pläne erwog, waren der Markgraf Hugo von Tuscien, die Grafen von Tusculum, die sich vom alten julischen Geschlecht abzustammen rühmten und denen der Kaiser die geehrtesten Stellen an seinem Hofe übertrug, sein Kanzler und „Archilogothet" Heribert, den er zum Erzbischof von Köln erhoben hatte, der Bischof Leo von Vercelli, sein Lehrer und „Primiscrinius" Bischof Bernward von Hildesheim und vor Allen Papst Silvester, der hochfahrende Gedanken, die er einst selbst in dem jungen Kaiser genährt hatte, jetzt wohl öfters widerwillig genug in das Leben führen half.

Indem Otto seine kaiserliche Gewalt so hoch wie möglich faßte, indem er sie zugleich auf Rom und Italien zu begründen suchte, konnte es nicht fehlen, daß er mit dem Stuhle Petri in mannigfache Streitigkeiten gerieth. Es liegen Beweise vor, daß schon mit seinem zum Papstthum erhobenen Vetter der junge Kaiser keineswegs immer eines Sinnes war; noch stärker wurden die Reibungen mit sei-

999. nem alten Lehrer, wie wir unter Anderm aus einer merkwürdigen, dem päpstlichen Archive entnommenen Urkunde sehen, deren Echtheit vielfach angezweifelt ist, doch unseres Erachtens nicht mit ganz stichhaltigen Gründen. Acht Grafschaften in der Romagna waren schon seit längerer Zeit zwischen dem Stuhle Petri und dem Reiche streitig; Silvester hatte auf sie abermals Ansprüche erhoben und der Kaiser die Verwaltung derselben vorläufig dem Markgrafen Hugo von Tuscien übergeben. Später erfolgte die Schenkung dieser Grafschaften, die der Kaiser durch die in Rede stehende Urkunde bekräftigte. Er tadelt in ihr zuerst mit den härtesten Worten die Sorglosigkeit und Unwissenheit der früheren Päpste, durch die fast das ganze alte Besitzthum des Stuhls Petri verschleudert sei; dann aber, heißt es, hätten die Päpste, um sich zu entschädigen, fremdes Gut und namentlich Reichsgut an sich zu reißen und ihren Raub durch Lügen und Erfindungen zu verhüllen gesucht; so sei die Schenkungsurkunde Constantins, die ein römischer Diakon Namens Johannes angefertigt habe, entstanden, so eine andere von Karl dem Kahlen; auf diese untergeschobenen Urkunden lege er, der Kaiser, durchaus kein Gewicht, sondern einzig und allein aus freiem Antrieb schenke er, was ihm selbst und nicht dem heiligen Petrus angehöre, und zwar zunächst als dankbarer Schüler seinem Lehrer, den er selbst zum Papst eingesetzt habe, auf daß dieser etwas habe, was er im Namen seines Schülers dem heiligen Petrus darbringen könne. Es herrscht die keckste Sprache, die jemals ein Kaiser den Päpsten gegenüber geführt hat, in dieser Urkunde; man sieht aus ihr zugleich, wie sich Otto als Kaiser völlig als Herr des Papstthums ansah.

Welche Spannungen aber auch immer zwischen dem Kaiser und dem Papst eintreten mochten, sie waren doch nimmermehr im Stande ihre innige Verbindung zu lösen. Silvester bedurfte des kaiserlichen Schutzes; er zitterte, sobald Otto Rom nur den Rücken wandte. Der Kaiser dagegen konnte der Kenntnisse und der Umsicht Silvesters bei seinen Plänen in keinem Augenblick entrathen. Und dann begegneten sich doch auch ihre Bestrebungen auf die mannigfachste Weise. Die Herrschaft Roms über alle Welt zu erhöhen, blieb ihr gemeinsames Ziel, mochten ihre Ansichten über die Wege, die dahin führten, auch vielfach abweichen. Kirche und Reich standen überdies damals noch keineswegs in einem ausgesprochenen Gegensatz, vielmehr galten die Eroberungen des Reichs noch für eben so viele Eroberungen der christlichen Kirche und des Stuhls Petri, wie andererseits jeder Zuwachs an Macht für den römischen Oberpriester zugleich eine

Erhöhung der kaiserlichen Gewalt in sich schloß, vor der sich Rom 999. und der Papst beugten. So arbeiteten denn doch Otto und Silvester Hand in Hand an einem Werke, und dieses Werk nahm, wie sie einmal zu den universellsten Ideen sich aufgeschwungen hatten, im Entwurfe alsbald die colossalsten Dimensionen an.

Es ist gewiß, daß der Gedanke durch einen Kreuzzug das heilige Grab aus den Händen der Ungläubigen zu befreien, der erst hundert Jahre später in das Leben trat, schon in Gerberts Seele einmal aufgetaucht ist. Ein solcher Plan, der tief in alle Verhältnisse des Morgenlandes eingreifen mußte, konnte nur vorübergehend die Phantasie dieser Männer beschäftigen, an eine wirkliche Ausführung desselben war nicht von fern zu denken; aber im Abendlande hoffte man es allerdings zu einer Herrschaft zu bringen, wie sie die Welt kaum jemals gesehen hatte. Schon hatte man im südlichen Italien das kaiserliche Ansehen hergestellt; der Graf von Barcelona hatte Roms geistliche und weltliche Obermacht anerkannt; das neuerrichtete capetingische Königthum seine Auflehnung gegen den Papst theuer bezahlen müssen; und im Nordosten Europas brach so eben das Heidenthum ohnmächtig zusammen, so daß es ein Leichtes schien, hier die Herrschaft des Kaiserthums und des Stuhls Petri dauernd zu befestigen. Auf diese Gegenden richteten jetzt Otto und Silvester vor Allem den Blick und verfolgten hier ihre Pläne mit lebhaftem Eifer. Zuerst faßten sie Polen in das Auge, wohin Adalbert durch seinen Märtyrertod ihnen gleichsam den Weg gewiesen hatte und wo der heldenmüthige Herzog Boleslaw ganz der Mann schien, um Roms kühnste Wünsche zu verwirklichen.

Gaudentius, der Halbbruder Adalberts, und der Priester Benedict, die einzigen Zeugen vom Tode Adalberts, waren nach Rom zurückgekehrt und wurden nun zu Werkzeugen ersehen, um Polen in eine römische Provinz zu verwandeln. Gaudentius wurde vom Papste zum Erzbischof geweiht; sein Bisthum sollte die Mutterkirche für Polen und dem heiligen Adalbert geweiht werden. Zu derselben Zeit wurde im Kloster des heiligen Bonifacius von Johannes Canaparius, einem Freunde Adalberts, dessen Lebensbeschreibung nach dem Willen des Kaisers aufgeschrieben und dieser Schrift dann durch den Papst kirchliches Ansehen gegeben. Erst damals fing Rom an Heiligsprechungen vorzunehmen, die Geltung für die gesammte Kirche beanspruchten. Der deutsche Bischof Ulrich von Augsburg ist so zuerst im Jahre 993 canonisirt worden, der zweite war der Böhme Adalbert. Zugleich betrieb der Kaiser eifrig den Bau der Adalbertskirche auf der Tiberinsel, und

999. schon rüstete er sich selbst über die Alpen zu ziehen, um zum Grabe Adalberts zu wallfahren und das neue Erzbisthum für Polen aufzurichten.

Gegen die Mitte des Decembers 999 verließ Otto Rom und begab sich nach Ravenna, wo er wohl das Weihnachtsfest feierte. Vergebens suchte ihn der Papst in Italien zurückzuhalten. Auf einen dringenden Brief desselben gab Otto zur Antwort, sein Körper könne das Klima Italiens nicht länger vertragen; er müsse nach Deutschland, bleibe aber trotz der leiblichen Trennung im Geiste stets dem Papste nahe; den Schutz desselben habe er den italienischen Fürsten aufgetragen und zu seinem Stellvertreter Hugo von Tuscien ernannt; so befürchte er nicht, daß die Völker dem Papste den schuldigen Gehorsam versagen würden. Der Papst mußte sich fügen und von dem römischen Patricius Ziazo, vielen anderen Großen Roms, dem Archidiakonus des Papstes und mehreren Cardinälen begleitet, ging Otto im Januar des Jahres 1000 über die Alpen.

Es war nicht die Sorge für seine Gesundheit allein, noch auch die Devotion vor dem neuen Heiligen der römischen Kirche, seinem Freunde Adalbert, die den Kaiser zur Rückkehr nach Deutschland vermochten; seine Reise war nicht minder bedingt durch wichtige Todesfälle, die in der letzten Zeit in der kaiserlichen Familie eingetreten waren.

Schon am 7. Februar 999 war die Aebtissin Mathilde von Quedlinburg plötzlich am Fieber gestorben. Wir wissen, welches Vertrauen der Kaiser auf diese treffliche Fürstin, die einzige rechte Schwester seines Vaters, gesetzt und wie er ihr die Reichsgeschäfte in Deutschland für die Zeit seiner Abwesenheit übertragen hatte. Mit der von ihrem großen Vater ererbten Umsicht und Klugheit hatte Mathilde die Verwaltung des Reichs geführt, und namentlich war es ihr gelungen, die Wenden mehr zu beruhigen und einen friedlicheren Zustand an den Ostgrenzen des Reichs herbeizuführen; noch in ihren letzten Tagen hatte sie einen großen Hoftag zu Magdeburg gehalten und durch die Sicherheit und Würde, mit der sie, obwohl ein Weib, die schwierigsten Geschäfte leitete, alle Welt in Verwunderung gesetzt. Ihre Nichte Adelheid, des Kaisers älteste Schwester, folgte ihr als Aebtissin zu Quedlinburg, wie sie es sterbend gewünscht hatte, aber

Mathildens Tod ließ zugleich eine große Lücke in den Reichsgeschäften, die nicht wieder ausgefüllt wurde. 999.

Am Tiefsten mußte Mathildens frühes Abscheiden das Herz ihrer Mutter, der alten Kaiserin Adelheid, bewegen, die ihr sehr bald in das Grab folgte. Bald nach dem Tode ihrer Tochter unternahm Adelheid ihre letzte Reise nach ihrem Heimathslande Burgund, um dort Streitigkeiten zwischen König Rudolf, ihrem Neffen, und dessen Vasallen zu schlichten. Auf dieser Reise erreichte sie die Nachricht, daß der Bischof Franko von Worms, jener vertraute Freund des Kaisers, mit dem er sich noch vor Kurzem in die Grotte bei S. Clemente eingeschlossen hatte, zu Rom gestorben sei. Franko war der Kaiserin lieb gewesen, und da kurz vorher auch ein anderer ihr sehr vertrauter Bischof, Widerold von Straßburg, zu Benevent in der Nähe des Kaisers ein plötzliches Ende gefunden hatte, erfüllten diese Todesnachrichten ihre Phantasie mit den schwärzesten Bildern. Sie gerieth in die heftigste Aufregung und rief wie von Sinnen aus: „So werden noch Viele in Italien um meinen Enkel „sterben, und zuletzt er selbst! Schutzlos und verlassen werde ich sein! „Herr des Himmels, laß mich das nicht erleben!" Das Wort schien prophetisch. Der Kaiser ernannte einen ihm befreundeten jungen Kleriker zu Frankos Nachfolger, aber schon am vierten Tage starb er zu Rom; ein anderer wurde in seine Stelle gewählt, und auch er verschied, ehe er noch die Alpen erreicht hatte. So wüthete in der nächsten Umgebung mächtig und unaufhaltsam das Verderben. Dennoch erreichte Adelheid ihren Wunsch; sie starb vor ihrem Enkel. Am 17. December 999 endete sie ihr Leben zu Seltz im Elsaß; in dem von ihr selbst gestifteten Kloster wurde sie begraben.

In den letzten Jahren ihres Lebens hatte Adelheid mit den Cluniacensern in ununterbrochener Verbindung gestanden, und der Abt Odilo selbst sorgte für das Gedächtniß der frommen Kaiserin durch eine Lebensbeschreibung, in der vornehmlich ihre kirchlichen Werke hervorgehoben werden; aber es hatte eine Zeit gegeben, wo Adelheids Herz für die Dinge der Welt nichts weniger als unempfänglich war und wo sie es nicht verschmähte, mit ihrer zarten Hand das Gewirr der menschlichen Verhältnisse zu ordnen. Deutschlands Geschick ist auf Jahrhunderte hin durch die Lebensschicksale dieser merkwürdigen Fürstin bestimmt worden: sie hat die Deutschen nach Italien geführt und die Länder diesseits und jenseits der Alpen auf Jahrhunderte verbunden; sie hat unter der Regierung dreier Kaiser einen großen, wo nicht den größten Einfluß auf die Leitung aller Geschäfte

1000. gehabt. Es gab eine Zeit, wo ihr einer Enkel Deutschland und Italien, der andere Frankreich beherrschte: da nannte man sie „die Mutter der Könige." Im Palast der burgundischen Könige geboren, in zarter Jugend schon nach Italien gebracht und dort auf den Thron erhoben, dann in das tiefste Elend hinabgeschleudert, aber nur um desto schneller und glänzender aufzusteigen und Deutschlands Krone zu gewinnen, endlich als Kaiserin Roms auf die Spitze menschlicher Herrlichkeit gestellt, fand sie als eine christliche Büßerin in einem deutschen Kloster ihr Ende, nachdem sie ihr Leben bis nahe an siebenzig Jahre gebracht hatte.

Wenige Wochen nach dem Tode seiner Großmutter erschien der junge Kaiser nach zweijähriger Abwesenheit wieder in Deutschland und wurde mit der größten Freude und ungemeinem Glanze empfangen. Seine Schwestern Adelheid und Sophie, die eine jetzt Aebtissin von Quedlinburg, die andere Nonne im Kloster Gandersheim, eilten ihm entgegen, mit ihnen die Fürsten und Herren aus Sachsen und Thüringen; auch die Lothringer, Schwaben und Franken zogen herbei, ihn zu bewillkommnen. Zu Regensburg fand die Begrüßung

1000. Statt, wo der Kaiser in den letzten Tagen des Januar vom Bischof Gebhard auf das Prächtigste empfangen wurde. Auch Erzbischof Gisiler war erschienen, noch immer seines Amtes enthoben und eifrig bemüht sich der Gunst des Kaisers zu versichern.

Nach einem längeren Aufenthalt zu Regensburg brach der Kaiser auf, um das Grab Adalberts zu besuchen. Durch den Nordgau nahm er, von Gisiler begleitet, seinen Weg nach Thüringen, dann über Zeiz und Meißen durch die Mark des tapfern Eckard bis nach Eilau am Bober, wo die Grenze der Polen war. Hier wartete Herzog Boleslaw schon des Kaisers und geleitete ihn mit großen Ehrenbezeugungen nach Gnesen, wo der den Preußen mit Gold aufgewogene Leichnam des heiligen Adalbert beigesetzt war.

Als der Kaiser Gnesen sich nahte — es war in der Mitte des März — stieg er vom Pferde und betrat barfuß als Pilger die Stadt. Dort empfing ihn der Bischof Unger von Posen und geleitete ihn zur Kirche; unter einem Strom von Thränen betete hier Otto am Grabe des Märtyrers. Dann betrieb er sofort die Gründung der neuen Mutterkirche für Polen, die sich über Adalberts Gebeinen erheben sollte und zu deren Erzbischof bereits Gaudentius geweiht war. Eine Synode wurde schleunigst gehalten, und hier nach dem Willen des Kaisers und dem Wunsche Herzog Boleslaws Polen und die ihm unterworfenen Länder kirchlich abgegrenzt. Sieben Bisthümer sollten

unter dem Erzbisthum Gnesen stehen, und von ihnen Polen und die von Boleslaw eroberten Länder kirchliche Gesetze und christliche Ordnungen erhalten. Für Pommern, das Boleslaw bereits beherrschte, wurde Kolberg zum Bischofssitz erwählt und Reinbern zum ersten Bischof ernannt. Chrobatien hatte der Pole den Böhmen abgenommen; es erhielt jetzt in Krakau sein eigenes Bisthum und den ersten Bischof in Poppo. Für Schlesien, das kurz vorher, nach dem Tode Boleslaws II., den Böhmen entrissen war, wurde eine bischöfliche Kirche in Breslau errichtet und fiel dem Johannes zu. Die vier andern Bisthümer, deren Sprengel wohl in den östlichen Theilen Polens lagen, werden uns nicht näher bezeichnet. Durch diese Einrichtungen wurden die Rechte der früher schon bestehenden Bisthümer vielfach angetastet und ihre Sprengel beschränkt. Vor Allem wurde Magdeburgs Bedeutung herabgedrückt, und wenn Gisiler nicht entschiedener den Plänen des jungen Kaisers entgegentrat, geschah es wohl nur aus Besorgniß für seine ohnehin so gefährdete Stellung. Auch der Bischof Thieddag von Prag schwieg zu dem Beginnen des Kaisers, da er schutzlos auf seinem Bischofsstuhle sich kaum zu erhalten wußte. Nur der Bischof Unger von Posen versagte ausdrücklich seine Zustimmung zu den Beschlüssen der Synode und erwirkte wenigstens soviel, daß er mit seinem verkürzten Sprengel unter dem Magdeburger Erzstift verblieb und nicht von Gnesen abhängig wurde. Unwillig sah man in Deutschland, was hier geschah, und zweifelte laut an dem Rechte Ottos zu solchen Anordnungen.

1000.

Mit staunenswerther Pracht feierte Herzog Boleslaw die Anwesenheit des Kaisers, der sich, wie es scheint, dafür äußerst dankbar bewies und ihm wesentliche Herrschaftsrechte einräumte. „Gott mag „es dem Kaiser vergeben," schrieb wenig später der Bischof Thietmar von Merseburg, „daß er den Polenherzog, der bisher ein zinspflich„tiger Mann war, zum Herrn machte und so hoch erhob, daß er „bald die, welche ihm einst vorgesetzt, unter seine Herrschaft zu brin„gen und zu Knechten herabzudrücken suchte." Es scheint hiernach kaum zu bezweifeln, daß Otto dem Polenherzog den dem deutschen Reiche gezahlten Tribut erließ und damit im Wesentlichen die bisherige Abhängigkeit von demselben löste. Glaublich erscheint es auch, was spätere Quellen berichten, daß Otto dem Herzog die Ehrennamen „eines Bruders und Mitarbeiters am Reiche, eines Freundes und „Bundesgenossen des römischen Volks" gegeben habe, denn es entspricht durchaus seiner Denkungsart. Wenn aber dann in jenen Quellen weiter berichtet wird, daß Otto dem Herzog seine Krone auf

1000. das Haupt gesetzt, ihm königliche Rechte ertheilt und damit aus der Abhängigkeit vom Kaiserthum gleichsam entlassen habe, so sind dies Fabeln und Mährchen. Otto nahm als römischer Kaiser die Oberherrschaft über Polen und alle von Boleslaw eroberten Länder unfraglich in Anspruch, und dieser sah sich, welches auch sein Verhältniß zu Deutschland fortan sein mochte, nach wie vor als der Mann des Kaisers an. Er stellte ihm damals dreihundert geharnischte Ritter und folgte ihm selbst nach Magdeburg, wo er am Palmsonntage am 24. März. Hofe des Kaisers nicht anders auftrat, als vordem sein Vater Mieczislaw vor Otto I. und II.

Zu Magdeburg betrieb der Kaiser, den Wünschen des Papstes folgend, die Herstellung des Bisthums Merseburg. Schon am Tage nach dem Palmsonntag wurde Gisiler befragt, ob er freiwillig Magdeburg entsagen und nach Merseburg zurückkehren wolle. Aber der schlaue Mann wußte es dahin zu bringen, daß ihm während der Leidenswoche Bedenkzeit gewährt würde; zu Ostern wollte er sich zu Quedlinburg erklären, wohin sich der Kaiser von Magdeburg begab, um dort das Fest zu begehen. Die heiligen Tage verlebte hier Otto in strenger Abgeschiedenheit mit seiner Schwester Adelheid an den Gräbern ihrer Ahnen auf der Höhe des Klosterberges; erst am Ostermontage kam er nach der kaiserlichen Pfalz am Fuße des Berges herab. Ein glänzender Hofstaat hatte sich um ihn versammelt; die deutschen Fürsten waren vor dem Kaiser erschienen, und wichtige Reichsangelegenheiten wurden ohne Frage verhandelt; zugleich berieth aber auch eine Synode die Angelegenheit Gisilers und die Herstellung des Bisthums Merseburg. Gisiler war, angeblich schwer erkrankt, auch diesmal nicht erschienen, doch führten seine Abgeordneten Manches zu seiner Vertheidigung an und erwirkten für ihn einen neuen Aufschub. Bald nach Ostern trennte sich die Versammlung. Herzog Boleslaw kehrte, nachdem er dem Kaiser reiche Geschenke gemacht, unter ihnen einen Arm des heiligen Adalbert für die Kirche auf der Tiberinsel, und nicht minder reiche Gegengeschenke empfangen hatte, nach Polen zurück; der Kaiser aber begab sich, von seiner Lieblingsschwester Adelheid geleitet, über Mainz und Köln nach Achen, wo er sich längere Zeit bis über das Pfingstfest hinaus aufhielt.

Achen, die Kaiserstadt Karls des Großen, hatte Otto zur zweiten Stadt seines Reichs und zu seiner Residenz in den deutschen Ländern ersehen; deshalb ehrte er es auf alle Weise. Schon Papst Gregor V. hatte dem dortigen Münster auf des Kaisers Verlangen große Ehrenrechte ertheilt; sieben Cardinal-Diakonen und Cardinal-

Priester waren zum Dienst dieser Kirche bestimmt, der mit gleicher Pracht wie in Sanct Peter zu Rom abgehalten werden sollte. Auch eine Adalbertskirche durfte nun hier nicht fehlen, die noch jetzt als Pfarrkirche besteht und den Namen des Heiligen bewahrt, während die Adalbertskirche auf der Tiberinsel zu Rom längst den Namen des heiligen Bartholomäus angenommen hat.

1000.

Die Erinnerungen an Karl den Großen suchte der junge Kaiser damals auf alle Weise zu erwecken; es gelüstete ihn auch die Gebeine des großen Weltherrschers zu sehen, dessen Zeiten er in jugendlicher Eitelkeit heraufzuführen gedachte. Er ließ die Gruft Karls im Münster öffnen und stieg mit dem Grafen Otto von Lumello, seinem Protospatharius, in dieselbe hinab. „Kaiser Karl lag nicht," — so erzählte später Graf Otto — „im Grabe, sondern er saß aufrecht, wie ein Leben„der, auf einem Stuhle. Eine goldene Krone trug er auf dem Haupt „und hielt ein Scepter in der Hand. Die Hände waren mit Hand„schuhen bekleidet, durch welche die Nägel durchgewachsen waren. „Ueber dem Haupte des Kaisers war eine Marmorplatte angebracht, „wie ein Baldachin. Ein starker Geruch verbreitete sich, als wir ein„traten, und wir warfen uns sofort vor dem Kaiser auf die Knie zum „Gebet. Kaiser Otto nahm dann den Leichnam in Augenschein, und „ließ ihm neue weiße Kleider anlegen, die Nägel abschneiden und das „Fehlende ergänzen. Von den Gliedern selbst war keines durch „Verwesung zerstört mit Ausnahme der Nasenspitze, die Otto von „Gold herstellen ließ. Nachdem er einen Zahn aus dem Munde „Karls an sich genommen hatte, entfernte er sich und ließ die Gruft „wieder schließen." Die Deutschen misbilligten, daß der junge Kaiser so die Ruhe Karls gestört habe, und es ging die Sage, der große Kaiser sei Otto im Traume erschienen, habe ihm sein nahes Ende vorhergesagt und verkündet, daß er keine Nachkommen hinterlassen werde.

Inzwischen versammelte sich zu Achen, um in Gisilers Sache zu richten, abermals ein Concil der deutschen Bischöfe, auf dem der Archidiakonus des Papstes den Vorsitz führte. Gisiler stellte sich diesmal persönlich, berief sich aber auf ein allgemeines Concil und wußte es dahin zu bringen, daß die Entscheidung von Neuem aufgeschoben wurde. So trat das Merseburger Bisthum trotz aller Beschlüsse zu Rom doch nicht in das Leben. Der Fluch des heiligen Laurentius blieb ungelöst; die wendischen Bisthümer, die Stiftungen Ottos des Großen, gediehen nicht wieder zu kräftigem Leben. Magdeburg war zerstückt und beschnitten; die Bischöfe von Havelberg und Brandenburg

1000. weilten außerhalb ihrer Sprengel; in Oldenburg fristete die Kirche das kümmerlichste Dasein. Nur in Meißen schaltete Bischof Aegidius mit Eifer, den die tapfere Faust des Markgrafen Eckard schützte. Predigend, taufend, firmelnd zog er mit den Seinen unter den Wenden umher, häufig barfuß; Mühen und Entbehrungen, selbst die strenge Kälte des Winters hinderten ihn nicht in seinem schweren Berufe; Kirchen zu weihen war seine Freude, Heiden bekehren seine größte Lust. Doch auch Aegidius lebte in beständiger Furcht, daß sein Bisthum noch einmal von den Heiden werde zerstört werden, und bat, daß man ihn dereinst nicht in Meißen bestatten möge, damit sein Leib nicht von den wilden Heiden in seiner Ruhe gestört werde. Und wie in den wendischen Bisthümern war es in den dänischen; die deutschen Bischöfe waren vertrieben und weilten auf deutschem Boden.

Um alle diese Dinge scheint Otto wenig bekümmert gewesen zu sein; er begnügte sich dem deutschen Klerus seine Theilnahme durch reiche Schenkungen zu bezeugen, wie sie namentlich damals die Kirchen von Worms und Würzburg erhielten. Auch Heribert, der neue Erzbischof von Köln, erfuhr im hohen Maße die kaiserliche Gunst. Mit besonderer Freude hatte es der Kaiser gesehen, als im Jahre zuvor der Klerus und die Gemeinde von Köln diesen seinen Kanzler und vertrauten Rath zum Erzbischof erwählt hatten. Otto hatte die Nachricht erhalten, als er gerade zu Benevent mit dem Papste verweilte, und sie sofort durch ein eigenhändiges Schreiben an Heribert gemeldet, der sich zu Ravenna aufhielt, um die dortigen Unruhen zu stillen. Der Brief trug die humoristische Aufschrift: „Otto, allein „durch Gottes Gnade Kaiser an den Archilogotheten Heribert seinen „Gruß und Köln und ein Stück Pallium." Heribert eilte nach Benevent und wurde hier vom Kaiser in Gegenwart des Papstes mit dem Bischofsstabe des heiligen Petrus investirt. Erst nach Monaten ging er mit dem Pallium über die Alpen und trat sein Erzbisthum an, indem er die Kanzlei niemals aus den Händen gab und stets einer der vertrautesten Rathgeber des Kaisers blieb.

In Achen sah Otto auch seine Schwester Mathilde wieder, die sich wider seinen Willen an Ehrenfried, den Sohn des Pfalzgrafen Hermann von Lothringen, vermählt hatte. Er verzieh nicht allein der Schwester, welche das Klosterleben verschmäht hatte, dem alle Kaisertöchter bestimmt schienen, sondern machte ihr auch die reichsten Geschenke, damit sie ihrer hohen Abkunft würdig leben könne. Bald nach Pfingsten trennte sich Otto von ihr und seiner Lieblingsschwester

Adelheid; schon verlangte es ihn nach dem italischen Boden zurück. 1000. Er verweilte noch kurze Zeit in den Maingegenden, zog dann den Rhein hinauf und stieg, wahrscheinlich seinen Weg über den Julier nehmend, von den Alpen zum See von Como hinab. Zu Como empfingen ihn die lombardischen Fürsten gegen das Ende des Juni; nur ein halbes Jahr hatte der Kaiser in den deutschen Ländern ausgedauert, nur im Fluge hatte er Sachsen durchzogen.

Der Papst ließ nicht ab in den Kaiser zu dringen, seine Rückkehr nach Rom zu beschleunigen. Bald sandte er den Grafen Gregorius von Tusculum an ihn ab, um ihm besorgliche Gerüchte zu melden und zur Vorsicht aufzufordern; bald meldete er brieflich, wie er jüngst nach Orta gekommen und dort ein Aufstand ausgebrochen sei, so daß er nur durch eilige Flucht seinen Feinden habe entrinnen können. Trotz dieser Mahnungen hielt sich der Kaiser während des Sommers und Herbstes in der Lombardei auf, meist zu Pavia, wahrscheinlich aus Rücksicht auf seine schon wankende Gesundheit; erst zum Winter kehrte er nach Rom zurück und nahm wieder seinen Sitz im Palast auf dem Aventin. Deutsche Kriegsschaaren hatten ihn über die Alpen begleitet, andere waren ihm nachgefolgt. Die Herzöge Heinrich von Baiern und Otto von Niederlothringen, die Bischöfe von Lüttich, Augsburg, Würzburg und Zeiz waren damals am Hofe des Kaisers; mit ihnen beging er das Weihnachtsfest zu Rom. In den ersten Tagen des Jahres 1001 gesellte sich zu ihnen der Bischof 1001. Bernward von Hildesheim, der Lehrer des Kaisers, und so hoch ehrte ihn dieser, daß er ihm vom Aventin bis zur Peterskirche entgegenging und ihn auf das Herzlichste bewillkommnete. Als er am folgenden Tage den Besuch Bernwards erwartete, beschied er den Papst zu sich, und Kaiser und Papst gingen dem Bischof bis in den Vorhof des Palastes entgegen. Bernward erhielt dann in der Nähe des Kaiserpalastes eine glänzende Wohnung, damit Otto in jedem Augenblick seines Umgangs genießen könne.

Die letzte Reise Ottos über die Alpen ist nicht ohne nachhaltige Wirkungen geblieben, aber sie sind den Völkern des Ostens, nicht den Deutschen zu gut gekommen.

So groß die Macht des kriegerischen Polenfürsten auch war, der von Anfang seines Regiments an im Kampfe gegen die Russen, Böh-

1001. men, Ungern und Pommern seine Herrschaft nach allen Seiten ausgedehnt hatte, so blieb sie doch unselbstständig, so lange er den Deutschen zinspflichtig war, so lange die Geistlichkeit seines Landes von einem deutschen Erzbischof abhängig war. Von der Zinspflicht entbunden und Herr seines Klerus, der jetzt in dem Erzbischof von Gnesen sein eigenes Haupt erhielt, trat er alsbald als entschiedener Widersacher des deutschen Reichs auf, dem er bis dahin willig gedient und dem sich beugend er seine fürstliche Macht begründet hatte. Es bezeichnet den Umschwung der Dinge, daß Boleslaw alsbald seine deutsche Gemahlin, die Tochter des Markgrafen Rikdag, verstieß und ein ungersches Weib nahm; daß er zu derselben Zeit zur Ausbreitung der christlichen Lehre unter seinen heidnischen Völkern die Missionäre nicht mehr aus Deutschland, sondern aus Italien kommen ließ, daß er dorthin seinen eigenen Sohn sandte, der ein Schüler des heiligen Romuald wurde. Jetzt erst konnte sich eine freie monarchische Gewalt, auf nationaler Grundlage ruhend, unter den Polen erheben. Es unterliegt zwar keinem Zweifel, daß die Einrichtungen des deutschen Reichs Boleslaw bei den Institutionen, die er seinem Lande gab, zum Muster nahm, und namentlich scheint er die Verfassung, welche Heinrich I. den wendischen Marken gab, in weitem Umfang nachgebildet zu haben, aber doch bildete sich in eigenthümlicher Weise fortan das Dienstverhältniß des polnischen Adels gegen den Fürsten aus. Es gestaltete sich ein polnisches Reich, das in seinen staatlichen und kirchlichen Einrichtungen mit den römisch-germanischen Staaten der Zeit deutliche Züge der Verwandtschaft trug, aber doch keine Provinz Deutschlands oder Roms war, sondern durchaus eigenartig blieb und der Entwickelung der Nationalität freien Raum ließ. Es hat in der Folge nicht an Reactionen gefehlt gegen das Werk des Boleslaw, bald brachen Streitigkeiten mit der römischen Kirche, bald mit den alten Geschlechtern hervor; zeitweise mußte die deutsche Oberherrschaft sich dann doch wieder geltend zu machen, aber dauernd gelang dies nicht. Das polnische Reich war der erste große, freie und selbstständige Staat, in dem slawische Stämme in die Gemeinschaft der abendländischen Welt eintraten.

Mit ungemeiner Schnelligkeit wirkte, was in Polen geschah, auf Ungern zurück. Gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts war die Macht der Magyaren in der bedenklichsten Auflösung. Im Abendlande, wie dann auch im Morgenlande, hatten sie überall die empfindlichsten Niederlagen erlitten, so daß sie endlich von ihren Plünderungszügen ganz abstanden. Aber das wilde Volk, an das Kriegsleben gewöhnt,

konnte sich in friedliche Zustände nicht sogleich hineinfinden, und ihr Reich, noch nicht durch ein starkes Königthum zusammengehalten, lief Gefahr in inneren Kämpfen der Volkshäuptlinge untereinander mit eilenden Schritten dem Verfall entgegenzugehen, zumal es gleichzeitig von den umwohnenden Völkern mannigfache Angriffe zu erfahren hatte. Da versuchte es zuerst Geisa und mit ihm seine Gemahlin — Sarolta nennen sie spätere Quellen — durch Aufrichtung einer machtvollen und umfassenden fürstlichen Gewalt die Herrschaft der Magyaren zu sichern. Die Demüthigung und Unterwerfung der Häuptlinge unter ihre Macht, zugleich die Anknüpfung freundschaftlicher Verbindungen mit den abendländischen Staaten durch Einführung des Christenthums waren die nächsten Zielpunkte Geisas und der Sarolta. So ergriffen sie denn die Waffen gegen die inneren Feinde und riefen christliche Priester aus Baiern und Böhmen in das Land, indem sie zugleich friedliche Verbindungen mit dem deutschen Reich anzuknüpfen suchten. Aber sie konnten nicht zu dem Ziel ihres Strebens gelangen, da sie selbst noch ganz und gar von barbarischer Rohheit erfüllt waren. Geisas Herz war hart und grausam; mit eigener Hand erschlug er, wer seinen Zorn reizte. Als er das Christenthum einführen wollte, wüthete er mit wilder Leidenschaft gegen die Götzendiener, und doch opferte er selbst noch den falschen Göttern. Als man ihn einst deshalb zur Rede stellte, gab er zur Antwort, er sei reich genug, Gott und den Götzen zu opfern. Sarolta, die man „die schöne Herrin" nannte und die Geisa und mit ihm sein Volk ganz beherrschte, war ein Mannweib nach Denkart und Sitte; man sah sie ihr Roß gleich dem besten Rittersmann tummeln, aber auch gleich dem kräftigsten Zecher dem Becher zusprechen. Obwohl dem Christenthum ergeben, erschlug sie doch mit eigener Hand einen Mann, der ihre Leidenschaft erregt hatte. Von solchen Händen gepflanzt, konnte das Christenthum in Ungern nicht gedeihen, und damit lösten sich auch bald wieder die freundschaftlichen Beziehungen zu dem deutschen Reiche auf.

Auf Geisa folgte in der Herrschaft sein Sohn Waik, ein junger Mann, den die Natur mit den ausgezeichnetsten Gaben ausgestattet hatte. Er nahm das Werk seiner Eltern auf und wußte es durch Ernst und Beharrlichkeit durchzuführen. Es gelang ihm in den ersten Jahren seiner Regierung die letzten unabhängigen Häuptlinge in Ungern zu überwinden und so die monarchische Gewalt für alle Zeit festzustellen; zugleich aber setzte er seine ganze Kraft daran der christlichen Kirche unter den Magyaren eine bleibende Stätte zu be-

1000. reiten, und auch diese Bemühungen wurden mit dem besten Erfolge gekrönt. Nicht von der abendländischen Kirche allein, sondern auch von der morgenländischen waren bereits mehrfache Versuche zur Bekehrung Ungerns gemacht worden; Waik wandte sich, obgleich er fern davon war, die Bekenner der griechischen Kirche zu verfolgen, doch Rom, und nicht Constantinopel zu. Nicht ohne Einfluß hierauf wird gewesen sein, daß Waik sich mit Gisela, der Schwester des Herzogs Heinrich, vermählte; erst damals scheint er selbst sich völlig dem Christenthum zugewandt und den christlichen Namen Stephan angenommen zu haben. Obwohl er selbst durch Deutsche erweckt scheint, waren es doch nicht vorzugsweise Deutsche, welche die römisch-katholische Kirche in seinem Reiche begründen halfen, sondern Böhmen. Schon der heilige Adalbert hatte unter den Magyaren gepredigt, und als er seinem Märtyrertode entgegenging, trat ihm der Gedanke noch einmal entgegen, zu dem wilden Volke seine Schritte zu lenken, wo damals sein vertrauter Jugendfreund, der Mönch Radla, wirkte, aber nicht mit dem heiligen Eifer Adalberts. Erst Adalberts Tod erweckte Radla; erst jetzt fing er an seiner selbst zu vergessen und Alles für das Haus des Herrn zu leiden und zu wagen; „wie der Durstige nach einem „kalten Trunk,“ sagt die jüngere Lebensbeschreibung des heiligen Adalbert, „so sehnte sich jetzt in inbrünstiger Liebe Radla nach Adal„bert.“ Zu ihm gesellte sich Astrik,*) ein früher Adalbert dienstbarer Kleriker, und theilte mit ihm die Arbeit. Radla und Astrik wurden nun die Werkzeuge Stephans, um geordnete kirchliche Zustände in Ungern einzuführen. Noch gab es kein Bisthum daselbst, nur ein Kloster soll auf dem Martinberge bereits bestanden haben. Kaum aber war das polnische Erzbisthum mit seinen Suffraganen geordnet worden, so legte auch Stephan Hand an das Werk; es wurden Bisthümer und Abteien begründet, die Kirche von Gran zum Erzbisthum für das ganze ungrische Reich ersehen. Stephan schickte dann sofort Astrik nach Rom an den Kaiser und Papst, damit sie das begonnene Werk in ihren Schutz nähmen und förderten. Stephan bat, der Papst möchte die Gründung der bereits bestehenden Bisthümer genehmigen, ihm die Vollmacht ertheilen, neue Bisthümer und Abteien zu begründen, Gran zum Erzbisthum erheben und ihm die Königskrone ertheilen. Otto, hocherfreut über diese erfolgreiche Ausdehnung der christlichen Kirche, die ihm als ein Verdienst Adalberts erscheinen mochte,

*) Er wird auch Anastasius genannt, was nur die Uebersetzung des böhmischen Namens sein soll.

unterstützte die Bitten Stephans auf das Wärmste, obwohl dadurch schöne Hoffnungen, die lange der deutsche Klerus gehegt und für deren Erfüllung er Mühe und Arbeit nicht gescheut hatte, für immer vereitelt wurden. Silvester soll in die Worte ausgebrochen sein: „Ich „bin der apostolische Vater, aber ein Apostel verdient der mit Recht „genannt zu werden, der ein so großes Volk bekehrt hat!“ Er gewährte Stephan alle seine Bitten und übersandte ihm eine Krone,*) mit der der Ungernfürst sich dann feierlich zum Könige krönen ließ; das geschah im Jahre **1001**, nicht lange nachdem Otto zum Grabe des heiligen Adalbert gewallfahrt war und das Erzbisthum Gnesen errichtet hatte.

1001.

Wie Polen hatte jetzt auch Ungern seine eigene Metropole; wie dem Erzbisthum Magdeburg sein ausgedehnter Missionssprengel genommen war, so war Passau jenes Arbeitsfeld entzogen, auf dem es einst schon reiche Früchte gewonnen hatte. Wie Boleslaw nicht deutsche Prediger in sein Land rief, sondern seinen Blick nach Italien richtete, so auch Stephan, der sich in ununterbrochener Verbindung mit diesem Lande erhielt. Er gründete eine Kirche dem heiligen Stephan zu Rom, ein Hospitium zur Aufnahme ungrischer Kleriker zu Ravenna; dem Sohne des Dogen Peter Urseolus gab er seine Schwester zur Ehe. Nicht als gewaltiger Eroberer gleich Boleslaw hat sich Stephan einen Namen gewonnen, durch Thaten des Friedens hat er sich einen unvergänglichen Ruhm gesichert. Das Christenthum diente ihm zum Mittel, den Zustand seines Volkes von Grund aus umzubilden und über der alten Stammesverfassung neue staatliche Ordnungen zu erheben, in denen sich erst ein ungrisches Reich entwickeln konnte, das als vollberechtigt in den Kreis der abendländischen Staaten aufzunehmen war. Wie in Polen waren es auch hier die Einrichtungen des deutschen Reichs, die als Vorbild dienten, ja noch in weit höherem Maße. Die ganze staatliche und kirchliche Organisation, wie sie damals in Deutschland bestand, ist auf Ungern übertragen worden; die Bestimmungen fränkischer Capitularien und die Beschlüsse Mainzer Synoden lassen sich in den Gesetzen verfolgen, die Stephans Namen tragen. Bemerkenswerth ist die ungemein bevor-

*) Die vielberufene, noch jetzt bei den Krönungen der ungrischen Könige benutzte Krone besteht aus zwei Stücken; der Obersatz ist wahrscheinlich die damals von Silvester II. an Stephan geschickte Krone; der Untersatz ist byzantinischen Ursprungs und scheint im Jahre 1075 vom Kaiser Michael Ducas an König Geisa gesandt zu sein.

1001. zugte Stellung, die Stephan dem Klerus in Ungern gab; die Grundsätze des Pseudoisidor wurden von Anfang an der ungrischen Kirche eingepflanzt. Aber wie abhängig so auch Stephan von den Ideen seiner Zeit erscheint, er zeigte sich durchaus als ein selbstständiger Fürst und erhob sich zu einer Freiheit der Anschauung, wie sie damals selten genug war. Nicht allein mit dem abendländischen Reich stand er in freundschaftlicher Beziehung, sondern nicht minder mit dem griechischen Hofe; zu Constantinopel ließ er eine Kirche bauen, wie in Rom; selbst zu Jerusalem begründete er eine Kirche, was auf ein gutes Vernehmen mit dem fatimidischen Chalifen schließen läßt. Zu Stuhl-Weißenburg, in seiner Königsstadt, errichtete er einen prächtigen Münster zu Ehren der Jungfrau Maria; es werden griechische Bauleute gewesen sein, die das Werk ausführten. Stephan zog neben italienischen Mönchen deutsche Kolonisten in das Land; er sah, wie man sagt, das Wesen des Königthums darin, über Menschen verschiedenen Stammes zu herrschen. In keinem Reiche der Welt wohnten damals Bekenner des römisch-katholischen Glaubens gleichberechtigt neben Christen, die der morgenländischen Kirche angehörten, als in dem noch vor Kurzem ganz barbarischen Ungern.

Als das deutsche Volk dem jungen Kaiser bei seiner Rückkehr von Rom jubelnd entgegengezogen war, da hatte es erwartet, daß er die Kriege gegen die Dänen und Wenden aufnehmen und die erschütterte Herrschaft der Deutschen im Norden und Osten herstellen würde. Aber dieser Kaiser, der sich gern „den Friedfertigen" nennen ließ, zeigte keine Neigung, gegen die alten Feinde seines Volks das Schwerdt zu zücken; statt dessen wallfahrte er zu den Gebeinen der Todten und suchte mit dem Gedächtniß eines böhmischen Mannes die Welt zu erfüllen. Indem er den Wirkungskreis, den der große Otto der deutschen Kirche eröffnet hatte, für alle Folgezeit einschränkte, legte er zugleich den Grund zu der freien politischen Entwickelung der Völker des Ostens. Wohl mochte er von der luftigen Höhe seines Kaiserthums auf den Polenherzog und den Ungernkönig als unterworfene Fürsten herabsehen, sie als „Freunde und Bundesgenossen" seiner neuen römischen Republik betrachten; aber was sahen diese Fürsten selbst Anderes in Rom, als die Kirche des heiligen Petrus? Während der Kaiser durch eine Idee die Völker des Abendlands zu verbinden meinte, löste er die realen Grundlagen der deutschen Herrschaft, so viel an ihm war, auf. Kein deutscher König hat mehr Gewicht darauf gelegt, ein römischer Kaiser zu sein, als Otto III., und keiner hat weniger begriffen, auf welcher Grundlage sich die Macht der alten Imperatoren

erhob. Die Herstellung der römischen Republik, wie er sie herbeizuführen suchte, war und blieb eine ideale Fiction; in der That diente sein Regiment nur dazu, die Entwicklung der Nationen, die sich dem Reiche unterworfen hatten, zu kirchlicher und staatlicher Selbstständigkeit mächtig zu fördern, und entsprach hierin nur allzusehr dem deutschen Wesen, das er sonst verschmähte. 1001.

Man sieht noch in Hildesheim eine in Erz gegossene Säule, die damals Bischof Bernward anfertigen ließ und die später in der Michaeliskirche aufgestellt wurde; sie ist ein Abbild der Trajansäule zu Rom im Kleinen und, wie kaum zu bezweifeln ist, unmittelbar nach diesem klassischen Muster gearbeitet. Auf einem spiralförmig um den Säulenschaft herumlaufenden Bande sind hier, wie dort, figurenreiche Reliefdarstellungen angebracht, aber man erblickt hier nicht den römischen Kaiser in seinen Siegen und seinem Triumphe, sondern Begebenheiten aus der Geschichte des Heilands, obwohl künstlerisch in ähnlicher Weise geordnet. Der Gedanke wird der Trajansäule entnommen sein, aber die Ausführung im Einzelnen entspricht ihr nicht von fern; der Stil ist naturalistisch, die Zeichnung der Figuren roh, die Bewegung stark und plump; die kurzen, stämmigen und derben Gestalten scheinen eher sächsischen Bauern anzugehören, als dem Vorbild der Antike entlehnt, und auch die Tracht erinnert an Bernwards Umgebung. Diese Säule ist das beste Gleichniß jener römischen Republik, die Otto herzustellen gedachte. So verschieden das Werk seines Lehrers von der Trajansäule ist, so verschieden war seine Herrschaft von der des Trajan.

17.

Allgemeiner Abfall. Ottos III. Tod.

Kein Sterblicher, der sich von dem heimischen Boden losreißt und in vermessenem Stolz über die Art seines Volkes erhebt, vermag Dauerndes zu schaffen; am Wenigsten der Herrscher, dessen eigenthümliche Arbeit nur gedeiht, indem er alle Triebe und Kräfte seines Volkes und Landes zusammenfaßt und sie gesammelt zu bestimmt in

1001. das Auge gefaßten großen Zielen leitet. Wie traurig das Ende eines Fürsten ist, der sein Volk verläßt — sei er selbst der wohlmeinendste und mit den seltensten Anlagen ausgestattet — das hat Niemand unter bitterern Schmerzen erfahren, als Otto III. Während er sich hoch über sein Volk aufzuschwingen vermeinte und von einer Höhe der Macht zur andern zu erheben gedachte, entschwand ihm der Boden unter den Füßen, und er stürzte jählings in die Tiefe hinab; während er alle Welt zu beherrschen glaubte, verließ ihn alle Welt; das weite Reich seiner Väter war ihm zu eng gewesen, und er beschloß in einem abgelegenen, fast ausgehungerten Felsennest seine Tage. Wohl mochte er den Irrthum seiner hoffärtigen Jugend erkennen, aber Körper und Geist brachen hinfällig in frühen Jahren zusammen, und es blieb ihm nicht Raum seinen großen Fehl zu verbessern. So unglücklich das Ende des zweiten Otto war, viel trauriger und trüber waren die letzten Tage seines Sohns.

Schon als der Kaiser nach Rom zurückkehrte, fand er das südliche Italien in offener Empörung. Es ist erzählt worden, wie er seine Macht in den langobardischen Fürstenthümern, wie in Neapel und Gaeta zu sichern suchte, wie er namentlich seinen Freund Ademar in Capua zum Fürsten einsetzte. Aber nur vier Monate konnte sich Ademar in seinem Fürstenthum behaupten, da vertrieben die Einwohner ihn und die deutsche Besatzung Capuas und erwählten Landulf, den Bruder des Fürsten Pandulf von Benevent, einen Sprößling des alten langobardischen Fürstenhauses, zu ihrem Herrn. Seitdem hatte Ottos Herrschaft über Capua und Benevent ihr Ende erreicht, und gleichzeitig entzogen sich auch Salerno, Neapel und Gaeta wieder seiner Hoheit. Und schon zeigte sich in den römischen Gegenden selbst gegen Otto und seinen Papst überall der Geist der Empörung. Wie trieb nicht Silvester den Kaiser zur Rückkehr nach Rom, und kaum war dieser angelangt, so mußte er ein Heer absenden, um das empörte Tibur zu belagern. Die kleine Stadt, das jetzige Tivoli, trotzte im Vertrauen auf ihre feste Lage am Fuße des Sabinergebirges der Macht des Kaisers, der sie vergeblich längere Zeit umschließen ließ. Endlich versuchte man es, sie durch Güte zur Unterwerfung zu bringen. Der Papst, der Bischof Bernward von Hildesheim und der heilige Romuald, der eben damals die Leitung der Abtei Classe in die Hände des Kaisers zurückgab, traten als Vermittler auf, und ihre vereinten Bemühungen brachten die Einwohner der Stadt dahin, daß sie Unterwerfung gelobten. Gnade flehend erschienen die ersten Män-

ner der Stadt in dem kläglichsten Aufzug vor dem kaiserlichen Palast und erhielten Verzeihung. 1001.

Schon lange sahen die Römer voll Misgunst und Neid auf die kleineren Städte, die sich neben ihnen erhoben. Mit Unwillen vernahmen sie daher, daß Tibur dem Zorn des Kaisers entgangen sei, und sofort erhob sich in Rom selbst der Aufstand. An die Spitze desselben stellte sich ein vornehmer Römer mit Namen Gregorius, dem der Kaiser vorher große Ehren hatte zu Theil werden lassen; mit ihm wird als Rädelsführer ein gewisser Benilo genannt. Der Aufstand ergriff sogleich die ganze Stadt, und man sperrte die Thore derselben, damit Herzog Heinrich von Baiern und Hugo von Tuscien, die mit einem Heere in der Nähe lagerten, dem Kaiser nicht zu Hülfe eilen könnten; zugleich umschloß man den Aventin und den kaiserlichen Palast. Drei Tage wird Otto hier mit den Seinen belagert, endlich beschließt er einen Ausfall zu machen und sich durchzuschlagen. Er selbst und die Seinen empfangen aus den Händen des Bischofs Bernward das Sacrament, dann ergreift Bernward die heilige Lanze, um die Mannen des Kaisers zu führen. Aber schon waren Heinrich und Hugo, von den Vorgängen in der Stadt unterrichtet, aus dem Lager herbeigeeilt, und hatten durch friedliche Anerbietungen den Aufstand zu bewältigen gesucht. Man öffnete ihnen die Thore der Stadt, und sie gelangten zum Kaiser. So unterblieb der drohende Kampf; die Waffen sanken in dem Augenblick, als man sie erheben wollte. Februar.

Die Römer hatten Frieden gelobt und versprachen am folgenden Tage dem Kaiser aufs Neue zu huldigen. In der That erschienen sie vor dem Palaste und erneuerten ihren Eid. Der Kaiser aber bestieg einen Thurm seiner Hofburg und sprach von hier zu dem versammelten Volke. „Höret auf die Worte eures Vaters“ — so soll nach dem Biographen des heiligen Bernward der junge Kaiser gesprochen haben — „und bewahret sie in euren Herzen. Seid ihr „meine Römer, um derenwillen ich mein Vaterland und mein Geschlecht verlassen, denen zu Liebe ich meine Sachsen und die Deutschen „allzumal, mein Blut, hintenan gesetzt habe? In die fernsten Länder „meiner Herrschaft, wohin eure Väter niemals, als sie sich den „Erdkreis unterworfen hatten, ihren Fuß setzten, habe ich euch geführt „und um euretwillen, weil ihr die Ersten in meiner Gunst waret, „den allgemeinen Haß auf mich geladen. Und nun zum Dank für „das Alles wollt ihr mich nicht mehr als euren Vater anerkennen; „meine theuersten Freunde erschluget ihr grausam und wehret mir den

1001. „Zugang zu euch. Ach, ihr vermögt es nicht, denn die mein Herz „umfaßt, lasse ich nicht fern von mir weilen. Ich kenne die Urheber „der Empörung und bezeichne sie mit dem Wink meiner Augen; Aller „Blicke richten sich auf sie, und doch zagen sie nicht. Aber fürwahr, „ich werde es nicht dulden, daß meine Getreuen, über deren Unschuld „ich frohlocke, länger durch die Berührung mit diesen Frevlern befleckt „werden und sich nicht von ihnen zu sondern vermögen." Die Worte des Kaisers wirkten. Die Menge wurde bis zu Thränen gerührt; Benilo und ein anderer Rädelsführer wurden ergriffen und mishandelt; nackend, an den Beinen schleifte man sie die Treppen des Thurms hinauf und warf sie hier halbtodt zu den Füßen des Kaisers nieder.

Die Eintracht zwischen Otto und den Römern schien hergestellt, aber Heinrich und Hugo riethen dem Kaiser, dem wetterwendischen Volke nicht zu trauen, sondern so bald wie möglich Rom zu verlassen. 16. Febr. Am 16. Februar entfernte sich Otto, vom Papste und Bernward begleitet, aus Rom und ist niemals in die Mauern der Stadt zurückgekehrt. Er verweilte noch einige Zeit in der Nähe derselben und entsandte Bernward mit Aufträgen an die Bischöfe und Grafen der Lombardei, die diese zu Pavia entgegennahmen. Bernward, den Leo von Vercelli über die Alpen geleiten ließ, kehrte darauf nach Deutschland zurück. Otto ging mit dem Papst erst nach Tuscien, dann gegen Ende des März nach Ravenna, wo er nun dauernd seine Residenz aufschlug. In dem Kloster Classe nahm er mit dem Papste 13. April. Wohnung und feierte hier das Osterfest. Herzog Heinrich von Baiern kehrte über die Alpen nach seinem Herzogthum zurück.

Die Fastenzeit hatte der Kaiser in strengen Bußübungen zugebracht. Es waren damals in seiner Nähe der Abt Odilo von Cluny und der heilige Romuald, der so eben von einer Wallfahrt nach Monte Cassino zurückgekehrt war; diese beiden Heroen des mönchisch-ascetischen Lebens waren wohl geeignet, das Auge des jungen Kaisers ganz den himmlischen Dingen zuzuwenden. Aber die weltlichen Sorgen kehrten bald genug zurück, denn mit Nichten hatte Otto seine Pläne, die Weltherrschaft Roms zu erneuern, schon aufgegeben. Seine Absichten waren zunächst darauf gerichtet, seine erschütterte Herrschaft in den langobardischen Fürstenthümern und in Rom mit Waffengewalt herzustellen, und schon sammelte er zu dem Ende ein Heer aus Italien und Deutschland; zugleich ging er damit um, die verwandtschaftlichen Verbindungen mit dem Hofe von Constantinopel herzustellen und sich um die Hand einer kaiserlichen Prinzessin aufs

Neue zu bewerben. In beiden Beziehungen konnte ihm die Unterstützung des Dogen Peter Urseolus von dem größten Nutzen sein, und gleich nach dem Osterfeste machte er diesem einen denkwürdigen Besuch in dessen eigener Stadt. 1001.

Mit Recht hegte der Kaiser gegen den Dogen von Venedig die größte Verehrung. Denn mit ungemeiner Klugheit hatte dieser Fürst, gewiß das größte Herrschtalent seiner Zeit, das Wohl seines kleinen Inselstaats zu fördern gewußt; wie ein kluger Seemann hatte er das Fahrzeug zwischen den drohenden Klippen rechts und links hindurch gesteuert. Mit dem Hofe von Constantinopel in gleich gutem Vernehmen, wie mit dem Kaiser des Abendlands, hatte er nicht nur Venedigs Freiheit gesichert, sondern auch dem Handel der Venetianer überall offene Straßen und die größten Vergünstigungen gewonnen. Er war der einzige Fürst seiner Zeit, der aus seinem Vermögen eine große Stiftung zu gemeinnützigen Zwecken begründete, deren Verwaltung er nicht der Kirche, sondern rechtschaffenen Bürgern der Republik übertrug. Als an den croatischen und dalmatischen Küsten Seeräuber die Schiffe der Venetianer überfielen, brach er mit einer Flotte auf und brachte es durch einen glänzenden Kriegszug im Jahre 998 dahin, daß die Dalmatier ihn als ihren Herrn und Herzog anerkannten und die Croaten gedemüthigt Frieden schlossen: es war die erste große Eroberung der Venetianer. So oft Otto III. nach Italien kam, hatte ihm der Doge Gesandte mit seinem Sohne entgegengeschickt und keine Gelegenheit unterlassen ihn zu ehren; so war längst in Otto der Wunsch erregt, den merkwürdigen Mann inmitten seiner Bürger zu sehen, und dieser Wunsch sollte jetzt in Erfüllung gehen.

Die Reise des Kaisers wurde ganz im Geheimen betrieben; wie es scheint, weil der Doge vor den auf ihre Freiheit eifersüchtigen Venetianern Besorgniß hegte. Der Kaiser verließ daher Ravenna unter dem Vorwande, daß er um seiner Gesundheit willen einige Tage auf der in der Pomündung liegenden Insel Pomposa zubringen wolle. Er begab sich auch hierhin, bestieg aber sogleich bei Einbruch der Nacht, vom Grafen Hezelin, dem Schwager Herzog Heinrichs von Baiern, dem Grafen Raimbald von Treviso, einem seiner Vasallen, Teupern mit Namen, seinen beiden Kämmerern Rainard und Tammo, einem Kapellan und dem Cardinal Friedrich begleitet, ein heimlich von Venedig herübergesandtes Schiff. Das Meer war unruhig, und erst in der folgenden Nacht landete der Kaiser bei S. Servolo, wo ihn der Doge im Dunkel ganz im Geheimen bewillkommnete. Der Kaiser begab sich nach dem Kloster S. Zaccaria in

des Kaisers wirkten. Die Menge wurde bis zu Thränen gerührt; Benilo und ein anderer Rädelsführer wurden ergriffen und mishandelt; nackend, an den Beinen schleifte man sie die Treppen des Thurms hinauf und warf sie hier halbtodt zu den Füßen des Kaisers nieder.

Die Eintracht zwischen Otto und den Römern schien hergestellt, aber Heinrich und Hugo riethen dem Kaiser, dem wetterwendischen Volke nicht zu trauen, sondern so bald wie möglich Rom zu verlassen. Am 16. Februar entfernte sich Otto, vom Papste und Bernward begleitet, aus Rom und ist niemals in die Mauern der Stadt zurückgekehrt. Er verweilte noch einige Zeit in der Nähe derselben und entsandte Bernward mit Aufträgen an die Bischöfe und Grafen der Lombardei, die diese zu Pavia entgegennahmen. Bernward, den er von Vercelli über die Alpen geleiten ließ, kehrte darauf nach Deutschland zurück. Otto ging mit dem Papst erst nach Tuscien, dann gegen Ende des März nach Ravenna, wo er nun dauernd seine Residenz aufschlug. In dem Kloster Classe nahm er mit dem Papst Wohnung und feierte hier das Osterfest. Herzog Heinrich von Baiern kehrte über die Alpen nach seinem Herzogthum zurück.

16. Febr.

13. April.

Die Fastenzeit hatte der Kaiser in strengen Bußübungen zugebracht. Es waren damals in seiner Nähe der Abt Odilo von Cluny und der heilige Romuald, der so eben von einer Wallfahrt nach Monte Cassino zurückgekehrt war; diese beiden Heroen des mönchisch-ascetischen Lebens waren wohl geeignet, das Auge des Kaisers ganz den himmlischen Dingen zuzuwenden. Aber die weltlichen Sorgen kehrten bald genug zurück, denn mit Nichten hatte er seine Pläne, die Weltherrschaft Roms zu erneuern, schon aufgegeben.

Reue zu bewerben. In beiden Beziehungen [illegible] stützung des Dogen Peter Urseolo [illegible] und gleich nach dem Osterfeste machte er [illegible] Besuch in dessen eigener Stadt.

Mit Recht hegte der Kaiser gegen [illegible] größte Verehrung. Denn mit ungemeiner [illegible] gewiß das größte Herrschertalent seiner Zeit [illegible] Inselstaats zu fördern gewußt; wie er [illegible] Fahrzeug zwischen den drohenden [illegible] gesteuert. Mit dem Hofe von [illegible] nehmen, wie mit dem Kaiser [illegible] Venedigs Freiheit gesichert, [illegible] überall offene Straßen und [illegible] Er war der einzige Fürst [illegible] große Stiftung zu gemein[illegible] tung er nicht der Kirche [illegible] blik übertrug. Als er [illegible] räuber die Schiffe der [illegible] auf und brachte es [illegible] dahin, daß die Dalmatier [illegible] ten und die Croaten [illegible] große Eroberung der [illegible] hatte ihm der [illegible] und keine Gelegenheit [illegible] Otto der [illegible] Bürger zu sehen, [illegible]

Die Reise [illegible] es scheint, [illegible] Venetianern [illegible] unter dem [illegible] Tage auf [illegible] wolle. Er [illegible] den Nacht, [illegible] und [illegible] das Heer [illegible] der Kai[illegible] ganz im [illegible] nach dem Kloster [illegible]

[illegible]rt seinen gerechten Un- [illegible]en Heeresschaaren des [illegible] Juni und Juli ver- [illegible]e diese jedoch selbst zu [illegible] der kleinen Burg Pa- [illegible]ndem Kegel man nach [illegible]n zu seinen Füßen lie- [illegible]em Heere gegen Bene- [illegible] Besatzung in der Hand [illegible] Bischofs Bernward von [illegible] seinem Heere belagert; [illegible]ß das Heer nach kurzer [illegible]er Mitte des Octobers [illegible]d hielt in Pavia Hof. [illegible]inem Heere gegen Rom; [illegible]ch nach Ravenna, neue [illegible]tschland zu sich entboten

1001.

[illegible]r Kaiser damals äußeren [illegible] Wochen mit Ausnahme [illegible]wachend und unter Gebet [illegible] seine Sünden. Niemals [illegible]ir eine neue Stiftung des [illegible] die größte Theilnahme an [illegible] öfters hatten sich Romuald [illegible] angeschlossen und wollten [illegible]sen, in seiner Nähe blei- [illegible]n einsamen Insel unweit [illegible] einmal ein Eremitenleben [illegible] auch hierhin. Es waren [illegible] Romuald sein Kloster auf [illegible]re Mönche desselben Klo- [illegible]n des Polenherzogs schloß [illegible] Seele in der Verehrung [illegible]nd St[illegible] Vorbild [illegible] auch [illegible]

1001. der Nähe des Dogenpalastes, dann bald in unscheinbarer Tracht, nur mit geringer Begleitung nach diesem selbst. Er nahm das damals schon merkwürdige Bauwerk in Augenschein und ließ sich darauf in einen Thurm des Palastes einschließen. Inzwischen brach der Morgen an, und als der Doge nach dem Morgengebet aus S. Marco trat, begrüßte ihn öffentlich der Graf Hezelin als Gesandter des Kaisers, dessen Anwesenheit in der Stadt man so verbergen wollte. Der Doge erkundigte sich nach dem Ergehen des Kaisers; Hezelin gab zur Antwort, der Kaiser befinde sich wohl und sei zu Pomposa. Darauf wurde Hezelin in der Nähe des Palastes gastlich bewirthet; der Doge aber eilte zum Kaiser und verweilte lange bei ihm, kehrte auch zum Mittagsmahle zurück und speiste mit dem Kaiser und seiner Umgebung. Am Abende fanden sich die beiden Herrscher wieder zu vertrauter Unterhaltung zusammen. Vieles von Wichtigkeit wurde hier unter ihnen verhandelt; wir wissen jedoch nur von Einem, daß der Kaiser Venedig die Uebersendung des Mantels erließ, in der man ein Anerkenntniß der deutschen Oberhoheit über die Stadt sah; vermuthen läßt sich, daß Otto die Unterstützung des Dogen beim Kriege in Unter-Italien und zu der Schließung eines Freundschaftsbündnisses mit Constantinopel in Anspruch genommen haben wird. Der Kaiser hob noch eine Tochter des Dogen aus der Taufe, wie er früher bereits der Firmelung des zweiten herzoglichen Sohns beigewohnt hatte. Nur eine Nacht verweilte der Kaiser in Venedig; in der zweiten Nacht verließ er, reich vom Dogen beschenkt, heimlich wieder, wie er gekommen war, die Stadt; nur zwei seiner Begleiter traten mit ihm die Rückreise an, die anderen reisten am folgenden Tage mit Hezelin öffentlich von Venedig ab. Als Otto in Ravenna wieder eintraf, enthüllte er das Geheimniß seiner Reise. Da versammelte auch der Doge das Volk von Venedig und erklärte ihm, welchen hohen Gast die Stadt beherbergt habe, auch die Vortheile, welche daraus ihr erwachsen seien, ließ er nicht unbemerkt, und das Volk pries die Klugheit seines Fürsten und die Güte des Kaisers.

Bis tief in den Monat Mai hinein hielt sich Otto zu Ravenna auf, während sich inzwischen sein Heer sammelte. Vorzüglich scheinen Lombarden ihm zugezogen zu sein, doch waren auch Schwaben und Sachsen erschienen. Der Kaiser brach mit dem Heere gegen Rom auf, und stand um die Pfingstzeit vor den Thoren der Stadt bei der 4. Juni. alten Paulskirche. Die Römer entließen die bis dahin noch in der Stadt eingeschlossene Mannschaft des Kaisers und suchten durch mancherlei Versprechungen den Zorn desselben zu begütigen. Aber Otto

traute ihren Worten nicht mehr und ließ sie hart seinen gerechten Unwillen fühlen. Die Campagna wurde von den Heeresschaaren des Kaisers schonungslos verwüstet. Während des Juni und Juli verweilte der Kaiser in der Nähe der Stadt, ohne diese jedoch selbst zu betreten; seinen Sitz nahm er gewöhnlich in der kleinen Burg Paterno am Fuß des Soracte, von dessen hochragendem Kegel man nach allen Seiten einen freien Umblick hat und Rom zu seinen Füßen liegen sieht. Endlich brach der Kaiser mit seinem Heere gegen Benevent auf und ließ Paterno mit einer starken Besatzung in der Hand des tapfern Grafen Tammo, des Bruders des Bischofs Bernward von Hildesheim. Benevent wurde vom Kaiser und seinem Heere belagert; es ergab sich alsbald, wie es scheint, so daß das Heer nach kurzer Frist abziehen konnte. Der Kaiser war in der Mitte des Octobers bereits nach der Lombardei zurückgekehrt und hielt in Pavia Hof. Von hier sandte er den Patricius Ziazo mit einem Heere gegen Rom; er selbst fuhr den Po hinab und begab sich nach Ravenna, neue Streitkräfte erwartend, welche er aus Deutschland zu sich entboten hatte. 1001.

Noch mehr, als sonst, wandte sich der Kaiser damals äußeren Bußübungen zu. Oefters fastete er ganze Wochen mit Ausnahme des Donnerstags; die Nächte brachte er wachend und unter Gebet hin und beweinte in heißen Thränenströmen seine Sünden. Niemals hat ihm Romuald näher gestanden, und für eine neue Stiftung des heiligen Mannes legte der Kaiser damals die größte Theilnahme an den Tag. Einige Mönche des Bonifaciusklosters hatten sich Romuald auf seiner Wallfahrt nach Monte Cassino angeschlossen und wollten auch ferner, um in der Heiligkeit zu wachsen, in seiner Nähe bleiben. Als er sich daher nach einer kleinen einsamen Insel unweit Ravenna, Pereum genannt, wo er schon einmal ein Eremitenleben geführt hatte, begab, begleiteten sie ihn auch hierhin. Es waren unter Anderen Bruno, der aus Liebe zu Romuald sein Kloster auf dem Aventin verlassen hatte, und zwei andere Mönche desselben Klosters, Benedict und Johannes; auch ein Sohn des Polenherzogs schloß sich ihnen an; sie Alle ein Herz und eine Seele in der Verehrung gegen den heiligen Adalbert, dessen Leben und Sterben ihnen Vorbild und Leuchte war. Dem Andenken Adalberts wurde deshalb auch alsbald auf Pereum ein Kloster errichtet, zu dem der Kaiser die Mittel hergab und dem Romuald einen Abt setzte. Der heilige Mann selbst aber und seine nächsten Gefährten lebten in abgesonderten Zellen, außer den Andachtsübungen emsig mit Handarbeiten beschäf-

1001. tigt; denn obschon sie meist von vornehmem Geschlecht und reich begütert waren, wollten sie doch nur selbstgewonnenes Brod essen. Der Gedanke, gleich Adalbert hinauszuziehen unter die Heiden, erfüllte hier manches Herz, und bald zeigte sich hierzu die erwünschte Gelegenheit. Polen und Ungern verlangten dringend Prediger des göttlichen Worts, und das Pereum schien recht eigentlich dazu ersehen, das Werk Adalberts fortzusetzen und eine Pflanzschule für die Missionäre des östlichen Europa zu werden. Als die ersten Mahnungen des Polenfürsten Boleslaw an den Kaiser ergingen, ihm Heidenboten zu senden, wandte sich Otto daher sogleich nach Pereum; Romuald wollte keinem der Brüder gebieten, was nach seiner Meinung aus freiem Drange des Herzens hervorgehen mußte. Freiwillig erboten sich Benedict und Johannes nach Polen zu gehen, zunächst um die Sprache zu erlernen, in der sie das Evangelium vom Gottessohn predigen sollten; Bruno entschied sich ihnen später zu folgen. Auch Romuald selbst ergriff der Gedanke zu den Heiden hinauszuziehen; er brach einmal mit vierundzwanzig Brüdern auf, um sich nach Ungern zu begeben, aber ein Wink des Herrn hielt ihn von der Fortsetzung der Reise ab.

Man kann sich leicht vorstellen, wie sehr das eigenthümliche Streben im Pereum dem schwärmerischen Geiste des jungen Kaisers zusagte, und Romuald soll ernstlich daran gedacht haben, ihn für das klösterliche Leben zu gewinnen. Es schmerzte ihn tief, wenn er den Jüngling, der sich den himmlischen Dingen mit solcher Andacht und warmen Liebe hingab, immer von Neuem in das wirre Treiben der Welt gezogen sah. Früher schon, wird erzählt, hatte Otto an Romuald einmal das Versprechen gegeben, der Welt zu entsagen; heftiger drang jetzt der alte Eremit in ihn, und Otto, der wohl nie ernstlich an die Sache gedacht und der zu derselben Zeit für sich den Erzbischof Arnulf von Mailand um die Hand einer Kaisertochter zu Constantinopel werben ließ, entzog sich nur mit Mühe seinen Bitten. „Erst will ich nach Rom ziehen," soll er zu Romuald gesagt haben, „und im Triumphe nach Ravenna heimkehren." „Wenn du nach „Rom ziehst," erwiederte Romuald, „dann siehst du Ravenna nie „wieder." Ein prophetisches Wort, dem ähnlich, das einst der heilige Majolus an den Vater des Kaisers richtete.

Erst in der Mitte des Decembers verließ der Kaiser Ravenna; zu derselben Zeit stiegen deutsche Kriegsschaaren auf verschiedenen Wegen von den Alpen herab und eilten dem Süden zu. Die Reihen der Kämpfer waren aber nicht so dicht, als sie der Kaiser erwartete,

der alle verfügbaren Streitkräfte ihm zuzuführen befohlen und namentlich sämmtliche deutsche Bischöfe mit ihren Vasallen zu sich entboten hatte, so gerüstet, daß sie überallhin ihm folgen könnten. Ottos Botschaft hatte jedoch in Deutschland nicht dieselbe Aufnahme gefunden, wie einst die seines Vaters nach jener Unglücksschlacht in Calabrien. Schmerzlicher Unmuth über das undeutsche Auftreten des jungen Kaisers, über die offenkundige Zurücksetzung des eigenen Volks, die immer mehr hervortretende Schwächung des Reichs troß alles äußern blendenden Glanzes und Schimmers griff immer mehr um sich und brach endlich in bittere Reden aus. Aufrührerische Worte führten zu hochverrätherischen Plänen, und schon war ein großer Theil der Herzöge und Grafen in eine Verschwörung gegen den Kaiser verwickelt; selbst Heinrich von Baiern, den nächsten Verwandten des Kaisers, suchte man in dieselbe zu ziehen, aber eingedenk der letzten Ermahnungen seines Vaters wies er alle solche Zumuthungen mit Ernst und Entschiedenheit zurück. 1001.

Die kaiserliche Macht ruhte zum guten Theil auf der Ergebenheit und Treue der deutschen Bischöfe, aber auch von ihnen liehen troß der großen Freigebigkeit des Kaisers gegen die Kirche schon viele den Worten der Verführung ihr Ohr, und selbst Erzbischof Willigis, der Mann, dem Otto vornehmlich seine königliche und kaiserliche Gewalt verdankte, war in seinen Gesinnungen gegen ihn keinesweges der alte. Zuverlässig hatten schon früher die hierarchischen Bestrebungen Roms und die Stiftung des Erzbisthums Gnesen seinen Unmuth erweckt, doch trat der Zwiespalt zwischen ihm einerseits und dem neuen römischen Kaiser- und Papstthum andererseits erst in einem an sich geringfügigen Streite hervor, der aber bald durch die Bedeutung des Mannes in der ganzen abendländischen Christenheit das größte Aufsehen erregte und eine ungemeine Bedeutung gewann. Es war der Gandersheimer Streit, der, nachdem kaum eine der Kirche drohende Spaltung beseitigt war, aufs Neue die Besorgniß vor einer ähnlichen wach rief. Wie der Hergang der Sache uns berichtet wird, erscheint allerdings Willigis nicht eben in dem allergünstigsten Lichte, aber man hat nicht zu vergessen, daß der einzige uns erhaltene ausführlichere Bericht von Thankmar, dem Lehrer und Biographen des Bischofs Bernward, des Hauptwidersachers des Erzbischofs in diesem Streite, herrührt und daß dieser Thankmar selbst mehrfach als Advokat Bernwards im Verlauf der Sache hervortritt.

Der Gandersheimer Streit.

1000. Das Frauenkloster Gandersheim war von dem Großvater Ottos I. gestiftet und als Familienstiftung von dem sächsischen Herrscherhause immer besonders geehrt, sogar die Aebtissin meist aus diesem Hause selbst gewählt worden. Es lag auf der Grenze des Mainzer und Hildesheimer Sprengels, aber die Bischöfe von Hildesheim hatten, wie es scheint, seit geraumer Zeit unbestritten die geistliche Gerichtsbarkeit über das Kloster geübt, mindestens hatte die Aebtissin Gerberge, die Tochter Herzog Heinrichs I. von Baiern, die seit dem Jahre 960 dem Kloster vorstand, willig das Aufsichtsrecht des Hildesheimer Bischofs anerkannt. Willigis, der nicht der Mann war, irgend einen Anspruch dem Mainzer Erzstift zu vergeben, glaubte indessen ein Recht auf Gandersheim zu haben, und als Sophie, die Schwester Ottos III., hier als Nonne eingekleidet werden sollte, beanspruchte er die Einweihung der jungen Fürstin. Der Bischof Osdag von Hildesheim erhob jedoch damals Einspruch, und durch Vermittelung der Kaiserin Theophano war der Streit so ausgeglichen, daß Willigis und Osdag zusammen die Weihe vornahmen.

Auf Osdag folgte im Bisthum Hildesheim Bernward, der Lehrer Ottos III., und zwar hauptsächlich auf Betrieb des Willigis, dem Bernward überhaupt seine Laufbahn zu danken hatte. Die ersten Jahre lebte auch Bernward mit Willigis in gutem Vernehmen; Bernward blieb unangefochten in seinen Rechten über Gandersheim, obwohl sich Sophie, welche für die altersschwache und kranke Aebtissin schon bei deren Lebzeiten das Regiment führte, offenkundig mehr an Willigis anschloß. Zum Ausbruch kamen die Streitigkeiten erst wieder, als die neugebaute Kirche des Klosters im Spätsommer des Jahres 1000 eingeweiht werden sollte. Sophie forderte Willigis dazu auf; dieser sträubte sich zwar Anfangs, gab aber endlich doch ihren dringenden Bitten nach. Seit dem letzten Aufenthalt ihres kaiserlichen Bruders in Deutschland, wo sich Sophie, ohnehin nicht ohne Scheelsucht gegen ihre Schwester Adelheid, die Aebtissin von Quedlinburg, hinter dieselbe bei Hofe zurückgesetzt glaubte, hatte sie gegen Bischof Bernward, in dem sie einen entschiedenen Günstling des Kaisers sah, eine tiefe Abneigung gewonnen; nicht minder war Willigis gereizt worden, der seine großen Verdienste um das kaiserliche Haus wenig erkannt und sich vernachlässigt fand gegen Männer wie Bernward und Heribert, die in die weitaussehenden Ideen des Kaisers und Papstes

bereitwillig eingingen. Schon die hitzigen Bestrebungen für Hebung der päpstlichen Gewalt von Seiten Gregors V. hatten, obschon Willigis zur Wahl dieses deutschen Nachfolgers Petri doch hauptsächlich mitgewirkt hatte, bei ihm nur geringe Unterstützung gefunden; zum päpstlichen Vicar ernannt und aufgefordert gegen Gisiler einzuschreiten, hatte er wenig oder nichts in dessen Sache gethan. Noch viel weniger zeigte er sich Silvester II., dessen Charakter ihm wenig Vertrauen einflößen mochte, geneigt und ergeben. Mehr und mehr trat er vielmehr jenen römischen Ideen von Kaiser- und Papstthum gegenüber als Vertreter der deutschen Interessen hervor, während Bernward gegen die überschwänglichen Entwürfe seines Zöglings und die ehrgeizigen Pläne Silvesters sich mehr als nachgiebig zeigte. Als der Rechtsstreit über Gandersheim von Neuem ausbrach, mußte er hierdurch sogleich einen äußerst gereizten persönlichen Charakter gewinnen. 1000.

Die Kirchweihe war auf den 14. September anberaumt und Bernward von der Aebtissin aufgefordert worden, bei derselben zu erscheinen, während die Weihe selbst bereits früher dem Erzbischof von Sophie übertragen war. Willigis aber änderte den bestimmten Termin ab und verlegte die Kirchweihe auf den 21. September; er unterließ nicht hiervon Bernward zu benachrichtigen, der indessen Behinderungen vorgab und sein Erscheinen ablehnte. Unerwarteter Weise erschien nun Bernward doch am 14. zu Gandersheim als dem zuerst angesetzten Termin und wollte selbst die Kirche weihen; er fand aber nicht nur keine Vorbereitungen zum Feste getroffen, sondern die Nonnen vielmehr auf das Entschiedenste zum Widerstande gegen jedes Vorschreiten von seiner Seite gerüstet. Dennoch hielt Bernward in dem Kloster Gottesdienst ab, beschwerte sich in einer Anrede an die Gemeinde über das ihm angethane Unrecht und untersagte kraft seines bischöflichen Amtes jedem Andern die Ausübung des ihm zustehenden Rechts der Kirchweihe. Nach ärgerlichen Streitigkeiten verließ er alsdann das Kloster. Am 20. September erschien Willigis, wie er verheißen hatte, in Gandersheim; mit ihm kamen der Herzog Bernhard von Sachsen und die Bischöfe von Paderborn und Verden; am folgenden Tage stellte sich auch für Bernward der Bischof Eckard von Schleswig mit mehreren Domherren von Hildesheim ein. Eckard, aus seinem Sprengel vertrieben, hielt sich damals in Hildesheim auf und betrachtete sich als diesem Stifte zugehörig; er ergriff jetzt das Wort für Bernward und entschuldigte dessen Ausbleiben mit kaiserlichem Dienst, protestirte aber zugleich feierlich gegen die Kirchweihe, zu der Bernward allein befugt sei; vermeine Willigis durch irgend

1001. ein Privilegium ein Recht darauf zu haben, so möge er dies zuvor ordnungsmäßig vor einer Synode darthun. Der Erzbischof wurde zornig und erklärte, er werde am folgenden Tage die Kirche weihen, ob Bernward erschiene oder nicht. Bernward erschien am andern Tage nicht, wohl aber trat abermals Bischof Eckard mit den Hildesheimer Domherren auf und widersetzte sich der Weihung der Kirche von Neuem. Willigis stand von seinem Vorhaben ab, hielt aber im Kloster Gottesdienst ab und kündigte bei demselben an, daß er am 28. November an Ort und Stelle in dieser Sache eine Synode abhalten würde; zugleich verlas er, um das Kloster vor Bernward zu schützen, einen Freibrief für dasselbe, der vorher unbekannt gewesen sein soll und in dem ein Jeder, der die Zehnten, Güter und Gerechtsame des Klosters angreifen würde, mit dem Bann bedroht war.

Bernward begab sich, ohne die Synode abzuwarten, nach Rom, wo er, wie erzählt ist, auf das Ehrenvollste von Kaiser und Papst empfangen wurde; Willigis aber kam am 28. November wieder nach Gandersheim, wo sich zu der Synode die meisten Bischöfe seiner Kirchenprovinz eingefunden hatten. Für Bernward war abermals Eckard erschienen, aber nur um Einsprache dagegen zu erheben, daß Willigis im Hildesheimer Sprengel ohne des Bischofs Genehmigung und in dessen Abwesenheit eine Synode abhielte. Willigis brauste zornig auf, gebot Eckard zu schweigen, diese Sache gehe ihn nicht an, er solle nach seinem Bischofssitz gehen, wohin er gehöre. Eckard erwiederte, seine bischöfliche Kirche sei zerstört, er diene jetzt dem Bisthum Hildesheim und werde dessen Vortheile aus allen Kräften wahrnehmen. Trotz der Einsprache Eckards wollte Willigis zu den Synodalverhandlungen vorschreiten und Zeugen darüber vernehmen, daß das Kloster in früheren Zeiten unter Mainz gestanden habe; da verließ Eckard die Versammlung und forderte Alle, die zu Hildesheim und Gandersheim gehörten, auf ihm zu folgen, damit er mit ihnen im Auftrage Bernwards die Sache verhandle. So wurden zwei Synoden nebeneinander gehalten; die eine that, was Willigis verlangte, die andere folgte den Hildesheimern. Nachdem Willigis unter Androhung des Bannes jeden Eingriff in seine Rechte auf das Kloster untersagt hatte, verließ er Gandersheim. Die Hildesheimer meldeten an Bernward nach Rom, was geschehen war, und beschwerten sich zugleich nachdrücklich beim Kaiser und Papst über Willigis Verfahren.

Diese Vorgänge waren zu Rom schon bekannt, als dort um den 1. Februar 1001 Bernwards Angelegenheit auf einer Synode von zwanzig Bischöfen in Gegenwart des Papstes, des Kaisers und des

Herzogs von Baiern in der Kirche des heiligen Sebastian zur Sprache kam. Der Papst legte den versammelten Bischöfen zuerst die Frage vor, ob jene Versammlung, die Willigis gegen den Willen des rechtmäßigen Bischofs gehalten habe, eine Synode zu nennen sei. Nur die Bischöfe, die unmittelbar unter Rom standen, ließen sich auf die Frage ein und verneinten sie. Darauf vernichtete Silvester die Beschlüsse der Synode, sprach auf Bernwards Verlangen noch einmal diesem feierlich Gandersheim zu und gab ihm die Investitur mit seinem eigenen Stabe. Zugleich wurde beschlossen, Kaiser und Papst sollten Willigis ernstliche Vorhaltungen über sein verwegenes Auftreten machen und ihn von weiteren unbesonnenen Schritten abmahnen; überdies sollte eine Synode der sächsischen Bischöfe zum 22. Juni nach Pöhlde ausgeschrieben und der römische Cardinalpriester Friedrich als Vicar des Papstes dorthin abgesandt werden, um den Vorsitz in der Synode zu führen. Dieser Cardinal war ein junger sächsischer Kleriker, der sich schnell die Gunst des Papstes und Kaisers gewonnen hatte. Indem Rom gerade ihn zum Richter eines Mannes, wie Willigis, der zugleich der erste Kirchenfürst des deutschen Reichs war, bestellte, schien es fast geflissentlich Willigis und seiner Kirche den Fehdehandschuh hinzuwerfen und es auf eine tiefe Demüthigung des ersten deutschen Erzstifts abgesehen zu haben. In einen Kampf der gefährlichsten Art stürzten sich Kaiser und Papst, während schon der Boden unter ihren Füßen zu schwanken anfing; zwei Wochen nachher verließen sie selbst flüchtig Rom.

1001.

Bald nach Ostern begab sich der Cardinal Friedrich nach den deutschen Gegenden, wo er mit allen päpstlichen Insignien als Abgeordneter des Papstes auftrat. Auf einem prächtig aufgezäumten Zelter mit purpurnem Sattel reitend, erschien er zu Pöhlde, wo sich in der That Erzbischof Willigis und die sächsischen Bischöfe zu der bestimmten Zeit einfanden. Von ihnen verlangte jetzt dieser junge Kleriker, jedem so wohl bekannt, für seine Person ungewöhnliche Ehren und Auszeichnungen; aber nur Erzbischof Libentius von Bremen, von Geburt ein Italiener, Bischof Bernward und einige ihrer Freunde erwiesen ihm die Achtung, die ein päpstlicher Legat beanspruchen konnte. Als am 22. Juni die Synode eröffnet wurde, kam es bald zu den ärgerlichsten Auftritten. Tumult und Verwünschungen empfingen den Gesandten des Papstes; nicht einmal einen Ehrensitz wollte man ihm einräumen; Libentius und Bernward nahmen ihn endlich in ihre Mitte. Der Cardinal erklärte, er komme im Auftrage des Papstes, man möge ihm mindestens so viel Ruhe gönnen,

1001. daß er seinen Auftrag ausrichten könne. So stillte sich zuletzt das Getümmel; mit milden Worten sprach nun der Cardinal zum Frieden und wollte Willigis ein päpstliches Schreiben überreichen, aber der Erzbischof weigerte sich dasselbe anzunehmen oder es verlesen zu lassen. Dennoch erlangte der Legat die Mittheilung des Schreibens an die Versammlung; es enthielt neben deutlichen Zurechtweisungen die Ermahnung, zum Frieden und zum Gehorsam zurückzukehren. Mit freundlichen Worten suchte der Cardinal darauf Willigis zu bestimmen, sich der Entscheidung der von ihm als Legaten des Papstes geleiteten Synode zu fügen. Willigis wollte die Meinung seiner Amtsbrüder hierüber befragen, aber kaum hatte sich Erzbischof Libentius im Sinne des Legaten ausgesprochen, so wurden die Thüren der Kirche, wo die Berathung stattfand, unter wildem Getümmel erbrochen. Laien stürzen herein, die entsetzlichsten Verwünschungen gegen den Legaten und Bernward werden ausgestoßen, und man hört den Ruf nach Waffen. Zum guten Glück bewahren die Angegriffenen die größte Ruhe, weit entfernt der Gewalt mit Gewalt zu begegnen, gelingt es ihnen mit Güte das Getümmel zu beschwichtigen. Nach diesem Auftritte wollten mehrere Bischöfe die weitere Verhandlung auf den folgenden Tag verschieben; aber Willigis verläßt wuthentflammt, während der Legat ihm entgegentritt und ihm im Namen des Papstes gebietet, sich am folgenden Tage vor der Synode zu stellen, die Kirche. Willigis achtete das Gebot des Legaten nicht; schon in der Frühe des folgenden Tages verließ er mit seinen Anhängern Pöhlde. Als der Legat dies erfuhr, versammelte er noch einmal die zurückgebliebenen Bischöfe und erklärte in ihrer Mitte Erzbischof Willigis, bis er sich dem Richterspruche des Papstes gestellt habe, seines Amtes für enthoben; zugleich beschied er ihn und alle sächsischen Bischöfe auf Weihnachten nach Italien zu einem vom Papste abzuhaltenden Concil. Nachdem er schriftlich noch Willigis die Amtsenthebung und Vorladung mitgetheilt hatte, begab er sich nach Hildesheim und trat dann seine Rückreise an. Kaiser und Papst waren über die Vorgänge in Pöhlde auf das Höchste erzürnt und ließen sofort nicht allein die sächsischen, sondern alle Bischöfe Deutschlands zu dem Concil entbieten, das in der Weihnachtszeit auf italischem Boden abgehalten werden sollte.

Doch wohin meinte man mit solchen Dingen zu kommen? Wollten Willigis und die deutschen Bischöfe sich wirklich jetzt in die Stellung gegen Rom begeben, welche noch kurz zuvor die französischen Bischöfe mit so geringem Erfolge einzunehmen gewagt hatten? Nichts lag gewiß Willigis ferner, wie er denn selbst bald genug zum Frieden

geneigt war. Auf seine Veranstaltung trat am 20. August ein 1001. Concil der deutschen Bischöfe zusammen, auf dem außer vielen sächsischen und rheinischen Bischöfen auch die Erzbischöfe von Trier und Köln erschienen. Bernward hatte sich nicht eingestellt, aber wiederum den Bischof Eckard und seinen Lehrer Thankmar zu seiner Vertretung abgesendet. Allerdings zeigte sich nun Willigis über das Ausbleiben des Bischofs sehr entrüstet und wollte der Versicherung seines Gesandten, daß ihn schwere Krankheit vom Erscheinen abgehalten habe, keinen Glauben schenken, aber sonst fand man Willigis unerwarteter Weise nachgiebig. Auch die Gesandten Bernwards spannten mildere Seiten auf, obschon sie nicht unterließen, darauf hinzuweisen, daß die Beschlüsse des Concils, nachdem man sich einmal an den Papst gewendet, in dieser Sache nichts entscheiden könnten. In der That kam man auch zu keiner Entscheidung, sondern vertagte dieselbe bis auf einen Tag zu Fritzlar, der erst acht Tage nach Pfingsten des nächsten Jahres abgehalten werden sollte; es ist klar, daß man die Beschlüsse des päpstlichen Concils abzuwarten gedachte.

Indessen kam die Zeit heran, zu der die Bischöfe mit ihren Vasallen zum Concil und zum Heere des Kaisers entboten waren. Nicht Alle leisteten dem Gebote Folge; es wußten Manche um jene hochverrätherischen Pläne, die damals in Deutschland betrieben wurden, aber im Ganzen zeigten sich die Bischöfe doch williger und fügsamer, als die weltlichen Herren. So machte sich Heribert von Köln auf, wie auch sein Bruder Heinrich von Würzburg, obwohl er vor Kurzem erst über die Alpen gekommen war; so Burchard von Worms und Lambert von Kostnitz; auch der Abt von Fulda brach auf, und selbst Willigis schickte seine Vasallen über die Alpen. Der Dienstpflicht gegen den Kaiser wollte er sich nicht entziehen, obschon er nicht gesonnen war sich vor dem römischen Concil zu stellen. Auch Bernward begab sich, durch Krankheit zurückgehalten, nicht selbst nach Italien, aber er schickte Thankmar mit Briefen an den Kaiser und Papst ab.

Thankmar eilte mit seiner Botschaft den Bischöfen voraus, die durch mancherlei Noth auf der Reise aufgehalten wurden. Er fand Kaiser und Papst auf dem Wege nach Rom im Gebiet von Spoleto; das Weihnachtsfest wollten sie in Todi feiern, und dort sollte auch das anberaumte Concil abgehalten werden. Aber zur festgesetzten Zeit konnten die erwarteten Bischöfe nicht erscheinen. Als man dennoch am 27. December das Concil zu Todi eröffnete, waren nur einige Bischöfe aus der Romagna, aus Tuscien und der Lombardei zugegen; außer ihnen drei deutsche Bischöfe, die von Lüttich, Augsburg und

1002. Zeiz. Der Cardinal Friedrich und Thankmar erhoben in der Versammlung die bittersten Klagen über Willigis Ungehorsam und Trotz; dennoch wagten der Kaiser und Papst nicht, durchgreifende Beschlüsse gegen ihn fassen zu lassen. Man entschloß sich vielmehr die Ankunft der übrigen deutschen Bischöfe, die auf den 6. Januar verkündigt war, abzuwarten. Als auch diese Frist verstrich, ohne daß die Bischöfe ankamen, ging das Concil auseinander. Das war das klägliche Ende einer Versammlung, die mit solchem Pomp angekündigt war. Der Tag zu Fritzlar trat nicht zusammen; als die Zeit kam, zu der er anberaumt war, ruhte Otto III. schon in der Gruft zu Achen. Willigis setzte seinen Streit mit Bernward über dem Grabe des unglücklichen Kaisers nicht mehr mit Erbitterung fort, obwohl er erst im Jahre 1007 öffentlich seinen Rechten über Gandersheim entsagte.

1002. Der Kaiser vernahm von den Anschlägen, die seine Gegner in Deutschland gegen ihn schmiedeten; er sah, wie wenig man seinen dringenden Aufforderungen und beweglichen Bitten, ihn in der Noth nicht zu verlassen, entsprochen hatte. Aber mit großer Fassung trug er sein Geschick, wie tief es ihn auch im innersten Herzen beugen mochte. Schon verließen ihn auch die körperlichen Kräfte; das Siechthum, das die verderbliche Luft Italiens seit geraumer Zeit in ihm genährt hatte, nahm immer mehr überhand und drohte seinem jungen Leben Gefahr.

Otto begab sich gleich nach Auflösung des Concils von Todi nach Paterno, jener Burg am Soracte, die der Graf Tammo das ganze Jahr hindurch tapfer behauptet hatte; er war hier Rom nahe und sah es vor seinen Augen liegen, aber die Stadt und die ganze Umgegend war noch immer im Aufstand; er war in Paterno gleichsam von seinen Feinden eingeschlossen, und es fehlten den Seinen schon die nothwendigsten Lebensmittel. Thankmar hatte Otto nach Paterno begleitet, aber der Mangel in der Burg zwang ihn, sie alsbald zu verlassen. Als er am 13. Januar sich von Otto verabschiedete, gestand ihm dieser schon, er leide am Fieber; doch ahnte Thankmar noch nicht, eine wie schlimme Wendung die Krankheit des Kaisers alsbald nehmen werde. Ein Hautausschlag brach aus, und das Fieber wurde hitziger. Erzbischof Heribert, der langersehnte, traf endlich

1002. mit einem zahlreichen Gefolge ein; der Kaiser sah ihn noch, es war seine letzte Freude. Wenige Tage nachher, am 23. Januar des Jahres 1002, hauchte Otto, fest im Glauben und in sein Schicksal ergeben, nachdem er das Abendmahl empfangen hatte, den letzten Athem aus. Er hatte sein Alter noch nicht auf zweiundzwanzig Jahre gebracht; er starb unvermählt, nachdem eben Erzbischof Arnulf seinen Bewerbungen um die Hand einer Kaisertochter in Constantinopel Gehör verschafft hatte. Mit diesem Otto erlosch der Mannsstamm Ottos des Großen.

Die Nachricht von dem Tode des jungen Kaisers erschütterte die Welt und bewegte alle Gemüther. Niemand wurde schwerer durch den Tod des jungen Kaisers betroffen, als Papst Silvester; noch einmal schien er von der Höhe des Glücks in die Tiefe des Elends hinabgeschleudert, aber der gewandte Mann machte alsbald seinen Frieden mit den Römern und kehrte nach dem Lateran zurück. Er starb am 12. Mai 1003, nachdem er noch um ein thaten- und freudeloses Jahr den Kaiser überlebt hatte, und wurde in dem Vorhofe der Kirche des Laterans begraben. Das Grab Silvesters ist jetzt zerstört; die alte Inschrift, die ihm Papst Sergius IV. setzte, sieht man im Innern der Kirche. Das Grab und das ganze Leben des wunderbaren Mannes umspielen Sagen mannigfacher Art; als ein Zauberer erscheint er in ihnen, der mit Hülfe böser Geister Kenntnisse und Kräfte gewann, die sonst den Sterblichen versagt sind. Uns erscheint er in einem andern Lichte. Wir erkennen in ihm nichts als die Macht eines hellen, glänzenden Geistes und einer durch vielfachen Schicksalswechsel reichen Erfahrung. Aber mit magischer Gewalt umstrickte er das Gemüth unseres jungen Kaisers und war nicht die geringste Ursache seines Verderbens. Auch Heribert, Bernward und ihre Gesinnungsgenossen beklagten tief den Tod eines Fürsten, mit dessen Plänen alle ihre Absichten und Wünsche zusammenhingen und von dem sie so reiche Beweise der Gunst erfahren hatten. Doch nicht sie allein trauerten, das ganze Deutschland durchzog die Klage. Man vergaß die Schwächen Ottos bald und gedachte nur seiner liebenswürdigen Eigenschaften, seiner anmuthigen Erscheinung, seines feingebildeten und hochstrebenden Geistes, seiner Gerechtigkeitsliebe, seiner Frömmigkeit, seiner Milde und Güte. Unsere Vorfahren ertheilten diesem Kaiser, der an Wissen es allen seinen Landsleuten zuvorthat, der trotz seiner Jugend an geistiger Bildung weit seiner Zeit vorauseilte, den Beinamen „das Wunder der Welt." Anders war es in Italien, in dem Lande, das der Kaiser Deutsch-



1002. land vorgezogen hatte. Auf die Nachricht von seinem Tode erhob sich hier sofort der Aufstand, der um so leichter um sich griff, als Hugo von Tuscien, die mächtigste Stütze der kaiserlichen Gewalt, kurz zuvor, am 21. December 1001, gestorben war. Der Kaiser soll in der letzten Zeit auch von ihm Verrath gefürchtet haben und, als er seinen Tod vernahm, in die Worte des Psalmisten ausgebrochen sein: „Der „Strick ist zerrissen und wir sind los!" Der geächtete Arduin erschien jetzt wieder auf dem Schauplatz und trachtete offen nach der Königskrone. Nur die lombardischen Bischöfe, welche das Wohlwollen des Kaisers im reichsten Maße erfahren hatten, schlossen sich der Empörung nicht an.

Otto hatte noch sterbend den Wunsch ausgesprochen, zu Achen neben den Gebeinen Karls des Großen sein Grab zu finden. Heribert von Köln, Rotger von Lüttich, die Bischöfe von Augsburg und Kostnitz, Herzog Otto von Niederlothringen, die Grafen Heinrich und Wichmann und die anderen deutschen Herren, die beim Tode des Kaisers zugegen gewesen waren, nahmen es über sich den letzten Wunsch des Kaisers zu erfüllen. Sie sammelten die um Paterno zerstreuten deutschen Heereshaufen und traten mit den Kaiserlichen den Rückweg nach der Heimath an. Aber schon stand das Land ringsum unter Waffen. Man griff den Leichenzug an; mit dem Schwerdt in der Faust mußten sie ihm Bahn brechen. Sieben Tage vergingen in unausgesetzten Kämpfen; nicht eher fand man Ruhe, als bis man nach Verona gekommen war. Auf einem andern Wege, doch unter nicht geringeren Schwierigkeiten kehrten die Schaaren zurück, die mit den Bischöfen von Worms und Würzburg und mit dem Abte von Fulda gekommen waren und in Tuscien den Tod des Kaisers vernommen hatten; erst zu Verona scheinen sie sich mit dem Trauergeleite vereinigt zu haben. Der Leichenzug ging alsdann über den Brenner; zu Polling am Ammer kam ihm Herzog Heinrich, der nächste Verwandte des Kaisers, entgegen und geleitete die Leiche bis nach Augsburg, wo die Eingeweide in dem Kloster der heiligen Afra beigesetzt wurden. Heinrich folgte dem Zuge bis nach Neuburg an der Donau; dann trennte er sich von Heribert, der mit der Leiche dem Rhein zueilte. Am Montag nach Palmsonntag kam man nach Köln, wo die Leiche in den Hauptkirchen herumgetragen und ausgestellt wurde; am Tage vor Ostern brachte man sie endlich nach Achen, wo sie am Ostertage selbst — es war der 5. April — mitten im Chor der Münsterkirche beigesetzt wurde. Die Stelle, wo Otto III. ruhte, bezeichnete Churfürst Friedrich der Weise von Sachsen im Jahr 1513

durch ein Marmordenkmal und eine Inschrift; im Jahre **1803**, als 1002. die Kaiserstadt Achen unter französischer Herrschaft stand, wurde das Denkmal beseitigt, und Nichts erinnert jetzt an die Stelle, wo die Gebeine des Kaisers ihre Ruhestätte gefunden haben.

Das Andenken an einen jungen Kaiser von so wunderbar phantastischer Sinnesart und so unglücklichen Schicksalen konnte der Welt nicht leicht entschwinden; poëtische Sagen stiegen aus Ottos frühem Grabe auf und bewahrten sein Gedächtniß unter dem Volke länger, als die nüchterne Kunde der Geschichte. Schon früh glaubte man, daß Otto durch Verrath der Liebe seinen Untergang gefunden habe; man mochte sich dieses glühende Herz, für die Freundschaft so empfänglich, nicht unberührt von dem Zauber der Liebe vorstellen. Stephania, eine schöne, aber stolze und herzlose Römerin, des Crescentius Wittwe — so berichtet die verbreitetste Sage — fesselte mit ihren Reizen das Herz des Jünglings, und als er sich ganz ihr ergab, tödtete sie ihn, um den Tod ihres Gemahls zu rächen, durch Gift. Es liegt eine tiefe Wahrheit in dieser Sage, aber nicht eine Tochter Roms, sondern Roma selbst mit ihren unvergänglichen Reizen fesselte, verrieth, tödtete den mit der Kaiserkrone geschmückten Jüngling.

18.

Rückblick.

Das große Ereigniß des Jahrhunderts, auf welches die ganze frühere Entwickelung hinweist und von dem die spätere ihren Ausgang nimmt, ist die Herstellung des abendländischen Kaiserthums. Hier liegt der große Wendepunkt jener Zeit: vor demselben Auflösung, Zersplitterung, Verwilderung und Entsittlichung aller Orten im Abendlande, die christliche Welt in unglücklichen oder mindestens zweifelhaften Kämpfen mit den heidnischen Völkern; nach demselben Herstellung staatlicher und kirchlicher Ordnungen, Zusammenschluß, Kräftigung der Sitte und frischaufkeimendes Geistesleben; der Sieg des Christenthums über das Heidenthum wird im Occident für alle Zeiten entschieden, und mit dem Christenthum zugleich beginnt die Kultur bei den Nationen des östlichen und des nordischen Europa.

Der Ruhm, diesen Umschwung der Dinge herbeigeführt zu haben, gebührt den deutschen Stämmen, die trotzdem, daß sie Karl der Große mit den romanischen Ländern verband, doch ihre Muttersprache, ihre Freiheitsliebe, ihre Tapferkeit und die Reinheit ihrer ursprünglichen Sitte bewahrt hatten oder mindestens von der Fäulniß der Zeit nicht im tiefsten Innern ihrer kräftigen Natur berührt waren. Den hochherzigen Sachsenkönigen gelang es die noch getrennten deutschen Stämme zu einem großen und gewaltigen Kriegsvolke im Herzen Europas zu verbinden, mit der frischen Heereskraft dieses Volkes die Macht der erbittertsten Feinde der christlichen Welt — der Dänen, Slawen und Ungern — niederzuwerfen und dadurch den romanischen Völkern den Vorrang abzugewinnen. Mit dem Instinkt der Herrschaft, der in ihm wie in wenigen Menschen mächtig war, schwang sich dann der deutsche Otto zum höchsten Schiedsrichter in den Reichen der Westfranken und Burgunder auf, machte die Völker des Nordens und Ostens von sich abhängig, eroberte Italien, unterwarf Rom, gewann die Kaiserkrone und beugte den Papst, das einzige allgemein anerkannte Oberhaupt der romanischen Welt, seinem Willen. Seitdem herrschte er mit einer Macht, wie sie seit den Tagen Karls des Großen kein Fürst des Abendlands nur von fern besessen hatte, und suchte die Aufgaben, welche der gewaltige Kaiser seinen Nachkommen hinterlassen und die sie nicht zu lösen vermocht hatten, auf seine Weise und nach den Forderungen seiner Zeit zu lösen. Das christliche Abendland durch feste Ordnungen in Kirche und Staat zu verbinden und die heidnischen Völker in dieses christliche Gemeinwesen hineinzuziehen: das war das Ziel, dem er zustrebte und dem er mit Riesenschritten entgegenging. „Stolz gleich Libanons Cedern," sagt Thietmar von Merseburg, „er„hob sich das Reich, allen Völkern weit und breit furchtbar." Und ein Dichter jener Zeit sang:

„Hochbeglückt war die Welt, als Otto führte das Scepter."

Das durch die glückreichsten Thaten gewonnene Kaiserreich hinterließ Otto der Große seinen Nachkommen und seinem Volke; beiden gleichsam nach natürlichem Erbrecht.

Hochherzigkeit und Empfänglichkeit für alles Edle und Große erstarben nimmerdar in Ottos Geschlecht; aber es fehlte seinen Nachkommen die starre Kraft und die unwiderstehliche Energie des Alten, und das Glück war, gleich als ob es seine Gaben an seinem Liebling erschöpft habe, überaus karg gegen die Epigonen.

Der zweite Otto warf mit jugendlicher Kraft die Empörung im

Innern nieder, besiegte die Feinde überall an den Grenzen des Reichs, stürzte sich in den Kampf gegen die großen Weltmächte der Zeit, gegen das morgenländische Kaiserthum und den Islam; aber in diesem Kampf unterlag er und endete sein Leben, ehe er noch die Mannesjahre erreicht hatte. Wenn dann doch seinem Sohne, dem Knäblein, das Reich erhalten blieb und er nach Erbrecht Kaiser wurde, so dankte er es mehr den Thaten seines Großvaters, als seines Vaters.

Zwölf Jahre haben Andere für den dritten Otto geherrscht und mit großer Umsicht und Klugheit das Reich in gefahrvollen Zeiten erhalten; dann ergriff er selbst mit jugendlicher Lebendigkeit und weitaussehenden Plänen die Zügel der Regierung, und die Welt jubelte ihm entgegen. Fast noch ein Knabe an Jahren, war er an geistiger Bildung Greisen vorangeeilt; Alles, was im Himmel und auf Erden ist, beschäftigte seinen Geist, und sein Blick flog über die Weite der Welt hin und wandte sich zurück zu der entferntesten Vergangenheit. Dieses Wunder der Welt schien größer, als der große Otto, und doch fehlte wenig daran, daß der dritte Otto in wenigen Jahren vollends zerstörte, was der erste so fest in einem langen, reichgesegneten Leben begründet hatte.

Wie unähnlich war der Enkel dem Großvater! Durch die Tapferkeit und ungebrochene Kraft der deutschen Stämme war, wie Otto I. wußte, sein Reich gegründet; deshalb lebte er auch als römischer Kaiser unter und mit den Deutschen nach deutscher Sitte, er machte sie zu Herren der umwohnenden Völker und deren Fürsten ihnen zinspflichtig, die neugestifteten Kirchen unter den bekehrten Heiden stellte er in Abhängigkeit von der deutschen Krone und den deutschen Erzstiften. Wenn Otto sein Herzogthum, aus dem Heinrich I. noch vor Allem die Quellen seiner Macht geschöpft hatte, zuletzt den Billingern überließ, so geschah es, weil er das Fundament seiner kaiserlichen Stellung in der königlichen Gewalt über das gesammte Deutschland besser begründet glaubte; obwohl er sich immer die treue Anhänglichkeit an sein Sachsenland bewahrte, gab er es doch in gewissem Sinne auf, um ganz ein deutscher König zu sein. Otto III. schätzte die Sachsen und die Deutschen überhaupt gering und wollte vor Allem ein Römer sein; er gab nicht allein Sachsen, er gab Deutschland auf, indem er den Sitz seiner Macht nach Rom verlegte. So viel an ihm war, löste er die Abhängigkeit der neubegründeten Bisthümer von den deutschen Metropolen; den zinspflichtigen Polenfürsten befreite er von dem bisher gezahlten Zins; dem Ungernfürsten schickte

er die Königskrone; dem Dogen von Venedig erließ er mit der Uebersendung des Mantels das Anerkenntniß seiner Abhängigkeit: er brach die Herrschaft der Deutschen, um ein neues ideales Römerreich zu errichten, dessen Spitze wer weiß in welche luftige Höhe hineinragte, das aber nirgends auf Erden mehr eine feste Basis hatte. Die Welt, die ihm jubelnd entgegengekommen war, wandte sich bald von ihm ab; das vielgeliebte Rom empörte sich wider ihn, das misachtete deutsche Volk verließ ihn, und in den ersten Jünglingsjahren starb er ohne Macht und ohne Erben.

Aber das Erbe Ottos war deshalb nicht herrenlos; das deutsche Volk trat in dasselbe ein und hat es, wie heiß es ihm auch bestritten wurde, Jahrhunderte lang mit tapferem Muthe und hohem Sinne behauptet. In welcher furchtbaren Zerrüttung sich auch das Reich befand, als Otto III. starb; es bedurfte nur, daß die deutschen Fürsten einen thätigen, wehrhaften und nüchternen Mann, wie es Heinrich II. war, auf ihren Thron erhoben, um das Kaiserthum herzustellen und die Keime neuen Wachsthums in dasselbe zu legen. Das heilige römische Reich deutscher Nation blieb; die Herrschaft über Italien wurde behauptet; das deutsche Reich war auch ferner Stern und Kern der abendländischen Welt; auch die Herrschaft über die Völker des Ostens wurde nach und nach wiedergewonnen, ja zeitweise selbst über die bisherigen Grenzen ausgedehnt. Das heilige römische Reich deutscher Nation war eine vollendete Thatsache, eine Macht, die der flüchtige Wechsel vorübergehender Verhältnisse nicht mehr in Frage stellen konnte.

Und was hat unser Volk bei dieser Herrschaft, die ihm reiche Ströme des edelsten Blutes gekostet hat, schließlich gewonnen? — Diese Frage ist wohl von solchen aufgeworfen worden, die es Otto höchlich verargt haben, daß er der deutschen Geschichte die Richtung nach dem Süden gab, und die überhaupt den großen Gang der Weltgeschichte lieber nach ihrer Kurzsichtigkeit meistern und richten, als der Nothwendigkeit der Dinge nachdenken und sie begreifen wollen.

Vor Allem war das der Deutschen größter Gewinn aus der unvergleichlichen Stellung, welche nun ihre Könige einnahmen, daß sich die deutschen Stämme, so uneins und voll Hader und Eifersucht sie seit jeher waren, dauernd einer einigen Königsherrschaft beugten und hierdurch unauflöslich zu einem Volke verwuchsen. Man kann sagen, das ganze Jahrhundert hat daran ununterbrochen gearbeitet, ein gemeinsames Volksbewußtsein in den deutschen Stämmen zu wecken, ein deutsches Volk zu schaffen. Schon bei der Wahl Konrads I.

zeigte sich freilich das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den deutschen Stämmen, aber gleich darauf traten sie doch wieder völlig auseinander, und an der Spitze eines Heeres mußte sich Heinrich I. die Anerkennung der Alamannen und Baiern gewinnen. Dem großen Vater folgte ein größerer Sohn, aber von Neuem trennten sich unter seiner Herrschaft die Stämme; zweimal hatte das Königthum gegen eine allgemeine Empörung zu kämpfen, die das kaum begründete Reich zu zerreißen drohte. Erst die ruhmreichen Kämpfe gegen die auswärtigen Feinde und der Glanz des kaiserlichen Namens sichern endlich den Bestand des Reichs und mit ihm die Einheit des deutschen Volks. Die Zeitgenossen der Ottonen haben es wohl gefühlt, daß nur der Thatenruhm der Ottonen Reich und Volk vereinigte und die Zukunft verbürgte. Das war es, weshalb die deutschen Fürsten an Otto II., als ihn der Westfranke überfiel, „alle aus Treue gegen sei„nen Vater wie aus einem Munde" Beistand gelobten; das war es, weshalb sie insgesammt nach der traurigen Niederlage in Calabrien nichts sehnlicher wünschten, als den Kaiser zu sehen und in seinen Leiden zu trösten; das endlich, was es während einer langen vormundschaftlichen Regierung trotz der fortlebenden Spaltung der Stämme doch nicht mehr zu einer Trennung des Reichs kommen ließ. „O Germanien!" — heißt es in dem ältern Leben der Königin Mathilde — „früher unter das Joch fremder Völker gebeugt, erst vor „Kurzem durch den Glanz des Kaiserthums erhöht, diene mit Treue „deinem Könige, liebe und unterstütze ihn, wie du nur vermagst! „Lasse nicht ab zu beten, daß niemals ein Fürst aus diesem Stamme „fehle, du möchtest sonst deiner Ehre beraubt werden und wieder der „Knechtschaft verfallen, der du entrissen bist!"

Wie langsam sich das nationale Bewußtsein in unserm Volke entwickelte, zeigt sich deutlich an der sehr allmählichen Gewöhnung an den gemeinsamen Volksnamen. Von der deutschen Sprache, von deutschredenden Menschen sprach man freilich schon längst, aber von den Deutschen als einem Volke war noch im Anfange des zehnten Jahrhunderts kaum die Rede. Die ersten Urkunden, in denen die Gesammtheit der deutschredenden und nun in einem Reiche verbundenen Volksstämme als Deutsche bezeichnet werden, gehören der Kanzlei Ottos I. an und zwar derselben Zeit, als er auszog die Kaiserkrone zu gewinnen. Aber der Volksname „Deutsche" kam doch während des ganzen Jahrhunderts diesseits der Alpen kaum recht in Gebrauch; weder in Widukind noch in Roswitha findet er sich, ja es scheint fast, als ließe er sich überhaupt nicht bei deutschen Schrift-

stellern dieses Jahrhunderts nachweisen. Ehe sich noch die Deutschen als solche zu benennen pflegten, thaten dies bereits die Italiener, denen sich die Stammesunterschiede der Deutschredenden mehr und mehr verwischten. Schon Liudprand spricht öfters von Deutschen, und gegen den Schluß des Jahrhunderts kennen alle Schriftsteller Italiens nicht nur den Namen der Deutschen, sondern fangen auch schon die Bezeichnungen: „Deutschland,“ „deutsches Reich,“ „deutscher König“ zu gebrauchen an. Erst um die Mitte des elften Jahrhunderts gewinnt dann bei uns der Volksname neben den Stammnamen allgemeine Anerkennung. Wie nur durch die stete Verbindung mit den anders gearteten Italienern die Deutschen allmählich zu einer tieferen Einsicht in die Gleichartigkeit und Gemeinsamkeit ihrer Natur und ihres Wesens gelangten, so schienen sie auch erst im Verkehr mit ihnen sich an ihren Volksnamen gewöhnt zu haben.

In wie hellem Licht erscheinen die weltbewegenden Thaten Ottos des Großen, wenn wir sie als die im Stillen wirkende Macht erkennen, die das nationale Bewußtsein unseres Volks zeitigte und dauernd befestigte! Aber mehr als das; die Wege, die Otto einschlug, wiesen dem deutschen Volke zugleich für alle Zeiten die Aufgabe zu, die es für die Weltgeschichte zu lösen hat. Das aber ist seine Aufgabe, sich mit der gesammten Tradition der früheren Zeiten zu erfüllen, mit dem Hauch seines Geistes erstorbene Formen neuzubeleben, die erstarrte Regel durch die ihm innewohnende individualisirende Kraft zu einem Gesetz der Freiheit zu erheben, das sich für alle Verhältnisse, jeden Ort, jede Nationalität eignet. Die ganze Summe der Bildung in sich aufzunehmen, sie nach der Natur seines Geistes durchzuarbeiten und von den Elementen seines Wesens durchdrungen als Gemeingut der Welt hinzugeben — das ist deutsche Art, wie sich in Kirche und Staat, in Kunst und Wissenschaft, in allen Gebieten des Lebens erwiesen hat. Nie hat es ein lernbegierigeres, nie ein lehrhafteres Volk gegeben, als wir Deutsche sind, und darin liegt zum guten Theil unsere welthistorische Mission. Es ist bemerkenswerth, daß unser Volk, sobald es sich als Volk erkannte, auch diese seine Aufgabe begriff und angriff, aber doch nur dadurch war die Lösung derselben ermöglicht, daß die Thaten Ottos I. die Deutschen in die nächsten und unmittelbarsten Beziehungen mit Italien und Rom selbst, dem Mittelpunkte der alten Kultur, versetzten. So unwissend und ungebildet Rom damals war, es umschloß nichtsdestominder den Kern der gesammten Tradition der alten Welt, welche für jene Zeit Bedeutung hatte. Wenn der Mund der Weisheit schwieg, so sprachen

die Steine; das Grab des heiligen Petrus war beredter, als die Männer, die sich die Nachfolger des Apostelfürsten nannten.

Es wäre eine schöne Aufgabe bis in das Kleinste hinein zu zeigen, wie sich alle Verhältnisse des deutschen Lebens in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts umgestalteten, indem man alle Kulturelemente, welche sich aus dem Alterthum erhalten hatten, aufnahm und bei sich einbürgerte. Wir müssen es uns versagen hierauf näher einzugehen, nur einzelne Punkte wollen wir im Fluge berühren.

Erst in dieser Zeit entstanden in dem innern Deutschland Ortschaften, die sich als Städte bezeichnen lassen; sie erwuchsen theils aus Burgen, die zur Vertheidigung des Landes errichtet waren, theils um Bischofssitze und Klöster, theils aus besuchten Handelsplätzen. Die karolingische Zeit hatte nur bis zum Rhein und zur Donau hin städtisches Leben gekannt, und auch dort wurden in den Dänen- und Ungernstürmen die Mauern gebrochen, die Städte zerstört und zu Einöden umgeschaffen; erst die Ottonenzeit hat sie von Neuem belebt. Im Anfang des elften Jahrhunderts waren dann Köln, Mainz, Frankfurt, Worms, Straßburg, Regensburg, Augsburg, Magdeburg, Quedlinburg, Goslar schon dicht bevölkerte Plätze, in denen sich der ganze von dem städtischen Leben unzertrennliche Verkehr entfaltete, obwohl sie noch von königlichen oder bischöflichen Beamten verwaltet wurden und sich erst später zu bürgerlicher Freiheit aufschwangen. Zugleich erhoben sich jetzt in und bei diesen Städten Kirchen und Klöster, oft nur aus Holz gebaut, doch begann man auch bereits mit dem Steinbau. Jenen eigenthümlichen Baustil, der in den folgenden Jahrhunderten Europa beherrschte und den man früher den byzantinischen, jetzt den romanischen nennt, verfolgt man zu seinen ersten Ursprüngen an den Abhängen des Harzes, und gerade in jenen Baudenkmalen, welche die Ottonen und ihre Zeitgenossen uns hinterlassen haben; bei aller Rohheit durchbricht doch in ihnen ein freierer Geist, ein mehr individuelles Gefühl die aus dem römischen Alterthum überlieferten Gesetze der Architectur. Wie geringfügig sind die Reste von Bauwerken, welche die karolingische Zeit in Deutschland zurückgelassen hat; wie viel lebendiger spricht zu uns die Ottonenzeit aus diesen alten Mauerwerken, mit denen die Geschichte der deutschen Baukunst beginnt! Nicht minder hob sich, nachdem die inneren Kriege und die Einfälle der Ungern, Dänen und Wenden Deutschland lange fast zu einer Wüstenei gemacht hatten, in staunenswerther Weise der Anbau des Landes; Heinrich II. nannte Sachsen wegen seiner Anmuth und Fruchtbarkeit einen Vorhof des Paradieses. Wie die Fort-

schritte in der Baukunst, ging auch die bessere Bodenkultur vor Allem von den Kirchen und Klöstern aus, die das ihnen von den Königen übertragene Gut auf das Trefflichste nutzten. Mit eigenthümlicher Befriedigung sieht man auf jene schönen Pergamenturkunden der Ottonen, wie sie fast noch überall in den deutschen Archiven sich finden; es sind meist Schenkungen von einzelnen Weilern und verödeten Feldmarken an Kirchen und Klöster, aber welches reiche Leben ist diesen todten Schenkungsbriefen erwachsen! Sie haben volkreiche Städte in das Leben gerufen, fruchtbare Landschaften geschaffen, Deutschland geradezu umgewandelt.

Zu derselben Zeit gewannen auch Wissenschaft und Kunst unter uns eine bleibende Stätte. Wie dürftig die Litteratur vor Ottos Kaiserkrönung ist; so schnell entfaltet sie sich nachher zu einer bemerkenswerthen Höhe. Widukind, Ruotger und Roswitha schreiben unter dem ersten lebendigen Ausdruck, daß ein sächsischer Fürst an die Spitze der Welt gestellt ist; ihre Werke sind ganz von dem Stolz auf ihren großen Fürsten und ihr mächtiges Volk durchdrungen. Von da an wurde der kaiserliche Hof der Sammelplatz aller hervorragenden Geister des Abendlands, und selbst ein Gerbert spricht es aus, daß sein Genie nur durch die Ottonen geweckt sei; die gelehrte Bildung der Zeit sammelte sich wie in einem Brennpunkt damals am deutschen Hofe und durchdrang von hier aus zunächst die deutschen Länder. Es war abermals die Tradition, die man aufnahm. Jene neulateinische Wissenschaft und Litteratur, welche die Kirche auf Grundlage der altrömischen Bildung geschaffen hatte, ging auf das deutsche Volk über und mit ihr die klassische Litteratur der alten Römer; aber Allem, was die Deutschen empfingen, gaben sie sofort das eigenthümliche Gepräge ihres eigenen Geistes. Sie schrieben in römischer Sprache, aber nach deutschen Anschauungen und von deutschen Dingen; nicht mit theologischen und philosophischen Werken, wie sie die Karolingerzeit hervorgebracht hatte, beschäftigten sie sich, sondern mit der Geschichte ihrer Zeit, ihres Landes und besangen die Thaten ihrer alten Helden in lateinischen Versen. Zu keiner Zeit ist weniger in deutscher Sprache und doch mehr in deutschem Geiste geschrieben worden. Und nicht anders geschah es mit den bildenden Künsten, die vornehmlich unter Otto II. und III. nach Deutschland verpflanzt wurden. Willigis von Mainz und Bernward von Hildesheim haben sich in der Kunstgeschichte nicht minder ein bleibendes Andenken gesichert, als in der Reichsgeschichte. Die Eindrücke, die sie in Italien empfingen, sind von unendlicher Fruchtbarkeit gewesen; von diesen Eindrücken

nahmen die bildenden Künste bei uns ihren Ursprung, erhielten sie Anstoß und Richtung.

Indem sich so der nationale Geist befruchtete und Nahrung gewann, wandte er zunächst und zuerst seine ganze Kraft auf das christlich-kirchliche Leben. Wie er Alles in der Weise empfing, wie es die Kirche überliefert hatte, so ist es nun auch die Kirche, die ihn unablässig vorwärts treibt, erregt, bewegt. Die Traditionen der römisch-katholischen Kirche sind es, an denen sich das Glaubensleben des deutschen Volkes heranbildet, aber sie empfangen sogleich neues Leben durch den deutschen Geist und ihre verknöcherten Formen werden gebrochen. Ein lebendiges, praktisches Christenthum ersteht wieder; eine freiere Weise des kirchlichen Lebens bricht sich Bahn, der Glaube zeigt sich von Neuem als die Kraft, welche die Welt überwindet. Die spätere Karolingerzeit gefiel sich in Errichtung neuer kirchlicher Satzungen, sie suchte die Trennung zwischen Kirche und Staat, Klerus und Laienwelt vollends durchzuführen; die Ottonenzeit belebt die Mission, baut Kirchen und Klöster daheim und in den Ländern der Heiden, sie verbindet Staat und Kirche auf das Engste. Die Bischöfe werden Reichsbeamte, die Mönche dienen am Hofe der Könige; so schwindet der schroffe Gegensatz zwischen Kirche und Staat, Kaiserthum und Papstthum, Geistlichkeit und Weltlichen mehr und mehr dahin und tritt nur selten noch in seiner ganzen Schärfe hervor. Es scheint da wohl, als sei die Kirche von dem weltlichen Leben unterdrückt, aber in der That ist sie die Alles bewegende Macht der Zeit, oder, wenn nicht die Kirche, doch der Glaube. Otto I. war es, der sich das Papstthum unterwarf und ihm nicht ohne Härte seinen Willen aufzwang, aber doch erkannte die Kirche bald, wie viel sie ihm verdankte. „Mit Seufzen," sagt Brun von Querfurt, „gedenkt die „Kirche der goldenen Zeiten jenes frommen, jenes starren Otto, der „die wogenden Elemente zu bannen wußte; von ihm sagt sie: „mein „Otto," aber der beiden anderen Ottonen hat sie vergessen." Das Kaiserthum, mit allen Ueberlieferungen der römisch-katholischen Kirche verwachsen, mußte diese von Anbeginn an der deutschen Nation tief im Innersten einprägen, so daß sie auf Jahrhunderte hin das Leben derselben beherrschten, aber sie hielten den Geist deshalb nicht völlig gebunden. Frei wußte sich der Deutsche doch in dem christlichen Glauben, der mit seinem Wesen im innersten Einklang stand. Waren die Menschen jener Zeit auch vielfach in äußerer Werkheiligkeit befangen, der Glaube in ihnen war kein todter, sondern Fülle persönlichen Le-

bens, Kraft und Zuversicht. Was die Deutschen damals gewirkt haben, in Allem hat der Glaube mitgewirkt.

Danken wir so der Erneuerung des Kaiserthums durch die Sachsenfürsten, daß unsere Nationalität erstarkte, daß sie mitten in das Kulturleben der Welt eintrat und die Aufgabe erfaßte, die ihm in demselben beschieden, so hat dies Ereigniß zugleich über die gesammte abendländische Welt kaum geringeren Segen verbreitet. Die christlichen Völker gewannen jetzt erst durch ihre gesammelte Kraft für immer ihren heidnischen Feinden den Vorrang ab; die Kirche erhielt neues Leben und breitete sich über die bisherigen Grenzen aus; die geistige Bildung lebte auf, wo sie erstorben schien, und drang zugleich weiter und weiter vor; die Völker gewannen einen neuen Mittelpunkt, um den sie sich sammelten und sich so allgemach näherten — welcher Gewinn! welcher Fortschritt für die Weltgeschichte!

Allerdings lag in der Errichtung eines neuen Kaiserthums die Gefahr, daß das kaum erwachte nationale Leben der europäischen Völker noch einmal gewaltsam unterdrückt werden könnte. Denn wer will es leugnen, daß auch dieses Imperium Gewaltthaten übte und sein Joch oft hart genug war? „Rottet das Volk der Redarier aus!“ schrieb Otto der Große den sächsischen Fürsten. Auch hat es weder damals an Versuchen gefehlt ein geschlossenes Weltreich, dem römischen ähnlich, von Neuem zu gründen, noch in der Folge. Aber wir haben bereits gesehen, wohin solche Versuche führten, wie wenig Aussicht auf dauernden Erfolg sie hatten. Das deutsche Kaiserthum war nicht das römische, nicht das karolingische; es konnte dauernd keinen Zwang üben, der dem Geiste des Volkes selbst zuwider war; es förderte die Entwickelung der Nationalitäten mehr, als es sie hemmte.

Wie wäre es anders möglich gewesen, daß sich gerade zur Zeit seiner ersten Kraftentwickelung neben ihm und zum Theil unter seinem Schutze über das ganze Abendland hin neue Staaten auf nationaler Grundlage erhoben; daß die meisten Völker Europas die Anfänge ihres selbstständigen staatlichen und kirchlichen Lebens gerade in demselben Jahrhundert finden, das die Erneuerung des Kaiserthums sah. Nur in der Anlehnung an das Kaiserthum fanden Miecziſlaw und Boleslaw die Mittel ein polnisches Reich zu errichten. Dem Magyaren Stephan ließ Otto III. durch den Papst die Königskrone senden. Harald Blauzahn, der Verbündete Ottos I., legte die Grundlagen eines Königreichs, welches das ganze Dänenvolk umschloß, und dies Werk vollendete Knud der Mächtige. Damals erst bildete sich in den Tagen Edwards des Aelteren, des wackeren Athelstan und Edgars des

Glücklichen die Einheit des englischen Reichs durch, zu spät freilich, um dauernd noch das schlaffe Geschlecht der Angelsachsen zu kräftigen. Damals ergriffen die Capetinger das Scepter, die erste Dynastie Frankreichs, die ihren Thron auf nationaler Grundlage errichtete, mit der eigentlich erst ein französisches Reich beginnt. Welches Land hat das Joch der deutschen Herrschaft schwerer empfunden, als Italien! und doch fangen jetzt die Italiener selbst an zu bekennen, daß die Entwickelung ihrer Nationalität durch die Macht der Ottonen eher gefördert als gehindert ist. Das deutsche Kaiserthum war kein Regiment, das die Freiheit der Völker in Banden schlug.

Und endlich noch eine Frage: Wie hat sich überhaupt das Gesammtleben Europas seit jener Zeit entwickelt? Unfehlbar gab es eine große gemeinsame Grundlage in Staat, Kirche und Bildung, auf der die Geschichte der abendländischen Welt erwuchs und die schon in den frühsten Kämpfen zwischen den Germanen und den Römern gewonnen wurde. Auf dieser gemeinsamen Grundlage aber haben sich verschiedenartige, besondere Staaten entwickelt, mehr oder minder alle durch die Eigenthümlichkeit der Nationalitäten bestimmt. Jedes kraftvolle Volk hat sich seine staatliche Existenz, halb frei nach seinen Bedürfnissen, halb dem Zwange gebietender Umstände nachgebend, geschaffen und seine eigene Geschichte gebildet. In bunter Mannigfaltigkeit laufen nun Interessen und Bestrebungen der verschiedensten Art in der historischen Bewegung neben- und durcheinander hin, aber diese Bewegung wird doch immer geleitet und geführt von einem einzigen oder einigen wenigen Völkern, die sich durch eigenthümliche Verdienste um die Welt den Principat errungen haben. Diese Entwickelung, die den Anfang einer neuen Zeit bezeichnet, die folgenreichste vielleicht, welche bisher die Menschheit erfahren hat, beginnt mit der Zeit der Ottonen; das deutsche Volk war das erste, welches jenen Principat errang und ihn durch Jahrhunderte ruhmvoll allein behauptete. Das ist das Wesen, das die Bedeutung des deutschen Kaiserthums; die Continuität der ganzen weiteren Entwickelung des europäischen Lebens geht von demselben aus, schließt sich an dasselbe an. Kaum war ein Jahrhundert nach dem Tode Karls des Großen verflossen, als alle staatlichen Verhältnisse im Abendlande aufgelöst, die Zukunft der Kirche auf das Aeußerste bedroht war. Nie ist seit Ottos Kaiserkrönung eine ähnliche Zerstörung über Europa gekommen; die großen Dinge gewinnen seit jener Zeit einen gleichmäßigen, stätigen, ununterbrochenen Gang; selbst die gewaltigsten gei-

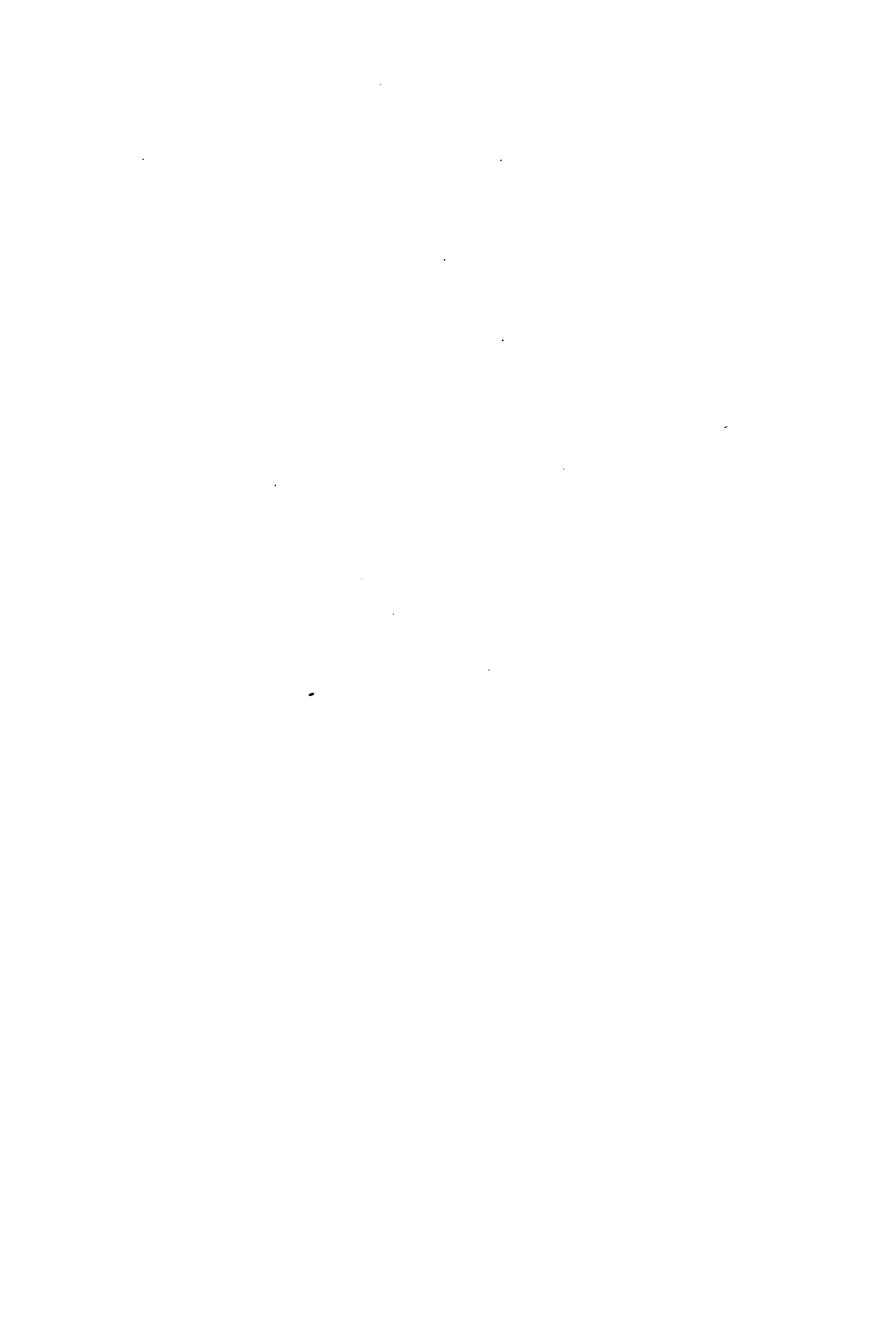
stigen Umwälzungen vermögen diesen im Ganzen und Großen nicht mehr zu stören.

So liegen im zehnten Jahrhundert die Anfänge unseres deutschen Volkslebens, wie jener großen europäischen Entwickelung, in der wir noch heutigen Tages stehen; aber es sind Anfänge, und man suche bei ihnen nicht, was der Mitte oder dem Ende angehört. Leicht ist es zu zeigen, worin jene Zeit arm und dürftig war; nicht allein die moderne Welt, sondern selbst die späteren Jahrhunderte des Mittelalters haben sie an Fülle und Mannigfaltigkeit neuer Lebensgestaltungen, wie an tieferen Strömungen geistigen Lebens weit übertroffen. Aber Kraft und Saft, eine Fülle ursprünglicher Triebe durchdringen diese Zeit, und deshalb wendet sich das Auge, das sich einmal in sie vertieft hat, nur ungern von ihr ab. Wir sehen nicht den Herbst mit seinen Früchten, nicht den Sommer mit seinen Blüthen, noch den Lenz mit seinem frischen Blätterschmuck; es ist gleichsam die Zeit, wo die erste Saat sprießt und der Wald dem fernen Beschauer noch die dürren Aeste zeigt, der spähende Blick aber in der Nähe schon die vollen kräftigen Blattknospen wahrnimmt, die um aufzubrechen nur eines warmen Sonnenblicks harren.

Quellen und Beweise

zur

Kaisergeschichte des zehnten Jahrhunderts.



I. Uebersicht der Quellen und Hülfsmittel.

1. Gleichzeitige Annalen und Geschichtsschreiber.

Die Geschichtsschreibung des zehnten Jahrhunderts giebt ein treues Abbild der Zeitverhältnisse. Die Annalen, welche eine so reiche Quelle der Reichsgeschichte in der Karolingerzeit darbieten, hören mit dem Verfall derselben auf oder werden ganz dürftig. Die letzte Fortsetzung der Annalen von Fulda endet mit dem Jahre 901; ihr Verfasser ist ein Baier (M. G. I. 395—415).[1] Die Chronik des Regino läuft mit dem Jahre 906 aus (M. G. I. 537—612). Für die nächsten Jahre haben wir nur sehr aphoristische Aufzeichnungen in den Annalen einiger Klöster, die überdies fast ganz auf die Provinzial-Geschichte beschränkt sind. Am meisten verdanken wir Schwaben; eine Fortsetzung der Alamannischen Annalen, die im Kloster S. Gallen entstanden ist, führt bis zum Jahre 926 (M. G. I. 52—56); die kurzen Annalen von Weingarten bis zum Jahre 936 (M. G. I. 65—67). In Franken wurden unseres Wissens allein im Kloster Hersfeld damals annalistische Aufzeichnungen gemacht; sie sind in ihrer ursprünglichen Gestalt uns nicht mehr erhalten, doch ist ihr Inhalt dadurch aufbewahrt, daß sie mit geringen Aenderungen in spätere Annalen aufgenommen sind, namentlich in die Hildesheimschen, Quedlinburger, Weißenburger, Ottobeuernschen und Altaichschen Annalen, wie in das Geschichtswerk des Lambert von Hersfeld (M. G. III. 50—63 und V. 4). In Sachsen wurden die dürftigen Notizen der Corveier Annalen fortgeführt (M. G. III. 4). Auch in Lothringen müssen einzelne Annalen noch unbedeutende Fortsetzungen erhalten haben, wie eine in den Annalen des Klosters S. Maximin zu Trier vorliegt (M. G. IV. 6. 7); auf solchen älteren Aufzeichnungen beruhen zum Theil die späteren lothringischen Annalen, besonders die Lüttticher Annalen und die verwandten des Klosters Lobbes, die manche wichtige Notizen enthalten (Annales Lobienses. M. G. II. 209—211. Annales Leodienses und Laubienses. M. G. IV. 16).

---

1) Die grosse Sammlung unserer Geschichtsquellen von Pertz: Monumenta Germaniae historica ist so citirt, daß mit M. G. stets der betreffende Band der Geschichtsschreiber gemeint ist; die Bände der Gesetzsammlung sind bezeichnet mit M. G. Legg.

Ein bemerkenswerther Aufſchwung der Geſchichtsſchreibung tritt gleich nach der Mitte des Jahrhunderts ein und giebt ſich zuerſt in Reichenauer Annalen zu erkennen, welche die älteren Alamanniſchen Annalen fortführen, aber ſchon über das provincielle Intereſſe hinausgehen und das ganze Reich wieder in das Auge faſſen. Wilhelm, der natürliche Sohn Ottos des Großen, hat ſie entweder ſelbſt aufgezeichnet oder aufzeichnen laſſen; ſie enden mit dem Jahre 954, wo Wilhelm zum Erzbiſchofe von Mainz erhoben wurde (M. G. I. 68. 69). Etwa um dieſelbe Zeit wurden in ähnlicher Weiſe die ſogenannten größeren Annalen von S. Gallen fortgeführt, die ſich ebenfalls an die Alamanniſchen anſchließen und über ein Jahrhundert von verſchiedenen Verfaſſern fortgeſetzt ſind (M. G. I. 78—85); auch entſtanden die kurzen Annalen von Köln (M. G. I. 97—99).

Die Reichenauer und S. Gallener Annalen überbietet dann weit der Fortſetzer des Regino, der um das Jahr 960 ſeine Jahrbücher begann, aber die frühere Zeit vom Jahre 907 nachholte (M. G. I. 614—629. VI. 620). Die Perſon des Verfaſſers iſt nicht bekannt, doch muß er Mönch im Kloſter S. Maximin zu Trier geweſen ſein; er ſtand dem nachherigen Erzbiſchof Adalbert von Magdeburg ſehr nahe und durch dieſen auch dem Erzbiſchof Wilhelm. Das Werk wurde nur bis zum Ende des Jahres 967 fortgeführt; da im Jahre 968 Adalbert auf den erzbiſchöflichen Stuhl von Magdeburg erhoben wurde und auch ſonſt manche Zeichen auf ihn hinweiſen, wäre es nicht unmöglich, daß er ſelbſt der Verfaſſer iſt. [1]) Bis zum Jahre 938 beruhen die Aufzeichnungen faſt allein auf den Reichenauer und Hersfelder Annalen, wie auf den älteren Jahrbüchern von S. Maximin. Auch ſpäter noch kann man dieſe Quellen verfolgen, aber die Erzählung wird ausführlicher und eingehender, beſonders vom Jahre 961 an, wo ſie bereits ganz original iſt. Der Verfaſſer iſt über die gleichzeitigen Vorgänge vortrefflich unterrichtet, ſelbſt über die italieniſchen Angelegenheiten, und erzählt wohl Vieles als Augenzeuge; die Sprache iſt einfach und würdig.

Etwa gleichzeitig dem Fortſetzer des Regino ſchrieb der Domherr Flodoard in Reims ſeine Annalen, die vom Jahre 919 bis zum Jahre 966 reichen; ſie verbreiten ſich vielfach über die Verhältniſſe des Weſtfrankenreichs zu dem Reiche der Sachſen und ſind beſonders für die lothringiſchen Angelegenheiten eine ergiebige Quelle (M. G. III. 368—407). Flodoard giebt eine große Menge von Notizen, aber ohne den Zuſammenhang der Dinge zu erklären; deshalb bleibt er oft dunkel und unverſtändlich, aber er iſt ein zuverläſſiger Gewährsmann und für die Chronologie jener Zeiten unentbehrlich. Schon vor den Annalen hatte Flodoard eine Geſchichte des Erzbisthums Reims geſchrieben, die an manchen Stellen die Geſchichte des deutſchen Reichs berührt; ſie iſt gedruckt bei Bouquet Recueil des historiens des Gaules et de la France. T. VIII.

Wie die Bücher dieſes gelehrten Franzoſen der deutſchen Geſchichte zu Gute kamen, ſo das bald nachher entſtandene merkwürdige Hauptwerk des gebildeten Italieners Liudprand, dem Otto an ſeinem Hofe eine Zufluchtsſtätte eröffnete und den er dann im Jahre 962 auf den Biſchofsſtuhl von Cremona erhob. Liudprand nannte ſein Werk, das zum Theil in Frankfurt entſtand und in ſeinem

1) „Machinatione et consilio Willehelmi archiepiscopi, licet meliora in eum confisus fuerit, et nihil unquam in eum deliquerit" zum Jahre 961. Vgl. zum Jahre 962. Wer konnte leicht ſo in Adalberts Herz ſehen? Dazu kommt die häufige Erwähnung der Abtei Weißenburg, der Adalbert eine Zeit lang als Abt vorſtand, obgleich er eigentlich dem Kloſter S. Maximin angehörte.

Hinblick auf die eben sich glanzvoll erhebende Macht Ottos geschrieben ist, Buch der Vergeltung (Antapodosis), denn er wollte mit demselben für alles Leid, das ihm König Berengar und dessen Gemahlin zugefügt hatten, eine bittere Rache üben; abgefaßt ist es zwischen den Jahren 958 — 962. Liudprands Erzählungen berühren besonders die Geschichte Italiens, geben aber zugleich allgemeine Zeitgeschichte; sie bieten auch manche wichtige Nachrichten zur deutschen Geschichte dar, doch sind gerade diese mit besonderer Vorsicht zu benutzen, da Liudprand von den deutschen Dingen nur nach dem berichtet, was er zufällig an Ottos Hofe erzählen hörte, ohne näher mit den Verhältnissen vertraut zu sein. In sechs Büchern stellt Liudprand die Zustände vom Jahre 887 bis zum Jahre 950 dar, in den späteren Büchern meist seine eigenen Erlebnisse; sein Werk ist anziehend geschrieben, durchaus original und trotz der Leidenschaftlichkeit und Eitelkeit des Verfassers doch in dem rein Thatsächlichen meist zuverlässig. Es bleibt bei allen seinen Fehlern eine der bedeutendsten Geschichtsquellen des zehnten Jahrhunderts. Eine vortreffliche Ausgabe nach Liudprands eigener Handschrift besitzen wir in von Pertz in seiner großen Sammlung (M. G. III. 273—339), nach der auch eine Handausgabe veranstaltet ist. Uebersetzt ist die Antapodosis im Auszuge in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit (X. Jahrhundert. 2. Band) vom Freiherrn K. v. d. Osten-Sacken; die Einleitung zur Uebersetzung ist von Wattenbach, der sich auch an der Bearbeitung selbst betheiligt hat. Für die Kritik ist wichtig: R. A. Köpke de vita et scriptis Liudprandi episcopi Cremonensis. Berolini 1842.

Unter den frischen Eindrücken der Herstellung des abendländischen Kaiserthums nahm dann die deutsche Geschichtsschreibung sofort den erfreulichsten Aufschwung. Gleichzeitig schrieben Widukind von Corvei, Hrotsvitha von Gandersheim und Ruotger von Köln; um das Jahr 968 sind Widukinds Sächsische Geschichten, Hrotsvithas Heldenlied von den Thaten Ottos, Ruotgers Lebensbeschreibung des Erzbischofs Brun beendigt worden.

Widukinds Werk, betitelt Res gestae Saxonicae, ist für die deutsche Geschichte des zehnten Jahrhunderts ohne alle Frage die vorzüglichste Quellenschrift. Nicht allein, daß Widukind in den meisten Fällen sich wohlunterrichtet zeigt, er versteht es auch seine Zeit im Ganzen und Großen aufzufassen und stellt den christlich-heroischen Character derselben am Treusten dar. Seine Hauptaufgabe sieht er in den Erzählungen von Ottos I. Thaten, denen das ganze zweite und dritte Buch seines Werkes gewidmet ist, wie ein Anhang zum dritten Buche, den er bald nach dem Tode des Kaisers hinzufügte; aber er holt weiter aus, und wie er in Otto besonders den Landsmann erblickt, der das Sachsenvolk auf den höchsten Gipfel der Ehre erhob, schickt er im ersten Buche die ältere Geschichte der Sachsen und die Geschichte König Heinrichs I. voran. Was Widukind da erzählt, gehört, obwohl er mit älteren Geschichtsquellen nicht unbekannt ist, doch zum großen Theil der Sage an; erst im zweiten Buch gewinnt die Darstellung mehr und mehr einen streng historischen Character; im dritten Buch ist Widukind ein ganz zuverlässiger Gewährsmann. Obgleich er als Mönch in seinem Kloster lebte, stand er den Dingen, die er erzählte, doch nicht so ganz fern; er sah zeitweise den Hof der Ottonen und widmete Mathilde, der Tochter Ottos des Großen, sein Buch. Seine Darstellung ist anschaulich, lebendig und warm, ohne daß er sich jemals zu leidenschaftlichen Urtheilen hinreißen ließe; sein Vorbild ist Sallust, dem auch die Sprache mehr als dem Ausdruck der Vulgata nachgebildet ist. Die Kürze, der er nachstrebt, macht seine Diction oft dunkel, oder erschwert

mindestens die Uebertragung des Werks in eine andere Sprache. Leider besitzen wir keine gleichzeitigen Handschriften des Buchs, und der Text desselben erregt noch hier und da Anstoß. Nach allen bekannten Hülfsmitteln hat Waitz Widukinds Werk in der M. G. III. 416—467 herausgegeben; von diesem Text ist auch eine Handausgabe veranstaltet. Eine Uebersetzung hat R. Schottin geliefert in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit X. Jahrh. 6. Band; die Einleitung zu derselben ist von Wattenbach.

Hrotsvitha dichtete, nachdem sie sich schon durch lateinische Kirchenlieder und ihre christlichen Comödien einen Namen gemacht hatte, von dem jungen Otto II. aufgefordert, ihr Heldengedicht über die Thaten Kaiser Ottos I. (Carmen de gestis Oddonis I. imperatoris). Den Stoff gaben ihr Erzbischof Wilhelm, ihre Aebtissin Gerberge, die Tochter Heinrichs von Baiern und Nichte Ottos des Großen, nebst anderen wohlunterrichteten Personen; die Form bildete sie dem lateinischen Epos, besonders den Werken des Virgil, jedoch in ziemlich freier Weise nach. Die poetische Form hat dem historischen Gehalt des Gedichts wenig geschadet, mehr der Einfluß des Hofes. Hrotsvitha sagt nicht Alles, was sie weiß, und läßt absichtlich Manches im Dunklen. Aber nichtsdestoweniger ist ihr Gedicht von großem Nutzen für die Geschichte jener Zeit, und es muß sehr bedauert werden, daß durch zwei große Lücken in der einzigen Handschrift fast die Hälfte des Werks untergegangen ist. Das Erhaltene umfaßt die Geschichte bis zum Anfange des J. 953; zwei Bruchstücke beziehen sich dann noch auf einzelne Begebenheiten der Jahre 957 und 962 und berühren nur summarisch die Geschichte bis zum Schluß des Jahres 967, d. h. bis zur Kaiserkrönung Ottos II. Ein etwas späteres Gedicht der Hrotsvitha über die Anfänge des Klosters Gandersheim (Carmen de primordiis coenobii Gandersheimensis) hat dadurch eine allgemeine Bedeutung, daß es sich über die frühere Familiengeschichte des Ottonischen Hauses beiläufig verbreitet. Beide Gedichte hat Pertz in der M. G. IV. 306—335 herausgegeben.

Ruotger betrat gleichzeitig die schon zur Karolingerzeit eröffnete Bahn biographischer Darstellungen in seinem Leben des Erzbischofs Brun von Köln. Er schrieb auf den Wunsch von Bruns Nachfolger Folkmar, der seinem ausgezeichneten Vorgänger keinen besseren Biographen wählen konnte. Denn Ruotger hatte in vertrauter Freundschaft mit Brun gestanden und die ganze Bedeutung des Mannes erfaßt. Zugleich besaß er die nothwendige Bildung, um in würdiger Weise seinem großen Freunde ein Denkmal zu errichten. Ruotger kennt die Alten, aber er schließt sich mehr an die kirchliche Sprache an, ohne jedoch dabei in einen salbungsvollen Ton zu verfallen; man möchte vielmehr seinem Ausdruck oft größere Deutlichkeit und Ausführlichkeit wünschen. Das Werk ist für die Kirchen- und Reichsgeschichte, wie für die Sittengeschichte Deutschlands gleich wichtig. Leider besitzen wir keine ganz gleichzeitige Handschrift, und der Text ist an manchen Stellen verderbt. Pertz hat Ruotgers Werk in den M. G. III. 254—275 herausgegeben und auch eine Handausgabe veranstaltet; übersetzt ist dasselbe von J. v. Jasmund in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit. X. Jahrh. 3. Bd.

Indessen hatte auch Liudprand ganz seine Feder dem großen Kaiser gewidmet und sein Buch von den Thaten Kaiser Ottos des Großen abgefaßt (Liber de rebus gestis Ottonis Magni imperatoris). Es umfaßt die Geschichte vom J. 960 bis zum Juni 964 und ist unmittelbar nach den erzählten Begebenheiten, in die Liudprand selbst handelnd eingriff, abgefaßt; vollendet ist es nicht, mitten im

Satze bricht die Darstellung in der eigenen Handschrift des Verfassers, die uns erhalten ist, ab. Die Höhe des Gegenstandes erhebt hier Liudprand fast über sich selbst; dies Buch ist leidenschaftsloser und würdiger abgefaßt, als Alles, was sonst aus seiner Feder geflossen ist. Die letzte Schrift Liudprands, der Bericht über seine Gesandtschaft nach Constantinopel an den Kaiser (Relatio de legatione Constantinopolitana), wurde noch auf der Rückreise im Anfange des Jahres 970 niedergeschrieben; sie ist voll von den anziehendsten Einzelnheiten, aber zeigt den alten Liudprand noch eben so jähzornig und schmähsüchtig, als er vordem war. Leider liegt auch diese Schrift, von der wir keine Handschrift mehr besitzen, uns nicht ganz vollendet vor, und der Text ist sehr verderbt. Beide Bücher Liudprands sind für die deutsche Geschichte von dem höchsten Werthe; herausgegeben sind sie von Pertz in den M. G. III. 340—363, auch in die Handausgabe aufgenommen und vollständig übersetzt vom Freiherrn K. v. d. Osten-Sacken in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit. X. Jahrh. 2. Bd.

An Liudprand schließen sich zunächst zwei italienische Chroniken an, die mittelbar die Geschichte Ottos des Großen berühren. Es ist die zuerst von Pertz entdeckte und herausgegebene Chronik des Benedict, eines Mönches aus dem Andreaskloster auf dem Soracte bei Rom, und die Chronik von Salerno. Die Chronik des Benedict (M. G. III. 695—722) giebt die wichtigsten Aufschlüsse über die Stadtgeschichte Roms im zehnten Jahrhundert; was über die früheren Zeiten anderen Quellen nacherzählt wird, ist im Ganzen werthlos. Benutzt ist für die Zeitgeschichte bereits eine sehr wichtige kleine Schrift über die Kaiserrechte in Rom, die um das Jahr 950 geschrieben ist (De imperatoria potestate in urbe Roma libellus. M. G. III. 719—722; über die Zeit der Abfassung vergl. Wilmans in den Jahrbüchern II. 2. S. 238), wie eine zu Rom damals angelegte Fortsetzung jener Sammlung von Papstleben, die man dem Bibliothekar Anastasius zuzuschreiben pflegt. [1]) Was Benedict außerdem über seine Zeit berichtet, verdient im Allgemeinen Glauben, wie die Vergleichung mit Liudprand erweist; aber die Form seiner Schrift verräth eine unglaubliche geistige Rohheit und zeigt zugleich den Kampf des Lateinischen mit der sich ausbildenden italienischen Vulgärsprache. Benedict schrieb um das Jahr 973; wenige Jahre später der uns unbekannte Verfasser der Chronik von Salerno, die für die unteritalischen Kriege Ottos I. von Wichtigkeit ist und bis zum Jahre 974 führt. Wir verdanken dem uns unbekannten Salernitaner viele nützliche Nachrichten; seine Darstellungskunst erhebt sich allerdings über die des Benedict, doch nicht allzu hoch. Die Chronik von Salerno ist von Pertz herausgegeben in den M. G. III. 467—571; übersetzt sind einzelne Bruchstücke aus ihr und dem Benedict von Otto Abel in den Geschichtsschreibern der d. Vorzeit. VIII. Jahrh.

Inzwischen wurden in Deutschland die begonnenen Corveier, S. Gallener und Hersfelder Annalen fortgesetzt, von denen namentlich die letzten reich-

---

1) Wir besitzen noch keine Ausgabe dieser Fortsetzung des Liber pontificalis, aus der die Art ihrer Entstehung und ihre ursprüngliche Gestalt klar würde, doch ist der Inhalt derselben im Ganzen zu erkennen aus den Catalogen des Codex Estensis und Vaticanus (Muratori Script. rer. Ital. III. 2. p. 328 sequ.) und dem Papstcatalog bei Eckhart (Corp. hist. II. 1639. 1640). Vergl. meinen Aufsatz in der Allg. Monatsschrift f. Wissenschaft und Literatur. Jahrg. 1852. S. 260. 261. Neuerdings ist von Bethmann in Florenz eine alte Handschrift dieser Papstleben entdeckt worden, die bereits mit der Einsetzung Benedicts VI. endet und nun auch äußerlich die allmähliche Entstehung der Arbeit bestätigt.

haltiger werden. Am Ausführlichsten geben den Text der letzteren von 972—983 die Altaichschen Annalen wieder, die ich in späteren Chroniken zuerst nachgewiesen und aus ihnen herzustellen gesucht habe (Annales Altahenses, eine Quellenschrift zur Geschichte des elften Jahrhunderts. Berlin 1841). Auch neue Annalen entstanden damals, wie besonders die Annalen von Kloster Einsiedeln, deren erster originaler Theil um das Jahr 966 geschrieben ist (M. G. III. 142. 143). Eine Fortsetzung der Annalen des Flodoard ist für die lothringische Geschichte der Jahre 976—978 wichtig.

Die Thaten Ottos II. waren zu wenig von dauernden Erfolgen begleitet, als daß sie hätten der Geschichtsschreibung erheblichen Stoff bieten können; sie lebte noch in den Tagen Ottos des Großen und wandte sich nach dessen Tode mit Vorliebe der Biographie zu. Es sind die Lebensbeschreibungen der Königin Mathilde, des Abts Johann von Görz und des Bischofs Ulrich von Augsburg, die hier vorzugsweise Aufmerksamkeit verdienen.

Die ältere Lebensbeschreibung der Königin Mathilde, welche Köpke erst kürzlich in einer Handschrift des vorigen Jahrhunderts entdeckt und in den M. G. X. 575—582 herausgegeben hat, weist er selbst zwar der Zeit Ottos III. zu, doch scheinen mir überwiegende Gründe dafür zu sprechen, daß sie bereits im Jahre 974 unter Otto II. geschrieben ist. Schon Waitz hat in den Nachrichten von der G. A. Universität. 1852. Nr. 13 die Möglichkeit dieser Annahme in das Auge gefaßt, sich aber zuletzt doch für Köpkes Zeitbestimmung entschieden. Köpke stützt sich vornehmlich darauf, daß die an einen Kaiser Otto gerichtete Dedication des Werks diesem eine ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung nachrühmt und daß in einer Stelle (cap. 4) der Wunsch ausgedrückt wird, der Kaiser möchte nicht ohne einen männlichen Erben bleiben. Aber dieser Wunsch findet in gleicher Weise, wenn man die Schrift in das Jahr 974 setzt, bei Otto II. seine naheliegende Erklärung, dem erst nach längerer Ehe im Jahre 980 ein Sohn geboren wurde; ingleichen wird Ottos II. wissenschaftliche Bildung von allen Zeitgenossen hochgerühmt, vor Allem von Hrotsvitha und Gerbert. Nun scheint mir aber die schöne Stelle im vierten Capitel erst in Beziehung auf die Streitigkeiten zwischen Otto II. und seinem Vetter Heinrich von Baiern ihr volles Licht zu gewinnen. Ferner finde ich im zehnten Capitel eine Weissagung der Mathilde, die, nachdem auf das Uebelste ihr Gegentheil eingetreten war, zuverlässig nicht verewigt worden wäre und welche deshalb auch das spätere Leben der Mathilde sehr absichtlich unterdrückt. Endlich spricht die Dedication eigentlich nicht sowohl von einem Leben der Mathilde, als von einer Geschichte der Vorfahren des Kaisers überhaupt. Das Buch geht aber bis auf den Tod Ottos I. und die Thronbesteigung Ottos II. und schließt mit dem Ausdruck der festen Ueberzeugung, daß dieser Vater und Großvater nicht unähnlich sei (quem paternae avitaeque non imparem *credimus* virtutis). Am Ungezwungensten erklärt sich dies Alles aus der Annahme, daß das Buch in der Zeit Ottos II. entstanden sei, bis in welche es unmittelbar hinabreicht. Offenbar gewinnt dasselbe für uns nur eine noch größere Bedeutung, wenn es schon sechs Jahre nach dem Tode der Königin geschrieben ist. Daß es in Nordhausen entstanden ist, zeigt die Erzählung cap. 14—16 und die öftere Erwähnung der Aebtissin Richburg, die das wichtigste Material dargeboten haben wird; es wäre auch nicht unmöglich, daß eine Nordhäuser Nonne, eine zweite Hrotsvitha, die Schrift abgefaßt hätte. Einige Worte im elften Capitel (virginalem propemodum, benefactis illis promerentibus, adquisierat palmam, nisi

tantum secularibus vestium floresceret ornamentis) lassen fast auf eine weibliche Verfasserin schließen; ein Mann, selbst ein Mönch, möchte sich kaum so sehr an dem Putz der Königin noch nach ihrem Tode gestoßen haben. Sollte eine Nonne wirklich die Urheberin des Werks sein, so stand sie ihrer Bildung nach allerdings tief unter Hrotsvitha. So interessant der Inhalt, so ungeschickt ist die Form; es begreift sich daraus leicht, daß das Buch wenig Anklang fand und sich bald das Verlangen nach einer neuen Lebensbeschreibung Mathildens regte. Dies wurde befriedigt durch eine andere Arbeit, die um das Jahr 1010 entstand und König Heinrich II. zugeeignet ist. Der Verfasser dieser jüngeren Lebensbeschreibung ist nicht bekannt, doch muß er ebenfalls mit dem Kloster zu Nordhausen in näherer Verbindung gestanden haben; zum Theil hat er das ältere Werk nur stilistisch verbessert, aber er hat auch manche neue und nicht unwichtige Nachrichten hinzugefügt. Mit Mistrauen erfüllt das sichtliche Bestreben die Person Heinrichs von Baiern, die in der älteren Arbeit ganz zurücktritt, mehr in den Vordergrund zu stellen. Das literarische Verdienst dieser jüngeren Lebensbeschreibung ist nicht gering anzuschlagen. Herausgegeben ist sie von Pertz in den M. G. IV. 283—302.

Das Leben des Abts Johann von Görz ist die sehr ausführliche Arbeit eines seiner jüngeren Freunde, des Abts Johann vom Arnulfskloster zu Metz. Schon im Jahre 978 war ein erheblicher Theil der Arbeit vollendet, der Verfasser ließ sie aber dann liegen und nahm sie erst auf den Zuspruch des bekannten Bischofs Dietrich von Metz und des Bischofs Folkmar von Utrecht wieder auf. Der größte Theil ist um das Jahr 980, wie es scheint, geschrieben, und das Ganze wahrscheinlich nie vollendet worden, wenigstens fehlt uns der Schluß des Buchs; das Erhaltene reicht nur bis zum Jahre 956. Für Kirchen- und Sittengeschichte der Zeit ist Johanns Arbeit eine noch nicht erschöpfte Fundgrube; für die Reichsgeschichte hat sie besonders Interesse durch den aufgenommenen Bericht über die Gesandtschaftsreise Johanns von Görz nach Cordova. Die Darstellung ist der des Ruotger verwandt. Nach der einzigen, sehr verletzten Handschrift hat Pertz die Ausgabe besorgt in den M. G. IV. 337—377.

Das Leben des heiligen Ulrich von Augsburg ist von einem seiner Kleriker, dem Priester Gerhard, geschrieben, der dem trefflichen Manne ziemlich nahe gestanden zu haben scheint und sich überall gut unterrichtet zeigt. Gerhard schrieb bald nach dem Jahre 982 und hat auch das Leben von Ulrichs Nachfolger Heinrich in seine Arbeit hineingezogen, so daß die ganze Arbeit den Zeitraum von 890—982 umfaßt; sie ist reich an Beiträgen zur Kirchen- und Sittengeschichte, enthält aber auch für die Reichsgeschichte sehr brauchbares Material, z. B. manches sonst unbekannte Detail über den Krieg Ottos I. mit seinen Söhnen, die Ungernschlacht im Jahre 955 und die inneren Kriege unter Otto II. Die Darstellung besitzt gerade nicht hervorstechende Vorzüge, ist aber doch klar und verständlich. Herausgegeben ist Gerhards Arbeit von Waitz in den M. G. IV. 381—419. Noch in demselben Jahrhundert schrieb Bischof Gebhard von Augsburg ein neues Leben Ulrichs und im folgenden Jahrhundert ein drittes der Reichenauer Abt Berno; Arbeiten, die nur aus Gerhards Buch geschöpft und historisch ganz werthlos sind.

Mit der Regierungsgeschichte Ottos II. schlossen die Hersfelder Annalen ab, wurden aber in Hildesheim aufgenommen und fortgesetzt. Bis zum Jahre 993 sind die Hildesheimer Annalen von einer Hand geschrieben; eine andere

Hand ſetzte ſie fort bis zum Jahre 997, eine dritte b. z. J. 1000, eine vierte b. z. J. 1022. Dieſes Werk benutzten bereits, mindeſtens bis zum Jahre 1000, die Quedlinburger Annalen, welche eine der ergiebigſten und zuverläſſigſten Geſchichtsquellen für die Regierung Ottos III. ſind. Der Schreiber der Quedlinburger Annalen, deſſen Werk bis zum Jahre 1025 für uns reicht, aber unvollſtändig iſt, ſpricht bereits im Jahre 993 als Zeitgenoſſe. Quedlinburg war damals ſo oft der Sitz des kaiſerlichen Hofs, daß es nicht ſchwer fallen konnte, ein reiches Material dort zu ſammeln; das hat der Verfaſſer gethan und es zugleich verſtändig verarbeitet. Er ſchreibt lebendig und mit wahrem Intereſſe für die kaiſerliche Familie; doch iſt der Stil oft ſchwülſtig und geſucht. Die Quedlinburger Annalen, von denen keine alte Handſchrift erhalten iſt, haben vom J. 961 b. z. J. 983 eine Lücke, die ſich indeſſen größtentheils aus einem ſpäteren Chroniſten, der wörtlich dieſe Annalen auszuſchreiben pflegt, herſtellen läßt. Es iſt der von Leibniz in den Accessiones historicae herausgegebene Chronographus Saxo, der gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts, wahrſcheinlich in Magdeburg, ſeine hiſtoriſche Compilation anfertigte. Die Hildesheimſchen und Quedlinburger Annalen ſind von Pertz herausgegeben in den M. G. III. 62—93. Gleichzeitig mit den Quedlinburger Annalen entſtand auch eine Magdeburger Chronik, welche die Geſchichte des zehnten Jahrhunderts umfaßte und aus der wir einzelne Bruchſtücke in dem ebengenannten Chronographus Saxo beſitzen. Vgl. hierüber meinen Excurs in den Jahrbüchern II. 1. 158 und die genauere Ausführung von L. Gieſebrecht in den Wendiſchen Geſchichten III. 304.

Die ſächſiſche Geſchichtsſchreibung des zehnten Jahrhunderts ſchloß gleichſam die Chronik des Thietmar ab. Thietmar, von väterlicher Seite dem Geſchlechte der Grafen von Walbeck, durch ſeine Mutter dem Hauſe der Stader Grafen angehörend, durch beide der kaiſerlichen Familie und den ſächſiſchen Herzögen verwandt, wurde i. J. 976 geboren und verlebte ſeine Jugend theils zu Quedlinburg, theils in Magdeburg, wo er unter die Domherren des Moritzſtifts aufgenommen wurde. Im Jahre 1002 wurde er zum Propſt in dem von ſeiner Familie geſtifteten Kloſter Walbeck eingeſetzt, dann i. J. 1009 von Heinrich II. zum Biſchof von Merſeburg erhoben und ſtand der dortigen Kirche bis zu ſeinem Tode im Jahre 1018 vor. Erſt als Biſchof begann er ſein Geſchichtswerk, deſſen erſte vier Bücher, die hier allein in Betracht kommen, vor dem Jahre 1012 beendigt ſind. Heinrich I. und die drei Ottonen ſind jeder in einem beſondern Buche behandelt. Die drei erſten Bücher beruhen großentheils auf uns noch jetzt zugänglichem Material, namentlich Widukind, Ruotger, den Hersfelder Annalen, dem Leben der Mathilde und des Biſchofs Ulrich von Augsburg; Einiges hat Thietmar aus ſeiner reichen Familientradition und aus Urkunden hinzugefügt, aber der Gewinn iſt doch im Ganzen nicht erheblich. Bei weitem wichtiger iſt das vierte, der Regierung Ottos III. gewidmete Buch, wo Thietmar freilich auch zum Theil noch uns bekannten Quellen folgt, wie den Hildesheimſchen und Quedlinburger Annalen, aber doch auch viel Neues giebt, indem er theils nach den Erzählungen von Augenzeugen berichtet, theils eigene Jugenderlebniſſe mittheilt. Thietmar war ein fleißiger Sammler, aber er verſtand es nicht einmal den reichen Stoff chronologiſch zu ordnen, geſchweige denn ihn verſtändig zu bearbeiten; ſeine Darſtellung, die auch nach Seiten der Diction hin vielfachen Anſtoß gewährt, empfiehlt ſich allein durch die Wärme ſeines Gefühls für die vaterländiſche Geſchichte und die Ehrenhaftigkeit der Geſinnung, die überall durchſcheint. Thiet-

mar hat nirgends absichtlich die Geschichte entstellt, aber sehr oft aus Unkenntniß und Flüchtigkeit gefehlt, so daß man ihm nur mit Vorsicht folgen darf. Dies gilt besonders von der ersten Hälfte seines Werks; von der zweiten, wo er die Ereignisse seiner Zeit als ein wohlunterrichteter und meist unbefangener Zeuge oft mit der Ausführlichkeit eines Tagebuchs berichtet, ist erst im zweiten Bande zu sprechen. Wir besitzen Thietmars Chronik in einer von ihm selbst corrigirten Handschrift, die aber leider mehrere Lücken hat; nach diesem Exemplar hat Lappenberg die Herausgabe in den M. G. III. 733—871 besorgt und an den lückenhaften Stellen eine jüngere Handschrift hinzugezogen. Uebersetzt ist die Chronik von Laurent in den Geschichtsschreibern der d. Vorzeit XI. Jahrh. Bd. 1 und diese Uebersetzung von einem Vorwort Lappenbergs begleitet.

Während die Geschichtsschreibung in den sächsischen Klöstern und Stiften selten bei den localen Ereignissen stehen bleibt, sondern sich meist unmittelbar auf Kaiser und Reich wendet, tragen die gleichzeitigen Versuche lothringischer Mönche in der Geschichtsschreibung überwiegend einen localen und provinciellen Character an sich. Besonders tritt hier das Kloster Lobbes hervor. Vor 980 begann hier der spätere Abt Heriger eine Geschichte der Bisthümer Tongern, Mastricht und Lüttich, die er aber nicht bis auf seine Zeit fortführen konnte und die erst nach 1050 ihren Vollender in dem Mönch Anselm fand (Gesta episcoporum Tungrensium, Traiectensium et Leodiensium. M. G. VII. 161—234). Um 980 entstand daselbst die Geschichte der Aebte des Klosters Lobbes, von dem damaligen Abt Folkuin geschrieben, eine vielfach interessante Schrift, obwohl sie die Kaisergeschichte kaum berührt (Folcuini Gesta abbatum Lobiensium. M. G. IV. 54—74). Gleich darauf wurden die Annales Lobienses geschrieben (M. G. II. 209—211), und um das Jahr 1000 andere Annalen,[1]) die nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt vorhanden, aber aus den abgeleiteten Annales Leodienses und Laubienses (M. G. IV. 13—18) leicht herzustellen sind. Dann tritt uns in dem Kloster des h. Symphorianus bei Metz eine bestimmtere Richtung auf historische Arbeiten entgegen. Um das Jahr 1012 schrieb der dortige Abt Constantin eine Lebensbeschreibung des Bischof Adalbero II. von Metz, die manches Nützliche für die lothringische Geschichte des zehnten Jahrhunderts enthält (M. G. IV. 659—672); in gleichem Sinne und ähnlicher Weise faßte Alpert, ein Mönch desselben Klosters, im nächsten Jahrzehend zwei Geschichtswerke ab. Das erste, eine Geschichte der Metzer Bischöfe, widmete er dem Abte Constantin; von demselben ist indessen nur ein Bruchstück erhalten, das die Geschichte des Bischofs Dietrich betrifft und für die Ottonische Zeit von einigem Belang ist (M. G. IV. 697—700). Das andere Werk Alperts, das er dem Bischof Burchard von Worms widmete und „über den Wechsel der Zeiten" betitelte, hat fast nur für die lothringische Geschichte Bedeutung (Alpertus de diversitate temporum. M. G. IV. 700—723).

Das letzte Decennium des zehnten Jahrhunderts und die beiden ersten des folgenden sind arm an biographischen Darstellungen, die von Deutschen herrühren und auf deutsche Verhältnisse Bezug haben. Erst in der Zeit von 1020—1030 wurden wieder zwei Biographien geschrieben, die an sich von großer Bedeutung sind und zugleich für die Geschichte des zehnten Jahrhunderts noch wichtige Beiträge liefern. Es sind die Biographien des Bischofs Bernward von Hildesheim

1) Vgl. Annales Leodienses z. J. 866 und 872 und Annales Laubienses z. J. 867.

und des Biſchofs Burchard von Worms. Bernwards Leben rührt von deſſen Lehrer Thankmar her, der ihn von Jugend auf mit großer Aufmerkſamkeit und Treue begleitet und ihm in den wichtigſten Geſchäften gedient hatte. Thankmar iſt daher vortrefflich unterrichtet; und da er nun überdies ſeinen Stoff gut darzuſtellen weiß, hat er ein Werk geliefert, das man recht wohl dem des Ruotger an die Seite ſetzen kann. Der ſehr gut erhaltene Text iſt von Pertz in den M. G. IV. 757—781 herausgegeben. Das Leben des Biſchofs Burchard von Worms iſt etwas ſpäter entſtanden; der Verfaſſer, deſſen Name uns unbekannt geblieben iſt, war ein Kleriker, der Burchard nahe geſtanden hatte und mindeſtens von deſſen ſpäteren Jahren gute Kunde beſaß. An die Bedeutung von Thankmars Werk reicht dieſe Biographie nicht hinan, aber ſie enthält doch viele gute Nachrichten, und die neue Herausgabe derſelben in den M. G. IV. 830—846 von Waitz iſt um ſo dankenswerther, als es bis dahin nur einen ſehr ſeltenen Druck gab; es iſt zu bedauern, daß ſich keine einzige Handſchrift des nützlichen Buchs mehr hat auffinden laſſen.

Bei den univerſellen Tendenzen, die Otto III. verfolgte, und dem gewaltigen Einfluß, den Ausländer auf ihn übten, muß die außerdeutſche Literatur auch für die Geſchichte Deutſchlands zu dieſer Zeit von beſonderem Intereſſe werden. Vor Allem ſind es zwei Gruppen von literariſchen Erzeugniſſen, die hier bedeutſam hervortreten: 1) die Schriften, die von Gerbert ausgehen und ſich an ſeine Perſon anſchließen; 2) die Lebensbeſchreibungen des h. Nilus und des von ſeinem Geiſte berührten h. Adalbert.

Unter den Schriften Gerberts ſind beſonders ſeine Briefe, etwa 230 an der Zahl, von hiſtoriſchem Intereſſe. Leider iſt das zehnte Jahrhundert ſonſt arm an ähnlichen Briefſammlungen, [1]) die für die folgende Zeit Hauptquellen der Geſchichte werden; um ſo höher ſteigt für uns Werth und Bedeutung der Gerbertſchen Sammlung. Durch ſie erlangen wir nicht allein für die Geſchichte vom Jahre 980 an bis zum Jahre 1002 äußerſt wichtige, meiſt ganz unbekannte Nachrichten, ſondern es gelingt uns auch unmittelbar in das innere Treiben der handelnden Perſonen einen Blick zu werfen; wir treten dem Werden der Ereigniſſe hier näher, als es uns ſonſt vergönnt iſt. Die bequemſte Ausgabe, die wir von dieſen Briefen bis jetzt beſitzen, hat Du Chesne veranſtaltet (Historiae Francorum scriptores. T. II. 789—844); wir finden hier eine Hauptſammlung, die 161 Briefe enthält, der Mehrzahl nach aus der Zeit vor Gerberts Erhebung auf den erzbiſchöflichen Stuhl von Reims, und einen Anhang von 65 Briefen, meiſt der ſpäteren Zeit angehörig. Ein ſehr wichtiger Brief an den Biſchof Widerold von Straßburg findet ſich ferner bei Manſi (Collectio conciliorum XIX. 153—166); außerdem hat zwei Briefe neuerdings Höfler (Die deutſchen Päpſte I. S. 330) aus der Handſchrift des Richer herausgegeben. Die Erklärung und chronologiſche Beſtimmung der einzelnen Stücke der Sammlung bietet ſehr große Schwierigkeiten dar; Vieles iſt dafür von Mabillon geſchehen, noch bei Weitem mehr von Wilmans in ſeinem ausgezeichneten Excurs zu den Jahrbüchern des deutſchen Reichs II, 2. S. 141—175. Eine Ausgabe, die alle Schwierigkeiten löſt und den viel-

1) Die Briefe des Biſchofs Atto von Vercelli (Attonis opera ed. Burontius. Vercellis 1768) und die Briefe des Biſchofs Rather von Verona (Ratherii opera edd. fratres Ballerinii. Veronae 1765) haben überwiegend ein theologiſches Intereſſe, doch geben auch ſie einige wichtige Beiträge zur Geſchichte der Zeit, namentlich in Bezug auf die lombardiſchen Angelegenheiten.

fach entstellten [1]) Text reinigt, werden wir hoffentlich in nicht allzu ferner Zeit in den M. G. erhalten. Von nicht geringer Bedeutung ist außerdem die Geschichte der Reimser Synode im Jahre 991, die aus Gerberts Feder geflossen ist, wie der durch das Auftreten der französischen Bischöfe veranlaßte Brief des päpstlichen Legaten Leo an König Hugo Capet und seinen Sohn Robert, die von Gerbert aufgezeichneten Verhandlungen der Synode von Mouzon im Jahre 995 und seine Vertheidigungsrede auf der Synode von Coucy: diese Schriften sind sämmtlich von Pertz in den M. G. III. 658—693 herausgegeben. Gerbert zugeeignet und auf seine Veranlassung entstanden ist ferner das Geschichtswerk des Richer, das Pertz neuerdings in der Originalhandschrift zu Bamberg aufgefunden und in den M. G. III. 568—657 zuerst herausgegeben hat. Richer, ein Mönch von S. Remi und Schüler Gerberts, schrieb in der Zeit von 994—998 sein Buch, mit dem die nationale Geschichtsschreibung Frankreichs ihren Anfang nimmt. Denn Richer sieht in dem gallischen Lande und Volke zuerst eine politisch und kirchlich in sich abgeschlossene Einheit. Seine Bestrebungen fallen deshalb wesentlich mit der Richtung zusammen, die das Königthum der Capetinger hervorrief. Richer hat sein Buch nur bis zum Jahre 995 fortgeführt; wir besitzen aber am Schluß noch einige kurze Bemerkungen bis zum Jahre 998, die wahrscheinlich ihm als Material zu einer weiteren Fortsetzung dienen sollten. Das Werk knüpft an die Annalen des Hinkmar an, benutzt die Jahrbücher des Flodoard und die Schriften Gerberts über die französischen Kirchenversammlungen der Zeit; im Uebrigen ist es selbstständig und zum Theil von großem Werthe. Richer besaß einen scharfen und durchdringenden Blick in die allgemeinen Zeitverhältnisse, er war durch Gerbert mit den wichtigsten Dingen bekannt und hatte eine für jene Zeit nicht gewöhnliche Ausbildung für die historische Darstellung gewonnen. Den Werth seines Buchs verringern aber Ruhmredigkeit, Nationalstolz, Flüchtigkeit in der Benutzung seiner Quellen, ja selbst absichtliche Entstellung der Wahrheit; auch ist seine Darstellung nicht von Künstelei und Effecthascherei freizusprechen. Von dem Text der M. G. hat Pertz eine Handausgabe veranstaltet; übersetzt ist Richer vom Freiherrn K. v. d. Osten-Sacken in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit X. Jahrh. 10. Band und diese Uebersetzung von einer Einleitung Wattenbachs begleitet.

Die zweite Gruppe führt uns nach Italien. Das Leben des h. Nilus ist von einem seiner Schüler und Zeitgenossen in griechischer Sprache geschrieben; das Werk ist für die Sitten- und Kirchengeschichte Italiens voll der anziehendsten Einzelnheiten und bietet auch zu der Characteristik Ottos III. wichtige Beiträge. Vollständig und von einer lateinischen Uebersetzung begleitet enthalten es die Acta sanctorum. Sept. VII. 336; Auszüge finden sich in den M. G. IV. 616—618. Noch bei Weitem wichtiger für die Geschichte des zehnten Jahrhunderts sind die beiden Lebensbeschreibungen des h. Adalbert, die bald nach seinem Märtyrertode entstanden. Die ältere schrieb Johannes Canaparius, Adalberts Freund im Alexiuskloster zu Rom und später Abt desselben, noch vor d. J. 1002. Das Werk, schon dadurch interessant, daß es das einzige namhafte literarische

1) So ist z. B. Brief 155 überschrieben reverentissimo papae Gerberto, doch geht aus dem Inhalt hervor, daß er von Otto III. an Gregor V. gerichtet ist und die Sigle G. nur misverstanden ist. Es entstehen mir schon Zweifel, ob es nicht mit Brief 158 eine gleiche Bewandtniß hat und derselbe in den Sommer d. J. 996 statt gegen Ende d. J. 999 zu setzen ist.

Erzeugniß eines Römers jener Zeit iſt, gehört zu den wichtigſten Quellen der Zeitgeſchichte. Benutzt wurde es bereits von dem h. Bruno von Querfurt, der ebenfalls ein Mönch dieſes Kloſters war und im Jahre 1004 eine neue Lebensbeſchreibung Adalberts ſchrieb. Außer der Arbeit des Canaparius ſchöpfte Brun vornehmlich aus Erzählungen Radlas, des Landsmannes und vertrauten Freundes des h. Adalbert. Auch Bruns Lebensbeſchreibung iſt nach Stoff und Darſtellung in höchſtem Maße anziehend. Herausgegeben ſind beide Lebensbeſchreibungen in den M. G. IV. 581—612.

Außer den genannten Lebensbeſchreibungen berühren gelegentlich auch die der Cluniacenſeräbte Odo, Majolus und Odilo die Kaiſergeſchichte, wie ſie zugleich für die Kulturgeſchichte von großem Intereſſe ſind. Vollſtändig ſind ſie herausgegeben in den Acta ss. ord. s. Ben.; einige Auszüge aus dem Leben des Majolus M. G. IV. 650—655. Unmittelbar auf die deutſche Geſchichte bezieht ſich von der Literatur der Cluniacenſer nur die Schrift des Abts Odilo über die Kaiſerin Adelheid, die er gleich nach ihrem Tode abfaßte. Odilo ſtand Adelheid nahe genug in ihren ſpäteren Jahren und wußte wohl mehr, als er der Welt übergab; er zeigte ihr die mächtige Frau vor Allem als die fromme Büßerin und die eifrige Freundin ſeines Ordens. Wir erhalten durch Odilo einige nützliche Nachrichten, namentlich über die letzte Zeit der Kaiſerin; im Ganzen iſt die Schrift aber ziemlich unbedeutend. Herausgegeben iſt das Epitaphium Adalheidae in den M. G. IV. 633—645.

In letzter Stelle haben wir hier noch eine überaus wichtige Quelle für die Geſchichte des zehnten Jahrhunderts aufzuführen: die älteſte Chronik von Venedig, die wahrſcheinlich ſchon in den letzten Decennien des zehnten Jahrhunderts begonnen und bis zum Jahre 1008 fortgeführt iſt. Es iſt das erſte Glied in der langen Kette ausgezeichneter Geſchichtsquellen, die wir den Venetianern verdanken. Der Verfaſſer dieſer Chronik iſt ohne Zweifel der Diakon Johannes, der wiederholentlich als Geſandter der Republik an die Kaiſer Otto III. und Heinrich II. geſchickt wurde und den Heinrich II. in einer Urkunde vom 16. November 1002 „ſeinen geliebten“ Johannes nennt und als Kapellan des Dogen Peter Urſeolus II. bezeichnet. Den rühmlichen Thaten dieſes Dogen iſt vor Allem die Schrift gewidmet, in welcher der Verfaſſer vielleicht zugleich den Ruhm ſeines eigenen Geſchlechts feierte. Denn in einer Urkunde Ottos III. vom 19. Juli 992 werden als Geſandte der Republik erwähnt der Diakon Marinus und Johannes Urſeolus, und der letztere möchte wohl eine Perſon mit dem Verfaſſer unſerer Chronik ſein, die auch dieſer Geſandtſchaft gedenkt. Das Werk zeichnet ſich durch einen Reichthum ſonſt völlig unbekannter Nachrichten aus; es beruht auf einer klaren und ruhigen Anſicht der Zeitverhältniſſe und empfiehlt ſich durch angemeſſene Darſtellung; das Latein iſt durch Einmiſchung des Venetianiſchen Dialects alterirt, ohne daß jedoch dadurch das Verſtändniß der Sprache weſentlich leidet. Die einzige zuverläſſige Ausgabe iſt die von Pertz in den M. G. VII. 4—38, durch welche die frühere von Zanetti völlig unbrauchbar gemacht wird; ich hatte die Freude die Originalhandſchrift in der Vaticaniſchen Bibliothek zu Rom für die Ausgabe in den M. G. benutzen zu können.

---

1) Die Geſchichte Ottos III. berühren die beiden um das Jahr 1000 geſchriebene Fortſetzungen der Chronica S. Benedicti (M. G. III. 206. 207), doch beziehen ſie ſich faſt allein auf Capuaniſche Verhältniſſe.

2. Annalen und Geschichtsschreiber des elften und zwölften Jahrhunderts.

Die Geschichtsschreibung des elften und zwölften Jahrhunderts sah sich genöthigt noch vielfach auf die Zeit der Ottonen zurückzukehren, und obwohl sie zum großen Theil nur das vorliegende Material auf ihre Weise verarbeitete, vermehrte sie dasselbe doch auch durch neue Nachrichten, die zum Theil von wesentlicher Bedeutung sind. Deshalb können diese späteren Quellen für die Geschichte des zehnten Jahrhunderts niemals von der Betrachtung ausgeschlossen werden, obwohl sie nur mit Vorsicht zu benutzen sind. Wir berühren sie jetzt nur kurz, da wir auf die meisten derselben in den folgenden Bänden ausführlicher zurückkommen müssen. So weit sie hier in Betracht kommen, lassen sie sich in vier Gruppen zusammenfassen: es sind 1) Heiligenleben, 2) Geschichten von Bisthümern und Klöstern, 3) die sogenannten großen Annalen und 4) Nationalchroniken der östlichen Völker.

1) Der Strom der Biographien ergoß sich in den folgenden Jahrhunderten breiter, aber darum nicht tiefer und anmuthiger. Auf die Zeit der Ottonen gingen zurück Widrik (um 1030) in seinem Leben des h. Gerard, Bischofs von Toul, das nur geringe Bedeutung hat (M. G. IV. 491—505). Bei Weitem wichtiger ist das Leben des heiligen Romuald von Peter Damiani (um 1040); es enthält reiches Material, das aber nur mit Vorsicht zu benutzen ist (Petri Damiani opera ed. Const. Caetanus. II. 255; Auszüge in den M. G. IV. 848—854). Von untergeordnetem Interesse sind die Lebensbeschreibungen des Bischofs Wolfgang von Regensburg, von Othlon abgefaßt, und des Erzbischofs Heribert von Köln, ein Werk des Mönchs Lantbert; beide um das Jahr 1050 verfaßt; Lantberts Arbeit dann aber noch von einem gewissen Rupert überarbeitet (M. G. IV. 525—545 und 740—753). Die Lebensbeschreibung des Bischofs Godehard von Hildesheim, vom Domherrn Wolfherr verfaßt, besitzen wir jetzt in zwei Recensionen; die ältere ausführliche ist um 1040 abgefaßt, die jüngere abbreviirte um 1054; beide schöpfen für das zehnte Jahrhundert fast nur aus dem Leben des heiligen Bernward und den Hildesheimer Annalen (M. G. XI. 167—218). Dasselbe gilt vom Leben des Bischofs Meinwerk von Paderborn, das erst im zwölften Jahrhundert entstanden ist. Um 1050 schrieb Siegbert von Gemblours die nicht uninteressante Lebensbeschreibung des unter den Ottonen so einflußreichen Bischofs Dietrich von Metz, die zwar ihren Gegenstand in keiner Weise erschöpft, aber doch manche wichtige Notizen bietet (M. G. IV. 461—483). Endlich entstanden noch im zwölften Jahrhundert zwei für die Geschichte fast unbrauchbare Biographien Konstanzer Bischöfe des zehnten Jahrhunderts, die des Bischofs Konrad und des Bischofs Gebhard II. (M. G. IV. 429—445 und X. 583—594).

2) Die Geschichten der Bisthümer und Klöster sind von sehr verschiedenartigem Werthe, je nach der Bedeutung jedes einzelnen Stifts oder nach dem Talent seines Geschichtsschreibers. Diese Gattung historischer Schriften beginnt bereits im zehnten, erreicht aber ihre Blüthe erst nach der Mitte des elften Jahrhunderts. Von besonderer Wichtigkeit für Sagen-, Sitten- und Kunstgeschichte ist zunächst die Fortsetzung der Chronik von S. Gallen, die Ratpert begonnen hatte;

der Fortsetzer ist der Mönch Eckehard IV., der um das Jahr 1030 seine Arbeit unternahm, die in großer Ausführlichkeit die Geschichte von 890—972 behandelt, aber in Bezug auf die politische Geschichte nur mit größter Vorsicht zu benutzen ist (M. G. II. 77—147). Auch die spätere Fortsetzung dieser Klostergeschichte, die erst im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts entstand, giebt noch einige sonst unbekannte Nachrichten über Otto III. (M. G. II. 149—155). Vor Allem zeigte sich aber nach dieser Richtung der historischen Literatur hin die lothringische Geistlichkeit thätig. Die Werke des Folkuin und Heriger über Lobbes und Lüttichs Geschichte sind bereits oben erwähnt, wie des Alperts Buch über die Bischöfe von Metz; jetzt erhielt Herigers Werk durch Anselm um das Jahr 1050 seine Fortsetzung. Etwa gleichzeitig entstand die Geschichte des Michaelsklosters bei Verdun (M. G. IV. 79—86), und die Chronik des Bisthums Verdun, die bereits um d. J. 920 von Bertar begonnen war, wurde von einem anonymen Verfasser fortgesetzt (M. G. IV. 39—51); auch die unbedeutende Chronik von Moyenmoutier ist (M. G. IV. 87—92) damals abgefaßt. Etwas später (um 1070) entstand die Geschichte des Klosters Braunweiler, die für die Familiengeschichte der Ottonen nicht unwichtig ist (M. G. XI. 396—408), und Siegberts Geschichte der Aebte von Gemblours (M. G. VIII. 523—524). Alle diese Geschichten überragt weit die Chronik der Bischöfe von Cambray, der wir für die Geschichte Ottos II. und III. unschätzbare Nachrichten verdanken; sie ist in ihrem ersten Theile zwischen den Jahren 1041—1043 von einem anonymen Verfasser geschrieben (M. G. VII. 402—489), der ältere Aufzeichnungen und die Urkunden des Stifts benutzte.[1]) Hoch über diese lothringischen Chroniken erhebt sich das gleichzeitige ausgezeichnete Werk des Sachsen Adam von Bremen über die Geschichte der Hamburger Erzbischöfe; das große Interesse des Gegenstandes, die tüchtige Gesinnung des Verfassers und dessen für jene Zeit hervorragende wissenschaftliche Bildung machen das Buch zu einer der ausgezeichnetsten Geschichtsquellen des gesammten Mittelalters. Auch für die Geschichte des zehnten Jahrhunderts ist der Gewinn aus Adams Buch nicht gering, obschon sich schriftliche und mündliche Tradition, Geschichte und Sage hier noch mannigfach in demselben kreuzen; besonders wichtig ist es uns für die nordische Geschichte, wo Adams Nachrichten sich zum großen Theil auf die Erzählungen des Dänenkönigs Svend Estrithson gründen. Adam schrieb um das Jahr 1075 als Domherr und Scholasticus zu Bremen. Ausgabe von Lappenberg in den M. G. VII. 280—389 und Handausgabe; Uebersetzung in den Geschichtsschreibern der d. Vorzeit XI. Jahrh. 7. Band von Laurent mit einer Vorrede von Lappenberg. Im elften Jahrhundert gewann auch die Geschichtsschreibung in Baiern etwas mehr Leben. Aus dieser Zeit besitzen wir in den Büchern des Arnold über den heiligen Emmeram, die um 1035 entstanden und schon von Othlon in seinem Leben des Wolfgang benutzt wurden, eine Art von Klosterchronik (im Auszuge M. G. IV. 546—574); in Kloster Altaich wurden gleichzeitig Annalen aufgezeichnet, die bis zum Jahre 1036 reichten und in die späteren Annalen dieses Klosters aufgenommen sind; endlich erhielt auch das Bisthum Eichstädt um das Jahr 1080 seinen Geschichtsschreiber. Der Name des letzteren (Anonymus Haserensis) ist uns unbekannt geblieben, das Werk aber neuerdings durch Beth-

1) Der älteste Theil der Gesta Treverorum, der nach 1100 geschrieben ist, und die Gesta episcoporum Tullensium haben für die Geschichte dieser Zeit wenig Interesse (M. G. VIII. 130—174. 632—648).

mann entdeckt und zuerst in den M. G. VII. 254—266 herausgegeben wurde; es ist namentlich für die Sittengeschichte des zehnten Jahrhunderts nicht unwichtig.

Gleichzeitig erheben sich die Kloster- und Stiftschroniken auch in Italien zu größerer Bedeutung. Für die Geschichte des Klosters Farfa im Sabinerlande lieferte der Abt Hugo mehrere Beiträge, unter denen für Kirchen- und Sittengeschichte sein Buch über die Zerstörung des Klosters am Brauchbarsten ist, das schon bald nach dem Jahre 1000 entstand; Hugos Arbeiten setzte dann der Mönch Gregorius von Catino gegen Ende des elften und im Anfange des zwölften Jahrhunderts in zwei großen Urkundenbänden und der Chronik von Farfa fort. Die vielfach wichtigen Farfensischen Quellen hat Bethmann nach den zum Theil erhaltenen Originalien in den M. G. XI. 520—590 herausgegeben. Von sehr verwandter Natur mit der oben erwähnten Klostergeschichte von S. Gallen ist die Chronik des Klosters Novalese unweit Turin, eine Hauptquelle für Sitten- und Kirchengeschichte, geschrieben zwischen den Jahren 1025—1030. Sie ist ebenfalls von Bethmann nach dem Original in den M. G. VII. 79—128 herausgegeben und von dem Text eine Handausgabe veranstaltet. Bei Weitem wichtiger fur die Reichsgeschichte sind die Geschichtsschreiber des Mailänder Erzbisthums: Arnulf, der sein Werk bis 1077 fortsetzte, und Landulf, der seine Geschichte bis 1085 führte, namentlich Arnulf, der sich mehr an die geschichtliche Wahrheit hält, während Landulf sich leichtgläubig zeigt und mit eigenen Erfindungen sein Werk ausschmückt (M. G. VIII. 8—100). Nicht minderen Werth hat die große Geschichte von Monte Cassino, die um das Jahr 1100 Leo von Ostia schrieb. Sie ist in mehreren Bearbeitungen noch in Leos Originalhandschriften vorhanden; nach diesen hat Wattenbach die Herausgabe in den M. G. VII. 574—727 besorgt. Die älteren Annalen von M. Cassino, die bis zum J. 1042 reichen, sind unbedeutend (M. G. III. 171. 172). Wir schließen hier die Annalen von Bari an, die für die Geschichte Unter-Italiens manche brauchbare Nachrichten aufbehalten haben. Wir besitzen sie in zwei Bearbeitungen: die ältere, die bis zum Jahre 1040 reicht, und die jüngere, die man dem Lupus Protospatharius beizulegen pflegt (M. G. V. 62—63).

3) Die großen Annalen, gleichsam die Universalgeschichten des elften und zwölften Jahrhunderts, sind für die Geschichte des zehnten Jahrhunderts nichts anders, als gelehrte Compilationen, die ihren Stoff meist aus uns noch jetzt zugänglichen Quellen schöpfen, indem sie sich zugleich häufig untereinander selbst ausschreiben. Wir haben solche Annalen aus allen deutschen Herzogthümern, und diese provinzielle Verschiedenheit ist es, die ihnen öfters auch für die frühere Geschichte Werth verleiht, während die allgemeinen Reichs- und Kirchenangelegenheiten meist gleichmäßig und in bekannter Weise behandelt werden. Den Reigen eröffnet die Chronik Hermanns von Reichenau, die bis zum Jahre 1054 fortgesetzt ist (M. G. V. 74—133); ihnen schließen sich die bis zum Jahre 1073 geführten Annalen des Klosters Nieder-Altaich an, die in diesem Theile fast allein auf den alten Hersfelder Annalen beruhen. Aus derselben Quelle schöpfte seine Nachrichten für unsere Zeit Lambert von Hersfeld, der seine Annalen bis zum Jahre 1077 führte (M. G. III. 22—102 und V. 152—263). Dann folgte der Irländer Marianus, der seine vielgebrauchte Chronik zu Mainz schrieb und bis zum Jahre 1082 fortsetzte (M. G. V. 495—464). Das Werk des Marianus benutzte bereits die Chronik des Siegbert von Gemblours, die bis zum Jahre 1111 die Geschichte führt (M. G. VI. 300—374); Hermanns

und Sigeberts Chronik der Abt Eckehard von Aurach in seiner Weltchronik, die bis zum Jahre 1125 fortgeführt ist (M. G. VI 33—265). Bis zum Jahre 1139 reicht das Werk des sogenannten Annalista Saxo, eine weichtschichtige Compilation, die vielleicht zu Halberstadt entstanden ist und nur dadurch Interesse hat, daß sie einzelne Fragmente verloren gegangener Quellen aufbewahrt hat: wahrscheinlich waren es eine Halberstädter und eine Quedlinburger Chronik, aus welcher der Annalista die meisten dieser Fragmente nahm (M. G. VI. 553—777). Endlich gehört hierhin das verwandte Werk des sogenannten Chronographus Saxo, das bis zum Jahre 1188 reicht und von Leibniz herausgegeben ist (Accessiones historicae p. 1—315. Vergl. darüber oben S. 746). So wichtig in allen diesen Annalen und Chroniken Einzelnes für die Geschichte des zehnten Jahrhunderts ist, so geringe Bedeutung haben sie für diese frühere Zeit im Großen und Ganzen; erst für ihre Zeitgeschichte gewinnen sie den Werth originaler Quellen. Eine neue Behandlung der Universalgeschichte beginnt mit der Chronik Ottos von Freisingen; aber wie groß auch der wissenschaftliche Fortschritt ist, den dieses um 1146 geschriebene Werk bezeichnet, der Ertrag neuer Nachrichten, den man für die Geschichte des zehnten Jahrhunderts aus demselben gewinnen kann, bleibt doch sehr unerheblich (Urstisii Germaniae historici illustres T. I. 5—194).

4) Die Nationalchroniken der östlichen Völker beginnen erst im zwölften Jahrhundert und sind dann meist noch von Fremden geschrieben. Die älteste ist die Chronik der Polen, die man bisher einem Martinus Gallus zugeschrieben hat: sie ist in den Jahren 1109 — 1113 entstanden und wahrscheinlich das Werk eines Italieners. Der Verfasser schöpfte vorzugsweise aus mündlicher Tradition, aus geschichtlicher und noch mehr aus sagenhafter (M. G. IX. 423—478). Die älteste Chronik Böhmens schrieb fast gleichzeitig der Böhme Cosmas, Domdechant bei St. Veit in Prag; er führte das Werk bis zu seinem Todesjahr (1125). Cosmas schrieb über die früheren Zeiten theils nach älteren Quellen und Urkunden, theils nach Volkssagen und glaubwürdiger Tradition. Die Chronik ist in den M. G. IX. 31—132 von Köpke nach einem sehr reichen Apparat herausgegeben. Endlich verfaßte auch der deutsche Priester Helmold in den Jahren 1160—1170 eine Chronik der Wenden, unter denen er lebte; sie geht auf die früheren Zeiten zurück, indem sie bald sich an Adam von Bremen, bald an urkundliches Material, bald auch an alte Lieder und Sagen anschließt (Chronica Slavorum Helmoldi et Arnoldi rec. Bangertus p. 1—239). Die Anfänge der Geschichtsschreibung für Ungern sind in drei Lebensbeschreibungen des heiligen Stephan gegeben, die sämmtlich zwischen 1095 und 1114 entstanden sind. Mit Endlicher hält Wattenbach, der sie in den M. G. XI. 226—242 herausgegeben hat, das kürzeste Werk für das älteste, für etwas jünger die ausführlichere Lebensbeschreibung; beide benutzte dann Hartwich, der Verfasser der dritten Lebensbeschreibung, wahrscheinlich eine Person mit dem gleichzeitigen Bischof von Regensburg, zu einer Compilation, die er noch mit einigen Zusätzen bereicherte.

3. Untergeschobene Quellenschriften.

Es sind hauptsächlich zwei untergeschobene Quellenschriften, die nacheinander auf die Geschichtsschreibung des zehnten Jahrhunderts einen erheblichen Einfluß geübt haben und nachher von der Kritik als Werke des Betrugs enthüllt sind. Zuerst das Chronicon Corbejense, das Wedekind in seinen Noten zu einigen Geschichtsschreibern des deutschen Mittelalters B. I. 374—399 zuerst herausgab; der Beweis der Unächtheit wurde von Hirsch und Waitz in den Jahrbüchern des deutschen Reichs III. 1 mit unwiderleglichen Gründen geführt, und es ist jetzt nur noch Streit über den Urheber der Fälschung, indem Waitz und Hirsch den Pastor Joh. Friedr. Falcke (gestorben 1752) als solchen nachzuweisen suchen, Wigand aber in einer 1841 erschienenen Schrift (Die Korveischen Geschichtsquellen) den Betrug dem bekannten Historiker Paulini (gestorben 1712) aufbürdet. Zu derselben Zeit, wo das Chronicon Corbejense beseitigt wurde, kam zu nicht geringem Ansehn das unächte Chronicon Cavense, das im Jahre 1753 Franc. Maria Pratilli, Canonicus zu Capua, in seiner Ausgabe der Historia principum Langobardorum des Pellegrino (T. IV. 386—431) veröffentlichte. Der Betrug wurde zuerst von Pertz entdeckt, der auch sogleich den Verdacht der Fälschung auf Pratilli selbst lenkte. Durch die Untersuchung der Chronik bis in die geringsten Einzelnheiten hat dann Köpke diesen Verdacht über allen Zweifel erhoben und bewiesen, daß es mit mehreren anderen von Pratilli veröffentlichten Quellen, die bis dahin unbefangen benutzt waren,[1]) gleiche Bewandtniß habe, wie mit der Chronik von Cava. Zu derselben Zeit enthüllte Mommsen Pratilli auch als Inschriftenfälscher. Pertz, Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtkunde IX. S. 1—239.

---

4. Actenstücke und Urkunden.

Die wichtigsten Quellen für die Geschichte des zehnten Jahrhunderts sind neben den Geschichtsschreibern die Gesetze und Synodalbeschlüsse, wie die kaiserlichen und päpstlichen Urkunden. Die Gesetze und Synodalbeschlüsse sind gesammelt in den M. G. Legg. T. I. u. II. Die päpstlichen und kaiserlichen Urkunden liegen dagegen, so weit sie gedruckt sind, durch die gesammte historische Literatur zerstreut; doch findet man die wichtigsten jetzt bei Leibniz (Annales imperi T. II. u. III.) beieinander. Ein vortreffliches Repertorium der Kaiserurkunden besitzen wir von Fr. Böhmer in seinem Werke: Regesta chronologico-diplomatica regum atque imperatorum Romanorum inde a Conrado I. usque ad Heinricum VII. Die Urkunden der Römi-

1) Catalogus ducum Beneventi et principi Salerni, Chronicon comitum Capuae, Arnulfi Chronicon Sarracenico-Calabrum, Ubaldi Chronicon Neapolitanum und ein angeblicher Codex der Annales Beneventani.

ſchen Könige und Kaiſer von Conrad I. bis Heinrich VII. Frankfurt a. M. 1831. Eine gleich wichtige Arbeit hat Ph. Jaffé für die päpſtlichen Urkunden in ſeinen Regesta pontificum Romanorum (Berolini 1851) geliefert. Die Zahl der Urkunden, die aus dieſer Zeit erhalten ſind, iſt nicht gering, und ſie bieten unter anderen Vortheilen auch den einer fortlaufenden Kritik der Quellenſchriftſteller dar, beſonders in chronologiſcher Beziehung; nur muß dabei ſtets in das Auge gefaßt werden, daß 1) unter den überlieferten Urkunden manche untergeſchobene ſind und daß 2) die chronologiſchen Angaben der Urkunden ſelbſt bei der Verwirrung, die oft in der kaiſerlichen Kanzlei herrſchte, nicht ſelten einer Rectificirung bedürfen.

---

5. Hülfsmittel. [1]

a) Reichs- und Kaiſergeſchichten.

G. W. Leibnitii Annales imperii occidentis ed. G. H. Pertz. Hannoverae 1843. T. II. — III. Leibniz faßte als Hiſtoriograph des Hauſes Braunſchweig den Plan, Annalen des deutſchen Reichs von Karl dem Großen an bis auf ſeine Zeit mit ſteter Berückſichtigung des Braunſchweigiſchen Hauſes und Landes zu ſchreiben. Nach großen Reiſen, die er für dieſe Arbeit unternahm, und nach Anſammlung eines gewaltigen Apparats ſchritt er zu der Ausarbeitung des Werks, die mehrfach unterbrochen ihn vom Jahre 1692 bis zu ſeinem Tode im Jahre 1716 beſchäftigt hat. Schon im Jahre 1707 ſah er die Unmöglichkeit ſein Werk nach dem erſten Plane zu beendigen und beſchloß daſſelbe nur bis zum Tode Kaiſer Ottos IV. zu führen; 1716 war es ihm ſchon genug nur bis zum Tode Kaiſer Heinrichs II. zu gelangen, „d. h. bis zum Ende des letzten Kaiſers des „alten Hauſes Braunſchweig.“ Auch dieſe Zeit erreichte Leibniz nicht; die Geſchichte war nur bis zum Jahre 1005 geführt, als der Tod ihn ereilte. Das Werk blieb ungedruckt in der königlichen Bibliothek zu Hannover, bis Pertz im Jahre 1841 den Druck deſſelben beginnen ließ. Die frühſte unſerer großen Reichsgeſchichten iſt ſomit am ſpäteſten an das Licht der Oeffentlichkeit getreten, gewiß zum großen Nachtheil der deutſchen Geſchichtswiſſenſchaft, die einen andern Gang gewonnen oder mindeſtens manche Schwierigkeiten leichter überwunden hätte, wenn ſie an Leibniz Werk ſich hätte anſchließen können. Von beſonderer Wichtigkeit ſind für uns auch jetzt noch Leibniz Annalen durch die ungemein reichhaltige Sammlung urkundlichen Stoffs, wie durch die ſcharfe und eindringende Kritik, die ſich in manchen Theilen geltend macht.

S. Fr. Hahns Vollſtändige Einleitung zu der Teutſchen Staats-, Reichs- und Kayſer-Hiſtorie. Halle und Leipzig 1721. Th. 1 u. 2. Dieſes durch fleißige Sammlung des quellenmäßigen Materials und be-

---

1) Hülfsmittel, die ſich nur auf einzelne Theile der Geſchichte beziehen, ſind unten in den Anmerkungen zum zweiten und dritten Buche angegeben.

queme Gruppirung des Stoffs verdienstliche Werk ist noch jetzt für die Kaisergeschichte nicht unbrauchbar.

J. J. Mascovii Commentari de rebus imperii Romano-Germanici a Conrado I. usque ad obitum Henrici III. Lipsiae 1747. Neue und verbesserte Ausgabe 1757. Ein durch Forschung und Darstellung sehr ausgezeichnetes Werk, das auf alle folgenden Behandlungen der Geschichte dieser Zeit den größten Einfluß geübt hat, aber auch neben ihnen seinen Werth behält.

H. Luden, Geschichte des teutschen Volks. Gotha 1825—1837. Bd. 6 u. 7. Ludens Arbeit empfiehlt sich durch Wärme der Darstellung und hat auf die Quellenforschung anregend gewirkt, obwohl es selbst in derselben große Schwächen darbietet. Man wird über diese leichter wegsehen, als über die Tendenz des Ganzen. Dem Buch, das die Gründung des deutschen Kaiserthums erzählt, giebt Luden die Ueberschrift: „Des teutschen Reichs eitele Größe und gebrechliche Herrlichkeit."

Jahrbücher des deutschen Reichs unter dem sächsischen Hause, herausgegeben von L. Ranke. Berlin 1824—1840. Erster Band. Erste Abth. Heinrich I. von G. Waitz. Zweite Abtheilung. Otto I. bis 951 von R. Köpke. Dritte Abtheilung. Otto I. bis 973 von W. Dönniges. Zweiter Band. Erste Abtheilung. Otto II. von W. Giesebrecht. Zweite Abtheilung. Otto III. von R. Wilmans. Dritter Band. Erste Abtheilung. Kritische Prüfung des Chronicon Corbejense von S. Hirsch und G. Waitz. — Annalistische Behandlung des Gegenstands auf der breitesten Grundlage des gegebenen Materials mit Anwendung aller Hülfsmittel der neueren Kritik. Die hier niedergelegten Forschungen bilden durchweg den Ausgangspunkt unserer Darstellung.

b) Rechtsgeschichten.

K. Fr. Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. 4. Th. Göttingen 1808. Der ersten Ausgabe sind vier andere gefolgt, die das Werk in stets verbesserter Gestalt geben; die fünfte ist vom Jahre 1844. Grundlage fast aller späteren Behandlungen der deutschen Rechtsgeschichte; obwohl im Einzelnen Eichhorns Resultate vielfach bestritten sind, hat man im Ganzen und Großen doch die Grundzüge des von ihm aufgestellten Systems festgehalten.

J. Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer. Göttingen 1828. Die neue Ausgabe ist ein unveränderter Abdruck. Ungemein reiche Sammlung, die tiefe Blicke in das Rechtsleben des deutschen Volkes werfen läßt.

W. Dönniges, Das deutsche Staatsrecht und die deutsche Reichsverfassung. Berlin 1842. Erster Theil. Das Werk behandelt das Staatsrecht vom neunten bis zur Mitte des elften Jahrhunderts und zeichnet sich durch reichhaltiges Material und lebendige Auffassung der Verhältnisse aus.

F. Walter, Deutsche Rechtsgeschichte. Bonn 1853. Uebersichtliche und klare Darstellung der Wissenschaft auf ihrem jetzigen Standpunkte.

c) Kirchengeschichten.

Neben Neanders und Gieselers bekannten Werken, von denen sich das erste durch Tiefe der Auffassung, das andere durch zweckmäßige Concentrirung und Anordnung des Stoffs auszeichnet, sind zu nennen:

A. F. Gfrörer, Allgemeine Kirchengeschichte. Dritter Band. Dritte Abtheilung. Stuttgart 1844. So wenig wir mit der Tendenz des Buchs, das im Wesentlichen die Gründung des deutschen Reichs nur den Bischöfen beimißt, einverstanden sind, und so entschiedener Widerspruch gegen viele ganz willkührliche Hypothesen einzulegen ist, kann uns dies doch nicht abhalten, die große Belesenheit des Verfassers und seine eigenthümliche Auffassung des Gegenstandes anzuerkennen. Es ist ein nicht geringes Verdienst, daß er die Kirchengeschichte jener Zeit mit der Reichsgeschichte in die nächste und unmittelbarste Verbindung gebracht hat, wenn auch der Zusammenhang der Dinge oft ein anderer sein sollte, als er ihm erscheint.

A. Vogel, Ratherius von Verona und das zehnte Jahrhundert. 2 Theile. Jena 1854. Eine fleißige und gründliche Monographie, die mehrfach über ihren ursprünglichen Gegenstand hinaus Licht verbreitet.

d) Specialgeschichten deutscher Länder.

Von den zahllosen Arbeiten über die Geschichte einzelner Landschaften, Herrschaften und Städte, welche wir besitzen, berühren die meisten die Kaisergeschichte des zehnten Jahrhunderts nur vorübergehend und gewähren geringe Ausbeute für dieselbe. Sehr wichtig sind dagegen die folgenden beiden Werke:

Ch. Fr. Stälin, Wirtembergische Geschichte. Stuttgart 1841. Erster Band. Nach dem Plan des Verfassers umfaßt dieser Band im Wesentlichen die gesammte Geschichte des schwäbischen Volkes und Landes bis zum Jahre 1080. Das in großer Vollständigkeit angesammelte Material ist in der übersichtlichsten Weise verarbeitet, so daß die Arbeit allen verwandten zum Muster dienen sollte.

L. Giesebrecht, Wendische Geschichten aus den Jahren 780 bis 1182. Drei Bände. Berlin 1843. Das Werk giebt die Geschichte der gesammten wendischen Marken mit stäter Beziehung auf die Geschichte des Reichs sowohl, wie auf die Verhältnisse der im Norden und Osten mit dem Reiche grenzenden Völker. Nicht allein die deutschen, böhmischen und polnischen Quellen sind in ihrem ganzen Umfange kritisch benutzt, sondern auch die nordische Literatur; so erhebt sich die Darstellung auf völlig neuen Grundlagen. Wo die Kaisergeschichte die wendischen Geschichten berühren, ist von uns fast lediglich auf dieses Werk zurückgegangen, dem wir auch vorzugsweise in der Darstellung der dänischen, polnischen und böhmischen Verhältnisse jener Zeit gefolgt sind.

Zu bedauern ist, daß Contzen seine Geschichte Baierns, von der er im Jahre 1853 die erste Abtheilung erscheinen ließ, bisher nicht weiter fortgesetzt hat.

e) Geschichten dauernd oder zeitweise vom deutschen Reiche abhängiger Länder.

L. Ant. Muratori Annali d'Italia dal principio dell' era volgare sino all' anno 1749. Milano 1744—1749. Dann oft neuaufgelegt. Die Uebersetzung, die in Leipzig von 1745 bis 1750 erschien, hat Berichtigungen und manche wichtige Zusätze; der fünfte Band derselben umfaßt die Geschichte des zehnten Jahrhunderts. Muratoris Werk ist die Grundlage aller späteren italienischen Arbeiten und im Ganzen und Großen noch jetzt unübertroffen. Auch

das neueste allgemeine Werk über italienische Geschichte: Storia d'Italia narrata al popolo Italiano da G. La Farina (Firenze 1845) zeigt, obwohl es auf die Quellen zurückgeht, doch keinen wesentlichen Fortschritt, man müßte ihn denn in der sehr rhetorischen Darstellung suchen.

J. F. Le Bret, Geschichte von Italien (enthalten in der Fortsetzung der allgemeinen Welthistorie Bd. 40 f.). Halle 1778. Auf Muratoris Material fußend, stellt das Werk die Ereignisse klar und übersichtlich dar; es fehlt dabei nicht an eingehender Kritik.

H. Leo, Geschichte von Italien. Bd. 1. Hamburg 1829. Einzelne Theile sind mit scharfer Kritik behandelt und dadurch Resultate gewonnen, die allgemeine Annahme gefunden; im Ganzen giebt das Buch eine geistreiche und übersichtliche Darstellung der behandelten Zeiten.

Fr. Palacky, Geschichte von Böhmen. Bd. 1. Prag 1836.

R. Roepell, Geschichte Polens. Bd. 1. Hamburg 1840.

F. C. Dahlmann, Geschichte von Dännemark. Bd. 1. Hamburg 1840.

Die letztgenannten drei Werke, von denen jedes in seiner Weise die größten Verdienste hat, berühren nur mehr vorübergehend die Verhältnisse des deutschen Reichs, da sie sich überwiegend die Entwickelung der inneren Verhältnisse der behandelten Staaten zum Gegenstande gemacht haben.

II. Anmerkungen zum zweiten und dritten Buch.

Buch II. Kapitel 1. S. 153—173.

Quellen. Gleichzeitig: Annales Fuldenses bis z. J. 901. Reginonis Chronicon bis z. J. 906. Annales Alamannici. Annales Hersfeldenses in den abgeleiteten Annalen. Brief des Hatto an Papst Johann IX. (Mansi Conciliorum nova et amplissima collectio. XVIII. 203). Die Zustände der Zeit berühren gelegentlich die Gedichte des Bischofs Salomo von Konstanz (Canisii Lectiones antiquae ed. Basnage. II, 3. 239—249). — Spätere Quellen: Continuator Reginonis, Liudprandi Antapodosis L. II. c. 1—6, Widukind L. I. c. 16 und Eckehardi IV. Casus S. Galli (M. G. II. p. 83. 84). — Die von Ludwig dem Kinde erhaltenen Urkunden sind verzeichnet von Böhmer: Regesta chronologico-diplomatica Karolorum. Frankfurt am Main 1833. S. 114—118.

Seite 155—160. Ueber den ersten Einbruch der Ungern in das Reich und ihre frühesten Züge handelt am gründlichsten nach den Quellen E. Dümmler in seiner Schrift: de Arnulfo Francorum rege, p. 78 ff. und in seiner Abhandlung: Ueber die südöstlichen Marken des fränkischen Reichs unter den Karolingern (Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Band X.). Dümmlers treffliche Darstellung liegt der unsrigen zu Grunde.

164—173. Die Entstehung der Herzogthümer ist Gegenstand vieler gelehrten Untersuchungen gewesen. Leibniz leitete die herzogliche Gewalt aus der Stellung der karolingischen Missi ab, und diese Meinung herrschte ziemlich allgemein, bis Stenzel darauf hinwies, daß das Herzogthum meist aus der Markgrafschaft hervorgegangen sei. Die Einseitigkeit dieser wie jener Ansicht zeigte Waitz in den Jahrbüchern I, 1. S. 125 ff. Das Material hat dann noch einmal Dönniges (Deutsches Staatsrecht S. 291—366) vollständig gesammelt und zu einer neuen Untersuchung benutzt, bei der er nach der Bedeutung, die er dem Ducat schon zu Karls des Großen Zeiten beilegt, auch hier mehr auf den karolingischen Ducat zurückgeht. Sehr eigenthümliche Ansichten hat Leo zweimal über diesen Punkt vorgetragen. In seiner im Jahre 1827 erschienenen Schrift: Von der Entstehung der deutschen Herzogsämter leitete er die Herzogthümer aus Apanagirungen jüngerer Prinzen des karolingischen Hauses her. Diese Ansicht hat er nach den im vorigen Jahre herausgegebenen Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes und Reichs selbst aufgegeben. Denn hier (B. I. S. 570 ff.) sucht er

zu zeigen, daß die spätere Reichsverfassung nur ein Nachbild und Abbild der deutschen Kirchenverfassung gewesen und durch die politischen Ideen und Pläne des Erzbischofs Hatto und seiner Freunde in das Leben gerufen sei. Wie die deutsche Kirche unter einem Primas und vier anderen Erzbischöfen stand, sollte das Reich fortan vom Könige mit vier Herzögen regiert werden, die eine ähnliche Stellung unter ihm einnahmen, wie die Erzbischöfe unter dem Primas. Die Zeit unter Ludwig dem Kinde „benutzte Hatto, seinen Verfassungsplan für „Deutschland durchzuführen und in den einzelnen Stämmen die mächtigsten Fa„milien dadurch an sich zu knüpfen, daß er ihnen in einer neugebildeten herzog„lichen Gewalt eine höhere Stellung verschaffte" (S. 582); Hatto ist es also, der die Herzogthümer „formirte" (S. 583). Es ist zu bedauern, daß Leo seiner Ansicht nicht eine quellenmäßige Grundlage zu geben versucht hat; dies war um so mehr nöthig, als unseres Erachtens die Quellen Hatto und seine Freunde gerade als unversöhnliche Gegner aller Derer erscheinen lassen, die nach einer herzoglichen Gewalt trachteten. — Waitz hat nach unserer Ansicht das Richtige getroffen, obschon wir noch weit weniger, als er es thut, auf die Deduction einer allmählichen Entwickelung des Herzogthums aus karolingischen Einrichtungen eingehen möchten. In Schwaben und Baiern mindestens erhob sich das Herzogthum geradezu als eine revolutionäre Gewalt, die nur in dem Drang der Zeitumstände ihre Berechtigung fand; will man hier für dieselbe einen historischen Anhaltspunkt gewinnen, so scheint er allein in den Nationalherzögen der Merovingerzeit gegeben. Ob übrigens der Inhaber dieser neuen Gewalt früher Kammerbote, Markgraf oder Herzog im Sinne der karolingischen Zeit gewesen war, machte im Grunde keinen erheblichen Unterschied; auch ist die Bezeichnung dux Anfangs keineswegs entscheidend, um Jemand eine herzogliche Gewalt nach der Auffassung der späteren Zeit beizulegen. Vielmehr kommt es bei der ganzen Untersuchung nur auf den Nachweis an, daß sich in irgend einem Theile des Reichs eine weltliche Gewalt erhebt, welche wesentliche Rechte der Krone gewinnt und sich mit einer selbstständigen fürstlichen Gewalt gegenüber dem Königthum zu behaupten sucht.

Seite 165. Die Lieder und Sagen über den Kampf der Herzöge gegen die Krone und Geistlichkeit lassen sich durch Franken, Sachsen, Schwaben und Lothringen bei Liudprand, Widukind und Eckehard verfolgen. Auch Arnulf von Baiern wurde Held der Sage. Ob Reginar von Lothringen das Urbild des Reinecke Fuchs ist, wurde Gegenstand vieler Erörterungen. Nach schon früheren Vorgängen hat es Mone in seinem Reinardus vulpes neuerdings wieder behauptet, Grimm es dagegen im Reinhart Fuchs p. CCL. ff. nachdrücklich bestritten. Gervinus, früher Grimm beistimmend, hat sich später in seiner Literaturgeschichte schwankend ausgesprochen. Das wenigstens ist Grimm nicht zuzugeben, daß dieser Reginar nur ein unbedeutender Mann in der lothringischen Geschichte sei, an den sich kein eingreifendes Ereigniß knüpfe; gewichtiger erscheint der Grund, daß die lateinische Form für Reinhart (Renard) Reginardus, dagegen Reginarius dem Reinher (Renier) entspreche.

168. Vielfacher Aufklärung bedarf noch die Entstehung der herzoglichen Gewalt in Lothringen. Für die Person des Reginar, die hier vor Allem in Betracht kommt, bieten die Urkunden der Abteien Stablo und Malmedy, die in einem Chartular des dreizehnten Jahrhunderts gesammelt sind, noch einige Aufschlüsse, da bekanntlich Reginar und sein Sohn Giselbert Laienäbte dieser Klöster waren. Die Urkunden

sind meist gedruckt; zum Theil bei Marteno et Durand Veterum scriptorum amplissima collectio T. II. 6; theils bei Ritz Urkunden und Abhandlungen zur Geschichte des Niederrheins (Achen 1824). Ich benutzte Auszüge des Chartulars, die ich Wattenbachs Güte verdanke. Nach diesen Urkunden erscheint Reginar bereits als comes et abba wieder am 11. September 902; er muß also bald nach Zwentibolds Tode hergestellt sein. In einer Urkunde vom 21. Juli 905 nennt er sich dux; in einer andern vom 1. Juni 911, in der noch nach Jahren Ludwigs gerechnet wird, comes ac missus dominicus nec non et abba. In einer Urkunde vom 14. April 915 (Ritz S. 15) wird dann zuerst Giselbert als Abt erwähnt, dann erscheint er erst wieder im Jahre 921 als dux, comes et abba (Ritz S. 12). In einer Urkunde wird Giselbert dux inclitus, in einer andern dux nobilissimus genannt, in einer dritten, wo das testimonium omnium principum regni Lotharii erwähnt wird, unterzeichnet er als dux regni praedicti (Ritz S. 27. 28. 30). Reginars Tod muß hiernach in die Zeit zwischen den 1. Juni 911 und 14. April 915 fallen; wahrscheinlich erst in das Jahr 915, denn nach dem Chronicon Epternacense (Martene und Durand a. a. O. IV. 509) war Giselbert, der auch in Epternach seinem Vater als Laienabt folgte, vierundzwanzig Jahre Abt, trat also, da er 939 starb, im Jahre 915 ein. Vergl. Jahrbücher I, 1. S. 32 und 200.

Seite 173. Als Todestag Ludwigs des Kindes findet man in neueren Büchern gewöhnlich den 20. August angegeben; dies beruht auf einer allerdings sehr wahrscheinlichen Vermuthung Böhmers (Regesta Karolorum S. 118). Vgl. auch Böhmers Bemerkung ebendaselbst S. 94 über den Todestag Ludwigs III.

Buch II. Kapitel 2. S. 173—189.

Quellen. Gleichzeitig: Annales Alamannici. Annales Hersfeldenses in den abgeleiteten Annalen. Annales Corbeienses. Das wichtigste Actenstück bilden die Verhandlungen der Altheimer Synode (M. G. Legg. II. 534—560). — Spätere Quellen: Continuator Reginonis. Liudprandi Antapodosis L. II. c. 17—20. Widukind L. I. c. 15—25. Hrotsvitha de primordiis coen. Gandersh. Vita Mathildis antiquior c. 1—4; danach die jüngere Lebensbeschreibung. Thietmar L. I. c. 4. 5. Eckehardi Casus S. Galli (M. G. II. 84—91. 103). — Konrads I. Urkunden sind verzeichnet bei Böhmer Regesta Karolorum S. 118—120 und in den Kaiserregesten S. 1. 2.

Hülfsmittel. Außer den Reichsgeschichten ist für Konrads Regierung wichtig: H. B. Wenck, Hessische Landesgeschichte Th. 2. Abth. 2. 532 und 630 ff. Zuletzt ist die Geschichte Konrads nach den Quellen bearbeitet von K. Schwartz in dem Programm des Gymnasiums zu Fulda für 1850.

174—176. Ueber Konrads I. Wahl verbreitet sich Philipps in seiner Abhandlung: Hat seit der Usurpation des deutschen Königsthrones durch Arnulf bis zum Aussterben der sächsischen Kaiser die karolingische Verfassung in ihren wichtigsten Grundsätzen

ohne Unterbrechung fortgedauert?, (Abhandlung der hist. Klasse der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften II, 1. München 1837.) Philipps sucht S. 6—9 zu zeigen, daß Konrad nur von den Franken gewählt sei, aber so leicht läßt sich die Autorität der Annales Alamannici und des Widukind doch nicht abweisen, auch sind urkundliche Zeugnisse vorhanden, daß Konrad in Schwaben und Baiern Anfangs Anerkennung fand, namentlich bei der Geistlichkeit. — Ein merkwürdiges, obschon nicht sehr glaubwürdiges Zeugniß, das auf eine Art von Wahlcapitulation Konrads hinweist, bietet die niederdeutsche Lüneburger Chronik Eckhart Corpus historicorum medii aevi I. p. 1315—1412). Diese Chronik, ein Auszug der ungedruckten Weltchronik des Konrad von Halberstadt, die mit dem Jahre 1353 endet, sagt von Konrad: he lovede den bischopen dat grote egen und den laien dat grote lên.

Von einer besonderen Herzogswahl Heinrichs spricht ausdrücklich die ältere Vita Mathildis c. 4. Seite 178.

Daß der 15. Mai Hattos Todestag ist, unterliegt nach den Merseburger und Reichenauer Necrologien keinem Zweifel. Vgl. Jahrbücher I, 3. S. 230, wo Waitz selbst seine frühere Angabe berichtigt hat. Die Hersfelder Annalen setzen Hattos Tod in das Jahr 911, nach ihnen mehrere abgeleitete Annalen; aber Hatto kann erst im Jahre 913 gestorben sein. Vgl. Jahrbücher I, 1. S. 21. Anmerk. 4; wo jetzt noch die Autorität der Annales Ottenburani (M. G. V. 4) hinzuzufügen ist. Wäre eine angebliche Urkunde Hattos vom 10. August 918, die sich in v. Mohrs Codex diplomaticus zur Geschichte von Graubündten I. p. 58 findet, für ächt zu halten, so wäre Hattos Tod sogar auf das Jahr 914 hinauszuschieben, aber die Urkunde ist auch abgesehen davon, daß sie Hattos Leben gegen das Zeugniß der Quellen bis in dieses Jahr verlängert, nach Inhalt und Form im höchsten Grade verdächtig; bei der Fälschung ist wahrscheinlich eine Stelle in den Casus S. Galli (M. G. II. 89) zu Grunde gelegt worden. 179.

Die villa Adinga, — denn dies scheint mir bei Hermannus Contractus zum Jahre 917 die ächte Leseart (M. G. V. 112) — erkläre ich aus der im Codex Laureshamensis genannten Adininger marca in pago Neckargowe. Vgl. Stälin Wirtembergische Geschichte I. S. 304 und 271. Note 2. 187.

Die angeführten Worte eines sächsischen Chronisten gehören dem Annalista Saxo an (M. G. VI. 594). 188.

Schwartz zeigt in dem obenerwähnten Programm S. 32 und 33, daß Konrad I. nicht zu Weilburg, wie Widukind angiebt, sondern zu Fulda begraben ist. Das Grab ist wahrscheinlich durch den Brand, der 1286 die Domkirche zerstörte, vernichtet worden. Vgl. Marianus Scotus z. J. 918 (M. G. V. 553). Marianus ist in Bezug auf Fuldaische und Mainzer Sachen verläßlich; auch sein Zeugniß für den Todestag Konrads fällt ins Gewicht und ist deshalb Jahrbücher I, 1. S. 139 hinzuzufügen. 189.

Buch II. Kapitel 3—5. S. 189—222.

Quellen. Gleichzeitig: Annales Alamannici b. z. J. 926. Annales Weingartenses b. z. J. 936. Annales Hersfeldenses in den abgeleiteten Annalen. Annales Corbeienses. Annales S. Maximini Trevirensis. Das wichtigste Actenstück für die Regierung Heinrichs I. ist sein Vertrag mit König Karl III.

(M. G. Legg. I. 567). Außerdem sind erhalten die Beschlüsse der Synode zu Koblenz im Jahre 922, der zu Erfurt im Jahre 932, und von der Synode zu Duisburg im Jahre 929 mindestens die Ueberschriften der Satzungen (M. G. Legg. II. 16—18). Spätere Quellen: Annales Augienses. Flodoardi Annales und Historia Remensis. Continuator Reginonis. Vita Brunonis c. 2—4. Liudprandi Antapodosis L. II. c. 21—31. L. III. c. 48—50. L. IV. c. 14—16. 24. Widukind L. I. c. 26—41. Hrotsvitha Gesta. Oddonis V. 1—124. Vita Mathildis prior (et posterior) c. 4—8. Folcuini Gesta abbatum Lobiensum c. 19. Richer I. c. 20—25. 34—39 (was bei Richer über Flodoard hier hinausgeht, verdient wenig Glauben). Annales Laubienses, Leodienses und Lobienses, auf einer älteren gemeinsamen Quelle beruhend. Thietmar L. I. c. 5—17 (meist nach Widukind). Eckehardi Casus S. Galli (M. G. II. 105—111). Adam Brem. L. I. c. 56—65. Cosmas Pragensis I. c. 17—19. — Die Urkunden Heinrichs I. sind verzeichnet bei Böhmer Kaiserregesten S. 3—5.

Seite 190. Daß Heinrichs Wahl auch die Baiern und Schwaben mit vollzogen haben, scheint unglaublich, wenn auch der Continuator Reginonis, aus einer spätern Zeit zurückschließend, dies angiebt. Was Philipps in der angeführten Abhandlung S. 12 hierüber sagt, halte ich für durchaus begründet, und selbst der Wahlort (Fritzlar) möchte dafür sprechen, daß Heinrich zunächst nur von den Sachsen und Franken gewählt wurde. Widukinds Ausdruck (I. c. 26): exercitus Francorum — designavit eum regem coram omni populo Francorum atque Saxonum kann freilich allein nichts entscheiden, da Franken und Sachsen bei ihm ganz Deutschland bezeichnet.

192. Auf die Aehnlichkeit zwischen dem deutschen Wahlkönigthum und der Stellung des angelsächsischen Bretwalda hat bereits Lappenberg in der Geschichte von England I. S. 129 hingedeutet.

193. Waitz hat in den Jahrbüchern I, 1. S. 43 den Zug Heinrichs gegen Herzog Burchard in die erste Hälfte des Jahres 920 gesetzt. Ist die merkwürdige Urkunde, vom 8. März 920 über eine Gerichtshandlung vor Herzog Burchard, die v. Mohr im Codex diplomaticus von Graubündten I. p. 58 hat abdrucken lassen, wirklich echt, und ich finde keinen Grund ihre Echtheit zu bestreiten, so möchte Heinrichs Zug schon in das Jahr 919 zu setzen sein, denn die Urkunde rechnet bereits nach Jahren seiner Regierung.

194. Die angeführten Worte eines baierschen Chronikfragments des elften Jahrhunderts findet man in den Jahrbüchern I, 1. S. 47. Anm. 5.

195. Daß die Ernennung der Bischöfe damals als ein ausschließliches Recht der Könige angesehen wurde, sagt ausdrücklich Johann X. in einem Schreiben an den Erzbischof Hermann von Köln im Jahre 921. Er tadelt es hierin auf das Nachdrücklichste, daß Herzog Giselbert über das Bisthum Tongern verfügt habe cum prisca consuetudo vigeat, qualiter nullus alicui clerico episcopatum conferre debeat, nisi rex. Jaffé Regesta pontificum Romanorum. No. 2731.

199. Herzog Eberhards Pfalzgrafenamt in Lothringen hat die positiven Zeugnisse des Flodoard zum Jahre 926 und des Sigebertus Gemblacensis zum Jahre 937

für sich; auch ist diese seine Stellung aus dem früheren Antheil der Konradiner an den lothringischen Angelegenheiten sehr erklärlich. Vgl. S. 168. 177.

Seite 199. In der älteren Lebensbeschreibung der Mathilde c. 4 heißt es: bello seu pace fieret, ignoramus; sceptrum Heinrico successit totaque regni facultas. In der jüngeren Lebensbeschreibung sind c. 4 die Worte wiederholt: bello seu pace fieret, est incertum, und dann hinzugefügt: sed absque dispositione Dei non accidisse, non est dubitandum.

204. Die Städte- oder Burgengründungen Heinrichs I. hat schon Lappenberg in der Geschichte von England V. S. 356 mit den kurz zuvor von König Edward dem Aelteren gegen die Dänen und Waliser errichteten Grenzfesten zusammengestellt. Die Worte des Widukind (I. 35) scheinen mir unmittelbar einem Gesetze entnommen, das dem bekannten Gesetze Edwards verwandt war und etwa folgende Fassung haben mochte:

1) Ut ex agrariis militibus nonus quisque in urbibus habitet et caeteris confamiliaribus suis octo habitacula exstruat, frugumque omnium tertiam partem excipiat servetque, caeteri vero octo seminent et metant frugesque colligant nono et suis eas locis recondant.

2) Ut concilia et omnes conventus atque convivia in urbibus celebrentur.

3) Ut praeter vilia nulla extra urbes sint moenia. So erklärt sich leicht das vielbestrittene: „vilia aut nulla extra urbes fuere moenia“ bei Widukind, wo auch die folgenden Worte „tali lege“ auf ein solches Gesetz hinzudeuten scheinen. Uebrigens setzen die Anlagen, die Widukind schildert, voraus, daß die Bevölkerung des Landes in der Masse aus milites agrarii bestand. Dies waren königliche Vasallen und Ministerialen, unter die Kronland gegen die Verpflichtung zu stetem Kriegsdienst vertheilt war. Nur in den Marken bildeten sie den Hauptstamm der herrschenden Bevölkerung, und deshalb können auch Widukinds Worte zunächst nur auf die Marken bezogen werden. Vgl. L. Giesebrecht, Wendische Geschichten S. 144—166. Ausführlich hat Waitz über die Städtegründungen Heinrichs gehandelt in den Jahrbüchern I, 1. S. 148—157. Wie Edwards Einrichtungen als Heinrichs Muster anzusehen sind, so wurde Heinrichs Burgen- und Markverfassung wieder ein Vorbild für den Polen Boleslaw Chrobry. Vgl. was Röpell hierüber in der Geschichte Polens I. S. 156 ff. nach der Chronik des Boguphalus beibringt.

208. Heinrichs militairische Einrichtungen bestanden, wie Widukind L. I. c. 28 ausdrücklich angiebt, besonders darin, daß er die Dienstleute beritten machte und im Reiterkampfe übte. Die Franken kämpften bereits früher fast nur zu Pferde, wie aus den Vorgängen bei der Schlacht an der Dyle hinreichend bekannt ist und die Annales Fuldenses z. J. 891 (M. G. I. p. 407) ausdrücklich bezeugen; Heinrichs Einrichtungen werden also auch hier sich vornehmlich nur auf Sachsen bezogen haben. Liudprand (II. c. 3 und 25) berichtet, wie der Heerbann damals nur noch durch Androhung von Todesstrafen zusammengebracht werden konnte, bezeugt aber zugleich, daß die allgemeine Dienstverpflichtung nach vollendetem dreizehnten Jahre noch bestand. Ueber den letzten Punkt ist die Beilage in Stenzels Versuch einer Geschichte der Kriegsverfassung Deutschlands (S. 323) zu vergleichen. Daß Heinrich I. bei dem Einbruch der Feinde auch noch den Heerbann aufgeboten haben wird, läßt sich nicht bezweifeln, und an einzelnen Stellen des Widukind läßt sich unter exercitus wohl kaum etwas Anderes verstehen, aber für

neue Anordnungen in Betreff des Heerbanns durch Heinrich sprechen weder innere noch äußere Gründe.

Seite 212—214. Ueber die Orte, wo die beiden Schlachten des Jahres 933 gegen die Ungern geschlagen wurden, sind in alter, wie in neuer Zeit der Vermuthungen genug aufgestellt, deren aber keine zur Evidenz gebracht ist. Vgl. Waitz in den Jahrbüchern I, 1. S. 107—110 und S. 184—191. Für die erste Schlacht fehlt es an allem sichern Anhalt. Leibniz in den Annales Imperii (II. S. 426) vermuthet, der Kampf habe bei der Burg Gleichen in Thüringen stattgefunden, und sieht diese in der Jechaburg und dem oppidum Lychen der späteren Chronisten, aber diese verlegen selbst die Schlacht in den Elm. Für die Lokalität der genannten Schlacht stehen sich die Autoritäten Widukinds und Liudprands gegenüber. Der letztere nennt Merseburg, der erstere Riade, das man nicht mit Sicherheit bestimmen kann, nach dem ganzen Zusammenhange der Erzählung aber kaum bei Merseburg suchen darf. Leibniz (a. a. O. S. 430) scheint doch geneigt Liudprand zu folgen, doch zeigt sich letzterer im Allgemeinen in den deutschen Angelegenheiten dieser Zeit nur so oberflächlich unterrichtet, daß man seine Autorität nicht allzuhoch anschlagen kann.

214. Ueber die Dänenkriege Heinrichs I. vergl. L. Giesebrecht in den Wendischen Geschichten S. 137—139. Daß zwei Kriege anzunehmen sind, kann kaum einem Zweifel unterliegen. Der Krieg des Jahres 931 hat die unabhängigen Zeugnisse der Annales Hersfeldienses und Augienses für sich; der zweite d. J. 934 das der Annales Corbeienses, auch lassen sich die Nachrichten bei Adam von Bremen nur auf den letzteren beziehen.

220. Heinrichs Todestag wird irrthümlich in den meisten Büchern als ein Sonntag angegeben. Er und seine Gemahlin Mathilde sterben nach den beiden Lebensbeschreibungen der letzteren am Sabbath d. h. am Sonnabend; der 2. Juli 936 und 14. März 968, die als die Todestage beider feststehen, fielen überdies auf diesen Wochentag.

221. Die schöne Stelle aus Ruotger findet sich in der vita Brunonis c. 3.

Buch II. Kapitel 6—12. S. 222—319.

Quellen. Gleichzeitig: Annales Hersfeldenses in den abgeleiteten Annalen. Annales Corbeienses. Annales S. Maximini Trevirenses. Kurze lothringische Annalen, die in den Annales Lobienses, Leodienses und Laubienses benutzt sind. Das wichtigste Actenstück sind die Verhandlungen der großen Ingelheimer Synode im Jahre 948, die nach mehreren Recensionen in den M. G. Legg. II. 19—26 abgedruckt sind; ebendaselbst finden sich auch einige Bestimmungen eines Frankfurter Convents. Quellen aus der späteren Zeit Ottos I.: Annales Augienses. Annales Sangallenses maiores. Flodoardi Annales und Historia Remensis. Continuator Reginonis. Annales Einsidlenses. Liudprandi Antapodosis IV. c. 17—34. V. c. 1. 12. 13. 26. Ruotgeri vita Brunonis c. 5—10. Widukind L. II. L. III. c. 1—8. Hrotsvithae Gesta Oddonis. v. 125—466. Spätere Quellen: Vita Mathildis I. prior c. 8. 9. (posterior c. 9—15.) Vita Johannis abbatis Gorziensis. Gerhardi vita Udalrici c. 1—9. Richer II. c. 17—19. 29—31. 49—93. Thietmar II. c. 1. 2. 22. Eckehardi Casus S. Galli

(M. G. II. 112. 113). Hermannus Contractus. Adam Brem. II. c. 1—5. Helmold. I. c. 12. — Die Urkunden Ottos I. aus dieser Zeit sind verzeichnet in Böhmers Kaiserregesten S. 5—10.

Seite 223. „Sachsen und Franken bildeten damals den Kern des Reichs." Daher bezeichnet Widukind mit Franken und Sachsen das deutsche Reich; ebenso der Stiftungsbrief für Quedlinburg, von dem Köpke in den Jahrbüchern I, 2. S. 9 zeigt, daß er in das Jahr 936, und nicht 937, zu setzen ist. Dort heißt es: Si aliquis generationis nostrae in Francia et Saxonia regalem potestativa manu possideat sedem, in eius defensione sit monasterium cum sanctimonialibus. Sin autem alter e populo eligatur rex, ipse quidem in eis suam regalem teneat potestatem, sed nostrae cognationis, qui potentissimus erit, advocatus loci habeatur. Erath Codex diplom. Quedlinb. p. 3. Die Stelle ist auch dadurch wichtig, daß sie deutlich zu erkennen gibt, wie das Reich bei Heinrichs Tode als ein volles Wahlreich angesehen wurde, denn Otto selbst setzt die Möglichkeit, daß trotz der Fortdauer seines Geschlechts die Krone gesetzlich durch Wahl auf einen andern „e populo" übergehen könne. Für „Franken und Sachsen" als Bezeichnung des Reichs führt Köpke a. a. O. S. 3 noch eine Urkunde für das Bisthum Osnabrück an.

224 „Er ergötzte sich gern auf der Falkenjagd, da hörte man ihn wohl auf abgelegenen Pfaden die lieblichsten Weisen singen." Vom Grafen Ansfried erzählt Thietmar (IV. 22) er sei als ein Knabe zur Erziehung seinem Oheim, dem Bischof Robert von Trier, übergeben, dann von seinem gleichnamigen Oheim Ansfried, der funfzehn Grafschaften verwaltete, zur Zucht in ritterlichen Dingen dem Erzbischof Brun überwiesen worden, endlich sei er, als Otto zur Kaiserkrönung nach Rom zog, in dessen Dienst getreten. Otto zog Ansfried in seine nächste Umgebung. Hoc ideo tam gratanter suscepit, quia psalmos oris eius dulcissimos, hunc per devia sequens quasi delectationis causa aviculis insidiando, sine detractione frequentare occultius potuit. Sollten die psalmi dulcissimi, welche der Kaiser auf der Vogeljagd sang, wirklich geistliche Lieder gewesen sein?

229. Die sächsische Abkunft der Billinger ist nach Hrotsvitha de primordiis coenobii Gandersheimensis v. 20—23:

> Cui coniux ergo fuerat praenobilis Oda,
> Edita Francorum clara de stirpe potentum,
> Filia Billungi, cuiusdam principis almi,
> Atque bonae famae generosae scilicet Aedae

doch sehr unwahrscheinlich. Daß die stirps clara Francorum sich nur auf die Abstammung der Aeda beziehen solle, nicht auf die Herkunft der Billunger, nimmt Leibniz in den Annalen II. p. 582 an und giebt einen Stammbaum, der sich aber auf manche unsichere Vermuthungen gründet. Wie die Liudolfinger von einer Billingerin abstammten, so setzten sich auch später die verwandtschaftlichen Verbindungen zwischen beiden Geschlechtern fort. Daß eine Schwester der Königin Mathilde an Wichmann, den älteren Bruder Hermann Billings, vermählt war, bezeugen die Annales Hildesheimenses, Quedlinburgenses und Thietmar II. 6. Mit

der früheren Geschichte der Billinger hat sich besonders Wedekind beschäftigt, sowohl in seinem Buche über Hermann, Herzog von Sachsen (Lüneburg 1817), wie auch an mehreren Stellen in den Noten zu einigen Geschichtsschreibern des deutschen Mittelalters (zehn Hefte in drei Bänden. Hamburg 1821—1837). Vgl. auch Havemann, Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg. Göttingen 1853. Bd. I. S. 46 ff.

Seite 232. Ueber Gero besitzen wir eine gründliche und ausführliche Biographie von v. Leutsch (Markgraf Gero. Leipzig 1828), die indessen doch durch neuere Forschungen mehrfache Berichtigungen erfahren hat. Köpke handelt in den Jahrbüchern I, 2. S. 120 ff. in einem eigenen Excurse über Gero.

233. Was über die Verbindung Herzog Eberhards von Baiern mit dem Bischof Gerhard von Passau gesagt ist, beruht allein auf einer Bulle Leos VII., deren Aechtheit bereits früher vielfach angegriffen und neuerdings besonders von Dümmler bestritten ist. In seiner Schrift Piligrim von Passau und das Erzbisthum Lorch (Leipzig 1854), die ich leider nicht mehr beim Niederschreiben der betreffenden Stelle benutzen konnte, hat Dümmler mit eben so viel Scharfsinn als Gelehrsamkeit zu beweisen gesucht, daß die fünf päpstlichen Schreiben von Symmachus, Eugen II., Leo VII. und Agapet II., seien vom Bischof Pilgrim in Rom benutzt, um die Erhebung Passaus zur erzbischöflichen Kirche zu erwirken, und lediglich für Machwerke dieses Bischofs gelten müßten, wie denn der Gedanke des Erzbisthums Lorch erst in seinem Kopfe seine Entstehung gefunden habe. Dümmlers Beweisführung hat Anerkennung gewonnen, namentlich auch bei Waitz in den Göttingischen gelehrten Anzeigen (Jahrg. 1855. S. 271 ff.); um so mehr fühle ich mich aufgefordert, meine Bedenken gegen dieselbe laut werden zu lassen. Die Echtheit der fraglichen Bullen wird einzig und allein aus inneren Gründen bestritten; denn die Originale derselben fehlen, und die erhaltenen Abschriften flößen an sich kein Mistrauen ein, denn sie finden sich in Verbindung mit andern Urkunden, die allgemein für echt gelten. Am besten äußerlich beglaubigt von allen bei dieser Untersuchung in Frage kommenden Urkunden ist indessen das Schreiben eines Papst Benedict an den Erzbischof Friedrich von Salzburg und die Bischöfe seiner Provinz, von dem sowohl im Salzburger, wie im Passauer Archiv Abschriften aufbewahrt sind (Dümmler S. 51). An dieses unzweideutig gegen die Passauischen Bemühungen um das Pallium gerichtete päpstliche Schreiben, das leider aller directen Zeitbestimmungen entbehrt, knüpft sich zunächst die Frage: von welchem Papst Benedict rührt es her? Dümmler beantwortet diese Frage nicht bestimmt; hält aber offenbar Benedict VI. für den Schreiber. Es saß aber Friedrich vom Jahre 958 bis zum Jahre 991 auf dem erzbischöflichen Stuhl von Salzburg, und während dieser Zeit gab es drei Päpste des Namens Benedict: Benedict V., VI. und VII. Der Inhalt des Schreibens ist so allgemein, daß es von jedem dieser Päpste herrühren könnte; auffällig ist jedoch, wie auch bereits Dümmler S. 173 bemerkt hat, die Aufschrift: Benedictus divina favente gratia atque totius populi Romani electus apostolicus, und diese scheint mir mit Sicherheit auf Benedict V. hinzuweisen. Denn bei diesem Papste, der vom römischen Volke ohne den Willen des Kaisers erwählt und der noch einmal gegen das Kaiserthum das freie Wahlrecht der Römer vertheidigte, hat allein diese Titulatur einen klaren und bestimmten Sinn. Man wende nicht ein, daß Erzbischof Friedrich sich nicht an Papst Benedict V. gewendet haben wird; die Sache konnte bereits früher nach Rom gebracht

und von Benedict jetzt nur die Entscheidung in die Hand genommen sein. [1]) Rührt aber jenes Schreiben von Benedict V. her, so gehört es in das Jahr 964 und bezeugt damit, daß die Passauer Ansprüche auf das Pallium schon der Zeit vor Piligrim angehören, der erst im Jahre 971 zum Bischof von Passau befördert wurde. Unter dieser Voraussetzung erscheint mir natürlich zunächst die Bulle Agapets II. in einem andern Lichte, als Dümmler. Ihr Inhalt erregt mir keinen Anstoß weiter, und die Erwähnung des Abts Hadamar von Fulda als Unterhändlers scheint mir ein Moment mehr, das für ihre Echtheit spricht. Denn daß Hadamar in der Zeit von 946 bis 948 zweimal in Rom war, ist nach anderen Urkunden nicht zu bezweifeln. Vergl. Jaffé Reg. pont. Rom. No. 2784. 2792. 2793. Wir wissen überdies, daß gerade Hadamar der rechte Mann war, das Pallium zu Rom zu erwirken; er brachte es Adaldag von Bremen und Bruno von Köln, er unterhandelte deshalb für das Bisthum Halberstadt, als es nach Magdeburg verlegt und zum Erzbisthum erhoben werden sollte; er berühmte sich nach dem Zeugniß des Erzbischofs Wilhelm von Mainz, se domi ferre tot pallia, quot velit, empta cum libris. So zweifele ich auch nicht, daß Hadamar wirklich dem Passauer Bischof das Pallium überbracht haben wird, doch war damit freilich wenig geschehen, so lange noch in der Kirche Grundsätze galten, wie sie die erwähnte Bulle Benedicts ausspricht: illicitum iudicamus, ut aliquis episcopus sine totius provinciae atque suffraganeorum suorum consensu pallium sive aliquod archiepiscopatus privilegium a Romano pontifice praesumat. Dem Passauer Bischof mußte es genug sein, wenn nur der Zusammenhang seiner Kirche mit dem alten Lorch anerkannt wurde und er sich einen Bischof von Lorch nennen konnte; wie es denn schon i. J. 948, auch nach Dümmlers Ansicht, Bischof Adalbert that. Die Bulle Agapets II. weist aber bereits auf eine frühere Verleihung des Palliums an Passau hin, die zu erbitterten Streitigkeiten mit dem Erzbischof Herold von Salzburg Anlaß geboten habe, und damit zugleich auf die zwei Bullen Leos VII. vom Jahre 938. Die eine ist ein allgemeines Formular und bietet der Untersuchung keine Anhaltspunkte dar; die andere aber ein äußerst merkwürdiges Actenstück, das nach seinem Inhalt nichts weniger, als eine völlige Aenderung der baierschen, ja der gesammten deutschen Kirchenverhältnisse beabsichtigte und indem es sich an Herzog Eberhard von Baiern, der im Aufstande gegen Otto war, ausdrücklich wendete, auch die politischen Verhältnisse berührte. Nun scheint mir allerdings die Lage des Reichs und damit auch der deutschen Kirche im Jahre 937 so gewesen zu sein, daß sie ein solches Actenstück erklärlich macht, wogegen ich nimmermehr glauben kann, daß Piligrim Kaiser Otto II. eine gefälschte Bulle vorgelegt haben würde, die seine Sache mit dem entschiedensten Gegner des sächsischen Hauses in Baiern in Verbindung brachte; überdies war die Macht Eberhards eine so vorübergehende, daß es kaum wahrscheinlich ist, daß die einjährige Usurpation desselben noch nach mehr als dreißig Jahren einem Fälscher zur Handhabe seines Betrugs gedient haben würde. Daß die Bulle, wie ihr ganzer Inhalt des Befremdlichen genug hat, so auch in der Form manches Auffällige darbietet, leugne ich nicht. So ist es allerdings anstößig, daß in der Aufschrift die Laien vor den Klerikern genannt sind. Dagegen möchte für die Echtheit der Bulle sprechen, daß die Namen der baierschen Bischöfe im Jahre 938 durchaus richtig angegeben sind.

---

1) Vergl. die Antwort Johanns XII. auf die Beschwerden, die Erzbischof Wilhelm von Mainz an Papst Agapet II. richtete.

Sehr begreiflich ist übrigens, daß dieselbe, wenn sie echt sein sollte, doch wenig Wirkung haben konnte, da mit der Niederlage Eberhards auch Passau seinen Schutz verlor. Bis zum Jahre 938 glaube ich so die Palliumsbestrebungen Passaus verfolgen zu können; denn daß die Bulle von Symmachus untergeschoben ist, wird jetzt wohl allgemein zugegeben, und die Echtheit der Bulle Eugens II. hat Dümmler mit unwiderleglichen Gründen gezeigt. Rivalitäten zwischen Salzburg und Passau und Streitigkeiten um den beiderseitigen Missionssprengel lassen sich allerdings schon im neunten Jahrhundert nachweisen, aber nirgends findet man eine Spur, daß Passau damals einen Zusammenhang mit dem alten Bisthum Lorch behauptet und darauf Metropolitanrechte begründet habe. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß die ganze Idee des Erzbisthums Lorch der Vita Severini ihr Dasein verdankt, von der nachweislich im Jahre 904 ein Exemplar an Passau geschenkt wurde (Dümmler S. 28) und die schwerlich früher dort bekannt war. Auf sie gründet sich jene pia fraus, die Dümmler um das Jahr 973 setzt, ich dagegen vierzig Jahre früher verlegen möchte, da ich keinen vollwichtigen Grund sehe, an der Echtheit der Bullen Leos VII. und Agapets II. zu zweifeln. Hiernach habe ich jetzt allerdings an dem S. 233 Gesagten Einzelnes zu ändern, namentlich ist der Ausdruck: „die Bischöfe von Passau strebten schon längere Zeit „nach dem Pallium" nicht mehr zu vertheidigen; aber daß die Unechtheit der Bulle, auf der die dort gegebene Darstellung beruht, erwiesen sei, kann ich auch jetzt nicht einräumen.

Seite 246. Schon Köpke hat Jahrbücher I, 2. S. 34. Note 1 bemerkt, daß Graf Immo nicht eine aus der Immengeschichte erwachsene mythische Person ist. In den Citaten ist dort ein störender Druckfehler zu ändern: Immo erscheint beim Continuator Reginonis zum Jahre 944, wie bei Flodoard zum Jahre 959 und 960. Ob der in der Vita Deoderici I. (M. G. IV. 476) erwähnte Immo comes mit jenem eine Person ist, muß dahingestellt bleiben.

252. Aschbach hat in seiner Abhandlung: „Hat Franken im zehnten Jahrhundert Landesherzoge gehabt?" (Archiv für Geschichte und Literatur II. p. 166 ff.) diese Frage im Allgemeinen verneint; dagegen hat Waitz Jahrbücher I, 1. S. 128 mit Recht für Konrad und Eberhard die Stellung von fränkischen Landesherzögen in Anspruch genommen. Daß aber mit Eberhards Tode das fränkische Herzogthum erlosch und nicht auf Konrad den Rothen überging, zeigt Köpke in einem besonderen Excurs zu den Jahrbüchern (I, 2. S. 93 ff.), und was Dönniges (Deutsches Staatsrecht I. S. 3. 4. 345) dagegen einwendet, scheint mir nicht haltbar. Es verdient noch eine Untersuchung, wie sich die Verhältnisse Frankens damals im Einzelnen gestalteten; über das Schicksal der fränkischen Markgrafschaft gegen die Sorben habe ich Jahrbücher II, 1. S. 133 gehandelt.

254. Das Zeugniß des Flodoard und das davon unabhängige des Continuator Reginonis zum Jahre 940 sind so positiv, daß wohl nicht mit Recht in den Jahrbüchern (I, 2. S. 44) bezweifelt ist, daß an Heinrich in diesem Jahre das Herzogthum Lothringen übertragen wurde. Der Cont. Reg. sagt ausdrücklich, daß Otto, Richwins Sohn, erst auf Heinrich gefolgt sei, und zwar noch in demselben Jahre. Widukind L. II. c. 26 läßt allerdings diesen Otto gleich auf Giselbert folgen und weiß überhaupt Nichts von Heinrichs herzoglicher Gewalt in Lothringen; aber er ist auch sonst in der Darstellung der lothringischen Angelegenheiten nicht gerade genau.

268. Ueber die Bedeutung, welche das Pfalzgrafenamt unter Otto I. gewann,

handelt ausführlich Dönniges (Deutsches Staatsrecht I. S. 354 ff.); eine gute übersichtliche Zusammenstellung findet sich in Walters deutscher Rechtsgeschichte S. 159—162. Es scheint mir noch zu wenig hervorgehoben, daß die wesentliche Bedeutung des neuen Amtes darin lag, gegenüber der Concentrirung der provinciellen Interessen im Herzogthum auch die gesammten Reichsinteressen in den einzelnen Provinzen in der Hand eines ständigen Beamten zusammenzufassen. Freilich ist die Pfalzgrafschaft nie das geworden, was sie ihrer Idee nach werden sollte; sie wurde schon früh zu einer Territorialgewalt neben den anderen Territorialgewalten, so daß man ihre allgemeine Bedeutung für das Reich nur mühsam in den Quellen entdeckt. Franken hatte so wenig, wie seinen eigenen Herzog, seinen eigenen Pfalzgrafen; es stand unmittelbar unter dem König als Herzog, und die Einkünfte aus dem Lande wurden durch Kammerboten eingetrieben und von diesen an den Fiscus abgeführt. Die niederrheinischen Pfalzgrafen, die ihren Sitz zu Achen hatten, waren ursprünglich Pfalzgrafen in Lothringen; da sie aber auch in Franken Besitzungen gewannen, wurden sie später häufig als fränkische Pfalzgrafen bezeichnet.

Seite 269. Heinrichs Vermählung mit der baierschen Judith fällt nach dem ausdrücklichen und völlig glaubwürdigen Zeugniß der Hroswitha (Gesta Oddonis v. 156 ff.) schon in die Zeit vor seiner ersten Empörung, also in die Jahre 936—938. Vgl. S. 234.

280. Eine sichere chronologische Bestimmung für den Dänenzug Ottos I. zu gewinnen ist nach den späten und vielfach dunkelen Ueberlieferungen unmöglich. Der Gegenstand ist auf das Sorgfältigste nach allen Seiten durchforscht worden, ohne daß man zu einem allgemein anerkannten Resultate gekommen wäre. Asmussen in seiner sehr verdienstlichen Abhandlung über die Kriegszüge der Ottonen gegen Dänemark (Archiv für Staats- und Kirchengeschichte der Herzogthümer Schleswig, Holstein u. s. w. B. I) setzt den Zug in das Jahr 958; Köpke kommt in dem tief in die Frage eingehenden Excurs über Ottos I. Kriege mit den Dänen (Jahrbücher I, 2. S. 104 ff.) auf das Jahr 947; Dahlmann in der Geschichte von Dänemark I. S. 81 verwirft beide Annahmen und wählt das Jahr 965; L. Giesebrecht endlich in den Wendischen Geschichten I. S. 142 nennt zwar kein bestimmtes Jahr, verlegt den Zug aber, an eine Bemerkung Widukinds L. II. c. 21 anknüpfend, in die Zeit vor 940. Das Eine scheint mir nicht fraglich zu sein, daß der Zug der Stiftung der dänischen Bisthümer vorausging; sonst aber finde ich keinen bestimmten Anhalt zur Entscheidung der Frage.

281. Die Unternehmungen Heinrichs gegen die Ungern, die sowohl für die Beurtheilung seines persönlichen Werths, wie für die Stellung des Reichs von der größten Bedeutung sind, werden in den meisten Geschichtsbüchern viel zu wenig hervorgehoben. Die Quellen weisen deutlich genug auf die Größe dieser Thaten hin. Heinrichs großer Ungernkrieg wird in den Annales Hersfeldenses zum Jahre 950, bei Flodoard zu demselben Jahre, bei Widukind L. II. c. 36 erwähnt; auch Hrotsvitha besingt ihn (Gesta Oddonis v. 377—394).

297. Die Sagen von der Königin Editha finden sich beim Annalista Saxo z. J. 937 (M. G. VI. 600).

299. Ueber die kirchlichen Zustände der Ottonischen Zeit muß man das Material aus den Lebensbeschreibungen der Königin Mathilde, Ruotgers Lebensbeschreibung

Bruns, aus der hierfür sehr wichtigen Vita Johannis Gorziensis, der ältern Vita Udalrici und Adam von Bremen sammeln.

Seite 301. Die ungemeine Bedeutung Bruns scheint mir bisher noch kaum nach allen Seiten gewürdigt zu sein, doch verdient die fleißige Arbeit von Pieler über Bruns Leben (Programm des Gymnasiums zu Arnsberg. 1851) hervorgehoben zu werden. Neuerdings hat Vogel in seinem Buche über Rather auch Brun ein Ehrendenkmal gesetzt. Da ich diese Schrift noch nicht für das zweite Buch meiner Geschichte benutzen konnte, wird meine Uebereinstimmung mit den meisten Ansichten Vogels ein um so kräftigeres Zeugniß für die Wahrheit sein. In manchen Punkten bin ich allerdings abweichender Ueberzeugung. So kann ich namentlich nicht einräumen, daß Brun der italienischen Politik Ottos entgegen war; er war es gerade, der Otto bewog, im Jahre 956 Liudolf nach Italien zu senden, und damit den ersten Anstoß gab, nach der Beendigung des Bürgerkriegs die italienische Eroberung wieder aufzunehmen.

302. Vergl. über die Kanzler und Erzkanzler in der ersten Hälfte der Regierung Ottos I. Köpkes Excurs in den Jahrbüchern I, 2. S. 98.

308. Vergl. den Brief des Gunzo an die Reichenauer Mönche, der sich bei Martene Veterum scriptorum amplissima collectio T. I. col. 294 sequ. findet.

309. Ueber die lateinische Hof- und Klosterdichtung der Ottonischen Zeit handelt W. Wackernagel in der Geschichte der deutschen Literatur S. 70—74.

313. Die Stiftungsbriefe für die dänischen Bisthümer und das Bisthum Oldenburg sind nicht mehr vorhanden; dagegen besitzen wir die Stiftungsurkunden für Havelberg und Brandenburg, die erstere ist abgedruckt in Buchholz Geschichte der Churmark Brandenburg I. S. 405, die andere in Gerckens Stiftshistorie von Brandenburg S. 335. Die Widersprüche beider Urkunden bespricht Köpke in den Jahrbüchern I, 2. S. 114 in einem besondern Excurse.

Buch III. Kapitel 1. S. 323—354.

Quellen. Gleichzeitig: Panegyricus Berengarii imperatoris (M. G. IV. 190—210). Libellus de imperatoria potestate in urbe Roma. Flodoardi Annales. Attonis epistolae. Ratherii epistolae. Noch dem zehnten Jahrhundert gehören an: Liudprandi Antapodosis. Vitae pontificum. Benedicti s. Andreae monachi Chronicon c. 29—34. Chronicon Salernitanum c. 155—168. Vom Anfange des elften Jahrhunderts: Hugonis abbatis destructio monasterii Farfensis (M. G. XI. 532—539). Chronicon Venetum. — Die päpstlichen Urkunden sind verzeichnet bei Jaffé Reg. pont. Rom. p. 305—319.

Hülfsmittel: Die literarischen und damit zusammenhängenden sittlichen Zustände Italiens habe ich in meiner Schrift: De litterarum studiis apud Italos primis medii aevi saeculis (Berlin 1845) ausführlicher behandelt. An dieselbe schließt sich auf das Engste die geistreiche Abhandlung des jüngst verstorbenen Ozanam an: Des écoles et de l'instruction publique en Italie aux temps barbares, die zu seinen im Jahre 1850 zu Paris herausgegebenen Documents inédits pour servir à l'histoire littéraire de l'Italie depuis le VIIIe siècle jusqu'au XIIIe als Einleitung dient. Ozanam nimmt mit dem von mir gesammelten Material vollständig das Resultat auf, daß sich eine eigenthümliche weltliche Bildung, vorzugsweise auf das klassische Alterthum gegründet, während des ganzen Mittelalters in

Italien erhalten habe, nur will er neben derselben eine eigenthümliche Entwickelung der klerikalen Bildung festhalten, während nach meiner Ansicht auch der Klerus von dieser weltlichen Bildung beherrscht und durchdrungen war. So schön Manches in der Abhandlung ausgeführt ist, kann ich mich doch nicht davon überzeugen, daß vor dem Investiturstreit ein solcher Gegensatz zwischen geistlichen und weltlichen Schulen obgewaltet habe, wie ihn Ozanam schildert. Sonst haben sich fast Alle, die neuerdings eingehend die Bildungszustände Italiens behandelt haben, meinen Ansichten angeschlossen,[1]) vornehmlich auch Vogel in seinem Buche über Rather, wo er Manches noch weiter auszuführen Gelegenheit hatte.

Ueber die politischen Zustände Italiens im zehnten Jahrhundert und die Ausbildung der bischöflichen Hoheit in den lombardischen Städten handelt übersichtlich v. Bethmann-Hollweg Ursprung der lombardischen Städtefreiheit (1846); ausführlich und mit scharfer Kritik das Material sondernd C. Hegel in seinem ausgezeichneten Werke: Geschichte der Städteverfassung von Italien II. S. 48 ff.

Die Regierungen K. Hugos und K. Lothars sind ausführlich behandelt in Fr. de Gingins-la-Sarraz Mémoires pour servir à l'histoire des royaumes de Provence et de Bourgogne-Jurane; seconde partie: les Hugonides (Archiv für Schweizerische Geschichte. Zürich 1853. IX. 86 ff.). Ueber Alberich und die römischen Verhältnisse seiner Zeit hat Provana in den Studii critici sovra la storia d'Italia a' tempi del re Ardoino (Turino 1844) Mehreres zusammengestellt, doch vermißt man in der Behandlung des Stoffs Schärfe der Kritik.

Seite

323—325. Die erwähnten Worte Papst Johanns VIII. findet man bei Jaffé Reg. pont. No. 2490 und 2449.

328. Das angeführte Gesetz K. Aistulfs steht bei Troya Della condizione de' Romani vinti da' Langobardi p. 487.

330. Ueber die missatische Gewalt der Bischöfe vergl. Karoli II. conventus Ticinensis a. 876 (M. G. Legg. I. 351). Ipsi nihilominus episcopi singuli in suo episcopio missatici nostri potestate et auctoritate fungantur. Ich kann dies nicht mit Hegel (II. 22) von der gleichen Stellung der Bischöfe neben den Sendboten verstehen, sondern glaube, die Bischöfe traten selbst für ihren Sprengel in die Geschäfte der Sendboten ein, nachdem Karl aus den lombardischen Städten in gleicher Weise, wie aus Rom, die königlichen Sendboten zurückgezogen hatte. Removit ab eis regias legationes, sagt der libellus de imperatoria potestate (M. G. III. 722).

332. Die Raubzüge der Araber vom Garigliano übersieht man jetzt am Besten in der Chronik des Benedict; interessante Notizen bietet auch die Destructio monasterii Farfensis dar.

332. 333. Die Niederlassung der Araber in Garde-Frainet ist in Frankreich der Gegen-

---

1) Mit Phrasen, ohne alle Gründe hat Fr. Palermo in dem Archivio storico (Appendice T. III 641—653) im Ganzen und Großen das Ergebniß meiner Arbeit bestritten; er erklärt meine Irrthümer aus einer übermäßigen Eingenommenheit für mein Volk und gegen das seine.

stand mehrerer gelehrten Arbeiten gewesen; die wichtigste ist Reynaud Invasions des Sarrasins en France (Paris 1836). Die Mémoires de la société des Antiqu. de France T. VIII. (1846) enthalten zwei einschlagende Arbeiten: Reynaud Domination sarrasine sur la montagne du Grand-St.-Bernard und Bonnefoy Du séjour des Sarrasins en Savoie.

Seite 333. 334. Muratori bezweifelte noch (Annali a. 925), ob die Ungern jemals bis Rom vorgedrungen seien; die Chronik des Benedict hebt jetzt jede Ungewißheit auf. Die Niederlage bei Rieti fällt gegen Ende 941 oder in das folgende Jahr. Der Sieger war nach Benedicts Zeugniß (c.30) der Langobarde Joseph; unfraglich eine Person mit dem gleichnamigen dux et rector territorii Sabinensis, der in einer Urkunde vom November 941 erwähnt wird. Im Anfange des Jahres 941 wird noch der dux Sarilo in der Sabina genannt, im Januar 943 schon der dux Rainerius. Fatteschi Memorie istorico-diplomatiche riguardanti le serie de' duchi di Spoleto (Camerino 1801) p. 250.

335—338. Das Sittenverderbniß der italienischen Bischöfe schildert Rather besonders Praeloquia L. V. (Ratherii Opp. p. 144 sequ.) Vgl. Vogel I. S. 40 ff. und S. 93. Als viri urbanae scientiae und prudentes saeculi werden von Rather die italienischen Gelehrten bezeichnet und vor der urbanitas saecularium gewarnt. Vgl. Vogel I. S. 71. 74 und an anderen Orten.

339. Das Chronicon Venetum enthält über den Ungerneinfall vom Jahre 899 die wichtigsten bisher wenig benutzten Notizen. Dieser Einfall traf Treviso, Padua, Brescia, Pavia und Mailand, und vor Allem auch die venetianischen Inseln. Auf ledernen Kähnen setzten die Ungern über und steckten fast alle Orte der Venetianer in Brand; nur ein großer Sieg des Dogen Petrus am 29. Juni schützte Malomacco und Rialto, wo man im Jahre 907 den Bau der neuen Stadt anfing. Irrig ist es also, wenn Leo in der Geschichte von Italien I. 380 sagt: „Die Einfälle der Ungern schadeten Venetien wenig wegen des den magyarischen Reiterschaaren unzugänglichen Terrains.“

342. Crevit extunc non solum Papiae, sed et in omnes Italiae fines regis timor; neque hunc ut reges ceteros floccipendere, verum modis omnibus honorare. Liudprandi Antapodosis III. c. 41.

349. Die Vermählung K. Lothars mit Adelheid wird chronologisch bestimmt durch eine am 27. Juni 947 zu Pavia ausgestellte Urkunde, in der Coriano an Adelheid als Morgengabe verschrieben wird (Historiae patriae monumenta I. 159). Nach dem Zeugniß des Abts Odilo (Epitaphium c. 2) stand Adelheid damals im sechszehnten Jahre, war also im Jahre 931 oder 932 geboren. Der Todestag K. Hugos war nach zwei übereinstimmenden Zeugnissen (Catal. Italiae regum M. G. III. 216 und Calendar. Merseburg. in Höfers Archiv I. 111.) der 10. April 947.

351. Aus Farfenser Urkunden und Hugonis Destructio monasterii Farfensis c. 7 geht hervor, daß Alberich auf dem Aventin seine Stammburg hatte. Eine Urkunde, die ich zu Subiaco aus dem Registrum Sublacense abschrieb und unter den Documenten (A) abdrucken lasse, thut dar, daß Alberich später bei S. Apostoli Hof hielt, an derselben Stelle, wo in der Folge die Grafen von Tusculum ihre Residenz hatten. Vgl. eine Urkunde vom 23. Mai 1013, die Galletti (Del Vestarario della S. R. C. p. 14) aus dem Registrum Farfense herausgegeben hat. Meines Wissens ist jene Urkunde über ein von Alberich angeordnetes Gericht nirgends vollständig gedruckt und nur von Muratori (Antiquitates V. 773) und

Giorgi zum Baronius bei dem Jahre 939 kurz excerpirt; sie gewinnt um so mehr Interesse, da das urkundliche Material für Alberichs Geschichte sehr dürftig ist und manche in der Urkunde genannte Personen auch sonst erwähnt werden. So ist der Protoscriniarius Leo der nachherige Papst Leo VIII., der aus einer sehr angesehenen römischen Familie stammte und dessen Wohnung an der jetzigen Via di Marforio lag, die unter dem Namen Descensus Leonis Proti bis zum dreizehnten Jahrhundert öfters vorkommt. Bei Liudprand Hist. Ott. c. 9 finden sich die in unserer Urkunde erwähnten Personen theils selbst, theils ihre Söhne wieder.

Buch III. Kapitel 2—8. S. 355—540.

Quellen. Gleichzeitig: Annales Hersfeldenses in den abgeleiteten Annalen. Annales Corbeienses. Annales Augienses bis z. J. 954. Annales Sangallenses majores. Annales Lobienses und die ursprüngliche Quelle der Annales Leodienses und Laubienses. Annales S. Maximini Trevirensis. Annales Colonienses. Flodoardi Annales b. z. J. 966. Annales Einsidlenses (Annales Heremi). Liudprandi Historia Ottonis Magni. Continuator Reginonis b. z. J. 967. Ruotgeri Vita Brunonis c. 11—49. Widukind L. III. c. 9—76. Hrotsvithae Gesta Oddonis v. 467—752, 1141—1188, 1479—1517. Lindprandi Relatio de legatione Constantinopolitana. Vitae pontificum. Chronicon Benedicti c. 35—39. Die wichtigsten Actenstücke dieser Zeit sind gedruckt in den M. G. Legg. II. 26—35. — Spätere noch im zehnten Jahrhundert geschriebene Quellen: Vita Mathildis prior c. 10—16 (posterior c. 15—28). Chronicon Salernitanum c. 169—174. Vita Johannis abbatis Gorziensis, besonders c. 115—136. Gerhardi Vita Udalrici c. 10—25. Folcuini Gesta abbat. Lobiensium c. 22—28. Richer III. c. 1—10. Odilonis Epitaphium Adalheidae c. 2—5. Spätere Quellen: Chronicon Venetum (M. G. VII. 24. 25). Thietmar II. c. 3—21. 23—28. IV. 22. Ekkehardi Casus S. Galli (M. G. II. 114—147). Hermannus Contractus. Annales Casinates. Annales Barenses. Chronicon Novaliciense V. c. 12—31. Anselmi Gesta episc. Leod. 23. 24. Gesta episc. Cameracensium c. 75—94. Widrici Vita Gerardi. Othloni vita Wolfkangi c. 1—14. Sigeberti Vita Deoderici I. c. 1—18. Marianus Scotus. Sigeberti Gemblacensis Chronica. Adamus Brem. II. c. 7—20. Arnulfi Gesta archiepp. Mediol. I. c. 15—18. Landulfi Historia Mediolanensis II. c. 16. Hugonis Flaviniacensis Chronicon II. c. 8 (M. G. VIII.) Lupi Protospatharii Annales Barenses. Leo Ostiensis Chronica mon. Casin. I. c. 61. II. c. 9. Annales Beneventani (M. G. III. 173—185). Cosmas Prag. I. c. 21—25. Chronica Polonornm I. c. 5. Annalista Saxo. Chronographus Saxo. — Die Urkunden Ottos I. aus dieser Zeit sind verzeichnet von Böhmer Kaiserregesten S. 10—21; die gleichzeitigen päpstlichen Schreiben bei Jaffé Reg. pontif. Rom. p. 319—331.

Seite

357. Die angeführte Stelle des Liudprand findet sich Antapodosis V. c. 30.

357—366. Die Hauptquellen für den ersten italienischen Zug Ottos I. sind der Fortsetzer des Regino, Widukind und Hrotsvitha. Ueber die Gefangenschaft und Flucht Adelheids ist besonders Hrotsvitha zu lesen und neben ihr Odilos Lebensbeschreibung der Königin; über die späteren, vielfach ausgeschmückten und sagenhaften Berichte handelt Dönniges in den Jahrbüchern I, 3. S. 173—178. So wenig Glauben die ausführliche Erzählung des Domnizo (Vita Mathildis in Leibnitii Scriptores rerum Brunsvicensium I. 630 sequ.) auch im Einzelnen verdient, wird doch nach ihr angenommen werden können, daß Adelheid in der letzten Zeit zu Garda eingekerkert war, daß Atto sie nach ihrer Flucht beschützte und nach Canossa in Sicherheit brachte; in Bezug auf diese Punkte, für die es sonst an alten Zeugnissen fehlt, scheint Domnizo Glauben zu verdienen. Ueber die Weigerung Adelheids, sich mit Lothar zu vermählen, über ihre Gefangennehmung zu Como und den Tag derselben ist Dönniges a. a. O. S. 6. 7 zu vergleichen. — Zwei für den Zug Ottos wichtige Urkunden fehlen in Böhmers Regesten; die eine ist zu Pavia am 23. September 951 (Monumenta Boica XXXI. 1. p. 193), die andere zu Como am 16. Februar 952 (Giulini Memorie di Milano II. 481) ausgestellt.

360. Daß der Brief Rathers (Opp. p. 537—545) an Papst Agapet II. gerichtet ist, scheint mir Vogel (Rather I. 145 ff. und II. 158) gut bewiesen zu haben.

364—365. Ueber das dotale munus der Adelheid besitzen wir eine Bestätigungsurkunde Ottos II. (Schöpflin Alsatia diplomatica I. 126). Ueber den Hochzeitstag Ottos und der Adelheid vergl. Dönniges Jahrbücher I, 3. S. 11. Anm. 3. Weshalb Dönniges hier und S. 12 Anm. 2 annimmt, Liudolf und Erzbischof Friedrich seien schon vor der Hochzeit nach Deutschland gegangen, ist mir nicht klar, da der Fortsetzer des Regino, Widukind und Hrotsvitha ausdrücklich das Gegentheil bezeugen und überdies Liudolf und Friedrich recht gut Weihnachten in Saalfeld feiern konnten, wenn die Hochzeit im October oder November stattfand. Heinrichs Benehmen gegen Otto zu jener Zeit schildert Hrotsvitha (Gesta Oddonis v. 677—679) in folgender Weise:

> Obsequiis operam gessit regalibus aptam.
> Officium non germani solummodo cari,
> Sed mage ius servi studio complendo benigni.

366. Das Martyrium Arnoldi (Böhmer Fontes rerum Germanicarum III. 325) bezeugt ausdrücklich, daß während der Minderjährigkeit Ottos III. die Lombardei einen jährlichen Tribut von 1200 Pfund reinen Goldes zahlte; der Ursprung dieses Tributs kann wohl nur in den damaligen Verhältnissen Berengars zu Otto I. gesucht werden. — Der Continuator Reginonis spricht nur von der Abtretung der Marken von Verona und Aquileja, aber mit denselben mußten auch die Marken von Trient und Istrien von Italien getrennt werden; in der Folge waren alle diese Marken zuerst mit dem Herzogthum Baiern, dann mit Kärnthen verbunden.

370—391. Die Hauptquellen für den Krieg Ottos mit seinen Söhnen sind der Fortsetzer des Regino, Widukind, Ruotger und Flodoard, nächstdem die Vita Udalrici und Folcuini Gesta abb. Lobiensium.

370. Bruns Prophezeiung erzählt Ruotger c. 9.

376. Die Worte Widukinds (III. c. 18): Ad haec adolescens nichil respondit,

sed audito rege cum suis urbem ingressus est scheinen mir keinen angemessenen Sinn zu geben, da vorher Heinrich und nicht der König gesprochen hatte. Vielleicht schrieb Widukind recta, wo audito dann absolut zu fassen wäre. So kann auch Widukind II. c. 10 nicht wohl geschrieben haben: aequum pravumque, sanctum periuriumque illis diebus parum procedebant; der Zusammenhang erheischt pari modo oder pariter.

Seite 377. Brunos Worte an Liudolf und die S. 380 wiedergegebene Rede Ottos an Brun finden sich bei Ruotger c. 18 und c. 20. Beide Reden, die, obschon sie als Ausarbeitungen Ruotgers anzusehen sind, doch die Zeitverhältnisse lebendig schildern, sind in unserm Text sehr abgekürzt.

379. Schon Vogel (Rather I. 178) hat bemerkt, daß die Worte bei Ruotger c. 11: In ea primum electione praeter caeteros Godefridus floruit episcopus verderbt sein müssen; sie erregen in der Sache, wie in der Form gleich großen Anstoß. Vielleicht schrieb Ruotger: Ita eum primum electione praeter caeteros Godefridus statuit episcopum; set si quis alius voto praeiret, difficile quispiam expediret. „Godfried nannte bei der Wahlhandlung zuerst Bruns Namen, ob „aber im Herzen Jemand früher an Brun dachte, ist schwer zu sagen."

381. Ueber das Geschlecht Adalberts von Metz und seines Bruders Friedrich ist die bisher übersehene Stelle in der Vita Johannis Gorziensis c. 40 zu vergleichen. Irrig ist es, daß Friedrich sich schon vor 951 mit Beatrix vermählt habe, wie in den Jahrbüchern I, 3. S. 66 gesagt ist; die Vermählung fand erst 954, die Verlobung vor 951 Statt. Vgl. Flodoard z. J. 951 und 954.

381—383. Eine Urkunde Ottos vom 10. December 953 ist von Schirling südlich von Regensburg aufgestellt (Böhmers Regesten No. 204); eine andere vom 10. Januar 954 zu Brugkiem d. h. Bruck an der Leine (Erhard Regesta historiae Westphaliae I. 46). Schon vor Anfang der Fastenzeit des Jahres 954 zog Otto nach dem Fortsetzer des Regino abermals nach Baiern; dieser Feldzug kann indessen nur kurz gewesen sein, wenn anders eine Urkunde, die sich im geheimen Staatsarchive zu Berlin befindet und die trotz ihrer sehr verwirrten chronologischen Angaben und manches Befremdlichen im Inhalte doch in dem erhaltenen Original keinen rechten Anhalt ihre Echtheit zu bezweifeln darbietet, in das Jahr 954 gehören sollte. Sie ist ausgestellt zu Wiha am 12. April 965 ind. IV. anno regni XX. oder X., denn die letzte Zahl ist radirt, vom Kanzler Liudolf vice Brunonis archicap. Der König schenkt seinen Hof Hebesheim in pago Derlingowe dem h. Moriz in Magdeburg pro statu et incolumitate regni nostri dilectaeque coniugis nostrae Adelheidis dilectique filii nostri Liudolfi.

384. 385. Die Nachricht von dem beabsichtigten Kampfe bei der villa Rimilinga im Bliesgau, die sich bei dem Fortsetzer des Regino zum Jahre 954 findet, ist durchaus glaubwürdig; das Ereigniß kann aber nicht wohl später, als in die erste Hälfte des Jahres 954 gesetzt werden, da nicht der geringste Grund zu der Annahme vorliegt, Konrad habe nach dem Tage von Langen-Zenn noch einmal die Waffen gegen den König erheben wollen. Dennoch hat Vogel (Rather I. 190 ff.) zu beweisen gesucht, daß dies Ereigniß dem Jahre 955 angehöre, indem er von der Voraussetzung ausgeht, daß Rather erst in diesem Jahre aus Lüttich habe weichen müssen. Nun giebt Rather (Opp. 219) allerdings an, daß er noch während des Kampfs zwischen Brun und Konrad in der Ausübung seiner bischöflichen Gewalt zu Lüttich behindert worden sei, und Ruotger (c. 38) bestätigt es; aber Nichts hindert die von Folkuin (Gesta abb. Lobiensium c. 23) auf das Weih-

nachtsfest verlegten Ereignisse bereits in das Jahr 953 zu setzen. Deshalb konnte die Einsetzung Balderichs und die damit zusammenhängende schließliche Entfernung Rathers doch erst im Jahre 955, wie die Annales Laubienses und Leodienses angeben, stattfinden; auch steht Nichts im Wege, die Ereignisse, die Rather p. 235 seqn. erzählt, auf den Gründonnerstag 955 zu verlegen. — Ueber die albernen Geschichte Thietmars II. c. 15 habe ich im Texte Nichts sagen wollen; sie ist völlig unglaublich und gewinnt nicht an Wahrscheinlichkeit, wenn man an den Herzog Hugo von Franzien denkt, zumal Thietmar selbst hier unfraglich die Namen Hugo und Kuno verwechselt hat, wie ihm dasselbe kurz vorher (c. 3) schon einmal begegnet ist.

Seite 392. Auf den äußerst wichtigen Brief des Erzbischofs Wilhelm an Papst Agapet II. hat zuerst Jaffé in Schmidts Zeitschrift für Geschichtswissenschaft IX. 204 aufmerksam gemacht. Wilhelms Brief ist in einer Karlsruher Handschrift der Briefe des h. Bonifacius enthalten, die dem zehnten Jahrhundert angehört; aus dieser hat ihn mit einigen päpstlichen Schreiben an die Erzbischöfe Friedrich und Wilhelm zuerst Würdtwein in seiner Ausgabe der Briefe des h. Bonifacius abdrucken lassen (Epistolae s. Bonifacii p. 377). Da Würdtweins Abdruck nicht genau ist und mir durch Pertz Güte eine sorgsame Vergleichung der Handschrift zugänglich wurde, einzelne verderbte Stellen sich überdies aus dem Briefe Agapets an Wilhelm (l. l. p. 375) leicht verbessern lassen, gebe ich unter den Documenten (B) einen berichtigten Abdruck. Der Brief kann nur im October oder November 955 geschrieben sein; die darin erwähnte Reise Hadamars nach Rom muß demnach in den August und September 955 fallen und ist wohl dieselbe, die Ruotger (c. 26) erwähnt; denn zwei Reisen Hadamars nach Rom in den Jahren 954 und 955 anzunehmen, scheint kein hinreichender Grund vorzuliegen.

393. In der Darstellung der baierschen Angelegenheiten in der ersten Hälfte des Jahres 955 bin ich mehrfach von den Annahmen der Jahrbücher abgewichen, indem ich mich auf folgende Quellenstellen stütze. Flodoard giebt an, daß Otto sogleich im Anfange des Jahrs wegen eines drohenden, aber vereitelten Ungerneinfalls nach Baiern gezogen sei. Widukind (III. c. 43) berichtet, daß Otto das Osterfest bei Heinrich gefeiert habe, nach Ostern aber Regensburg belagert und endlich eingenommen sei. Ueber die Gefangennehmung und Blendung Herolds giebt das beste Zeugniß der ebenerwähnte Brief des Erzbischofs Wilhelm, und neben demselben kommt ein Fragment alter Salzburger Annalen, das sich in einer Handschrift des Otto von Freisingen vorgefunden hat und auch in späteren östreichischen Annalen benutzt ist, in Betracht (M. G. IX. 771 n. 58); dieses Fragment giebt zugleich die einzige Kunde von der Schlacht bei Mühldorf. Die Angabe des Jahres 956 ist in dem Fragment irrig, denn Herzog Heinrichs Tod fällt nach allen Zeugnissen in das Jahr 955 und wird in dem angeführten Fragment selbst ausdrücklich in dasselbe Jahr mit der Blendung Herolds gesetzt. Das Jahr 955 ergiebt sich auch aus dem Briefe Wilhelms, der das Ereigniß dem Papste meldet und sogar den Tag näher bezeichnet; doch läßt die Abbreviatur Kal. Ma. nicht erkennen, ob der 1. März oder 1. Mai gemeint ist. Letzteres möchte das Wahrscheinlichere sein, da Wilhelm wohl nicht ein Ereigniß von älterem Datum so speciell dem Papste mitgetheilt haben wird. Der Continuator Reginonis setzt die Blendung schon in das Jahr 954, aber er faßt dort überhaupt manche spätere Ereignisse zusammen. Das mit dem Continuator Reginonis übereinstimmende Zeugniß der Excerpta Altahensia für d. J. 954 (M. G. IV. 36) ist ohne alles Gewicht.

Das harte Gericht über den Patriarchen von Aquileja erwähnt Thietmar (II. c. 25); die allgemeine Bestrafung der Rebellen Widukind. Derselbe bezeugt endlich (c. 44), daß Otto erst um den 1. Juli nach Sachsen zurückkehrte. Die am 25. Mai 955 zu Meitheburg ausgestellte Urkunde hat Böhmer (No. 206) als verdächtig bezeichnet.

Seite 399—402. Die älteste Quelle für die Ungernschlacht sind die Annales Sangallenses maiores; dann folgen Flodoard, der Fortsetzer des Regino, Ruotger und Widukind, dem wir die beste Darstellung verdanken; von den späteren Quellen ist nur die Vita Udalrici bemerkenswerth.

399. „In acht Zügen“ — Widukind nennt octo legiones (c. 44). Der aus der klassischen Literatur, wie aus der Vulgata entlehnte und immer bei den Schriftstellern jener Zeit wiederkehrende Ausdruck legio für eine größere Heeresabtheilung hat mannigfache Schwierigkeiten gemacht. An die alte Legion der Römer ist offenbar nicht zu denken; es entsteht also die Frage: Ist legio überhaupt nur ein unbestimmter Ausdruck für eine Kriegsschaar oder bezeichnet das Wort eine bestimmte Zahl von Kriegsleuten, und welches ist diese Zahl? Widukind selbst bietet die Mittel, die Frage zu entscheiden. Er giebt die Stärke des deutschen Heeres in der Ungernschlacht durch den Ausdruck an numero quasi octo legionum; das Heer, das Otto im Jahre 946 gegen Paris führte, nennt er sehr groß, triginta scilicet duarum legionum (III. 2); es kann hiernach kaum ein Zweifel obwalten, daß er unter legio eine bestimmte Zahl von Kriegern versteht. Aber auch die Zahl selbst läßt sich, wie ich glaube, bestimmen. Denn 1) giebt Widukind selbst in seiner Beschreibung der Ungernschlacht die Stärke der achten (böhmischen) Legion auf tausend milites d. h. Reiter an, und 2) berichtet er, daß in der fünften Legion, der königlichen, lecti ex omnibus militum milibus gekämpft hätten, wo offenbar die Tausende Heeresabtheilungen gleich den Legionen bezeichnen. In derselben Weise sagt Herzog Boleslaw vom sächsischen Heere bei Thietmar (VI. c. 38): Exercitum, quem videtis multitudine parvum, virtute magnus est et e milibus caeteris electus. Ich habe deshalb keinen Anstand genommen, überall die Legion jener Zeit auf 1000 Mann zu berechnen. Uebrigens zeigt Widukinds Schilderung der Schlachtordnung, daß die Abtheilungen des Heeres nach den Stämmen gebildet waren.

399—401. In den Jahrbüchern I. 3. S. 46 sind die Vorgänge in der Schlacht auf dem Lechfelde auf zwei Tage (9. und 10. August) vertheilt worden. Dies beruht auf Thietmars Darstellung, die sich in allem Wesentlichen auf Widukind gründet. Aber Widukinds Erzählung ist dadurch in chronologischer Beziehung verdunkelt, daß sie in der Mitte auf eine ganz unpassende Weise durch die Einfügung fremdartiger Nachrichten unterbrochen wird; hierdurch sind Ereignisse auseinandergerückt, die unmittelbar verbunden waren, und hierdurch ist auch Thietmar zu seinem Irrthum verführt worden. Denn die anderen zuverlässigen Quellen lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß nur an einem Tage und zwar am 10. August geschlagen wurde. Ruotger bezeichnet (c. 35) ausdrücklich den 9. August als den Fasttag vor der Schlacht, dessen auch Widukind (c. 44) gedenkt; der Kampf begann nach Ruotger mit dem Zwielicht am 10. August und war vor der Abenddämmerung entschieden.

403—406. Die ältesten Quellen für die erzählten Wendenkriege sind die Annalen von S. Gallen, Hersfeld und Korvei; dann folgen Flodoard und der Continuator

Reginonis; die beste und ausführlichste Erzählung verdankt man aber wiederum Widukind.

Seite 407—408. Den Todestag Herzog Heinrichs bestimmen das Necrologium Fuldense und das vorhin angeführte Fragment Salzburger Annalen. Die Erzählung von Mathildens Trauer über den Tod Heinrichs findet sich allein in der jüngeren Vita Mathildis c. 14; die ältere kennt sie nicht.

408—412. Für Bruns Thätigkeit in Lothringen und Frankreich finden sich zahlreiche Zeugnisse; vor Allem bei Flodoard, Ruotger und Richer, dann aber auch in der Vita Johannis Gorziensis (besonders c. 116). Neuerdings haben Bruns Thätigkeit nach dieser Seite hin Aschbach (Niederrheinisches Jahrbuch 1843. S. 22—41), Pieler in dem bereits angeführten Programm und endlich Vogel in seinem Rather weiter verfolgt, indem sie sich sämmtlich an Dönniges Entwickelung in den Jahrbüchern I. 3. S. 64—71 anschlossen.

410. 411. Die vielberufene Stelle des Ruotger (c. 20) lautet: „fratrem suum Brunonem occidenti tutorem et provisorem et, ut ita dicam, archiducem in tam periculoso tempore misit. Die nachher angeführten Worte des Ruotger stehen c. 22; die des Siegbert von Gemblours in der Vita Deoderici c. 7.

412. 413. Ueber die Einrichtung der königlichen Kanzlei in der zweiten Hälfte der Regierung Ottos I. hat Waitz in den Jahrbüchern I. 3. 228—232 gehandelt.

413—422. Die Verhältnisse Bruns zu Otto gewinnen vornehmlich durch Ruotger c. 36—39 Licht. Sehr merkwürdig ist c. 37 die Stelle: Quotquot etiam de principibus et regionariis prioribus, caeterisque, quorum dispositio regni intererat, saluberrimis suis admonitionibus ad communis bonorum omnium utilitatis foedus fide plena consenserant, hos ipse inter summos et familiares habebat, eisdem imperatorem, germanum suum, adprime conciliabat. Gegen Ende des Capitels ist wohl zu lesen: quid in angaria aut agendum esset aut spernendum. Die wichtige Versammlung, von der Ruotger c. 36 spricht, ist nicht in den April des Jahres 956 zu setzen, wie in den Jahrbüchern und in den M. G. geschehen ist, sondern in den Mai oder Juni 958. Im Jahre 956 war allerdings der König nach Ostern nach Köln gekommen und hielt sich dort mindestens bis zum 19. Mai auf, an welchem Tage Erzbischof Robert von Trier zu Köln starb; aber die erwähnte Versammlung war nach Ruotgers ausdrücklichem Zeugniß erst nach Liudolfs Tode, der im Jahre 957 erfolgte. Wir wissen nun aus dem Continuator Reginonis, daß Otto Ostern 958 zu Ingelheim feierte und sich dann abermals nach Köln begab, um dort einen Landtag zu halten; er war noch am 11. und 13. Juni zu Köln, wie zwei an diesen Tagen daselbst ausgestellte Urkunden beweisen, die meines Wissens ungedruckt sind und deren Kenntniß ich Wattenbach verdanke.

424. Ueber den Umfang von Hermann Billings Herzogthum ist der Excurs von Dönniges und Waitz in den Jahrbüchern I. 3. 191—196 zu vergleichen.

424. Auf die höchst merkwürdige Urkunde Berengars und Adalberts für Genua hat zuerst Böhmer (Regesta Karolorum No. 1438) die Aufmerksamkeit gelenkt. Sie findet sich in den Notices et extraits des Mss. du Roi XI. 2.

425. Das Chronicon Benedicti c. 34 nennt Octavian den Sohn einer Concubine, giebt aber doch selbst zu verstehen, daß er ein Sohn der Alda war, denn es leitet das Geschlecht der Mutter von den Königen der Langobarden her.

426. Den Zug Johanns XII. gegen Capua erwähnt nur das Chronicon Salernitanum c. 166. 167; die Unternehmung muß in die ersten Zeiten Johanns fallen,

denn später stand Markgraf Hubert nicht mehr auf des Papstes, sondern auf Berengars Seite. Vergl. Böhmer Regesta Karolorum No. 1441.

Seite 427—428. Ueber Liudolfs Zug nach Italien besitzen wir wichtige Nachrichten bei Ruotger c. 36 und in den Annales Einsidlenses; außerdem gedenken dieser Unternehmung der Fortsetzer des Regino, Widukind und Hrotsvitha, deren letztes größeres Fragment (v. 1141—1188) sich auf diesen Zug bezieht. Was Thietmar (II. c. 6) von einer neuen Empörung Liudolfs berichtet, ist lediglich als Fabel anzusehen.

429. Ueber den Krieg Berengars gegen Markgraf Theobald von Spoleto findet sich die beste Nachricht im Chronicon Venetum (M. G. VII. 24. 25); dort ist auch das Jahr 959 für diesen Zug festgestellt. In den Jahrbüchern I, 3. 57 ist diese Nachricht nach der abgeleiteten Chronik des Dandolo benutzt und danach auf eine frühere Zeit bezogen worden.

430. 431. Daß Otto gegen den Papst vor seiner Ankunft in Rom bestimmte Verpflichtungen eingegangen ist, unterliegt keinem Zweifel; man vergleiche Liudprand in der Historia Ottonis c. 6. Es findet sich nun der Eid, den Otto dem Papste geleistet haben soll, in den M. G. Legg. II. 29 in drei Fassungen, von denen ich die erste für die echte halte, wie sie auch durch die Bamberger Handschrift, die vielleicht schon dem Ende des zehnten Jahrhunderts angehört, am Besten beglaubigt scheint. Ist hier der Eid in seiner wahren Gestalt aufbewahrt, so müssen die beiden anderen Fassungen später verfälscht sein. Dönniges, der die Echtheit aller drei Fassungen in den Jahrbüchern I, 3. S. 203—207 bestreitet, giebt doch zu, daß der Eid den bestehenden Verhältnissen nicht gerade widerspreche.

431. 432. Die Nachrichten über die zweite Eroberung Italiens durch Otto I. sind dürftig. Das Beste giebt der Continuator Reginonis; einige wichtige Notizen bieten noch das Chronicon Salernitanum c. 169 und das Chronicon Benedicti c. 36 dar. Das Ereigniß an den Klausen meldet allein die Chronik von Salerno; Markgraf Huberts Flucht, Gefangennehmung und Verbannung allein Benedict. Des Letzteren Nachrichten sind hier um so erwünschter, als Huberts Leben der Gegenstand vieler gelehrten Erörterungen gewesen ist und man meist dessen Tod irrig in das Jahr 959 setzt; diese Nachrichten bieten zugleich einen Anhalt für die Kritik der fabelhaften Erzählung des Petrus Damiani ep. 8 (Opp. I. 335).

432. 433. Ueber die Kaiserkrönung Ottos fehlt es an allen ausführlichen Nachrichten; um so empfindlicher ist die Lücke in Hrotsvithas Gedicht, das unfehlbar mit einer glänzenden Beschreibung dieses Ereignisses schloß. Aus den wenigen erhaltenen Zeilen sehen wir nur, daß Adelheid mit Otto gekrönt wurde. S. Cassel hat in den Magyarischen Alterthümern (S. 314. 315) die Nachrichten des untergeschobenen Josephus Hebraicus über die Krönung Vespasians auf Ottos Kaiserkrönung beziehen wollen. Der jüdische Rabbi nehmlich, von dem dieses merkwürdige Buch herrührt und der wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts in Italien lebte (Zunz, Die gottesdienstlichen Vorträge der Juden S. 146—154), liefert eine ausführliche Beschreibung des bei der römischen Kaiserkrönung üblichen Ceremoniells, das er durch den Augenschein kennen gelernt haben will (p. 667—673 der Breithauptschen Ausgabe. Gotha und Leipzig 1710). Vieles in dieser Beschreibung entspricht nun allerdings dem, was man sonst aus den späteren hierauf bezüglichen Ordines kennt, aber daneben finden sich auch ganz phantastische Ausschmuckungen. So erhält nach dem Pseudo-Josephus der Kaiser vom Papst ein hölzernes, theilweise vergoldetes Scepter, an dem oben ein Aschensack ist,

ferner einen Ring aus Menschenknochen gearbeitet, eine goldene Schüssel mit einem Reichsapfel und einer Krone; nach den späteren Ordines empfing dagegen der Kaiser vom Papst nach der Salbung Ring, Schwerdt, Krone und Scepter. Daß Papst Benedict VIII. dem Kaiser Heinrich II., und zwar nicht unmittelbar bei der Krönung, einen Reichsapfel überreichte, wird von Rodulfus Glaber (M. G. VII. 59) ausdrücklich als eine Neuerung bezeichnet, obwohl nach dem Vorbild der byzantinischen Kaiser schon von Otto I. an die abendländischen Kaiser in ihrem Siegel den Reichsapfel führten. Was Josephus im Uebrigen von der wunderbaren Beschaffenheit der Reichsinsignien berichtet, findet in den späteren Ordines gar keinen Anhalt. Da sich außerdem die Beschreibung auch auf Ottos II. oder III. Kaiserkrönung beziehen oder wohl gar ein späterer Zusatz des vielfach interpolirten Buchs sein könnte, habe ich von derselben ganz Abstand genommen und mich lieber an die Umstände gehalten, die der Panegyricus Berengarii v. 100 sq. von der letzten Kaiserkrönung vor Ottos I. Zeiten überliefert hat. Denn darauf möchte wenig Gewicht zu legen sein, daß Liudprand sagt, Otto sei novo apparatu in Rom empfangen worden. Das Versprechen vor den geschlossenen Pforten der Peterskirche, das auch Berengar leisten mußte, verlangte zuerst Papst Sergius II. von König Ludwig II. — Ueber die angebliche Bestätigungsurkunde Ottos für Johann XII. handelt Waitz in den Jahrbüchern I, 3. S. 207—213.

Seite 435. Die Worte Ottos an Ansfried finden sich in der bisher übersehenen Stelle des Thietmar IV. c. 22: Dum ego hodie ad sacra limina apostolorum perorabo, tu gladium continue super caput meum teneto. Nam fidem Romanam antecessoribus nostris sepius suspectam non ignoro. Sapientis enim est, adversa quaeque longe adhuc posita cogitando prenoscere, ne forte improvisa valeant superare. Deinde redeundo ad montem Gaudii, quantum volueris, orato.

435. 436. Die Stiftungsbulle für Magdeburg zeigt, daß in des Kaisers Anwesenheit zu Rom eine Synode gehalten wurde; einige Bestimmungen dieser Synode finden sich beim Annalista Saxo zum Jahre 962 gleich nach der Abschrift dieser Bulle. Noch eine zweite spätere römische Synode in diesem Jahre, auf der Hugo excommunicirt wäre, mit Jaffé und Vogel (Rather I. 262) anzunehmen, liegt meines Erachtens kein Grund vor. Artolds Vorgänger war am 30. September 961 gestorben. Gleich darauf wurde eine Synode der französischen Bischöfe angesagt, die sich nach 40 Tagen versammelte und die Entscheidung des Papstes einzuholen beschloß, die auf einer römischen Synode erfolgte und recht wohl im Februar 962 ertheilt werden konnte (Richer III. c. 15—17). Die an den Papst abgeschickte Gesandtschaft brachte aber auch die Entscheidung einer zweiten zu Pavia abgehaltenen Synode mit, die deshalb bald nachher stattgefunden haben muß, also wohl nicht um die Mitte des Jahres, sondern bereits in der Osterzeit.

437—447. Für den Kampf Ottos mit dem Papstthum ist Liudprand in der Historia Ottonis die Hauptquelle; für den Kampf mit Berengar und dessen Familie der Fortsetzer des Regino. Auch die Chronik des Benedict c. 36. 37 und die alten Papstleben geben manche erhebliche Beiträge.

442. Daß in der Historia Ottonis c. 15 die Worte: Qui cum Tiberim pervenissent die Bezeichnung einer Stadt enthalten und auf Tibur zu beziehen seien, ist schon in der Uebersetzung des Liudprand S. 110. Anm. 2 als wahrscheinlich hingestellt. Die Vita Bernwardi nennt Tibur Tyberina civitas und die Einwohner Tyberini. Bei der Urkunde Ottos III. vom 6. September 999 (bei Böhmer irrig

dem Kaiser Otto I. und dem Jahre 967 zugeschrieben), die prope Tyberim ausgestellt ist, möchte wohl auch an Tibur, nicht an den Tiber zu denken sein.

Seite 445. Die Verhandlungen der Synode Johanns XII. vom 27. Februar 964 und den folgenden Tagen erwähnt zuerst Bernard im Jahre 1076 (Ussermann Monumenta res Alemannicas illustrantia II. 209), und nach ihm Siegbert von Gemblours in seiner Chronik zum Jahre 1064; vollständig bekannt wurden sie erst durch Baronius und sind jetzt auch in Leibnitii Annales imperii III. 133—136 abgedruckt. An der Echtheit dieser Verhandlungen zu zweifeln scheint kein durchschlagender Grund vorzuliegen. Dagegen sind die beiden Urkunden, nach denen Leo VIII. die Investitur der Bischöfe und das ganze Patrimonium Petri dem Kaiser überlassen haben soll, entschieden untergeschoben (vergl. Dönniges in den Jahrbüchern I, 3. S. 102), und Jaffé hätte die eine von ihnen, die er unter die echten Bullen aufgenommen hat, ohne Weiteres unter die Literae spuriae verweisen sollen.

448. 449. Ueber das Fest in Köln handeln der Fortsetzer des Regino, Ruotger c. 42, die ältere Lebensbeschreibung der Königin Mathilde c. 14 und noch ausführlicher die jüngere c. 21. 22. Daß auch die Herzogin Hedwig gegenwärtig war, giebt Siegbert von Gemblours zum Jahre 965 an.

459—462. Widukind III. c. 64. 66. 67 berichtet über die durch Wichmann erregten Unruhen, wie auch über die Unterwerfung der Lausitzer und Polen durch Markgraf Gero. Ueber diese letzten großen Thaten Geros sind auch der Fortsetzer des Regino und Thietmar II. c. 9 und 19, der hier eigenthümliche Nachrichten hat, zu vergleichen. Geros Wallfahrt nach Rom und Tod erzählt Thietmar II. c. 3. Die S. 461 angeführte Urkunde Geros hat Muratori in den Antiquitates Italicae medii aevi V. 807 abdrucken lassen; da dieser Abdruck aber manche Fehler enthält und die Urkunde für unsere Geschichte von erheblichem Interesse ist, gebe ich unter den Documenten (C) nach der besten Handschrift des Cencius Camerarius, die ich zu Florenz in der Riccardianischen Bibliothek benutzte, einen neuen berichtigten Abdruck. Vergl. Waitz in den Jahrbüchern I, 3. S. 216 ff. Die Vertheilung der Marken nach Geros Tode habe ich in den Jahrbüchern II, 1. S. 147—155 zu entwickeln gesucht.

462. Ueber Erzbischof Bruns Tod finden sich ausführliche Nachrichten bei Ruotger c. 43—49, der auch Bruns Testament erhalten hat.

463. Die Stiftung Nordhausens erzählt die ältere Lebensbeschreibung der Königin Mathilde c. 14, wo meines Erachtens im Text die Lesart der Handschrift: quia prius perfecta erant unverändert herzustellen ist. Es ist nehmlich von den bereits vollendeten Stiftungen im Gegensatz zu dem noch im Entstehen begriffenen Kloster zu Nordhausen die Rede. Die jungere Lebensbeschreibung c. 23 schließt sich auch hier der älteren an. Die Weihe Mathildens zur Aebtissin von Quedlinburg wird am Ausführlichsten vom Annalista Saxo berichtet, der hier wahrscheinlich einer verlorenen Quedlinburger Chronik folgte; aus derselben Quelle stammen vielleicht auch die wichtigen Nachrichten über die Uebertragung von Reliquien und die neuen Klosterstiftungen in Sachsen, die man bei ihm zu den Jahren 961—970 findet. Ueber die geistlichen Stiftungen unter Ottos I. Regierung vgl. Waitz in den Jahrbuchern I, 3. S. 225—227.

453. 464. Widukind (III. c. 66) und Ruotger (c. 40) erzählen als Zeitgenossen von der Taufe des Dänenkönigs Harald, und der erstere giebt von dem Feuerwunder, durch welches Poppo den König bekehrte, ausführliche Kunde. Die Zeitbestimmung

macht Schwierigkeiten. Siegbert von Gemblours verlegt Haralds Taufe in das Jahr 966, Ruetger setzt sie dagegen schon in die Lebzeiten Bruns, der am 11. October 965 starb. Beachtenswerth scheint mir die Notiz in Staindels Chronicon generale (Oefele Scriptores rerum Boicarum I.): Dacia convertitur a Poppone Capellano Papae, die vielleicht auf die Annales Altahenses zurückzuführen ist. Hiernach wäre Poppo ein Capellan des nach Hamburg verbannten Papsts Benedict gewesen, der erst im Sommer 965 nach Sachsen kam; hat daneben Ruotgers Zeitbestimmung Gewicht, so müßte Haralds Bekehrung bald darauf, und zwar noch vor dem 11. October erfolgt sein. Vielleicht erklärt sich auch aus der bei Staindel bewahrten Notiz leichter das bis dahin im Norden unerhörte Feuerwunder. Poppo, der Capellan des Papstes, mochte ein Italiener sein. — Die Taufe des Polenherzogs erzählt Thietmar IV. c. 35 und die Chronica Polonorum I. c. 5. — Die Gesandtschaft der Helena und Adalberts Sendung berichtet der Continuator Reginonis 959—962. Bei der viel bestrittenen Sache ist eine Stelle in Brunos Leben des h. Adalbert (c. 14) wohl der Beachtung werth, wo es heißt die Mutter des h. Adalbert habe sich später erinnert, wie Erzbischof Adalbert ihrem Sohne das Chrisma ertheilt habe: quia Pruzis episcopus gentium positus cum idem Adalbertus super regnum patris iter ageret, deductum filium cum unguendis pueris tum primo crismate liniret. Adalbert war also nicht allein zum Missionar und Bischof unter den Russen, sondern auch unter den Preußen bestimmt und nahm seinen Weg durch ein Land, daß der Vater der Striziezislawa beherrschte; sie war nach Bruns Worten ex claro genere Sclavorum nobilissima, die Tochter also eines Wenden- oder Polenfürsten.

Seite 465. Ottos Abschied von seiner Mutter wird in der jüngeren Lebensbeschreibung der Mathilde c. 22 erzählt; die ältere Lebensbeschreibung hat hiervon Nichts. Daß die Scene nach Nordhausen verlegt wird, erregt einigen Zweifel. Nach einer in Höfers Zeitschrift I, 371 gedruckten Urkunde war nehmlich Otto am 12. April 966 zu Nordhausen und ging dann in Begleitung seiner Mutter zur Weihe seiner Tochter Mathilde nach Quedlinburg; von einem späteren Aufenthalt des Kaisers in Nordhausen hören wir dann nichts mehr, doch verweilte er bis zum Juli meist in den Harzgegenden.

465—469. Die Vorbereitungen zum dritten italienischen Zug Ottos und diesen selbst erzählt am Besten der Continuator Reginonis; einzelne wichtige Nachrichten geben die Vitae pontificum, das Chronicon Benedicti c. 39 und das Itinerarium Ratherii Romam euntis (Opp. 437—456). — Papst Johann XIII. war nicht aus niederem Stande, wie es nach den Jahrbüchern I, 3. S. 115 scheinen könnte. Johanns Schwester war die Stephania senatrix, der er Palestrina verlieh; der Graf Benedict in der Sabina war sein Neffe. Vgl. Jaffé Regesta pont No. 2870 und die Jahrbücher II, 2. S. 223. 224. — Daß man auch nach Johanns Vertreibung noch Ottos kaiserliche Gewalt in Rom anerkannte, zeigt eine merkwürdige römische Urkunde vom 28. Juli 966, die ich aus dem Registrum Sublacense abgeschrieben habe und die sich unter den Documenten (D) findet. Diese Urkunde, schon dadurch von Interesse, daß in ihr meist dieselben Personen des römischen Adels genannt werden, die Liudprand in der Historia Ottonis c. 9 erwähnt, ist meines Wissens bisher ungedruckt geblieben, und selbst Muratori thut ihrer in seinen Excerpten aus dem Archiv von Subiaco (Antiquitates V. 769) keine Erwähnung.

468. 469. Sollte der Josephus Hebraicus wirklich Vorgänge aus Ottos I. Regierung

bei seinem Werke vor Augen gehabt haben, so könnte seine sehr wunderliche Darstellung (p. 355) der Usurpation des Julius Cäsar und der Demüthigung des Senats von dem energischen Auftreten Ottos in Rom zu jener Zeit hergenommen sein.

Seite 469. Die Beschlüsse der Synode von Ravenna über Magdeburg erwähnt die Narratio erectionis ecclesiae Magdeburgensis, die zuerst Meibom abdrucken ließ, und die sich mit einem vollständigeren Apparat jetzt in Leibnitii Annales imperii III. p. 238 sequ. findet. Die Form des Actenstücks erregt manchen Verdacht, der Inhalt wird aber in allem Wesentlichen durch andere Zeugnisse bestätigt.

472—477. Die allgemeinen Verhältnisse der Araber, namentlich der Ommaijaden- und Fatimiden-Herrschaft, sind nach Aschbachs trefflicher Geschichte der Ommaijaden Band II., nach Martorana (Notizie storiche dei Saraceni Siciliani. Palermo 1832) und Wenrich (Rerum ab Arabibus in Italia insulisque adiacentibus Sicilia maxime Sardinia atque Corsica gestarum commentarii. Lipsiae 1845) dargestellt. Diese Bücher beruhen auf den arabischen Quellen, die für Sicilien Rosario di Gregorio (Rerum Arabicarum quae ad Siciliam spectant collectio ampla. Panormi 1790) gesammelt hat, doch kannte Gregorio noch nicht die Werke des Ibn-el-Athir und Ibn-Khaldun, die zuerst Noel des Vergers in seiner Histoire de l'Afrique sous la dynastie des Aghlabites et de la Sicile domination Musalmane (Paris 1841) herausgegeben hat. Die frühesten arabischen Quellen für die Geschichte Siciliens gehören erst dem Ende des zwölften Jahrhunderts an. Mich. Amaris neues Werk über die Herrschaft der Araber in Sicilien berührt die Zeit der Ottonen noch nicht.

477—486. Ueber die Gesandtschaft des Johann von Görz besitzen wir in seiner Lebensbeschreibung c. 115—136 einen auf Johanns eigenen Erzählungen beruhenden Bericht, der aber unvollendet ist. Dieser Bericht ist durchgängig zuverlässig und gehört zu den interessantesten Denkmalen jener Zeit. Leider ist die einzige sonst gute Handschrift der Lebensbeschreibung auf den letzten Seiten durch die Zeit so zerstört, daß man auf Vermuthungen angewiesen ist, um den Text lesbar zu machen. Pertz hat zum Glück fast Alles mit großer Evidenz hergestellt. Im Anfange von c. 127 möchte ich lesen: Haec regi porlata. Non in iram, ut prius, mentem accendit, sed consilio regio p e r c e p i t (oder p e r c e p t a s u n t). Iam pridem enim a suis, quibus res nostrae iam fuerant pervulgatae, abstrudendos n o s commonitus erat. Pertzs Zeitbestimmungen hat Gfrörer (Kirchengeschichte III, 3. S. 1595) meines Erachtens ohne allen Grund angegriffen und ist auf die chronologischen Bestimmungen Mabillons zurückgegangen, nach denen Johann erst gegen Ende des Jahres 955 oder im Anfange des folgenden Jahres abgereist wäre. — Ueber Chisdai, der in der Vita Johannis Hasdeu genannt wird, vergl. Zedner Auswahl historischer Stücke aus hebräischen Schriftstellern (Berlin 1840) S. 28 und S. Cassel Magyarische Alterthümer S. 183 ff.

486—491. Die Regierung des Nicephorus und Johannes Tzimisces hat einen für jene Zeit ausgezeichneten Geschichtsschreiber in dem Diakonen Leo gefunden, dessen Werk zum ersten Male vollständig von Hase in dem Corpus scriptorum historiae Byzantinae T. XI. herausgegeben ist. Neben Leo kann man die anderen ohnehin sehr dürftigen Quellen für die byzantinische Geschichte jener Zeit füglich entbehren. Von Neueren hat nach Gibbons bekanntem Werke der Engländer Finlay in seinem Buche: History of the Byzantine Empire from 716 to 1057 (Edinburg and London 1853) die Geschichte Constantinopels in jener Epoche ausführlich behan-

delt. Für die Chronologie ist sehr brauchbar: Krug Chronologie der Byzantiner.

Seite 491. Des Domenicus Gesandtschaft an Nicephorus gewinnt durch Liudprand in der Legatio c. 25. 26. 31 Licht.

492. 493. Die besten Nachrichten über die Reise des jungen Otto nach Italien und dessen Krönung finden sich beim Continuator Reginonis; das Fragment desselben beim Annalista Saxo zum Jahre 967 ist nicht zu übersehen. Auch ist das Chronicon Benedicti c. 38 von Wichtigkeit. Ueber den Reichstag in Verona vergleiche man die M. G. Legg. II. 33 und die merkwürdige Notiz in der eben angeführten Stelle des Benedict. Die Stiftungsurkunde für Meißen findet sich in Leibnitii Annales Imperii III. 201.

493. 494. Ottos Brief findet sich bei Widukind III. c. 70. Der Zug gegen Bari wird durch Liudprand in der Legatio c. 7. 9. 57, durch das Chronicon Salernitanum c. 170 und durch die Annalen des Lupus Protospatharius z. J. 969 bezeugt; für die Dauer des Zugs kommen die Urkunden in Betracht. Die Zusammenkunft des Gisulf von Salerno, die das Chronicon Salernitanum c. 169 berichtet, kann nur in diese Zeit gehören. Des Aufenthalts des Kaisers in Benevent gedenken die Annales Beneventani, die erst dem zwölften Jahrhundert angehören (M. G. III. 176).

494—518. Den Gesandtschaftsbericht des Liudprand habe ich fast in seiner ganzen Ausdehnung aufgenommen, weil aus ihm die Lage der Dinge am klarsten erhellt. Den sehr unzuverlässigen Text habe ich an manchen Stellen zu verbessern gesucht; manche Emendationen bietet auch die Uebersetzung in den Geschichtsschreibern der deutschen Vorzeit.

518. 520. Die kriegerischen Ereignisse am Schlusse des Jahres 968 und im folgenden Jahre werden im Zusammenhange allein in dem Chronicon Salernitanum c. 170 — 173 erzählt, daneben kommen einzelne kurze Notizen in den Annales Lobienses (M. G. II. 211) und Annales Casinates (M. G. III. 172) in Betracht; vor allen Dingen müssen aber die Urkunden berücksichtigt werden. Ueber die Sonnenfinsterniß, die Ottos Heer erschreckte, finden wir Nachrichten bei Anselm (Gesta episc. Leod. M. G. VII. 202) bei Liudprand in der Legatio c. 64, in den Annales Sangallenses maiores, Ann. Corbeienses und Ann. Beneventani. Widukind erwähnt L. III. c. 71. 72 der Unternehmungen des Kaisers in Unter-Italien, aber es ist unmöglich, die einzelnen Züge seiner Erzählung chronologisch einzuordnen. Durch die Benutzung der Fälschungen des Pratilli ist die Darstellung hier in den Jahrbüchern unklar und zum Theil irrig geworden. Die Nachrichten des Chronicon Cavense und des Ubaldus müssen aus der Erzählung der Jahrbücher ausgeschieden werden, was auch bereits Rasemann in seiner Abhandlung über die Römerzüge der beiden ersten Ottonen (Programm des Gymnasiums zu Königsberg in der Neumark 1855) mit Umsicht gethan hat. Ich habe diese Abhandlung zu der Bearbeitung des Texts nicht mehr benutzen können, stimme aber in meiner jetzigen Darstellung in allen entscheidenden Punkten mit Rasemann überein.

520—523. Die Erzählung beruht durchgängig auf Leo Diaconus.

524. Den Kriegszug des Jahres 970 können wir nur in dem Chronicon Salernitanum c. 174 und in Urkunden verfolgen. Die Frage, wie sich die Besitzverhältnisse in Folge des Friedens gestalteten, hat Rasemann in der angeführten Abhandlung S. 12 — 14 behandelt und ebenso entschieden, wie ich es jetzt thun zu müssen glaubte, nachdem Pratillis Betrügereien enthüllt sind.

Die Gesandtschaft des Erzbischofs Gero von Köln bezeugt Hugo Flaviniacensis in seiner Chronik II. c. 8 (M. G. VIII. 374); die des Dietrich von Metz die Vita Deoderici c. 16 (M. G. IV. 475). Ueber die Einholung und Vermählung der Theophano berichten die Annales Altahenses aus den Hersfelder Annalen, Widukind III. c. 74, die Chronik des Benedict c. 38, die Annales Lobienses und Annalista Saxo. Die Schenkungsurkunde Ottos II., von der das schöne Original noch in Wolfenbüttel erhalten ist, findet sich in Leibnitii Annales imperii III. 292. — Seite 524. 525.

Widukind feiert an zwei Stellen im 75. Capitel des dritten Buchs Otto I. als Sieger über die Sarazenen, aber ein unmittelbarer Kampf Ottos mit den Arabern ist durchaus nicht zu erweisen. — 526.

Der Zustand Sachsens während der Abwesenheit des Kaisers erhellt aus Widukind III. c. 68—70 und Thietmar II. c. 19. Ueber die Synode in Ingelheim vergl. Vita Udalrici c. 23. 24 und J. Möser Osnabrückische Geschichte. Documente Nr. 14. — 527—529.

Ueber Liutgardes und Liudolfs Grab ist Thietmar II. c. 6 und 24 zu vergleichen; über den Tod des Erzbischofs Wilhelm und der Königin Mathilde Widukind III. c. 74, die ältere Vita Mathildis c. 15 und die jüngere c. 24—28. — 529—532.

Die meisten auf die Gründung des Erzbisthums Magdeburg bezüglichen Urkunden finden sich mit der erwähnten Narratio erectionis ecclesiae Magdeburgensis in Leibnitii Annales imperii T. III. gedruckt. Vergl. Waitz in den Jahrbüchern I, 3. S. 222. Das wichtige Schreiben des Kaisers wegen der Einführung des Erzbischofs Adalbert ist im Berliner Staats-Archiv noch im Original vorhanden und aus demselben in den M. G. Legg. II. 561 abgedruckt. Die Uebertragung des Moritzklosters nach dem Kloster des h. Johannes erwähnen Annalista und Chronographus Saxo z. J. 969. — 532—534.

Von dem letzten Aufenthalt des Kaisers zu Magdeburg, Quedlinburg und Merseburg, wie von seinem Tode handeln Widukind III. c. 75. 76, die aus den Hersfelder Annalen abgeleiteten Quellen (besonders die Annales Altahenses), die ältere Vita Mathildis c. 16 und Thietmar II. c. 20. 27. — 534—537.

Buch III. Kap. 9. 10. S. 540—579.

Quellen. Gleichzeitig: Annales Hersfeldenses in den abgeleiteten Annalen, unter denen besonders hier die Annales Altahenses Bedeutung haben. Ein Fragment von Salzburger Annalen (M. G. I. 88). Annales Corbeienses. Die Fortsetzung des Flodoard b. z. J. 978. Annales Laubienses b. z. J. 982. Annales Sangallenses maiores. Annales Colonienses. Chronicon Salernitanum c. 175—183 (nur b. z. J. 974). Gerberti Epistolae 1—16 (vergl. 31. 32). Vitae pontificum. Von Actenstücken sind nur diejenigen erhalten, die sich auf den Vertrag mit Venedig im Jahre 983 beziehen; gedruckt in den M. G. Legg. II. 35. 36 und Leibnitii Annales imperii III. 448—451. — Der Zeit Ottos II. nahe stehen: Vita Udalrici c. 28. Richer III. c. 56—96. Odilonis Epitaphium Adalheidae c. 6. 7. Syri Vita Maioli III. c. 1—10 (M. G. IV. 651—655). Johannis Canaparii Vita Adalberti c. 8. Brunonis Vita Adalberti c. 9. 10. 12. Chronica S. Benedicti (M. G. III. 207). Chronicon Venetum (M. G. VII.

25—28). Thietmar III. und VII. c. 32. Von späteren Quellen kommen für die Angelegenheiten des innern Deutschlands und der slawischen Gegenden noch in Betracht: Ekkehardi Casus S. Galli (M. G. II. 122. 123). Arnoldus de memoria B. Emmerammi II. c. 40, Hermannus Contractus, Vita S. Godehardi c. 1. Vita S. Wolfkangi c. 14—32, Adamus Brem. II. c. 21. 25, Helmold I. c. 13—15, Cosmas Prag. I. c. 26—28, Annalista und Chronographus Saxo: für die französisch-lothringischen Angelegenheiten: Alpertus de episcopis Mettensibus, Gesta episcoporum Cameracensium I. c. 94—104, Rodulfi Glabri Historiae I. c. 3. 4, Sigeberti Vita Deoderici I. c. 19—21 und Chronica, Hugonis Floriacensis Historia Francorum Senonensis (M. G. IX. 367) und einige spätere französische Schriftsteller wie Gulielmus Nangius; für die italienischen Angelegenheiten: Arnulfi Gesta archiepp. Mediolanensium I. c. 9. 10, Landulfi Historia Mediolanensis II. 17, Leo Ostiensis Chronica monasterii Casinensis II. c. 9, Lupi Protospatharii Annales Barenses, Annales Beneventani.

Bei der großen Dürftigkeit der Quellen für die Geschichte Ottos II. sind die Urkunden des Kaisers von um so größerer Wichtigkeit. Eine verhältnißmäßig bedeutende Anzahl derselben ist noch vorhanden und findet sich in Böhmers Regesten S. 22—33 verzeichnet. Da die chronologischen Angaben dieser Urkunden sehr verwirrt sind, habe ich nach den Kanzlern, von denen sie ausgestellt sind, eine neue Anordnung in den Jahrbüchern II. 1. S. 116—123 gegeben. Die gleichzeitigen päpstlichen Schreiben sind verzeichnet bei Jaffé Reg. pont. Rom. 331—335.

Seite 545. Wenn ich Jahrbücher II. S. 17. Anm. 1 irrig angab, daß sich Herzog Heinrich zu Ingelheim damals unter der Obhut des Bischofs Poppo befunden habe, so beruhte dies darauf, daß mir damals noch unbekannt war, daß Poppo und Folkmar identische Namen sind. Vergl. die Note in den M. G. IV. 350. Ebenso war es irrig, wenn ich in den Jahrbüchern II. S. 115 von Poppo und Folkmar als zwei verschiedenen Kanzlern Ottos II. sprach; beide sind eine Person.

545. 546. Ueber den Dänenkrieg Ottos II. vergl. den Excurs in den Jahrbüchern II, 1. S. 125—129.

547. 548. Die großen Veränderungen, die das Herzogthum Baiern im Jahre 976 erlitt, habe ich in den Jahrbüchern II, S. 31. 32 und in den Excursen S. 131—141 entwickelt. Für die damalige Lage des Kaisers ist eine Urkunde merkwürdig, die neuerdings v. Mohr in dem Codex diplomaticus für Graubündten hat abdrucken lassen, nachdem sie von Mabillon früher nur im Auszuge citirt war. Das Original ist nicht mehr vorhanden, aber es scheint mir Alles für ihre Echtheit zu sprechen. Die Urkunde ist am 4. Juli 976 ausgestellt und zwar in Bamberg, wie Mabillon angiebt, während das Actum in v. Mohrs Abschrift fehlte; sie bestätigt Privilegien und Freiheiten des Klosters Disentis ob divinae mercedis remunerationem regnique divinitus collati quietem et perpetuam stabilitatem, nec non amabillimae (!) matris nostrae Adalheidae imperatricis augustae et imperii consortis interventu. Ueber ähnliche Motive bei Ottos Freigebigkeit gegen die Kirchen vergl. Jahrbücher II, 1. p. 45. Anmerk. 3, wie über Ottos Verhältniß zu seiner Mutter ebendaselbst S. 7 und 27.

Seite 549. In den Jahrbüchern II, 1. S. 34 und 35 ist ein besonderer Kriegszug Ottos II. gegen die Böhmen i. J. 976 angenommen worden; daß aber die dort erzählten Ereignisse dem im Jahre 977 in Böhmen geführten Kriege angehören, zeigen jetzt die von mir herausgegebenen Annales Altahenses.

552. Die Erzählung von den Vorgängen an der Aisne überliefern die Gesta episcoporum Cameracensium I. c. 98.

554. Richer (III. c. 86) verlegt die Zusammenkunft Ottos und Lothars an einen Ort der Maas, den er Margolius nennt, und diese Angabe wird durch eine neuerdings bekannt gewordene Urkunde mit dem Datum 5. Juni 980 und dem Actum Margoil bestätigt (Archiv der Gesellschaft für ältere d. Geschichtskunde XI. 433). Einen Ort dieses Namens an der Maas vermag ich nicht nachzuweisen, vielleicht ist an Marville zu denken, was auf der Grenze beider Reiche zwischen Maas und Chiers lag. Die Zeit für den Abschluß des Friedens wird durch die bezeichnete Urkunde jetzt bestimmter festgestellt.

555. Ueber das Bisthum Odense vergl. Jahrbücher II, 1. S. 181. Als die Zeit der Gründung des Bisthums Prag habe ich früher (Jahrbücher II, 1. S. 123) den Anfang des Jahres 973 festzustellen gesucht; Dümmler (Piligrim von Passau S. 174) hält dagegen die bei Cosmas Prag. angeführte Stiftungsurkunde, auf die ich mich bezog, für gefälscht, und dies stellt sich auch mir jetzt als sehr wahrscheinlich dar, da ich sehe, daß 974 ein besonderer Bischof von Mähren als Suffragan von Mainz (Gudeni Cod. dipl. I. 352) erscheint. Vergl. Köpke zum Cosmas Prag. (M. G. IX. not. 11). Demnach scheint allerdings mit Dümmler die Gründung des Bisthums erst in das erste Regierungsjahr Ottos II. gesetzt werden zu müssen und gleichzeitig auch ein Bisthum für Mähren begründet zu sein, das später wieder unterging. Ueber Piligrims Missionsbestrebungen handelt Dümmler auf das Gründlichste in der angeführten Schrift; ob die Bulle Benedicts für Piligrim nur ein Entwurf war oder wirklich ausgefertigt wurde, wird sich, da das Original fehlt, wohl kaum entscheiden lassen. Die damalige Ausbreitung der Ostmark entwickelt Dümmler S. 65. Nur nach dieser Seite kann ich die Erweiterung des Reichs suchen, von der Otto II. in der Urkunde bei Würdtwein Nova subsidia III. 426 (Böhmer Nr. 571) im Jahre 980 spricht.

560—565. Die italienischen Kriegszüge des Kaisers in den Jahren 981 und 982 lassen sich nur aus den Urkunden einigermaßen erkennen. Was die gleichzeitigen Annalen und dann das Chronicon Venetum, Thietmar, Alpert und die Gesta epp. Cameracensium berichten, ist überaus dürftig; am Meisten erfährt man noch aus Thietmar. Ueber die letzten Zeiten des Tzimisces haben wir an Leo Diaconus eine zuverlässige Quelle; für die folgenden Zeiten wird auch die byzantinische Literatur sehr mager. Die arabischen Geschichtsschreiber verbreiten sich über Abulkasems Züge etwas ausführlicher, als sie sonst über die Streifereien nach Italien zu thun pflegen, und müssen in den bereits angeführten Werken von Gregorio und Noel des Vergers eingesehen werden.

566. 567. Die näheren Umstände der Niederlage des Kaisers in Calabrien sind in ein Dunkel gehüllt, das sich mit den uns bekannten sehr unzulänglichen Berichten niemals ganz wird aufhellen lassen. Es hat mich sehr erfreut, daß ich bei meinen früheren in den Jahrbüchern niedergelegten Untersuchungen im Wesentlichen zu gleichen Resultaten mit Leibniz gekommen bin, dessen Beleuchtung dieser Ereignisse jetzt in den Annales imperii III. 427—429 vorliegt. Darin stimmen wir vor Allem überein, daß die Schlacht unmöglich bei Basentello, wie so oft auf des

Sigonius Autorität nachgeschrieben und nachgesagt worden ist, habe stattfinden können,[1]) daß Otto Rossano einnahm und über diese Stadt bereits vorgedrungen war, als seine Niederlage erfolgte. Durch die Benutzung des untergeschobenen Chronicon Cavense sind in meine frühere Darstellung manche Unrichtigkeiten gekommen; ich habe dieselbe deshalb nach allen Seiten noch einmal prüfen müssen und bin so zu den im Texte niedergelegten Resultaten gelangt. Zwei Schlachten unterscheiden fast alle Quellen: die erste, ein Sieg des Kaisers, war nach Lupus Protospatharius in Calabria in civitate Columnae, und ich sehe keinen Grund, diese Notiz zu bezweifeln; der zweite unglückliche Kampf fand, als der Kaiser weiter vordrang, also jedenfalls in südlicher Richtung Statt. Romualdus Salernitanus (Muratori Scriptores VII. 163) nennt eine Schlacht apud Stylum Calabriae oppidum, aber er spricht auch hier von einem Siege, und seine sämmtlichen Nachrichten über diesen Krieg sind wenig zuverlässig. Ueberdies scheint der zweite Kampf sehr bald nach dem ersten gefolgt zu sein, und der Schlachtplatz möchte deshalb mehr in der Nähe vom Capo delle Colonne zu suchen sein. Die anderen Quellen sagen nur, daß die Unglücksschlacht in Calabrien iuxta mare Siculum stattgefunden habe. Vgl. Köpke im Archiv der Gesellschaft für ältere d. Geschichtskunde IX. 121. 122.

Seite 567—568. Dem Bericht Thietmars über die Flucht des Kaisers schenke ich jetzt in den Einzelnheiten mehr Glauben, als früher; vorzüglich bewegt mich dazu die Erwähnung des Juden Kolonymus. Der erste berühmte jüdische Rabbi in Deutschland ist Kolonymus ben Meschullam, der um das Jahr 1000 in Mainz lebte, dessen Familie sich dann in Mainz und Speier fortpflanzte und eine Reihe ausgezeichneter Männer hervorbrachte. Dieser Kolonymus stammte aber aus Lucca, wo sein Vater Meschullam zu den Zeiten Ottos I. und Ottos II. lebte, und es ist mir sehr wahrscheinlich, daß die Verpflanzung dieser Familie nach Deutschland in einem persönlichen Verdienst um das kaiserliche Haus ihren Ursprung hat. Vgl. Zunz Gottesdienstliche Vorträge der Juden S. 362 ff. Ueber die Berichte und Sagen von der Flucht des Kaisers habe ich in den Jahrbüchern II, 1. S. 164 ausführlich gehandelt; hinzuzufügen ist jetzt der Bericht der Annales Altahenses.

573. „Am 24. August (983) war er am Flusse Trigno, am 27. nahe bei Larino." Die erste Angabe beruht auf der Urkunde von diesem Tage (Böhmer, Regesten Nr. 232), die Muratori mit dem falschen Actum „prope fluvium Ticinum" hat abdrucken lassen; das Original hat prope fluvium Trinium. Die zweite Angabe stützt sich auf eine Urkunde, die sich jetzt bei Tosti Storia di M. Casino I. 245 vollständig gedruckt findet, während ich sie früher nur nach einem Citat in Pertz Archiv kannte und danach in das Jahr 982 setzen zu dürfen glaubte. Da in beiden Urkunden sich Adalbert als Kanzler unterzeichnet, gehören sie mit Sicherheit in das Jahr 983. Die erste Urkunde verleitete mich auch in den Jahrbüchern (II, 1. S. 89. 90) der Erzählung Landulfs von einer Belagerung Mailands durch Otto II. Glauben beizumessen, obwohl der bei weitem zuverlässigere Arnulf Nichts von ihr

1) Da Leibniz, wie auch ich es that, in Zweifel zieht, ob es überhaupt einen Ort Basientello gab, muß doch erwähnt werden, daß im Chronicon Salernitanum c. 158 allerdings ein locus, qui Vasintellus dicitur, erwähnt wird, wie zugleich einer großen Schlacht, die dort zwischen Waimar von Salerno und den Griechen im Anfange des zehnten Jahrhunderts stattfand. Ueber die Lage des Orts erhellt aus dem Berichte Nichts.

meldet; jetzt, da die Stütze jener Urkunde fehlt, nehme ich keinen Anstand, jene ganze Erzählung als eine müssige Erfindung Landulfs zu verwerfen.

Seite 574. 575. Ueber den Wendenaufstand des Jahres 983 vergleiche man L. Giesebrecht, Wendische Geschichten I. 264. 265. Thietmars Nachrichten habe ich in den Jahrbüchern II, 1. S. 156—163 mit den Berichten des sächsischen Chronographen und Helmolds durch eine kritische Beleuchtung zu verbinden gesucht. Auch nach den in den Wendischen Geschichten hiergegen erhobenen Einwendungen kann ich mich nicht von der Ansicht losmachen, daß sich Helmolds Nachrichten hier recht wohl mit Thietmar, aber nicht mit Adam von Bremen vereinigen lassen. Was Thietmar und der Chronographus Saxo vor der Zerstörung Hamburgs durch die Abodriten berichten, kann meines Erachtens unmöglich erst auf eine spätere Zeit (auf das Jahr 1002) bezogen werden.

575. 576. Die angeführte Stelle des Thietmar steht IV. 9; das erzählte Traumgesicht überliefert Bruno in der Vita S. Adalberti c. 12.

Buch III. Kap. 11—17. S. 579—725.

Quellen. Gleichzeitig: Annales Hildesheimenses b. z. J. 1000. Ann. Quedlinburgenses. Ann. Colonienses. Ann. Corbeienses. Die gemeinsame Quelle der Annales Lobienses und Leodienses, Annales Sangallenses maiores. Die beiden Fortsetzungen der Chronica S. Benedicti. Odilonis Epitaphium Adalheidae c. 8 — 23. Die wichtigste gleichzeitige Quelle besitzen wir in den Briefen des Gerbert. Für die französischen Angelegenheiten ist nächst Gerberts Briefen am Erheblichsten der gleichzeitige Bericht des Richer III. c. 97—110. IV. Wahrscheinlich sind auch gleichzeitig niedergeschrieben die betreffenden Stellen des Chronicon Venetum (M. G. VII. 28—34) und die Vitae pontificum. Die erhaltenen Gesetze und Actenstücke finden sich M. G. Legg. II. 36. 37. B. 163. M. G. III. 658 — 694. Der Zeit Ottos III. sehr nahe stehen folgende Quellen, die noch von Zeitgenossen des Kaisers herrühren: Die beiden Lebensbeschreibungen des h. Adalbert. Das Leben des h. Nilus. Thietmar IV. Constantins Leben des Bischofs Adalbero von Metz. Alperts Fragment seiner Geschichte der Metzer Bischöfe. Die Schrift Hugos von Farfa de diminutione monasterii (M. G. XI. 540— 541). Thankmars Leben des h. Bernward c. 1 — 37. Vielleicht ist auch die Lebensbeschreibung des Bischofs Burchard von Worms c. 1—8 noch zu diesen Quellen zu zählen. Von den späteren Quellen sind vornehmlich wichtig: Arnulfus de memoria B. Emmerammi II. c. 31. 33. Gesta episcoporum Cameracensium c. 105 — 114. Chronicon Novaliciense III. c. 32. Petri Damiani Vita S. Romualdi. Adamus Bremensis II. c. 21 — 40. Arnulfi Gesta archiepp. Mediolan. I. c. 11 — 14 (vergl. die fabelhaften Erzählungen Landulfs II. c. 18. 19). Leonis Ostiensis Chronica mon. Casinensis II. c. 9 — 24. Cosmas Pragensis I. c. 29—37. Chronica Polonorum I. c. 6. Die drei Lebensbeschreibungen des h. Stephan. Von geringerem Belang sind die Nachrichten der Vita Heriberti c. 1—8, Vita Gerardi, Vita Wolfkangi, des Anonymus Haserensis de episcopis Eichstetensibus c. 12 — 20, des Sigebert von Gemblours in der Chronik und der Vita Deoderici; auch die Annalen Hermanns, Lamberts, des Annalista und Chronographus Saxo geben nur geringe neue Ausbeute. Einige

brauchbare Notizen finden sich in der Geschichte der Gründung des Klosters Braunweiler c. 1—3 und in der späten Fortsetzung der Casus S. Galli (M. G. II. 149—155); auch die Annalen des Lupus Protospatharius und die Annales Beneventani bieten für die unteritalische Geschichte einzelne bemerkenswerthe Nachrichten.

Die erhaltenen Urkunden Ottos III. sind verzeichnet in Böhmers Regesten 34—46; einige Nachträge von Wilmans in den Jahrbüchern II, 2. S. 247—249. Die gleichzeitigen päpstlichen Schreiben sind verzeichnet bei Jaffé Reg. pont. Rom. 335—347.

Seite 579—597. Die Kämpfe nach Ottos II. Tode sind dadurch so interessant, daß sie uns durch Gerberts Briefe einen tieferen und klareren Blick in das Parteileben jener Zeit werfen lassen, als sonst die Natur der Quellen verstattet. Am Deutlichsten erkennen wir so das Getreibe der lothringisch-französischen Parteien, und gerade dies hat Wilmans in den Jahrbüchern mit großem Scharfsinn, soweit es irgend möglich war, zu verfolgen gesucht. Die Angelegenheiten des innern Deutschlands treten dagegen in seiner Darstellung mehr zurück, so daß sie von jenem fast verdeckt werden. Wir haben deshalb unser Augenmerk besonders darauf gerichtet, die verschiedenen Momente, die zur Erhaltung von Ottos III. königlicher Stellung beitrugen, so weit es die Quellen ermöglichten, zu gleicher Anerkennung zu bringen; vor Allem suchten wir das Verdienst des Erzbischofs Willigis in das rechte Licht zu setzen. Die Hauptquellen sind nächst Gerberts Briefen Richer, die Hildesheimer, Quedlinburger Annalen und Thietmar IV. c. 1—7.

583—584. Ueber Gerbert besitzen wir eine besondere Schrift von Hock: Gerbert oder Papst Silvester II. und sein Jahrhundert. Wien 1837. Ausführlich handelt dann von Gerbert Wilmans Jahrbücher III, 2 und Gfrörer in der Allgemeinen Kirchengeschichte Band III. Abth. 3. Zuletzt hat M. M. Büdinger die frühesten Zeiten Gerberts bis zu seinem zweiten Aufenthalt in Reims behandelt in seiner Inaugural-Dissertation: Ueber Gerberts wissenschaftliche und politische Stellung. Marburg 1851. Büdinger hat über viele Einzelnheiten, namentlich über Gerberts Aufenthalt in der spanischen Mark, ganz neue Aufschlüsse gegeben. Für die Aufklärung der politischen Rolle des merkwürdigen Mannes und namentlich zur Erläuterung seiner Briefe hat Wilmans Vortreffliches geleistet. Auch Gfrörer hat wichtige Beiträge geliefert und mit Scharfsinn manche Machinationen des in der That sehr intriguanten Mönches richtig erkannt, nur daß er sich von der Leidenschaft oft auch zu ganz unbegründetem Tadel gegen ihn fortreißen läßt. Daß eine in so bunten Farben schillernde Persönlichkeit, wie Gerbert es ist, die verschiedenartigsten Beurtheilungen gefunden hat, kann nicht verwundern. Hock und Büdinger suchen ihn gegen die Angriffe seiner Gegner möglichst zu vertheidigen, obwohl beide von den verschiedenartigsten Gesichtspunkten ausgehen; Gfrörer bricht dagegen über den moralischen Werth Gerberts vollkommen den Stab; mit Wilmans Auffassung möchte die meinige wohl am Meisten übereinstimmen.

586. Die beabsichtigte Zusammenkunft Lothars und Heinrichs (bei Breisach) erwähnt außer Gerbert (Ep. 39) auch Richer III. c. 98 und giebt zugleich einige

Aufschlüsse, die Wilmans nicht aufnimmt, wie er denn überhaupt gegen Richer vielleicht noch mehr, als gerechtfertigt ist, Mistrauen hegt.

Seite 589. Einzelnes über Willigis Jugend und seine Ernennung erzählt Thietmar III. c. 3. Vgl. Leibnitii Annales imperii III. 348—350. Leider besitzen wir noch keine Monographie über diesen für die Geschichte jener Zeit so bedeutenden Mann. Das Wort Gerberts, welches wir auf Willigis angewendet haben, findet sich in einem Briefe Gerberts (Ep. 34), der an Willigis selbst gerichtet ist.

595. Die zweite Versammlung in Bisenstätt erwähnt Thietmar IV. c. 6 ausdrücklich; es kann der Zeit und den Umständen nach keine andere sein, als die von Worms, die der Abt Constantin, der Verfasser der Vita Adalberonis II., in den October 984 setzt (c. 3). Ueber die Zeit der völligen Unterwerfung Heinrichs zu Frankfurt und Quedlinburg vergleiche man L. Giesebrecht, Wendische Geschichten I. 267. Note 3. Die damalige Trennung Kärnthens und Baierns und die verwickelten Verhältnisse beider Herzogthümer bis zum Jahre 1004 setzt Wilmans in einem besondern Excurse (Jahrbücher II, 2. S. 190—205) klar auseinander.

596. Ueber Heinrichs späteres Leben sind Thietmar IV. c. 13 und die Annales Quedlinburgenses zum Jahre 995 zu vergleichen; das erwähnte Volkslied wird in lateinischer Uebersetzung bei Thietmar V. c. 1 angeführt.

602. Die gewichtigen Zeugnisse Thietmars für die Kaiserin Theophano finden sich IV. c. 8 und 10. Dietrichs Verleumdungen gegen sie erhellen besonders aus Alpert. Petrus Damiani (Epistola II. ad Cadaloum) zeigt, daß man der Kaiserin sogar unerlaubten Umgang mit dem Calabresen Johannes vorwarf. Der heilige Bruno verräth in der Vita Adalberti c. 10 und 12 auch keine vortheilhafte Meinung von Theophano, die er an der zweiten Stelle geradezu pulcrum lutum nennt. Denn dies kann wohl nur die rechte Leseart sein, da sich pulcrum luctum nicht erklären läßt.

602—605. Ueber die Verhältnisse der wendischen Marken, Böhmens und Polens nach dem Tode Ottos II. sind die Hauptquellen die Hildesheimer und Quedlinburger Annalen, Thietmar IV. c. 5. 9. 26. V. 5; auch ein Brief Gerberts (Ep. 91) und das Necrologium Fuldense z. J. 985 kommen in Betracht. Vergl. Wendische Geschichten I. 267. 268 und meinen Excurs in den Jahrbüchern II, 1. S. 153—155. Daß auf den Markherzog Dietrich ein zweiter Dietrich in der Nordmark gefolgt sei, wie in den Wendischen Geschichten I. 277 angenommen ist, scheint mir nicht wahrscheinlich. Die Annahme beruht allein auf Thietmar IV. c. 15. Der dort erwähnte Markgraf Dietrich, der Beleidiger Kizos, — so wird behauptet, — sei nicht eine Person mit dem 985 verstorbenen Markgrafen dieses Namens. Aber schon im Jahre 977 erscheint urkundlich ein Graf Kizo im Helmengau, den ich für eine Person mit dem Ueberläufer halte; dieser konnte schon früher von Dietrich beleidigt sein, sich nach dem Jahre 983 zu den Wenden begeben und 991 in den Besitz der Brandenburg gesetzt haben. Ueberdies nennt der Annalista Saxo z. J. 983 ausdrücklich Lothar von Walbeck als den Nachfolger des i. J. 985 verstorbenen Dietrich. Viel Gewicht lege ich freilich auf diese Autorität nicht, denn was der Annalist gleich darauf von der Entsetzung Dietrichs meldet, scheint mir durchaus sagenhaft und stammt wohl aus den Scholien zu Adam von Bremen II. c. 43. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Dietrich, der unter den Vorkämpfern für Ottos III. Regierung erscheint, seines Amtes entsetzt wurde.

605—608. Die deutschen Quellen (Thietmar VII. 26 und Adam von Bremen II. c. 25—36) scheinen über die nordischen Angelegenheiten dieser Zeit bei weitem am

Meisten Glauben zu verdienen; die nordischen Quellen bedürfen durchaus einer kritischen Prüfung, wie sie in den Wendischen Geschichten I. 215—230 erfahren haben, denen wir durchweg hier gefolgt sind.

Seite 608—624. Die Geschichte der Erhebung Hugo Capets auf den französischen Thron hat durch Richer IV. c. 1—73 und durch die gründliche Benutzung der Gerbertschen Briefe, die man Wilmans verdankt, ein ganz neues Licht gewonnen. Vgl. Jahrbücher II, 2. S. 39—57 und 160—173, wie Rankes Französische Geschichte I. 24—26.

612. Die Angabe Richers (IV. c. 12), daß Hugo am 1. Juni zu Noyon gekrönt sei, kann schon nach seiner eigenen Darstellung nicht richtig sein. Die späteren französischen Chroniken, welche die Krönung nach Reims und auf den 3. Juli verlegen, scheinen hierin glaubwürdig. Das Fragmentum hist. Franc. (Bouquet X. 210) läßt die Wahl zu Noyon erfolgen, die Richer nach Senlis setzt; vielleicht hat eine Verwechselung des Wahl- und Krönungsortes Richers Irrthum veranlaßt.

617. Ueber den letzten Aufenthalt der Kaiserin Theophano in Italien vergl. Wilmans in den Jahrbüchern II, 2. S. 65. 66, namentlich die dort angeführten urkundlichen Zeugnisse. Das Wort der Theophano gegen Adelheid überliefert Odilo in dem Epitaphium Adalheidae c. 8.

624—626. Der Wendenkrieg von 990 und die letzten Schicksale der Theophano berichten die Hildesheimer und Quedlinburger Annalen, wie Thietmar IV. c. 9 und 10. Zu vergleichen sind auch die Lebensbeschreibungen des heiligen Adalbert und Cosmas von Prag zum Jahre 990. Die Geschichte von Theophanos Erscheinung findet sich M. G. IV. 588.

616. Alles, was Gfrörer in der Allgemeinen Kirchengeschichte III, 3. S. 1441. 1442 über Theophanos Einfluß auf Arnulfs Erhebung, wie S. 1419 über die eigenthümliche Stellung der Stadt Reims sagt, sind lediglich Hypothesen, die im directen Widerspruch mit den Quellen, namentlich mit Richer, stehen. Nach Gfrörer wäre Reims nur dem Namen nach eine französische Stadt, der That nach aber ein unabhängiges geistliches Fürstenthum unter dem Schutz der deutschen Kaiser gewesen.

626. Adelheids Rückkehr nach Deutschland berichtet Thietmar IV. c. 10. In den Jahrbüchern II, 2. S. 71 wird gesagt, Adelheid habe nicht lange an dem Hofe ihres Enkels verweilt; es geschah jedoch jedenfalls bis gegen das Ende des Jahres 994, wie die Urkunden aus diesen Jahren nachweisen, die man bei Leibniz in den Annales imperii gesammelt findet. Daß damals überdies Nichts ohne den Beirath der Fürsten geschah, geht ebenfalls aus jenen Urkunden hervor. Bernardi ducis et Egberti comitis caeterorumque fidelium perplurium consulto obtemperantes. (Leibn. Ann. imp. III. 584). Nos vero divini timoris et amoris intuitu, simul etiam omnium fidelium nostrorum consultu, archiepiscoporum, episcoporum, abbatum, ducum et comitum (L. l. 587). Man vergleiche die Annales Hildesheimenses z. J. 992: Dominus rex, bonis Sclavorum promissionibus confidens suisque principibus resistere nolens, pacem illis iterum concessit. Ueber Willigis Stellung ist eine Stelle des Martyrium Arnoldi archiepiscopi Magunt. (Boehmer Fontes III. 325) wichtig, wo von einem großen goldenen Kreuze in der Mainzer Kirche, welches man Genna nannte, die Rede ist, quam quondam Willegisus Maguntinensis archiepiscopus, gerens curam regis, videlicet Ottonis tercii, et regni per annos tres, ex tributo Langobardorum sibi

deputato, videlicet annuo mille et ducentis libris auri purissimi, fusili opere fieri fecit ex auro purissimo. Auch das Chronicon Luneburgicum (Eckhart I. 1336) und Dodechini Continuatio Mariani Scoti (Pistorii Scriptores rer. Germ. I. 475) sind hierüber zu vergleichen.

Seite 627. 628. Quellen für die Wendenkriege von 991—996 sind die Annales Hildesheimenses, Quedlinburgenses, Corbeienses, Sangallenses maiores und Thietmar IV. c. 14. 15. 52. Vergl. Wendische Geschichten I. 278—283.

628—631. Ueber die Vikingerzüge und die nordischen Verhältnisse bis zum Jahre 1000 berichten von deutschen Quellen die Annales Hildesheimenses, Quedlinburgenses, Corbeienses, Thietmar IV. c. 16 und VII. c. 28, die Vita Bernwardi c. 7. 19. 20 und Adam von Bremen II. c. 29—31. 34—38. Die gegebene Darstellung beruht auch hier nächst diesen Quellen auf den Wendischen Geschichten I. 233—250. Der Friesen erwähnt Thietmar VI. c. 14. VIII. c. 13.

632—635. Für die französischen Verhältnisse vom Jahre 992 bis zum Jahre 996 ist jetzt die Hauptquelle Richer IV. c. 79—117, der auch Gerberts Briefe aus dieser Zeit vielfach aufklärt; außerdem sind der Brief des päpstlichen Legaten und die Verhandlungen der Concile von Mouzon und Coucy (M. G. III. 686—693) von Wichtigkeit. Die Annales Colonienses geben hier einige erhebliche, sonst unbekannte Notizen.

635. 636. Der innere Zustand Deutschlands aus jener Zeit erhellt besonders aus den Annalen von S. Gallen zum Jahre 995 und Thietmar IV. c. 13. 14. Von dem jungen Heinrich sagt Thietmar: electione et auxilio Bawariorum patris bona apud regem optinuit; von Eckard erzählt derselbe Schriftsteller V. c. 5: super omnem Thuringiam communi totius populi electione ducatum promeruit. Ueber die damalige Trennung Kärnthens, das dessenungeachtet in einer gewissen Verbindung mit Baiern blieb, handelt Wilmans in den Jahrbüchern II, 2. S. 201 ff. Daß der König im fünfzehnten Jahre mit der Waffennahme mündig wurde, lehrt die Geschichte Heinrichs IV., der am 11. November 1050 geboren, am 29. März 1065 die Waffen empfing und selbst die Regierung antrat. Vgl. Stenzel Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern II. 229 und 246.

638. Die Bewerbung des Kaisers in Constantinopel und das Hülfsgesuch des Papstes berichten die Quedlinburger Annalen. Ueber die Vorgänge in Capua ist die beste Quelle die im Kloster Cava geschriebene Fortsetzung der Chronica S. Benedicti (M. G. III. 207).

639—641. Der zweite Römerzug Ottos III. wird berührt in den Hildesheimischen und Quedlinburger Annalen, ferner in Joh. Canaparii Vita S. Adalberti c. 21—23, in Brunonis Vita S. Adalberti c. 18, in der Chronik von Venedig (M. G. VII. 30), bei Thietmar IV. c. 21 und in Arnolds Schrift de B. Emmerammo II. c. 31—33. Ottos Brief an seine Großmutter findet sich unter den Gerbertschen Briefen Nr. 157.

641—656. Die durch die Cluniacenser in Frankreich und durch den heiligen Nilus und Romuald in Italien herbeigeführten Reformen des kirchlichen Lebens lernt man aus den ausführlichen Lebensbeschreibungen der Cluniacenseräbte Odo, Majolus und Odilo, wie aus den beiden höchst interessanten Biographien des heiligen Adalbert und des heiligen Nilus kennen; auch Petrus Damiani liefert, obwohl er nicht mehr als unmittelbarer Zeuge gelten kann, in der Vita Romualdi sehr bemerkenswerthe Nachrichten. Ueber das Leben des heiligen Adalbert sind außer den beiden

Lebensbeschreibungen desselben auch Thietmar IV. c. 19 und VI. c. 9 und Cosmas von Prag I. c. 25—31 beachtenswerth. Im Allgemeinen ist über diese geistigen Bewegungen Gfrörers Kirchengeschichte III, 3. S. 1334—1342. 1496. 1497. 1573—1575 zu vergleichen. Die Rolle, die Gfrörer den heiligen Nilus als politischen Unterhändler der Griechen spielen läßt, scheint der Persönlichkeit des Mannes wenig angemessen. Auch ist nicht nachweisbar, daß Romuald unter dem Einfluß der Cluniacenser gestanden habe; es ist mir vielmehr ebenso unwahrscheinlich, wie Gfrörer wahrscheinlich.

Seite 657—659. Ottos Brief und Gerberts Antwort finden sich in der Gerbertschen Sammlung unter Nr. 153 nnd 154.

659—661. Ottos und Gerberts Aufenthalt in Magdeburg und der Wendenkrieg des Jahres 997 werden durch Gerberts Briefe 27—29, die Vorrede zu Gerberts Buch de rationali (Pez Thesaurus novissimus I, 2. 149 sequ.), durch die Quedlinburger Annalen und Thietmar IV. c. 20. 25. VI. c. 61 bezeugt.

661—667. Gregors V. Pontificat hat Höfler in seiner Geschichte der Deutschen Päpste I. 97—175 ausführlich behandelt, schärfer sind die entscheidenden Punkte von Gfrörer in der Allgemeinen Kirchengeschichte III, 3. 1485—1507 in das Auge gefaßt worden, doch fehlt es auch in diesem Theile des Buchs nicht an willkührlichen Annahmen.

662. Eine Versammlung der lombardischen Bischöfe im Jahre 998 schrieb an Gregor: Decet nos cum digna graciarum actione semper in domino gloriari, qui nos tanta suae miserationis largitate voluit refoveri, ut et mundi area et divina hereditas alterutris successibus muniretur. Vestra namque seu imperialis sublimitas, quod precipuum (?) patet divine ammonicionis erudita mysteriis, numquam dissolvendis conectitur nexibus, nec voto dissentit, nec disparatur effectu. Quos etenim propaginis linea unit et omnis consolidat fides, decet unum sentire, idipsum invicem premeditari, idem sapere, nec dispari clausula terminare, et hoc totum secundum Jesum Christum. Das Schreiben gehört zu jenen merkwürdigen Actenstücken, die Peyron in dem Kapitelarchiv zu Ivrea fand und Provana in den Studii critici sovra la storia d'Italia a' tempi del re Ardoino (Turino 1843) abdrucken ließ, und findet sich dort p. 341. — Der erwähnte Brief Abbos ist von Mabillon (Acta SS. ord. s. Bened. Saec. VI. P. I. 30) herausgegeben.

664. Den hitzigen Charakter Gregors V. tadelt schon Johannes Canaparius in seiner Lebensbeschreibung des h. Adalbert (c. 21), die für die Beurtheilung der damaligen römischen Zustände überaus wichtig ist. Zu vergleichen ist auch die Vita S. Nili c. 90. 91.

664—666. Gregors V. Verhältnisse werden aus den Beschlüssen der Synode zu Pavia (M. G. III. 694), der Vita Abbonis (Acta SS. ord. s. Bened. Saec. VI. P. I.) und den Schlußbemerkungen des Richer klar. Invasor ecclesiae Remensis wird Gerbert in einer Bulle des Papstes genannt, die sich in den Gesta episcoporum Cameracensium I. c. 111 findet.

667—670. Das Ende des Crescentius und des Papstes Johannes erzählen fast alle gleichzeitigen Quellen; am Wichtigsten sind die Annales Hildesheimenses und Quedlinburgenses, Thietmar IV. c. 21, die Chronik von Venedig, die angeführte Stelle der Lebensbeschreibung des h. Nilus und die alten Papstleben. Ueber das Geschlecht der Crescentier handelt vortrefflich Wilmans in den Jahrbüchern II, 2. S. 222—233. Daß das zu Rom Il Monzone genannte wunderliche Gebäude aus

dem früheren Mittelalter nicht diesem Crescentius und nicht dieser Zeit, sondern erst dem zwölften Jahrhundert angehört, habe ich nach der alten Inschrift des Hauses in Schmidts Zeitschrift für Geschichtswissenschaft VII. 567—569 früher zu zeigen gesucht. Vom Grafen Benedict handeln die Historiae Farfenses (M. G. XI. 541).

Seite 670—672. Die Beschlüsse der römischen Synode vom Jahre 998 und Gregors Bulle an Gerbert finden sich bei Mansi XIX. 227 und 201, der Beschwerdebrief Gerberts steht in dessen Briefen App. No. 30. Die Beschwerden beziehen sich auf Güter, die Gerbert während seines Aufenthalts in Magdeburg vom Kaiser geschenkt waren, wie sich klar aus dem in zweiter Stelle vorhergehenden Briefe ergiebt, wo es heißt: Haec a vobis liberaliter collata, sed a quodam nescio cur ablata, restitui sibi petiit vester Gerbertus. Gfrörer (S. 1500) bezieht dagegen diese Beschwerden auf Gerberts Bewerbungen um ein hohes Kirchenamt, bei denen ihm Papst Gregor V. hinderlich gewesen sei. Die Beschlüsse der Synode Gerberts zu Ravenna stehen bei Mansi XIX. 219.

672—674. Das auf die Beschlüsse der Synode zu Pavia gegründete Edict ist gedruckt in den M. G. Legg. II. 37. Pertz hat einige Zweifel an der Echtheit des Actenstücks laut werden lassen und diese sind mir durch einen gelehrten juristischen Freund noch verstärkt worden, aber ich kann mich trotzdem nicht davon überzeugen, daß das Actenstück untergeschoben sei. Es findet sich nicht allein in dem Chronicon Farfense, das ohnehin eher ein günstiges als ungünstiges Präjudiz abgiebt, sondern auch in einer Ravennatischen Quelle, den Zusätzen zum Agnellus (Muratoris Annalen zum Jahre 998). Das verdorbene „presbyteri sunt" am Schluß, das besonders Pertz Anstoß erregt hat, ist bereits richtig in Leibnitii Annales III. 709 in „praebituri sunt" verändert. Die Erklärung des Edicts macht allerdings manche Schwierigkeiten. Daß bei den damals üblichen Pachtverhältnissen die Kirche in großen Nachtheil gerieth, hatte schon Otto I. gesehen und deshalb in Tuscien Vorkehrungen getroffen. In einem Privilegium dieses Kaisers für die Kanoniker von Arezzo vom Jahre 963 (Böhmer Reg. Nr. 267) heißt es: Quia Tuscis consuetudo est, ut accepto ab ecclesia libello in contumaciam convertantur contra ecclesiam, ita ut vix umquam constitutum reddant censum, precipimus modisque omnibus iubemus, ut nullus episcopus vel canonicus libellum aut aliquod scriptum alicui homini faciant, nisi laboratoribus, qui fructum terrae ecclesiae ... reddant sine molestia vel contradictione (Muratori Antiquitates III. 186). Der eigenthümliche Zusatz zum Actum des Edicts: in ea synodo, in qua Mediolanensi episcopo Arnulfo nomine papatum ablatum est, in basilica B. Petri, quae vocatur ad Coelum aureum hat vielfache Erörterungen hervorgerufen, die man in Leibniz und Muratoris Annalen nachsehen kann.

674—676. Die damaligen Verhältnisse der lombardischen Bischöfe zu ihren Lehnsleuten haben die erwünschteste Aufklärung durch die schon erwähnte Schrift von Provana gefunden, durch die wir von Arduins Unternehmungen unter Otto III. erst nähere Kunde erhalten haben. Was Arduin beabsichtigte, sagen die Bischöfe in einem an die Könige und Fürsten erlassenen Briefe: Omnibus vobis notum esse credimus, Arduinum perfidiae spiritu seductum rebellionis arma contra regiam dignitatem commovisse et publicae functionis insignia ad totius regni detrimentum sibi inprovida electione usurpasse, divinam autem hereditatem eiusdemque cultores ac previsores episcopos crebra et impia vexatione concussisse atque a propriis civitatibus expulisse, secundos vero milites pene omnes in periurii crimen atrociter

coegisse (p. 344). Zum ersten Male meines Wissens werden hier die secundi milites erwähnt. Daß der Kaiser in Abwesenheit des Papstes die Sache nicht entscheiden wollte, zeigt das bereits angeführte Schreiben der Bischöfe an Gregor:[1]) Quoniam igitur tanta et talis, utpote quae omnium nostrum causa perpendit, in vestra absentia, nostro christianissimo domno imperatore ob id differente, nichil deliberacionis promeruit contentio, dignetur pietas vestra oculo animae eam discutere (p. 342). Daß die Sache gerade in Pavia dem Kaiser vorgelegt ist, wird zwar nicht gesagt; aber es ist keine andere Synode aus jener Zeit, in welcher der Kaiser gegenwärtig gewesen wäre, bekannt. Die Antwort des Papstes auf jenes Schreiben steht bei Provana S. 343.

Seite 676. Die Beschlüsse des letzten Concils Gregors V. finden sich bei Mansi XIX. 225; vgl. Leibnitii Annales imperii III. 703 und 707. Ob Gregors Tod gewaltsam herbeigeführt sei, kann man mit Fug bezweifeln, da die besten Quellen davon schweigen; in keinem Falle fällt dabei irgend ein Argwohn auf Gerbert. Gfrörer S. 1507 sagt: „Da Gerbert offenbar seit seiner Entfernung aus Rheims auf den Stuhl Petri lossteuerte, mußte er wohl zuletzt sich auf künstlichem Wege Gregors V. zu entledigen suchen, denn er selbst näherte sich damals den siebzigen Jahren, Gregor V. zählte noch nicht dreißig." Kaum ist jemals so leichtsinnig einem Menschen ein Mord imputirt worden! Und überdies sind alle Voraussetzungen entweder irrig oder wenigstens nicht zu erweisen. Denn erstens ist der gewaltsame Tod Gregors nicht zu erhärten; zweitens finden sich nirgends Spuren, daß Gerbert bei Lebzeiten Gregors nach dem Stuhl Petri getrachtet hätte; drittens konnte sich Gerbert, da er um 967 ein Jüngling war, nicht im Jahre 999 dem siebzigsten Jahre nähern.

678. Der angeführte merkwürdige Brief Gerberts an die Kaiserin (App. 49) ist meines Erachtens im Jahre 999 geschrieben. Das traurige Ereigniß, das im Eingange erwähnt wird und bei dem Adelheid von Gerbert Trost sucht, wird der Tod der Aebtissin Mathilde sein. Der Schluß des Briefes wird sich auf die Unruhen in Ravenna beziehen, die in der Vita Heriberti c. 4 und 5 erwähnt werden und die ja Gerbert und Adelheid in gleicher Weise betrafen. Ueber Gerberts Belagerung der Stadt Cesena berichtet Petrus Damiani in der Vita s. Mauri (Opp. II. 204). Die Urkunde für den Grafen Darferius giebt im Wesentlichen Jaffé Reg. pont. Rom. No. 2996.

679. 680. Gerberts Sermo de informatione episcoporum findet sich bei Mabillon Analecta vetera II. 216; die Bulle für Arnulf bei Du Chesne Hist. Franc. script. II. 843. Daß Erzbischof Arnulf selbst in Rom erschien, zeigt die Urkunde in den Annales imperii III. 736. K. Roberts Trennung von Bertha erfolgte nach der Untersuchung von Bouquet (Recueil X. 567) wahrscheinlich erst im Jahre 1001. Ueber Gisilers Sache verhandelte eine römische Synode unter Gerbert im Jahre 999, wie Thietmar IV. 28 bezeugt, dessen Angaben nicht auf das Concil des Jahres 998 zu beziehen sind. Das Verfahren gegen Arduin erhellt aus den Actenstücken bei Provana S. 345 und 356. An Abt Odilo und die Cluniacenser schreibt Gerbert: Vestris nos sanctissimis omni tempore committimus orationibus, et ut accipere dignemini, fidelibus exoramus petitionibus, quia in quo-

---

1) Ich benutze ein Exemplar von Provanas Schrift, in das Bethmann Correcturen der mitgetheilten Urkunden nach Vergleichung der Originale eingetragen hat.

cumque noster valuerit status, nullo modo vester defectum sentiet profectus (Leibnitii Annales III. 743).

Seite 681. 682.

Ottos Bußfahrt nach dem M. Gargano und die damit verbundenen Ereignisse erzählen die Fortsetzung der Chronica S. Benedicti, die Vita S. Nili c. 91—93, die Vita S. Romualdi c. 25, und Leo Ostiensis II. c. 24. Die Bußübungen in der Höhle bei S. Clemente werden in der Vita Burchardi c. 3 erwähnt. Der Aufenthalt in Subiaco steht durch Urkunden fest; über die damals begründete Adalbertskirche habe ich nach den Notizen, die ich zu Subiaco fand, in den Baltischen Studien (Elfter Jahrg. Heft 1. S. 12. 13) Mittheilungen gemacht, wo ich auch über die Kirche auf der Tiberinsel eingehender gehandelt habe. Die beiden Urkunden vom 1. November 1000 mit dem Actum: Romae in palatio monasterio sind oft gedruckt; Mabillons Abschrift las: palatio montis, was einer Correctur ähnlich sieht.

685. 686.

Sed fert secum (Leo) alia, ut magnis inventa ingeniis, ita magnis finienda consiliis. Gerberti epist. App. No. 28. Eine Bleibulle Ottos III. mit der Umschrift: Renovatio imperii Romanorum ist in Leibnitii Annales imperii III. zu S. 699. abgebildet. Die angeführte Widmung an den Kaiser gehört Gerberts Schrift de rationali an.

688.

Ut, libere et secure permanente Dei ecclesia, prosperetur nostrum imperium, triumphet corona nostrae militiae, propagetur potentia populi Romani et restituatur respublica, ut in huius mundi hospitio honeste vivere, de huius vitae carcere honestius avolare et cum Domino honestissime mereamur regnare. Urkunde vom 7. Mai 999, oft gedruckt; am Besten in der Turiner Sammlung (Historiae patriae monum. I. 325). Von der Zusammenkunft des Kaisers und Papstes mit dem Markgrafen Hugo pro restituenda republica giebt die Urkunde für Farfa (Annales imperii III. 731) vom 3. October 999 Zeugniß.

688.

Die Gesta episcoporum Cameracensium I. c. 111 geben ausdrücklich an, daß Otto einen Palast auf dem Aventin bewohnte, und die Vita Odilonis Acta SS. ord. s. Benedicti Saec. VI. P. I. p. 698 zeigt, daß man damals dort zu Rom am Besten wohnte: in Aventino monte, qui prae caeteris illius urbis montibus aedes decoras habens et suae positionis culmen in altum tollens, aestivos fervores aurarum algore tolerabiles reddit et habilem in se habitationem facit.

689.

Das Ceremoniell an Ottos Hofe und die byzantinische Vermummung seiner Großen lernt man am Besten aus den Urkunden kennen, doch geben auch Thietmar IV. c. 29 und die Gesta episcoporum Cameracensium l. l. wichtige Aufschlüsse. Reiches Material hat Wilmans in den Jahrbüchern II, 2. S. 134. 135 gesammelt.

689—691.

Ueber die städtischen Verhältnisse Roms werde ich in einer besondern Beilage weiter unten handeln und dort auch zu zeigen suchen, daß die von Ozanam in den Documents inédits p. 156—183 herausgegebene Graphia aureae urbis Romae im Wesentlichen unter Otto III. entstanden ist.

691.

Otto III. nahm zehn Monate nach dem Tode Gregors V. keinen Anstand, ein Urtheil desselben gegen Farfa als ungesetzlich zu vernichten und eine Urkunde zu unterzeichnen, in der mit klaren Worten der Papst der Bestechlichkeit geziehen wird. Leibnitii Annales imperii III. 734—736. Merkwürdig und vieldeutig sind auch die Worte des Kaisers an seinen päpstlichen Vetter: Nostro animo

vestrum metuentes ingenium, hunc abbatem Petrum vestro commendamus apostolatui. Gerberti Epp. 155.

Seite 692. Die Schenkungsurkunde Ottos III. an Rom, die in den M. G. Legg. II. 162 abgedruckt ist, erklärt Wilmans für unecht und hat seine Gründe in einem besondern Excurs (Jahrbücher II, 2. S. 233—243) entwickelt; Gfrörer in der Allgemeinen Kirchengeschichte S. 1570 ff. hält dagegen an der Echtheit der Urkunde fest. Früher stritten gerade die eifrigsten Romanisten gegen die Echtheit, während die evangelischen Gelehrten die Urkunde für unverfälscht hielten; neuerdings scheint das Verhältniß sich umgekehrt zu haben. Unfraglich hat Wilmans erwiesen, daß der um 950 abgefaßte Libellus de imperatoria potestate in urbe Roma in der Urkunde wörtlich benutzt ist, und es muß allerdings befremden, daß man in der kaiserlichen Kanzlei von diesem Buch in der angegebenen Weise Gebrauch machte. Aber viel befremdlicher wäre es doch, wenn man in der päpstlichen Kanzlei ein derartiges Actenstück geschmiedet hätte, das dann aus dem päpstlichen Archiv hervorgezogen wäre! Denn aus diesem hat es eine i. J. 1339 niedergesetzte Commission für den Gebrauch der Curie erhoben und abschreiben lassen. Die Fälschung müßte also damals oder bereits früher stattgefunden haben. Nimmt man nun nicht an, daß sie unmittelbar zu Ottos Zeiten, vielleicht unter den Augen Silvesters geschehen sei — und zu dieser Annahme sehe ich gar keinen Grund — so schwindet fast die Möglichkeit eines solchen Betrugs. Denn die Urkunde setzt die genaueste Kenntniß der Zeitverhältnisse oder der sie betreffenden Schriftwerke voraus. Der Fälscher hätte das vorhin angeführte Buch de imperatoria potestate, die Gerbertsche Briefsammlung (ep. 128) kennen und wissen müssen, daß Otto III. zeitweise den Titel Servus apostolorum et secundum voluntatem Dei Salvatoris Romanorum imperator augustus gebrauchte und ähnliche Bleibullen anwandte, wie jene, die der Urkunde beigefügt wurde. Leibniz will den Streit nicht entscheiden, aber er neigt sich doch auch der Ansicht zu, daß die Urkunde echt sei (Annales imperii III. 721); mir unterliegt dies kaum einem Bedenken, indem ich Leibnizs Worte: Nec facile, credo, tale quid impostori saeculi XII. in mentem venisset noch schärfer betone.

695—701. Die besten Nachrichten über Adelheids letzte Zeiten giebt Odilo in dem Epitaphium c. 13—22. Des Kaisers Reise nach Gnesen berichten die Hildesheimer, Quedlinburger Annalen und Thietmar IV. 28, welche Quellen auch über die sonstigen Vorgänge während des letzten Aufenthalts Ottos in Deutschland einige Nachrichten mittheilen.

697. Die angeführten Worte des Thietmar stehen L. V. c. 6. Ueber die sehr ausgeschmückte Erzählung der Chronica Polonorum I. c. 6 ist Röpell Geschichte Polens I. 111—113 zu vergleichen.

699. Die Erzählung des Grafen Otto von Lumello hat das Chronicon Novaliciense III. c. 33 aufbewahrt.

700. Das Bruchstück von dem Briefe Ottos III. an Heribert findet sich in der Vita Heriberti c. 5.

702—706. Dümmler in seiner Schrift über Piligrim giebt bei Weitem das Beste über die Bekehrung Ungerns. Die Quellen sind theils unzulänglich, theils unglaubwürdig. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Stellen bei Thietmar IV. c. 38 und VIII. 3, wie alle Nachrichten, die sich in den beiden Lebensbeschreibungen des heil. Adalbert finden. Außerdem haben wir, seit Wattenbach das Glück hatte, die Admonter Handschrift der Gesetze des h. Stephan aufzufinden, an diesen eine sichere Grundlage für die Untersuchung der damaligen Verhältnisse Ungerns gewonnen. Vgl. Endlicher

die Gesetze des h. Stephan. Wien 1849. Die Lebensbeschreibungen des h. Stephan sind spät, die bei Fejér Codex diplomaticus Hungariae T. I. gesammelten Urkunden großentheils verdächtig, die Bulle an Stephan erweislich untergeschoben, was auch Gfrörer zu ihrer Rettung vorbringen mag. — Radla und Astrik werden gewöhnlich für eine Person gehalten; Bruno in der Vita Adalberti scheint sie mir aber deutlich zu scheiden: Radla ist ihm der Papas Adalberti, Astrik nur ein Kleriker des heiligen Bischofs (c. 17, der Zusatz der Admonter Handschrift).

Seite 707. Ueber Bernwards Erzsäule vergl. Schnaase Geschichte der bildenden Künste IV, 2. S. 506 ff.

707—712. Den Aufstand der Römer erzählt am Ausführlichsten die Vita Bernwardi c. 23—27, den Besuch in Venedig das Chronicon Venetum (M. G. VII. 33. 34).

712. 713. Für den Kriegszug des Kaisers im Jahre 1001 sind die Urkunden vom 4. Juni Romae ad sanctum Paulum, vom 19. Juli inter Albanum et Arretium, vom 25. und 31. Juli Paterno, vom 14. October Papiae von Wichtigkeit. Die Nachweisung dieser Urkunden verdanke ich, soweit sie nicht in Böhmers Regesten und in den Jahrbüchern sich finden, Wattenbachs Güte. Der Zug gegen Benevent, über den die zuverlässigste Kunde das Chronicon Venetum p. 34 giebt, muß in den Sommer fallen; die von Leibniz (Annales imperii III. 783) angeführte und irrig auf diese Zeit bezogene Urkunde ist von Otto II. am 18. October 981 ausgestellt. Der darin erwähnte Dericus episcopus ist der bekannte Dietrich von Metz, nicht der Erzbischof Friedrich von Ravenna.

713—715. Die Theilnahme Ottos III. an den frommen Bestrebungen auf Pereum und seine enge Verbindung mit Romuald berichtet die Vita S. Romualdi c. 30; von der Verschwörung der deutschen Fürsten giebt Thietmar IV. c. 30 zuverlässige Nachricht.

716—724. Der Gandersheimer Streit wird ausführlich von Thankmar in der Vita Bernwardi erzählt; dort finden sich auch c. 36. 37 die besten Nachrichten über die letzten Tage des Kaisers. Man vergleiche überdies Thietmar IV. c. 31 und die Quedlinburger Annalen, wie die Vita Burchardi c. 8. Die Worte Ottos über Hugos Tod finden sich in der Vita S. Romualdi.

725. Ueber die Sagen von Otto III. handelt Wilmans in den Jahrbüchern II, 2. S. 243—246.

726. Die aus Thietmar angeführten Worte stehen im Prolog; der citirte Vers in Bruns Leben des heiligen Adalbert cap. 9. Man vergleiche über letzteren auch den Chronographus Saxo z. J. 973.

Felix mundus erat, Otto dum sceptra gerebat.

729. Die angeführte Stelle findet sich in der Vita Mathildis c. 4.

729. 730. Von Widukind und Hrotsvitha wird die Gemeinschaft der von Otto I. beherrschten Völker als Sachsen und Franken bezeichnet, denn das ist für beide die Bedeutung des Reichs, daß die Sachsen die Herrschaft der Franken gewonnen haben; nirgends wird bei ihnen und bei Ruotger der Name der Deutschen erwähnt. Gleichzeitig erscheinen aber schon in Urkunden Ottos I. die Deutschen als Volk den Slawen, wie den Italienern entgegengesetzt. Teutonici vel Sclavi — Urkunde für Magdeburg vom Jahre 961 (Leibnitii Annales imperii III. 69). Mancipiis Teutonicis vel Sclavanicis — zwei Urkunden für Magdeburg von 961 und 965 (L. l. 71. 153). Quod Teutonici dicunt: ubercofa et talunga — die von Otto unterzeichnete Stiftungsbulle für Meißen vom Jahre 967 (L. l. 202). Man ver-

gleiche Ottos Grenzbestimmung für das Bisthum vom Jahre 968 (L. I. 232).
Nostris fidelibus tam Calabris, quamque omnibus Italicis, Francisque atque
Theutonicis — Urkunde von 969 (L. I. 262). In den Urkunden Ottos II. und
III. kommt in gleicher Weise dann öfters der Ausdruck Theutonici vor. Vergl.
J. Grimm Deutsche Grammatik I. 16. Der erste deutsche Schriftsteller, bei dem
ich den Namen Deutsche als Volksbezeichnung finde, ist der h. Bruno, der in seiner Vita Adalberti c. 4. 9. 10 die Gesammtheit der von den Ottonen beherrschten deutschredenden Stämme Theutones nennt und auch schon von einem Lande der Deutschen spricht (Theutonum tellus c. 9). Bruno schrieb aber sein Buch erst im Jahre 1004, nachdem er beinahe ein Jahrzehend in Italien zugebracht hatte. Hier und besonders in der Lombardei erscheint der allgemeine Volksname der deutschredenden Stämme schon früher. Der Panegyricus Berengarii L. II. v. 84 hat: Teutonico ritu; der ritus Teutonicus setzt aber voraus, daß man die Deutschredenden schon als ein zusammengehöriges Volk ansah und so bezeichnete. Liudprand nennt in der Antap. I. 5 zwar nur die rheinischen Franken zum Unterschied von den Westfranken Franci Teutonici, dagegen scheint er III. 20 den Ausdruck schon in einem weitern Sinne zu gebrauchen; in der Legatio stellt er zweimal die Deutschen den Lateinern gegenüber, nicht allein in der Sprache, sondern auch in der Sitte: Ex Francis, quo nomine tam Latinos quam Teutones comprehendit (c. 33). Magnas in vos gentemque Latinam et Teutonicam contumelias evomere jussit (c. 37). Um das Jahr 1000 ist der Gebrauch des Namens in Italien ganz geläufig; er geht durch das ganze Chronicon Venetum, wo auch Deutschland Teutonica genannt und das regnum Teutonicum bereits erwähnt wird (M. G. VII. 30. 31). Ebenso nennt der gleichzeitige Kaiserkatalog des Codex Cavensis das regnum Totonicum und hat den Ausdruck: rex Totonicorum (M. G. III. 216). Bei Thietmar von Merseburg kommt in seinem umfangreichen Werke nur dreimal das Wort Teutonici vor und zwar auffallender Weise an einer und derselben Stelle (V. c. 16), wo es um den Gegensatz gegen die Italiener auszudrücken angewendet wird. Oefters gebraucht schon Thankmar in der Vita Bernwardi den Namen der Deutschen, die er bald Theotisci, bald Theutones nennt (c. 25. 30. 38).

Seite 731. 732. Ueber die Bauten am Harz und die Bedeutung des Willigis und Bernward für die deutsche Kunstgeschichte ist Schnaase Geschichte der bildenden Künste IV, 2. S. 55 ff. und S. 504 ff. nachzusehen.

733. Die Stelle in Brunonis Vita S. Adalberti c. 9, die sich verunstaltet auch in dem Chronographus Saxo findet, kann wohl kaum anders verstanden werden, doch ist dann die Interpunction zu ändern.

III. Die städtischen Verhältnisse Roms im zehnten Jahrhundert.

Die Geschichte der Stadt Rom und ihres Gebiets von den Zeiten Gregors des Großen bis zu der sogenannten Herstellung des Senats im Jahre 1143, wegen der Dürftigkeit der Ueberlieferung eine der schwierigsten Aufgaben für die historische Forschung, ist durch gründliche Untersuchungen in der letzten Zeit mindestens so weit aufgeklärt worden, daß man sich im Ganzen und Großen ein Bild der damals in der Kaiserstadt obwaltenden Verhältnisse und Zustände entwerfen kann, wenn auch einzelne Punkte zweifelhaft bleiben und bei der Beschaffenheit der Quellen wohl immer bleiben werden. Nach der bekannten Untersuchung v. Savignys in seiner Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter sind einzelne Partien besonderer Betrachtung von Dönniges in seinem deutschen Staatsrecht und von Wilmans in seiner Abhandlung: „Rom vom fünften bis zum achten „Jahrhundert“ [1]) unterworfen worden; die ganze Entwickelung in ihrem Zusammenhange haben dagegen v. Bethmann-Hollweg in seiner Schrift über den Ursprung der lombardischen Städtefreiheit (1846) und C. Hegel in seiner Geschichte der Städteverfassung von Italien (1847) einer neuen eingehenden Untersuchung unterworfen. Vor Allem hat Hegel das Verdienst allen Täuschungen und Verwirrungen, die durch die leeren Namen des Senats und der Consuln in die Betrachtung dieser Verhältnisse gekommen waren, ein gründliches Ende gemacht zu haben. Erst durch die Beseitigung dieser Truggestalten ist Raum für die Darstellung der wirklichen Zustände gewonnen worden. Die folgenden Bemerkungen beziehen sich zunächst auf die Geschichte Roms im zehnten Jahrhundert und gehen auf die früheren Zeiten nur so weit zurück, als es zum Verständniß der späteren Epoche erforderlich ist; sie beschränken sich darauf einzelne Punkte, von Erheblichkeit näher zu bestimmen, indem sie sich im Allgemeinen an Hegels Darstellungen anschließen.

Als sich im achten Jahrhundert zufolge der Bilderstreitigkeiten die Gegenden Italiens, welche bis dahin noch die Hoheit des oströmischen Reichs anerkannt

1) Schmidts Zeitschrift für Geschichtswissenschaft II. 137—151.

hatten, von diesem losrissen, wurden überall die kaiserlichen Beamten verjagt. Nachdem aus dem wohlhabenderen und angeseheneren Theile der Bürgerschaft schon früher städtische Milizen gebildet waren, organisirten sich jetzt die Einwohner der größeren und kleineren Städte in Masse auf militairische Weise und stellten selbstgewählte Beamte, Duces und Tribuni nach den früheren kaiserlichen Beamten genannt, an ihre Spitze. Diese Beamten verbanden nach der Sitte der Zeit mit dem militairischen Oberfehl eine ausgedehnte Gerichtsbarkeit und Verwaltungsthätigkeit: sie wurden deshalb auch Judices genannt, eine Bezeichnung, die damals fast allen öffentlichen Beamten zukam. Die Bürgerschaften der größeren Städte waren in Regimenter eingetheilt, Numeri oder Banda genannt; Gemeinschaften, die vollständige Corporationsrechte besaßen, so daß sie auch Eigenthum erwerben konnten. Außerdem zerfielen die Bürger in Scholae, die Unterabtheilungen der Numeri waren. An der Spitze der Scholae standen Patroni oder Priores; die Numeri werden die Duces oder Tribuni geführt haben. In größeren Städten waren die Regimenter nach Stadtvierteln (regiones) gebildet, deren es nach einer neugemachten Eintheilung in Ravenna elf, in Rom zwölf gab; wie die Scholae geordnet waren, ist nicht klar, doch scheinen die Zunftverhältnisse, die noch immer das bürgerliche Leben Roms beherrschten, bei ihrer Bildung in Betracht gekommen zu sein. Wie weit hinab die städtische Bevölkerung an dieser Heeresverfassung Theil nahm, läßt sich nicht bestimmen. Es scheint, als seien im Anfange die ärmeren Klassen auch jetzt noch von den Waffen ausgeschlossen worden, aber im neunten und zehnten Jahrhundert umfaßte das Heer alle selbstständigen Bürger, so daß nur die Geistlichkeit und die dienenden Klassen außerhalb desselben standen.

Die Bewegung, welche Italien von dem Ostreiche trennte, erhielt Anstoß und Leitung von dem hohen Klerus, namentlich vom römischen Bischof, und führte schließlich dahin, daß die Stadt Rom mit ihrem Gebiet die Herrschaft des Papstes über sich anerkannte. Nach derselben Anerkennung trachtete der Erzbischof von Ravenna und wußte sie in der That für eine kurze Zeit zu gewinnen, aber die Verbindungen des Papstes mit dem Frankenkönige brachten es bald dahin, daß auch das Exarchat und die Pentapolis unter die Herrschaft des römischen Bischofs gerieth. Seitdem bestellte der Papst die Duces und Tribuni auch hier, wie schon zuvor in dem römischen Gebiet. Er ernannte somit die Befehlshaber der Milizen, zugleich Gerichts- und Verwaltungsbeamten, die ihr Amt in bestimmt abgegrenzten Bezirken, Ducatus und Tribunatus genannt, in der Weise ausübten, daß der Dux einen weiteren Bezirk verwaltete, der dann in mehrere ihm untergebene Amtsbezirke der Tribuni zerfiel. Das Blutgericht hatte zu Rom ein vom Papste bestellter Beamter, der Praefectus urbis; in Ravenna ein gleicher Beamter, der ebenfalls Praefectus oder auch Consularis genannt wurde. Ob diese Präfecten mit den alten kaiserlichen Beamten desselben Namens in unmittelbarem Zusammenhange standen oder die alte Bezeichnung einem neugeschaffenen Amte gegeben wurde, ist zweifelhaft.

Mit der erhöhten Stellung des Papstes und mit dem Umfang der von ihm geübten Rechte hob sich aber zugleich die Bedeutung der Hofbeamten, mit denen sich nach dem Muster des Hofs von Byzanz der Papst im Lateran längst umgeben hatte, wie zugleich jener zahlreichen Klasse von unteren kirchlichen Beamten, die zu der bereits sehr ausgedehnten Verwaltung der römischen Kirchengüter und zu den anderen vom römischen Bischof abhängigen weltlichen Geschäften benutzt zu werden pflegten. Die Notarii, Tabelliones, Defensores, Cubicularii, Vestararii u. s. w.

der römischen Kirche, die sämmtlich in einer zunftmäßigen Verfassung standen, wurden Staatsbeamte und nahmen an der Regierung Roms, die dem Papste zugefallen war, in weitem Umfange Antheil. Zu den Hofbeamten des Laterans gehörten: der Vicedominus, dessen Stellung stets ein höherer Geistlicher bekleidet zu haben scheint; der Vorsteher der Zunft der Vestararii, meist schlechthin der Vestararius genannt, der immer oder doch häufig aus dem weltlichen Stande gewählt wurde; der Superista, der Vorsteher der Zunft der Cubicularii, der ebenfalls gewöhnlich nicht der Geistlichkeit angehört zu haben scheint; vor Allem aber die sieben Ersten aus der Zunft der Notare, die regelmäßig Kleriker niederen Grades waren. Diese Sieben waren im Einzelnen: der Primicerius, Secundicerius, Arcarius, Sacellarius, Protoscriniarius, Primus defensor, Adminiculator oder Nomenculator. Sie waren nicht allein die Vorsteher der Zünfte der Notarii, Tabelliones und Defensores, sondern zugleich die Minister des Papstes in der ganzen ihm zustehenden weltlichen Verwaltung; seitdem dieser in Rom auch die Quelle alles bürgerlichen Rechts geworden war, übten sie vor Allem in seinem Namen eine ausgedehnte Gerichtsbarkeit in allen Streitsachen aus, die an ihn als den Landesherrn gebracht wurden, nur daß sie als Kleriker von allen Kriminalsachen ausgeschlossen waren. Auch sie wurden deshalb jetzt Judices genannt, und man unterschied fortan die Judices de militia und Judices de clero; jene sind die Duces und Tribuni, diese die sieben ersten Notare. Ob unter die Judices de clero auch der Vicedominus, Superista und Vestararius gerechnet wurden, ist zweifelhaft; doch wissen wir, daß dem Vestararius stehend die Jurisdiction übertragen wurde, wenn das Kloster Farfa gegen Unterthanen des Papstes klagte.

Die genannten militairischen Beamten mit den Hofbeamten des Papstes bildeten den Adel der Stadt, der in die zwei Klassen der Optimates militiae und der Proceres ecclesiae zerfiel; eine Beamtenaristocratie, die theils durch den Umfang ihrer Befugnisse, theils durch die reiche Ausstattung der von ihnen bekleideten Aemter binnen kurzer Zeit übermächtig wurde und auch auf die Papstwahl, das wichtigste Vorrecht des römischen Volks, einen besonderen sogar gesetzlich begründeten Einfluß übte.

Das Papstthum zeigte sich bald der Macht dieses Adels in keiner Weise gewachsen, zumal alle jene einflußreichen Stellungen erblich in den Besitz einiger weniger Geschlechter kamen. Auch die Judices de clero waren verheirathet und vererbten ihre Aemter;[1]) sie gerade waren es, die dem päpstlichen Regiment am Gefährlichsten wurden. Die Gewaltthaten, die sich diese römischen Großen gegen die Päpste erlaubten, führten endlich zur Herstellung eines abendländischen Kaiserthums, dem die Päpste das bisher von ihnen allein beherrschte Gebiet freiwillig unterwarfen. Um der Tyrannei ihrer hohen Beamten zu entgehen, stellten sich die Päpste unter den Schutz und die Hoheit der fränkischen Könige.

Unfraglich übten Pipin und Karl der Große schon als Patricier gewisse Rechte im römischen Gebiet aus. Es wird uns glaubhaft überliefert, daß Karl schon vor seiner Kaiserkrönung ein Abkommen mit dem Papste traf, wonach ein Gesandter von ihm bei der Papstwahl gegenwärtig sein und er streitige Rechtsfälle vor sein Forum ziehen konnte; auch sollen schon damals königliche Missi das römische Gebiet durchzogen und Gerichtstage gehalten haben. Die richterlichen Be-

1) Man vergleiche die Stammbäume bei Galletti del Vestarario della S. R. C. p. 42 und del Primicero p. 71.

hörden waren demnach bereits dem Patricius untergeordnet. [1]) Aber eine viel bestimmtere Stellung erhielt Karl als Kaiser. So wenig er gewillt war, die weltliche Herrschaft, welche der Papst bereits gewonnen hatte, aufzuheben, so bestimmt nahm er doch die Oberherrschaft zu Rom in Anspruch und suchte die Rechte, die ihm als unveräußerliches Zubehör der kaiserlichen Gewalt erschienen, in ihrem vollen Umfange zu üben.

Wir wissen, daß Karl sich gleich nach seiner Kaiserkrönung dauernd mit der Ordnung der römischen Stadtverhältnisse beschäftigte. [2]) Die wichtigsten Aenderungen, die eintraten, waren, daß alle römischen Beamten und Würdenträger fortan, ohne ihrer Verpflichtungen gegen den Papst entbunden zu werden, zugleich kaiserliche Leute wurden, daß sie und das gesammte römische Volk dem Kaiser schwören mußten und daß vor Allem ein stehender Missus des Kaisers zu Rom eingesetzt wurde, der seinen Sitz im Palast neben der Peterskirche nahm und dem bestimmte Einkünfte von dem Einkommen derselben zugewiesen waren. Auf diesen kaiserlichen Beamten muß die hohe Criminalgerichtsbarkeit übergegangen sein, die bis dahin der Präfect geübt hatte; denn in der karolingischen Zeit gab es keinen Beamten dieses Namens in Rom. [3]) Dieser Missus war fortan der Stellvertreter des Kaisers in allen gerichtlichen Verhandlungen, wie ein vom Papst ernannter Missus diesen vertrat. Die Compositionen, welche die Verurtheilten zu zahlen hatten, wurden zu gleichen Theilen zwischen dem kaiserlichen und päpstlichen Missus getheilt, und Güter, welche für den Fiscus eingezogen wurden, konnten nur durch kaiserliche Schenkung an die Kirche übergehen. Von den Erkenntnissen der gewöhnlichen Richter konnte an den Missus oder an den Kaiser selbst appellirt werden, der im letzteren Falle einen eigenen Gesandten zur Untersuchung der Sache nach Rom schickte. Die Bischöfe und öffentlichen Beamten zu Rom konnten nur vor dem Kaiser belangt werden, der dann entweder selbst nach Rom kam und über sie urtheilte, oder den Herzog von Spoleto zur Erledigung der Angelegenheit nach Rom sandte. [4])

Im Uebrigen blieb die Kriegs- und Gerichtsverfassung Roms unverändert. Wir finden nach wie vor die Duces, Tribuni, Judices de clero und die übrigen Beamten des päpstlichen Hofes erwähnt und im Besitz ihrer früheren Befugnisse. Der weltliche Beamtenadel liebte es sich mit dem Consultitel zu schmücken, der früher in Constantinopel gekauft wurde und jetzt in ähnlicher Weise vom Kaiser oder vom Papst erstanden werden mochte, bald aber erblich in den Beamtenfamilien geworden zu sein scheint. Neben diesem Titel wurde auch der eines Senators gebraucht, der an das bei den Franken und Langobarden übliche Wort Senior anklang und allmählich in die Bedeutung desselben überging. Der römische Senat, der von dieser Zeit an wieder öfters erwähnt wird, bezeichnet nichts anders, als die Gesammtheit des römischen Adels und ist mit Nobilitas gleichbedeutend.

Nach dem Tode Karls des Großen brachen zu Rom abermals innere Strei-

---

1) Libellus de imperatoria potestate M. G. III. 720. Papst Hadrian schrieb an Karl im Jahre 789: Constantinus et Paulus, duces et nostri vestrique. Cenni Monumenta dominationis pontificiae I. 502.

2) Einhardi Annales 801.

3) Weder der Libellus noch die Urkunden jener Zeit erwähnen des Präfecten. Unmöglich ist dies ein Zufall.

4) Libellus de imp. pot. L. l. 720. 721.

tigkeiten bedenklicher Art aus, die auch die Grenzen der kaiserlichen und päpstlichen Gewalt in Frage stellten. Im Jahre 824 ging Lothar nach Rom und stellte die Ordnung her. Die Constitution, welche er damals erließ, mußte der regierende Papst schriftlich anerkennen und sollte fortan von jedem seiner Nachfolger vor dem Missus eidlich bekräftigt werden, ehe die Ordination erfolgte. Diese wichtige Constitution ist uns erhalten und bildet eines der erheblichsten Actenstücke, um die Verfassung Roms in der karolingischen Zeit zu erkennen. [1])

Die Constitution Lothars erwähnt nur zwei Klassen von richterlichen Beamten zu Rom, die Duces und die, welche sie schlechthin Judices nennt. In letzteren kann man meines Erachtens im Gegensatz gegen die Judices de militia nur die Judices de clero sehen. Von diesen zwei Klassen wird nun mit unzweideutigen Worten gesagt, daß sie zunächst päpstliche Beamte waren und vom Papste eingesetzt wurden; doch sollten sie vor dem Kaiser erscheinen, damit er ihre Zahl und ihre Namen erfahren und sie auf ihre Verpflichtung hinweisen könne. Zur Beaufsichtigung dieser Beamten sollte von Seiten des Kaisers und Papstes je ein Missus bestellt werden; beide sollten alljährlich an den ersteren darüber berichten, wie das Recht gehandhabt wird, Beschwerden wegen Rechtsverweigerung aber zunächst an den Papst bringen, daß er sie sofort von einem von ihnen erledigen lassen könnte; geschehe dies nicht, so sollte der kaiserliche Missus an den Kaiser Bericht erstatten, der dann besondere Gesandten zur Entscheidung der Sache nach Rom senden wollte. Daß neben den hier erwähnten Missi, die theils zur alljährlichen Beaufsichtigung der Beamten und Berichterstattung an den Kaiser, theils zur Erledigung einzelner Rechtsstreitigkeiten bestimmt waren, es auch ferner einen stehenden kaiserlichen Missus zu Rom gab, kann nicht zweifelhaft sein, und die Constitution selbst gedenkt desselben bei Gelegenheit des Eides, der den neugewählten Päpsten auferlegt wurde.

Das erwähnte Gesetz Lothars ist außerdem von besonderer Wichtigkeit durch eine in ihm enthaltene Bestimmung, zufolge welcher jeder im römischen Volke über das Recht, nach welchem er leben wolle, befragt und dann nach demselben gerichtet werden solle. Da man seitdem nicht allein nach römischem, sondern auch nach fränkischem oder langobardischem Recht in Rom leben konnte, mußten nothwendiger Weise germanische Rechtsprincipien dort Eingang gewinnen, wie auch das Proceßverfahren der Franken dort nicht mehr unbekannt war. Denn die fränkischen Missi tagten zu Rom in derselben Weise, wie in anderen Theilen der fränkischen Monarchie, wie wir aus einem Rechtsstreit des Klosters Farfa mit dem Papste sehen, der im Jahre 829 vor den beiden kaiserlichen Missi, dem Bischof Joseph und dem Grafen Leo, von römischen Richtern, die hier als Schöffen dienten, und unter einem zahlreichen Umstande aus dem Volke entschieden wurde. [2])

Als sich unter Johann VIII. das Papstthum mit der kaiserlichen Gewalt in Zwiespalt setzte, kamen die Kaiserrechte in der Stadt in Verfall. [3]) Wenn auch in der Folge die Päpste die Kaiser, welche sie selbst herbeigerufen oder nothgedrungen gekrönt hatten, dem Namen nach als ihre Oberherren anerkannten und

---

1) M. G. Legg. I. 239.

2) Galletti del Primicero p. 183.

3) Merkwürdig ist in einer Bulle Johanns VIII. das Datum: imperatore Domino Jesu Christo anno pontificatus etc. Nouveau Traité de Diplomatique V. 191.

die Römer ihnen für den Augenblick Treue schwuren, [1]) wenn selbst noch kaiserliche Missi zeitweise in Rom erschienen und einzelne Appellationen an den Kaiser ergingen, [2]) so war dies doch Alles ohne durchgreifende Wirkung, und dazwischen fielen längere Zeiträume, wo der kaiserliche Thron erledigt war. Es wird uns glaubhaft versichert, [3]) daß es seit Karl dem Kahlen keinen stehenden kaiserlichen Missus mehr in Rom gegeben habe und die kaiserlichen Gerechtsame nicht mehr wahrgenommen seien. Unter diesen Umständen ging die Herrschaft in der Stadt dem Namen nach ganz auf die Päpste über; in Wahrheit aber wurde dieselbe von jenen römischen Adelsfamilien ausgeübt, die sich längst erblich in den Besitz aller einträglichen und einflußreichen Aemter gesetzt hatten. Die priesterliche Herrschaft konnte in Rom um so weniger zu Kraft und Selbstständigkeit gedeihen, als die Stadt damals von allen Seiten von den schlimmsten Feinden umringt war und zugleich von den inneren Streitigkeiten der Großen selten lange Ruhe gewann. Die Bedrängnisse von außen, wie die inneren Zerwürfnisse drohten Rom die Beute bald der Markgrafen von Camerino, bald der Herzöge von Spoleto, bald der langobardischen Könige werden zu lassen; von diesen Gefahren befreite Alberich die Stadt, indem er sie zum Sitz eines abgeschlossenen Fürstenthums machte.

Alberich, der uneheliche Sohn des Markgrafen Alberich von Camerino und der Römerin Marozia, herrschte unter dem Titel: Princeps et senator omnium Romanorum [4]) d. h. Fürst und Herr aller Römer, mit unumschränkter Gewalt über Rom, wenn er dem Schein und Namen nach auch die Herrschaft des Papstes bestehen ließ. Alberichs Regiment glich mehr dem eines germanischen Kriegsfürsten, wie er denn auch der Sohn eines langobardischen Häuptlings war, als daß es einen eigentlich römischen Charakter trug. Er entschied über Krieg und Frieden, befehligte die römische Heeresmacht, entbot die römischen Großen zu Hoftagen, übte das Criminalgericht und ließ in seiner Gegenwart bürgerliche Streitigkeiten durch die zu Rom bestellten Richter entscheiden. [5]) Es bezeichnet die volle Selbstständigkeit seiner Stellung, daß er Münzen mit seinem Namen und Bilde schlagen ließ. [6])

Alberichs Herrschaft ging in ihrem ganzen Umfange auf seinen Sohn Octavian über, der auch den letzten Schimmer der Abhängigkeit von einer andern Macht entfernte, indem er selbst den päpstlichen Stuhl einnahm. Indessen konnte sich Octavian kaum acht Jahre in der gewonnenen Selbstständigkeit behaupten; von allen Seiten bedrängt, rief er König Otto über die Alpen und krönte ihn zum Kaiser. Die Bedingungen, durch welche er seine Macht zu sichern geglaubt hatte, hob er selbst durch seine Empörung auf und wurde endlich von demselben Kaiser

---

1) Der Kaiser Arnulf geleistete Eid steht M. G. Legg. I. 562.

2) Lamberti imp. Conventus Ravennas M. G. Legg. I. 563.

3) Libellus de imp. pot. L. l. 722. Selbst bei der Einsetzung der Päpste war kein kaiserlicher Missus mehr zugegen. Canon de electione papae v. J. 898. M. G. Legg. II. B 158.

4) Dieser Titel ist allein durch gleichzeitige Urkunden verbürgt, doch nennt schon eine Urkunde v. J. 983 (Muratori Antiquitates I. 381) Alberich Patricius und ebenso Flodoard und Liudprand.

5) Benedicti Chronicon c. 34. Man vergleiche die Documente (A).

6) Provana Studii critici. 143.

entsetzt, dem er die Krone zugewendet hatte. Seitdem war Rom ganz in den Händen des neuen Kaisers. Es ist bekannt, wie die Römer selbst ihr wichtigstes Vorrecht, den Stuhl Petri zu besetzen, an Otto aufgeben mußten und wie sie dann, da sie den von ihm eingesetzten Papst nicht anerkennen wollten, durch ein großes Blutgericht dazu gezwungen wurden. Da erst wurde die kaiserliche Autorität in ihrer ganzen Strenge gezeigt; fünf Jahre hintereinander hielt sich Otto dann in Italien auf, oft in Rom selbst, und übte hier eine Herrschaft, welche die der Päpste völlig in Schatten stellte. Als höchster Gesetzgeber, Richter und Kriegsfürst der Römer trat er auf und hielt Reichsversammlungen und Hoftage in dem Palast neben der Peterskirche, auf denen er über die wichtigsten Angelegenheiten der Stadt entschied.

Es entsteht die Frage, was sich während dieses Wandels der Verhältnisse von den früheren Einrichtungen zu Rom erhalten hatte. Schon die Bemerkung, daß uns nirgends mehr in den Urkunden Tribunen entgegentreten, läßt schließen, daß die alte Heeres- und Gerichtsverfassung Roms eine durchgreifende Umgestaltung erfahren hatte, und eine nähere Betrachtung der veränderten Stellung der Duces führt zu demselben Resultat.

In den kleinen Territorien, in welche das römische Gebiet zerfiel, finden sich jetzt selten Duces genannt, wie denn die Tribuni ganz verschwinden; dagegen treten nach und nach Comites hervor, und die Territorien werden bisweilen als Comitatus bezeichnet. Wie diese Umwandlung im Einzelnen vorging, läßt sich nicht mehr nachweisen, doch liegt auf der Hand, daß sie unter der Einwirkung des germanischen Lebens erfolgte, wie denn einzelne dieser neuen Grafengeschlechter selbst germanischen Ursprungs waren. [1]) Neben den Comites werden auch Vicecomites und Guastaldiones erwähnt.

In Rom selbst werden allerdings noch vielfach Duces genannt, aber sie stehen nicht mehr an der Spitze der römischen Miliz; wie diese jetzt die niederen Bürgerklassen vorzugsweise oder vielleicht ausschließlich umfaßte, so tritt uns als Führer derselben bei Liudprand auch ein Mann aus dem Volke entgegen. [2]) Die Duces zu Rom haben ferner keinen Antheil an der Jurisdiction mehr, sondern erscheinen in Gerichtsverhandlungen nur als angesehene Zeugen im Umstande. Wenn daher in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts Duces in Rom vorkommen, die meist auch den Consultitel führen, so ist ihr Titel nicht mehr als Bezeichnung eines Amtes, sondern des Standes anzusehen. Denn schon hatte sich in der Stadt ein Erbadel vollständig ausgebildet; in den Urkunden werden die Nobiles oder Optimates stets besonders ausgezeichnet, während ihnen gegenüber die Plebs steht, auch Vulgus populi genannt, deren Mitglieder als Viri hu-

---

1) Schon 911 erscheint ein Comes Adrianus cum sex iudicibus in Tibur (Muratori Antiquit. V. 773.) Rodfred, Graf in der Campagna, wird im Jahre 965 in den Vitae pontif. erwähnt. Berardus inclitus comes Tiburtine in einer Urkunde von 983 (Muratori Antiquit. I. 382). Benedictus domini gratia inclitus comes seu Stephania illustrissima femina comitissa senatrix. Urkunde von 987 (Nerini Storia di S. Alessio 382). Andere Beispiele finden sich in dem alten Güterverzeichniß der römischen Kirche bei Borgia Breve istoria del dominio temporale. Documenti No. 1.

2) Ex plebe Petrus, qui et Imperiola est dictus, adstitit cum omni Romanorum militia. Hist. Ottonis c. 9. Wahrscheinlich ist Petrus, qui et Imperio vocatur (Documente D) dieselbe Person.

miles oder Decarcones [1]) bezeichnet werden. Daß das häufig vorkommende Consul et dux nur als eine Titulatur anzusehen ist, ergiebt sich unter Anderm aus der unter den Documenten (A) gedruckten Urkunde vom Jahre 939; in derselben unterzeichnet sich der Superista Johannes als Consul et dux, wie der Vestararius Theuphilactus als Consul. Zum letzten Male finde ich zu Rom die Jurisdiction einem Dux beigelegt in einer Urkunde vom Jahre 943, in der neben ihm noch drei Judices ordinarii als erkennende Richter erscheinen. [2])

Die hier neben dem Dux erwähnten Judices ordinarii sind die alten Judices de clero, die durch allen Wechsel der Zeiten ihre richterliche Stellung bewahrt hatten, diese aber wie bisher mit den Duces, so fortan mit den Judices dativi theilen mußten, die in Rom zuerst in einer Urkunde vom Jahre 961 nachzuweisen sind, [3]) während sie in Ravenna und im Exarchat mehr als hundert Jahre früher erscheinen. [4]) Die Dativi treten so um die Mitte des zehnten Jahrhunderts als Richter gewissermaßen an die Stelle der römischen Duces, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß diese Veränderung mit einer durchgreifenden Umwandlung des ganzen römischen Gerichtsverfahrens zusammenhing. Die Judices dativi sind nehmlich im Wesentlichen nichts anders, als Schöffen, [5]) und ihre Einführung bezeichnet den Punkt, wo in Rom das germanische Proceßverfahren vollständig durchdrang. Von dieser Zeit an wurde das Gericht in Rom regelmäßig unter dem Vorsitz eines Richters gehalten und mit einer Mehrzahl von Urtheilern besetzt, die in Gegenwart angesehener Männer nach dem römischen, langobardischen oder fränkischen Recht, je nachdem die Parteien sich zu dem einen oder anderen Rechte bekannten, den Urtheilsspruch fanden. Die uns erhaltenen Urkunden über gerichtliche Verhandlungen jener Zeit zeigen meistentheils einen hohen Beamten als Vorsitzer und sieben Urtheiler, entweder drei Ordinarii und vier Dativi oder vier Ordinarii und drei Dativi. In geringeren Sachen führten aber auch einer oder mehrere der Ordinarii den Vorsitz, und Causidici traten dann als Urtheiler ein. [6]) Von wem die Dativi bestellt wurden, wird nirgends bestimmt gesagt, doch scheint es nach einer unter Otto III. gebräuchlichen Formel, als ob sie vom Primicerius erwählt wurden. [7])

Etwa gleichzeitig mit der Einführung der Dativi wurde das Amt des Praefectus urbis hergestellt, das nach ein und einem halben Jahrhundert in einer Urkunde vom Jahre 955 zum ersten Male wieder genannt wird. [8]) Vielleicht erklärt sich die Herstellung dieses Amts am Einfachsten aus der eigenthümlichen Stellung

1) Dies ist die richtige Leseart, wie sich aus allen alten Handschriften der Vitae pontif. ergiebt. Die Ableitung des Worts ist dunkel; die Bedeutung nicht, wenn man die Stellen aufmerksam ansieht.

2) Galletti del Primicero. 198. 199.

3) Marini Papiri diplomatici 160.

4) Nach v. Savigny werden hier die ersten Dativi im Jahre 838 erwähnt. Auch das kann unmöglich ein Zufall sein, daß mehr als ein Jahrhundert nachher sich noch kein Judex dativus in Rom erwähnt findet.

5) Hegel I. 329.

6) Galletti del Primicero 295—297.

7) Documente E. Noch Benzo nennt im elften Jahrhundert den Primicerius den Vorsteher des ganzen römischen Gerichtswesens.

8) Stephanus de Theodoro prefecto. Marini Papiri diplomatici 39.

Johanns XII., der als Papst weder im Blutgericht noch in der Heeresführung an die Stelle seines Vaters treten konnte; der Präfect trat hier für ihn ein und gewann so eine ähnliche Stellung, wie die Vögte bei den bischöflichen Kirchen hatten. Theodorus, der erste römische Präfect dieser neuen Ordnung, und jener Petrus, der sich im Jahre 965 gegen Otto I. empörte, waren unfraglich vom Papste selbst eingesetzt und bestellt; später aber nahm der Kaiser die Bestellung des Präfecten in die Hand, der von dieser Zeit an für den ersten kaiserlichen Beamten in der Stadt galt. Es scheint, daß Otto I. neben dem Präfecten Anfangs noch einen besonderen Pfalzgrafen zu Rom einsetzte, [1]) dessen Schöffen die Judices ordinarii waren, die nun auch palatini genannt wurden. Die Stellung des Pfalzgrafen wurde aber wohl später mit der des Präfecten verbunden und kam so bald in Vergessenheit. Besondere Missi pflegten die Ottonen für richterliche Geschäfte nicht nach Rom zu schicken, wie aus einer Urkunde vom Jahre 983 erhellt, nach der zwei Missi Ottos II. zu Rom nur unter ausdrücklicher Zustimmung des Papstes und nach seinem Wunsche tagten; [2]) der Präfect galt später gleichsam für den stehenden Missus und Pfalzgrafen des Kaisers.

Der Präfect vereinigte hiernach die Macht, welche der stehende Missus zu Karls des Großen Zeiten gehabt hatte, mit der eines obersten Vogts der römischen Kirche und des Papstes. Den Umfang seiner Rechte erkennt man aus seinem Amtseide, dessen Formel uns aus dem zwölften Jahrhundert überliefert ist. Er hatte hiernach alle Gerechtsame und Einkünfte der Kirche im ganzen römischen Gebiet zu wahren und zu beaufsichtigen, für die Sicherheit der Wege zu sorgen, die Gerechtigkeit zu handhaben, die Aufsicht über alle Burgen und Festen zu führen, deren Befehlshaber ihm untergeordnet waren. Außerdem wissen wir, daß ihm der Blutbann vorbehalten war, daß ihm in den wichtigsten Rechtssachen der Vorsitz im Gerichte zustand und daß die Vollstreckung des Urtheils zu seinen Obliegenheiten gehörte. Nach ordnungsmäßigem Gange wurde der Präfect in der Folge vom Kaiser bestellt und empfing seine Gewalt mit dem gezogenen Schwerdte.

Diese Umgestaltungen erfuhren durch Alberichs Gewaltherrschaft und die Erneuerung des abendländischen Kaiserthums die Verhältnisse Roms und erhielten sich so im Wesentlichen bis auf die Zeit, wo Otto III. die Stadt zu seiner dauernden Residenz ersah. Die Auflehnung des Johannes Crescentius, der während der Minderjährigkeit Ottos einen Versuch machte, sich unter dem Namen eines Patricius eine selbstständige Macht in Rom zu gründen, hatte so wenig, wie früher das ähnliche Unternehmen seines Vaters, dauernden Erfolg und ließ keine nachhaltigen Einwirkungen zurück.

Die Stadt Rom nahm in den Plänen Ottos III. eine so hervorstechende Bedeutung ein, daß er den Verhältnissen derselben wohl eine besondere Sorgfalt zuwenden mußte. Es scheint in der That, daß er dem römischen Senat, d. h. den römischen Großen, [3]) eine bestimmtere Constitution gegeben und an die Spitze desselben Consuln gestellt habe; wie uns denn eines seiner Edicte an „die Consuln,

---

1) Sergius comes palatii. Urkunde vom Jahre 983 (Muratori Antiquit. I. 379). Johannes praefectus comes palatii. Urkunde von 998. Galletti del Pr. 226.

2) Es ist die so eben angeführte Urkunde bei Muratori.

3) Daß Senat in dieser Zeit nichts anders als die Gesammtheit der Großen bezeichnet, sieht man recht deutlich aus den Gesetzen des h. Stephan, in denen häufig erwähnt wird, daß sie senatus decreto erlassen seien.

den römischen Senat" und die anderen Fürsten Italiens erhalten ist. [1]) Es mag damals, da neue Consuln eingeführt wurden, der erbliche Consultitel abgeschafft sein, da der Titel seit dem Jahre 1000 seltener wird. Wie aber dem auch sei, der Senat und die römischen Consuln Ottos III. haben niemals auf die Verhältnisse der Stadt einen erheblichen Einfluß geübt. Wichtiger war, daß dieser Kaiser, der geflissentlich bei seiner Krönung den Titel eines Patricius selbst angenommen hatte, in Nachahmung der byzantinischen Hoforbnung einen von sich abhängigen Patricius einsetzte. Der erste Patricius [2]) in diesem Sinne ist der Römer Ziazo oder Zazzi, der den Kaiser im Jahre 1000 auf seiner Reise durch Deutschland begleitete und im Jahre 1001 als Anführer eines kaiserlichen Heeres gegen Rom gesandt wurde. Das von Otto III. neugestiftete Patriciat hat sich dann längere Zeit in Rom erhalten, obgleich nicht in der Bedeutung, die ihm ursprünglich der Kaiser geben wollte, und die wir aus einer uns überlieferten Formel, die bei der Einsetzung des Patricius angewendet wurde, erkennen.

Es sind uns nehmlich einige Formeln aus der Zeit Ottos III. erhalten, [3]) die uns erhebliche Aufschlüsse sowohl über die städtischen Verhältnisse Roms zu jener Zeit, als über die Absichten dieses Kaisers, Rom zum Mittelpunkt einer Universalherrschaft zu machen, gewähren. Die erste giebt die Ceremonien an, unter denen der Patricius eingesetzt wurde, und aus ihnen wird klar, daß dieser Beamte der Stellvertreter des Kaisers nicht allein in den städtischen, sondern in allen Reichsangelegenheiten sein sollte. Die zweite Formel bezieht sich auf die Einsetzung der römischen Richter, die unter Ueberreichung des Justinianischen Gesetzbuchs und Hinweisung auf stricte Ausführung desselben erfolgte; der Kaiser gab dabei den Richtern zu erkennen, daß sich nicht allein über die Stadt, sondern über den Erdkreis ihre Autorität erstrecke, was darin seine Erklärung findet, daß sie seine rechtskundigen Schöffen im Kaisergerichte waren. Die dritte Formel, die nur unvollständig erhalten ist, betrifft die Ertheilung des römischen Bürgerrechts, das bei der großen Vorliebe des Kaisers für alles römische Wesen als ein Privilegium angesehen werden konnte, der Kaiser mindestens so angesehen wissen wollte.

Zu diesen Formeln tritt ein Verzeichniß der verschiedenen Richterklassen im römischen Gebiet hinzu, das uns zwar getrennt von jenen überliefert ist, aber seinem Inhalte, wie seiner Form nach aus derselben Quelle mit ihnen zu fließen scheint und jedenfalls auch der Zeit Ottos III. angehört. Dieses Verzeichniß unterscheidet drei Klassen von Richtern: 1) die Judices palatini oder ordinarii, 2) die Consules, 3) die Pedanei. Die sieben Judices palatini, die einzeln nach ihren besonderen Geschäftskreisen durchgegangen werden, sind als römische Kleriker

1) M. G. Legg. II. 37. Die von Hegel vorgeschlagene Aenderung consul statt consulibus scheint mir nicht haltbar.

2) In einer Urkunde vom Jahre 975 (Annales Camaldul. I. App. 96) findet sich unter den Zeugen ein Benedictus patricius. Doch ist hier patricius wohl nur als Titulatur anzusehen, wie bei dem Johannes consul et patricius, der in einer ravennatischen Urkunde vom Jahre 967 erwähnt wird. (Fantuzzi II. 27).

3) Einen verbesserten Text dieser Formeln gebe ich unter den Documenten (E). Daß sie der Zeit Ottos III. angehören, ist jetzt allgemein angenommen. Zu den von Anderen beigebrachten Gründen will ich nur den noch hinzufügen, daß sich kaiserliche Protospatharien in dem Zeitraume, der überhaupt in Betracht kommen kann, zu Rom nur unter Otto III. finden; ein solcher erscheint aber in der ersten Formel.

bezeichnet, die deshalb in Criminalsachen kein Urtheil fällen; sie haben ihren Sitz zu Rom und sind ohne einen bestimmten Gerichtssprengel. Die Consules, die im Verlaufe auch Comites genannt werden, haben dagegen ihre besonderen Gerichtssprengel und urtheilen, wie in bürgerlichen Sachen, so auch in Criminalprocessen. Die Pedanei endlich, die sich auch schlechthin als Judices hier bezeichnet finden, werden von den Grafen bestellt, um ihnen das Recht zu weisen; es sind also Schöffen in dem einzelnen Gerichtsdistricten der römischen Landschaft oder Judices dativi, wie sie sich damals nicht allein zu Rom, sondern auch in den einzelnen Städten des römischen Gebiets nannten. Man erkennt aus diesem Verzeichniß, daß der Name der Comites sich zu jener Zeit noch nicht recht im Römischen eingebürgert hatte und daß man dem Gerichtsherrn noch meist den Titel eines Consul beilegte, daß sich indessen die Formen des Grafengerichts bereits fest ausgeprägt hatten. Weshalb der Präfect und die Judices dativi [1]) in Rom selbst in dem Verzeichniß nicht besonders erwähnt werden, läßt sich nicht ermitteln, da wir den Zusammenhang, in dem das Stück ursprünglich stand, nicht kennen.

In diesen Aufzeichnungen aus der Zeit Ottos III. sehen wir deutlich, daß die römischen Richter damals ebensowohl als kaiserliche, wie als päpstliche Beamte angesehen wurden, und eine Reihe gleichzeitiger Urkunden [2]) zeigt sie uns als Schöffen in Gerichtssitzungen, welche der Kaiser selbst, sein Patricius oder der Präfect abhielt. Der Primicerius und Secundicerius scheinen sogar am Hofe Ottos eine besonders bevorzugte Stellung eingenommen zu haben, denn sie werden geradezu als die ersten Räthe des Kaisers bezeichnet, „die ihn zur Rechten und „Linken umgeben, gleichsam mit ihm regieren, und ohne welche er nichts Großes „beschließen kann." Im Uebrigen erkennen wir in Allem auch hier, wie sich Otto bemühte, die Ordnungen und Formen in Rom einheimisch zu machen, die am Hofe von Byzanz im Gange waren.

Was in diesen Einrichtungen auf einen dauernden Aufenthalt des Kaisers in Rom berechnet war, ging mit dem Tode desselben unter. Die römischen Richter und Beamten behielten allein die locale Bedeutung, die sie vordem gehabt hatten. Die Stellung des Patricius erhielt sich zwar, sank aber auch von ihrer allgemeinen Bedeutung herab und bewahrte sich nur für die Stadt und ihr Gebiet Geltung. Der Patricius galt in der Folge für den Stellvertreter des Kaisers in Rom und konnte als solcher auch dem Präfecten Befehle ertheilen. [3])

Während der Kaiser die Einrichtungen von Byzanz nach Rom zu verpflanzen suchte, übertrug sein Lehrer Papst Silvester II. die fränkischen Lehnsverhältnisse, soviel wir wissen, zuerst auf die römischen Gegenden. Bis dahin hatte die römische Kirche, wie sie einzelne Grundstücke gegen einen festgestellten Zins in Pacht gab, so auch ganze Städte und Territorien in Pacht meist auf drei Generationen ausgethan. [4]) Silvester II. erkannte das Nachtheilige dieses Verfahrens und gab zuerst dem Grafen Darferius die Stadt und Grafschaft Terracina zu Lehn. Noch häufig kehrten die Päpste freilich zu den alten Pachtverhältnissen zurück, aber allmählich faßte doch das Lehnswesen auch im Römischen festen Fuß. [5])

---

1) Der Präfect und die Dativi zu Rom werden gerade zu Ottos III. Zeiten vielfach in Urkunden erwähnt.
2) Galletti del Primicero 219—231.
3) Galletti del Primicero 241.
4) Man vergleiche die Urkunde Johanns XIII. bei Jaffé Reg. pont. Rom. No. 2870.
5) Jaffé Reg. pont. Rom. No. 2996.

So bildeten sich hier innerhalb des zehnten Jahrhunderts die Standesverhältnisse, die Gerichtsverfassung und zuletzt selbst die Eigenthumsbestimmungen unter den Einwirkungen des germanischen Wesens um; Alles näherte sich den Zuständen, die in dem lombardischen Italien längst bestanden und sich auch im Ravennatischen bereits durchgearbeitet hatten. Das römische Gebiet hatte seine Grafen und Schöffen; in Rom selbst erscheint der Präfect halb in der Stellung eines Grafen, halb eines bischöflichen Vogts und hat in den Judices ordinarii und dativi seine rechtskundigen Urtheiler. Die Verwaltung der Stadt theilt er mit den Judices ordinarii, die zunächst Minister und Hofbeamte des Papstes sind, aber zugleich als kaiserliche Leute gelten. Von einer selbstständigen Regierung der Stadt und Beamten, die frei von der Bürgerschaft gewählt wären, findet sich keine Spur. Die leeren Namen der Consuln und Senatoren dürfen nicht irren; sie sind nur Bezeichnungen des adligen Standes, nicht eines Amtes, wie der römische Senat jener Zeit nicht einen Stadt- oder Reichsrath, sondern die Gesammtheit der römischen Großen bezeichnet.

Anmerkung.

Unter dem Titel: Graphia aureae urbis Romae hat Ozanam neuerdings in den Documents inédits p. 155—183 nach einer Handschrift des dreizehnten oder vierzehnten Jahrhunderts, die sich zu Florenz in der Laurentianischen Bibliothek befindet, eine merkwürdige Schrift herausgegeben, die in ihrer ersten Hälfte vielfach wörtlich mit dem bekannten Liber de mirabilibus urbis Romae übereinstimmt, in der zweiten Hälfte aber dieses Buch gleichsam fortzusetzen scheint.

Die Graphia beginnt mit einer Topographie Roms, die in Form und Inhalt sich an die der Mirabilia anschließt, nur daß sie manche weitere Ausführungen und eigenthümliche Zusätze enthält. Dann aber nimmt sie mit den Worten: his itaque prelibatis, nomina et dignitates illorum, qui in excubiis imperialibus perseverant, describamus einen neuen Anlauf und beschreibt einen glänzenden kaiserlichen Hofhalt, der sich nach der Darstellung des Verfassers zu seiner Zeit in Rom befand. Hier hören alsbald die Mirabilia auf, und die folgenden Abschnitte der Graphia zeigen öfters mit den Origines des Isidor und der bekannten Schrift des Kaisers Constantinus Porphyrogenitus de ceremoniis aulae Byzantinae nähere Verwandtschaft, geben aber auch manche Nachrichten und Bemerkungen, die sich sonst nirgends nachweisen lassen.

Einige gelegentliche Notizen in dem ersten Theile der Graphia befunden, daß sie die jetzt vorliegende Gestalt um das Jahr 1160 erhielt, also etwas später als die älteste Recension der Mirabilia, die um das Jahr 1143 entstanden ist. Aber eine aufmerksame Vergleichung läßt darüber kaum einen Zweifel aufkommen, daß die Graphia nicht aus dem Liber de mirabilibus, sondern vielmehr dieses Buch aus jenem entstanden ist. Auch finden sich jene wenigen auf das zwölfte Jahrhundert bezüglichen Bemerkungen nur in dem ersten topographischen Theile, während in dem späteren Abschnitte Nichts der Art zu bemerken ist; man wird jene daher als spätere Zusätze bezeichnen und die Entstehung des Buchs viel

mehr aus den folgenden unveränderten Abschnitten erklären müssen. Diese Abschnitte setzt Ozanam in die Zeit zwischen dem sechsten und achten Jahrhundert und rückt damit unseres Erachtens die Entstehung des Buchs in ein zu hohes Alterthum hinauf, wie schon die Verwandtschaft mit der erst im zehnten Jahrhundert entstandenen Schrift des Constantinus darthut. Die Graphia kann nicht füglich vor der Ottonischen Zeit entstanden sein und scheint mir, wenn auch nicht ganz in der vorliegenden Form, doch in ihrer ursprünglichen Gestalt, die im Wesentlichen aus der Florentiner Handschrift noch zu erkennen ist, nur der Zeit Ottos III. angehören zu können; denn dieser Kaiser war der einzige, der sich damals in Rom einen dauernden Hofhalt gründete und ihn mit jenem byzantinischen Ceremoniell umgab, das die Schrift beschreibt. Neben den allgemeinen Beziehungen, welche sich in der Graphia auf die Zeit Ottos III. und zwar auf diese allein, wie mir scheint, finden, weisen zugleich noch einige Einzelnheiten specieller auf ihre damalige Entstehung hin.

Erstens finden sich jene drei Formeln, von denen oben die Rede war und die jetzt allgemein der Zeit Ottos III. zugeschrieben werden, am Schlusse der Graphia wieder, und zwar in der Gestalt, in welcher wir sie in der ältesten außerdem bekannten Handschrift [1]) besitzen, so daß sich manche Fehler dieser Handschrift aus der Graphia verbessern lassen. Die Vermuthung liegt somit nahe, daß diese Handschrift selbst die Formeln aus einem älteren Exemplar der Graphia copirt hat; zumal die Handschrift am Schluß mitten im Satz abbricht, wie in gleicher Weise die am Schlusse unvollendete Graphia. Diese älteste Handschrift der Formeln gehört aber bereits dem elften Jahrhundert an. [2])

Zweitens: Von einem zweiten in der Graphia enthaltenen Stück [3]) findet sich in einer anderen Florentiner Handschrift, wie mir durch eine gütige Mittheilung Merkels bekannt ist, eine fast wörtliche Wiederholung unter dem Titel: Incipit de VII. gradibus, quomodo nominantur apud Grecos et Latinos. Diese Handschrift gehört ebenfalls schon dem elften Jahrhundert an.

Drittens: Außer dem Kaiser wird von Personen in der Graphia nur der Dictator Tusculanensis bestimmt bezeichnet und zwar als der Anführer der kaiserlichen Leibcohorten und Comes cesariani palatii. Es ist aber bekannt, eine wie einflußreiche Stellung die Grafen von Tusculum gerade bei Otto III. einnahmen. In einer Urkunde des Kaisers wird Gregorius von Tusculum als praefectus navalis, dessen Sohn Albericus als imperialis militiae magister erwähnt. [4])

Viertens: Was von der wunderlichen Tracht des Kaisers in der Graphia erzählt wird (S. 174—176), findet in anderen Nachrichten bei Otto III. seine Bestätigung. Dieser Kaiser schenkte dem Kloster des h. Alexius seinen Krönungsmantel, auf dem die sämmtlichen Gestalten der Apocalypse in Gold eingewirkt waren. [5])

Faßt man zusammen, daß die erwähnten Handschriften des elften Jahrhunderts schon die Graphia benutzt zu haben scheinen, und daß die Verwandtschaft derselben mit den Ceremonienbüchern des Kaisers Constantinus über die Mitte des

1) Codex Vatic. 4917.
2) Vgl. Documente B. 1.
3) Primicerius palatii — — ad imperatorem. S. 171. 172.
4) Galletti del Primicero 230.
5) M. G. IV. 620.

zehnten Jahrhunderts zurückzugehen verbietet, daß manche Einzelnheiten gerade bei Otto III. und seiner Umgebung eine naheliegende Erklärung darbieten, so scheint sich die Zeit dieses Kaisers mit größter Wahrscheinlichkeit als die Periode, in welcher die Schrift entstand. Sie wird später noch mehrfach überarbeitet sein. Als der letzte Theil, weil die Kaiser des Abendlands ihren Sitz nicht mehr zu Rom nahmen, kein Interesse mehr hatte, ließ man ihn fort und schrieb nur den ersten Theil des Buchs ab, der wegen seiner scheinbaren Belehrung über merkwürdige Oertlichkeiten immer noch gern gelesen werden mochte. So entstand der Liber de mirabilibus aus der Graphia.

Betrachtet man nun die Schrift von dem Standpunkt der Ottonischen Zeit, so ist der Mangel an allen bestimmten christlichen Anschauungen in derselben überaus merkwürdig. Der Verfasser scheint nur mit Hercules, Janus, Romulus, Pompejus, Octavianus u. s. w. gelebt zu haben, sein ganzer Ideenkreis gehört dem heidnischen Alterthum an. Dies ist genug, um zu zeigen, daß er dem Hofe Ottos III. nicht eben nahe stand, daß er die Dinge nur ganz von der Außenseite kannte. Ich möchte glauben, daß die Schrift von einem römischen Grammatiker jener Zeit herrührt, der die Sachen nicht in ihrer Wahrheit, sondern nach seinen Phantasien ansah; auf einen solchen Autor lassen auch die wunderlichen Etymologien schließen, von denen die Graphia wimmelt. Ich überrede mich schwer, daß die scenischen Aufführungen, von denen er spricht, damals wirklich in Rom stattgefunden haben, und noch weniger kann ich dem Glauben schenken, was er von den Proconsuln und Dictatoren erzählt, die ihre Aemter nur auf eine bestimmte Reihe von Jahren erhielten. Die ganze Schrift wird nur mit Vorsicht benutzt werden können. Aber unfraglich hat der Verfasser doch auch gutes und zuverlässiges Material benutzt. Die drei erwähnten Formeln nahm er vielleicht aus einer Schrift de ordine palatii, die für den Ottonischen Hof dasselbe leistete, was die bekannten Bücher Hinkmars und Constantins für den fränkischen und byzantinischen Hof. Auf eine solche Schrift möchte ich auch das erwähnte Richterverzeichniß zurückführen, mindestens so weit es Johannes diaconus de ecclesia Lateranensi mittheilt. Denn die angehängte Betrachtung könnte auch einem späteren kanonistischen Werke angehören, wie sie uns denn durch ein solches, das Buch des Bonizo de vita christiana, zunächst aufbewahrt ist.

IV. Einige Documente.

A. Unedirte Urkunde, die ich aus dem Registrum Sublacense f. 171 abgeschrieben habe. Das Registrum Sublacense, nach der Mitte des elften Jahrhunderts angelegt und dann später von verschiedenen Schreibern des elften und zwölften Jahrhunderts fortgesetzt, befindet sich noch jetzt im Archiv zu Subiaco und ist der wichtigste Schatz desselben. Die Originale der im Registrum abgeschriebenen Urkunden sind meistentheils untergegangen; die ältesten noch jetzt im Archiv vorhandenen Originalurkunden sind vom Papst Paschalis II. Das Registrum Sublacense hat manche Beiträge für Muratori und Galletti geliefert, ist aber noch keineswegs erschöpft. Die hier mitgetheilte Urkunde citirt Georgi zum Baronius (z. J. 938), und Muratori hat ein kurzes Excerpt mitgetheilt (Antiquitates V. 773).

B. Nach der dem zehnten Jahrhundert angehörigen Karlsruher Handschrift der Briefe des h. Bonifacius schon bei Würdtwein Epistolae s. Bonifacii p. 377 und hiernach in Giles Opera s. Bonifacii I. 286 herausgegeben. Doch ergiebt die Vergleichung der Handschrift wesentliche Verbesserungen.

C. Aus der ältesten und besten Handschrift des Cencius Camerarius, die sich zu Florenz in der Bibliotheca Riccardiana befindet (Cod. 228 f. 141), von mir abgeschrieben; nach einer schlechteren Handschrift des Cencius hat Muratori die Urkunde in den Antiquitates V. 807 abdrucken lassen. Einige Verbesserungen sind erheblich, selbst für die Chronologie der Reise Geros nach Rom.

D. Unedirte Urkunde aus dem Registrum Sublacense f. 143.

E. 1. Edirt von Blume im Rheinischen Museum für Jurisprudenz V. 123—126 nach zwei Vaticanischen Handschriften, von denen Cod. 4917 dem elften, Cod. 1983 dem fünfzehnten Jahrhundert angehört und sicher nur Copie der ersten ist; neuerdings abermals herausgegeben von Ozanam in den Documents inédits p. 182. 183, wo die drei Stücke den Schluß der Graphia aureae urbis Romae bilden. Ozanams Text stimmt fast durchgehends mit dem des Cod. 4917 überein und giebt in zwei oder drei Fällen wesentliche Verbesserungen. Die beiden römischen Handschriften habe ich in der Vaticanischen Bibliothek noch einmal verglichen.

2. Edirt von Blume a. a. O. 129—132 nach dem Johannes diaconus de ecclesia Lateranensi, dessen Werk Mabillon im Museum Italicum II. 570 herausgegeben hat, und der Vaticanischen Handschrift 2037, die erst dem

Anfange des vierzehnten Jahrhunderts angehört. Ich habe diese Handschrift zu Rom noch einmal verglichen; bei dem Abdruck mich aber durchgängig an die Handschrift von dem Werke des Bonizo de vita christiana gehalten, die sich zu Rom im Besitz des Cavaliere Torquato di Rossi befindet und aus der mir zwei Abschriften dieser Stelle vorlagen, die eine von Giov. Batt. di Rossi, dem Neffen des Besitzers der Handschrift, die andere von Bethmann angefertigt. Die Handschrift ist um das Jahr 1100 geschrieben.

A.

Römische Urkunde vom 17. August 939.

Anno quarto pontificatus domni Stephani VIII[1] pape in sacratissima sede b. Petri apostoli ind. XV[a] mense Augusto die XVII[a]. Breve recordationis facio ego, Leonem venerabilem abbatem monasterii s. Benedicti, qui situs est in Sublacu, qualiter orta est contentio inter nos et Demetrius seu Petrus et Leone et alius Petrus, abitatores civitatis Tiburtine de fundum, qui appellatur Paterna, positum territorio Tiburtino millibus ab urbe Roma plus minus XX. Ideoque coadunati per commendatione domni Alberici glorioso principe venimus in curte ipsius principi Alberici iuxta basilica ss. apostoli ante presentia obtimatibus et iudicibus, videlicet Marinus sanctissimus episcopus s. Polimartense ecclesie seu Nicolaus primicerius atque Georgius secundicerius nec non et Andrea arcario, simulque et Johannes sacellario et Leone protoscriniario s. sedis apostolice atque Benedictus, qui dicitur Campanino, et Caloleo et Georgius dux, qui appellatur de Cannapara, Theuphilactus vestarario, Johannes superista, Demetrius de Umiliosum, Balduinus Franco, Gregorius de Abentino, Benedictus Mitcino, Crescentius, Benedictus da Flumine, Benedictus de Leone de Azo, Adrianus dux, Henricus de Sergius, ceterisque plurimis circumastantibus et residentibus coram presentiam suprascripto principe. Tunc reclamavit pro nostro monasterio Leonem monachum et dixit: Domini, fiat vestra misericordia, quia hunc Demetrius et Petrus et Leone itemque Petrus, qui hic presens sunt, cum consortibus suis inquietant nos et contendunt, ut abeamus nos illorum proprietatem. Unde precamur vestra misericordia, ut, si aliquis eis pertinet, ante vestra presentia diffiniatur. Deinde dixit Demetrius insimul cum Petro et Leone atque alius Petrus: Certe contendimus, quia de illo fundo, qui appellatur Paterna, fecerunt nobis isti monachi virtutem. Deinde diximus nos: Certe, verum non est. Sed si placet vobis, veniant cum illis suis consortibus. Et interrogavit Secundicerius Demetrio: Habes tu consortes. Et ille dixit: Domini, habeo et hic presens sunt. Deinde missi sumus ex utraque parte sub districto fideiussorem. Iterum replicato sermone dixit: Fiat vestra misericordia, quia iste abbas cum suis monachis fecit nobis virtutem. Et nos diximus: Certe, non est verum. Deinde iudicavit secundicerius: Dic tu, Demetrius, de asto ad advocatum monasterii s. Benedicti per suum sacramentum: quia nulla virtute de eodem fundum feci-

mus; iterum si abes aliquit ad contendendum, dic ante nos. Et dixerunt: Contendimus, quia fundum ipsum, qui appellatur Paterna, nostra est proprietas. Et dixerunt monachi: Quit vobis pertinet? Demetrius cum supradictis litigantibus dixerunt: Habemus charta, sed non est hic. Tunc dixerunt iudices: Date guadia utrosque, ut tertia die post s. Marie si [1]) aduxeritis charte cum vestris consortibus. Tunc dicit de asto et advocatus monasterii jure per suum sacramentum: Quia per tue charte vos neque detinuisti neque ipsum vocabulum. Et factum est, cum veniret ad constitutum terminum. Tunc venit Demetrius cum supra prenominatis consortibus ante basilicam ss. Apostoli et coram omnibus refutavit ipsum prenominatum fundum ad Leonem abbatem et ad Leonem monachum. Quia de constitutum placitum neque charta abemus neque nulla contio facimus; sed pro futura cautela hanc breve memoratoria a prudentissimis suprascriptis legislatores me Benedictum scriniarium et tabellionem urbis Rome scribere preceperunt, in qua et omnes manus propria subscripserunt. In mense et indictione suprascripta XV.

✝ Nycolaus Dei nutu primicerius summi sedis apostolice in hanc breve memoratoria interfuit et subscripsit.

Georgius secundicerius interfuit et subscripsit.
Marinus episcopus s. ecclesie Polimartense interfuit et subscripsit.
Johannes sacellarius interf. et ss.
Andreas arcarius interf. et ss.
Leo protoscriniarius interf. et ss.
Theuphilactus consul interf. et ss.
Johannes consul et dux interf. et ss.
Georgius consul et dux interf. et ss.
Balduinum nobilem virum interf. et ss.
Benedictus scriniarius et tabellio urbis Rom. complevit et absolvit.

B.

Schreiben des Erzbischofs Wilhelm von Mainz an Papst Agapet II. vom Jahre 955.

Domno apostolicae sublimitatis culmine dignato, summo post caput Christum totius christianitatis membro papae Agapito, merito ac nomine fulgenti, Willihelmus s. Magontinae sedis minister indignus, eius dono Galliae partium Germaniaeque a se secundus, orationis, fidei, subiectionisque securitatem, in illo autem, ex quo omnia, per quem omnia, in quo omnia.

Postquam dignati fuistis vestram liquere paternitatem, apud nos quantas afflictionum iniurias perpessi sumus, vos ignorare haud dubitamus, praesertim illo exterorum evitato, internorum tali ingruente periculo, ut etiamsi conatus essem vel me vel mei nuntium vobis praesentare causa consulendi, quid agen-

1) So die Handschrift.

dum esset, obliviscerer; non utique inde, ut vestrae sanctitatis oblivionem unquam caperem, sed si hac oblitus fuero, quae me pallei vicariciique Galliae partium Germaniaeque, ecclesiamque sancti Martini iterum prius data dote, cui minister adsum, ditavit, obliviscatur me dextera mea; barbarorum videlicet gentibus christianitatem ita imprimentibus, ut nisi bello actae Deo scilicet praeliante, vel omnes nos suae subicerent potestati, vel ita ad nihilum redigerent, ut, quantum temporis quis nostrum [1]) praesentem vitam degeret, istud praesens tempus semper congemisceret; fratrum vero christianitatis nomine utentium hi partibus degentium ineffabili et nunquam sine lacrimis dicenda crassante discordia, illa, in qua pater filio, patri filius, frater fratri — non plus Cain Abel insidiatus est — ac quisque affinis affini insidiatur, omnis ordo omnisque cognatio detestatur. Non est regi locus regendi, episcopis suum subtrahitur privilegium, qui quasi pupillae Domini angariantur, exterminantur, excoecantur, sicut ille sanctae Juvavensis ecclesiae archiepiscopus Heroldus, qui Kal. Ma. captus a patruo nostro Heinrico, duce Baioriorum, sine aliquo accusatore canonico exoculatus et in exilium apud Seponam urbem religatus est; ejus vero parochia, res dico ecclesiasticas, insuper et sedem suam, vassallis praefati ducis distributa esse dinoscitur, et a proprio tutore hucusque privatur. Non personam, sed factum accuso. Dux comesque episcopi, episcopus ducis comitisque sibi operam vindicat. Non est ecclesia, quin aliquo laesa sit modo; nostram, quae ita a vestris nostrisque antecessoribus etiam praedecessoribus et numero et limite est determinata, ut quis augere velit, non egeat, si minuere minus justo esse videatur, laedere moliuntur, culpam iustitia praetendentes, aiunt, id fieri causa propagandae christianitatis. Sed miror, quae conventio Christi sit ad Belial? Quid praedae ad elemosinam? Quid maledictionis ad benedictionem? Huc accedit vestrae auctoritatis subscriptio, quae sanctae Magontinae ecclesiae mihique tale privilegium instituit, ut si quis eam aliquo honore huc habito, velit depraedari, ipse depraedetur, et nisi resipiscat, aeterno vinculo anathematis [2]) apostolica maiestate circumalligato, cui potestas data est ligandi atque solvendi, mancipetur, et in die omnium proditore, judicii dico, inde reddat rationem; tum quod monachi Magadaeburgensis coenobii eodem privilegio a vobis vestrisque antecessoribus sunt adminiculati, tum quod minorationem nostrae sedis translationemque Halberstetensis ecclesiae me vivo non consentiam, siquidem quis a falsis prophetis Romam veniens in vestimentis ovium, intrinsecus autem rapax lupus, auro gemmisque farcitus inde rediens, iactatur, se domi ferre nescio cuius munere tot pallia, quot velit, empta cum libris — quod absonum mihi a vestra apostolica maiestate posse fieri videtur — ferens apostolicas epistolas, habentes, apostolica maiestate licitum fore regi, episcopia ita ordinare, quo sibi placeat. Me inscio non id idoneum rebar; me dico, qui in partibus [3]) Germaniae Galliaeque alter iuxta christianitatem a vobis, si quid corrigendi esset, corrigere debuerim; ego a nemine, nisi a vobis pulsari. Hanc quippe

---

1) n o s t r a m. Cod.

2) aeterno vinculo anathematis fehlt und ist nach einem in derselben Handschrift enthaltenen Briefe Agapets an Wilhelm ergänzt.

3) q u i p r i u s Handschrift. Die Correctur ergiebt sich aus dem Antwortschreiben Johanns XII. an Wilhelm in derselben Handschrift.

nostrae ecclesiae praedam si ita stabiliri vos libeat, prius mittentur epistolae domno nostro regi mihique vestri misericordia vestro vicario, Brunonique s. Coloniensis ecclesiae archiepiscopo sanctaeque Treverensis ecclesiae Ruodberto archiepiscopo; loco, quo vobis placeat, mihi carissimum Magontiae, concilium sanctorum fratrum aggregetur; primo inibi de statu s. ecclesiae, de episcopis excoecatis et a sedibus suis reiectis, de coeco Heroldo et de Rathario Leodicensi ecclesiae canonice et legaliter intronizato moxque more villici sine causa eiecto, caeterisque loliis triticum sanctae ecclesiae suffocantibus causa agetur. Post vos adiens vestram appellans apostolicam dignitatem mittar ad exteras nationes causa praedicationis, si nostris non sim necessarius; et id malo, quam videre mala nostrae ecclesiae et sanctorum, sin alioquin plus valeat intercessio pecuniae Hadamari, quam pia constitutio s. Bonifacii nostri praedecessoris, vestrorumque praedecessorum, nec non antecessorum etiam nostrorum, es sint tot pallia, quot episcopi, sed non me praesule! Fidem subiectionemque vobis praebente . . .

C.

Urkunde des Markgrafs Gero vom Jahre 963. Privilegium s. Ciriaci in Gerenrodh Alberstatensis dioecesis.

In nomine sancte et individue trinitatis patris et filii et spiritus sancti. Amen. Temporibus domni Johannis summi pontificis et universalis XII[i] pape regnantibus domnis serenissimis ac piissimis imperatoribus Ottone eiusque equivoco filio, anno imperii eius secundo et regni filii eius tertio. Ego Gero divina dispensante gratia marchio post acerbam mortem filiorum meorum Sigiffridi et Geronis construxi monasterium puellarum, in quo abbatissa Athunni [1]) preesse dinoscitur, in honore beate Marie, genetricis Dei et Domini nostri, et beati Petri principis apostolorum, cui Dominus potestatem contulit ligandi atque solvendi in celo et in terra, ut ipsis dicata maneant [2]) in perpetuum pro redemptione anime mee et filiorum meorum, qui de hac luce iuvenili flore compti migrarunt. Ob hoc non longo post tempore, accepta licentia imperatorum, limina apostolorum Petri et Pauli adii, et idem monasterium cum omnibus pertinentiis eius ubicunque positis et annuali censu ditioni illorum in perpetuum subdidi, prius per pontificalis privilegii paginam, postmodum per imperatorum meorum seriem precepti, nunc vero per istius mei privilegii textum, ut nullus coheredum meorum potestatem habeat dominandi vel de rebus eorum alienandi aut donandi. Sed volo atque constituo, ut omnia integra et illibata permaneant sub iure beatorum apostolorum, quibus offero modo triginta libras argenti in presentia domni apostolici pro censu triginta annorum. Completis vero triginta annis abbatissa, que eidem mona-

---

1) So die Handschrift.
2) So die Handschrift.

sterio prefuerit, annuatim pensionem singularum librarum persolvat. Quapropter humo prostratus deprecor vos, duo magna luminaria, Petrum Paulumque, ut post funera carnis anime mee paradisi ianuas aperiatis et in futuro examine protectores ac defensores mei ante deum maneatis, quatinus post iudicium merear vobiscum lucifluis mansionibus perfrui et sine fine gaudere, annuente Domino nostro Jesu Christo, qui cum patre et spiritu sancto vivit et gloriatur Deus per infinita secula seculorum. Amen. Scriptum per manum Luzonis indignissimi sacerdotis —

D.

Römische Urkunde vom 28. Juli 966.

Temporibus domni piissimi Ottoni augusti, anno imperii sui V° indictione IXª mense Julio die XXVIIIª Breve recordationis facio ego Georgius dudum secundicerium nunc vero abbatem venerabilis monasterii pii patris Benedicti situm in Sublacu; qualiter orta est intentio inter me et Imperium de terra sationale, in quo sunt parietinis et ortuo cucumerario, sicuti est in Longura posita foris porta maiore ad latus eandem portam, quam modo clausa est. Unde pro jussione domni Stephani vestararii ad placitum venimus super eandem terram una cum ordinariis iudicibus, id est Leonem arcarium, Leonem protoscrinarium, et Johannes atque Guido dativi iudices, nec non et nobili viris, videlicet Gumpizo, Johannes de Mitzina, Theodorus filius Rufine, Johannes de Primicerio, Petrus de Cannapara, Gregorius filius Georgii, Benedictus filius Theodori, Leo filius Georgii de Cudeta, Sergius de Palatio, Bonizo a Colossus, Benedictus subdiaconus genero eius ceterisque quam plurimis ibidem astantibus. Is omnibus nominatim insimul venimus supra ipsam terram, et altercare cepimus inter nos, et ostendit pars monasterii moniminas tertiis generis et venditione, qualiter comperavit pratum in integrum cum terra sationale ad modiorum XX. cum parietinis suis, legentes ipsas moniminas et affines determinantes: a tribus lateribus vie publice circumdantur et a quarto latere arcum marmoreum, qui stat supra silice publica ante suprascriptam portam, que nunc aperta est. Et cum lectae fuissent moniminas pro partes monasterii, tunc Georgius abbas dixit: Domini, fiat Dei et vestram misericordiam, quia ista terra, de qua nunc audistis et vidistis chartas, Imperium fecit michi virtutem. Tunc respondit Imperium: Non permittat Deus, ut de ista terra virtutem tibi fecissem aut facere jussissem. Tunc ambas partes missa sub legatione in argento libre duabus et fideiiussor extitit Gregorius filius Maroze pro ex utraque parte. Deinde cepit predicto abbas cum Azzo et Andrea suis monachis ostendere via publica antiqua, sicuti egrediebatur a porta, que modo clausa est, iuxta pariete et iuxta limite, qui est de terra, que pertinet ad muro civitatis et recte per via et usque in alia via transversa, que exiit de subtus turre castellu et transit a capite de ipsa et prato per ipsam via publica recte in silice publica, que est tertiam viam, recte sub arcu

marmoreum et ab ipso arcu remagante [1]) in ipsam viam. Sed Petro, qui Imperio vocatur, contrario dicebat, non esse ipsam viam, quam ostenderunt, sed ostendit viam aliam novam, que pergit per mediam terram iuxta fossatum, sed omnes, qui illic aderant, firmantes, quia veritatem haberet monasterium, et illam esse viam, quam ostenderunt. Tunc adduxerunt evangelia in medio et advocatus monasterii, ut diceret de astum. Sed Imperio minime iurare voluit, sed publica voce proclamavit; Audite, omnes iudices et nobiliores homines, pro amore Dei omnipotentis et beati Benedicti confessoris et s. Scolastice a presenti hora refutavo hanc terram et pratum, unde intentione habuimus. Et accepto fuste refutavit terram et pratum cum parietinis, sicuti in charte monasterii legebatur, determinantes tribus viis et arcum ante ipsam porticum, quomodo prenominato abbas cum suis monachis ostendit. Tunc Imperius coram omnibus promisit, ut nullam qualibet calumnia faceret de ipsa terra neque per se neque per suos heredes aut per qualibet instrumenta chartarum, et, si inventa esse moniminas facere volentes contrarie pars monasterii, eadem hora vacua et inanis permaneat. Tunc suprascripto abbas cum consensum cuncta congregatione monasterii dedit ad Petrum, qui et Imperio vocatur, pro caritatis amore per charta libelli, diebus vite sue tantummodo, Longaria de terra, sicuti extenditur a via, que exit a porta, que est clausa, per media via, que vadis per ipsam terram iuxta fossatum, et usque in via transversa, que venit sub turre castello et redeunte per via publica latus limite iuxta terra, que pertinet ad muros civitatis usque ante portam clausa. Et finitum est ante idoneos testes in pace. Unde pro futura cautela suprascripti iudices iusserunt hanc brevem scribere michi Stephanus (scriniarius [2])) s. Romane ecclesie. In mense et indictione suprascripta IX[a]

+ Leo Domini gratia arcario s. sedis apostolice huic brevi memoratorie interfuit.

Leo proto et magister censuum interfuit.

Johannes dativus iudex.

Theodorus. Georgius consul et dux. Johannes consul et dux.

Sergius. Petrus nobilem virum.

Stephanus scriniarius et tabellio urbis Rome complevit et absolvit.

E.

Quellen für die Geschichte der Verfassung Roms um das Jahr 1000.

1.

Qualiter patricius sit faciendus.

Patricii ergo dignitas taliter disponenda est, quatinus illa dignitas non uili persone, nec alicui concedatur ignoto. Sit enim ualde notus imperatori,

1) So in der Handschrift.

2) Fehlt in der Handschrift.

sit fidelis et prudens, non elatus. Protospatharius ueniens ante imperatorem osculetur suum humerum, et dicat: „Maxime imperatorum, adest quem uocasti.“ Tunc stet ad sinistram imperatoris yparchus illius, quem nos dicimus praefectum, et dicat ei imperator: [1]) „Cum protospathario futurum patricium adducito.“ Dum autem uenerit patricius, in primis osculetur pedes imperatoris, deinde genu, ad extremum osculetur ipsum. Tunc osculetur omnes Romanos circumstantes, et dicant omnes: „Bene ueniatis.“ [2]) „Nobis nimis laboriosum esse uidetur, concessum nobis a deo ministerium me solum procurare. Quocirca te nobis adiutorem facimus, et hunc honorem concedimus, ut ecclesiis dei et pauperibus legem facias, et ut inde apud altissimum judicem rationem reddas.“ Tunc induat ei mantum, [3]) et ponat ei in dextra [4]) indice anulum, et det ei bambacinum propria manu scriptum, ubi taliter contineatur inscriptum: „Esto patricius misericors et iustus.“ Tunc ponat ei in caput aureum circulum, et dimittat eum.

Qualiter iudex constituendus sit.

Quando iudex constitui debet, veniat autem [5]) ad imperatorem, et ducat [6]) eum primicherius. Tunc dicat imperator: „Primicheri, [7]) uide ut non sit seruus alicuius, neque ita pauper, ut meam [8]) perdat animam in acquirenda [9]) sibi pecunia.“ Tunc dicat imperator iudici: „Caue ne aliqua occasione Justiniani sanctissimi antecessoris nostri legem subuertas.“ Et ille e contra: „Perpetuis maledictionibus percutiar, si hoc faciam.“ Tunc imperator faciat eum iurare, quod nulla occasione [10]) subuertat legem. Tunc induat eum imperator mantum, et conuertat fibulam ad dexteram partem et clausuram manti ad sinistram, significans quod lex ei debeat esse aperta et falsum testimonium clausum [11]), et det ei in manum librum codicum et dicat: „Secundum hunc librum iudica Romam et Leonianam orbemque universum.“ Et det ei osculum, et dimittat eum.

Qualiter Romanus fieri debeat.

Si quis Romanus fieri desiderat, humiliter ad imperatorem fideles suos mittat, postulans, [12]) ut liceat eum legi Romanae succedere, Romanumque ciuem ascribi. — Et si hoc libitum Imperatori fuerit, taliter faciendum est. Se-

---

1) So interpungirt Cod. Vat. 4917 und die Graphia aureae urbis Romae.
2) Blume ergänzt: Tunc dicat imperator.
3) So Cod. Vatic. 4917 und die Graphia; induat eum imperator mantum Cod. Vatic. 1983 und Blume.
4) dextre. Cod. Vatic. 1983. Die Graphia dextra, wie Cod. Vatic. 4917.
5) autem fehlt im Cod. Vat. 1983. Die Graphia hat ante, was wahrscheinlich das Richtige ist.
6) induceat Cod. Vat. 1983 und Blume.
7) So Cod. Vat. 4917 und die Graphia, primicherie cod. Vat. 1983.
8) meam Graphia, inēa Cod. Vat. 4917. Fehlt im Cod. Vat. 1983.
9) acquirendam. Cod. Vat. 4917.
10) nunquam occasionem. Cod. Vat. 4917.
11) Die Worte: et clausuram manti bis testimonium clausum finden sich in beiden Handschriften und sind bei Blume wohl nur durch ein Versehen ausgefallen.
12) So die Graphia, postulens Cod. Vat. 4917, qui postulent Cod. Vat. 1983 und Blume.

deat cum optimatibus suis iudicibus atque magistris, et duo ex iudicibus eant inclinatis capitibus ante imperatorem, dicentes: „Cesar noster, quid praecepit [1]) summum imperium tuum?“ Imperator econtra: „Ut amplificetur numerus Romanorum. Illum, quem uos hodie mihi denuntiastis, romanae legis jubemus . . .“ —

2.

Quot sunt genera iudicum.

Judicum alii sunt palati [2]) quos ordinarios uocamus: alii consules distributi per iudicatus; alii pedanei a consulibus creati. [3]) In Romano uero imperio et in Romana usque hodie aecclesia septem sunt iudices [4]) palatini, qui ordinarii nominantur, qui ordinant imperatorem et cum Romanis clericis eligunt papam: quorum nomina haec sunt: Primus primicerius. Secundus qui dicitur secundicerius. Qui ab ipsis officiis nomen accipiunt. Hi dextra levaque uallantes imperatorem, quodammodo cum illo uidentur regnare; sine quibus aliquid magni non potest constituere imperator. [5]) Set et in Romana aecclesia in omnibus processionibus manuatim ducunt papam, cedentibus episcopis et ceteris magnatibus, et in maioribus festiuitatibus octauam super omnes episcopos legunt lectionem. — Tertius est archarius, qui praeest tributis. Quartus sacellarius, [6]) qui stipendia erogat militibus, et Rome sabbato scrutiniorum [7]) dat elemosinam, et Romanis episcopis et clericis et ordinatis uiris largitur presbiteria. [8]) Quintus est protus, qui praest scriniariis, quos nos tabelliones [9]) uocamus. Sextus primus defensor, qui praeest defensoribus, quos nos aduocatos nominamus. Septimus amminiculator, intercedens pro pupillis et viduis, pro afflictis et captiuis. Hi pro criminalibus non iudicant, nec in quemquam mortiferam dictant [10]) sententiam, et Rome clerici sunt, ad nullos umquam alios ordines promouendi. Alii vero, qui dicuntur consules, iudicatus regunt, et reos legibus puniunt, et pro qualitate criminum in noxios dictant [11]) sententiam. [12]) Ceterum postquam peccatis nostris exigentibus, Romanum imperium barbarorum patuit gladiis feriendum, Romanas leges penitus ignorantes illiterati ac barbari iudices legis peritos in legem cogentes iurare, iudices creauerunt, quorum iudicio lis uentilata terminaretur. Hi accepta hac [13]) abusiua potestate, dum stipendia a republica non accipiunt,

---

1) So Cod. Vat. 4917 und die Graphia; precipit Cod. Vat. 1983 und Blume.
2) palatini C. Vat.
3) id est nostri indices. Zusatz des Cod. Vatic.
4) In Romana vero ecclesia usque hodie septem sunt iudices etc. Cod. Vatic.; in Romano imperio fehlt in dieser Handschrift.
5) papa. Cod. Vat.
6) Secellarius. Cod. Bon. Cellararius. Cod. Vat.
7) infirmorum. Cod. Vat.
8) id est a prebendo. Zusatz des Cod. Vatic.
9) tabiliones. Cod. Bon.
10) ditant. Cod. Bon.
11) ditant. Cod. Bon.
12) Hier endet das Stück bei Johannes diaconus de ecclesia Lateranensi.
13) ac Cod. Bon.

auariciae face succensi ius omne confundunt. Comes enim illiteratus ac barbarus nescit uera a falsis discernere, et ideo fallitur. Quod si mente pertractarent illud propheticum: „Juste iudica proximo tuo, et non accipies in iudicio personam pauperis, nec honores vultum [1]) potentis," mallent ab omni munere manus excutere, quam per cecam [2]) animi cupiditatem inlecti, dei se facere reos esse iudicio, dicentis: „Qua mensura mensi fueritis, remetietur vobis." Set et Romanis legibus rei habentur ac notabiles, qui abusiue ad libitum leges inflectentes, non iudicant ex equitate, sed propria voluntate. Hi dati sunt aecclesie in adiutorium, ut qui non reuerentur episcopos pro aecclesiastica disciplina, saltim per horum terrorem [3]) et gladios ad pacis, licet inuiti, redeant unitatem.

1) So beide Handschriften.
2) per cet'a. Cod. Vat.
3) per eorum errorem. Cod. Vatic.

Druck von M. Bruhn in Braunschweig.

Berichtigungen.

S. 6. Z. 14 lese man dem statt den.
„ 12. „ 12 ist nach der Jahresanzahl hinzuzufügen nach Christi Geburt.
„ 22. „ 16 lese man Armin statt Arnim.
„ 95. „ 19 Oswiu statt Oswin.
„ 96. „ 5 endlich statt endliche.
„ 147. „ 15 von unten 896 statt 895.
„ 177. „ 9 von unten Piligrim von Salzburg statt Piligrim von Passau.
„ 193. „ 12 von unten Burchard statt Bernhard.
„ 201 „ 16 von unten Dingolfingen statt Dingelhofen.
„ 267. „ 1 von unten andren aufstrebenden statt aufstrebenden andren.
„ 278. „ 11 u. 12 von unten sind mehrere Worte irrig mit gesperrter Schrift gedruckt.
„ 293. „ 6 933 statt 934.
„ 382. „ 16 von unten lese man daß er ein Herr statt daß ein Herr.
„ 400. „ 20 und ihnen fehlt statt undi hnen fehlte.
„ 415. „ 21 die statt diese.
„ 460. „ 18 der statt dem.
„ 469 „ 17 Havelberg statt Hamburg.
„ 503. „ 19 der heiligen Apostel statt des heiligen Apostels.
„ 575. „ 3 wahren statt wehren.
„ 641. „ 6 geordnetes statt gerordnetes.
„ 642. „ 15 von unten ist hier zu tilgen.
„ 747. „ 18 von unten lese man 1015 statt 1012.
„ 753. „ 1 lese man worden statt wurde.
„ 755. Note 1. Z. 1 principum statt principi.
„ 757. Z. 3 Commentarii statt Commentari.
„ 768. „ 18 vom Bischof Piligrim in Rom benutzt seien statt seien vom Bischof Piligrim in Rom benutzt.
„ 785. „ 19 am Schlusse sind die Worte sous la ausgesprungen.
„ 785. „ 11 von unten lese man Hasdeu statt Hasden.

